BREHMS TIERLEBEN: ALLGEMEINE KUNDE DES TIERREICHS

Alfred Edmund Brehm

Brehms Tierleben.

Fünfter Band.

Holzfreies Papier.

Brehms

Tierleben.

Allgemeine Kunde des Tierreichs.

Mit 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten und 180 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt.

Dritte, gänzlich neubearbeitete Auflage.

Von

Prof. Dr. Pechuel-Loesche.

Vögel — Zweiter Band.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

1891.

Die Vögel.

Von

Dr. Alfred E. Brehm.

Unter Mitwirkung von Dr. Wilh. Haacke

neubearbeitet von

Professor Dr. Pechuel-Loesche.

Zweiter Band:

Baumvögel, Papageien, Taubenvögel, Hühnervögel, Rallenvögel, Kranichvögel.

Mit 126 Abbildungen im Text und 18 Tafeln

von Robert Kretschmer, Wilhelm Kuhnert, Gustav Mützel, Friedrich Specht ꝛc.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

1891.

Inhalts-Verzeichnis.

Erste Ordnung: **Baumvögel** (Coracornithes).

(Fortsetzung.)

Zweite Ordnung: **Papageien** (Psittacornithes).

Dritte Ordnung: **Taubenvögel** (Peliornithes).

Vierte Ordnung: Hühnervögel (Alectoridornithes).

Fünfte Ordnung: **Rallenvögel** (Phalaridornithes).

Sechste Ordnung: **Kranichvögel** (Geranornithes).

Verzeichnis der Abbildungen.

Auf besonderen Tafeln.

Im Text.

Baumvögel (Fortsetzung).

Erste Ordnung.

Die Baumvögel (Coracornithes).

(Fortsetzung.)

Arge Träumer, bei welchen aber das prachtvolle Gefieder einigermaßen mit dem stillen und langweiligen Wesen aussöhnt, sind die Nageschnäbler oder Surukus (Trogonidae), eine in etwa 60 Arten über die Wendekreisländer der Alten und Neuen Welt verbreitete Familie, auf welche ein gleichnamiges Geschlecht (Trogones) und eine gleichnamige Unterordnung (Trogoniformes) begründet werden darf. Sie kennzeichnen sich durch gestreckten, aber reich befiederten Leib, sehr kurzen, breiten, dreieckigen, stark gewölbten Schnabel mit hakiger Spitze und bauchig nach hinten vortretenden Kieferrändern, die oft gezähnelt sind, sehr kleine und schwache, kurzläufige, fast ganz vom Schenkelgefieder verdeckte, dünn- und kurzzehige Füße, deren innere Zehe neben der hinteren sich nach rückwärts wendet, kurze, stark abgerundete Flügel, deren Schwingen schmal, spitzig, steifschaftig und sichelförmig gekrümmt sind, langen, zwölffederigen Schwanz, dessen drei äußere Federn jeder Seite sich verkürzen, wogegen die sechs mittleren, breiteren annähernd gleiche Länge haben, und durch ein sehr weiches, stark dauniges, prachtvoll metallisch glänzendes Gefieder, das sich am Schnabelgrunde ebenfalls in Borsten umwandelt. Der innere Bau stellt die Nageschnäbler zwischen Klein- und Rakenvögel.

Von jeher hat die wundervolle Pracht des Gefieders die Aufmerksamkeit der Forscher und Laien auf diese merkwürdigen Vögel gelenkt, deren Leben im Übrigen wenig Beachtenswertes bietet. Die Nageschnäbler erinnern nicht bloß durch den weit gespaltenen Schnabel und die auffallend kleinen Füße, sondern auch durch die Weichheit ihrer Haut und ihres Gefieders an die Nachtschwalben. Besonders bemerklich wird die Ähnlichkeit beider Gruppen bei jungen Vögeln. Auch sie sind, obwohl sie während des Tages ihren Geschäften nachgehen, als Dämmerungsvögel anzusehen; denn nur wenige verlassen die schattigen, düsteren Wälder, die selbst der scheitelrecht stehenden Sonne verwehren, ihre Strahlen in das Blätterdunkel hinabzusenden. Hier, in den unteren Teilen der Baumkronen, sieht man sie einzeln oder paarweise ihr Wesen treiben. Je reicher, je üppiger der Wald, um so häufiger finden sie sich. Aber sie beschränken sich keineswegs auf die Niederungen, sondern steigen auch zu sehr bedeutenden Höhen in den Gebirgen empor.

Träge und träumerisch sitzen sie auf einem Aste und spähen von hier aus in die Runde. Ein fliegendes Kerbtier reizt sie zu kurzem Fluge an; sie verfolgen die Beute mit großer Gewandtheit, fangen sie sehr geschickt und kehren dann wieder zu einem Ruhepunkte zurück. Aber nicht bloß Kerbtiere, sondern auch Früchte dienen ihnen zur Nahrung; manche Arten

scheinen sogar ausschließlich auf Pflanzenstoffe angewiesen zu sein und bemächtigen sich dieser in gleicher Weise wie einer fliegenden Beute, indem sie von ihrem Ruhesitze aus auf eine Frucht oder Beere zufliegen, sie abpflücken, verschlingen und hierauf wiederum zu ihrem Sitze zurückkehren.

Über die Fortpflanzung der Surukus liegen noch wenige und keineswegs eingehende Beobachtungen vor. Doch wissen wir so viel, daß alle Arten, deren Nistgeschäft man kennen lernte, vorgefundene Baumhöhlen benutzen oder sich an steilen Erdwänden flache Höhlungen ausgraben und in das Innere derartiger Nisträume 2—4 sehr rundliche, licht gefärbte oder weiße Eier legen.

Auffallenderweise hat man bis jetzt noch niemals ernstlich versucht, Nageschnäbler in Gefangenschaft zu halten. Die Trägheit der ansässigen Südamerikaner, ihre Gleichgültigkeit gegen die sie umgebende reiche Tierwelt, mindestens gegen diejenigen Tiere, welche ihnen nicht gerade schädlich werden, und die Ungeschicklichkeit, gefangene Vögel zu behandeln, mögen die hauptsächlichsten Ursachen sein, daß diese prachtvollen Geschöpfe lebend noch nicht in unsere Käfige gelangten. Auch die Hinfälligkeit des überaus zarten Gefieders bildet ein Hindernis für die Gefangenschaft. Unmöglich aber ist es keinesfalls, Surukus zu erhalten; ja, es erscheint sogar wahrscheinlich, daß sie bei sorgfältiger Abwartung länger im Käfige ausdauern dürften als viele andere Vögel, die man pflegt und selbst bis zu uns versendet.

Beachtenswert ist noch eins. Die Farbenpracht des Gefieders, zu deren Beschreibung die Worte mangeln, ist in einem Grade hinfällig wie bei keinem anderen Vogel. Die Farben scheinen wie angehaucht zu sein: sie verlieren sich an ausgestopften Stücken, wenn sie dem Lichte ausgesetzt werden, schon nach sehr kurzer Zeit.

Unter den südasiatischen Nageschnäblern ist der **Bindentrogon**, der **Kurna** der Inder (**Harpactes fasciatus**, **Trogon fasciatus**, **malabaricus** und **ceylonensis**, **Hapalurus malabaricus**, **Pyrotrogon fasciatus**), einer der bekanntesten. Die Gattung der **Feuersurukus** (**Harpactes**), die er vertritt, kennzeichnet sich durch kräftigen, sehr gebogenen, glattrandigen Schnabel, halb befiederte, d. h. mit kleinen Höschen bekleidete Füße, kurze Flügel und langen Schwanz, dessen seitliche Federn breit und von der äußersten an bis zur Schwanzmitte gleichmäßig gesteigert sind. Der männliche Kurna ist auf der Oberseite rötlich kastanienbraun, auf Kopf und Hals schieferschwarz, auf Kehle und Kropf heller schiefergrau, auf den Flügeldeckfedern weiß und schwarz gestrichelt, auf der Brust und den übrigen Unterteilen scharlachrot, der Kropf durch ein blendend weißes schmales Band von der Brust getrennt, ein Ring, der am Ohre beginnt und um den Hinterkopf sich zieht, rot wie die Brust, eine nackte Stelle um das Auge smalteblau; die mittleren Schwanzfedern haben dieselbe Färbung wie der Rücken, die äußeren sind schwarz und weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel tiefblau, der Fuß licht lavendelblau. Dem Weibchen fehlt die dunkle Kopfzeichnung; seine Oberarmschwingen und Deckfedern sind fein schwarz und braun gebändert, und die Unterseite ist ockergelb, anstatt rot. Die Länge beträgt 31, die Breite 41, die Fittichlänge 13, die Schwanzlänge 15 cm.

Laut **Jerdon** findet man den Kurna in den Wäldern Malabars vom äußersten Süden bis zu den Ghats, ebenso aber auch in einigen Waldungen Mittelindiens und Ceylons bis zu 1000 m über dem Meere. Er bevorzugt höhere Striche von ungefähr 600 m an und hält sich regelmäßig in den dichtesten Teilen der Waldungen auf. Oft sieht man ihn bewegungslos auf einem Baumzweige sitzen: beobachtet man ihn länger, so gewahrt man, daß er gelegentlich auffliegt, um ein Kerbtier wegzufangen. Zuweilen kehrt er dann zu

demselben Sitze zurück, öfter aber erwählt er sich einen anderen, und so durchwandert er ein ziemliches Stück des Waldes. Gewöhnlich lebt er einsam, manchmal in Paaren; Jerdon hat aber auch ihrer vier und fünf zusammen gesehen, und Layard bemerkt, daß sich der Kurna in kleine Gesellschaften zu drei und vier vereinige. Sein Futter besteht in verschiedenen Kerbtieren, vorzugsweise in Käfern, nach Layard auch in Gespenstschrecken und Spinnen. Jerdon erinnert sich nicht, einen Laut von ihm vernommen zu haben, und so viel ist gewiß, daß er zu den stillsten aller Vögel gehört; Tickell hingegen versichert, daß er einen wilden, klagenden Laut ausstoße, der an das Miauen der Katzen erinnere.

Von einer verwandten Art berichtet Jerdon noch, daß er zwei weiße, runde Eier erhalten habe, die in einer Baumhöhle auf dem Mulme abgelegt worden waren.

*

Bei denjenigen Arten, welche man als die Urbilder der Familie betrachtet und Trogons (Trogon) nennt, ist der Schnabel breit und hoch, der Oberkiefer bauchig gewölbt, an der Spitze wenig hakig übergebogen, der Rand gekerbt, der Flügel kurz und stumpf, der Schwanz mittellang, seitlich wie bei den indischen Arten abgestuft, das Gefieder weich und großfederig.

Bei der einzigen Art der Familie, die man bis jetzt in Afrika gefunden hat, sind die Schnabelränder gezahnt und die seitlich verkürzten Schwanzfedern verschmälert. Auf diese geringfügigen Unterschiede begründet sich die Untergattung der Blumensurukus (Hapaloderma). Deren einziger Vertreter wird übrigens von Levaillant zu Ehren einer schönen Hottentottin Narina genannt; Narina aber bedeutet Blume, und damit ist der deutsche Artname erklärt.

Bei der männlichen Narina (Trogon narina, Hapaloderma und Apaloderma narina) sind die ganze Oberseite einschließlich der kleinen Flügeldeck- und mittleren Steuerfedern, die Kehle, der Hals und die Oberseite prachtvoll und schimmernd goldgrün, die Unterbrust und der Bauch dunkel rosenrot, die größeren Flügeldeckfedern grau, schwärzlich gebändert, die Schwingen schwarz mit weißen Schäften, die äußeren Schwanzfedern an der Außenfahne weiß, an der inneren schwärzlich. Beim Weibchen sind alle Farben trüber, Stirn und Kehle braunrot, die Schwungfedern braunschwarz.

Levaillant entdeckte die Narina in den Wäldern Südostafrikas, Rüppell fand sie später im mittleren Waldgürtel längs der abessinischen Küste, von Heuglin auch in Fasogl und am Weißen Nil, Ries in Aguapim, Du Chaillu am Muni, Kirk im Süden Mozambiques, Monteiro in Benguela auf. Ich bin nur ein einziges Mal so glücklich gewesen, den Prachtvogel zu sehen, und zwar im Mensathale, wenige Kilometer von der Küste des Roten Meeres, glaube aber nicht, daß er hier so selten ist, wie die Reisenden meinen; denn gerade die Bergwände, an deren einer ich die Narina bemerkte, erschweren Beobachtung der Vögel im höchsten Grade. Ein Querthal, das von ihnen in wenigen Augenblicken durchflogen wird, eine Felswand, an welcher sie um 50 m weit auf und nieder steigen, türmen vor dem Verfolger geradezu unüberwindliche Hindernisse auf. Jules Verreaux sagt, daß man die Narina in Südafrika vorzugsweise in den großen Waldungen östlich des Vorgebirges der Guten Hoffnung findet. Hier lebt sie sehr einzeln und still auf den höchsten Bäumen, nur in den Morgen- und Abendstunden ihrer Nahrung nachgehend und vor dem Menschen scheu entfliehend.

In ihrem Sein und Wesen hat sie etwas so Eigentümliches, daß es unmöglich ist, sie zu verkennen. Sie hält sich im Sitzen sehr aufrecht; der Kopf wird tief eingezogen, und der Schwanz hängt schlaff gerade nach abwärts. Der Flug ist weich und lautlos, sanft schwebend und, soviel ich beobachten konnte, ohne jähe Wendungen. „Während der Zeit

der Liebe", sagt Levaillant, „läßt die männliche Narina Laute vernehmen, die Schmerz auszudrücken scheinen; während der übrigen Zeit des Jahres ist sie sehr schweigsam." Verreaux bestätigt diese Angabe und nennt die Stimme ein klagendes und lang verhallendes Geschrei. Aber neben diesen Lauten gibt der Vogel auch noch andere zu hören: er besitzt nämlich bauchrednerische Begabung. Nicht selten glaubt man ihn in weiter Ferne, während er in unmittelbarster Nähe sitzt. Diese Angabe kann ich bekräftigen; denn ich habe bestimmt das sonderbare Schwatzen vernommen, ohne mir es anfänglich erklären zu können. Levaillant versichert, daß man die Narina herbeiziehen könne, wenn man den Schrei der Eule nachahme oder auf einem Blatte pfeife, und dies stimmt recht wohl mit dem überein, was andere Naturforscher von südamerikanischen Arten beobachteten. Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Schmetterlingen, Gespenstschrecken und Fliegen. Verreaux fand übrigens auch, obwohl sehr selten, Käferreste in dem Magen der von ihm erlegten. Nach Levaillant nistet die Narina in hohlen Bäumen und legt vier fast runde Eier von weißer Farbe, die aber, solange sie noch nicht ausgeblasen sind, wegen des durchschimmernden Inhaltes rötlich erscheinen. Verreaux sagt, daß die Anzahl der Eier 2, selten 3 betrage. Die Brutzeit soll 20 Tage währen, das Wachstum der Jungen ungefähr gleiche Zeit erfordern. Aber auch nach dem Ausfliegen bleiben diese noch längere Zeit bei den Alten.



Narina (Trogon narina). 1/3 natürl. Größe.

Über die amerikanischen Nageschnäbler sind wir genauer unterrichtet. Man hat die vielen Arten, welche die Westhälfte unserer Erde bewohnen, neuerdings in mehrere Gattungen zerteilt; die Unterschiede, die hervorgehoben wurden, sind aber größtenteils geringfügig.

Azara beschrieb zuerst die Surukua (Trogon surucua und leucurus), einen Vogel, dessen Länge 26, dessen Breite 38, dessen Fittich 12 und dessen Schwanz 9 cm mißt. Das Männchen ist wirklich prachtvoll gefärbt. Kopf und Hals bis zur Brust herab sind blauschwarz; der Rücken ist grün, der Bauch blutrot; die Kopf-, Hals- und Rückenfedern schimmern in Metallfarben, die

Kopfseiten stahlblau oder violett, die Rückenteile grünlich, bläulich oder golden; die Flügeldeckfedern sind fein wellenförmig schwarz und weiß gezeichnet, auf der Außenfahne schmal, auf der Innenfahne breit weiß gesäumt, die mittleren Steuerfedern blau mit schwarzer Spitze, die nächstfolgenden schwarz mit blaugrüner Außenfahne, die vierte und fünfte jeder Seite an der Spitze, die äußerste und sechste an der ganzen Außenfahne weiß. Das Auge ist dunkelrot, der nackte Augenlidrand orangefarbig, der Schnabel weißlich, der Fuß schwarzgrau. Beim Weibchen ist die Oberseite grau, die Unterseite rosenrot.

Der Pompeo (**Trogon viridis**, cayennensis, strigilatus, violaceus, melanopterus, albiventris und leverianus) ist auf der Stirn, den Wangen, der Kehle und dem Vorderhalse schwarz, auf dem Scheitel, dem Nacken, den Halsseiten und der Oberbrust prachtvoll stahlblau, grün schillernd, auf dem Rücken, den Schultern und den obersten Flügeldeckfedern erzgrün, welche Färbung auf dem Bürzel ins Bläuliche fällt; Bauch und Steiß sind lebhaft dottergelb, die äußeren Flügeldeckfedern und Schwingen schwarz, letztere weiß gerandet, die mittleren Schwanzfedern grün mit schwarzem Endsaume, die nächstfolgenden schwarz, außen erzgrün gesäumt, die drei äußersten jederseits an der Außenfahne und Spitze weiß. Beim Weibchen ist die Oberseite dunkelgrau, der Bauch blaßgelb, die Flügeldeckfedern sind fein weiß quer gebändert. Das Auge ist braun, der Schnabel blaß grünlichweiß, der Fuß schwarzgrau. Die Länge beträgt 33, die Breite 48, die Fittichlänge 15, die Schwanzlänge 13 cm.

Die Surukua bewohnt die Urwaldungen des südlichen Brasilien und nördlichen Paraguay; der Pompeo verbreitet sich über Nordbrasilien und Guayana. Die eine wie die andere Art ist, wo sie vorkommt, niemals selten; der Pompeo gehört sogar zu den gemeinsten Vögeln der Urwälder, die der Prinz von Wied besuchte. Er lebt in ebenen und bergigen Gegenden gleich gern und hält sich auch an der Seeküste auf, wo diese vom Urwalde bedeckt ist. „Überall“, sagt der Prinz von Wied, „sind diese Vögel verbreitet, sowohl im Sertong und den inneren trockenen und erhitzten Waldungen als in den hohen, dunkeln, prachtvollen Küstenwäldern, die in Hinsicht der Schönheit und durch ihren erhabenen, majestätischen Charakter bei weitem die Waldungen des inneren Brasilien übertreffen. Sie scheinen aber in den Küstenländern viel zahlreicher vorzukommen als in den Gebüschen des höheren Landes.“ Allerorten vernimmt man den Ruf des Pompeo, einen eintönigen, ziemlich kurzen, oft wiederholten Pfiff, der allmählich von der Höhe zur Tiefe herabsinkt und Ähnlichkeit mit dem Rufe des weiblichen Truthahnes hat oder, laut Schomburgk, wie „wu wu“ klingt. Während der Paarungszeit wird auch die Surukua laut; man vernimmt dann den häufig wiederholten Ruf, der den Silben „pio pio“ ähnelt. Überall kann man diese Vögel wahrnehmen; denn sie sind durchaus nicht scheu und lassen den Menschen bis in ihre unmittelbarste Nähe kommen. Azara sah, daß man eine Surukua mit dem Stocke von dem Zweige herabschlug, auf welchem sie saß, und auch der Prinz von Wied hält dies hinsichtlich des Pompeo für möglich. Auf einem freien, mäßig hohen Aste sitzen beide stundenlang unbeweglich oder, wie Schomburgk sich ausdrückt, unverdrossen, mit eingezogenem Halse und schlaff herabhängendem Schwanze auf Kerbtiere lauernd. Gewöhnlich bemerkt man die Vögel einzeln oder höchstens paarweise; doch sagt Bates, daß er auch kleine Gesellschaften von einem halben Dutzend Stück gesehen habe. „Sie verweilen, auf den unteren Zweigen der Bäume sitzend, fast bewegungslos 1 oder 2 Stunden lang und drehen höchstens den Kopf ein wenig, wenn ein fliegendes Kerbtier sich sehen läßt.“ Kommt ein solches in ihre Nähe, so erheben sie sich mit leisem, sanftem, eulenartigem und nicht reißendem Fluge, fangen die Beute und kehren wieder zu demselben Sitze zurück. Häufig bemerkt man sie,

laut Schomburgk, auf Feigenbäumen, deren Früchte sie gern zu fressen scheinen, gewöhnlich in Gesellschaft von Schmuckvögeln. Auch Natterer hat in dem Magen des Pompeo Samen und Früchte gefunden. Am thätigsten sind die Trogons in den Morgenstunden, namentlich unmittelbar nach Sonnenaufgang. Um diese Zeit tönt der Wald von ihrem klagenden Rufe.

Die Surukua nistet in Höhlungen, die sie sich in die auf den Bäumen stehenden Termitennester eingräbt. „Ich sah", sagt Azara, „das Männchen wie ein Specht angehängt und beschäftigt, mit seinem Schnabel das Nest auszuhöhlen, währenddem das Weibchen ruhig auf einem benachbarten Baume saß und das Männchen durch seine Blicke anzufeuern schien." Im September ist das Nest vollendet, und das Weibchen legt nun seine 2—4 weißen Eier. Über das Brutgeschäft des Pompeo hat Schomburgk eine Mitteilung gegeben, die ich jedoch für irrtümlich halte. Der Pompeo soll zwischen Baumzweigen ein Nest bauen, das ganz dem der Wildtaube ähnelt. Er würde sich, wäre diese Angabe richtig, dadurch von den meisten seiner Verwandten sehr wesentlich unterscheiden.

Die Erlegung dieser und anderer Surukus ist leicht und mühelos. Denn selbst wenn man einen solchen Vogel nicht sieht, kann man sich seiner bemächtigen, indem er sich durch den unschwer nachzuahmenden Ruf herbeilocken läßt und dann in unmittelbarer Nähe des Jägers seinen Sitz nimmt. Die Brasilier wenden dieses Kunststück an, wenn es ihnen, wie es in den menschenleeren Waldungen oft vorkommt, an Lebensmitteln mangelt. Das Fleisch des Vogels soll schmackhaft sein. Größere Schwierigkeit verursacht die getötete Surukua dem Naturforscher. „Kein Vogel", versichert Schomburgk, „bereitete mir beim Abziehen so viel Mühe wie der Pompeo, da es selbst bei der größten Vorsicht kaum gelingt, den Balg unbeschädigt herunterzubringen. Das Fell ist so zart, daß es sogar, wenn der Vogel geschossen vom Baume fällt und beim Herabfallen einen Zweig berührt oder auf harten Boden herabstürzt, zum Ausstopfen unbrauchbar wird."

Der Insel Cuba eigentümlich ist ein Nageschnäbler, dem wir den dort üblichen Namen Tokororo belassen wollen. Er unterscheidet sich von allen übrigen durch die eigentümliche Schwanzbildung. Der Schnabel ist einfach, d. h. ungezähnelt, der Fuß wie gewöhnlich gebildet, der Fittich mittellang, der Schwanz aber sonderbar abgestutzt. Alle Federn nämlich verbreitern sich an ihrer Spitze, indem die Fahnen nach beiden Seiten hin sich verlängern, so daß das Ende der Steuerfedern halbmondförmig erscheint. Infolge dieser Abweichungen hat man den Vogel zum Vertreter einer besonderen Gattung oder Untergattung, der Mondschwanztrogons (Priotelus), erhoben.

Der Tokororo (Trogon temnurus, Priotelus temnurus, Temnurus silens und albicollis) ist bunter als die meisten übrigen Arten seiner Familie. Oberkopf, Nacken, Rücken und Schulterdeckfedern sind metallisch grün, die Seiten des Oberkopfes blau, der Vorderhals und die Oberbrust blaß aschgrau, die Unterteile prachtvoll zinnoberrot, die Schwingen braun, weiß gebändert, die großen Flügeldeckfedern stahlblau mit weißem Spiegel, die mittleren Steuerfedern dunkel erzgrün, die hierauf folgenden blaugrün, die drei äußersten an der Spitze weiß. Das Auge ist prächtig rot, der Schnabel schwarzbraun, an dem Mundwinkel und Unterschnabel korallenrot, der Fuß einfach schwarzbraun. Die Länge beträgt 26, die Breite 39, die Fittich- und Schwanzlänge je 13 cm.

Der Tokororo ist auf der Insel Cuba an geeigneten Orten sehr gemein. Über seine Lebensweise haben d'Orbigny und Gundlach berichtet; zumal dem letztgenannten trefflichen Beobachter danken wir eingehende Mitteilungen. Der Tokororo bewohnt nur die Waldungen und findet sich nicht in dichten Gebüschen, in Baumgärten und Kaffeefeldern, sondern, wenn wirklich einmal außerhalb des geschlossenen Waldes, immer nur auf den



QUESAL

nächsten Bäumen nebenan. Er ist ein Standvogel im vollsten Sinne des Wortes, der jahraus jahrein auf derselben Stelle verweilt. Wie seine Familiengenossen kennt er keine Scheu vor dem Menschen, gestattet, daß dieser sich ihm nähert und setzt sich sogar oft dicht neben stillstehende Leute nieder. Seine Stellung ist sich stets gleich, d. h. sehr aufrecht, mit eingezogenem Halse und etwas nach vorn gerichtetem Schwanze, so daß eine vom Kopfe über den Rücken zur Schwanzspitze gezogene Linie einen Kreisabschnitt bildet. Nie springt er von einem Aste zu einem anderen, sondern sitzt ruhig auf einem wagerechten Zweige oder auf einer Schlingpflanze und fliegt von hier zu einer anderen Stelle oder nach den Beeren oder Blüten, die neben Kerbtieren seine Nahrung bilden. So ruhig sitzend läßt er unter zitternder Bewegung des Schwanzes seine Stimme hören, die den Silben „to-co-ro", zwei- oder mehrmals wiederholt, gleicht und ihm den Landesnamen gegeben hat. Außer diesem schallenden Rufe vernimmt man noch einen leisen, nicht weit hörbaren Ton, der etwa wie „tui-u" lautet. Der Flug ist schnell, aber nur kurz und bewirkt ein schwaches Geräusch.

Um zu nisten, sucht der Vogel ein verlassenes Spechtnest auf und legt in diese Baumhöhle ohne weiche Unterlage 3—4 sehr glattschalige, weiße, ins Bläuliche scheinende Eier von 29 mm Länge und 23 mm Durchmesser an der dicksten Stelle. Während der Zeit seiner Liebe nimmt man am Gefieder einen Moschusgeruch wahr.

Man hält den Tokororo fast nie im Käfige, weil seine Ernährung Mühe verursacht, er daselbst nicht fressen will, nicht singt und keine lebhaften Bewegungen macht, auch schnell die Federn beschädigt. Das Gefieder sitzt so locker in der Haut, daß es sehr leicht ausfällt und man, um ein gutes Stück zu erlangen, oft mehrere schießen muß, weil die Federn beim Fallen schon stellenweise ausgehen.

*

Die **Pfauentrogons** oder **Prachtsurukus** (Calurus) sind die größten Mitglieder der Ordnung, ausgezeichnet durch ihren verhältnismäßig breiten und flachen Kopf, ihren niedrigen, schmalen, nach der Spitze hin merklich zusammengedrückten, am Ende starkhakig herabgebogenen Schnabel und das zumal auf den Flügeln und dem Bürzel sehr entwickelte Gefieder, das an Pracht das aller übrigen Nageschnäbel noch übertrifft und kaum seinesgleichen hat innerhalb der ganzen Klasse.

Der **Quesal** (**Calurus resplendens**, Pharomacrus mocinno, Trogon und Calurus paradiseus, Trogon resplendens), der prachtvollste von allen, kennzeichnet sich durch einen vollen, aus zerschlissenen Federn gebildeten, seitlich zusammengedrückten, hohen, halbkugelförmigen Helm und die außerordentliche Entwickelung des Deckgefieders, das über die Flügel und den Schwanz wallend herabhängt. Die vorherrschende Färbung des Gefieders ist ein glänzendes Smaragdgoldgrün; die Brust und die übrigen Unterteile sind hoch scharlachrot, die Schwingen und deren Deckfedern sowie die vier mittelsten Schwanzfedern schwarz, die übrigen Steuerfedern weiß. Die erste Reihe der oberen Flügeldecken ist merklich verlängert, schmal, spitzig, palmblattförmig gestaltet und hat wie die oberen außerordentlich verlängerte Schwanzdeckfedern, deren beide mittlere gegen 80 cm an Länge erreichen können, goldgrüne Färbung. Das Auge ist dunkel nußbraun, das Augenlid schwarz, der Schnabel gelb, am Grunde ölbraun, der Fuß braungelb. Das Weibchen unterscheidet sich durch den nur schwach angedeuteten Schopf und das viel weniger entwickelte Deckgefieder, das die Steuerfedern weit überragt. Die Länge beträgt 42, die Fittichlänge 21, die Schwanzlänge 22 cm. Die längsten Schwanzdeckfedern überragen die Steuerfedern um 65 cm.

Bis vor Kurzem wußten wir nur, daß der Quesal in Mexiko und Mittelamerika gefunden wird und hier die Gebirgswaldungen bewohnt; nun aber sind wir durch **Salvins**

und Owens Forschungen über die Lebensweise unterrichtet worden. „Der Vogel“, sagt ersterer, „wählt zu seinen Aufenthaltsorten einen Gürtel von ungefähr 2000 m Höhe. Hier scheint er in allen Waldungen vorzukommen, wenn auch nur in denen, die aus den höchsten Bäumen bestehen. Die niederen Zweige der letzteren, d. h. diejenigen, welche sich ungefähr im zweiten Dritteil der Baumhöhe befinden, dienen ihm zur bevorzugten Warte. Hier sieht man ihn fast bewegungslos sitzen; denn er dreht höchstens den Kopf langsam von einer Seite zur anderen oder breitet und schließt abwechselnd den fast senkrecht herabhängenden Schwanz, erhebt ihn auch wohl und bringt dann die lang überhängenden Deckfedern in sanfte Bewegung. Sein Auge erspäht eine reife Frucht: er erhebt sich von seinem Zweige, erhält sich einen Augenblick rüttelnd, pflückt eine Beere und kehrt zu demselben Zweige zurück. Ein derartiger Ausflug wird mit einer Zierlichkeit ausgeführt, die jeder Beschreibung spottet. Ich habe oft gehört, daß Leute, die ausgestopfte Kolibris sahen, begeistert ausriefen: ‚Wie prachtvoll müssen diese kleinen Geschöpfe erscheinen, wenn sie fliegen‘. Aber dies ist nicht der Fall. Man denke sich den Kolibri in einer Entfernung von 20 m, und man sieht von seinen Farben nichts, es sei denn, daß man sich in der allervorteilhaftesten Lage befinde. Anders ist es mit dem Quesal. Seine Pracht bleibt dieselbe, welche Stellung er auch annehmen möge, und er fesselt durch sie sofort das Auge. Kein anderer Vogel der Neuen Welt erreicht ihn, kein anderer der Alten Welt übertrifft ihn. Dies waren meine Gedanken, als ich den ersten lebenden vor mir sah. Der Flug ist rasch und wird in gerader Richtung ausgeführt; die langen Schwanzdeckfedern, die ihm durchaus nicht im Wege zu sein scheinen, strömen hinter ihm drein. Die Laute, die er ausstößt, sind verschieden. Seine Lockstimme ist ein doppelter Laut, den Silben ‚wiu wiu‘ ungefähr vergleichbar. Der Vogel beginnt mit einem sanften Pfeifen und verstärkt dieses nach und nach zu einem lauten, aber nicht klanglosen Schrei. Oft dehnt er diesen Laut, beginnt ihn leise, verstärkt ihn und läßt ihn dann allgemach wieder verstummen. Beide Töne können leicht nachgeahmt werden. Andere Schreie sind rauh und mißtönend, und sie lassen sich nur mit Hilfe von Blättern wiedergeben. Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Früchten; doch findet man gelegentlich auch eine Heuschrecke in seinem Magen.“

Über das Brutgeschäft teilt Owen einiges mit. „Gelegentlich eines Jagdausfluges nach dem Berge von Santa Cruz erzählte mir einer meiner Jäger, daß er ungefähr eine Meile von Chilasco ein Quesalnest gesehen, und erbot sich, das Weibchen zu erlegen und mir das Ei zu bringen, falls ich ihm jemand zur Hilfe geben wollte. Ich ging selbstverständlich darauf ein, und der Mann kehrte mit dem Weibchen und zwei Eiern zurück. Er berichtete, daß das Nest in der Höhle eines abgestorbenen Baumes ungefähr 8 m über dem Boden gestanden habe. Zur Höhle führte ein Eingangsloch, eben groß genug, um das Einschlüpfen zu ermöglichen; ihr Inneres war kaum so geräumig, daß sich der Vogel umdrehen konnte. Außer einer Lage von Mulm fand sich kein eigentliches Nest vor. Andere Bergbewohner erzählten, daß der Quesal sich gern mit verlassenen Spechthöhlen behelfe.“ — „Ich denke“, fügt Salvin Vorstehendem hinzu, „daß diese Angabe für die Nestkunde des Vogels genügend ist. Meiner Meinung nach hilft der männliche Vogel nicht mit brüten, sondern überläßt diese Pflicht ausschließlich dem Weibchen. Der Ursprung der Erzählung, daß das Nest des Quesals nur in einer durchgehenden Baumhöhle angelegt werde, gründet sich unzweifelhaft auf die Unmöglichkeit, ein anderes Nest, das die langen Schwanzfedern des Männchens nicht gefährdet, sich zu denken. So mußte man sich einbilden, daß der Vogel eine Baumhöhle erwähle, zu deren einem Eingange er einschlüpfe und durch deren anderen Zugang er sie wieder verlasse. Daß diese Erzählung in Guatemala entstanden ist, unterliegt für mich keinem Zweifel. Ein derartiges Nest ist mir oft beschrieben worden, aber niemals von einem, der es selbst gesehen.“

Die Jagd des Quesal ist für den, der den Laut seines Wildes nachzuahmen versteht, sehr einfach. Der Jäger, der sich des Prachtvogels bemächtigen will, geht gemächlich durch den Wald und ahmt dabei ab und zu den Lockruf des Männchens nach. Sobald ein solches ihn vernimmt, antwortet es. Der Jäger bleibt stehen und wiederholt die verschiedenen Schreie, bis der Vogel auf einem der nächsten Bäume vor ihm erscheint. Salvin sagt ausdrücklich, daß er selten lange habe warten müssen. Gewöhnlich fliegt das Weibchen voraus und setzt sich in großer Nähe über dem Jäger nieder. Dieser beachtet es nicht und fährt fort, nach dem Männchen zu rufen, bis letzteres sich einstellt. Nur zuweilen wird von dem Quesaljäger auch das Weibchen erlegt.

Die Mitte zwischen Kleinvögeln, Todis und Rakenvögeln nehmen durch die Eigentümlichkeiten des inneren Baues die Baumvögel ein, welche die Unterordnung der Sitzfüßler (Halcyoniformes) bilden und sich in die drei Geschlechter der Fangschnäbler, Königsfischer und Bienenfresser trennen lassen.

Den höchsten Platz in der Unterordnung weist Fürbringer den Fangschnäblern (Bucerotes) an, deren zwei Familien, die Nashornvögel und Hopfe, Vogelgestalten umfassen, deren Schnabelform und Freßweise den deutschen Namen des Geschlechtes rechtfertigen.

Die Hornvögel (Bucerotidae) sind nicht schwer zu kennzeichnen; denn der lange, sehr dicke, mehr oder weniger gebogene und meist mit sonderbaren Auswüchsen, sogenannten Hörnern, versehene Schnabel bildet, so verschieden er auch gestaltet sein mag, ein so bezeichnendes Merkmal, daß sie mit anderen Vögeln nicht verwechselt werden können. Sie sind aber auch im Übrigen auffallend gestaltet. Der Leib ist sehr gestreckt, der Hals mittel- oder ziemlich lang, der Kopf verhältnismäßig klein, der aus zehn Federn bestehende Schwanz mittel- oder sehr lang, die Flügel kurz und stark abgerundet, die Füße niedrig, kurz und heftzehig, das Gefieder der Oberseite ziemlich kleinfederig, das der Unterseite haarig zerschlissen. Bei vielen Arten bleiben Kehle und Augengegend nackt, und das obere Augenlid trägt starke, haarartige Wimpern. Die Mannigfaltigkeit der Familie ist auffallend: fast jede Art kann auch als Vertreter einer Gattung betrachtet werden, und jede Art unterscheidet sich außerdem noch in den verschiedenen Altersstufen ihres Lebens.

Bei Untersuchung des inneren Baues fällt vor allem die Leichtigkeit der Knochen auf. Nicht bloß der ungeheure Schnabel, sondern auch die meisten Knochen bestehen aus sehr großen, äußerst dünnwandigen Zellen, die luftführend sind. Das Brustbein erweitert sich nach hinten und zeigt jederseits eine seichte Ausbuchtung; das sehr kleine Gabelbein ist nicht mit dem Brustbeine verbunden. Die Speiseröhre ist weit, der Magen muskelkräftig; die Därme sind sehr kurz, Blinddärme fehlen. Bei vielen, vielleicht bei allen Arten dehnt sich das Luftfüllungsvermögen auch bis auf die Haut aus, die nur schwach an dem Körper haftet, an einzelnen Stellen nicht mit ihm verbunden zu sein scheint und zahlreiche Luftzellen besitzt.

Südasien, die Malayischen Inseln, Mittel- und Südafrika sind die Heimat der Hornvögel, von welchen man etwa 50 in Gestalt und Färbung, Sitten und Gewohnheiten sehr übereinstimmende Arten kennt. Asien scheint den Brennpunkt ihres Verbreitungsgebietes

zu bilden; aber auch in Afrika werden sie durch viele Arten vertreten. Sie finden sich vom Meeresstrande an bis zu einer Höhe von 3000 m regelmäßig in dichten und hochstämmigen Waldungen; nur die kleineren Arten kommen zeitweilig auch in niedrigen Beständen vor. Alle Arten leben paarweise, sind aber der Geselligkeit zugethan und vereinigen sich deshalb oft mit ihresgleichen, mit verwandten Arten und selbst mit gänzlich verschiedenen, vorausgesetzt, daß letztere dieselbe Lebensweise führen. Wie die Tukane verbringen auch sie den größten Teil ihres Lebens auf den Bäumen; diejenigen Arten, welche sich auf dem Boden zu schaffen machen, gehören zu den Ausnahmen. Die Mehrzahl hat einen höchst ungeschickten Gang, bewegt sich aber mit verhältnismäßig bedeutender Gewandtheit im Gezweige der Bäume. Der Flug ist bei allen Arten besser, als man glauben möchte, wird jedoch selten weit in einem Zuge fortgesetzt, obwohl man nicht annehmen kann, daß er ermüdet; denn einzelne schweben oft halbe Stunden lang kreisend in hoher Luft umher. Bei den meisten Arten verursacht die Flugbewegung so viel Geräusch, daß man den fliegenden Hornvogel eher hört, als man ihn sieht, ja gewisse Arten, nach einstimmiger Versicherung guter Beobachter, bis auf eine englische Meile weit vernehmen kann.

Die Sinne, namentlich Gesicht und Gehör, sind wohl entwickelt, die übrigen wenigstens nicht verkümmert. Zu richtiger Beurteilung des geistigen Wesens mangelt uns genügende Erfahrung; so viel aber wissen wir, daß fast alle als vorsichtige, scheue, achtsame, mit einem Worte kluge Geschöpfe bezeichnet werden müssen. Die Stimme ist ein mehr oder weniger dumpfer, ein- oder zweisilbiger Laut, der aber mit großer Ausdauer hervorgestoßen wird und zur Belebung des Waldes wesentlich beiträgt. Um so auffallender muß eine Angabe von Ayres erscheinen. Er versichert, zu seiner größten Überraschung einen Nashornvogel mit den Stimmlauten einer Drossel angenehm singen gehört zu haben. Anfänglich wollte er kaum seinen Ohren trauen, als er diesen Gesang vernahm, mußte sich jedoch, nachdem er den auf der Spitze eines hohen Baumes sitzenden Vogel längere Zeit beobachtet hatte, überzeugen, daß die Laute von ihm herrührten. Denn als der absonderliche Sänger sich entfernt hatte, waren die Wälder still wie zuvor.

Die Nahrung ist gemischter Art. Die meisten Hornvögel greifen, wenn sie können, kleine Wirbeltiere und Kerfe an, sind namentlich gefährliche Feinde kleiner Vögel, mit welchen sie denselben Käfig bewohnen, und im Walde wahrscheinlich auch arge Nesträuber, nehmen sogar Aas zu sich, und alle ohne Ausnahme fressen mancherlei Beeren, Früchte und Körner. Einige sind Allesfresser in des Wortes vollgültigster Bedeutung.

Höchst eigentümlich ist die Art und Weise der Fortpflanzung. Sämtliche Arten, über deren Brutgeschäft bestimmte und eingehende Beobachtungen vorliegen, brüten in geräumigen Baumhöhlen, aber unter Umständen, wie sie bei keinem anderen Vogel sonst noch vorkommen. Das brütende Weibchen wird bis auf ein kleines rundes Verbindungsloch vollständig eingemauert und vom Männchen, das die Atzung durch besagtes Loch in das Innere des Raumes reicht, währenddem ernährt. Die Bruthöhle wird also buchstäblich zu einem Kerker, und in ihm muß das Weibchen so lange verweilen, bis die Jungen ausgeschlüpft oder flugfertig sind. Unterdessen mausert das Weibchen, verliert wenigstens seine Federn vollständig, so daß es zeitweilig gänzlich unfähig zum Fliegen ist. Das Männchen aber sorgt unverdrossen für die Ernährung von Weib und Kind und muß sich, sagt man, dabei so anstrengen, daß es gegen Ende der Brutzeit hin „zu einem Gerippe“ abgemagert ist. Ob alle Nashornvögel in derselben Weise verfahren wie die beobachteten, läßt sich zwar nicht behaupten, aber doch mit großer Bestimmtheit vermuten.

Die frei lebenden Hornvögel, zumal die größeren Arten, haben wenige Feinde; denn die meisten Raubvögel scheuen wohlweislich die Kraft der gewaltigen Schnäbel, müssen es sich im Gegenteile gefallen lassen, gefoppt und geneckt zu werden. Auch der Mensch

behelligt sie wenig, hält einige sogar für geheiligte Wesen. Demungeachtet scheinen sie überall in ihm ihren ärgsten Feind zu erkennen und weichen ihm mit größter Vorsicht aus. Aber wie alle klugen und vorsichtigen Tiere werden sie, wenn sie in Gefangenschaft gelangen, bald zahm und beweisen dann eine so innige Anhänglichkeit an ihren Pfleger, daß dieser es ihnen gestatten kann, nach Belieben sich zu bewegen, da sie nur ausnahmsweise die ihnen gewährte Freiheit mißbrauchen.

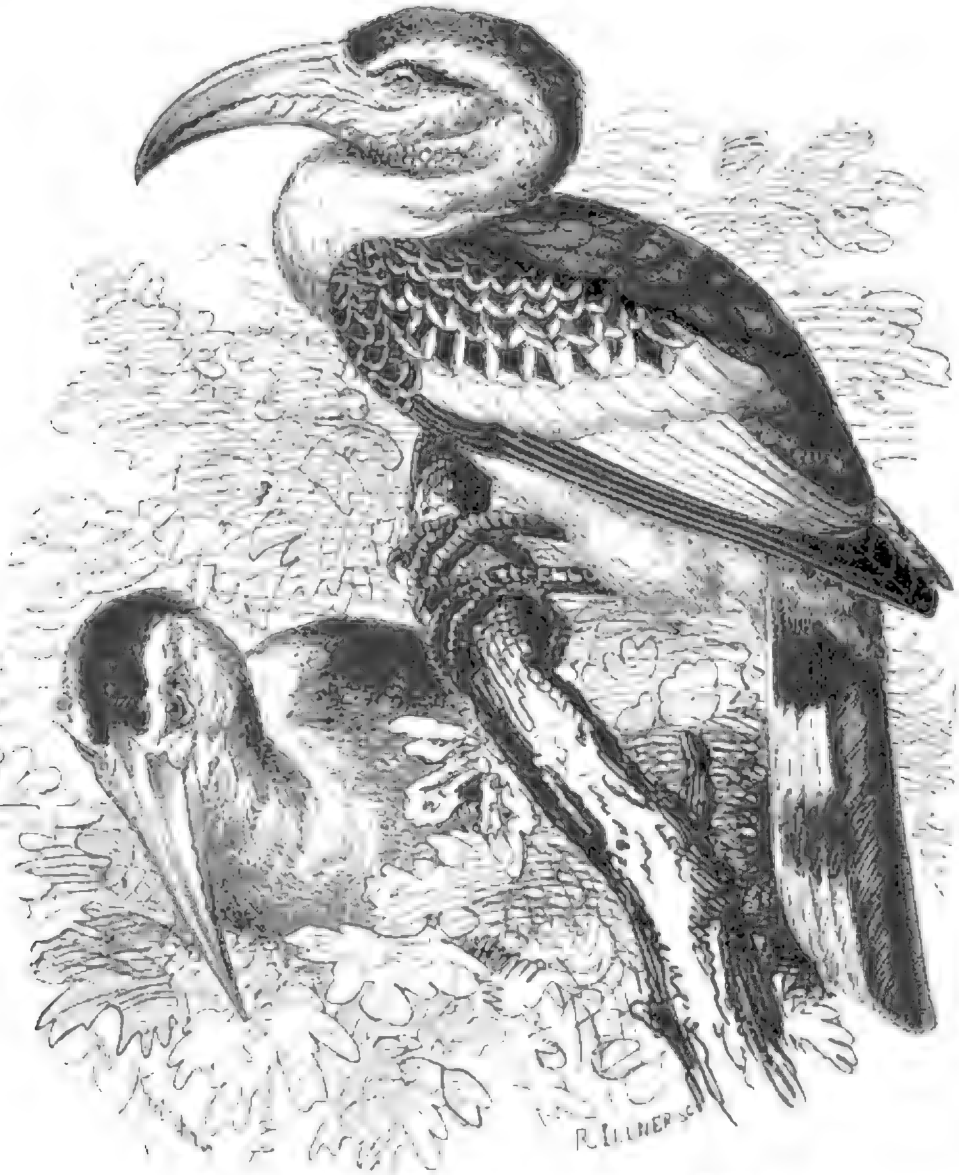
Der Schnabel, insbesondere aber der Schnabelaufsatz der Nashornvögel ist so verschiedenartig gebaut, daß man die im übrigen unter sich sehr übereinstimmenden Glieder der Familie in zahlreiche Gattungen zerfällt hat. Dem mir gestellten Ziele entspricht es nicht, auf alle einzugehen, und es muß daher genügen, wenn ich nur einige berücksichtige. So vereinigt man die kleinsten Arten unter dem Namen Tok oder Glatthornvögel (Rhynchaceros) in einer besonderen Gattung. Der Schnabel ist verhältnismäßig klein, obschon immer noch sehr groß, oben und unten gebogen, an den Rändern mehr oder weniger gezähnelt und auf dem schneidigen Firste etwas erhaben, seitlich auch wohl flach gefurcht, aber ohne jeden hornigen Aufsatz, die Füße kurz und schwach, die Flügel, in denen die vierte oder fünfte Schwinge die längste, mittel-, der sanft abgerundete Schwanz ziemlich lang.

In einer Hinsicht ähneln die Glatthornvögel unseren Raben. Sie sind neugierige und aufmerksame Geschöpfe. Wenn man ein Wild erlegt hat, pflegen sie herbeizukommen, setzen sich wohl auch in der Nähe auf einen Baum und teilen schreiend dieses Ereignis der Waldbewohnerschaft mit. Viel mehr noch erregt sie das Erscheinen eines gefährlichen Tieres, z. B. einer Schlange oder eines Raubtieres. Sie sind es, die auf diese wie die Raben auf den Uhu stoßen, den schleichenden Leoparden anderen Tieren verraten, dem Honigangeber ins Handwerk pfuschen und die von ihnen entdeckte Schlange oder jedes andere auffallende Geschöpf ihren Klassenverwandten anzeigen. Und nicht bloß diese, sondern auch die Säugetiere achten auf ihr Gebaren; denn sie haben sich wirklich ein gewisses Ansehen unter den übrigen Tieren verschafft. Der Klippspringer spitzt das Gehör, wenn er ihren Ruf vernimmt; die ruhende Antilope erhebt sich vom Lager, die leicht beschwingten Vögel kommen herbeigeflogen, kurz, alles Lebende im Walde wird aufmerksam und rege.

In dem Magen der von mir erlegten Glatthornvögel habe ich Früchte, Sämereien und Kerbtiere gefunden; ich zweifle aber nicht, daß vom Tok auch ein aufgefundenes Vogelnest ausgeplündert, ein noch täppischer Vogel oder ein kleines Säugetier, eine Eidechse ꝛc. aufgenommen wird. Gefangenen Toks mindestens ist ebensowenig zu trauen wie größeren Verwandten, und sie lassen wohl kaum eine günstige Gelegenheit vorübergehen, um ein ihnen sich bietendes Vögelchen wegzuschnappen. Andersson beobachtete den Tok oft Nahrung suchend auf dem Boden, woselbst weder von Heuglin noch ich ihn jemals gesehen haben, und beschreibt sehr richtig, daß er den Bissen vor dem Verschlingen in die Höhe werfe und mit der Spitze des Schnabels wieder auffange.

Vom 17. Grade nördlicher Breite an verbreitet sich der Tok (Rhynchaceros erythrorhynchus und melanoleucus, Buceros erythrorhynchus, nasutus und leucopareus, Alophius und Tockus erythrorhynchus) nach Süden hin über den größten Teil Afrikas. Er ist einer der kleinsten Arten der Familie und leicht kenntlich, aber nicht wohl mit kurzen Worten zu beschreiben. Die ganze Mitte des Kopfes ist dunkelbraun, die Ohrgegend bräunlich, ein breiter Streifen an den Halsseiten schwarzbraun, ein zwischen ihm

und dem Oberkopfe verlaufender weiß, die Oberseite schwarzbraun, durch große, keilförmige weiße Endflecken der kleinen Schulter- und Flügeldeckfedern gezeichnet. Die Handschwingen sind schwarz, die ersten sechs mit großen, eiförmigen weißen Flecken auf der Mitte der Innenfahne, die zweite bis fünfte mit denselben Flecken auch auf der Außenfahne geziert, die Armschwingen mit Ausnahme der drei ersten und letzten weiß, jene wie die Handschwingen gefleckt und außerdem noch weiß gesäumt, die letzten wie die größten Schulterdeckfedern



Tok (Rhynchaceros erythrorhynchus). 2/5 natürl. Größe.

dunkelbraun, innen an der Wurzelhälfte weiß, die großen Deckfedern der einfarbig weißen Schwingen ebenfalls weiß, die mittelsten beiden Schwanzfedern einfarbig dunkelbraun, die übrigen in der Wurzelhälfte schwarz, in der Endhälfte weiß, hier aber mit einer schwarzen Querbinde versehen, die auf den äußersten nur noch als Flecken erscheint. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel mit Ausnahme eines dunkeln Fleckens an der Wurzel des Unterschnabels blutrot, der Fuß braungräulich. Die Länge beträgt 46, die Breite 57, die Fittichlänge 17, die Schwanzlänge 19,5 cm. Das ähnlich gefärbte Weibchen ist bedeutend kleiner.

In allen Waldungen Abessiniens, des Ostsudan und Kordofans und ebenso in allen entsprechenden Gegenden Mittel-, West- und Südafrikas gehört der Tok zu denjenigen

Vögeln, welche man tagtäglich sieht oder hört. Man begegnet ihm, wenn auch seltener, schon in den dünn bestandenen Waldungen der Steppe und regelmäßig, stellenweise sehr häufig, in den Flußniederungen, wo der Wald aus hohen Bäumen besteht. Im Gebirge steigt er, nach den Beobachtungen von Heuglins, bis zu 2000 m Höhe empor. Er wandert nicht, schweift jedoch oft im Vereine mit einem nahen Verwandten weit im Lande umher und besucht dann, laut von Heuglin, selbst die Nachbarschaft von Viehgehegen und Gehöften, die er sonst meidet.

Wie die meisten Hornvögel ist auch der Tok ein echter Baumvogel, der nur ungern, wahrscheinlich bloß dann, wenn Mangel an Beeren und Baumfrüchten ihn zwingt, Nahrung zu suchen, auf den Boden herabkommt. Gewisse Bäume im Gebiete werden zu Lieblingsplätzen; auf ihnen erscheinen er und seine Verwandten, unter welche er sich gern mischt, mit größter Regelmäßigkeit. Er liebt es, sich frei zu zeigen, und setzt sich deshalb möglichst hoch in den Wipfeln auf die äußersten Spitzen der Zweige. Die Stellung, die er im Sitzen einnimmt, ist nicht unzierlich, obgleich er den Hals sehr einzieht, in ein breites S biegt und der Kopf dadurch dicht auf die Schultern zu liegen kommt, er sich auch mit dem Leibe fast auf den Ast legt und den Schwanz steif herabhängen läßt. Von einem Zweige zum anderen hüpft er mit ziemlichem Ungeschick, auf demselben Aste aber rutscht er behende dahin. Sein Flug erinnert einigermaßen an den unserer Spechte, ist aber so eigentümlich, daß man den Tok auf jede Entfernung erkennt. Mehrere rasche Flügelschläge erheben den Vogel auf eine gewisse Höhe, von welcher er sich mit tief niedergebogenem Schnabel in sehr steilem Bogen nach unten fallen läßt, hierauf wieder emporschwingt und von neuem nach abwärts stürzt. Dabei wird der Schwanz wechselseitig gebreitet und wieder zusammengelegt. Der Name des Vogels ist ein Klangbild seiner Stimme; denn diese besteht aus einem einzigen wohltönenden Laute, der aber sehr oft und kurz nacheinander wiederholt wird, so daß das Ganze minutenlang währen kann. Jeder einzelne Laut wird mit einer Neigung des Kopfes begleitet, das Geschrei gegen das Ende hin aber immer rascher, und der Vogel muß sich zuletzt sehr anstrengen, um alle Töne, wie er gewissenhaft thut, nickend zu beglaubigen. Heuglin bezeichnet die Stimmlaute mit „tluidiutluidiudiutlu“ in allen möglichen Abwechselungen und Steigerungen und bemerkt, daß man von den aufgescheuchten Vögeln zuweilen auch ein rauhes, kurzes „Scharr“, von anderen ein lebhaftes Gackern vernehme. Ich muß sagen, daß mir der gewöhnliche Stimmlaut immer nur einsilbig ins Ohr geklungen hat und dem eintönigen Rufe gewisser, in den von ihnen bewohnten Gegenden heimischer Tauben vergleichbar erschienen ist.

Über das Brutgeschäft des Toks hat Livingstone ausführlich berichtet, und seine Angaben sind später von Kirk und Andersson als durchaus richtig bezeichnet worden. „Wir hatten“, so erzählt der berühmte Reisende, „hier große Mopanewälder zu durchreisen, und meine Leute fingen eine Menge der Vögel, die man Korwe nennt, in ihren Brutplätzen, die sich in Höhlungen der Mopanebäume befanden. Am 19. Februar stießen wir auf das Nest eines Korwe, das gerade vom Weibchen bezogen werden sollte. Die Höhlung erschien auf beiden Seiten mit Lehm vermauert; aber eine herzförmige Öffnung war geblieben, genau so groß, um den Körper des Vogels hindurchzulassen. Der innere Raum zeigte jedesmal eine ziemlich geräumige Verlängerung nach oben, und dorthin versuchte der Vogel zu flüchten, wenn wir ihn fangen wollten. In einem Neste fanden wir ein weißes, dem einer Taube ähnelndes Ei, und ein zweites ließ der Vogel fallen, nachdem er schon in unseren Händen war. Im Eierstocke entdeckte ich außerdem noch vier befruchtete Eier.

„Zum erstenmal erblickte ich diesen Vogel in Kolobeng beim Holzschlagen in einem Walde. Ein mich begleitender Eingeborener rief plötzlich: ‚Da ist das Nest eines Korwe‘. Ich sah in einer mäßigen Höhlung eines Stammes nichts als eine Spalte, ungefähr 1 cm

breit und 7—10 cm lang. In der Meinung, das Wort ‚Korwe‘ bedeute irgend ein kleines Säugetier, wartete ich mit gespannter Aufmerksamkeit, was der Mann wohl herausziehen würde. Er brach den harten Lehm, mit welchem die Spalte umgeben war, weg, langte mit dem Arme hinein und brachte einen ausgewachsenen Tok heraus. Er erzählte mir sodann, daß das Weibchen, nachdem es sein Nest bezogen, ein eigentliches Wochenbett abhalten müsse. Das Männchen mauere den Eingang zu und lasse nur eine kleine Öffnung, durch welche der eingeschlossene Vogel den Schnabel stecke, um sich so vom Männchen füttern zu lassen. Das Weibchen verfertige das Nest aus eignen Federn, lege die Eier, brüte sie aus und bleibe bei den Jungen bis zu deren Flüggewerden. Während dieser ganzen Zeit, die 2—3 Monate dauern soll, ist das Männchen eifrig beschäftigt, die Gattin nebst den Jungen zu füttern. Gewöhnlich wird jene hierbei sehr fett und gilt deshalb bei den Eingeborenen als Leckerbissen, während das arme Männchen jämmerlich abmagert, oft in dem Grade, daß es bei plötzlich eintretendem Witterungswechsel mit dem Regen wohl vor Schwäche von dem Baume fällt und stirbt. Ich habe keine Gelegenheit gefunden, die wirkliche Dauer der Gefangenschaft zu ermitteln. Als ich aber 8 Tage später an demselben Baume auf den Korwe stieß, war die Öffnung schon wieder zugemauert, und es schien danach, als habe sich der unglückliche Witwer bereits wieder mit einer neuen Gattin getröstet. Wir ließen beide ungestört, und der Zufall wollte, daß ich später den Ort nicht wieder betreten habe.

„Der Februar ist der Monat, in welchem das Weibchen das Nest bezieht. Wir sahen viele dergleichen ganz oder noch nicht völlig fertig, und hier, nahe den portugiesischen Besitzungen in Moçambique wie um Kolobeng, lautete ganz übereinstimmend die Aussage der Eingeborenen dahin, daß der eingeschlossene Vogel erst dann frei wird, wenn die Jungen flügge sind, um die Zeit der Kornreife nämlich. Da diese aber zu Ende des April fällt, so würde die Dauer der Gefangenschaft zwischen 2 und 3 Monate betragen. Mitunter soll das Weibchen zweimal Eier ausbrüten, und wenn die beiden Jungen vollkommen flügge sind, haben zwei andere gerade die Eischale durchbrochen. Dann verläßt es das Nest mit den beiden älteren, und beide Alten füttern alsdann, nachdem die Öffnung von neuem zugemauert, die beiden zurückgebliebenen Jungen. Verschiedene Male beobachtete ich einen Ast, der deutliche Spuren davon zeigte, daß hier zu oft wiederholten Malen der männliche Korwe während der Ernährung des Weibchens gesessen hatte.“ In dem recht baumleer gewordenen Hererolande fand Pechuel-Loesche das Nest eines Tok bei Okahandya in einer kleinen Felsenkluft, deren Eingang nicht mit Erde, sondern mit Kuhmist zugemauert war.

Neuerdings sind Toks wiederholt nach Europa gebracht worden. Ich habe sie in verschiedenen Tiergärten gesehen und hier und da längere Zeit beobachtet. Sie zählen nicht zu den besonders anziehenden Käfigvögeln, bewegen sich wenig, lassen nur selten einen Stimmlaut vernehmen, schreien niemals in der begeisterten Weise wie während der Fortpflanzungszeit draußen im freien Walde, lassen daher kaum ahnen, welche absonderliche Gesellen sie eigentlich sind.

*

Als Vertreter der indischen Arten der Familie mag zuerst der **Doppelhornvogel** Erwähnung finden. Die von ihm vertretene Gattung (**Buceros**) ist die artenreichste der Familie.

Homrai oder Homray nennen die Nepalesen, Garuba die Waldbewohner Südindiens, Malah-Moraykey oder Tongeber der Waldungen und Burong-Undan die Malayen den **Doppelhornvogel** (**Buceros bicornis**, **cavatus**, **cristatus** und **homrai**, **Dichoceros** und **Homraius bicornis**). Sein Gefieder ist der Hauptsache nach schwarz; der Hals, die Spitzen der oberen Schwanzdecken, der Bauch und die Unterschwanzdeckfedern, ein Flügelflecken, die Handschwingen an der Wurzel, sämtliche Schwingen an der

Spitze und endlich die Steuerfedern, mit Ausnahme eines breiten, schwarzen Bandes vor der Spitze, sind mehr oder weniger rein weiß. Nicht selten sehen die Hals- und Flügelfedern gelblich aus, infolge einer stärkeren Einfärbung mit dem Fette der Bürzeldrüse. Das Auge ist scharlachrot, der Oberschnabel einschließlich des Aufsatzes rot, in Wachsgelb übergehend, der Unterkiefer gelb, rot an der Spitze, der Raum zwischen dem Aufsatze und dem Schnabel



Doppelhornvogel (Buceros bicornis). ¼ natürl. Größe.

von vorn gesehen schwärzlich, ein schmaler Streifen, der auf dem Firste des Schnabels dahinläuft, dunkelbraun, der Wurzelteil des Schnabels bleischwarz, die nackte Augenhaut schwarz, der Fuß dunkelbraun. Die Länge beträgt 1,2 m, die Fittichlänge 50—52, die Schwanzlänge 44, die Länge des Schnabels 26, vom hinteren Teile des Aufsatzes bis zur Spitze 34 cm, der Aufsatz selbst mißt 20 cm in der Länge und 8,5 cm in der Breite.

Der Homrai verbreitet sich über die Hochwaldungen Indiens, vom äußersten Süden an bis zum Himalaja und von der Malabarküste an bis nach Assam, Arakan, Tenasserim, Barma und der Malayischen Halbinsel, kommt übrigens auch auf Sumatra vor. Laut Jerdon haust er in Indien an Bergwänden bis 1500 m über dem Meere, meist aber tiefer,

gewöhnlich paarweise, seltener in kleinen Flügen; laut Hodgson, dem wir eine nach Form und Gehalt mustergültige Schilderung des Auftretens und Wesens verdanken, bewohnt er in Nepal alle niederen Gebirgszüge zwischen Haridwar im Westen bis Assam im Osten, dringt auch, dem Laufe der Ströme folgend, tief in das Innere des Gebirges vor, hält sich jedoch in solchem Falle ausschließlich an die Thäler und steigt niemals zu den luftigen Gipfeln der benachbarten Hochberge empor. Eingeborene, die mit dem Vogel und seinem Leben wohl vertraut waren, versicherten Hodgson, daß er nur den Winter in gedachten Thälern verbringe, mit Eintritt der warmen Jahreszeit dagegen, etwa Ende Februar, den Hochbergen im Norden zuwandere; Hodgson bezweifelt jedoch die Richtigkeit dieser Angaben und ist geneigt, zu glauben, daß der Doppelhornvogel nicht wirklich wandere oder ziehe, sondern nur in einem beschränkten Gebiete umherstreiche, je nachdem Wärme oder Kälte, Fruchtreife und Brutgeschäft ihm einen Teil seines Wohnkreises verleiden oder besonders annehmlich erscheinen lassen.

Malerisch und fesselnd schildert Hodgson das Auftreten und Wesen des Homrai. Der Vogel wählt mit Vorliebe offene und bepflanzte Rodungen, wie sie in der Nähe der Flüsse mitten in den Waldungen angelegt werden, zu seinem Aufenthalte. Er lebt gesellig und zeichnet sich durch seine ernsten und ruhigen Gewohnheiten und Bewegungen ebenso aus wie durch Selbstvertrauen und Würde. Auf dem Wipfel eines hohen, phantastischen Baumes sieht man die großen, absonderlichen und selbstbewußten Vögel stundenlang bewegungslos sitzen, ihren Hals eingezogen und fast versteckt zwischen den Flügeln, den Leib auf die Fußwurzeln niedergebogen. Gelegentlich erhebt sich einer zu kurzem Fluge, in der Regel in Begleitung eines oder zweier Gefährten, und strebt einem anderen hohen Baume zu. Niemals begibt er sich, soweit Hodgsons Beobachtungen reichen, zum Boden hinab oder setzt sich auch nur auf einen niedrigen Baum. Gewöhnlich findet man 20 oder 30 dieser Vögel in unmittelbarer Nachbarschaft, 6 oder 8 auf demselben Baume, vorausgesetzt, daß dieser groß sei, und hier verweilen sie, wie bemerkt, stundenlang mit dem unwandelbaren, würdigen Ernste von Richtern, dann und wann einige halb unterdrückte Laute ausstoßend, die ebenso seltsam sind wie ihre Gestalt und Sitten. Diese Laute erinnern an das Quaken eines Ochsenfrosches, übertreffen es auch kaum an Stärke. Wenn aber der unerbittliche Jäger sich einer solchen feierlichen Versammlung aufdrängt und, ohne tödlich zu verwunden, einen der Vögel vom Baume herabschießt, setzt ihn das brüllende Geschrei des gefährdeten Homrai in höchstes Erstaunen. Denn mit nichts anderem kann man die dann vernehmbaren heftigen Laute vergleichen, als mit dem Schreien des Esels. Ihre Gewalt ist außerordentlich und wohl eine Folge der ungewöhnlich knochigen Luftröhre und Stimmritze.

Alle übrigen Beobachter treten dieser Schilderung im wesentlichen bei; doch bemerkt Jerdon, daß er niemals, weder im südlichen Indien noch in Sikkim, größere Gesellschaften als solche von 5 und 6 und selbst sie nur selten gesehen habe. Er bezeichnet den Doppelhornvogel im allgemeinen als einen stillen Gesellen, der bloß dann und wann ein tiefes, jedoch nicht lautes Krächzen ausstößt, fügt dem aber hinzu, daß gelegentlich, wenn eine Gesellschaft sich zusammenfindet, auch überaus laute, rauhe und unangenehme Schreie vernommen werden. „Die Stimme", bestätigt Tickell, „erregt das Echo, und es wird einem zuerst schwer, zu glauben, daß ein Vogel solche Töne von sich gibt. Wie bei anderen Arten, wird das Geschrei sowohl beim Einatmen als auch beim Ausstoßen der Luft hervorgebracht." Nach meinen Beobachtungen an gefangenen Homrais lassen sich die einzelnen abgebrochenen Laute, die man vernimmt, am besten mit dem Bellen eines mittelgroßen Hundes vergleichen und etwa durch die Silben „karok" oder „krok" ausdrücken. Bei jedem dieser Laute erhebt der Vogel Hals und Kopf, so daß der Schnabel fast senkrecht steht, und senkt ihn dann wieder abwärts.

„Der Homraï“, so fährt Hodgson fort, „fliegt mit ausgestrecktem Halse und eingezogenen Beinen, wagerecht gehaltenem und etwas ausgebreitetem Schwanze. Sein ermüdender Flug beschreibt eine gerade Linie und wird unterhalten durch schwerfällige, gleichmäßige, aber rasch nacheinander wiederholte Schläge der Flügel, die, obschon sie groß genug sind, doch verhältnismäßig kraftlos zu sein scheinen, wahrscheinlich infolge des lockeren Zusammenhaltes der Wirbelsäule.“ Alle Flügelschläge werden von einem lauten, sausenden Geräusche begleitet, das nach Jerdon noch in einer Entfernung von einer englischen Meile vernehmbar sein soll. Auf dem Boden ist der Doppelhornvogel, wenn auch nicht gänzlich fremd, so doch sehr ungeschickt. Seine Füße sind nicht zum Gehen geschickt, wohl aber bewunderungswürdig geeignet, einen starken Zweig zu umklammern. Auch bieten die Bäume, wie Hodgson hervorhebt, dem Vogel alles, was er zum Leben bedarf, Nahrung und Ruhe auf derselben Stelle, so daß er der Notwendigkeit überhoben ist, auf den Boden herabzukommen. Gefangene haben mich belehrt, daß diese Angabe des trefflich beobachtenden Forschers nicht ganz richtig ist. Dann und wann fällt es, wie wir sehen werden, dennoch einem Homraï ein, das Gezweige zu verlassen und auf den Boden hinabzufliegen.

Hodgson glaubt, den Homraï als fast ausschließlichen Fruchtfresser bezeichnen zu dürfen. „Daß er ein solcher wenigstens zu gewissen Zeiten ist“, meint er, „steht außer aller Frage. Denn die Magen von 6 oder 8 Vögeln, die ich im Januar und Februar erlegte und untersuchte, enthielten einzig und allein die Frucht der heiligen Feige. Besagte Frucht ist es, die fast alle Beobachter unseren Vogel fressen sahen, und Feigen überhaupt, sowohl wilde als auch in Gärten gezogene, zieht er unzweifelhaft jeder anderen Frucht vor. Jedoch beschränkt er sich nicht auf sie allein, sondern verzehrt je nach Umständen auch noch andere Früchte.“ In Fruchtgärten wird er, laut Horne, zuweilen sehr lästig. Im Jahre 1867 wurde der Garten des genannten Berichterstatters von den Homraïs so arg heimgesucht, daß ein Dutzend von ihnen abgeschossen werden mußte. Sie erschienen auf den Bäumen, kletterten hier fast wie Papageien umher, indem sie den Schnabel zu Hilfe nahmen, und entleerten die Kronen von allen Früchten, welche an ihnen hingen. In dem betreffenden Garten standen Orangenbäume, die sehr große, süße, lockerschalige Früchte trugen; diese fand der Genannte oft dem Anschein nach unberührt am Zweige hängen, innerlich aber vollständig entleert. Daß man nach solchen Wahrnehmungen den Homraï als ausschließlichen Pflanzenfresser betrachtet, wird erklärlich; Beobachtungen an gefangenen aber erschüttern eine solche Anschauung wesentlich. Auch hier nehmen zwar die Hornvögel Früchte aller Art mit Vorliebe an und einige Sorten auch so ungemein begierig, daß man sie geradezu als ihre Leckerbissen betrachten darf; außer Pflanzennahrung aber verlangen sie auch tierische Stoffe. Einzelne von ihnen zeigen sich als förmliche Raubtiere, die jedes lebende und schwächere Wesen in ihrer Nähe überfallen und umbringen. Sie entvölkern ein Fluggebauer, in welches man sie bringt, in kürzester Frist. Denn trotz ihres anscheinend ungeschickten Wesens wissen sie sich ihrer Mitbewohner bald zu bemächtigen, lauern, ruhig auf einer Stelle sitzend, auf den unachtsamen Vogel, der in ihre Nähe kommt, fangen ihn durch plötzliches Hervorschnellen des Schnabels im Sitzen oder im Fliegen, schlagen ihn einigemal gegen den Boden, stellen sich sodann mit dem Fuße auf die glücklich erlangte Beute und verzehren sie mit so ersichtlichem Behagen, daß man schwerlich an unnatürliche, erst in der Gefangenschaft erlernte Gelüste glauben darf. Jeder Bissen, welchen sie nehmen, wird vorher in die Luft geworfen und mit dem Schnabel wieder aufgefangen. Ihre Fertigkeit in dieser Beziehung ist überraschend und steigert sich durch Übung bald so, daß sie die ihnen zugeworfenen Leckereien fast unfehlbar ergreifen, mögen diese kommen, von welcher Seite sie wollen. Dagegen bestätigen die gefangenen Homraïs eine Angabe Hodgsons wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Sie verschmähen zwar nicht gänzlich das Wasser, wie der Genannte

behauptet, trinken aber in der That nur äußerst selten: bei ausschließlicher Fütterung mit frischen Früchten nur alle 14 Tage, bei gemischter Nahrung hingegen alle 3—4 Tage einmal.

Über das Brutgeschäft liegen mehrere Beobachtungen vor. „Wenn das Weibchen", sagt Mason, „seine 5—6 Eier gelegt hat, wird es von dem Männchen so vollständig mit Lehm eingemauert, daß es eben nur seinen Schnabel durch die Öffnung stecken kann. So bringt es nun die Brutzeit zu, und es würde sein Leben verwirken, wenn es die Wand des Kerkers durchbrechen wollte. Um es für den Verlust der Freiheit zu entschädigen, ist das Männchen eifrig beschäftigt, ihm Früchte zuzutragen, und zwar bringt es alle Speisen unzerstückelt, weil das Weibchen eine angebrochene Frucht nicht anrühren würde." Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der letztere Teil der Angaben Masons auf Erfindung oder auf gläubiger Hinnahme fabelhafter Erzählungen der Eingeborenen beruht; der erste Teil der Mitteilungen aber ist richtig. Tickell vervollständigt Masons Angaben. „Am 16. Februar 1858", so erzählt er, „erfuhr ich von den Bewohnern des Dorfes Karen, daß ein großer Hornvogel in der Höhlung eines benachbarten Baumes brüte, und daß schon seit einigen Jahren derselbe Platz von einem Paare benutzt worden sei. Ich besuchte die Brutstelle und bemerkte, daß die Höhlung sich in dem Stamme eines fast geraden, auf 15 m vom Boden astlosen Baumes befand. Die Höhle war mit einer dicken Lehmlage bis auf eine kleine Öffnung verschlossen, durch welche das Weibchen den Schnabel stecken und vom Männchen gefüttert werden konnte. Einer der Dorfbewohner kletterte mit vieler Mühe an dem Baume empor, indem er Bambusstöcke in den Stamm trieb, und begann den Lehm wegzuräumen. Während er beschäftigt war, ließ das Männchen laute, röchelnde Töne vernehmen, flog auch ab und zu und kam dicht an uns heran. Die Eingeborenen schienen es zu fürchten und behaupteten, daß sie von ihm angegriffen werden würden; ich hatte deshalb meine Not, sie abzuhalten, es zu töten. Als die Höhlung genügend geöffnet war, steckte der emporgekletterte Mann seinen Arm in das Innere, wurde aber vom Weibchen so heftig gebissen, daß er den Arm schnell zurückzog und fast vom Baume gefallen wäre. Nachdem er die Hand mit einigen Lappen umhüllt hatte, gelang es ihm, den Vogel herauszuziehen: ein erbärmlich aussehendes Geschöpf, häßlich und schmutzig. Das Tier wurde herabgebracht und auf dem Boden freigelassen, hüpfte hier, unfähig zu fliegen, umher und bedrohte die umstehenden Leute mit seinem Schnabel. Endlich erkletterte es einen kleinen Baum und blieb hier sitzen, da es viel zu steif war, als daß es hätte seine Flügel gebrauchen und sich mit dem Männchen vereinigen können. In der Tiefe der Höhle, ungefähr 1 m unter dem Eingange, lag ein einziges, schmutzig lichtbräunliches Ei auf Mulm, Rindenstückchen und Federn. Außerdem war die Höhle mit einer Masse faulender Beeren gefüllt. Das Weibchen war von dem Öle seiner Bürzeldrüse gelb gefärbt."

An einer anderen Stelle versichert Tickell, mit eignen Augen gesehen zu haben, wie das Männchen das Weibchen mit Lehm einmauerte. Nach neuerlichen Beobachtungen Hornes scheint es nun aber, daß auch diese Angabe noch einer Berichtigung bedarf, indem es nicht das Männchen, sondern das Weibchen ist, das die Höhle verschließt. Horne hatte überaus günstige Gelegenheit, die Vögel beim Nestbaue zu beobachten: „Im April 1868", so erzählt er, „erhielt ich Mitteilung von zwei Nestern, die beide in hohlen Baumwollbäumen angelegt waren, nachdem die Vögel mit ihren Schnäbeln den Mulm herausgehoben und so die Höhlung zu erwünschter Weite vervollständigt hatten. In jedem Falle erhielt ich drei Eier, und beide Male schien die Öffnung mit Kuhdünger oder einer ihm ähnelnden Masse verschlossen zu sein. Ich vermochte jedoch der großen Höhe wegen nicht, dies genau zu bestimmen, und da ich jedesmal 6—8 englische Meilen weit zu gehen hatte, fehlte mir die Gelegenheit, den Hergang der Sache zu beobachten. Der Vogel, den ich aus einem der Nester entnehmen ließ, hatte viele von den ohnehin locker sitzenden Federn verloren,

und war in einem sehr schlechten Zustande. Glücklicher als bisher sollte ich zu Ende desselben Monats sein. Auf einer Blöße, sehr nahe bei meiner Veranda, stand, umgeben von anderen Bäumen, ein stolzer Sisubaum mit einer Höhle in der ersten Gabelung, um deren Besitz Papageien und Raken langwierige Streitigkeiten ausfochten. Ich hatte oft gewünscht, daß diese Höhle von Doppelhornvögeln auserseheu werden möge, und war höchst erfreut, wahrzunehmen, daß nach langer Beratung und wiederholter Besichtigung, nach endlosem Schreien der Raken und Kreischen der Papageien ein Pärchen jener Vögel am 28. April Anstalten traf, sich in ihren Besitz zu setzen. Die Höhlung hatte ungefähr 30 cm Tiefe und innen genügenden Raum. Am 29. April begab sich das Weibchen in das Innere und erschien fortan nicht wieder vor der Höhle. Es hatte gerade Platz, um auch seinen Kopf zu verstecken, wenn es verborgen zu sein wünschte oder Unrat von unten nach oben bringen wollte. Die Höhle befand sich etwa 3 m über dem Boden und meiner Veranda gerade gegenüber, so daß ich jeden Vorgang mit Hilfe eines Fernglases vollkommen genau beobachten konnte. Nachdem das Weibchen sich in das Innere zurückgezogen hatte, zeigte sich das Männchen sehr geschäftig, es zu atzen, und brachte ihm gewöhnlich eine kleine Frucht der heiligen Feige. Am 30. April begann jenes eifrig an dem Verschlusse zu arbeiten und benutzte hierzu vornehmlich seinen eignen Unrat, den es vom Boden der Höhle heraufholte, rechts und links anklebte und mit der flachen Seite seines Schnabels wie mit einer Mauerkelle bearbeitete. Das Männchen sah ich niemals etwas Anderes thun als Futter zutragen, niemals auch fand ich eine ausgeworfene Frucht unter dem Baume und immer nur sehr wenig Unrat, welch letzterer dem Anschein nach von dem Weibchen selbst ausgeworfen wurde, nachdem der Verschluß hergestellt worden war. Das Männchen erschien in der Nähe des Baumes, flog zu der Höhlung, klammerte sich mit den Krallen an der Rinde fest und klopfte mit dem Schnabel an. Auf dieses Zeichen hin erschien das Weibchen und empfing die Frucht, worauf das Männchen wieder davonflog. Die Öffnung, die anfänglich bei 15 cm Höhe noch 3 oder 4 cm Breite hatte, wurde zuletzt so eng geschlossen, daß man an der weitesten Stelle eben den kleinen Finger durchstecken konnte. Doch ist hierbei nicht zu vergessen, daß der Schnabel beim Öffnen immerhin noch einen Spielraum von 8—10 cm hatte, da die Öffnung eine schlitzförmige war. Das Zukleben des äußeren Loches nahm 2 oder 3 Tage in Anspruch. Von dieser Zeit an wurde der Unrat des Weibchens, den es bisher hauptsächlich zum Verkleben verwendet hatte, ausgeworfen. Ein dritter Nashornvogel, der sich in der Gegend umhertrieb, sah dem Hergange aufmerksam zu, stritt sich dann und wann mit dem erwählten Männchen, trug dem Weibchen aber niemals Futter zu. Am 7. Mai, nachdem ich meiner Meinung nach dem Weibchen genug Zeit zum Legen gegönnt hatte, bestieg ich mit Hilfe einer Leiter den Baum, öffnete das Nest und zog das Weibchen, das sich in sehr gutem Zustande befand, mit einiger Schwierigkeit aus der Höhlung heraus, um die von mir gewünschten drei Eier zu erhalten. Anfänglich vermochte es kaum zu fliegen, war dies jedoch nach geraumer Zeit wieder im stande. Die Eingeborenen, welche die Gewohnheiten dieser Vögel sehr gut kennen, erzählten mir, daß das Weibchen die Wand durchbreche, sobald seine dem Ei entschlüpften Jungen nach Futter begehren, und diese Angabe dürfte in der That richtig sein."

Auch Wallace konnte über das Brutgeschäft des Homraï Beobachtungen sammeln. Seine Jäger brachten ihm ein großes, schönes Männchen, das einer von ihnen geschossen zu haben versicherte, während es das Weibchen fütterte. „Ich hatte", so erzählt der Reisende, „oft von der sonderbaren Gewohnheit dieser Vögel gelesen, und ging sofort, von mehreren Eingeborenen begleitet, an den Ort. Jenseits eines Flusses und eines Sumpfes fanden wir einen großen, über das Wasser geneigten Baum, und an seiner unteren Seite, etwa in Höhe von 6 m, bemerkten wir ein kleines Loch inmitten einer schlammähnlichen

Masse, die, wie man mir sagte, dazu gedient hatte, die weite Eingangsöffnung der Höhle auszufüttern. Nach einiger Zeit hörten wir das rauhe Geschrei eines Vogels im Inneren und konnten sehen, wie er das weiße Ende seines Schnabels heraussteckte. Ich bot eine Rupie, wenn jemand hinaufsteigen und den Vogel mit den Eiern oder den Jungen herausnehmen wolle. Aber alle erklärten, es sei zu schwierig, und fürchteten sich. Sehr ärgerlich ging ich weg. Etwa eine Stunde später aber hörte ich zu meiner Überraschung lautes, heiseres Gekrächze in meiner Nähe. Man brachte mir das Weibchen mit seinem Jungen, das man in dem Loche gefunden hatte. Dieses letztere war ein höchst seltsamer Gegenstand, so groß wie eine Taube, aber ohne ein Federchen an irgend einer Stelle, dabei außerordentlich fleischig, weich und die Haut halb durchscheinend, so daß das Tier eher einem Klumpen Gallerte mit angesetztem Kopfe und Füßen ähnelte als einem wirklichen Vogel. Die außerordentliche Gewohnheit des Männchens, sein Weibchen einzumauern und es während der Brutzeit und bis zum Flüggewerden der Jungen zu füttern, ist eine jener Thatsachen in der Naturgeschichte, die wunderbarer sind, als man sich träumen läßt."

Auch die fernere Entwickelung des jungen Doppelhornvogels scheint langsam zu verlaufen; wenigstens versichert Hodgson, daß er erst im vierten oder fünften Jahre zu voller Ausbildung gelange. Blyth hingegen behauptet nach Beobachtungen an gefangenen Doppelhornvögeln, daß drei Jahre zur Entwickelung genügen.

Über das Gefangenleben des Vogels teilt Tickell Nachstehendes mit: „Der Homrai wird, wenn er jung aufgezogen ist, sehr zahm, bleibt aber immer kühn und bedroht diejenigen, welche er nicht kennt, mit seinem gewaltigen und gefährlichen Schnabel. Einer ließ sich keine Liebkosungen gefallen, wie es kleinere Arten der Familie thun. Er flog im Garten umher, hielt sich hier auf großen Bäumen oder auch auf dem Hausdache auf, kam zuweilen zum Boden herab, hüpfte hier mit schiefen Sprüngen umher, fiel dabei gelegentlich auch auf die Handwurzel nieder und suchte sich im Grase Futter zusammen. Einmal sah man ihn einen Frosch fangen, aber wieder wegwerfen, nachdem er ihn untersucht hatte. Bei seinen morgentlichen Spaziergängen näßte er sich oft das Gefieder ein, dann pflegte er sich, wenn die Sonne kam, mit ausgespannten Flügeln ruhig hinzusetzen, um die Federn wieder zu trocknen. Übrigens schienen zwei andere gefangene zu beweisen, daß ihnen die Nässe durchaus nicht unangenehm war; denn sie setzten sich oft stundenlang den heftigsten Regengüssen aus und ließen sich vollständig einnässen. Die laute Stimme vernahm man niemals, sondern bloß ein schwaches, murmelndes Grunzen. Seine Gefräßigkeit war großartig; er konnte eine Paradiesfeige ohne Mühe hinabwürgen." Auch ich habe den Homrai in geräumigen Käfigen nicht selten zum Boden herabkommen sehen. Hier bewegt er sich höchst ungeschickt. Er sitzt auf den Fußwurzeln, nicht aber auf den Zehen, muß sich dabei noch auf den Schwanz stützen, um sich im Gleichgewichte zu erhalten, und vermag sich nur durch täppische Sprünge, bei welchen beide Beine gleichzeitig bewegt werden, zu fördern. Gleichwohl durchmißt er in dieser Weise nicht selten weitere Strecken. Im Gezweige ist seine Stellung sehr verschieden. Gewöhnlich hält er sich fast wagerecht, wie Hodgson geschildert, im Zustande großer Ruhe aber läßt er den Schwanz senkrecht hängen. Hat er lange des Sonnenscheins entbehrt, und leuchtet ihm der erste Sonnenblick wieder, so richtet er sich in ungewöhnlicher Weise auf, streckt und dehnt sich, breitet einen Flügel um den anderen, hebt ihn langsam empor, soweit er kann, und dreht und wendet sich nun nach allen Richtungen, um abwechselnd diese, dann jene Seite der Sonne auszusetzen. Wird es ihm zu warm, so streckt er den Hals lang aus und sperrt gleichzeitig den Schnabel auf, so wie es Raben und andere Vögel unseres Vaterlandes bei großer Hitze zu thun pflegen.

Von Zeit zu Zeit gelangen Homrais in unsere Tiergärten. Bei geeigneter Pflege ertragen sie jahrelang die Gefangenschaft und scheinen sich im Käfige recht wohl zu fühlen.

Unter sich zeigen sie sich ebenso verträglich wie anderen kleineren Vögeln gegenüber feindselig. Während einer der von mir beobachteten gefangenen einen vertrauensvoll an ihm vorüberfliegenden Tukan aus der Luft griff, abwürgte und auffraß, kamen unter verschiedenartigen Hornvögeln, wenigstens solchen gleicher Größe, ernstere Zänkereien und Streitigkeiten nicht vor, höchstens spielende Zweikämpfe, die sich sehr hübsch ausnehmen. Beide hocken einer dem anderen gegenüber nieder, springen plötzlich vorwärts, schlagen unter hörbarem Klappen die Schnäbel zusammen und ringen nun förmlich miteinander. Zuweilen scheint aus solchen Spielen Ernst werden zu wollen; immer aber bemerkt man, daß es nichts anderes sein soll als eben nur ein Spiel. Verschiedenartige Hornvögel bekunden gegenseitiges Einverständnis wenigstens dadurch, daß sie ihre Rufe beantworten.

Es dient zur Vervollständigung, wenn ich Vorstehendem die ausgezeichnete Schilderung folgen lasse, die Bernstein von der Lebensweise der Jahrvögel gegeben hat. Der Jahrvogel (Buceros plicatus) kennzeichnet sich hauptsächlich dadurch, daß ein faltiger Wulst auf dem Oberschnabel die Stelle des Hornes vertritt. Die Schwingen sind mittellang; der Schwanz ist ziemlich stark abgerundet, der Fuß kurz und kräftig. Das Gefieder ist mit Ausnahme des ockergelben Kopfes und Halses schwarz, der Schwanz aber weiß, der Schnabel licht hornfarben, die nackte Kehle und Augengegend hellblau. Dem jungen Vogel fehlt der Wulst: denn dieser entwickelt sich erst mit vollendetem Wachstum. Da die tiefen Querfurchen nicht immer in gleicher Anzahl vorhanden sind, glaubte man früher, daß mit jedem Jahre ein neuer Querwulst sich bilde und man also aus ihrer Anzahl das Alter des Vogels berechnen könne. Dieser Umstand gab Veranlassung zu dem bei den Europäern jener Gegenden üblichen Namen. Bei den Sundanesen heißt er Djulan, Goge und Bobosan.

Der Jahrvogel bewohnt Neuguinea und benachbarte Inselgruppen, der verwandte, sich durch kastanienbraunen Ober- und Hinterkopf auszeichnende Indische Jahrvogel (Buceros subruficollis) Hinterindien. „Sein eigentlicher Aufenthaltsort", sagt Bernstein, „sind stille, ausgedehnte Waldungen des heißen Tieflandes und die Vorberge bis in Höhen von etwa 1000 m. In höher gelegenen Waldungen kommt er selten oder gar nicht vor, wahrscheinlich weil gewisse Bäume, von deren Früchten er sich nährt, hier nicht mehr angetroffen werden. Nach diesen Früchten streift er oft weit umher, und man sieht ihn nicht selten paarweise, besonders am frühen Morgen in bedeutender Höhe über den riesigen Bäumen des Waldes dahineilen und in gerader Linie Gegenden zustreben, wo fruchttragende Bäume ihm reichliche Mahlzeit versprechen. Während des Fluges streckt er Hals und Kopf mit dem gewaltigen Schnabel weit aus. Merkwürdig ist das eigentümlich sausende Geräusch, das in abwechselnder Stärke den Flug dieses Vogels, ja vielleicht aller Hornvögel begleitet und in ziemlicher Entfernung hörbar ist. Die Ursache dieses Sausens, das, wie ich bemerkt zu haben glaube, besonders während des Senkens der Fittiche bei jedem Flügelschlage hervorgebracht wird, ist, soviel ich weiß, noch nicht bekannt. Schwingt man einen Fittich unseres Vogels durch die Luft, so wird dadurch zwar ebenfalls ein gewisses Sausen hervorgebracht, doch läßt sich dieses keineswegs mit dem, das der fliegende Vogel hervorbringt, vergleichen. Einige Jahrvögel, die in einem geräumigen Behälter lebend unterhalten wurden, machten zuweilen, auf den Sprunghölzern sitzend, mit den Flügeln Bewegungen, ohne daß sich das in Rede stehende Sausen hätte vernehmen lassen. Allein derartige Schwingungen der Flügel sind lange nicht so kräftig wie die während des Fluges ausgeführten. Ich bin geneigt, zu glauben, daß die ungeheure Ausdehnung der Luftsäcke, die sich bekanntlich zwischen Haut und Muskeln bis in die Schenkel, die Spitze der Flügel und die Kehlgegend erstrecken, und die damit verbundene Fähigkeit, größere Luftmassen aufzunehmen, hierbei eine Hauptrolle spielten. Ohne Zweifel ist dieser Fähigkeit wenigstens der

hohe und leichte Flug zuzuschreiben, der den Vögeln bei ihren verhältnismäßig nicht sehr großen Flügeln eigen ist. Während des Fliegens muß aber bei der abwechselnden und starken Muskelzusammenziehung notwendig die zwischen Haut und Muskeln eingeschlossene Luftmenge hin und her gedrückt und gepreßt werden, und diesem Umstande möchte ich wenigstens zum Teile das erwähnte Sausen zuschreiben. (?)



Jahrvogel (Buceros plicatus). 1/3 natürl. Größe.

„Der Jahrvogel lebt fast immer, selbst außer der Fortpflanzungszeit, paarweise; in kleinen Gesellschaften oder Familien habe ich ihn nie angetroffen. Verschiedene Baumfrüchte bilden seine Nahrung, und er fliegt, wie bemerkt, nach ihnen oft weit umher. Mit gekochtem Reis, Kartoffeln, Pisang und anderen Früchten habe ich mehrere längere Zeit unterhalten, und diese, das heißt die jung aufgezogenen, wurden bald so zahm, daß ich sie mit gestutzten Flügeln frei umherlaufen lassen konnte. Alt eingefangene weigern sich nicht selten, jede Nahrung zu sich zu nehmen und sterben nach einigen Tagen vor Hunger. Eine Stimme

habe ich in der Freiheit von unserem Vogel noch nicht gehört; allein er ist so scheu, daß es schwer hält, in seine Nähe zu kommen. Die gefangenen ließen, wenn sie gereizt wurden, eine Art Brüllen hören, das viel Ähnlichkeit hat mit dem Geschrei eines Schweines, das zornig ist oder geschlachtet wird. Wer es zum ersten Male hört, glaubt das Brüllen irgend eines Raubtieres zu vernehmen. In ihrem Schnabel haben sie eine bedeutende Kraft, obgleich man dies bei dessen zelligem Baue und den keineswegs starken Kaumuskeln nicht erwarten möchte. Sie beißen sehr empfindlich. Ein alt eingefangener hackte selbst in seinen aus gespaltenem Bambus verfertigten Behälter ein Loch und, als ich dieses durch ein etwa centimeterdickes Brett wieder dicht machen ließ, auch von letzterem sehr bald große Späne ab, so daß ich beständig um sein Entkommen besorgt sein mußte. Den nackten Kehlsack kann er, da er mit dem vorderen Brustluftsacke in Verbindung steht, aufblasen und ausdehnen, wodurch er bedeutend an Umfang zunimmt. Er thut dies besonders während des ruhigen Sitzens.

„Die Fortpflanzungsgeschichte dieser Vögel ist höchst merkwürdig. Ihr Nest legen sie mitten im dichtesten Walde in hohlen Bäumen an und zwar in ziemlicher Höhe über dem Erdboden. In hiesiger Gegend ist das Nest doppelt mühsam zu finden, da die mit dichten Waldungen bedeckten Berggehänge schmale, steile Grate bilden, die durch tiefe Thäler getrennt werden, und jeder Raum zwischen den riesigen Baumstämmen durch ein undurchdringliches Gewirr und Gestrüpp von Farnen, Schlinggewächsen, wildem Pisang und dergleichen ausgefüllt ist, durch welches man sich nur mit dem Kappmesser in der Hand mühsam einen Weg bahnen kann. Einmal macht sich das Nest, weil in einem hohlen Baume angelegt, dem Auge wenig oder kaum bemerklich, und dann ist es, selbst wenn man Ursache hat, es in der einen oder anderen Gegend des Waldes zu vermuten, aus den angeführten Gründen oft sehr schwierig, bis dahin durchzudringen; wenn dies aber geglückt ist, muß man jeden der riesigen Bäume genau mustern, ob nicht irgendwo im Wipfel sich die den Eingang zum Neste bildende Spalte befindet. Bisweilen verrät das ab und zu fliegende Männchen das Nest, und dies war der Fall bei dem einzigen, das ich bisher beobachtete. Dieses war in einer Höhe von etwa 20 m in einem hohlen Rasamalabaume angelegt und bot mir Gelegenheit, das schon von Horsfield Mitgeteilte bestätigt zu finden. Sobald nämlich die zur Anlage des Nestes gewählte Baumhöhle, bei deren Erweiterung der starke Schnabel den Vögeln sehr zu statten kommen mag, in Ordnung gebracht ist und das Weibchen zu brüten anfängt, wird der Eingang vom Männchen mit einer aus Erde und verfaultem Holze bestehenden, höchst wahrscheinlich mit dem Speichel des Tieres vermengten Masse so weit dicht gemauert, daß nur noch eine kleine Öffnung übrigbleibt, durch welche das Weibchen seinen Schnabel vorstrecken kann. Während der ganzen Brutzeit wird es vom Männchen reichlich mit Früchten gefüttert, und letzteres ist deshalb gezwungen, sich zuweilen bis in bewohnte und verhältnismäßig baumarme Gegenden zu begeben. So wurde z. B. in der hiesigen, fast durchweg angebauten Gegend ein solches Männchen in einem benachbarten Garten geschossen.

„Aber warum geschieht nun das Einmauern des Weibchens? Daß es, wie Horsfield annimmt, zum Schutze gegen die Affen geschehe, scheint mir nicht wahrscheinlich, da wenigstens die javanischen Affen sich wohl hüten werden, in den Bereich einer so kräftigen Waffe zu kommen, wie es der Schnabel des Vogels ist. Eher könnten die größeren Eichhornarten gefährlich werden, zumal mir ein Fall bekannt ist, daß ein gefangen gehaltenes Flugeichhorn einen in dasselbe Zimmer gebrachten Falken sofort anfiel, trotz des Sträubens tötete und selbst teilweise auffraß. Besonderer Erwähnung wert scheint mir der Umstand zu sein, daß in dem von mir beobachteten Falle das Weibchen den größten Teil seiner Schwung- und Schwanzfedern verloren hatte, indem von den Schwingen erster Ordnung

nur noch die beiden ersten, von denen zweiter Ordnung in dem einen Flügel noch sechs, in dem anderen bloß noch vier vorhanden waren, während die neun ersten ein viertel bis ein halb ihrer Länge erreicht hatten. Spuren davon, daß die Federn etwa abgebissen waren, ließen sich nirgends finden; auch war es auffallend, daß der Rumpf des Tieres weder Stoppeln noch junge Federn zeigte. Infolge dieses mangelhaften Zustandes seiner Flügel war der Vogel nicht im stande, sich auch nur 20 cm vom Boden zu erheben, und würde, einmal aus dem Neste gefallen, auf keine Weise wieder hinein haben gelangen können. So weit meine Beobachtungen. Der Eingeborene, der das erwähnte Nest gefunden hatte und mich zu diesem führte, versicherte mich, daß das Weibchen während des Brütens stets vom Männchen auf die angegebene Weise eingemauert würde, daß es in dieser Zeit seine Schwingen wechsele, völlig ungeschickt zum Fliegen sei und erst zu der Zeit des Flüggewerdens der Jungen sein Flugvermögen wiedererhalte. Es findet mithin dieses Einmauern lediglich aus Vorsorge statt, um zu verhüten, daß das Weibchen nicht aus dem Neste falle. Weitere Beobachtungen müssen dies entscheiden."

Horsfield gibt noch andere Erzählungen der Eingeborenen wieder. Diese behaupten, daß das Weibchen vom Männchen eifersüchtig bewacht und nach Befinden bestraft werde. Glaube das Männchen nach einer zeitweiligen Abwesenheit zu bemerken, daß inzwischen ein anderes Männchen sich dem Neste genähert habe, so werde die Öffnung sofort durch den eifersüchtigen und erzürnten Vogel zugemauert, und das eingeschlossene Weibchen müsse alsdann elendiglich umkommen.

Das von Bernstein beschriebene Nest bestand aus einer einfachen, dürren Unterlage von wenigen Reisern und Holzspänen. „Es enthielt neben einem kürzlich ausgekrochenen, noch blinden Jungen ein stark bebrütetes Ei, das im Verhältnis zum Vogel ziemlich klein ist, da sein Längendurchmesser nur 64, sein größter Querdurchmesser nur 43 mm mißt. Es hat eine etwas längliche Gestalt und ziemlich grobkörnige, weiße Schale, auf welcher hier und da sich einige blaßrötliche und bräunliche, wenig in die Augen fallende wolkenähnliche Zeichnungen und Flecken befinden."

Der berühmteste aller afrikanischen Hornvögel ist der Hornrabe, Abbagamba oder Erkum der Abessinier, Abu-Garn der Sudanesen (Tmetoceros abyssinicus, Buceros abyssinicus und leadbeateri, Tragopan, Bucorvus und Bucorax abyssinicus), neben zwei verwandten Arten Vertreter einer gleichnamigen Gattung (Tmetoceros). Er gehört zu den größten Arten der Familie, ist kräftig gebaut, kurzflügelig, kurzschwänzig, aber ziemlich hochbeinig. Sein Schnabel ist sehr groß, schwach gebogen, seitlich abgeplattet, stumpfspitzig, in der Mitte der Schneiden klaffend, aber nur mit einem kurzen, obschon ziemlich hohen Auswuchse über der Wurzel des Oberschnabels verziert. Der Aufsatz beginnt auf der Scheitelmitte, reicht ungefähr bis zum ersten Drittel der Schnabellänge vor, ist vorn entweder offen und dann röhrenartig oder abgeschlossen und hat ungefähr die Form eines nach vorn gekrümmten Helmes, dessen breiter und flacher Oberteil von dem sanft gerundeten, nach unten zu eingebogenen und mit der Schnabelwurzel verschmolzenen Seitenteilen durch eine Längsreihe kantig abgesetzt ist. Die sehr kräftigen Beine unterscheiden sich von denen anderer Hornvögel durch die Höhe der Läufe, die zweimal die Länge der Mittelzehe beträgt, und die sehr dicken Zehen, deren äußere und mittlere im letzten Gliede verwachsen, und deren innere und mittlere im vorletzten Gliede durch eine Spannhaut verbunden sind. In dem Fittiche, in welchem die sechste Schwinge die längste ist, überragt die Spitze nur wenig die Oberarmfedern. An dem mittellangen Schwanze, dessen Länge ungefähr der Hälfte der Fittichlänge gleichkommt, verkürzen sich die äußeren Federn nicht

erheblich. Die Augen und die Kehlgegend sind nackt und sehr lebhaft gefärbt. Das Gefieder ist bis auf die zehn gelblichweißen Handschwingen glänzend schwarz, das Auge dunkelbraun, der Schnabel mit Ausnahme eines Fleckens am Oberschnabel, der hinten rot, vorn gelb ist, schwarz, der Augenring wie die Kehle dunkel bleigrau, letztere breit hochrot gesäumt. Das Weibchen unterscheidet sich hauptsächlich durch etwas geringere Größe und das weniger



Hornrabe (Tmetoceros abyssinicus). ⅛ natürl. Größe.

entwickelte nackte Kehlfeld. Die Länge beträgt nach eignen Messungen 1,13, die Breite 1,83 m, die Fittichlänge 57, die Schwanzlänge 35 cm.

Der Hornrabe bewohnt Nordost- und Nordwestafrika. Er kommt nicht allerorten in gleicher Häufigkeit vor, denn er bewohnt mehr die waldigen Steppen und die Gebirge als die eigentlichen Urwaldungen oder die baumlosen Gegenden. In Abessinien steigt er, laut von Heuglin, im Gebirge bis zu 4000 m empor, wird jedoch häufiger in einem Gürtel zwischen 1000 und 2000 m angetroffen. Nach der Brutzeit vereinigen sich zuweilen mehrere Paare mit ihren Jungen, und es kann dann geschehen, daß man ihrer 10—12 Stück gemeinschaftlich umherwandern sieht. Nach Monteiro sollen sich im Inneren Niederguineas

sogar Flüge von Hunderten der dortigen Hornraben (T. pyrrhops?) zusammenscharen; das geschieht aber gewiß nur selten. Gewöhnlich lebt der Hornrabe paarweise und nicht unter seinen Gattungsverwandten, ist auch kein Baumvogel im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern schreitet rabenartig auf der Erde umher, hier Nahrung suchend, und nimmt nur, wenn er aufgescheucht wird, auf Bäumen seine Zuflucht oder erwählt sie zu seinen Ruhesitzen. Einzeln stehende, dicht belaubte Hochbäume auf Lichtungen und Triften oder an Thalgehängen, die weite Aussicht gestatten, werden, wie von Heuglin anführt, ähnlichen Orten vorgezogen. Doch begnügt sich der Abbagamba im Notfalle auch mit einem höheren Felsblocke oder einer Bergkuppe, die ihm hinreichende Umschau ermöglichen. „Naht“, sagt von Heuglin, „Gefahr, die das ruhige Auge bald erkennt, so flüchtet er womöglich hinter Steine, Büsche und Hecken oder steht etwas mühsam auf, streicht in mäßiger Höhe und meist in gerader Linie, die Flügel kurz, kräftig und geräuschvoll schlagend, ein gutes Stück weit und läßt sich gewöhnlich auf einer erhabenen Stelle der Erde, auf Felsen oder dürren Baumästen nieder, um seinen Feind zu beobachten. Bei solchen Fluchtversuchen gewinnt er meist eine seinem früheren Standpunkte entgegengesetzte Thalwand.“

Der Vogel ist eine so auffallende Erscheinung, daß ihn jeder Eingeborene kennt, und er sich überall eine gewisse Achtung erworben hat. Bei Erregung gebärdet sich namentlich das Männchen sehr sonderbar, breitet seinen Schwanz aus und legt ihn wieder zusammen, ganz nach Art des Truthahnes, bläst seinen Kehlsack auf, schleift seine Flügel auf dem Boden und gibt sich überhaupt ein gewaltiges Ansehen. Der Gang ist rabenartig, aber etwas wackelnd, der Flug keineswegs schwach, wie behauptet wird, sondern im Gegenteil leicht und schön, auch auf große Strecken hin schwebend, sobald der Vogel erst eine gewisse Höhe erreicht hat. Doch liebt es auch der Hornrabe nicht, in einem Zuge weite Strecken zu durchmessen, sondern fällt, wenn er aufgescheucht wurde, bald wieder ein. Sind Bäume in der Nähe, so pflegt er zunächst diesen sich zuzuwenden und von der Höhe aus umherzuspähen. Erscheint ihm etwas bedenklich, so erhebt er sich hoch auf den Füßen und schaut mit geöffnetem Schnabel ängstlich den Ankommenden entgegen. Der erste Laut, der von einem ausgestoßen wird, gibt dann das Zeichen zur Flucht für die ganze Gesellschaft. Scheu und vorsichtig ist er unter allen Umständen, und deshalb hält es stets schwer, sich ihm zu nahen. Selbst beim Futtersuchen wählt er sich am liebsten solche Stellen, welche nach allen Seiten hin freie Umschau gestatten.

In dem Magen eines männlichen Hornraben, den ich zerlegte, fand ich unter Dungkäfern und Heuschrecken einige Würmer und ein ziemlich großes Chamäleon. Gourney gibt Schnecken, Eidechsen, Frösche, Ratten, Mäuse, verschiedene Heuschrecken, Käfer und andere Kerbtiere, Monteiro Lurche, Vögel, Eier, Käfer, Maniokwurzeln und Grundnüsse als Nahrung der Hornraben an. „Er jagt“, sagt Gourney, „am liebsten da, wo das Gras weggebrannt wurde, hackt mit seinem kräftigen Schnabel in den harten Boden, dreht hastig Erdklumpen um, so daß der Staub davonfliegt, nimmt die gefangenen Kerbtiere, wirft sie in die Luft, fängt sie wieder auf und läßt sie in den Schlund hinabrollen. Größere Schlangen tötet er auf folgende Art: Wenn einer der Vögel ein derartiges Kriechtier entdeckt hat, kommt er mit 3 oder 4 anderen herbei, nähert sich von der Seite mit ausgebreiteten Schwingen und reizt mit diesen die Schlange, dreht sich aber im rechten Augenblicke plötzlich um, versetzt ihr einen gewaltigen Hieb mit dem Schnabel und hält geschwind wieder seinen schützenden Flügelschild vor. Diese Angriffe werden wiederholt, bis die Schlange tot ist. G.ht diese zum Angriffe über, so breitet der Hornrabe beide Flügel aus und schützt damit den Kopf und die verwundbarsten Teile.“ Der Marquis Antinori bezeichnet ihn nach Beobachtungen und Untersuchungen des Magens als Allesfresser im umfassendsten Sinne und bemerkt, daß er nicht allein allerlei Pflanzen aus dem Boden

ziehe, sondern auch Jagd auf die verschiedenartigsten Tiere betreibe. So entnahm unser Gewährsmann dem Magen eines von ihm erlegten Männchens ein Erdeichhörnchen mit Haut und Haaren und in so gutem Zustande, daß schon der Augenschein lehrte, der Vogel müsse es lebend ergriffen haben. Wer die Bissigkeit dieser unsere Eichhörnchen an Größe übertreffenden Nager kennt, muß sagen, daß solche Jagd dem Mute unseres Vogels zur Ehre gereicht. Nach den Beobachtungen von Heuglins erscheint der Hornrabe bei Steppenbränden, um hier alles durch das Feuer beschädigte Kleingetier zusammenzulesen.

Die Stimme ist ein dumpfer Laut, der wie „bu" oder „hu" klingt. „Locken sich Männchen und Weibchen", sagt von Heuglin, „so stößt der eine, wahrscheinlich das Männchen, diesen dumpfen, weit hörbaren Laut aus, und auf ihn antwortet der andere ebenso, aber um eine Oktave höher. Diese Unterhaltung der Gatten, die fast unzertrennlich sind, dauert oft wohl eine Viertelstunde lang ununterbrochen fort, bis irgend eine äußere Störung sie beendet." Gourney berichtet genau dasselbe, bemerkt aber noch, daß das Männchen unabänderlich zuerst zu schreien beginne, und versichert, daß man den Ruf fast zwei englische Meilen weit vernehmen könne. Gegen die Paarungszeit hin, die im Sudan in die Monate unseres Herbstes fällt, rufen die Hornvögel öfter und erregter als sonst, bewegen sich auch in so eigentümlicher Weise, daß von Heuglin von ihrer Balze sprechen kann. „Beide Gatten treiben sich merklich aufgeregt und in erhabener Stellung, die Kehlhaut aufgeblasen, fauchend auf Lichtungen umher und stoßen Töne aus, die aus einer großen hohlen Tonne zu kommen scheinen."

Aus eigner Erfahrung weiß ich, daß der Hornrabe in hohlen Bäumen brütet, und durch von Heuglin, daß er kleine, runde, rauhschalige, weiße Eier legt. Ob das Gelege aus mehr als einem einzigen Eie besteht, und ob das Weibchen eingemauert wird, ist, soviel mir bekannt, noch nicht entschieden. Die Baumhöhlung, die ich auffand, zeigte keine Spur von einer derartigen Arbeit und enthielt nur ein einziges Junges. Dieses war ziemlich flügge und bis auf den Mittelteil der Schwungfedern rein schwarz. Von einem Horne auf der Schnabelwurzel war noch keine Spur zu sehen. Wir versuchten, die Alten beim Neste zu schießen und brachten das schon ausgehobene Junge deshalb wieder in die Nisthöhle zurück; keines der scheuen Eltern aber ließ sich erblicken. Das Junge wurde mit rohem Fleische ernährt und zeigte sich bald sehr zutraulich. Es war auf unserer Barke nicht gefesselt, sondern konnte sich nach Belieben bewegen, hatte sich aber bald einen bestimmten Platz ausgewählt und kehrte zu diesem unter allen Umständen zurück. Des sonderbaren Freundschaftsverhältnisses, das es mit einer Meerkatze schloß, habe ich schon im ersten Bande dieses Werkes (S. 136) Erwähnung gethan, und ich will hier nur noch hinzufügen, daß es der Nashornvogel war, der später den Freundschaftsbund aufrecht erhielt. In Chartum durfte der Hornrabe im Hofe umherspazieren und treiben, was er wollte, machte auch von der ihm geschenkten Freiheit umfassenden Gebrauch, unterließ aber nie, von Zeit zu Zeit zu seinem Freunde zurückzukehren. An manchen Tagen verbrachte er Stunden in dessen Gesellschaft, obgleich er vollständig gemißhandelt wurde. Es waren mehrere Affen im Hofe angebunden; der Hornrabe kannte aber seinen Freund sehr wohl und ging immer zu diesem, nie zu einem anderen hin. Übrigens wußte er sich auch sonst zu unterhalten. Er verfolgte unsere zahmen Ibisse, jagte nach Sperlingen oder trabte in lächerlicher Weise scheinbar nutzlos im Hofe auf und nieder, sprang zuweilen vom Boden auf, führte die wunderlichsten Bewegungen aus u. s. f. Nicht selten bestieg er eine unserer Lagerstätten, legte sich hier gemütlich nieder, breitete die Schwingen aus und steckte seinen Kopf bald unter den Bauch, bald unter die Flügel. Gegen uns war er durchaus nicht bösartig: er ließ sich streicheln, aufheben, forttragen, besehen und untersuchen, ohne jemals in Zorn zu geraten, gebrauchte überhaupt seinen furchtbaren Schnabel niemals.

Der Marquis Antinori erhielt einen ebenfalls jung dem Neste entnommenen Hornraben, ernährte ihn in derselben Weise wie wir, vornehmlich mit kleinen Fleischstücken und Mäusen, und gewöhnte ihn in kurzer Zeit so an sich, daß er auf den Ruf seines Namens Abbagamba stets herbeigetrabt kam, um seine Nahrung entgegenzunehmen. Einmal an seinen Aufenthalt gewöhnt, lief er nach Belieben frei umher, flog zuweilen 200—300 Schritt weit, ließ sich aber von einem kleinen Knaben wieder heimtreiben und legte dann dieselbe Strecke, die er zuerst im Fluge durchmessen hatte, in kleinen Sätzen zurück. Die Leichtigkeit, ihn zu erhalten und zu zähmen, dürfte ihn, wie Marquis Antinori meint, als empfehlenswerten Hausgenossen erscheinen lassen. Durch Fangen von Mäusen und anderem Ungeziefer würde er sich sicherlich nicht unerhebliche Verdienste erwerben.

Daß nicht alle gefangenen Hornraben so anziehend sind wie dieser jung aufgezogene, geht aus einer Mitteilung von Bodinus hervor: „Du schätzest mich im Besitze des Hornraben glücklich, ich mich selbst aber nicht. Ich muß sagen, daß der Vogel ein ungemein langweiliger Geselle ist, obwohl seine ganze Erscheinung sehr in die Augen fällt. Als das Tier ankam, überwies ich ihm eine eigne Abteilung in meinem Gesellschaftskäfige, in welcher sich zufällig eine flügellahme Haustaube, sonst kein lebendes Wesen befand. Die erste That des Hornraben, der sich nach dem Herausnehmen aus dem Versandkäfige scheu niederbückte, war, daß er, sobald er sich unbeobachtet glaubte, sofort die Taube überfiel, tötete und halb auffraß. Wenn ich mich fern oder versteckt hielt, ging er, ungefähr wie ein Stelzvogel schreitend, in seinem Aufenthaltsorte umher, begehrlich nach allen benachbarten Vögeln schielend, und er würde diese gewiß getötet haben, wären sie nicht durch sichere Drahtwände von ihm getrennt gewesen. Nahte sich ihm jemand, so drückte er sich sofort in eine Ecke nieder und hielt sich so ruhig, daß man ihn für ausgestopft halten konnte, hätte er nicht das große, lebhafte Auge bewegt. Wendete man sich einen Augenblick ab, so schlüpfte er wie ein Pfeil in sein Häuschen und versuchte sich jedem Blicke zu entziehen. Allmählich erhob er sich dann wieder und sah sich, langsam vorschleichend, um, ob die Luft rein sei. Hatte er sich in dieser Beziehung beruhigt, so schritt er mit gemessenen Schritten weiter und schwang sich, halb springend, halb fliegend, auf eine Sitzstange oder am liebsten auf die Spitze einer kleinen Tanne, die sich unter dem Gewichte des Vogels umbog. Hier saß er dann ganz ruhig, obgleich es mir unbegreiflich war, wie er mit seinen kurzen Zehen sich auf dem schwankenden Sitze zu erhalten vermochte. Immer aber sah er sich ängstlich um, ob sich wohl auch jemand ihm nähere. Bei größerer Annäherung hatte man alle Ursache, sich vor seinem mächtigen Schnabel in acht zu nehmen. Mit dem Auge jeder Bewegung des sich ihm nähernden Menschen folgend, öffnete er den Schnabel und fuhr pfeilschnell nach der ausgestreckten Hand, und seine Bisse waren ungemein kräftig und schmerzten empfindlich. Die Ränder des Schnabels sind sehr scharf, und der dazwischen geratende Finger ist in großer Gefahr, halb abgeschält zu werden, wie ich selbst zu meinem nicht geringen Verdrusse erfahren mußte. Dennoch ist es leicht, den Vogel zu packen; denn man braucht ihm mit der einen Hand nur einen Gegenstand vorzuhalten, auf welchen er sein Augenmerk richtet, und kann ihn dann durch einen schnellen Griff mit der Hand am Halse fassen.

„Mein gefangener Hornrabe verschmähte jede andere Nahrung als Fleisch; Brot und Früchte rührte er nicht an. Am liebsten verzehrte er Mäuse, deren er 6—8 Stück nacheinander verschlang; ebenso waren ihm Vögel sehr willkommen. Die Mäuse wurden mit den Haaren, die Vögel mit allen Federn hinuntergewürgt. Ein einziger Biß genügte, um den armen Spatz, der mit Blitzesschnelle erfaßt wurde, zu töten. Regenwürmer waren gleichfalls eine gesuchte Speise unseres Vogels; doch schien ihm alle diese Kost nicht zuzusagen, und ich möchte behaupten, daß er in der Freiheit hauptsächlich von Lurchen lebe. Trotz der

sorgsamsten Pflege und reichlichsten Kost wurde mein Gefangener sehr mager, das fleischige Kehlfeld, das sich früher ganz fest anfühlte, zeigte sich schlaff und weich und einer Hautfalte ähnlich. Man konnte das Tier nicht krank nennen: es fraß und verdaute gut, die Federn lagen ihm knapp am Leibe; die überhandnehmende Abzehrung unter diesen Umständen aber war ein sicheres Zeichen, daß es sich nicht wohl fühlte und irgend etwas vermissen mußte. Eines Morgens fand ich ihn tot in seinem Käfige.

„Ich kaufe nie wieder einen Hornraben; denn dieser eine hat mich durch seine Scheu stets geärgert. Niemals habe ich ihn in seinem Thun und Treiben beobachten können, und mit niemand hat er sich befreundet."

Ähnliches erfahren wir durch Monteiro. Ein Pflegling dieses Forschers erhielt gemischtes Futter und befand sich wohl dabei. Einmal wurden ihm auch Fische vorgeworfen, und es schien, daß sie ihm sehr behagten. Als er auf dem Hühnerhofe freigelassen wurde, stürzte er sich sofort auf die Küchlein, würgte in einem Augenblick sechs von ihnen hinab und beschloß sein Frühstück mit verschiedenen Eiern, die er erlangen konnte.

An dem Hornraben des Frankfurter Tiergartens, der dort schon seit dem Jahre 1874 lebt und neben anderem Futter regelmäßig Fische erhält, beobachtete Haacke wiederholt ein eigentümliches Gebaren. Dieser Vogel nimmt ab und zu einen Brocken Futter in die Schnabelspitze und hält ihn gegen die ihn vom nächsten, Papageien beherbergenden, Fluggebauer trennende Drahtgeflechtwand, sei es, jene zu füttern, oder ihnen einen Hieb zu versetzen. Ein Tukan, den er einmal auf diese Weise angelockt hatte, wurde ihm beigesellt, blieb aber unbeachtet. Zwei zu ihm gebrachte Riesenfischer beunruhigten ihn ebensosehr wie er sie.

Die Eingeborenen Afrikas stellen dem Hornraben nicht nach, weil sie sein Fleisch nicht zu verwerten, den erbeuteten überhaupt nicht zu benutzen wissen. Hiervon machen, soviel mir bekannt, nur die Bewohner Schoas eine Ausnahme, da unter ihnen, laut von Heuglin, die Federn als gesuchter Schmuck tapferer Krieger gelten und von denen getragen werden, die einen Feind erschlagen oder ein größeres Jagdtier getötet haben. Hier und da soll der Vogel zu den heiligen, in Abessinien dagegen laut Lefebvre, zu den unreinen Tieren gezählt werden. Eine eigentümliche Jagdweise ist in Kordofan üblich. „Man pflegte den Hornraben", sagt Rüppell, „für mich regelmäßig lebend einzufangen, indem man ihn durch stetes Nachjagen zu Pferde so lange verfolgte, bis er, aufs äußerste ermüdet, sich nicht mehr aufschwingen konnte."

Weniger artenreich als die Familie der Hornvögel ist die verwandte Familie der Hopfe (Upupidae), die nur aus etwa 20 Arten besteht, von welchen eine bei uns vorkommt, zwei Südasien angehören und die übrigen afrikanisch sind.

Unser Wiedehopf, Heer-, Stink- und Kotvogel, Stinkhahn, Kotkrämer, Küster- und Kuckucksknecht (Upupa epops, vulgaris, bifasciata, maculigera, exilis, brachyrhynchos, macrorhynchos, major und senegalensis), das Urbild der Familie, kennzeichnet sich durch gestreckten Leib, sehr langen, schwach gebogenen, schlanken, seitlich zusammengedrückten, spitzigen Schnabel, kurze, ziemlich kräftige Füße mit kurzen, stumpfkralligen Zehen, große und breite, sehr abgerundete Flügel, unter deren Schwingen die vierte, mit der fünften gleichlange, die Spitze bildet, mittellangen, breitfederigen, am Ende gerade abgestutzten Schwanz und weiches, lockeres Gefieder, das sich auf dem Kopfe zu

einem Federbusche verlängert. Die Wirbelsäule besteht aus 14 Hals-, 7—8 Brust- und 6 Schwanzwirbeln; 6 Wirbel tragen echte, 1 oder 2 sogenannte falsche oder Fleischrippen. Der Schädel zeigt eigentümliche Verhältnisse; das Brustbein ähnelt dem der Singvögel. Schädel, Wirbelbein, Brustbein, Becken, Oberarmknochen und sogar die Oberschenkelknochen sind luftführend. Die verkümmerte Zunge ist dreieckig, hinten ebenso breit wie lang, nur



Wiedehopf (Upupa epops). ½ natürl. Größe.

mit weicher Haut überzogen, vorn abgerundet, am hinteren Rande und an den hinteren Ecken sehr fein gezähnelt. Von Kehlkopfmuskeln sieht man keine Spur. Der Schlund erweitert sich nicht zum Kropfe; der Vormagen ist durch dicke Drüsenwände ausgezeichnet, der Magen schwachmuskelig. Das Gefieder ist auf der Oberseite lehmfarbig, auf dem Mittelrücken, den Schultern und den Flügeln schwarz und gelblichweiß in die Quere gestreift, der Federbusch dunkel rostlehmgelb, jede einzelne Feder schwarz an der Spitze, die Unterseite hoch lehmgelb, an den Bauchseiten schwarz in die Länge gefleckt, der Schwanz schwarz, etwa in

der Mitte seiner Länge weiß gebändert. Beim Weibchen sind die Farben etwas schmutziger als beim Männchen; bei den Jungen ist der Federbusch kürzer. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel hornschwarz, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 29, die Breite 45, die Fittichlänge 14, die Schwanzlänge 10 cm.

Der Wiedehopf bewohnt Mittel- und Südeuropa, ganz Sibirien und China, Westasien und Nordafrika, ist in Deutschlands Ebenen häufig, in England ein seltener Gast, verirrt sich aber zuweilen bis nach Nordskandinavien und Spitzbergen. In Deutschland ist er Zugvogel, der in den letzten Tagen des März einzeln oder paarweise ankommt und Ende August und Anfang September familienweise langsam wieder nach Süden reist; schon in Nordafrika aber wandert er nicht mehr, sondern streicht höchstens im Lande auf und nieder. Doch trifft man ihn im Winter in ganz Afrika an, und ebenso gehört er unter die regelmäßigen Wintergäste Indiens. Bei uns bevorzugt er Ebenen, die mehr oder weniger dicht mit Bäumen bestanden sind. Gegenden, in welchen Felder und Wiesen mit kleinen Wäldchen abwechseln, oder solche, wo alte Bäume einzeln inmitten der Feldmarken stehen, sagen ihm besonders zu. In Südeuropa treibt er sich vorzugsweise in den Weinbergen herum; in Afrika ist er in jedem Dorfe, ja selbst inmitten der Städte zu beobachten. Hier findet er alles, was sein Herz sich wünscht. Nicht das Vieh ist es, das dort für die Nahrung des schmutzigen Gesellen sorgt, sondern der Mensch. So fleißig auch die Geier sind: allen Unrat können sie doch nicht abräumen, und genug bleibt übrig für diejenigen Vögel, welche wie der allbekannte, durch mancherlei Sagen verherrlichte Hudhud Kothaufen als höchst erquickliche Gegenstände betrachten. Die Ungezwungenheit der Eingeborenen richtet ihm jeden Winkel zu einem vielversprechenden Nahrungsfelde her, und die Gutmütigkeit oder, wohl richtiger, die Gleichgültigkeit der Leute erlaubt ihm, sein Geschäft durchaus ungestört zu betreiben. Unbekümmert um den Menschen, der sich gerade anschickt, Mistkäfer und Aasfliege auch etwas verdienen zu lassen, treibt sich der Vogel auf der ihm wohlbekannten Unratstätte umher; ja, er kennt das Wesen seines hauptsächlichsten Ernährers so genau, daß er sich geradezu in dessen Wohnung ansiedelt und in irgend einem Mauerloche seine stinkende Kinderschar heranzieht. Man braucht bloß aus dem Fenster seines Hauses hinab in den Hof oder in den Garten zu sehen oder durch das Dorf zu gehen: das „Hudhud“ tönt einem überall entgegen, von den Häusern, aus den Baumkronen, von der halb zerrissenen Lehmmauer oder von einem widerlich duftenden Erdhügel herab, hinter einer nicht allen Blicken ausgesetzten Mauer hervor.

Das Betragen des Wiedehopfes ist eigentümlich, aber ansprechend. Bei uns zu Lande vorsichtig und scheu, weicht er dem Menschen oft weit aus und vertraut eigentlich nur dem Kuhhirten, dessen Herde für seinen Unterhalt sorgt; im Süden hat er sich auf das Innigste mit dem Menschen befreundet und treibt seine Possen unmittelbar vor dessen Augen. Aber auch hier wird vorkommenden Falls der Grundzug seines Wesens, grenzenlose Furcht, bemerklich. Der Vogel ist klug genug, um sich vollkommen sicher zu fühlen, wenn er einen Menschen oder ein Haustier gewöhnlichen Schlages gewahr wird; aber schon ein Hund macht ihn bedenklich, eine Katze fordert seine Vorsicht heraus, eine vorüberfliegende Krähe erregt Besorgnis, einer der überall gegenwärtigen Schmarotzermilane oder ein harmloser Schmutzgeier ruft namenlosen Schrecken hervor. Er stürzt sich dann augenblicklich auf den Boden nieder, breitet den Schwanz und die Flügel kreisförmig aus, biegt den Kopf zurück, streckt den Schnabel in die Höhe und verharrt in dieser Stellung, die Täuschung des Räubers bezweckt, bis alle Gefahr vorüber scheint. Naumann behauptet, daß ihn jede nahe und schnell über ihn hinwegfliegende Schwalbe erschrecke, daß er zusammenfahre und schnell den Federbusch entfalte: in Ägypten habe ich so große Ängstlichkeit nie von ihm beobachtet, obwohl er sich im Übrigen auch hier ganz wie in Deutschland beträgt. „Es

belustigt ungemein", schildert Naumann, „diesen ängstlichen Vogel ungesehen aus der Nähe beobachten zu können. Alle Augenblicke wird er erschreckt, und ehe man es sich versieht, flüchtet er sich in die belaubten Zweige eines nahen Baumes, läßt im Ausruhen oder beim Wegfliegen seine schnarchende Stimme hören und macht auch hierbei allerlei sonderbare Bewegungen. Gewöhnlich trägt er den Federbusch nicht entfaltet, sondern spitz nach hinten gelegt. Er fächelt aber damit, wenn er böse wird, und breitet ihn aus, wenn er in Ruhe auf einem Baume sitzt, oder wenn er seinen Ruf ertönen läßt. Zur Paarungszeit spielt er mit dem Fächer auch dann, wenn er am Boden umherläuft, und zuweilen entfaltet er ihn selbst während des Fluges so, wie man spielend einen Fächer auf- und zumacht." Sein Gang auf dem Boden ist gut, schrittweise, nicht hüpfend; im Gezweige dagegen bewegt er sich wenig und geht höchstens auf stärkeren, wagerechten Ästen auf und nieder. Fliegend werden die Schwingen abwechselnd bald schnell, bald langsam geschwungen; der Flug erhält dadurch ein ängstliches Aussehen und geht zuckend vorwärts. Vor dem Niedersitzen schwebt er einige Augenblicke und entfaltet dabei seinen Federbusch. Die Lockstimme ist ein heiser schnarchendes „Chrr", das zuweilen wie „schwär" klingt; bei guter Laune läßt er ein dumpfes „Queg queg" vernehmen; der Paarungsruf ist das hohl klingende „Hup hup". Im Frühjahre stößt diesen das Männchen ununterbrochen aus, aber schon gegen Ende Juli hin ruft es nicht mehr. Wenn sich im Anfange der Begattungszeit zwei Männchen um ein Weibchen streiten, rufen sie unablässig, hängen dann dem „Hup" auch wohl ein tiefes, heiseres „Puh" an.

Obwohl an günstigen Orten ein Wiedehopfpaar dicht neben dem anderen wohnt, hält doch bloß die Familie im eigentlichen Sinne des Wortes treu zusammen; die Nachbarn streiten sich fortwährend. Es kommt zwar selten zu Thätlichkeiten zwischen ihnen; wohl aber jagen sie sich sehr ärgerlich hin und her und gebärden sich so, daß ihr Unwille nicht zu verkennen ist. Mit anderen Vögeln geht der Wiedehopf keinen Freundschaftsbund ein. Die einen fürchtet er, die anderen scheinen ihm gleichgültig zu sein. Aber dieser der Zuneigung scheinbar so wenig zugängliche Vogel schließt sich, wenn er von Jugend auf freundlich behandelt wird, seinem Pfleger mit außerordentlicher Zärtlichkeit an, und deshalb gehört ein zahmer Wiedehopf zu den unterhaltendsten und liebenswürdigsten Hausgenossen, die man sich denken kann. Sein Gebärdenspiel belustigt, seine Zahmheit und Zutraulichkeit entzücken. Er wird zahm wie ein Hund, kommt auf den Ruf, nimmt seinem Gebieter das Futter aus der Hand, folgt ihm durch alle Zimmer des Hauses, in den Hof, in den Garten, ins Freie, ohne ans Wegfliegen zu denken. Je mehr man sich mit ihm beschäftigt, um so umgänglicher wird er, geht schließlich selbst auf Scherze ein, die ihm anfangs entschieden unbehaglich zu sein scheinen. Bei geeigneter Pflege schreitet er im Käfige auch zur Fortpflanzung.

Kerbtiere mancherlei Art, die der Wiedehopf vom Erdboden aufliest oder mit seinem langen Schnabel aus Löchern hervorzieht und herausbohrt, bilden seine Nahrung. Mist- und Aaskäfer, Schmeißfliegen, Larven und andere kotliebende Kerfe scheint er zu bevorzugen, verschmäht aber auch Mai-, Brach- und Rosenkäfer, Heuschrecken, Heimchen, Ameisenpuppen, Raupen ꝛc. nicht. Seine Beute zieht er mit viel Geschicklichkeit aus den verborgensten Schlupfwinkeln hervor und erschließt sich solche oft mit großer Anstrengung, indem er wie ein Specht hämmert und meißelt. „Wo er den Mist der Herden und des Wildes durchsucht", sagt Naumann, „oder wo er sonst eine Zeitlang den Maikäfern nachgegangen ist, sieht man eine Menge kleiner Löcher, die er mit seinem weichen Schnabel in den Boden gebohrt hat. Aber dieser dient ihm auch zum Töten der größeren Käfer und zum Abstoßen der harten Flügeldecken, Füße und Brustschilder. Er stößt einen Käfer so lange mit dem Schnabel gegen den Boden, bis jene Teile abspringen, und wirft ihn dann

so zubereitet in den Schlund hinab, um ihn verschlingen zu können." Der Schnabel ist gut zum Ergreifen; um aber die erfaßte Beute hinabzuwürgen, ist es unbedingt nötig, sie vorher in die Höhe zu schleudern und dann aufzufangen. Junge Wiedehopfe, die man heranziehen will, muß man stopfen; im entgegengesetzten Falle verhungern sie, weil sie buchstäblich nicht im stande sind, das mit dem Schnabel Erfaßte auch zu verschlingen. Letzteres lernen sie erst mit der Zeit.

In Europa erwählt sich der Wiedehopf am liebsten Baumhöhlungen zur Anlage seines Nestes, ohne jedoch ein Mauerloch oder eine Felsenspalte, die ihm passend erscheint, unbeachtet zu lassen. In Ägypten nistet er fast ausschließlich in Mauerlöchern und sehr häufig in passenden Höhlungen bewohnter Gebäude. Er ist überhaupt um die Wahl seines Nistplatzes nicht verlegen. Bei uns begnügt er sich im Notfalle mit einem einigermaßen versteckten Plätzchen auf dem flachen Boden; in den Steppengegenden legt er sein Nest sogar zwischen den Knochen eines Aases an: Pallas fand einmal ein Nest mit sieben Jungen in dem Brustkorbe eines Menschengerippes. Baumhöhlen werden gewöhnlich gar nicht, zuweilen aber mit einigen Hälmchen und Würzelchen, auch wohl mit etwas Kuhmist ausgebaut, die auf dem Boden stehenden Nester durch allerlei trockene Halme, feine Wurzeln und Genist gebildet und ebenfalls mit Kuhmist ausgeziert. Das Gelege besteht aus 4—7 verhältnismäßig kleinen, ungefähr 25 mm langen, 17 mm dicken, sehr länglichen Eiern, die auf schmutzig weißgrünem oder gelblichgrauem Grunde mit äußerst feinen, weißen Pünktchen übersäet oder auch fleckenlos sind, überhaupt sehr abändern. Selten findet man sie vor Anfang des Mai vollzählig; denn der Wiedehopf nistet nur einmal im Jahre. Die Eier werden vom Weibchen allein 16 Tage lang mit der größten Hingebung bebrütet, die Jungen von beiden Eltern sorgfältig gepflegt, mit Maden und Käfern groß gefüttert und noch lange nach dem Ausfliegen geführt, geleitet, unterrichtet und gewarnt.

Während der Brutzeit macht der Wiedehopf das Sprichwort wahr; denn er und seine Jungen stinken dann in wirklich unerträglicher Weise. Die Eltern sind nicht im stande, den Kot der Jungen wegzuschaffen; diese sitzen daher, wie Naumann sagt, „bis an die Hälse im eignen Unrate", und der letztere verbreitet, wenn er in Fäulnis übergeht, einen überaus ekelhaften Geruch. Schon das brütende Weibchen nimmt sich selten die Mühe, den eignen Unrat wegzutragen; das Kinderzimmer aber wird nie gereinigt. Der Gestank zieht Fliegen herbei, die ihre Brut in dem Miste absetzen, und so kommt es, daß das Nest schließlich auch noch von Maden wimmelt. Die Jungen stinken selbstverständlich am meisten; die Alten geben ihnen zuletzt jedoch wenig nach, und erst viele Wochen nach dem Ausfliegen verlieren die einen wie die anderen den ihnen anhängenden Gestank. Wenn die Jungen vollständig erwachsen sind, merkt man so wenig mehr davon, daß man sie wie ihre Eltern ohne Ekel verspeisen kann. Sie sind dann sehr fett und ungemein schmackhaft. Den Bekennern des mosaischen Glaubens freilich bleibt solche Speise verboten, und nicht anders denken die Mohammedaner: auch in ihren Augen gilt der Hudhud, so sehr sie ihn sonst schätzen, als unreines Wesen.

*

Die Baum- oder Kletterhopfe (Irrisor), auf Afrika beschränkte Waldvögel, sind gestreckt gebaut, langschnäbelig, kurzfüßig, kurzflügelig und langschwänzig. Der Schnabel ist seicht gebogen, auf dem Firste gekielt, seitlich zusammengedrückt; die starken Läufe sind kürzer als die Mittelzehe, diese wie die übrigen mit langen, stark gekrümmten Nägeln bewehrt; in den zugerundeten Flügeln sind die vierte und fünfte Schwinge die längsten; der Schwanz ist breit und stark abgestuft. Die 12 Arten der Gattung gehören Afrika und Madagaskar an.

Unter den Arten, die ich kennen gelernt habe, ist der Baumhopf, wie ich ihn nennen will (Irrisor erythrorhynchus, capensis, senegalensis, melanorhynchus und blythii, Upupa erythrorhyncha und viridis, Nectarinia erythrorhyncha und melanorhyncha, Falcinellus erythrorhynchus und senegalensis, Promerops erythrorhynchus, melanorhynchus und senegalensis, Epimachus erythrorhynchus und melanorhynchus, Rhynopomastes cyanoleucus), unzweifelhaft der anziehendste. Die Hauptfärbung ist ein schönes, metallisch glänzendes Blau, das bald dunkelgrün, bald purpurn schillert; auf den Innenfahnen der drei ersten Schwingen steht ein weißer Flecken, auf den



Baumhopf (Irrisor erythrorhynchus). ⅓ natürl. Größe.

sechs folgenden befinden sich deren zwei, einer auf der Außen-, der andere tiefer auf der Innenfahne; ähnlich sind die drei ersten Schwanzfedern gezeichnet: auch sie zeigen nahe den Spitzen weiße Kreuzflecken. Das Auge ist braun, der Schnabel und Fuß sind korallenrot. Das Weibchen ist kleiner und sein Gefieder weniger glänzend. Die Jungen sind dunkelgrün, fast schwarz und beinahe glanzlos; ihr Schnabel ist rötlichschwarz. Die Länge beträgt 45—47, die Breite 48, die Fittichlänge 16, die Schwanzlänge 24 cm.

Nach meinen Erfahrungen findet sich der Baumhopf in Nordostafrika nicht nördlich des 16. Breitengrades, von hier an nach Süden hin aber überall in den hochstämmigen Wäldern. Außerdem hat man ihn längs der ganzen Ostküste bis zum Kap und soweit man von Osten in Mittelafrika westlich ging sowie endlich in Westafrika selbst gefunden. Er ist ein Waldbewohner und kommt höchstens auf die Blößen heraus, ohne jedoch die Bäume zu verlassen.

Auf baumfreien Ebenen sieht man ihn nie; denn auf dem Boden macht er sich nur selten zu schaffen. Schreiend und lärmend huscht und fliegt und klettert eine Gesellschaft dieses schönen Vogels, die selten aus weniger als 4, selten aus mehr als 10 Stück besteht, durch den Wald. Speke freilich spricht von Flügen, die aus 15—20 Stück bestanden. Der Flug hält stets aufs innigste zusammen. Was der eine beginnt, thun die anderen nach. Beim Wegfliegen schreit die ganze Gesellschaft wirr durcheinander, so daß man die einzelnen Laute nicht mehr unterscheiden kann. Levaillant versucht die Kehltöne, die mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit hervorgestoßen werden, durch „gra ga ga ga ga“ wiederzugeben.

Solange die Gesellschaft ungestört ist, fliegt sie von einem Baume oder von einem Busche zum anderen. Einer hängt sich unten an der rauhen Borke eines Stammes fest und klettert nach aufwärts, einer nach dem anderen folgt, und so hängt bald der ganze Flug an demselben Stamme. An schief stehenden Stämmen klettert der Baumhopf, wenn auch nicht mit der Gewandtheit eines Spechtes, so doch mit der Müheloſigkeit vieler Steigvögel empor, an senkrechten hält er sich wenigstens zeitweilig an der Borke fest und untersucht nun, den feinen, zierlichen Schnabel in jede Ritze steckend, die tief gelegenen Schlupfwinkel der Kerbtiere. Der Schwanz wird nicht als Kletterwerkzeug gebraucht, aber doch infolge des Anstreifens bald sehr abgenutzt; daher sehen auch die Fahnen der Federn selten glatt aus. Dem Wiedehopfe ähnelt unser Vogel darin, daß er häufig stinkende Käfer aufnimmt, dem Spechte deshalb, weil er die Ameisenarten besonders berücksichtigt. Gurney fand, daß er namentlich Wanzen frißt; Monteiro gibt Raupen und kleine Käfer als Nahrung an; ich habe beobachtet, daß er sich zeitweilig fast ausschließlich von Ameisen, und namentlich von den fliegenden, ernährt. Von seinem Futter nimmt er einen höchst unangenehmen Geruch an; dieser ist aber, je nach der zeitweiligen Nahrung, ein verschiedener. Gewöhnlich stinkt er nach Ameisen, gar nicht selten aber auch, wie der Wiedehopf, nach Dünger und zuweilen ganz abscheulich nach Moschus. Die Bewegungen sind verhältnismäßig geschickt. Trotz der kurzen Beine läuft der Vogel gar nicht so schlecht, wie man wohl vermuten sollte, und im Klettern leistet er für seine Ausrüstung Erkleckliches. Der Flug besteht aus einigen raschen Flügelschlägen und darauffolgendem Gleiten; nicht selten werden auch Bogenschwingungen ausgeführt.

Wenige andere Vögel habe ich kennen gelernt, die so treuinnig zusammenhalten wie die Baumhopfe. Der Jäger, der es geschickt anfängt, kann eine ganze Gesellschaft nacheinander niederschießen. Sobald einmal der erste gefallen, fliegen alle Mitglieder des Trupps herbei, setzen oder hängen sich auf Äste oder Stämme der nahe stehenden Bäume über dem verendeten auf, schreien kläglich, schlagen mit den Flügeln und schauen entsetzt auf ihn hinab. Ein zweiter Schuß und dessen Wirkung macht sie nicht etwa ängstlich oder scheu, sondern nur noch beharrlicher in ihrer Totenklage. Höchstens teilt sich dann der Trupp, und während die einen bei der ersten Leiche verharren, umschwärmen die übrigen die zweite. So mögen sich ihre Reihen lichten, wie sie wollen, auch der letzte noch hält bei den getöteten Gefährten aus.

Hinsichtlich des Brutgeschäftes berichtet Levaillant, daß das Weibchen in einem Baumloche auf dem Mulme 6—8 bläulichgrüne Eier legt, sie abwechselnd mit dem Männchen bebrütet und zu demselben Loche noch längere Zeit mit den ausgeflogenen Jungen zurückkehrt. Folgt man abends ihrem lauten Geschrei, so belauscht man leicht die neugierigen und wenig scheuen Vögel und kann dann erfahren, wie die ganze Familie sich in ihre Nachtherberge zurückzieht. Levaillant verstopfte das Baumloch und holte die so gefangene Gesellschaft am anderen Morgen hervor. Sobald etwas Licht hineinfiel, kam einer nach dem anderen zur Öffnung und wurde rasch am Schnabel erfaßt. Auf diese Weise erlangte unser Forscher zusammen 62 Männchen, 45 Weibchen und 11 Junge von verschiedenem Alter.

Außerdem berichtet Levaillant noch, daß die Baumhopfe sich zuweilen um den Menschen, um einen Hund oder ein anderes Tier versammeln und ihm unter lautem Geschrei von Baum zu Baum folgen. Steht man einen Augenblick still, so setzen sich alle auf den nächsten Baum, beugen sich auf den Beinen zurück und schaukeln den Leib von einer Seite zur anderen.

Zu den prächtigsten Vögeln der Alten Welt zählen die Mitglieder des Geschlechtes der Bienenfresser (Merops), ebenso eigenartig gestaltete wie schön gefärbte und in ihrem Thun und Treiben ansprechende Angehörige der Unterordnung. Sie bilden eine gegen 40 Arten zählende Familie (Meropidae) und stimmen durchweg unter sich so wesentlich überein, daß das von einem Gesagte mit wenig Abänderungen auch für die anderen Gültigkeit hat. Verkennen oder mit anderen Vögeln verwechseln kann man sie nicht. Ihr Leib ist sehr gestreckt, der Schnabel länger als der Kopf, an der Wurzel ziemlich stark, spitzig, oben und unten sanft gebogen, scharfrückig und scharfschneidig, mit kaum eingezogenen Rändern und etwas längerem, aber nicht übergekrümmtem Oberschnabel ohne Kerbe vor der Spitze. Die Füße sind sehr klein und kurz; von den drei Vorderzehen ist die äußerste mit der mittleren bis zum zweiten Gelenke und diese mit der inneren bis zum ersten Gelenke verwachsen, die Sohle deshalb breit; die Krallen sind ziemlich lang, gekrümmt, scharfspitzig und auf der inneren Seite mit einer etwas hervortretenden schneidenartigen Kante versehen. Die Flügel sind lang und spitzig; unter den Schwingen ist die zweite die längste. Der Schwanz ist lang, entweder gerade abgeschnitten oder mehr oder weniger gegabelt oder auch sanft abgerundet; die beiden Mittelfedern verlängern sich bei vielen Arten bis auf das Doppelte der Länge aller übrigen Steuerfedern. Das Gefieder ist kurz und etwas derb, seine Färbung fast ausnahmslos prachtvoll und bunt, obgleich die einzelnen Farben gewöhnlich über große Felder verteilt sind. Beide Geschlechter unterscheiden sich kaum in der Färbung, und das einfachere Gewand der Jungen geht schon im zweiten Lebensjahre in das Kleid der Eltern über.

Die warmen Länder der Alten Welt bilden das Verbreitungsgebiet der Bienenfresser; nur eine einzige Art kommt in Australien vor. Sie bewohnen sehr verschiedene Örtlichkeiten, niemals aber solche, welchen Bäume gänzlich mangeln. Von der Küste des Meeres an trifft man sie bis zu einer Höhe von 2000 m, und es scheint nicht, als ob einzelne Arten die Tiefe, andere die Höhe bevorzugen. Die im Norden lebenden Bienenfresser ziehen regelmäßig, die südlichen sind Stand- oder Strichvögel. Schon in Ägypten lebt eine Art, die jahraus jahrein an derselben Stelle verweilt und jährlich zweimal Verwandte über sich wegziehen sieht, ohne vom Wanderdrange ergriffen zu werden; die im Inneren Afrikas wohnenden Arten dagegen streichen den Jahreszeiten entsprechend: sie erscheinen an ihren Brutplätzen mit Beginn der Regenzeit und verlassen die Heimat wieder, wenn die winterliche Dürre eintritt. Alle Arten ohne Ausnahme sind höchst gesellige und ungemein friedliche Vögel. Einzelne scharen sich nicht bloß mit ihresgleichen, sondern auch mit verwandten Arten, namentlich während ihrer Reisen. Sie bilden dann gemeinschaftlich Flüge und vermengen sich so vollkommen untereinander, daß man die verschiedenen Arten nicht unterscheiden kann. Auch besondere Gelegenheiten vereinigen oft verschiedenartige Bienenfresser auf längere Zeit.

In ihrer Lebensweise ähneln diese Prachtvögel am meisten den Schwalben, in mancher Hinsicht aber auch den Fliegenfängern. Bei schönem Wetter sieht man sie oder doch wenigstens die größeren Arten der Familie in hoher Luft, Beute suchend, umherstreichen; bei trüber Witterung oder auch während ihrer Brutzeit pflegen sie auf hervorragenden Baumzweigen zu sitzen und von hier aus ihre Jagd zu betreiben. Zum Boden herab kommen

sie selten, höchstens dann, wenn sie ein erspähtes Kerbtier aufzunehmen gedenken; dagegen streichen sie oft dicht über dem Wasserspiegel dahin, wie Schwalben thun. Die Nachtruhe verbringen sie auf den Zweigen dichtwipfeliger Bäume oder während der Brutzeit in ihren Nistlöchern.

Es ist unmöglich, Bienenfresser zu übersehen. Sie verstehen es, eine Gegend zu beleben. Kaum kann es etwas Schöneres geben als diese bald nach Art eines Falken, bald nach Art der Schwalben dahinstreichenden Vögel. Sie fesseln unter allen Umständen das Auge, gleichviel, ob sie sich bewegen oder, von dem anmutigen Fluge ausruhend, auf Zweigen und dem Boden sitzen. In letzterem Falle, oder wenn sie unter dem Beobachter auf und nieder streichen, kommt die volle Pracht ihres Gefieders zur Geltung. Wenn sie, wie es zuweilen geschieht, zu Hunderten oder Tausenden auf einzelnen Bäumen oder Gebüschen oder auf dem Boden dicht nebeneinander sich niederlassen, schmücken sie solchen Ruheplatz in unbeschreiblicher Weise. Am meisten fesselt doch immer und immer wieder ihr köstlicher Flug. Ebenso ruhig wie stetig, ebenso leicht wie zierlich trägt er den Bienenfresser scheinbar ohne alle Anstrengung durch jede beliebige Luftschicht. Im Nu stürzt sich einer von ihnen aus bedeutender Höhe senkrecht zum Boden herab, um ein vorüberfliegendes Kerbtier, das sein ungemein scharfes Auge wahrgenommen, zu fangen; binnen weniger Augenblicke hat er seine frühere Höhe wieder erreicht und fliegt mit den übrigen unter lautem, oft wiederholtem „Guep gueb“, dem allen Arten gemeinsamen Lockrufe, weiter. Auf einige Flügelschläge folgt ein Dahingleiten mit halb ausgebreiteten, halb angezogenen Schwingen, das aber mit so großer Schnelligkeit geschieht, daß der Vogel wie ein Pfeil erscheint. Nicht minder anziehend sind diese liebenswürdigen Geschöpfe da, wo sie sich bleibend angesiedelt haben und in größter Nähe betrachten lassen. Pärchenweise sieht man sie auf den hervorragenden niederen Ästen sitzen. Der eine Gatte ruft dem anderen von Zeit zu Zeit zärtlich zu; dann erhebt sich dieser zu einem kurzen, raschen Fluge und nimmt ein vorüberfliegendes Kerbtier auf. Während er dem Raube nachfliegt, bleibt jener ruhig sitzen und wartet auf sein Zurückkommen. Ich habe nie gesehen, daß zwei Bienenfresser sich um eine Beute gestritten hätten, niemals beobachtet, daß unter ihnen Kampf aus irgend welcher Ursache entstanden wäre. Friede und Verträglichkeit herrscht unter allen Umständen unter ihnen, ihr Verein mag so zahlreich sein, wie er sein kann.

Die Nahrung besteht ausschließlich in Kerbtieren, die in der Regel im Fluge gefangen, ausnahmsweise aber auch von leicht zugänglichen Blättern oder selbst vom Boden aufgenommen werden. Merkwürdig ist, daß die Bienenfresser giftstachlige Kerfe verzehren. Versuche, die angestellt wurden, haben zur Genüge bewiesen, daß der Stich einer Biene oder Wespe den meisten Vögeln tödlich ist; genaue Beobachtungen ergaben, daß fast alle Vögel, welche derartige Kerbtiere fangen, ihnen vor dem Verzehren den Giftstachel abbeißen: die Bienenfresser hingegen schlingen ohne jegliche Vorbereitung die gefährliche Beute hinab.

Alle Bienenfresser nisten gesellig und zwar in tiefen, wagerecht in steil abfallende Erdflächen gegrabenen Höhlen. Alle Arten lieben auch während ihres Brutgeschäftes die Gesellschaft von ihresgleichen, und deshalb sind die Brutstellen fast ausnahmslos sehr zahlreich besetzte Siedelungen. Der eigentliche Nistplatz ist ein backofenförmig erweiterter Raum am hinteren Ende des Ganges. Ein wirkliches Nest wird nicht erbaut, das aus 4—7 rein weißen Eiern bestehende Gelege vielmehr auf den bloßen Sand niedergelegt. Erst nach und nach sammelt sich von den abgebissenen Flügeln der Kerbtiere oder von den ausgespieenen Gewöllen eine Art von Unterlage, sozusagen ein Sitzpolster für die Jungen an.

Am Weihnachtstage des Jahres 1850 legte ich mein Boot in der Nähe der zahlreichsten Siedelung an, die ich kennen lernte. Mindestens 60 Pärchen des Zaumspintes (Merops frenatus) hatten sich eine glatte, feste Thonwand am Ufer des Blauen Nils zur Niststelle

erwählt und hier ihre Höhlen eingegraben. Die Ansiedelung nahm höchstens einen Raum von 3—4 Geviertmeter ein; auf dieser Fläche aber befand sich eine Nisthöhle an der anderen, so dicht nebeneinander, daß der Abstand höchstens 10—15 cm betrug. Diese Eingänge hielten 3 cm im Durchmesser und führten 1—1,5 m in wagerechter Richtung nach innen; dann erweiterten sie sich zu der Nistkammer, einem Raume von 15—20 cm Länge, 10—15 cm Breite und 6—8 cm Höhe. In keinem der Nester, die wir untersuchten, fanden wir Baustoffe, auch in keinem einzigen Eier oder Junge; demungeachtet schlüpften die Tierchen fortwährend aus und ein.

Ihr geschäftiges Treiben gewährte ein überaus anziehendes Schauspiel. Die nächsten Bäume waren geziert mit den prächtigen Vögeln; auf jedem passenden Zweige saß ein Pärchen einträchtig bei einander, und einer der Gatten um den anderen erhob sich, Beute verfolgend, kehrte nach einigen Schwenkungen zurück oder flog auch wohl in eine der Höhlen, verschwand in ihr und kam erst nach geraumer Zeit wieder aus ihr hervor, ohne daß wir einsehen konnten, was er im Inneren treiben möge. Ganz unbegreiflich erschien es uns, wie es dem einzelnen möglich war, sein Haus von dem eines anderen Pärchens zu unterscheiden. Vor den Nisthöhlen ging es oft zu wie vor einem Bienenstocke. Man sah zeitweilig eine Menge von Zaumspinten unmittelbar vor den Nestern auf und nieder schweben; wollten sie aber in das Innere schlüpfen, so brauchten sie niemals erst nach ihrer Höhlung zu suchen: sie verweilten nur einen Augenblick und krochen dann so rasch ins Innere, daß man wohl überzeugt sein durfte, die betreffende Höhle müsse die ihrige sein. Gegen Abend wurde es stiller, und mit Einbruch der Nacht war die lebendige Schar verstummt und verschwunden: alle oder wenigstens der größere Teil der Pärchen hatten im Inneren ihrer Höhlungen Herberge genommen. Diese Wahrnehmung erregte den Eifer des Sammlers. Ich beschloß, einen Fangversuch auf die damals noch sehr seltenen Vögel zu machen. Das Klebenetz wurde herbeigeholt und von oben so weit herabgelassen, daß es gerade vor die Höhlen zu hängen kam. Als ich am nächsten Morgen nach dem ersten Jagdausfluge wieder zurückkam, waren 30 der harmlosen Geschöpfe, die sich beim Ausschlüpfen in dem feinen Gemasche verstrickt hatten, meiner Tücke zum Opfer gefallen. Ich bekam auf diese Art eine genügende Menge der Prachttiere; aber es ist mir noch heute, als müsse ich mir Vorwürfe machen über diese Jagdweise.

Alte Bienenfresser in Gefangenschaft zu halten, ist überaus schwierig; jung eingefangene dagegen gewöhnen sich leichter, als man annehmen möchte, an den Verlust ihrer Freiheit, das enge Gebauer und ein Ersatzfutter, verlangen aber freilich anfänglich größere Sorgfalt als andere Nestvögel, auch später eine ausgewähltere Nahrung als die meisten der gefiederten Hausgenossen, die wir uns erwerben können.

In Europa lebt als regelmäßiger Sommergast nur eine Art der Familie, der Bienen- oder Immenfresser, Bienenfraß, Bienenfänger, Bienenwolf, Bienen- oder Heuvogel, Seeschwalbe oder Seeschwalm, Spint ꝛc. (**Merops apiaster**). Er gehört zu den größeren Arten seiner Familie. Die Länge beträgt 26, die Breite 45, die Fittichlänge 14, die Schwanzlänge 10—11 cm. Das Gefieder ist auf der Stirn weiß, auf dem Vorderkopfe und einem Streifen durch das Auge meerblau mit grünem Schein, ein Strich über dem Zügel durch das Auge bis auf die Ohrgegend, die unterseits von einem schmalen weißen, blau verwaschenen besäumt wird, schwarz; Kinn und Kehle bilden ein hochgelbes, unterseits von einer schmalen, schwarzen Querbinde begrenztes Feld; Ober- und Hinterkopf sind dunkel kastanienbraun, Hinterhals und Flügeldecken heller; Schultern und vordere

Mantelgegend nebst dem Bürzel gehen ins Zimtrostgelbe über. Die Unterseite prangt in schönem Meerblau. Die oberen Schwanzdecken mit Ausnahme der beiden vorragenden, an den Spitzen verschmälerten, schwarzen Mittelfedern sind blaugrün, die Handschwingen grünblau, an der Spitze schwarz, die des Armes zimtkastanienbraun, vor dem breiten schwarzen Ende grünblau, wie die hintersten, die kleinen Deckfedern am Buge düstergrün, die unteren Flügeldecken rostisabell. Die Weibchen unterscheiden sich kaum ersichtlich von den Männchen, die Jungen durch blässere Färbung, gelb angeflogene Stirn, ein kleines Querband unter der gelben Kehle, grünlich verwaschene Ober- und meerblaue Unterseite von den Alten. Das Auge ist prachtvoll karminrot, der Schnabel schwarz, der Fuß rötlich.

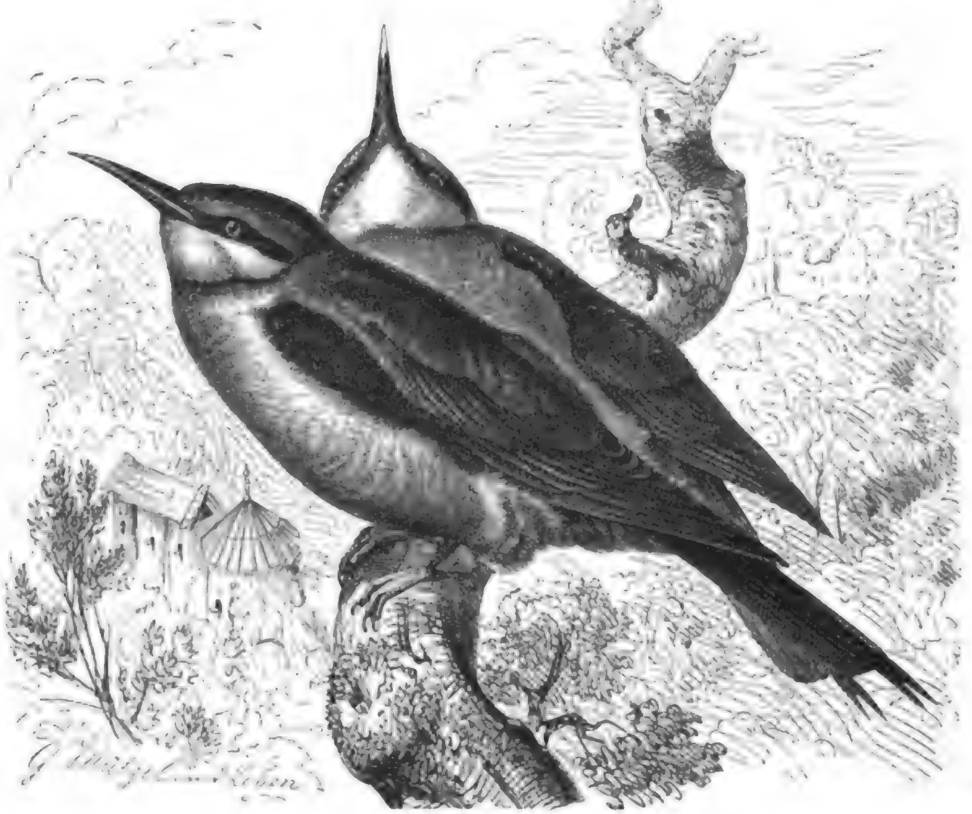
Im Süden Europas gesellt sich zu dem Bienenfresser dann und wann eine zweite Art der Familie, der Blauwangenspint (Merops aegyptius, persicus, savignii und vaillantii). Sein Gefieder ist dunkel grasgrün, unterseits mehr ins Malachitgrüne, zuweilen meerblau angeflogen, oberseits ins Olivengelbbraune, auf Ober- und Hinterkopf mehr oder minder deutlich ins Braune scheinend, die Stirn weiß, gelblich verwaschen, der Vorderkopf und ein breiter Augenstreifen sowie ein anderer Streifen unter dem schwarzen Zügelbande zart blau, das Kinn gelb, die Kehlmitte aber mit einem schön kastanienbraunen Flecken geziert. Die Schwingen und Steuerfedern haben grüne, ins Bläuliche scheinende Färbung, die ersteren schwarze Spitzen und zimtbraune Innenfahnen; die beiden mittelsten Steuerfedern zeichnen sich durch ihre weit vorragenden Spitzen aus. Größe, Färbung des Auges, des Schnabels und der Füße sind dieselben wie beim Bienenfresser. Das Nistgebiet dieses Vogels erstreckt sich vom Kaspischen Meere an über Persien, Kleinasien und Nordafrika, das Verbreitungsgebiet hingegen infolge der ausgedehnten Wanderungen über ganz Afrika. Ein sehr naher Verwandter, der auch wohl als gleichartig angesehen wird, bewohnt Madagaskar.

Lebensart und Betragen, Sitten und Gewohnheiten, Nahrung, Wanderung und Brüten, kurz die ganze Lebensweise der beiden europäischen Bienenfresser, ähneln sich in so hohem Grade, daß ich niemals einen Unterschied herauszufinden vermochte. Es genügt daher vollständig, wenn ich mich auf die Zeichnung eines Lebensbildes der erstgenannten Art beschränke.

Mit vollstem Rechte wird der Bienenfresser zu den deutschen Vögeln gezählt, da er sich nicht bloß mehrfach in Deutschland gezeigt, sondern auch schon hier gebrütet hat. Allerdings ist sein Vorkommen kein regelmäßiges, aber doch auch nicht gerade ein seltenes, und namentlich in den südöstlichen Teilen Deutschlands wird der auffallende und leicht kenntliche Vogel sehr oft bemerkt. Von seinem Erscheinen in Gegenden, die weit nördlich seines Verbreitungskreises liegen, haben wir wiederholt Kunde erhalten. Man hat ihn nicht bloß in Mittel- und Norddeutschland, sondern auch in Dänemark, in Schweden, ja selbst in Finnland wahrgenommen. Zuweilen ist er in ziemlich zahlreichen Flügen erschienen, und dann hat er nie verfehlt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. So berichtet die Leipziger Chronik: „Seltzame Vögel. Anno 1517. Umb Philippi Jacobi sind seltzame Vögel, so unbekandt, umb Leipzig gesehen und gefangen worden, an der Grösse wie die Schwalben, mit langen Schnäbeln, der Obertheil am Kopff, Hals und Rücken, war dunckelbraun, die Flügel dunckelblau, der Leib schwartz, die Kehle gelbe, hatten kurtze Füsse, und thäten denen Bienen und Fischen grossen Schaden.“ Der alte Gesner, der eine zwar mangelhafte, aber doch kenntliche Abbildung des Bienenfressers gibt, sagt, daß er die Vorlage von einem Maler aus Straßburg erhalten habe, woselbst der Vogel, wenn auch selten, gesehen werde. Von dieser Zeit an (Mitte des 16. Jahrhunderts), wohl der ersten geschichtlich nachweisbaren,

haben sich die Bienenfresser oft nach Deutschland verflogen, und einzelne Gegenden unseres Vaterlandes dürften sie, wenn nicht alljährlich, so doch innerhalb jedes Jahrzehntes besuchen.

Viel seltener geschieht es, daß das eine oder andere Pärchen nördlich der Pyrenäen und Alpen zum Brüten schreitet; doch sind, wie bemerkt, auch derartige Fälle beobachtet worden. „Südeuropa, als das Land der älteren Kultursteppe", sagt W. Marshall, „hat der Bienenfresser schon vollkommen besiedelt, und von hier ist er bis Wallis vorgedrungen. Als zweite, für östliche, aber auch für südliche Vögel sehr beliebte Einzugsstraße hat er das



Bienenfresser (Merops apiaster). 2/3 natürl. Größe.

Thal der Donau benutzt; ihr folgend, erschien er als Brutvogel öfters in der Umgebung Wiens, z. B. 1873 bei Biberhausen, 1834 bei Munderkingen an der Donau, 4 Stunden oberhalb Ulm, und es ist wahrscheinlich, daß diejenigen Pärchen, welche auf einem Friedhofe Prags, dann in der böhmischen Herrschaft Pardubitz sowie 1855 bei Randesacker unweit Würzburg und in den dreißiger Jahren in der sandigen, echt steppenartigen Umgegend Nürnbergs gebrütet haben, sich auch von jener Heerstraße abgezweigt hatten, während diejenigen, welche 1742 an der Ohlau bei Breslau brüteten, wahrscheinlich der Oderlinie gefolgt waren. Sehr merkwürdig ist die große Gesellschaft von Bienenfressern, die sich zu Anfang der siebziger Jahre im Kaiserstuhlgebirge im südlichen Baden einen Steinbruch zur Niederlassungsstelle auserkoren hatten. Es ist dieser verunglückte Kolonisationsversuch, abgesehen von der großen Zahl, in der die Vögel auftreten, auch um deswillen bemerkenswert,

weil er ziemlich sicher von einer anderen Seite, nämlich von Südwesten her, gemacht wurde, entlang einer gleichfalls sehr beliebten Einfallslinie, entlang der Rhone, an deren Mündung der Bienenfresser zahlreich brütet, dann die Saône und den Doubs hinauf und den Rhein hinab."

Über den letzterwähnten Fall danken wir dem Freiherrn von Schilling, dessen an Ort und Stelle eingezogene Erkundigungen ein ziemlich klares Bild der Einwanderung geben, eingehenden Bericht. Diesem zufolge erschienen Anfang der siebziger Jahre, Ende Mai etwa, 30 Stück Bienenfresser in dem Kaiserstuhlgebirge und siedelten sich hier unmittelbar hinter dem Dorfe Birkensohl, in einem fruchtbaren Thälchen mit südlicher Richtung, bleibend an, nisteten auch in der jähen Wandung eines verlassenen Doleritbruches. Aber sämtliche Eier wurden durch Unbefugte zerstört, die Ansiedler überhaupt in einer so unwirtlichen, um nicht zu sagen gehässigen Weise behandelt, daß schon Mitte Juli keine einzige der „afrikanischen Schwalben" mehr zu sehen war. Bauern, die einzelne von ihnen erlegt hatten, verkauften sie, zu 5 Frank das Stück, nach Kolmar und nach Neubreisach, und der hohe Preis reizte die Jäger zu schonungsloser Verfolgung.

Nicht viel anders als in diesem Falle ergeht es dem Bienenfresser wohl überall im gesegneten Deutschland, und dies dürfte einer der Hauptgründe sein, daß er bis jetzt noch nicht zum regelmäßig wiederkehrenden Sommer- und Brutvogel geworden ist. Als solchen trifft man ihn erst im südlichen Europa an. In Spanien, in Italien, Griechenland und auf allen Inseln des Mittelmeeres, in der Türkei, in Ungarn und Südrußland gehört er, stellenweise wenigstens, zu den gemeinsten Vögeln. Aber er bewohnt nicht bloß Europa, sondern verbreitet sich noch weit über Asien. In Palästina, Kleinasien und Persien ist er ebenso häufig wie in Südeuropa. In den Steppen Nordturkistans begegneten wir, in denen des südlichen Turkistan Severzow und andere Forscher ihm, wenn auch nicht eben oft. In den Gebirgen Kaschmirs sah ihn Adams in großer Anzahl; auch in China ist er seßhaft. Gelegentlich seines Zuges scheint er halb Asien und ganz Afrika zu durchstreifen. In Indien wird er während des Winters an geeigneten Orten überall beobachtet; in Afrika sah ich ihn mit größter Regelmäßigkeit gelegentlich seiner Wanderungen: er erschien, von Europa kommend, Anfang September und zog bis Mitte Oktober über uns dahin; der Rückzug begann Anfang April und währte bis Mitte Mai. In keinem der von mir bereisten Länder Afrikas nimmt der Bienenfresser Herberge für den Winter: Shelleys Angabe, daß man den Vogel im Laufe des ganzen Jahres in Ägypten sehen könne, ist unrichtig. Er überwintert noch nicht einmal in der nördlichen Hälfte Afrikas, sondern wandert regelmäßig bis nach dem äußersten Südwesten und Süden des Erdteiles. In der Nähe der Kapstadt traf ihn Levaillant in solcher Menge an, daß er binnen 2 Tagen mehr als 300 erlegen konnte. Die Vögel setzten sich dort zu Tausenden auf große Bäume und erfüllten weite Strecken mit ihrer Menge. Nun behauptet Levaillant freilich, daß die Bienenfresser auch in Südafrika brüten; es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß diese Angabe irrtümlich ist, weil es nach meinen Erfahrungen keinen einzigen Vogel gibt, der während der Dauer seines Winteraufenthaltes in südlichen Ländern nistet. Auch erwähnen Layard und Andersson übereinstimmend, der erste für das Kapland, der andere für Südwestafrika, daß der Bienenfresser nur während seiner Wanderungen erscheine und sich einigermaßen über seine weite Herberge verbreite. Als die Zeit der Ankunft gibt Layard, wohl etwas zu früh, den August an, während Andersson einfach von der Regenzeit spricht. In Wirklichkeit dürften die wandernden Scharen nicht vor Ende September in ihrer Winterherberge eintreffen und diese schon im März wieder verlassen. Im Jahre 1885 bemerkte Pechuel-Loesche die ersten Ankömmlinge im Hererolande am 3. Oktober zu Okahandya; Mitte Oktober waren die Vögel um Otyimbingue gemein.

Ausdrücklich bemerken will ich, daß der Bienenfresser, wenn auch vielleicht nicht immer, so doch sehr häufig, in Gesellschaft des oben beschriebenen Blauwangenspintes wandert, und zwar mit ihm gemeinschaftlich in einem Fluge reist. Diese Angabe hat von Heuglin bestritten; ich aber halte sie mit dem Bemerken aufrecht, daß ich beide Arten aus dem nämlichen Fluge herabgeschossen habe.

Auf seinem Brutplatze erscheint der Bienenfresser flugweise Ende April oder Anfang Mai, in Griechenland, nach Lindermayers mir kaum glaublicher Angabe, bereits Ende März. Krüper gibt nach mehrjährigen Beobachtungen für Griechenland als früheste Ankunftszeit den 2., Drumm für Korfu den 5. April an, und ersterer bemerkt ausdrücklich, daß die Legezeit Ende Mai und Anfang Juni beginnt. In der Gegend von Pisa sah Giglioni in den ersten Tagen des Mai große Schwärme von Bienenfressern nach Norden fliegen; auf Sardinien bemerkte sie Brooke zuerst vom 17. April ab. Die frühesten Ankömmlinge aber zogen alle weiter nach Norden, und erst eine volle Woche später siedelten sich andere auf den Inseln an, um hier zu brüten. Mitte Mai haben sich die Flüge einigermaßen zerteilt; doch kommt es ebenso oft vor, daß mehrere sich vereinigen und gemeinschaftlich eine Siedelung bilden, die 50, 60 und mehr Paare zählen kann. Das eine wie das andere hängt von der Örtlichkeit ab. Findet sich eine höhere, senkrecht abfallende Erdwand, die Raum zur Anlage für viele Nester bietet, so vereinigen sich die Bienenfresser; ist dies nicht der Fall, so sucht sich jeder einzelne so gut zu behelfen, wie es eben geht.

In der Nähe der Siedelung zeigt sich nun das gewöhnliche Sommerleben unseres Vogels. Während alle kleineren Arten der Familie nur ausnahmsweise ihre Warten auf längere Zeit verlassen, sieht man bei gutem Wetter, insbesondere in den Morgen- und Abendstunden, alle Mitglieder eines Verbandes dieser Art in hoher Luft stundenlang umherschwärmen. Der Flug bleibt in Verbindung, kann aber nicht als ein geschlossener bezeichnet werden; denn die einzelnen Vögel verteilen sich über einen weiten Raum, halten nur aufmerksam dieselbe Richtung ein und rufen sich beständig zu. In dieser Weise durchmessen sie mehrere Geviertkilometer immer gemeinschaftlich. Sie rufen sich auch während der ganzen Jagd durch ihren beständig wiederholten Lockton, das hell klingende „Schürr schürr“ oder „Guep guep“, zusammen. Gegen Sonnenuntergang erscheinen alle in der Nähe der Siedelung, verteilen sich hier in Paare und fangen nun bis zum Eintritt der Dämmerung noch Kerbtiere von den Ästen aus. Ihre Nachtruhe verbringen sie, sobald die Nisthöhlen fertig sind, wohl ausschließlich in diesen, bis dahin aber dicht gedrängt auf den Ästen niedriger Gebüsche, die sie zuweilen in so namhafter Menge anfüllen, daß man Dutzende von ihnen mit einem einzigen Schusse erlegen kann. Nachdem die Jungen ausgeflogen sind, vereinen sich noch viel bedeutendere Scharen, und wenn sich solche, wie zuweilen geschieht, auf sandigem Boden niederlassen, verwandeln sie diese Strecke gleichsam in eine blühende Wiese. Ihre Jagd betreiben sie auf Heiden oder ähnlichen Örtlichkeiten lieber als irgend wo anders und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil diese die meisten Immen herbeiziehen und sie dort die meiste Beute gewinnen. In die Nähe der Ortschaften kommen sie, solange die Witterung gut ist, selten oder nie. Verändert sich das Wetter, so verändern auch sie die Art und Weise ihrer Jagd. Sobald der Himmel umzogen ist, oder wenn Regen fällt, erheben sie sich nicht in die höheren Luftschichten, wie Schwalben und noch mehr die Segler zu thun pflegen, sondern jagen von den Ästen aus, erscheinen auch gern in unmittelbarer Nähe menschlicher Wohnungen und brandschatzen die Bienenkörbe in empfindlicher Weise. Man sieht sie unter solchen Umständen auf einem passenden Zweige des nächsten Baumes oder auf dem Flugbrettchen des Stockes selbst sitzen und die ausgehenden Bienen wegschnappen.

Stechende Kerbtiere scheinen das Lieblingsfutter des Bienenfressers zu sein; denn ebenso wie er die Bienenstöcke brandschatzt, plündert er die Nester der Wespen, Hummeln und

Hornissen. Man hat beobachtet, daß er sich möglichst nahe bei einem Wespenneste niederläßt und im Verlaufe weniger Stunden nach und nach alle fliegenden Bewohner dieses Nestes wegschnappt. Doch verschmäht er auch Heuschrecken, Cikaden, Libellen, Bremsen, Mücken, Fliegen und Käfer nicht, liest letztere sogar von den Gebüschen und von Blumen ab, obwohl er in der Regel nur auf fliegende Beute jagt und jedes vorübersummende Kerbtier, dessen er ansichtig wird, aufnimmt, vorausgesetzt, daß er es verschlingen kann. Die unverdaulichen Flügeldecken und andere harte Teile der Beute werden, zu Gewöllen geformt, wieder ausgeworfen.

Ende Mai beginnt das Brutgeschäft. Zur Anlage seines Nestes wählt sich der Bienenfresser am liebsten das sandige oder lehmige Ufer eines Flusses. Hier beginnt er ein rundes Loch von 5—6 cm im Durchmesser auszuhöhlen. Dieses Loch führt wagerecht oder in wenig aufsteigender Richtung weiter und bildet somit eine Höhle, die 1—2 m tief sein kann. Das Ende des Ganges wird zu einer Kammer von 20—25 cm Länge, 10—15 cm Breite und 8—10 cm Höhe erweitert, auf deren Boden dann das Weibchen im Juni seine 5—8 runden, glänzend weißen Eier niederlegt. Zuweilen wird, laut Salvin, noch eine zweite Nistkammer hinter der ersten ausgewölbt und mit dieser durch einen etwa 30 cm langen Gang verbunden. Fehlt es einer Gegend an senkrecht abfallenden Erdwänden, so entschließt sich der Bienenfresser wohl oder übel, schräge Gänge in den flachen Boden einzugraben. Solche fanden von Heuglin im Steinigen Arabien und mittleren Ägypten, Tristram in Palästina und Saunders im südlichen Spanien. Alte, vorjährige Nisthöhlen scheinen nicht wieder benutzt zu werden, vielleicht, weil sie später Eidechsen und anderen den Vögeln unliebsamen Eindringlingen zur Behausung dienen.

Das Ausgraben der Nistlöcher geschieht höchst wahrscheinlich, ebenso wie beim Eisvogel, ausschließlich mittels des Schnabels, und die kleinen schwächlichen Füßchen dienen höchstens dazu, losgearbeitete Erde herauszuschaffen. Dieser Auffassung widerspricht Lindermayer, der aus Betrachtung der Füße folgern zu dürfen glaubt, daß der Vogel sie auf gleiche Weise wie eine Mauerkelle verwende, um den leicht abzukratzenden Sand immerfort hinter sich unter dem Bauche hin und so allmählich aus der Höhle herauszuschaffen. Soviel mir bekannt, hat bis jetzt noch kein Beobachter den Bienenfresser beim Graben überrascht, und es handelt sich daher um Ansicht gegen Ansicht; das Beispiel des Eisvogels aber dürfte mehr für meine Anschauung als für die Lindermayers sprechen. Einige Beobachter wollen eine Unterlage von Moos und Genist gefunden haben; ich meinesteils kann versichern, daß ich in allen Bienenfressernestern, welche ich untersuchte, niemals eine Spur von Niststoffen bemerkte. Aus den Flügeldecken, Beinen &c., die von den Jungen nicht mitgefressen werden, sowie aus den von ihnen oder von den brütenden Alten ausgespieenen Gewöllen bildet sich nach und nach ein förmliches Sitzpolster im Inneren der Nistkammer, so daß die Jungen einer Unterlage wenigstens nicht gänzlich entbehren. Ob das Weibchen allein brütet, oder ob es vom Männchen abgelöst wird, konnte bisher noch nicht festgestellt werden; man weiß bloß, daß beide Eltern sich in das Geschäft der Aufzucht teilen und fleißig Nahrung zutragen. Schon Ende Juni sieht man Junge mit den Alten umherfliegen und letztere jene füttern. Anfangs kehrt die Familie höchst wahrscheinlich zur Nisthöhle zurück (wenigstens beobachtete Powys mehrmals, daß drei und vier Bienenfresser derselben Höhle entflogen), wenige Wochen später benehmen sich die Jungen ganz wie die Alten, und zur Zeit der Abreise unterscheiden sie sich, soweit es das Betragen angeht, nicht im geringsten von diesen.

Die Alten wußten über das Brutgeschäft noch ganz andere Dinge zu berichten als wir. „Der Vogel ist also listig“, schreibt Gesner, jenen nach erzählend, „daß er seine jungen, damit sie nit gefangen werden, von einem ort an das andere trägt. Er fleucht

auch selbst stäts an andere ort, damit er nicht gefangen werde, daß man auch nicht spüren möge, wo er seine junge erziehe. Man sagt, daß dieser vogel, als der Storch, seinen Eltern behülfflich sei, nicht allein im Alter, sondern wenn sie ihrer Hülff bedörffen vnd nottürfftig seyen, lassen derhalben jhre Eltern nicht auß dem Nest fliehen, sondern tragen jnen Nahrung herzu, tragen sie auch auff dem Rücken hin vnd her."

Es ist erklärlich, daß der Bienenfresser nicht überall mit günstigem Auge angesehen wird. Die Räubereien, die er sich zu schulden kommen läßt, erregen den Zorn der Bienenzüchter und ziehen ihm rücksichtslose Verfolgung zu. Der Bienenfresser zeigt sich selten scheu, und am wenigsten in der Nähe Beute versprechender Örtlichkeiten, läßt sich hier selbst durch Schießen so leicht nicht vertreiben. Erst wiederholte Verfolgung macht ihn vorsichtig und die Jagd auf ihn einigermaßen schwierig. In Griechenland werden, nach Lindermayer, Graf von der Mühle, Krüper und anderen, in den letzten Sommermonaten außerordentlich viele Bienenfresser geschossen und als schmackhafte Speise mit Vorliebe genossen. Auch im südlichen Spanien, insbesondere in Sevilla und Cordova, bringt man im Herbste erlegte oder gefangene, zum Verspeisen bestimmte Bienenfresser schock- und sackweise auf den Markt. Auf Kandia sollen sie an der Angel gefangen werden, in derselben Weise, die uns schon Gesner beschreibt: „Ihre schöne reizt die jungen Knaben in Creta, daß sie die mit Häwschrecken, als die Schwalben, fahen, also, daß sie an eine gekrümbte Glufen einen Häwschrecken stecken, vnd diese an einen Faden binden, den sie an einem ort in den Händen haben, am andern aber lassen sie den Häwschrecken fliegen: so denn dieser vogel ihn ersehen, verschluckt er den, vnd wirdt also gefangen."

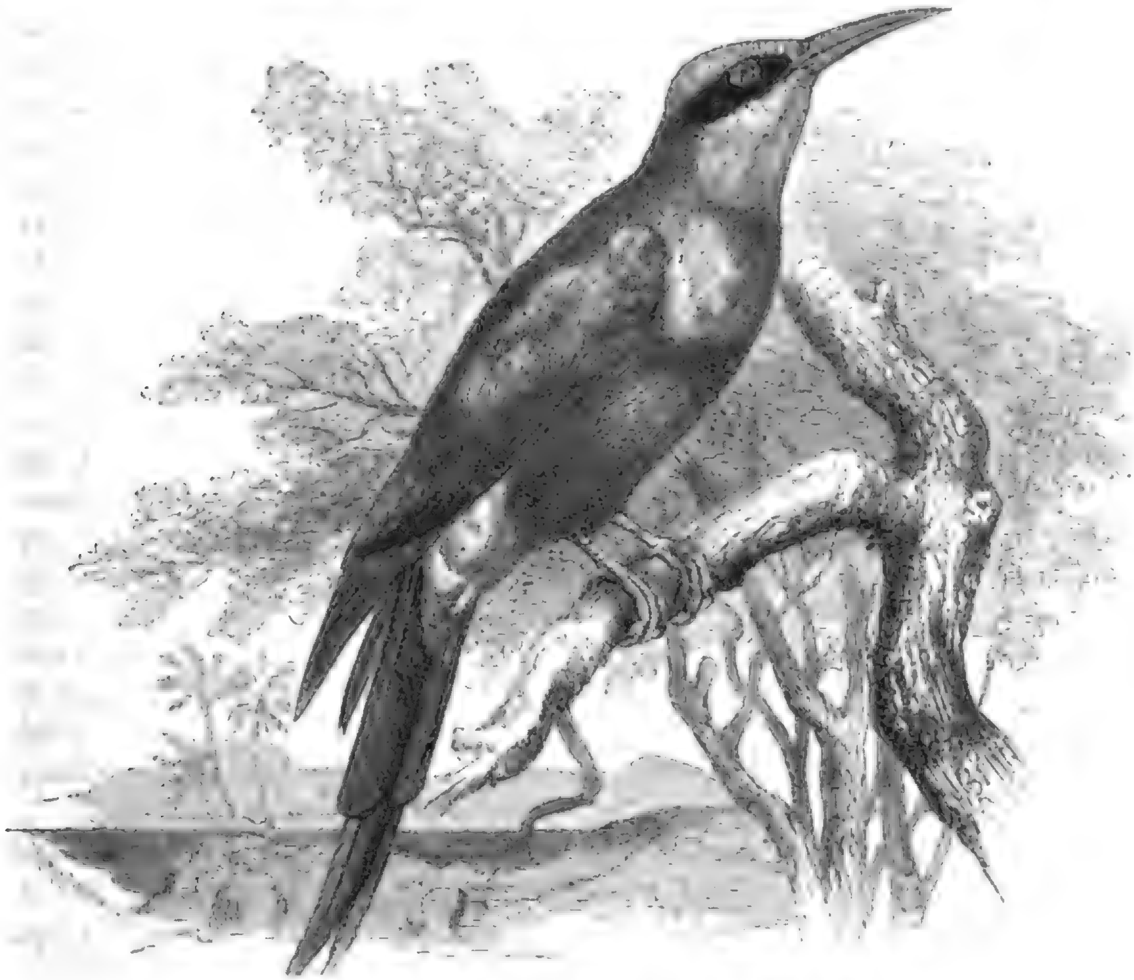
Das Fleisch des Vogels ist, Gesners Meinung nach, keine gute Speise, wohl aber ein wirksames Arzneimittel: „Den Imbenfraß braucht man nicht zu der Speiß: dann sein Fleisch ist rauch, vndäwig, vnd böser feuchte, doch ist er dienstlich für die bösen Bläst im Leib. Seine Gall mit Baumöl auß vnzeitigen Oliven vermischt, macht das Haar sehr schwartz."

Während man in früheren Jahren voreingenommenermaßen abstand, Bienenfresser überhaupt im Käfige zu halten, hat man neuerdings dies versucht und das überraschende Ergebnis gewonnen, daß sie im Gebauer besser ausdauern, als man dies für möglich erachten konnte. Sogar alt gefangene Bienenfresser gehen unter Umständen an das Futter, verlangen jedoch, daß man ihnen dasselbe reicht, das sie sich in der Freiheit erbeuten, und weisen Ersatzfutter hartnäckig zurück. Ihre Gefräßigkeit übersteigt alle Vorstellungen. Sie fressen mehr als das Doppelte ihres eignen Gewichtes täglich, und ihre Ernährung ist daher auch ziemlich kostspielig. Jung eingefangene gewöhnen sich, obgleich sie anfänglich gestopft werden müssen, bald an Käfig und Stubenkost, werden zahm, befreunden sich mit dem Pfleger, begrüßen ihn, wenn er sich ihnen naht, nehmen ihm artig das Futter aus der Hand und bereiten dann viele Freude und Vergnügen. Unsere Abbildung ist nach gefangenen Bienenfressern gezeichnet worden, die ich pflegte.

Unter den afrikanischen Arten der Familie verdient der Scharlachspint (Merops nubicus, superbus und coeraleocephalus, Melittotheres nubicus) besondere Erwähnung, weil er ebensowohl durch seine Färbung wie durch seine Lebensweise sich auszeichnet. Die vorherrschende Färbung des Gefieders ist ein dunkles Scharlachrot, das auf Schwingen und Schwanz düsterer, auf Kopf und Brust lichter wird; der Bürzel, die oberen und unteren Schwanzdeckfedern sind lebhaft türkisblau; die Unterkehle hat verwaschene, düster blaugrüne, ein breiter Streifen über dem Zügel bis zur Ohrgegend schwarze Färbung. Die Schwingen zeigen breite schwarze Spitzen, die ersten Handschwingen vor dem schwarzen Ende eine düster blaugrüne Binde, alle an der Wurzel der Innenfahne zimtrostfarbene

Säume. Das Auge ist, wie bei anderen Bienenfressern, tief scharlachrot, der Schnabel schwarz, der Fuß braungrau. Die Länge beträgt 34, die Fittichlänge 15, die Länge der beiden mittelsten Schwanzfedern 19, die der übrigen Steuerfedern 11,5 cm.

Man hat den Scharlachspint in den verschiedensten Ländern der Ostküste Afrikas beobachtet, zuweilen sehr häufig, zuweilen nur einzeln. Ich habe ihn als einen Wander- oder Strichvogel im Ostsudan kennen gelernt. Er erscheint in den von mir bereisten Gegenden südlich des 15. Grades nördlicher Breite mit Beginn der Regenzeit und verweilt hier bis gegen März, tritt jedoch nicht so regelmäßig auf wie in Abessinien, Taka, Kordofan



Scharlachspint (Merops nubicus). ⅓ natürl. Größe.

und längs des Weißen Nils. In Abessinien traf ihn von Heuglin, der bessere Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten, als ich, als Bewohner aller wärmeren Gegenden, von den Tiefebenen an bis zu 2000 m Höhe empor, zuweilen in Flügen von tausend. Sein Wesen ist, wie genannter Beobachter mit Recht hervorhebt, womöglich noch lebhafter und lärmender als das der Verwandten, denen er übrigens in der Art und Weise zu fliegen wie in seinem ganzen Auftreten ähnelt. Während der heißesten Tageszeit sucht er Schutz auf Büschen und Bäumen und bedeckt sie dann oft im buchstäblichen Sinne des Wortes. Eine solche dichtgedrängte Schar gewährt einen wundervollen Anblick.

Die Brutzeit fällt in den Anfang der Sommerregen, in den Ländern am Weißen Nil schon in den März und April, im Ostsudan zwischen Juni und August. Man findet die Nistansiedelungen sowohl längs der Gewässer als auch auf Lichtungen im Waldgürtel, ja selbst in der Steppe, hier jedoch nicht so dicht gedrängt und zuweilen nur solche, welche

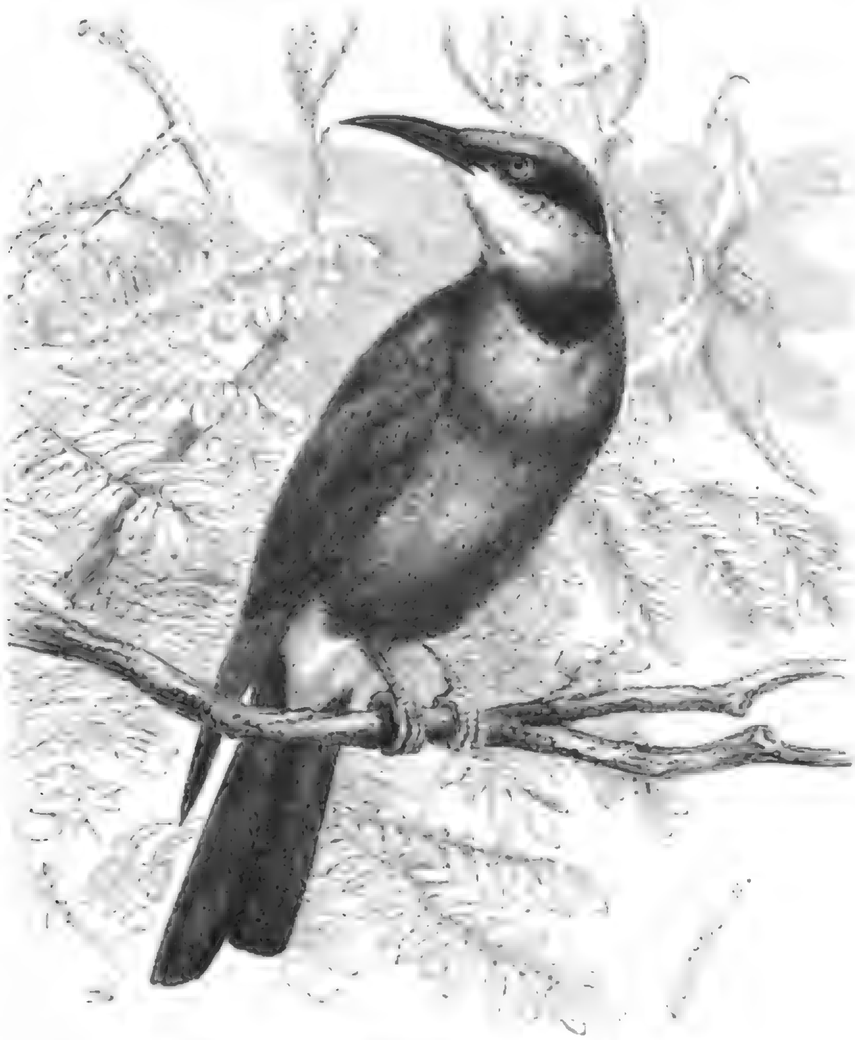
aus einigen Paaren bestehen. Der Vogel gräbt sich sehr tiefe, meist gerade Höhlen, die je nach der Örtlichkeit wagerecht oder schief in die Erde führen. Der Brutkessel ist etwas erweitert und enthält auf einer lockeren Unterlage von dürren Grashalmen (?) 3—5 Eier von stumpf eiförmiger Gestalt, feiner, glatter Schale und rein weißer Färbung, die infolge des durchschimmernden Dotters rosenrot erscheint. Hartmann versichert, in einer steilen, lehmigen Uferböschung oberhalb Sennars „viele, viele tausend solcher völlig unzugänglichen Nester“ dieses Bienenfressers und ganze Wolken der Vögel gesehen zu haben.

Nach vollendetem Brutgeschäfte scharen sich die Scharlachspinte wiederum in größere Flüge und streichen nordwärts bis zu dem 16. Grade nördlicher Breite, namentlich über die weiten Steppen, die ihnen reichliche Nahrung bieten. Am frühesten Morgen schon ertönt ihr lauter, etwas gurgelnder Ruf von den Büschen und Bäumen herab, wo sie Nachtruhe gehalten haben. Dann erhebt sich die ganze Gesellschaft, zieht eine Zeitlang hoch und lärmend umher, bis der Tau abgetrocknet ist, und begibt sich sodann auf die Kerbtierjagd in dürrem Hochgrase und längs der Gewässer. Solange der alle waldlosen Strecken des Sudan bedeckende Grasbestand noch reich an Kerbtieren ist, finden die Bienenfresser und mit ihnen viele andere Vögel mit Leichtigkeit ihr tägliches Brot; denn sie nähren sich dann fast ausschließlich von Heuschrecken. „Den Scharlachspint“, erzählt von Heuglin noch, „sahen wir in Kordofan häufig auf Rindern, Eseln ꝛc. sich niederlassen, ja sogar zuweilen auf gravitätisch im hohen Grase der Steppen wandelnden Störchen, von welchen aus sie auf die Heuschrecken jagten, die von ihren sonderbaren Reittieren aufgeschreckt wurden. Sie verzehrten ihren Raub im Fluge und kehrten dann wieder nach ihrem alten Sitze zurück.“ Ich erinnere mich nicht, dieses hübsche Schauspiel gesehen zu haben; übereinstimmend mit Hartmann aber habe ich beobachtet, daß die Purpurspinte Kerbtiere vom Boden aufnahmen, ja förmlich aus den durch Sonnenglut entstandenen Spalten des Erdreichs hervorzogen, und ebenso habe ich, wie von Heuglin, gesehen, daß ein Steppenbrand neben den Lurche und Kerbtiere fressenden Falken auch diese Bienenfresser herbeizieht. Die brennende Steppe gewährt auch dem, der nicht auf das Leben der Tiere achtet, ein großartiges Schauspiel; dieses gewinnt aber für den Tierforscher noch einen besonderen Reiz. Selbst auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen, muß ich hier von diesen Steppenbränden ausführlicher sprechen; denn gerade der Scharlachspint spielt dabei eine bedeutende Rolle.

Wenn die vernichtende Dürre bereits alles Pflanzenleben ertötet und namentlich die während der Regenzeit paradiesische Steppe in eine traurige Einöde verwandelt hat, zündet der Nomade bei heftigem Winde den Graswald in geeigneter Richtung an. Bald schneller, bald langsamer greift das Feuer um sich, meilenweit die Grasbestände vernichtend oder doch versengend, eine Wolke von Qualm und Rauch oder dunkle Glut an das Himmelsgewölbe heftend. Mit stets sich vermehrender Gefräßigkeit verschlingt es die dürr gewordenen Gräser; gierig züngelt es selbst an den Bäumen empor, die blattdürren Schlingpflanzen, die ihnen neue Nahrung geben, vernichtend. Nicht selten erreicht es den Urwald und verkohlt hier die Baumstämme, deren Laubdach es verwüstete; nicht selten kommt es an das Dorf heran und schleudert seine zündenden Pfeile auf die aus Stroh erbauten Hütten.

Wenn nun auch der Steppenbrand ungeachtet der Menge des Brennstoffes und seiner leichten Entzündlichkeit niemals zum Verderben der schnellfüßigen Tiere werden kann, erregt er doch die ganze Tierwelt aufs äußerste; denn er scheucht alles Lebende, welches die hohen Gräser verdeckten, wenigstens auf. Alle Steppentiere fliehen schreckerfüllt, wenn ihnen das Feuer sich nähert; die Höhlentiere bergen sich im sicheren Baue und lassen das Flammenmeer über sich wegfluten. Auch sie werden nicht von ihm erreicht; die Vernichtung gilt nur dem kriechenden und fliegenden Gewürme. Die Schlangen vermögen es nicht, sich dem eilenden Feuer zu entwinden, die Skorpione, Taranteln und Tausendfüßler werden

sicher von ihm eingeholt. Aber nicht bloß die Flammen sind es, die ihnen verderblich werden: denn gerade das Feuer lockt neue Feinde herbei. Scharenweise fliegen Raubvögel herbei, um laufend oder fliegend vor der Feuerlinie ihrer Jagd obzuliegen, und neben ihnen treiben auch Segler, insbesondere aber die Scharlachspinte, ihr Wesen. Sie alle wissen es, daß ihnen die Glut des Brandes Beute auftreibt, und sie alle benutzen das günstige Ereignis auf das beste. Man erstaunt über die Kühnheit dieser Tiere und namentlich über den Mut der kleineren, gerade unserer Bienenfresser. Sie stürzen sich aus hoher Luft herab



Schmuckspint (Merops ornatus). ⅔ natürl. Größe.

ohne Bedenken durch den dichtesten Rauch, streichen hart über den Spitzen der Flammenlinie dahin, erheben sich wieder, verzehren die erfaßte Beute und verschwinden von neuem in den Rauchwolken; von Heuglin sagt, daß einer oder der andere gar nicht selten sich die Schwingen oder Steuerfedern versenge. Ich habe das nie gesehen, kann aber, ihm in gewissem Sinne beistimmend, versichern, daß die Vögel in äußerster Nähe über den Flammen selbst auf und nieder streichen, und daß man sich jedesmal wundert, wenn man sie nach einer ihrer kühnen Schwenkungen wieder heil und unversehrt emporkommen sieht.

Australien beherbergt, soviel bis jetzt bekannt, nur einen einzigen Bienenfresser, den Schmuckspint (Merops ornatus und melanurus, Philemon, Melittophagus und Cosmaërops ornatus). Die Oberseite ist maiengrün, Oberkopf, Nacken und Schwingen

sind rotbraun, Oberrücken und Bürzel türkisblau, die Unterseite beryllgrün, die Kehle hochgelb, von der Brust durch eine tiefe schwarze Binde getrennt, die Aftergegend blau, der Zügel samtschwarz, unten himmelblau gesäumt. Die Länge beträgt ungefähr 20, die Fittichlänge 11, die Schwanzlänge 8 cm.

Über die Lebensweise hat Gould berichtet. Er fand den Schmuckspint in Südaustralien und Neusüdwales. Hier und am Schwanenflusse ist er sehr gemein. Der Vogel bevorzugt offene, trockene und dünn bestandene Waldungen, sitzt fast ohne Ausnahme auf einem dürren, blätterlosen Zweige und jagt von hier aus nach Kerbtieren. Abends sammelt er sich an den Ufern der Flüsse zu Gesellschaften, die Hunderte zählen. Sein Betragen hat so viel Anziehendes, daß er in Australien allgemein beliebt ist. Die außerordentliche Schönheit seines Gefieders, die Zierlichkeit seiner Gestalt und die Anmut seines Fluges machen ihn bemerkbar. Zudem erscheint er noch als Bote des Frühlings: in Neusüdwales kommt er im August an und verweilt bis zum März; dann wendet er sich dem Norden zu und durchschwärmt nun in großer Menge alle Gegenden Nordaustraliens, auch wohl die benachbarten Eilande, ja, einzelne Pärchen sollen hier sogar brüten. Haacke traf ihn Ende September tief im Inneren von Neuguinea. Das Brutgeschäft unterscheidet sich nicht von dem anderer Arten.

*

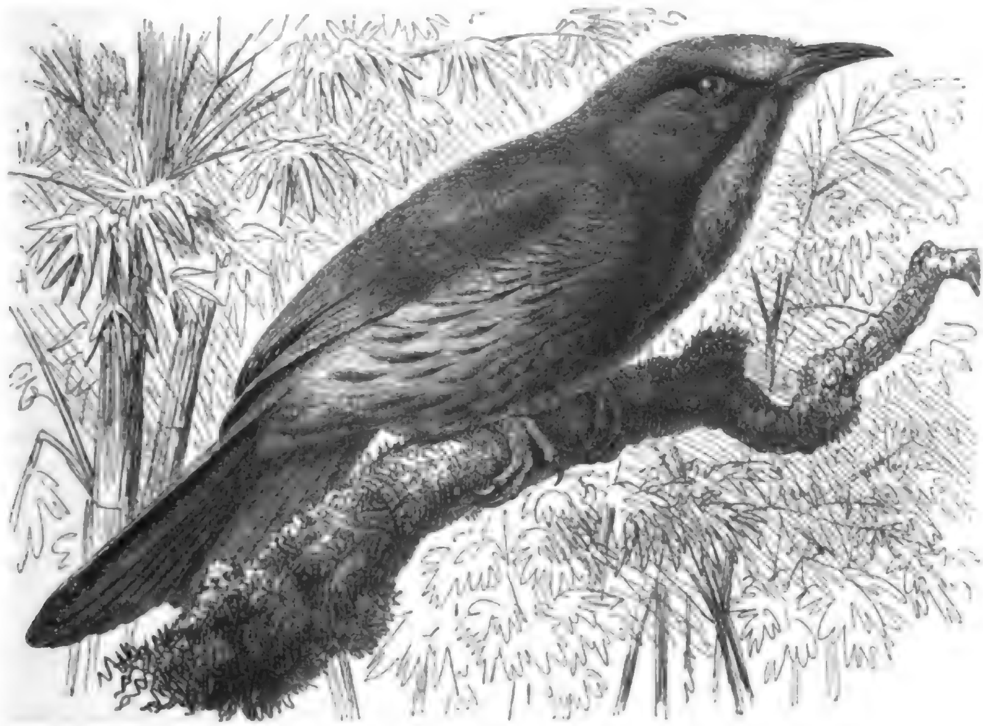
In Indien wird die Familie nicht allein durch zahlreiche Verwandte der beschriebenen, sondern auch durch zwei Arten vertreten, die wesentlich von dem allgemeinen Gepräge abweichen. Die Nachtspinte (Nyctiornis) kennzeichnen sich durch mittellangen, starken, gebogenen Schnabel, mittellange Flügel, in welchen die vierte Schwinge die längste ist, langen, fast gerade abgeschnittenen Schwanz und ziemlich reiches, weiches Gefieder, das sich in der Hals- und Brustgegend zu eigentümlichen steifen Federgebilden verlängert.

Der Nachtspint oder Sangrok der Inder (Nyctiornis athertoni und coeruleus, Merops athertoni, amherstiae, cyanogularis, paleazureus und assamensis, Napophila athertoni und meropina, Bucia athertoni und nipalensis, Alcemerops athertoni) erreicht die Größe unserer Mandelkrähe; seine Länge beträgt 37, die Breite 47, die Fittichlänge 14, die Schwanzlänge endlich 16 cm. Die vorherrschende Färbung des Gefieders ist ein schönes dunkles Grasgrün, das auf den unteren Schwanz- und Flügeldecken in einfarbiges Rostisabell, auf dem Hinterkopfe aber in ein zartes Meerblau übergeht. Einige sehr verlängerte breite Federn, die in der Kehlgegend entspringen, sind dunkelblau, heller blau umrandet, die der Brust und übrigen Unterseite rostig isabellgelb in die Länge gestreift. Breite Innenränder der Schwingen und Schwanzfedern und deshalb auch die Schwingen und Steuerfedern von unten gesehen haben rostig isabellgelbe Färbung. Die Iris ist tiefgelb, der Schnabel bleigrau, an der Spitze schwarz, der Fuß düstergrünlich.

Atherton sandte diesen Bienenfresser zuerst an den Naturforscher Jardine und berichtete, daß er sich einzeln in den Bambuswäldern des Inneren von Indien finde und des Nachts sein Wesen treibe. Auf diese Angabe hin wurde der auffallende und, wie durch spätere Beobachtungen erwiesen, falsche Name gegeben. Jetzt wissen wir durch Hodgsons und Jerdons Forschungen, daß der Nachtspint die großen, luftigen Wälder Indiens von der Tiefe an bis zu 1000 m Höhe aufwärts bewohnt. Nach Hodgsons Angaben ist er nirgends häufig und ein einsamer Gesell, der die tiefsten Schatten des Waldes aufsucht und hier, ruhig auf einem hohen Baume sitzend, nach Beute ausschaut, sie nach Art seiner Verwandten im Fluge fängt und wieder zu seinem Zweige zurückkehrt. Niemals verläßt er das Dunkel des Waldes, und diesem Aufenthalte entspricht auch sein ruhiges, stilles, um nicht zu sagen düsteres Wesen. Jerdon versichert, niemals einen Ton von ihm vernommen

zu haben; Boys hingegen schreibt ihm eine eigentümlich wilde Stimme zu. Seine Nahrung besteht aus Bienen und ihren Verwandten, von welchen er namhafte Mengen wegfängt, außerdem aus Käfern und ähnlichem Getier, wahrscheinlich also aus allen Kerbtieren, welche seine Wälder durchfliegen und seinem nicht allzuweiten Schlunde genehm sind. Über seine Fortpflanzung ist etwas Sicheres bis jetzt noch nicht bekannt. Die Eingeborenen behaupten, daß er in hohlen Bäumen niste.

Boys versichert, daß man dem Vogel nur mit Schwierigkeit nahen könne, wohl nicht weil er scheu und vorsichtig ist, sondern weil der Wald, den er sich zu seinem Aufenthalte



Nachtspint (Nyctiornis athertoni). ½ natürl. Größe.

wählt, auch von Raubtieren aller Art bewohnt wird. Es mögen diese Angaben die Seltenheit des Nachtspints in den verschiedenen Sammlungen erklären. Dagegen soll er, laut Hodgson, gelegentlich der Jagdzüge, welche die Rajahs veranstalten, nicht allzu selten lebend gefangen werden, weil der Lärm, den eine größere Anzahl von Jägern verursacht, ihm förmlich die Besinnung raubt und dem Fänger gestattet, sich ihm so weit zu nähern, daß er ihn mit der Hand ergreifen kann.

Auf diese wenigen Angaben beschränken sich die mir bekannten Mitteilungen über den ebenso schönen wie seltenen Vogel.

Einem der prachtvollsten, durch Sagen und Märchen vielfach verherrlichten Vogel unseres Erdteiles zuliebe hat eine zahlreiche, etwa 125 Arten zählende Familie den sehr unpassenden Namen Eisvögel erhalten; denn die bei weitem größte Anzahl der hierher

zu zählenden Sitzfüßler lebt in dem warmen Gürtel der Erde und weiß nichts von Eis und Winter. Die Eisvögel, die ein nur eine Familie (Alcedinidae) umfassendes Geschlecht (Halcyones) der Sitzfüßler bilden, kennzeichnen sich durch kräftigen Leib, kurzen Hals, großen Kopf, kurze oder mittellange Flügel, kurzen oder höchstens mittellangen Schwanz, langen, starken, geraden, winkeligen, spitzigen Schnabel, sehr kleine, drei- oder vierzehige Füße und glattes, meist in prächtigen Farben prangendes Gefieder, das sich nach dem Geschlechte kaum, nach dem Alter wenig unterscheidet.

Hinsichtlich des inneren Baues der Eisvögel hat Nitzsch nach Untersuchungen der europäischen Art als auffallend das Folgende hervorgehoben: „Das Kopfgerüst hat im ganzen eine zwar oberflächliche, aber unverkennbare Ähnlichkeit mit dem der Reiher. Schnabelrücken und Stirn liegen fast in einer geraden Linie. Die Wirbelsäule besteht aus 11 Hals-, 8 Rücken- und 7 Schwanzwirbeln. Von den Rippenpaaren haben nur die 5 letzten Rippenknochen. Das Brustbein gleicht dem der Spechte. An den Hintergliedern ist die Kürze des Laufes besonders merklich. Die Zunge steht wegen ihrer geringen Größe in einem ungewöhnlichen Mißverhältnis zum Schnabel. Sie ist wenig länger als breit, beinahe dreieckig, jedoch an den Seitenrändern auswärts, am Hinterrande einwärts gebogen. Das Zungengerüste ist merkwürdig wegen der Kleinheit des Zungenkernes und der Breite des Zungenbeinkörpers. Der Schlund ist weit, aber nicht zu einem Kropfe ausgebaucht, der Vormagen sehr kurz, der Magen häutig und ausdehnbar. Blinddärme sind nicht vorhanden."

Die Eisvögel sind Weltbürger und ziemlich gleichmäßig verteilt, obgleich die Familie sich jetzt nur noch innerhalb des warmen Gürtels in ihrer vollen Reichhaltigkeit zeigt. Viele Arten der Familie bevorzugen die Nachbarschaft kleinerer oder größerer Gewässer, aber nicht alle sind an das Wasser gebunden, nicht wenige, vielleicht sogar die meisten, im Gegenteil Waldvögel im eigentlichsten Sinne, deren Lebensweise mit jener der wasserliebenden Verwandten kaum Ähnlichkeit hat. Da nun selbstverständlich die abweichende Lebensweise mit Eigentümlichkeiten im Baue und in der Beschaffenheit des Gefieders im engsten Einklang steht, hat man die Familie mit vollstem Rechte in zwei Unterabteilungen zerfällt, deren eine die stoßtauchenden Wasser- und deren andere die Landeisvögel oder Lieste umfaßt.

Die Unterfamilie der Wassereisvögel oder Fischer (Alcedininae) kennzeichnet sich vornehmlich durch den langen, geraden und schlanken, auf dem Firste geradlinigen, seitlich sehr zusammengedrückten Schnabel und das stets sehr glatte, eng anliegende fettige Gefieder. Alle Arten siedeln sich in der Nähe von Gewässern an und folgen diesen bis hoch ins Gebirge hinauf, soweit es Fische gibt, und bis zum Meeresgestade hinab. Längs der Gewässer leben sie einzeln oder höchstens paarweise; wie alle Fischer sind auch sie stille, grämliche, neidische Gesellen, die Umgang mit ihresgleichen oder mit anderen Vögeln überhaupt möglichst vermeiden und in jedem lebenden Wesen, wenn auch nicht einen Beeinträchtiger, so doch einen Störer ihres Gewerbes erblicken. Nur solange die Sorge um die Brut sie an ein bestimmtes Gebiet fesselt, verweilen sie an einer Stelle; im übrigen schweifen sie fischend umher, dem Laufe der Gewässer folgend, und einzelne Arten durchwandern bei dieser Gelegenheit ziemlich bedeutende Strecken.

Ihre Begabungen sind eigentümlicher Art. Zu gehen vermögen sie kaum, im Fliegen sind sie ebenfalls ungeschickt, und nur das Wasser beherrschen sie in einem gewissen Grade: sie tauchen in absonderlicher Weise und verstehen auch ein wenig zu schwimmen. Unter ihren Sinnen steht das Gesicht obenan; ziemlich gleich hoch entwickelt scheint das Gehör zu sein; über die anderen Sinne haben wir kein Urteil. Das geistige Wesen stellt die Eisvögel

tief. Die hervorragendste Eigenschaft scheint unbegrenztes Mißtrauen zu sein. Eigentlich klug kann man sie nicht nennen. Doch sind auch sie nicht alles Guten bar; denn sie bekunden wenigstens ungemein große Anhänglichkeit an ihre Brut.

Fische, Kerbtiere, Krebse und dergleichen bilden ihre Nahrung; an Lurchen, Kriech- und anderen Wirbeltieren, die den verwandten Liesten sehr häufig zum Opfer fallen, vergreifen sie sich wohl niemals. Ruhig und still auf einem günstigen Zweige über dem Wasser sitzend, oder nach Art fischender Seeschwalben und Möwen darüber auf und nieder streichend, sehen sie in die Tiefe hinab und stürzen sich plötzlich mit mehr oder minder großer Kraft auf den erschöpften Fisch, verschwinden hierbei gewöhnlich unter der Oberfläche des Wassers, arbeiten sich durch kräftige Flügelschläge wieder empor und kehren zum alten oder einem ähnlichen Sitze zurück, warten bis der von ihnen erfaßte Fisch erstickt ist, führen seinen Tod auch wohl dadurch herbei, daß sie ihn mit dem Kopfe gegen den Ast schlagen, schlingen ihn hierauf, den Kopf voran, ganz wie er ist, hinunter und verfahren genau wie vorher.

Die Vermehrung der Eisvögel ist ziemlich bedeutend; denn alle Arten ziehen eine zahlreiche Brut heran. Zum Nisten wählen sie sich steile Erdwälle, in welchen sie eine tiefe Höhle ausgraben, deren hinteres Ende zur eigentlichen Nistkammer erweitert wird. Ein Nest bauen sie nicht, häufen aber nach und nach so viele, hauptsächlich aus Fischgräten bestehende Gewölle in ihrer Nistkammer an, daß im Verlaufe der Zeit doch eine Unterlage entsteht.

Dem menschlichen Haushalte bringen die Eisvögel keinen Nutzen, aber auch eigentlich keinen Schaden. In fischreichen Gegenden fällt die Masse der Nahrung, deren sie bedürfen, nicht ins Gewicht, und die bei uns lebende Art ist so klein, daß von einer durch sie bewirkten Beeinträchtigung des Menschen kaum gesprochen werden kann.

„Der Alcyon ist ein Meervogel, obwohl er auch in den Flüssen wohnet. Vnd wirt also bey den Griechen genennt, daß er in dem Meer gebiert. Daß er von wenigen erkennt wirt, ist kein wunder, dieweil man ihn gar selten, vnd allein im Aprillen oder in des Winters Sonnen wenden sihet. Vnd sobald er am Land nur ein Schiff vmbflogen hat, fähret er von stund an hinweg, also daß man jn nicht mehr sehen kann. Cerylus vnd Ceyx wirt das Männlein auß diesem Vogel geheissen. Plutarchus sagt, daß dieser Alcyon weiseste vnd fürnemste sey auß allen Meerthieren. Dann er spricht: welche Nachtigall wollen wir seinem Gesang, welche Schwalbe seiner Willfertigkeit, welche Taube seiner Lieb, so er gegen seinem Ehemann trägt, welche Bienlein wollen wir seinem Fleiß vergleichen? Dann, was Weisheit und Kunst sie an jhrem Nesten zu machen brauchen, ist nur ein Wunder zu sagen. Dann der Alcyon macht mit keinem andern Werckzeug dann allein mit seinem schnabel sein Nest, ja er zimmert diß als ein Schiff, dieweil es ein Werk ist, das von den Wellen nicht vmbgekehret, noch ertrenckt mag werden, dann er flechtet kleine Fischgrät als ein Wüpp in einander, also, daß er etliche, gleich als den Zettel, gerad leget, vnd die andern als die Wäfel, in die mitten dadurch zeucht, diese krümmet er dann zu einer kugel, vnd gestaltet es lang, gleich als ein Jagdschifflin. Vnd so er diß also außgemacht, hefftet ers zu eusserst an das Gestad, vnd so die Wällen darwider schlagen, dieses bewegen, oder darein schlagen, büttzet vnd hefftet er das noch steiffer, also, daß man es weder mit Steinen noch Eisen leichtlich zerbrechen oder hinwegreissen mag. In welchem das Türlein gantz wunderbar ist, also formieret vnd gestaltet, dz er allein darein mag kommen, den andern aber ists gantz vnsichtbar vnd vnbekannt, es mag auch sonst gar nichts darein kommen, auch kein wasser, darumb dz dieser eingang auß einer schwellenden Materi, als einem Schwamm, gemacht ist. Diese beschleust mit seinem auffschwellen den Weg, daß nichts darein kommen mag, welche materi doch vom Vogel,

so er hineinschliessen wil, niedergetruckt wirt, also, daß das Wasser darauß getruckt, jm einen sichern Zugang gibt. Aristoteles sagt, diß Nest sey gleich einer Meerballen, so von Blumen vnd mancherley Aglen zusammen gesamlet werden, lichtrot, als ein Vintauß, oder Schrepffhörnlein mit einem langen Halß gestaltet. Sein das gröste Nest ist grösser dann der gröste Badeschwamm, vermacht vnd verkleibt allenthalben, darzu hin vnd her als ein Schwam, an einem ort voll, am andern leer, das ersetzt sich auch einem scharpffen Wehr, also, daß man es kaum mag zerhawen. Es stehet im Zweifel, worauß doch dieses Nest gemacht werde: man vermeint aber, es werde auß spitze fischgräten gemacht, dieweil sie der Fische gelebe. Nachdem er sein Nest also außgemacht, legt er denn seine Eyer darein, wiewol etliche sagen, er leg diese zu eusserst in den Meersand vnd brüte sie daselbst auß, fast mitten im Winter. Sie legen fünff Eyer, machen auch jhr Nest in den siben ersten Tagen, vnd in den siben nachgehenden legen sie, brüten sie auß, vnd erziehen jhre jungen. Dieser vogel gebieret sein lebenlang, vnd fäht an so er vier Monat alt worden ist. Das Weiblin liebet seinen Mann also, daß es jm nit nur eine zeit im Jar, als andere Vögel, anhangt, sondern sich bloß zu ihm vnd zu sonst keinem andern gesellet, aus Freundschaft, ehelicher Pflicht und Liebe. So aber der Mann jetzt von Alter vnvermöglich worden, vnd kaum herzukommen mag, nimpt es den alten auff, vnd ernehret, vnd erhältet jn, also, daß es denselbigen niemals hinder jhm läßt, dieweil es den auf den Rücken gelegt, mit sich tregt, stehet auch dem bey, vnd ist jhm behülfflich biß in den Todt. So der Mann gestorben, so essen vnd trincken die Weiblin gar nichts mehr, sondern sie tragen Leid eine lange Zeit, darnach verderben sie sich selbst, doch singen sie vor jhrem Todt, so sie jetzt auffhören wöllen zu singen, einen kläglichen Gesang, Ceyx, Ceyx. Dieses wiederholen sie offt vnd dick, hören denn auff. Doch wolt ich nicht, daß ich oder andere Leut diese Stimm solten hören, dieweil diese viel Sorg, Vnglück vnd den Tod selbst bedeute. Der Eyßvogel mit sampt seinen jungen hat einen lieblichen Geruch, gar nahe als der wohlgeschmackte Bisem. Sein Fleisch, ob er gleich todt, faulet nicht. Man glaubt, daß er sich sein Haut abgezogen, oder allein das Eingeweyd darauß genommen vnd auffgehencket, alle Jar, als ob er noch bey leben mausse. Die Kauffleut, so wüllin Tuch verkauffen, die haben die Haut von diesem vogel bey dem Tuch, als ob diese die Krafft habe, die Schaben auszutreiben. Dieses sol sie thun, so sie allein in dem Gaden oder Gemachen ist, darinn das Tuch dann ligt, vnd diß haben etliche mir gesagt, so diß erfahren haben, wiewol ich das kaum glaub. Es sagen etliche, die Straal schlage nicht in das Hauß darinn, diß Nest gefunden werde. Item so man zu den Schätzen legt, sol er dieselbigen mehren, vnd also alle Armuth hinwegtreiben."

Also berichtet gläubig der alte Gesner, die wunderbaren und unbegreiflichen Angaben der Alten zusammenstellend. Und das Wunderbarste ist, daß sich diese Märlein bis in die neuere Zeit erhalten haben und wenigstens teilweise geglaubt werden; denn heutigestags noch erzählen manche Völkerschaften fast dieselben Geschichten. Sowie unsere Vorfahren glaubten, daß der Wundervogel noch im toten Zustande den Blitz abwehre, verborgene Schätze vermehre, jedem, der ihn bei sich trage, Anmut und Schönheit verleihe, Frieden in das Haus und Windstille auf das Meer bringe, die Fische an sich locke und deshalb den Fischfang verbessere, so laufen selbst heutzutage noch bei einigen asiatischen Völkerschaften, bei Tataren und Ostjaken, wundersame Geschichten von Mund zu Munde. Die genannten Stämme schreiben den Federn unseres Vogels Liebeszauber und seinem Schnabel heilsame Kräfte zu. Alle diese Mären gelten in unseren Augen nichts mehr; der Vogel aber, den sie verherrlichten, ist darum nicht minder der allgemeinen Beachtung wert.

*

Unser Eisvogel oder Königsfischer, der Ufer-, Wasser- oder Seespecht, Eisengart und Martinsvogel (Alcedo ispida, subispida, advena und pallasii), kennzeichnet sich durch folgende Merkmale: Der Schnabel ist lang, dünn, gerade, von der starken Wurzel an nach und nach zugespitzt, an der Spitze keilförmig oder etwas zusammengedrückt, an den scharfen Schneiden ein wenig eingezogen. Die Füße sind sehr klein und kurz; die mittlere der drei Vorderzehen ist mit der fast ebenso langen äußeren bis zum zweiten, mit



Eisvogel (Alcedo ispida). 2/3 natürl. Größe.

der kürzeren inneren bis zum ersten Gelenke verwachsen, die Hinterzehe sehr klein. In dem kurzen und ziemlich stumpfen Flügel überragt die dritte Schwinge die anderen. Der Schwanz besteht aus zwölf kleinen, kurzen Federn. Das Gefieder ist reich, aber glatt anliegend, zerschlissen, jedoch derb, prachtvoll gefärbt, oben metallisch, unten seidig glänzend. Die Federn des Hinterkopfes sind zu einer kleinen Holle verlängert. Oberkopf und Hinterhals sind auf düster grünschwarzem Grunde mit schmalen, dicht stehenden, meerblauen Querbinden gezeichnet, Schultern, Flügeldecken und die Außenfahne der braunschwarzen Schwingen dunkel meergrün, die Flügeldeckfedern mit rundlichen, meerblauen Spitzenflecken geziert,

die mittleren Teile der Oberseite schön türkisblau, ein Streifen über den dunkleren Zügeln und ein Längsflecken am unteren Augenrande bis hinter die Ohrgegend sowie die ganze Unterseite und die unteren Schwanz- und Flügeldecken lebhaft zimtrostrot, Kinn und Kehle rostgelblichweiß, ein breiter Streifen, der sich von der Schnabelwurzel und unter dem Zimtrot der Ohrgegend hinabzieht, die Enden der oberen Brustseitenfedern, die seitlichen Schwanzdecken und die Schwanzfedern endlich dunkel meerblau. Die Iris ist tief braun, der Schnabel schwarz, die Wurzel der unteren Hälfte rot, der kleine Fuß lackrot. Die Länge beträgt 17, die Breite 27—28, die Fittichlänge 7, die Schwanzlänge 4 cm. Mit einem anderen europäischen Vogel läßt sich der Königsfischer nicht verwechseln, wohl aber mit ausländischen Arten seiner Familie.

Ganz Europa, von Jütland, Dänemark, Livland und Esthland an nach Süden hin, sowie der westliche Teil Mittelasiens sind die Heimat des Eisvogels. In Spanien, Griechenland und auf den griechischen Inseln ist er noch häufig, am Jordan nach Tristrams Beobachtungen gemein, auf Malta schon ziemlich selten. In Ostasien wird er durch eine nahe verwandte Art vertreten, die einzelne Naturforscher als Unterart ansehen. In Nordwestafrika dürfte er auch als Brutvogel vorkommen; Nordostafrika besucht er regelmäßig während des Winters, ohne jedoch daselbst zu brüten. Dasselbe gilt, soviel bis jetzt festgestellt, für die Kanarischen Inseln. Ja nicht einmal in Griechenland hat man bis jetzt Nest und Eier von ihm gefunden, so häufig man dem Vogel auch in den Wintermonaten begegnet. Aus diesem zeitweiligen Auftreten im Süden seines Verbreitungsgebietes geht hervor, daß ein beträchtlicher, wahrscheinlich der größte Teil der nordischen Eisvögel wandert, vielleicht sogar regelmäßig zieht. Auf Korfu erscheint er bereits gegen Ende August, treibt sich während des Winters in Menge an der Seeküste umher, verschwindet zu Anfang des April und fehlt während des Sommers gänzlich. In Ägypten dürfte es nicht anders sein; in Spanien dagegen findet er sich bestimmt jahraus jahrein.

Bei uns zu Lande sieht man den prachtvollen Vogel überall, immer aber nur einzeln. Er fällt wegen seines schönen Gefieders ebenso auf wie wegen seiner sonderbaren Lebensweise und ist deshalb wohl bekannt, obgleich seinerseits bemüht, sich den Blicken des Menschen möglichst zu entziehen. Am liebsten bewohnt er kleine Flüsse und Bäche mit klarem Wasser, und ihnen zuliebe steigt er auch hoch im Gebirge empor, in den Alpen, laut Tschudi, bis zu 1800 m Höhe. An trüben Gewässern fehlt er meist, wenn auch nicht immer. Flüsse oder Bäche, die durch Wälder fließen oder wenigstens an beiden Ufern mit Weidicht bestanden sind, bieten ihm Aufenthaltsorte, wie er sie vor allen anderen leiden mag, und wenn sie so viel Fall haben, daß sie im Winter wenigstens nicht überall zufrieren, verweilt er an ihnen auch in dieser schweren Zeit. Sind die Verhältnisse nicht so günstig, so muß er sich wohl oder übel zum Wandern bequemen, und gelegentlich dieser Wanderungen eben fliegt er bis nach Nordafrika hinüber.

Gewöhnlich sieht man ihn nur, während er pfeilschnell über den Wasserspiegel dahineilt; denn der, der ihn im Sitzen auffinden will, muß schon ein Kundiger sein. Namentlich in der Nähe bewohnter Ortschaften oder überhaupt in der Nähe regen Verkehres wählt er sich zu seinen Ruhesitzen stets möglichst versteckte Plätzchen und Winkel aus, beweist darin ein großes Geschick, scheint sich auch sehr zu bemühen, bis er den rechten Ort gefunden hat. Daß der schließlich gewählte Platz der rechte ist, erkennt man bald, weil alle Eisvögel, die einen Fluß besuchen, sich stets auch dieselben Sitzplätze erküren. „Solcher allgemeinen Lieblingsplätzchen“, sagt Naumann, „gibt es in einer Gegend immer mehrere, aber oft in ziemlicher Entfernung voneinander. Sie liegen allemal tief unten, selten mehr als 60 cm über dem Wasserspiegel und stets an etwas abgelegenen Orten. In einsameren, von menschlichen Wohnungen weit entfernten Gegenden wählt er sich zwar auch oft freiere

Sitze, auf welchen man ihn dann schon von weitem bemerken kann. Ganz auf höhere, freie Zweige oder gar auf die Wipfel höherer Bäume fliegt er nur, wenn er sich paaren will." Die Nacht verbringt er unter einer überhängenden Uferstelle oder selbst im Inneren einer Höhlung. Jeder einzelne Eisvogel, oder wenigstens jedes Paar, behauptet übrigens ein gewisses Gebiet und verteidigt es mit Hartnäckigkeit: er duldet höchstens den Wasserschwätzer und die Bachstelze als Genossen.

Wenn irgend ein Vogel „Sitzfüßler" genannt werden darf, so ist es der Eisvogel. Er sitzt buchstäblich halbe Tage lang regungslos auf einer Stelle, immer still, den Blick auf das Wasser gekehrt, mit Ruhe einer Beute harrend, „kühl bis ans Herz hinan", so recht nach Fischer Art. „Seine kleinen Füßchen", sagt Naumann, „scheinen nur zum Sitzen, nicht zum Gehen geeignet; denn er geht äußerst selten und dann nur einige Schrittchen, etwa auf der kleinen Fläche eines Steines oder Pfahles, aber nie auf flachem Erdboden." Ungestört wechselt er seinen Sitz bloß dann, wenn er verzweifelt, von ihm aus etwas zu erbeuten. Ist das Glück ihm günstig, so bringt er weitaus den größten Teil des Tages auf derselben Stelle zu. Wenn man ihn geduldig beobachtet, sieht man ihn plötzlich den Hals ausstrecken, sich nach vorn überbeugen, so daß der Schnabel fast senkrecht nach unten gerichtet ist, und plötzlich wie ein Frosch oder richtiger wie ein Pfeil in das Wasser stürzen, ohne daß er dabei die Flügel gebraucht. Gewöhnlich verschwindet er vollkommen unter dem Wasser, arbeitet sich aber durch einige Flügelschläge bald wieder zur Oberfläche empor, schwingt sich von neuem zu seinem Sitze hinauf, schüttelt das Wasser vom Gefieder ab, putzt dieses vielleicht auch ein wenig und nimmt die vorige Stellung ein. Hat er sich mehreremal vergeblich bemüht, Beute zu gewinnen, oder gar keinen Fisch gesehen, so entschließt er sich endlich, seinen Platz zu wechseln. Das Fliegen erfordert, wie es scheinen will, alle Kraft und Anstrengung des Vogels; denn die kurzen Schwingen können den schweren Rumpf kaum fortschleppen und müssen so rasch bewegt werden, daß man die einzelnen Bewegungen nicht mehr unterscheiden kann. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb ist der Flug reißend schnell, aber auch sehr einförmig. Der Eisvogel schießt, solange er kann, in einer geraden Linie dahin, immer gleich hoch über dem Wasser hinweg, und dreht und wendet sich nur mit dem Gewässer, entschließt sich wenigstens höchst ungern, den Fluß oder Bach zu verlassen. Weiter als 500 oder 600 Schritt dehnt er einen solchen Flug nicht leicht aus: ungestört fliegt er nie weiter als bis zu dem nächsten Sitzplatze. Doch treibt ihn der Hunger oder die Not überhaupt zuweilen auch zu Flugkünsten, die man ihm nicht zutrauen möchte. Manchmal sieht man ihn sich über das Gewässer erheben, plötzlich flatternd oder rüttelnd sich still halten, sorgsam nach unten schauen und mit einem Male von dieser Höhe aus in die Tiefe stürzen. Derartige Künste, die bei anderen Gliedern seiner Familie üblich sind, betreibt er insbesondere über breiten Gewässern, deren Ufer ihm geeignete Warten nicht gewähren, zumal wenn es sich darum handelt, die zahlreiche Brut zu ernähren; sie scheinen also gewissermaßen das letzte Mittel zu sein, das er anwendet, um Beute zu erringen. Wenn sich die Liebe in ihm regt, macht er von seiner Flugbegabung noch umfassenderen Gebrauch.

Die Nahrung besteht vorzugsweise aus kleinen Fischen und Krebsen, nebenbei aber auch aus Kerbtieren, mit welchen namentlich die Brut groß gefüttert wird. Er ist gefräßig und bedarf zu seiner Sättigung mehr, als man anzunehmen pflegt. Wenn den Erfordernissen seines Magens Genüge geschehen soll, müssen ihm tagtäglich 10—12 fingerlange Fischchen zum Opfer fallen. Hinsichtlich der Art der Fische zeigt er sich nicht wählerisch, fängt vielmehr jeden, dessen er habhaft werden kann, und weiß selbst eine ziemlich große Beute zu bewältigen. Auf diese lauert er, nach Naumanns Ausdruck, wie die Katze auf die Maus. Er fängt nur mit dem Schnabel, stößt deshalb oft fehl und muß sich zuweilen sehr

anstrengen, ehe ihm eine Beute wird. Die Art und Weise seines Fanges erfordert Umsicht in der Wahl seiner Plätze; denn das Wasser, in welchem er fischt, darf nicht zu seicht sein, weil er sich sonst leicht durch die Heftigkeit seines Stoßes beschädigen könnte, darf aber auch nicht zu tief sein, weil er sonst seine Beute oft fehlt. „Bei Hirschberg an der oberen Saale“, schreibt mir Liebe, „halten sich die Eisvögel gern auf, wenn sie dort auch wenig günstige Brutgelegenheit haben. Die Saale ist vielfach von steilen, hohen Felswänden eingefaßt, die einen Fußpfad am Ufer entlang unmöglich machen. Sie fließt rasch und breit über eine Menge Steine und zwischen Felsblöcken hindurch und ist gerade hier sehr reich an kleinen Fischen. Dort halten die Vögel statt auf einem Aste von einem Steine aus ihre lauernde Rundschau, und auf gewissen Steinen kann man immer Gewölle finden. Hier habe ich auch gesehen, daß sie sehr gern Krebse verzehren. Obgleich kleine Fische, wie bemerkt, in Menge vorhanden sind, holen die Eisvögel doch oft kleine Krebse heraus, tragen sie auf den Felsblock und machen sie daselbst zum Verschlingen zurecht, indem sie sie öfter hart gegen den Stein stoßen, nicht aber mit einer Seitenbewegung des Kopfes gegen diesen schlagen. Die Krebse scheinen hier so zur Lieblingsnahrung geworden zu sein, daß die Gewölle oft nur aus deren Überresten bestehen.“ Anhaltender Regen, der das Gewässer trübt, bringt dem Eisvogel Not, ja selbst den Untergang, und ebenso wird ihm der Winter nicht selten zum Verderben; denn seine Jagd endet, sobald er die Fische nicht mehr sehen kann. Im Winter muß er sich mit den wenigen offenen Stellen begnügen, welche die Eisdecke eines Gewässers enthält; aber er ist dann dem Ungemach ausgesetzt, unter das Eis zu geraten und die Öffnung nicht wieder zu finden. Auf diese Weise verliert mancher Eisvogel sein Leben. Zuweilen wird ihm auch ein glücklicher Fang verderblich: er versucht, einen zu großen Fisch hinabzuwürgen und erstickt dabei. Fischgräten, Schuppen und andere harte Teile seiner Nahrung speit er in Gewöllen wieder von sich.

Während der Paarungszeit gebärdet sich auch der Eisvogel sehr erregt. Er läßt dann seine Stimme, ein hohes, schneidendes, oft und schnell wiederholtes „Tit tit“ oder „Si si“, das man sonst selten, meist nur von dem erzürnten Vogel vernimmt, häufig ertönen und fügt den gewöhnlichen Lauten noch besondere zu, beträgt sich auch in ganz eigentümlicher Weise. „Das Männchen“, sagt mein Vater, „setzt sich dann auf einen Strauch oder Baum, oft sehr hoch, und stößt einen starken, pfeifenden, von dem gewöhnlichen Rufe verschiedenen Ton aus. Auf diesen kommt das Weibchen herbei, neckt das Männchen und fliegt weiter. Das Männchen verfolgt es, setzt sich auf einen anderen Baum und schreit von neuem, bis das Weibchen sich abermals nähert. Bei diesem Jagen, das ich nur des Vormittags bemerkt habe, entfernen sich beide 200—300 Schritt vom Wasser und sitzen mit hoch aufgerichtetem Körper auf den Feldbäumen, was sie sonst nie thun.“

Das Brutgeschäft des Eisvogels ist erst durch die Beobachtungen Leislers und meines Vaters bekannt geworden; Bechstein war hierüber noch nicht unterrichtet. „Sobald sich der Eisvogel zu Ende März oder im Anfange des April gepaart hat“, fährt mein Vater fort, „sucht er sich einen Platz für das Nest aus. Dieser ist allemal ein trockenes, schroffes, vom Grase ganz entblößtes Ufer, an welchem keine Wasserratte, kein Wiesel und kein anderes Raubtier hinaufklettern kann. In dieses, einer senkrechten Wand ähnelnde Ufer hacken die Eisvögel 30—60 cm vom oberen Rande ein rundes Loch, das gewöhnlich 5 cm im Durchmesser hat, 0,5—1 m tief ist, etwas aufwärts steigt und am Ausgange unten zwei Furchen zeigt. Am hinteren Ende erweitert sich dieses Loch zu einer rundlichen, backofenähnlichen Höhle, die 8—10 cm in der Höhe und 10—13 cm in der Breite hat. Diese Höhlung ist unten mit Fischgräten ausgelegt, wie gepflastert, wenig vertieft, trocken und oben glatt wie an ihrem Ausgange. Auf den Fischgräten liegen die 6—7 sehr großen, fast rundlichen, glänzend weißen, wegen des durchschimmernden Dotters rotgelb aussehenden

Eier. Sie sind die schönsten unter allen, welche ich kenne, von einer Glätte, von einem Glanze und, ausgeblasen, von einer Weiße wie die schönste Emaille. An Größe kommen sie fast einem Singdrossel-Ei gleich, so daß es mir unbegreiflich ist, wie sie der Eisvogel mit seinen kurzen und harten Federn alle bedecken und erwärmen kann.

„Wenn der Eisvogel beim Aushacken des Loches, wozu er 2—3 Wochen braucht, auf Steine trifft, sucht er sie herauszuarbeiten. Gelingt dies nicht, so läßt er sie stehen und arbeitet um sie herum, so daß sie zuweilen halb in die Röhre vorragen. Der Steinchen wegen ist der Eingang zum Neste oft krumm. Häufen sie sich aber zu sehr, so verläßt der Vogel die Stelle und hackt sich nicht weit davon ein anderes Loch. In Hinsicht des Nestbaues zeigt sich der Eisvogel ganz als Specht, nur mit dem Unterschiede, daß dieser in morschen Bäumen, jener aber in der trockenen Erde sein Nest anbringt. Ein solches Loch bewohnt der Eisvogel mehrere Jahre, wenn er ungestört bleibt; wird aber der Eingang zum Neste erweitert, so legt er nie wieder seine Eier hinein. Daß ein Nest mehrmals gebraucht ist, erkennt man leicht an einer Menge von Libellenköpfen und Libellenflügeln, die unter die Gräten gemischt sind, und an einer ungewöhnlichen Menge von Fischgräten, die in einem frischen Neste weit sparsamer liegen und, solange die Jungen noch nicht ausgekrochen, mit Libellenüberbleibseln nicht vermengt sind. Um zu erfahren, ob ein Eisvogelloch, das von den Höhlen der Wasserratte und anderer Säugetiere auf den ersten Blick zu unterscheiden ist, bewohnt sei oder nicht, braucht man nur hineinzuriechen: nimmt man einen Fischgeruch wahr, so kann man fest überzeugt sein, daß man ein frisches Nest vor sich hat.

„Merkwürdig ist es, wie fest ein brütender Eisvogel auf seinen Eiern oder seinen nackten Jungen sitzt. Man kann am Ufer pochen, wie man will, er kommt nicht heraus; ja, er bleibt noch ruhig, wenn man anfängt, das Loch zu erweitern, und verläßt seine Brut erst dann, wenn man ihm ganz nahe auf den Leib kommt. Ich fand die Eier in der Mitte des Mai und zu Anfang des Juni. Das Männchen hat ziemlich fern, 100—300 Schritt von dem Neste, seinen Ruheplatz, auf welchem es die Nacht und auch einen Teil des Tages zubringt."

Naumann gibt an, daß man in einzelnen Nestern bis 11 Eier findet, und berichtet noch einiges über das Jugendleben der Vögel. „Das Weibchen", sagt er, „brütet allein, und das Männchen bringt ihm, während jenes fast unausgesetzt 14—16 Tage lang über den Eiern sitzt, nicht nur Fische zur Nahrung, sondern trägt auch beiläufig dessen Unrat aus dem Neste weg, was beide Gatten nachher auch mit dem der Jungen thun. Die unlängst aus den Eiern geschlüpften Jungen sind häßliche Geschöpfe. Sie sind ganz nackt, mehrere Tage blind und von so ungleicher Größe, daß ich sogenannte Nestküchlein gefunden habe, die kaum halb so groß wie die anderen waren. Ihr Kopf ist groß, der Schnabel aber noch sehr kurz und der Unterschnabel meistens zwei Linien länger als der Oberschnabel. Sie sind höchst unbehilflich, zittern öfters mit den Köpfen, sperren zuweilen den weiten Rachen auf, wispern leise, wenn sie hungrig sind oder wenn sie gefüttert werden, und kriechen durcheinander wie Gewürme. Zu dieser Zeit werden sie von den Alten mit Kerbtierlarven und vorzüglich mit Libellen, denen diese zuvor Kopf und Flügel abstoßen, gefüttert. Später bekommen sie auch kleine Fische, und wenn ihnen nach und nach die Federn wachsen, so scheinen sie überall mit blauschwarzen Stacheln bekleidet zu sein, weil die Federn in sehr langen Scheiden stecken und diese nicht so bald aufplatzen. Sie sitzen überhaupt lange im Neste, ehe sie zum Ausfliegen fähig werden, und ihre Ernährung verursacht den Alten viel Mühe, weshalb sie sich denn auch in dieser Zeit ungemein lebhaft und thätig zeigen. Die ausgeflogenen Jungen werden in die ruhigsten Winkel der Ufer, besonders in Gesträuch, Flechtwerk oder zwischen die ausgewaschenen Wurzeln am Ufer stehender Bäume geführt, so daß ein kleiner Umkreis die ganze Familie beherbergt, jeder einzelne also

unweit des anderen einen solchen Sitz hat, wo er wenigstens von der Uferseite her nicht so leicht gesehen werden kann. Die Alten verraten sie, wenn man sich zufällig naht, durch ängstliches Hin- und Herfliegen in kurzen Räumen und durch klägliches Schreien, während die Jungen sich ganz still und ruhig verhalten. Stößt man sie aus ihrem Schlupfwinkel, so flattert das eine da-, das andere dorthin, und die Alten folgen bald diesem, bald jenem unter kläglichem Schreien. Es währt lange, ehe sie sich die Fische fangen lernen."

Wie zärtlich die Alten ihre Brut lieben, geht aus einer Beobachtung Naumanns hervor. Er ging ernstlich darauf aus, ein Nest mit Jungen aufzusuchen, begab sich deshalb an eine Stelle, wo er ein solches wußte, überzeugte sich durch den Geruch von der Anwesenheit der Jungen und begann nun, am Aufbrechen der Höhle zu arbeiten. „Ich war nicht allein, und wir hatten nicht nur viel gesprochen, sondern auch tüchtig mit den Füßen oben über dem Neste auf den Rasen gestampft. Ich erstaunte daher nicht wenig, als ich mit einer dünnen Rute im Loche störte und mir der alte Eisvogel, der nunmehr die Jungen verließ, beinahe ins Gesicht flog. Der Untergang der Familie war einmal beschlossen, und so sollte denn auch ein Alter mit daraufgehen; da wir aber heute kein passendes Werkzeug zur Hand hatten, so wurde dies auf morgen verschoben und der Eingang mit Schlingen bestellt. Alle diese gewaltsamen Störungen hatten nicht vermocht, die unglückliche Mutter abzuhalten, einen Versuch zu wagen, zu ihren geliebten Kindern zu kommen, und sie hing am anderen Morgen tot in der Schlinge vor ihrem Neste, während das Männchen, als wir nun die Jungen ausgruben, mehrmals schreiend dicht an uns vorbeiflog."

Die seit der Veröffentlichung der Mitteilungen meines Vaters und Naumanns gesammelten Beobachtungen haben ergeben, daß die Brutzeit des Eisvogels sich nicht auf die genannten Monate beschränkt. So erhielt Ad. Walter einmal schon am 6. April, ein anderes Mal in der Mitte dieses Monats vollzählige Gelege. Ebenso können verschiedene Umstände das Fortpflanzungsgeschäft verzögern. Wenn das Frühjahr spät eintritt, wenn die Flüsse oder Bäche längere Zeit Hochwasser haben, wenn die Brut geraubt oder die Nesthöhle zerstört wurde ꝛc., muß der Eisvogel bessere Zeiten abwarten, und so kann es geschehen, daß man noch im September unerwachsene Junge in den Nesthöhlen findet. Nach den eingehenden Beobachtungen Kutters, der binnen drei Jahren nicht weniger als 30 fast durchgängig besetzte Bruthöhlen untersuchen konnte, ist letzteres nur dann der Fall, wenn die erste Brut vernichtet wurde. Denn ungestört brütet der Eisvogel bloß einmal im Jahre. Die Wahrheit dieser Angabe konnte Kutter überzeugend beweisen, da er die Eisvögel, die er auf dem Neste fing, mittels eingefeilter Striche am Schnabel zeichnete und somit späterhin wiedererkannte. Aus seinen sorgsam niedergeschriebenen Beobachtungen nun geht Nachstehendes hervor: Die Brutröhre wird stets in einer senkrecht abfallenden oder überhängenden glatten Uferwand eingegraben; doch braucht die Wand nicht immer unmittelbar vom Wasser bespült zu werden. Die Höhe, in welcher die Röhre über dem Wasserspiegel angebracht wird, ändert mit der jeder Uferwand ab und wird bloß an solchen Stellen so nahe, wie oben angegeben, unter dem Uferrande angelegt, wo dies die Beschaffenheit des Brutplatzes erfordert. An hohen Wänden findet man sie ebenso häufig in der Mitte der Wand oder etwas darunter. Erst mit Beginn des Eierlegens fängt der Vogel an, die Höhlung mit den als Gewölle ausgespieenen Gräten und Schuppen der verzehrten Fische auszupolstern. Fertige, neu gearbeitete Kessel ohne Eier enthalten nicht eine Spur dieser Niststoffe, die im Verlaufe des Eierlegens und Brütens allmählich angesammelt werden und schließlich eine sehr gleichmäßig verteilte, fast centimeterhohe Schicht bilden. Die bebrüteten Eier findet man niemals auf bloßer Erde, sondern stets auf besagten Niststoffen, die als schlechte Wärmeleiter die Eier vor schädlicher Abkühlung schützen. Die durchschnittliche Anzahl der Eier aller von Kutter gefundenen vollen Gelege betrug 7, niemals mehr, in

seltenen Fällen weniger. Siedelartiges Beisammensein verschiedener Eisvögel hat Kutter nie beobachtet. Wo mehrere Brutröhren in unmittelbarer Nachbarschaft angebracht sind, ist stets nur eine wirklich besetzt, und die geringste Entfernung zwischen zwei bewohnten Röhren beträgt etwa 50 Schritt. Das Ausgraben der Röhre wird, eine so ungeheure Arbeit für den kleinen Vogel es zu sein scheint, in verhältnismäßig kurzer Zeit vollendet. In einzelnen Fällen konnte Kutter nachweisen, daß ein Zeitraum von kaum einer Woche dazu genügte. Ein so eifriges Hacken und Graben zum Teil in rauhem Kiessande greift den Schnabel merklich an; insbesondere der Oberschnabel, auf welchem die Last der Arbeit ruht, zeigt sich nicht selten um einen halben Centimeter verkürzt.

Zur weiteren Vervollständigung des Gesagten mag eine Mitteilung, die ich der Freundlichkeit Liebes verdanke, hier Platz finden. „Eisvögel haben einige Jahre hintereinander in der Lehmwand eines Erdfalles genistet und dort mir treffliche Gelegenheit zum Beobachten gegeben. Dieser Erdfall, ein Wasserloch mit tiefem, kaltem Wasser, das keine Fische und nur wenige Kerbtiere beherbergt, liegt, von etwas Gebüsch umgeben, in größter Nähe eines sehr besuchten Spazierganges und gegen 1000 Schritt von der Elster entfernt, die hier allerdings von dichtem Gebüsche eingefaßt und ziemlich einsam ist. Die Vögel mußten 1000 Schritt weit über Wiesen und Felder fliegen, um ihren Jungen Nahrung zu holen, und wurden oft durch Vorübergehende und Feldarbeiter gestört. Dennoch suchten sie jene Lehmwand öfter wieder auf, um dort zu schlafen und zu nisten. Es glückte mir einmal, ein Weibchen zu belauschen, welches das Loch einer ausgefaulten Baumwurzel zur Wohnstätte erkiest hatte. Ich hörte beständig kleine Gegenstände in das Wasser fallen und entdeckte endlich, daß es Erdklümpchen waren, die in immer größerer Anzahl aus jenem engen Loche herabfielen. Zuletzt kam scharrend und unter schwer zu erkennenden, wunderlichen Bewegungen der Vogel rückwärts heraus und beförderte dabei eine ganze Menge Erde in das Wasser. Sobald er mich erblickt hatte, strich er ab, war aber nach einer Viertelstunde wieder in der Röhre und kroch in derselben Weise rückwärts heraus. Später, als wohl der Zugang hinlänglich erweitert und hinten der kleine Kessel ausgeweitet war, habe ich die Tiere nie anders als mit dem Kopfe voran herauskommen sehen."

Es ist nicht bekannt, daß irgend ein Raubtier dem Eisvogel nachstellt. Der erwachsene entgeht durch seine Lebensweise vielen Verfolgungen, denen andere Vögel ausgesetzt sind, und die Nesthöhle ist in seltenen Fällen so angelegt, daß ein Wiesel oder eine Wasserratte zu ihr gelangen kann. Auch der Mensch behelligt unseren Fischer im ganzen wenig, nicht etwa aus Gutmütigkeit oder Tierfreundlichkeit, sondern weil sich der scheue Gesell vor jedermann in acht nimmt und seine Jagd den Sonntagsschützen zu schwer fällt. Der Kundige, der seine Gewohnheiten kennt, erlegt ihn ohne sonderliche Mühe und weiß sich auch des lebenden Vogels zu bemächtigen. Nicht immer gelingt es, das schöne Geschöpf an die Gefangenschaft zu gewöhnen. Jung aus dem Neste genommene Eisvögel lassen sich mit Fleisch und Fischen groß füttern und dann auch längere Zeit am Leben erhalten; alt eingefangene sind ungestüm und ängstlich, verschmähen oft das Futter und flattern sich bald zu Tode. Doch fehlt es auch bei ihnen nicht an Ausnahmen. Mir wenigstens ist es mehr als einmal gelungen, alt eingefangene Vögel einzugewöhnen und lange Zeit am Leben zu erhalten. Ja, ich habe sie immer nur durch Unglücksfälle verloren. Ohne alle Umstände gehen alte Eisvögel an das Futter, wenn man sie gleichzeitig mit den Jungen einfängt. Aus Liebe zu diesen vergessen sie den Verlust der Freiheit, fischen von der ersten Stunde an eifrig und gewöhnen sich und ihre Jungen an den Käfig und die ihnen gerichtete Kost. An solchen gefangenen nimmt man mit Erstaunen wahr, wie gefräßig sie sind. Hat man sie endlich gezähmt und kann man ihnen einen passenden Aufenthalt gewähren, so sind sie wirklich reizend. Im Tiergarten zu London sind für die Königsfischer und andere Wasservögel

besondere Vorkehrungen getroffen worden. Man hat hier einen großen Käfig errichtet, dessen Boden teilweise ein tiefes Wasserbecken ist, und dessen Wandungen alle Bequemlichkeiten bieten, wie Fischer sie verlangen. In dem Becken wimmelt es von kleinen Fischen, darüber sind bequeme Warten: kurz, das Ganze ist so behaglich eingerichtet wie nur möglich. In diesem Käfige befinden sich die dort lebenden Eisvögel vortrefflich. Sie können es hier beinahe wie an ihren Bächen treiben, führen ihre Fischerei wenigstens ganz in derselben Weise aus wie in der Freiheit. Ich darf wohl behaupten, daß mich dieser deutsche Vogel, den ich vor Jahren hier zum ersten Male in der Gefangenschaft sah, damals ebenso angezogen hat wie irgend ein anderes Tier der so außerordentlich reichhaltigen Sammlung.

*

Die Rüttel- oder Stoßfischer (Ceryle) unterscheiden sich von der vorhergehenden Gattung hauptsächlich durch den Bau der Flügel und des Schwanzes. Erstere, in deren Fittiche die zweite Schwinge der dritten an Länge fast gleich kommt, sind bedeutend länger und spitzer als bei den Königsfischern, letzterer ist ziemlich lang und verhältnismäßig breit: die Flugwerkzeuge sind also weit mehr entwickelt als bei jenen. Der Schnabel ist lang, gerade, spitzig und seitlich zusammengedrückt. Das Gefieder ist noch dicht und glatt anliegend, aber nicht prächtig gefärbt, ja fast glanzlos, und je nach dem Geschlechte mehr oder weniger verschieden. Die Gattung wird namentlich in Amerika zahlreich vertreten, fehlt aber auch in Afrika und Asien nicht; eines ihrer Glieder ist wiederholt in Europa vorgekommen und hat deshalb hier Bürgerrecht erlangt. Sie umfaßt die stärksten, gewandtesten und demzufolge auch die raubgierigsten Mitglieder der Familie: die „Fischtiger", wie Cabanis wenigstens einige von ihnen genannt hat.

Das Mitglied, das uns zunächst angeht, ist der Graufischer (Ceryle rudis, varia, bicincta und leucomelanura, Alcedo rudis, Ispida rudis, bitorquata und bicincta), derselbe, der sich von Ägypten und Syrien aus wiederholt nach Europa verflogen hat. Seine Färbung ist eine sehr bescheidene, das Gefieder der Oberseite schwarz und weiß gescheckt, das der unteren Seite bis auf ein oder zwei schwarze Brustbänder und einige dunkle Flecken auf dem Schnabel rein weiß. Die schwarzen Federn des Ober- und Hinterkopfes zeigen schmale weiße Seitensäume, die des Mantels, der Schultern, des Bürzels und der Flügeldecken breite weiße Endränder. Das Weiß der Kopf- und Halsseiten wird durch einen breiten, am Mundwinkel beginnenden, über die Ohrgegend verlaufenden und an den Halsseiten sich herabziehenden schwarzen Streifen unterbrochen. Die Handschwingen und deren Deckfedern sind schwarz, in der Wurzelhälfte weiß, an der Spitze die ersten vier auch am Rande ebenso gesäumt, die Armschwingen dagegen weiß und am Ende der Außenfahne schwarz, aber durch einen weißen Mittelflecken gezeichnet, die Schwanzfedern endlich weiß, von dem Endrande durch eine breite schwarze Querbinde und diese wiederum auf der Innenfahne durch einen weißen Randflecken geziert. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß braun. Die Länge beträgt 26, die Breite 47, die Fittichlänge 13, die Schwanzlänge 8 cm. Das Weibchen unterscheidet sich dadurch untrüglich vom Männchen, daß es nur ein schwarzes Brustband besitzt, während jenes deren zwei zeigt. Diese Verschiedenheit veranlaßte Swainson, die beiden Geschlechter als zwei verschiedene Arten zu beschreiben.

Der Graufischer ist weit verbreitet. Er findet sich in fast allen Ländern Afrikas, in Syrien, Palästina, Persien und ebenso in Indien und Südasien überhaupt. In Europa wurde er, wie bemerkt, wiederholt, soviel ich weiß aber nur in Griechenland und in Dalmatien, beobachtet. Wahrscheinlich kommt er viel öfter hier vor, als man bis jetzt



GRAUFISCHER

angenommen hat. In den Nilländern ist er gemein und deshalb mir durch eigne Anschauung bekannt geworden.

Ich erinnere mich noch recht wohl der Überraschung, die mir der Graufischer bereitete, als ich kaum den Fuß auf afrikanischen Boden gesetzt hatte. Schon auf dem Mahmudiehkanale, der Alexandrien mit dem Nil verbindet, hatte ich wiederholt einen großen Vogel nach Art des Turmfalken rüttelnd in der Luft schweben oder auf den Stangen der Schöpfeimer sitzen sehen, ohne mir erklären zu können, welcher Art er angehören möge. Ein glücklicher Schuß belehrte mich hierüber, und mit wahrem Frohlocken betrachtete ich den erbeuteten Graufischer, der damals in meinen Augen eine große Seltenheit war. Diese Ansicht änderte sich sehr bald; denn die nächstfolgenden Tage schon überzeugten mich, daß der Graufischer, wenn auch nicht zu den häufigsten Vögeln des Landes, so doch zu denen gehört, die man überall und zu jeder Zeit zu sehen bekommt und ohne Mühe in beliebiger Anzahl erlegen kann.

Gewöhnlich sieht man diesen Eisvogel auf den erwähnten Stangen der Schöpfeimer sitzen, seine weiße Brust dem Strome zugekehrt. Steht eine Palme oder Mimose unmittelbar am Nilufer, und ist einer ihrer Zweige zum Aufsitzen geeignet, so nimmt er auch hier seinen Stand, und ebenso gern läßt er sich auf dem Holzwerke der Schöpfräder nieder, die durch Ochsen bewegt werden und die allen Reisenden wohlbekannte, von allen verwünschte „Nilmusik“ hervorbringen. Der Graufischer teilt die Scheu seines zierlichen Vetters nicht. Er fühlt sich sicher in seiner Heimat; denn er weiß, daß er dem Ägypter trauen darf und von ihm nichts zu befürchten hat. Der Vogel bethätigt manche Eigentümlichkeit, die den Neuling überrascht; das überraschendste aber ist doch seine Vertrautheit mit dem Wesen des Menschen. Unmittelbar über dem Knaben, der die Rinder am Schöpfrade mit der Peitsche antreibt, und buchstäblich im Bereiche der Geißel sitzt er so ruhig, als ob er von dem Knaben gezähmt und abgerichtet wäre und in ihm seinen Gebieter und Beschützer zu erblicken habe; neben und über den wasserschöpfenden Weibern fliegt er so dicht vorbei, daß es aussieht, als wolle er diese vom Strome vertreiben. Gegen die Gewohnheit unseres Eisvogels ist er ein umgänglicher, verträglicher Vogel, d. h. wenig futterneidisch, vielmehr sehr gesellig. Das Pärchen hält treuinnig zusammen, und wo der eine sitzt, pflegt auch der andere zu rasten. Gewöhnlich sieht man die beiden Gatten dicht nebeneinander auf demselben Aste lauernd: hätte Swainson Ägypten bereist, er würde zu seiner Überraschung erfahren haben, daß seine Ceryle bicincta der Ceryle rudis alle die Liebesdienste erweist, die ein Gatte seiner rechtmäßigen Gattin überhaupt erweisen kann; denn er hätte ohne Schwierigkeit so nahe an die Vögel hinangehen können, daß ihm die Merkmale beider unterscheidbar gewesen wären.

Seinen Fischfang betreibt unser Vogel regelmäßig so wie der Königsfischer, wenn dessen gewöhnliche Künste nicht mehr ausreichen wollen, mit anderen Worten, nicht vom hohen Sitze aus, sondern indem er sich rüttelnd über dem Wasser erhält und aus der Höhe hineinstürzt. Der Flug ist von dem des Eisvogels gänzlich verschieden. Die Flügel werden zwar auch noch rasch, aber doch nicht „schnurrend“ bewegt, und man kann die einzelnen Schläge noch sehr wohl unterscheiden. Demgemäß ist der Flug zwar nicht so reißend wie beim Königsfischer, aber viel gewandter, d. h. größerer Abwechselung fähig. Der Eisvogel schießt dahin wie ein abgeschossener Bolzen, der Graufischer fliegt fast wie ein Falke, schwenkt und wendet sich nach Belieben, hält sich rüttelnd minutenlang fest, zieht eine Strecke weiter, wenn er während seines Stillstehens keine Beute bemerkte, und beginnt dort von neuem zu rütteln. Beim Angriff auf die Beute legt er die Flügel knapp an den Leib und stürzt nun in etwas schiefer Richtung pfeilschnell ins Wasser, verschwindet unter den Wellen und arbeitet sich nach einiger Zeit mit kräftigen Flügelschlägen wieder empor. Pearson sagt

von dem indischen, daß er so lange unter Wasser bliebe, bis die unter seinem Sturze erregten Wasserringe sich geglättet hätten; Jerdon bezweifelt diese Angabe, und ich muß Jerdon vollständig recht geben: denn ich glaube nicht, daß der Stoßfischer jemals länger als 15—20 Sekunden unter dem Wasser verweilt. Gar nicht selten schießt dieser übrigens auch während seines Fluges, also unter einem sehr geringen Winkel, ins Wasser und erhebt sich dann so schnell wieder, daß es aussieht, als ob er von dem Spiegel abgeprallt wäre. Jerdon behauptet, daß er niemals einen gesehen habe, der ohne Beute aus dem Wasser gekommen sei; ich darf versichern, daß dies doch sehr oft geschieht. Es ist wahrscheinlich und auch sehr erklärlich, daß der Graufischer geschickter ist als unser Eisvogel; demungeachtet fehlt er oft: denn auch er täuscht sich über die Tiefe, in welcher ein von ihm gesehener Fisch dahinschwimmt. War er im Fange glücklich, so fliegt er sofort seinem gewöhnlichen Sitzorte zu und verschlingt hier die gemachte Beute, oft erst nachdem er sie wiederholt gegen den Ast geschlagen hat, wie dies andere seiner Verwandtschaft zu thun pflegen. Wenn er nicht zum Jagen ausfliegt, streicht er mit gleichmäßigem Flügelschlage ziemlich niedrig über dem Wasser weg, möglichst in gerader Linie einem zweiten Sitzorte zu, in dessen Nähe er sich plötzlich aufschwingt. Am Tage ist er gewöhnlich still, gegen Abend wird er lebendiger, zeigt sogar eine gewisse Spiellust, und dann vernimmt man auch oft seine Stimme, einen lauten, schrillenden, oft wiederholten Schrei, den ich mit Buchstaben nicht ausdrücken kann.

Bei hohem Nilstande sieht sich der Stoßfischer genötigt, seinen geliebten Strom zu verlassen; denn dessen Wasser pflegt dann so trübe zu sein, daß er keinen Fisch mehr wahrnehmen kann. Die vielen Kanäle Ägyptens gewähren ihm übrigens unter solchen Umständen genügenden Ersatz. In ihnen ist das Wasser schon einigermaßen geklärt und der Fischfang demgemäß so ergiebig wie sonst irgendwo. Hieraus erkläre ich mir auch, daß der Vogel in dem kanalreichen Delta viel häufiger ist als in Oberägypten oder in Nubien, wo er sich mehr oder weniger auf den Strom beschränken muß. Durch Tristram erfahren wir, daß der Graufischer auch an den Seeküsten gesehen wird und zwar zu Dutzenden „etwa 100 m vom Lande über dem Wasser rüttelnd". In den Monaten November und Dezember sah ihn genannter Forscher in „unschätzbarer Anzahl" längs der Küste Palästinas, bald fischend, bald auf den Felsen sitzend. Pechuel-Loesche bemerkte ihn in Westafrika mehrfach vor Flußmündungen und über stillen Baien an Küstenstrichen, wo Mangrovenbestände sich fast bis zum Strande ausdehnten.

Die Brutzeit beginnt in Ägypten, wenn der Nil annähernd seinen tiefsten Stand erreicht hat, also im März oder im April. Adams hat Nester im Dezember gefunden, wahrscheinlich an einer Örtlichkeit, auf welche der Nilstand wenig Einfluß üben konnte. Ich habe nur einmal ein Ei erhalten, das mir als das unseres Vogels bezeichnet wurde, bezweifle aber jetzt, nachdem ich Tristrams Mitteilungen gelesen habe, die Richtigkeit der Angabe. Letztgenannter Forscher beobachtete, daß der Graufischer in Palästina förmliche Brutansiedelungen bildet. Eine dieser Siedelungen befand sich in einer steilen Erdwand an der Mündung des Mudawarahbaches in den See Genezareth. Die Eingänge zu den Höhlen waren nur etwa 10 cm über dem Wasserspiegel eingegraben und konnten bloß schwimmend erreicht werden. Jede Röhre führte etwa 1 m in die Tiefe und erweiterte sich seitlich zu einer einfachen Höhlung. In keiner einzigen fanden sich Fischgräten zwischen den Eiern, wohl aber bemerkte man, wenn das Nest Junge enthielt, einen verwesenden Haufen von Fischknochen und Unrat in ihm. Ein aus Gras und Unkraut bestehender Haufe diente als Nestunterlage. Bartlett nahm am 28. April 4 und 6 Eier aus zwei Nestern; Tristram fand, als er am 22. Mai dieselbe Siedelung besuchte, eine große Anzahl ausgeflogener Jungen, viele noch nicht ausgewachsene in den Höhlen, aber auch noch fünf Nester mit frischen

Eiern, darunter eins in einer Höhle, aus welcher Bartlett schon ein Gelege entnommen hatte. Die Form der Eier ist verschieden: die meisten sind eirund, viele aber sehr länglich. Über die Farbe sagt Tristram nichts, und ich muß deshalb wohl annehmen, daß sie ein reines Weiß ist, obgleich ich mich erinnere, daß das eine, das mir als Graufischer-Ei bezeichnet wurde, auf lichtem Grunde dunkler gewölkt war.

Die Alten saßen während des ihnen unerwünschten Besuches auf den Oleanderbüschen am Ufer oder flogen ängstlich auf und nieder und schrieen kläglich. Aus einer Höhle, die Tristram untersuchte, kam eine Ratte mit sechs Jungen hervorgestürzt.

Welche Feinde der Graufischer außer dem Sammler hat, vermag ich nicht zu sagen. Ich habe nie gesehen, daß ein Raubvogel einen Angriff auf ihn versucht hätte, und kenne kein anderes Raubtier, das ihm gefährlich werden könnte.

Die Lieste (Halcyoninae) unterscheiden sich von den Fischern durch die mehr entwickelten, bei einzelnen sogar sehr ausgebildeten Flugwerkzeuge. Auch ist der Schnabel, der dem der Eisvögel im ganzen ähnelt, regelmäßig viel breiter, und ebenso pflegen die Füße stärker und hochläufiger zu sein. Das Gefieder ist lockerer und besitzt nicht die fettige Glätte wie das der Eisvögel, prangt übrigens ebenfalls in lebhaften Farben: einzelne Arten gehören zu den prächtigsten aller Vögel.

Afrika, Südasien und Australien nebst den zwischen diesen beiden Erdteilen gelegenen Inseln sind die Heimat der arten- und gestaltenreichen Unterfamilie. In Amerika und Europa fehlen sie gänzlich. Sie sind mehr oder weniger Waldvögel, und nur die wenigsten bekunden eine Vorliebe für das Wasser. Einzelne sollen zwar mehr oder weniger nach Art der Eisvögel fischen; die Mehrzahl aber kommt hinsichtlich der Lebensweise eher mit den Bartvögeln überein. Viele Arten haben sich vom Wasser gänzlich unabhängig gemacht und beleben die trockensten Gegenden, vorausgesetzt, daß sie nicht baumlos sind; denn Bäume scheinen zu ihrem Wohlbefinden unumgänglich notwendig zu sein.

Entsprechend den wohlentwickelten Flugwerkzeugen sind die Lieste viel bewegungsfähigere Geschöpfe als die Eisvögel; sie übertreffen selbst die flugbegabtesten unter diesen durch die Leichtigkeit, Zierlichkeit und Gewandtheit ihres Fluges, der an den der Bienenfresser erinnert. Von einem erhabenen Sitzpunkte aus überschauen sie die Umgebung mit aufmerksamen Blicken, fliegen, sobald sie eine Beute erspähen, auf diese zu oder ihr nach und kehren wieder zu dem alten Sitzorte zurück. „Sie halten sich gern an einem bestimmten Standorte in der Savanne auf“, schildert Pechuel-Loesche, „und fahnden, hurtig hervor- und zurückfliegend, sehr selten rüttelnd über den Grasbeständen schwebend, auf Kerbtiere. Ihr Flug geht vorwiegend in gerader Richtung, scharfe Schwenkungen vermögen sie nicht zu vollführen. Im Nu schießt der muntere, farbenstrahlende Jäger, der vom nicht hohen, schattigen Sitze am Rande der Hage und Buschwäldchen sein kleines Gebiet in der Kampine mit wachsamem Auge überschaut, heraus in den Sonnenglanz, ergreift seine Beute und kehrt vergnügt auf seinen Ast zurück. Eben erst aufgebäumt, erspäht er aber sogleich ein neues Opfer und huscht wieder ins Freie. So geht die Jagd rastlos hin und wieder und wird kaum zur Mittagszeit unterbrochen. Verlockende Jagdgebiete in der Savanne habe ich monatelang ununterbrochen und wahrscheinlich auch von den nämlichen Vögeln besetzt gefunden. Überall kann man die farbenprächtigen Jäger aus nächster Nähe beobachten, denn sie bekunden kaum irgend welche Scheu vor dem sich ruhig bewegenden und ihrem Treiben zuschauenden Menschen. Nichtsdestoweniger sind sie weder dumm-vertrauensselig noch gleichgültig: ihre hell glänzenden Augen wenden sich immer wieder prüfend und sozusagen mit

vergnügt pfiffigem oder auch verständnisinnigem Ausdrucke dem Beobachter zu." Auf dem Boden sind unsere Vögel fremd. In der Fertigkeit, das Wasser auszubeuten, stehen sie den Eisvögeln weit nach: mir ist es sogar wahrscheinlich, daß bloß einzelne, und auch diese nur ausnahmsweise, Fische oder andere Wassertiere aus dem Wasser selbst herausholen. Die Stimme ist laut und eigentümlich, das Wie läßt sich schwer mit Worten ausdrücken. Über die geistigen Fähigkeiten wage ich ein allgemeines Urteil nicht zu fällen. Diejenigen Arten, welche ich im Leben beobachten konnte, schienen mir in dieser Hinsicht wenig begabt zu sein: sie bekundeten Vertrauensseligkeit und Schwerfälligkeit, die nicht auf große Verstandeskräfte schließen ließen; ich muß dem jedoch hinzufügen, daß ich auch Ausnahmen kennen gelernt habe.

Die Nahrung der Gesamtheit besteht aus Kerbtieren aller Art, vorzugsweise aus Heuschrecken und großen Käfern; die stärkeren Arten der Familie vergreifen sich aber auch an Krabben und kleinen Wirbeltieren aller Klassen. Einzelne sind geachtet wegen ihrer Verfolgung der Schlangen; andere stehen in dem Rufe, arge Nestplünderer zu sein. An Raublust kommen sie den Eisvögeln vollständig gleich.

Das Fortpflanzungsgeschäft unterscheidet die Lieste ebenfalls von ihren Verwandten. Die meisten Arten brüten in Baumhöhlen, einzelne in natürlichen Erd- oder Steinhöhlen, und alle bauen ein mehr oder weniger vollkommenes Nest. Das Gelege scheint nicht besonders zahlreich zu sein. Die Eier sind rein weiß und glänzend wie die der Eisvögel.

Die Lieste ertragen die Gefangenschaft leicht und dauernd, weil sie sich bald an ein passendes Ersatzfutter gewöhnen lassen. Man kann sagen, daß sie mehr auffallend als anziehend sind, darf dann aber nicht vergessen, daß auch sie eine innige Freundschaft mit den Menschen eingehen und dahin gebracht werden können, ihrem Gebieter mit größter Liebenswürdigkeit entgegenzukommen und warme Zärtlichkeit für sie an den Tag zu legen.

*

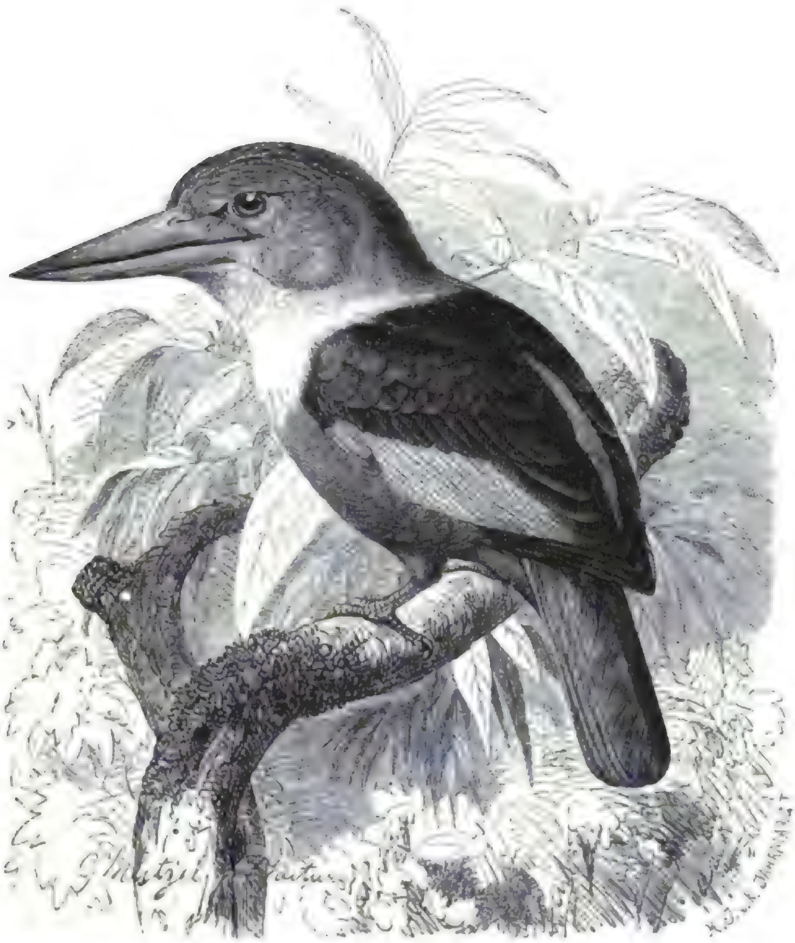
Baumlieste (Halcyon) nennen wir die Arten mit langem, geradem und breitem Schnabel, der sich bei einigen etwas aufwärts biegt, kurzen, aber nicht allzu schwächlichen Füßen, mittellangen, abgerundeten Flügeln, in welchen die dritte Schwinge die längste ist, die vierte und fünfte aber nur wenig überragt, und verhältnismäßig kurzem, gerundetem Schwanze.

Der Baumliest (Halcyon semicoerrleus, erythrogaster, swainsonii und rufiventris, Alcedo semicoerulea, senegalensis und cancrophaga, Dacelo actaeon und jagoensis) steht dem Graufischer an Größe wenig nach: seine Länge beträgt 22, die Fittichlänge 10, die Schwanzlänge 6,5 cm. Das Gefieder bleibt zwar an Pracht und Schönheit hinter dem mehrerer Verwandten zurück, ist aber immerhin lebhaft und schön gefärbt. Ober- und Hinterkopf sind blaßbräunlich, Nacken und Hinterhals heller, die Halsseiten und Vorderteile bis zur Brust hinab weiß, die übrigen Unterteile tief zimtrotbraun, Mantel, Schultern und Deckfedern sowie die Schwingen schwarz, letztere an der Außenfahne, die Handdecken und Eckflügel, Bürzel und Schwanz glänzend smalteblau. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind rot. Baumlieste von den Inseln des Grünen Vorgebirges unterscheiden sich von denen des Festlandes dadurch, daß der Oberkopf fast ebenso weiß ist wie der Hinterhals, werden daher auch von einzelnen Forschern als besondere Art betrachtet.

Man hat diesen Vogel in Westafrika entdeckt, später aber auch auf den Inseln des Grünen Vorgebirges und durch ganz Mittelafrika bis nach Abessinien hinauf gefunden; von Heuglin gibt in den von uns durchreisten Gegenden das Gestade des Roten Meeres, das Hochland von Abessinien bis zu 2000 m Höhe und den Blauen und Weißen Nil westwärts

bis zum Djur als Wohngebiet des Baumliestes an; ich bin ihm oft in den Waldungen des Blauen und Weißen Nils, aber weder an der Küste des Roten Meeres noch auch im Bogoslande begegnet.

Soviel ich mich erinnere, habe ich den sonderbaren Gesellen immer nur einzeln gesehen, zuweilen jedoch häufig auch innerhalb eines Umkreises von geringem Durchmesser. In der Regel war er in den Flußniederungen zahlreicher als in den ärmeren Wäldern der Steppe;



Baumliest (Halcyon semicoeruleus). ⅔ natürl. Größe.

während der Regenzeit aber konnte man ihn auch hier überall bemerken. Zu gewissen Zeiten sah ich keinen einzigen, und deshalb darf ich annehmen, daß er Strichvogel ist, der möglicherweise gar nicht im Sudan brütet, sondern hier nur zeitweilig erscheint, bei reichlicher Nahrung mausert und dann wieder seines Weges zieht. Mitte September waren alle, welche ich erlegte, in voller Mauser.

Im Betragen gleicht der Baumliest den Bienenfressern und Fliegenfängern. Er fliegt während des ganzen Tages von einem Aste ab und so lange auf ihn wieder zurück, als er von dieser Warte aus Beute gewinnt und nicht gestört wird. Doch begründet sich diese Beharrlichkeit durchaus nicht auf Unfähigkeit, sondern nur auf Trägheit und Gleichgültigkeit.

Vor dem Menschen zeigt er nicht die geringste Scheu. Er betrachtet den Europäer, der den meisten übrigen Vögeln sehr auffällt, mit der größten Seelenruhe und kann deshalb ohne jegliche Anstrengung vom Baume herabgeschossen werden. Selbst wenn er gefehlt wurde, ändert er sein Betragen nicht, sondern fliegt dann höchstens auf den nächsten Baum und setzt sich dort wieder fest. Die Nahrung scheint fast ausschließlich aus Heuschrecken zu bestehen; zu gewissen Zeiten wenigstens bilden diese Kerfe sicherlich seine alleinige Nahrung. Doch achtet er auch der Käfer, welche die blühenden Mimosen umschwirren, und versucht sich zuweilen ebenso an Schmetterlingen, die an ihm vorübergaukeln. Th. v. Heuglin sagt, daß er mehr Fischfresser als Liebhaber von Heuschrecken und Käfern sei; ich muß bemerken, daß ich ihn niemals beim Fischfange oder auch nur in der Nähe eines Fische führenden Gewässers beobachtet habe. Bolle fand in dem Kropfe einer verwandten Art ein Stück von einer Eidechse, und es läßt sich daher annehmen, daß auch unser Vogel derartiges Wild jage.

Über das Brutgeschäft teilt Verreaux einiges mit. Seine Beobachtungen beziehen sich zwar ebenfalls auf eine verwandte Art; Ähnliches wird aber auch wohl für unsere Art Gültigkeit haben. Die Brutzeit fällt in den Oktober und November. Das Nest steht in Baumlöchern und enthält drei kugelrunde, glänzend weiße Eier. Beide Geschlechter brüten abwechselnd; wenn aber die Jungen ausgebrütet sind, scheint das Männchen allein für Ernährung der Familie zu sorgen.

Unter den australischen Mitgliedern der Gattung ist der Jägerliest oder Riesenfischer (Halcyon giganteus, Paralcyon gigas, Alcedo gigas, gigantea, fusca und undulata, Dacelo gigas und undulatus) das bekannteste; denn dieser Vogel stellt sich nicht bloß jedem Europäer, welcher Australien betritt, persönlich vor, sondern ist auch und namentlich in der neueren Zeit so oft nach Europa gekommen, daß er gegenwärtig keiner größeren Tiersammlung fehlt. Kopf, Hals und alle Unterteile sind weiß, schmutzig rostfahl verwaschen, Stirn und Vorderkopf schmal dunkelbraun, die Schenkelseiten sehr undeutlich und verwaschen quer gebändert, Zügel und ein breiter Streifen über der Ohrgegend, ein breiter Mittelflecken auf Scheitel und Hinterkopf, Mantel, Schultern und Flügeldecken braun, letztere, wenigstens die mittelsten von ihnen, am Ende zart beryllblau gesäumt, der Bürzel, die Oberbürzelgegend auf schmutzigweißem Grunde mit verloschenen dunkeln Querlinien, die rotbraunen oberen Schwanzdecken und Schwanzfedern mit breiten schwarzen Querbinden, die rötlichen Steuerfedern mit breiten weißen Endsäumen geziert. Die Iris ist tiefbraun, der Oberschnabel schwarz, der untere blaßgelb, der Fuß dunkelbraun. Beim Weibchen sind die Farben minder lebhaft und weniger hervorstechend, auch das Braun der Scheitelmitte und der Zügel blässer. Die Länge beträgt 45—47, die Breite 65, die Fittichlänge 21, die Schwanzlänge 16 cm.

Der Jägerliest ist schon den ersten Reisenden und Forschern, die Australien berührten, aufgefallen, aber erst durch neuere Forschungen und namentlich durch Goulds Beobachtungen bekannt geworden. „Er ist ein Vogel“, sagt Gould, „den jeder Bewohner oder Reisende in Neusüdwales kennen lernen muß, da nicht bloß seine Größe auffällt, sondern auch seine außergewöhnliche Stimme die Aufmerksamkeit ihm zulenkt. Dazu kommt, daß er den Menschen durchaus nicht scheut, im Gegenteil, wenn etwas seine Neugierde reizt, herbeikommt, um es zu untersuchen. So erscheint er oft auf dem dürren Zweige des nächsten Baumes, unter welchem sich Reisende gelagert haben, und beobachtet mit der regsten Aufmerksamkeit das Anzünden des Feuers oder die Bereitung des Mahles. Gleichwohl entdeckt man seine Anwesenheit selten früher, als bis er sein gurgelndes Gelächter aufschlägt, das jederzeit bei den Hörern den Ausruf veranlaßt: ‚Ah, sieh da, da ist ja unser alter Freund, der lachende Hans‘.“ Die Töne, die er ausstößt, sind so bemerkenswert, daß jeder Schriftsteller

über Australien ihrer gedenkt. Caley sagt, daß man sein lautes Geschrei und Lachen in beträchtlicher Entfernung höre, und er wahrscheinlich davon seinen Spitznamen erhalten habe. Das Geschrei dieses Vogels, versichert Kapitän Sturt, klingt wie ein Chor wilder Geister und muß den Reisenden erschrecken, der sich in Gefahr glaubt, während das Unglück bereits hohnlachend seiner spottet. Jenes sonderbar kolkende Gelächter, bestätigt Bennett, leise beginnend und zu einem hohen und lauten Tone sich verstärkend, wird oft in allen



Jägerliest (Halcyon giganteus). ⅓ natürl. Größe.

Teilen der Ansiedelung gehört. Man vernimmt es in der Dämmerung und gegen Sonnenuntergang, wenn die Sonne im Westen niedersinkt, gleichsam als eine gute Nacht für alle, welche es hören wollen. Ausführlicher spricht sich „ein alter Buschmann" in seinen „Waldgängen eines Naturforschers" aus. „Eine Stunde vor Tagesanbruch wird der Jäger aufgeweckt durch wilde Laute, die klingen, als ob eine Heerschar des bösen Geistes kreischend, schreiend und lachend ihn umtobe. Die Laute sind der Morgengesang des ‚lachenden Hans', der seinen gefiederten Genossen den Anbruch des Tages verkündet. Zur Mittagszeit hört man dasselbe wilde Gelächter, und wenn die Sonne im Westen niedergeht, tönt es wiederum durch den Wald. Ich werde niemals die erste Nacht vergessen, die ich in Australien im

offenen Busche verbrachte. Nach unruhigem Schlafe erwachte ich mit Tagesanbruch; aber ich bedurfte Zeit, um mich zu besinnen, wo ich mich befand, so überwältigend war der Eindruck, den die ungewohnten Töne auf mich übten. Das höllische Gelächter des Jägerliests vereinigte sich mit dem schwächeren flötenähnlichen Tone der ‚Elster', dem heiseren Gackern der Großfußhühner, dem Kreischen Tausender von Papageien und verschiedenen Stimmen anderer Vögel zu einem so wunderbaren Ganzen, wie ich es nie vernommen. Ich habe es seitdem hundertmal gehört, aber nie mit denselben Gefühlen wie damals. Der ‚lachende Hans' ist des Buschmannes Uhr. Nichts weniger als scheu, im Gegenteil gesellschaftsliebend, wird er gewissermaßen zum Genossen des Zeltes und ist deshalb, noch mehr aber wegen seiner Feindschaft gegen die Schlangen, in den Augen der Buschleute ein geheiligter Vogel."

Der Jägerliest findet sich nicht in Tasmanien oder in Westaustralien, sondern scheint allein dem Südosten des Weltteiles anzugehören. Er bindet sich keineswegs an eine bestimmte Örtlichkeit, sondern besucht eine jede: jene üppigen Büsche längs der Küste wie den dünn bestandenen Wald der Höhe. Aber nirgends ist er häufig zu nennen. Er findet sich überall, stets jedoch nur vereinzelt. Seine Nahrung ist gemischter Art, allein immer dem Tierreiche entlehnt. Kriech- und Kerbtiere sowie Krabben scheinen bevorzugt zu werden. Er stürzt sich mit Hast auf Eidechsen, und gar nicht selten sieht man ihn mit einer Schlange im Schnabel seinem Sitzplatze zufliegen. „Einmal", sagt der „alte Buschmann", „sah ich ein Paar lachende Hänse auf dem abgestorbenen Aste eines alten, grauen Baumes sitzen und von hier aus von Zeit zu Zeit nach dem Boden hinabstoßen. Sie hatten, wie sich bei genauerer Untersuchung ergab, eine Teppichschlange getötet und bewiesen durch ihr Geschwätz und Gelächter lebhafte Freude darüber. Ob sie übrigens Schlangen fressen, vermag ich nicht zu sagen; denn die einzigen Kriechtiere, die ich je in ihrem Magen gefunden habe, waren kleine Eidechsen." Übrigens raubt er auch kleine Säugetiere: Gould schoß einst einen Vogel dieser Art, bloß um zu sehen, was er im Schnabel trüge, und fand, daß er eine seltene Beutelratte erjagt hatte. Daß er junge Vögel nicht verschont und namentlich den Nestern gefährlich werden mag, läßt sich erwarten. Wasser scheint nicht zu den Bedürfnissen des Jägerliestes zu gehören: den frei lebenden Vogel findet man, wie bemerkt, selbst in den trockensten Waldungen, und auch die gefangenen zeigen weder des Trinkens noch des Badens halber nach Wasser besonderes Verlangen.

Die Brutzeit fällt in die Monate August und September. Das Paar sucht sich dann eine passende Höhlung in einem großen Gummibaume aus und legt hier seine wundervollen perlweißen Eier auf den Mulm in der Tiefe dieser Höhle. Wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, verteidigen die Alten den Brutplatz mutig und furchtlos, und den, der die Brut rauben will, greifen sie sogar thätlich an und versetzen ihm nicht ungefährliche Bisse.

„Das erste, was mir bei meiner Landung in London in die Augen fiel", schließt der „alte Buschmann", „war ein ‚lachender Hans', der eingepfercht in einem engen Käfige saß. Niemals habe ich ein erbärmlicheres, beklagenswerteres Wesen gesehen als meinen armen, alten Freund, der die Freiheit seiner luftigen Wälder mit dem dicken Nebel des neuzeitlichen Babel vertauschen mußte." Der „alte Buschmann" mag Recht behalten mit seiner Klage; denn allerdings kommen die gefangenen Vögel aus Australien in sehr traurigem Zustande bei uns an: so schlimm aber, wie er gedacht haben mag, ist ihr späteres Los denn doch nicht. Dies beweisen die gefangenen selbst überzeugend genug. Sie gehören allerdings nicht zu den anspruchsvollen Tieren, begnügen sich vielmehr mit sehr einfacher Nahrung, mit grob geschnittenen Fleischstückchen, Mäusen und Fischen nämlich, und verschmerzen vielleicht schon deshalb den Verlust ihrer Freiheit. Gibt man ihnen einen geräumigen Käfig, so gewinnen sie bald ihre ganze Heiterkeit wieder und betragen sich genau ebenso wie in ihrem heimatlichen Lande. Gewöhnlich sitzen sie ruhig auf dem passendsten

Platze, wenn sie paarweise gehalten werden, dicht nebeneinander. Der Hals wird dabei so eingezogen, daß der Kopf unmittelbar auf den Schultern liegt, das Gefieder lässig getragen. Zur Abwechselung sträubt einer oder der andere das Kopfgefieder so, daß der Kopf fast noch einmal so groß erscheint wie sonst und einen sehr ernsthaften Ausdruck gewinnt; zuweilen wird auch mit dem Schwanze gewippt. Dieser Bewegungen ungeachtet erscheint der Riesenfischer träge, verdrossen und schläfrig: aber er erscheint auch nur so. Wer wissen will, wes Geistes Kind er vor sich hat, muß das unruhig sich bewegende, listig blitzende Auge beobachten: er wird dann wenigstens zu der Überzeugung gelangen, daß der Vogel seine Umgebung fortwährend mustert und alles, was vorgeht, bemerkt.

Auch im Käfige zeigt der Riesenfischer dieselbe Zeitkunde wie im australischen Buschwalde: er schreit in der Regel wirklich nur zu den oben angegebenen Zeiten. Doch trägt er besonderen Ereignissen Rechnung, läßt sich z. B. herbei, eine ihm gebrachte und ihm verständliche Begrüßung durch Geschrei zu erwidern. Hat er sich einmal mit seinem Pfleger enger befreundet, so begrüßt er diesen, auch ohne dazu aufgefordert worden zu sein. Die zahmsten Riesenfischer, die ich gesehen habe, lebten im Tiergarten zu Dresden. Die träumerische Ruhe, in welcher sie sich gefielen, wich augenblicklich der lebhaftesten Erregung, wenn ihr Pfleger sich nahte. „Sobald ich mich sehen lasse“, erzählte mir Schöpff, „begrüßen mich die Vögel mit lautem Geschrei; gehe ich in den Käfig, so fliegen sie mir auf Schulter und Hand, und ich muß sie mit Gewalt entfernen, wenn ich sie los werden will; denn freiwillig haben sie mich noch nie verlassen. Schon wenn ich am Käfige auf und ab gehe, fliegen sie mir nach, auch wenn ich mich scheinbar nicht um sie kümmere.“ Zum Beweise der Wahrheit seiner Erzählung führte mich Schöpff zu dem betreffenden Käfige, und ich hatte nun selbst Gelegenheit, die Zahmheit der Tiere zu bewundern. Die gedachten Riesenfischer leben mit Silber- und Nachtreihern, Purpurhühnern und Ibissen im besten Einvernehmen, scheinen sich aber wenig um ihre Genossen zu kümmern, sich vielmehr nur mit sich selbst zu beschäftigen. Mit Kleingeflügel aber würden sie sich schwerlich vertragen; denn ihre Mordlust ist sehr ausgeprägt. So friedlich die Gatten eines Paares dieser Vögel sind, so zänkisch zeigen sie sich, wenn ihre Raubsucht rege wird. Dann will jeder der erste sein. Eine lebende Maus wird wütend angefallen, gepackt und rasch nacheinander einige Male gegen den Ast geschlagen, eine bereits getötete in derselben Weise behandelt. Dann fassen beide das Schlachtopfer und zerren es heftig hin und her, sträuben die Kopffedern und werfen sich bitterböse Blicke zu, bis endlich einer in den unbestreitbaren Besitz des Beutestückes gelangt, das heißt, es im Inneren seines Schlundes gegen fernere Nachstellungen des anderen sichert.

Wie sehr die Jägerlieste nach Tieren mit Haut, Federn, Schuppen oder Haaren verlangen, erkennt man, sobald man ihnen solche, wenn auch nur von ferne zeigt. Anscheinend ohne Widerstreben begnügen sie sich mit den ihnen sonst gereichten Fleischbrocken und lassen äußerlich keinen Mangel erkennen; sobald sie aber eines der bezeichneten Tiere erblicken, verändert sich ihr ganzes Wesen. Das Kopfgefieder sträubt sich, die Augen leuchten heller, und der Schwanz wird mehrmals nacheinander kräftig gewippt; dann stürzt sich der Riesenliest eiligst auf die willkommene Beute und gibt, sobald er sie gepackt hat, durch lautes Schreien, in welches der Genosse regelmäßig einzustimmen pflegt, seiner Freude Ausdruck. Erheiternd in hohem Grade ist das Schauspiel, das man sich bereiten kann, wenn man den Vögeln eine größere lebendige Schlange bietet. Ohne Besinnen überfällt der Riesenfischer auch diese; mit derselben Gier wie die Maus packt er sie, und ebenso wie mit jener verfährt er, um sie zu töten. Doch die Zählebigkeit des Opfers bereitet ihm Schwierigkeiten, und das jubelnde Gelächter wird jetzt gleichsam zum Schlachtgesange. Früher oder später überwältigt er sein Opfer aber dennoch und verzehrt es, wenn nicht im ganzen, so doch

stückweise. Obgleich ich nicht im stande bin, dafür den Beweis zu führen, zweifle ich doch nicht im geringsten, daß er mit kleineren giftigen Schlangen ebensowenig Umstände machen wird wie mit giftlosen. Als beachtenswert erwähne ich noch, daß der Vogel Fische in der Regel gänzlich verschmäht. Er ist ein Jäger des Waldes, nicht aber ein Fischer wie seine wasserkundigen Familienverwandten. Doch gewöhnen sich auch manche daran, Fische zu fressen, die, wie Haacke mitteilt, einen täglichen Bestandteil des Futters der Frankfurter Jägerlieste bilden.

Erwähnenswert ist, daß der Riesenfischer im Käfige auch zur Fortpflanzung schreitet. Gefangene des Berliner Tiergartens haben wiederholt Eier gelegt und sie sehr eifrig bebrütet, die Jungen jedoch nicht großgezogen.

*

Bezeichnende Vögel der Inselwelt zwischen Asien und Australien sind die Nymphenlieste (Tanysiptera), die sich von den Baumliesten durch den stufigen Schwanz mit den beiden sehr langen und schmalen, an den Spitzen spatelförmig verbreiterten Mittelfedern unterscheiden. Die etwa 12 Arten der Gattung zeigen eine ziemlich übereinstimmende, oberseits blaue, unterseits weiße Gefieder- und eine rote Schnabelfärbung und gehören zu den schönsten Mitgliedern der Familie.

Unter ihnen ist der Seidenliest (Tanysiptera galatea) einer der prächtigsten. Sein Oberkopf, der Flügelbug und die beiden Mittelfedern des Schwanzes sind leuchtend hellblau, während Oberrücken, Schulterfedern, Flügel und ein breites Band über die Kopfseiten tief schwarzblau, Unterrücken, Bürzel, die ganze Unterseite, die verbreiterten Enden der beiden mittleren und die übrigen Schwanzfedern weiß sind, letztere mit schmalen hellblauen Säumen. Der Schnabel ist lebhaft korallenrot. Der gleich den übrigen Arten der Gattung etwa die Größe unseres Mittelspechtes erreichende Vogel bewohnt Neuguinea und die benachbarten Inseln.

„Der Seidenliest", schreibt Haacke, „war der einzige Nymphenliest, den ich im Gebiete des Fly- und Stricklandflusses in Neuguinea von der Küste bis hinauf an den Fuß des großen Mittelgebirges der Insel antraf. Hier ist er eine der auffälligsten Erscheinungen des Unterholzes der hohen, düsteren Urwälder. Geduldig sitzt er nach Art seiner Familie auf einem hervorragenden Zweige, gewöhnlich nicht über Manneshöhe vom Boden entfernt, und hält Umschau nach vorbeifliegenden Kerfen, ohne aber, wie es scheint, die sein Gefieder bewohnenden, von seinem Blute lebenden und doch auch dann und wann fliegenden Lausfliegen zu belästigen. Den Jäger läßt der Nymphenliest bis auf wenige Schritte herankommen; ich erinnere mich nicht, daß einer meiner Flinte entgangen wäre. Ein flügellahm geschossener wehrte sich heftig und biß mich empfindlich in die Finger. Ich habe den Seidenliest nie an den Flußufern gesehen, ihn nur in den Tiefen des Urwaldes und immer bloß als Einsiedler getroffen. Die Jungen tragen ein unscheinbares, braun marmoriertes Gefieder mit kaum verlängerten mittleren Schwanzfedern; Nester habe ich leider nicht gefunden."

Die mit den Sägeraken eine besondere Unterordnung (Todiformes) und eignes Geschlecht (Todi) bildenden Plattschnäbler (Todidae) gehören wegen ihrer Schnabelbildung zu den auffallendsten Vögeln, die man kennt. Die Familie umfaßt nur eine einzige Gattung, und diese zählt nicht mehr als fünf Arten, deren Wohngebiet sich auf Westindien beschränkt.

Die Plattschnäbler (Todus) sind klein und zierlich gestaltet, flachschnäbelig, kurzflügelig und kurzschwänzig. Der Schnabel ist mittellang, gerade und so flach gedrückt, daß er, streng genommen, nur aus zwei dünnen, stumpfen Platten besteht, denn der First des Oberschnabels ist kaum noch ausgeprägt. Von oben betrachtet, erscheint der Schnabel wie ein langgezogenes, vorn abgestumpftes Dreieck. Die Spitze des Oberschnabels ist gerade, das heißt nicht nach unten gebogen, der Unterkiefer stumpf abgestutzt; die Schneiden sind äußerst fein gezahnt; die Mundspalte reicht bis hinter die Augen. Die Füße sind zierlich und die Läufe kaum länger als die Mittelzehe, die nicht miteinander durch Bindehaut vereinigten Zehen außerordentlich dünn, lang und schmächtig, die Krallen kurz, dünn, mäßig stark gekrümmt und spitzig. In dem kurz abgerundeten Flügel überragen die vierte, fünfte und sechste Schwinge die übrigen. Der Schwanz ist mittellang, breit und seicht ausgeschnitten. Das Gefieder, das bei beiden Geschlechtern in gleicher Schönheit prangt, besteht aus weichen, glatt anliegenden Federn; am Schnabelgrunde stehen Borsten. Die Zunge ist an der Wurzel fleischig, im übrigen einem hornigen Blättchen ähnlich und durchschimmernd, „ganz wie ein Stück Federspule“.

Der Todi oder Grünplattschnabel (Todus viridis) zeigt auf allen oberen Teilen einschließlich der Kopf- und Halsseiten, des Schwanzes sowie der Außenfahne der schwarzen Schwingen eine prachtvoll glänzende grasgrüne Färbung und am unteren Augenrande einen sehr schmalen roten Saum. Die Kinn- und Kehlfedern sind lebhaft karminrot, an der Spitze aber äußerst schmal silberweiß gefärbt, und der ganze Kehlflecken wird seitlich durch einen vom Mundwinkel an beginnenden, schmalen, anfänglich weißen, in der unteren Hälfte zart graublauen Längsstreifen besäumt und unterseits durch einen weißen Flecken begrenzt. Die Kropf- und Brustseiten sind grünlich, die Schenkelseiten, unteren Flügel- und Schwanzdecken blaßgelblich, die Brust und die Bauchmitte gelblichweiß, einige Federn an den Bauchseiten endlich, die einen Büschel bilden, an der Spitze zart rosenrot gefärbt. Die Iris ist blaßgrau, der Schnabel hornrötlich, der Unterschnabel horngelblich, der Fuß braunrot oder fleischfarben. Die Länge beträgt 12, die Breite 17, die Fittichlänge 4,5, die Schwanzlänge 3,8 cm. Das Wohngebiet beschränkt sich auf die Insel Jamaika.

Auf der Insel Cuba wird vorstehend beschriebene Art durch den Bunttodi, den Cartacuba und Pedorrera der Cubaner (Todus multicolor und portoricensis), vertreten. Der Vogel stimmt in Größe und Färbung im wesentlichen mit dem Grünplattschnabel überein, unterscheidet sich aber dadurch, daß der Längsstrich, der den roten Kehlflecken seitlich begrenzt, nach untenhin aus Weiß in Grünblau übergeht und so einen deutlich blauen Halsseitenflecken bildet.

Über die Lebensweise dieser überaus zierlichen und merkwürdigen Vögel war bis in die neuere Zeit wenig bekannt, und erst durch Gosse und Gundlach sind wir über sie unterrichtet worden. Alle Arten scheinen in ihrem Auftreten und Betragen, ihren Sitten und Gewohnheiten so vollständig miteinander übereinzustimmen, daß man das von einem Bekannte ohne Bedenken auch auf den anderen beziehen kann. Dem ungeachtet will ich Gosse den erst erwähnten, Gundlach den zuletzt aufgeführten Plattschnabel beschreiben lassen.

„In allen Teilen von Jamaika, die ich bereist habe“, sagt Gosse, „ist der Grünplattschnabel ein sehr gemeiner Vogel. Auf dem Gipfel der Bluefieldberge, in einer Höhe von ungefähr 1000 m und vorzugsweise da, wo ein fast undurchdringliches Dickicht den Boden deckt, findet er sich überall. Sein glänzendes, grasgrünes Gewand und die rotsamtene Kehle lenken bald die Aufmerksamkeit ihm zu, und er gestattet jedermann, sich ihm zu nähern;

denn er ist ein außerordentlich kirrer Vogel, wie es scheint, mehr aus Gleichgültigkeit als infolge großer Vertrauensseligkeit. Wenn er aufgescheucht wird, fliegt er höchstens nach dem nächsten Zweige. Sehr häufig haben wir ihn mit unserem Kerbtiernetze gefangen oder mit einer Gerte zu Boden geschlagen; ja gar nicht selten ergreifen ihn die Knaben mit der



Todi (Todus viridis). Natürliche Größe.

Hand. Wegen dieser Zutraulichkeit ist er allgemein beliebt und hat eine Menge Schmeichelnamen erhalten.

„Niemals habe ich den Plattschnabel auf dem Boden gesehen. Er hüpft zwischen den Zweigen und Blättern, sucht hier nach kleinen Kerbtieren und stößt gelegentlich seinen klagenden oder zischenden Lockruf aus. Häufiger noch gewahrt man ihn, ruhig auf einem Zweige sitzend, den Kopf eingezogen, den Schnabel nach oben gerichtet und das Gefieder gesträubt, so daß er viel größer erscheint, als er wirklich ist. Dann sieht er herzlich dumm aus; aber es scheint mehr so, als es der Fall ist: denn wenn man ihn näher beobachtet, bemerkt man bald, daß die hellglänzenden Augen sich bald hier-, bald dorthin richten, und daß der Vogel sich dann und wann zu einem kurzen Fluge erhebt, etwas aus der Luft

wegschnappt und wieder auf seinen Zweig zurückkehrt, um es dort zu verschlingen. Er hat nicht die Kraft, Kerbtieren zu folgen; aber er wartet, bis sie sich innerhalb eines bestimmten Umkreises zeigen, und fängt sie dann mit Sicherheit weg. Niemals habe ich gesehen, daß ein Plattschnabel Pflanzennahrung zu sich genommen hätte, obwohl ich zuweilen kleine Sämereien unter Käfern und Hautflüglern in seinem Magen gefunden habe. Einer, den ich im Käfige hielt, schnappte mit unkluger Gier Würmer weg, schlug sie heftig gegen seine Sitzstangen, um sie zu zerteilen, und verschlang sie dann; ein anderer, den ich im Netze gefangen und im Zimmer freigelassen hatte, begann sofort auf Fliegen und andere kleine Kerbtiere Jagd zu machen und betrieb diese, mit ebensoviel Ausdauer wie Erfolg, vom frühen Morgen an bis zum Dunkelwerden. Von der Ecke des Tisches, von quer gespannten Leinen oder Gesimsen aus flog er dann und wann in die Luft und kehrte, nachdem das Schnappen seines Schnabels einen Fang angezeigt hatte, wieder auf denselben Standort zurück. Er guckte in alle Ecken und Winkel, selbst unter die Tische, in der Absicht, hier die kleinen Spinnen aus ihren Netzen herauszufangen. Dieselbe Beute suchte er auch von der Decke und von den Wänden ab und fand immer etwas. Meiner Schätzung nach gewann er in jeder Minute einen Fang; man kann sich also einen Begriff machen von der außerordentlichen Zahl an Kerbtieren, die er vertilgt. In dem Raume, den er bewohnte, stand Wasser in einem Becken; aber ich habe ihn, obschon er sich zuweilen auf den Rand seines Gefäßes setzte, nie trinken sehen: dies that er selbst dann nicht, wenn er seinen Schnabel in das Wasser steckte. So eifrig er sich seinen eignen Geschäften hingab, so wenig bekümmerte er sich um unsere Gegenwart: zuweilen setzte er sich uns freiwillig auf Kopf, Schulter oder Finger, und wenn er einmal saß, gestattete er, daß man die andere Hand über ihn deckte und ihn wegnahm, obschon ihm das unangenehm zu sein schien; denn er sträubte und bemühte sich, wieder frei zu werden. Die Gefangenschaft schien er leicht zu ertragen, aber leider ging er durch einen unglücklichen Zufall zu Grunde.

„Es ist in Jamaika nicht Sitte, viele der eingeborenen Vögel zu zähmen, sonst würde dieser gewiß schon längst ein beliebter Stubenvogel geworden sein. Doch zieht er während seines Freilebens die Aufmerksamkeit auch des gleichgültigsten Menschen auf sich, und jeder Europäer ist erfreut, so oft er ihn sieht. Wenn er zwischen den grünen Blättern sitzt, kann man ihn kaum von diesen unterscheiden; denn er selbst sieht aus wie ein Blatt, sowie er aber seine Stellung verändert und seine Kehle in die Sonne bringt, leuchtet diese wie eine glühende Kohle, besonders dann, wenn er sie aufgeblasen hat.

„Der Plattschnabel nistet in Erdhöhlen, nach Art der Eisvögel. Man zeigte mir derartige Höhlen; aber ich selbst habe niemals Nest und Eier untersuchen können und muß deshalb die Beobachtung meines Freundes Hill hier wiedergeben." Hill berichtet nach einigen Auslassungen über die eigentümliche Gestalt des Vogels, daß er sich mit Hilfe seines Schnabels und seiner Füße in senkrecht abfallende Erdschichten eine Höhle grabe, die anfangs gewunden ist, sich ungefähr 20 oder 30 cm weit in die Tiefe erstreckt und hinten zu einer backofenförmigen Höhle erweitert, die mit Würzelchen, trockenem Moose oder Baumwolle ziemlich sorgfältig ausgekleidet wird. Das Gelege bilden 4 oder 5 graue, braun gefleckte Eier. Die Jungen bleiben in der Höhle, bis sie flügge sind.

Der Bunttodi lebt, laut Gundlach, in Waldungen und Gebüschen, besonders an abhängigen Stellen. An solchen Orten ist er sehr gemein; wenn er ruhig sitzt, ist er jedoch nicht immer leicht zu entdecken, falls man nicht auf die Stimme achtet und, ihr nachgehend, den Vogel aufsucht. Diese Stimme, die Anlaß zu dem wissenschaftlichen Namen gab, lautet wie „tototo"; außerdem aber vernimmt man, wenn das Vögelchen von einem Zweige zum anderen fliegt, noch ein eigentümliches, wohl durch den Flug hervorgebrachtes Geräusch, das Ähnlichkeit mit einer Blähung hat und dem Todi seinen Namen Pedorrera verschafft

hat. Niemals hüpft der niedliche Gesell nach Art eines Singvogels, sondern stets sitzt er mit aufgerichtetem Schnabel und späht nach Kerbtieren umher, die er dann im Fluge erhascht. Er ist nicht im geringsten scheu; man kann sich daher ihm bis auf eine kurze Entfernung nähern und ihn selbst mit dem Schmetterlingsnetze fangen. Niemals ändert er seine Stellung, und immer setzt er sich auf ein wagerechtes Zweiglein oder auf eine Schlingpflanze, läßt die Seitenfedern gleichsam als Stütze für die Flügel hervortreten und nickt zuweilen mit dem Kopfe. Wie ein Schnäpper fängt er die Fliegen weg. Im kleinen Käfige kann man ihn nicht halten, wohl aber in einem größeren Gebauer, das man mit grünen Bäumchen ausgeschmückt hat. Aber auch hier bleibt er nur kurze Zeit am Leben.

Über das Nisten verdanken wir Gundlach die sichersten Nachrichten. Im Frühjahre, und zwar im Mai, beginnt der Vogel mit seinem Nestbaue. Gundlach sah einen gegen eine Erdwand in einen Hohlweg fliegen und mit dem Schnabel an einer Höhlung arbeiten. Ungefähr 2 Wochen später fand er das Nest vollendet. Die Höhle führte etwa 10 cm tief in gerader Richtung einwärts, wandte sich dann um und erweiterte sich zur Nistkammer. In dem einen Neste befanden sich 3, in einem anderen 4 Eier von rein weißer Färbung und 16 mm Länge bei 13 mm Querdurchmesser. In Ermangelung eines geeigneten Nistplatzes brüten die Plattschnäbel übrigens in Baumhöhlen: so berichtet übereinstimmend mit Gosse auch Gundlach. Hill hatte Gelegenheit, das Brutgeschäft mit aller Gemächlichkeit zu beobachten. Ein Paar Todis hatten sich einen sonderbaren Ort zum Nisten ausgesucht, eine Kiste nämlich, die zur Zucht von Blumen benutzt und mit Erde gefüllt worden war. Ein Astloch in der Wand dieser Kiste mochte die Wahl bestimmt haben, denn dieses Loch diente als Eingang zu der Höhle, die im Inneren der Kiste, d. h. in der sie füllenden Erde, ausgegraben wurde. Obgleich die Vögel die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten und oft gestört wurden, trieben sie doch ihr Brutgeschäft ganz unbekümmert und zogen glücklich die Familie groß. Sie schienen sich möglichst zu bemühen, dem Menschen den Ort ihres Nestes nicht zu verraten, und benutzten beim Aus- oder Einschlüpfen immer einen Augenblick, in welchem die Aufmerksamkeit der Besucher durch irgend etwas von ihnen abgelenkt worden war. Als die Familie ausgeflogen war, untersuchte man die Kiste näher und fand in der Erde einen vielfach gewundenen Gang, der bis zur Mitte führte und hier in die Nistkammer mündete.

Die nächsten Verwandten der Plattschnäbler, die wir Sägeraken oder Motmots nennen und ebenso wie jene als besondere Familie (Prionitidae) ihrem Geschlechte einreihen, haben Ähnlichkeit mit den Raken und mehr noch mit den Königsfischern. Ihr Schnabel ist leicht gebogen, ziemlich spitzig, ohne Endhaken, seitlich zusammengedrückt und an beiden Kieferrändern mehr oder minder regelmäßig gekerbt. Steife, aber nicht sehr lange Borstenfedern umgeben den Mundrand. Die Flügel sind ziemlich kurz und etwas abgerundet, im Fittiche die vierte oder fünfte Schwinge die längste. Der starke und keilförmige Schwanz besteht bei einigen Arten aus zehn, bei anderen aus zwölf Federn, die paarig gleiche Länge haben. Die Mittelfedern überragen die übrigen, sind aber gewöhnlich teils an der Spitze, teils eine Strecke vor ihr abgenutzt. Das Gefieder ist weich, voll, großfederig und in der Tiefe stark daunig, bei beiden Geschlechtern gleich gefärbt und auch nach dem Alter kaum verschieden. Der innere Leibesbau weist manche Eigentümlichkeit auf. Die Wirbelsäule besteht aus 13 Hals-, 8 Rücken- und 8 Schwanzwirbeln; das Brustbein ist kurz und breit; das Gabelbein verbindet sich nicht mit dem Kamme des Brustbeines; Schlüsselbeine und Schulterblatt sind lang, aber dünn und schmal. Unter den inneren Organen zeichnet sich die Zunge durch eine gewisse Ähnlichkeit mit der Zunge des Pfefferfressers aus.

Sie ist zwar nicht so lang wie bei diesem und der Zungenbeinkörper sehr klein, aber sie geht in eine hornige, federartig zerschlissene, tief zweilappige, etwas breitere, lanzettförmige Endfläche aus, die beinahe den ganzen Unterschnabel ausfüllt.

Die Sägeraken, von denen man 17 Arten kennt, sind südamerikanische Waldvögel, die überall gefunden werden, aber nirgends in beträchtlicher Anzahl auftreten, vielmehr einzeln oder paarweise zusammenleben und sich gewöhnlich fern von den menschlichen Wohnungen halten. Bewegungslos sitzen sie auf einem niederen Zweige, gern in der Nähe von kleinen Flüßchen, und lauern von hier aus auf ihre Beute. Dummdreist sehen sie in die Welt, und ohne Besorgnis lassen sie den Menschen an sich herankommen. Nicht einmal Erfahrung witzigt sie: auch da, wo man ihnen des schönen Gefieders halber häufig nachstellt, sind sie so wenig scheu, daß in Costarica der Volksmund sie geradezu dumme Vögel nennt. Zu singen vermögen sie nicht, schreilustig aber sind sie in hohem Grade. Des Morgens und Abends hört man ihren Ruf, der einem einfachen Pfiffe auf der Flöte ähnelt. Sie fressen Kerbtiere, die sie größtenteils am Boden aufsuchen. Einige Reisende behaupten, daß sie Kerbtiere im Fluge fangen, während andere dies in Abrede stellen. Außer den Kerfen, die wohl ihre hauptsächlichste Nahrung ausmachen dürften, vergreifen sie sich, ganz nach Art unserer Raken, auch an kleinen Wirbeltieren, insbesondere Kriechtieren, und ebenso nehmen sie Früchte an. In Gefangenschaft lassen sie sich mit einem aus Brot, rohem Fleische und verschiedenen Pflanzenstoffen bestehenden Mischfutter erhalten, verlangen aber Abwechselung und stürzen sich mit Gier auf Mäuse, Vögelchen, Eidechsen, kleine Schlangen und dergleichen, packen solche Opfer mit dem Schnabel und schlagen sie zuerst heftig gegen den Boden, um sie zu töten, worauf sie die Beute zerstückelt verzehren. In den unserem Frühjahre entsprechenden Monaten legen sie in Höhlungen 3—4 trübe milchfarbene Eier.

Eine der bekanntesten Arten der Familie ist der Motmot, Hutu der Eingeborenen (Prionites brasiliensis und momota, Rhamphastus momota, Baryphonus cyanocephalus). Stirnrand, Zügel und die Augengegend sowie ein runder Scheitelflecken sind schwarz, ersterer vorderseits breit himmelblau, hinterseits tief ultramarinblau, der Ohrflecken unter- und hinterseits saumartig schmal blau umgrenzt, Hinterhals und Unterseite grün mit rostzimtbraunem Schein, die Nackenfedern rotbraun, einen Querflecken bildend, einige verlängerte, breite, schwarze Federn der Kehlmitte schmal himmelblau gesäumt, Rücken, Flügel und Schwanz dunkel grasgrün, die Schwingen innen schwarz, die Handschwingen außen grünlichblau, die Schwanzfedern am Ende breit dunkel meerblau gesäumt, die beiden mittelsten an dem breiten hervorragenden Endteile lebhafter mit schwarzem Spitzenrande. Das Auge ist rotbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß hornbraungrau. Die Länge beträgt 50, die Fittichlänge 17 und die Schwanzlänge 28 cm.

Nach Burmeister bewohnt der Motmot die Waldgebiete der nördlichen Gegenden Brasiliens und ist hier allgemein bekannt. Schomburgk fand ihn häufig in Guayana und hatte Gelegenheit, ihn länger zu beobachten. „Schon vor Sonnenaufgang“, sagt unser Gewährsmann, „ertönt das klagende und melancholische, aber dabei genau betonte ‚Hutu Hutu‘ der Sägeraken aus dem dichten Urwalde hervor und verkündet der schlummernden Natur den jungen Morgen. Der merkwürdige Vogel meidet jede lichte Stelle des Urwaldes und verirrt sich nie bis zu dessen Saume, obschon er nichts weniger als scheu ist. Er läßt jeden Eindringling bis in seine unmittelbare Nähe kommen, bevor er zu einem anderen der unteren Baumzweige, seinem Lieblingssitze, fliegt. Sobald er gebäumt hat, stößt er augenblicklich sein trauriges ‚Hutu Hutu‘ aus, hebt währenddem bei den ersten Silben



Motmot (Prionites brasiliensis). 1/3 natürl. Größe.

seinen Schwanz empor und schlägt ihn bei den zweiten wieder nach unten, eine Bewegung, die viel Ähnlichkeit mit der unserer Bachstelzen hat, nur daß diesen das ernste, gemessene der Sägeraken abgeht.

„Da sich mir schon während des ersten kurzen Zusammenlebens mit den Urbewohnern Guayanas, den ‚Männern ohne Thräne‘, unumstößlich herausgestellt, daß ich mich, namentlich was die Lebensweise der Tiere anlangt, mit meinen Fragen an keine besser unterrichteten wenden könne als an sie, so frug ich unseren freundlichen Häuptling Cabaralli, wie es käme, daß die Schwanzfedern des Motmots nicht wie die anderer Vögel beschaffen seien. ‚Mann von jenseits des großen Wassers, morgen sollst du es sehen‘, war die Antwort. Am folgenden Morgen führte er mich in den Wald, und da gerade die Brutzeit der Vögel eingetreten, so hatte der kundige Cabaralli auch bald ein Nest mit einem brütenden Vogel gefunden und forderte mich auf, mich ruhig hinter einem nahe gelegenen Baume zu verhalten.

„Zum Baue des Nestes sucht sich der Motmot eine runde oder eiförmige Vertiefung an der Seite eines Hügels oder einer anderen Erhöhung aus. Männchen und Weibchen wechseln regelmäßig im Brüten ab; aber so gemessen und ernst auch der Vogel in allen seinen Bewegungen ist, so scheint ihm die Zeit auf dem Neste doch ziemlich lang zu werden. Denn kaum hat er 3—4 Minuten ruhig auf den Eiern gesessen, so dreht er sich auch schon mehreremal im Kreise darauf herum, kommt dann wieder zeitweilig zur Ruhe und beginnt sein Herumdrehen von neuem. Durch dieses fortwährende Bewegen und Drehen kommen aber die Fasern der beiden langen Schwanzfedern in Unordnung oder werden an der Kante der Vertiefung abgerieben.

Kaum ist der ablösende Gatte herbeigeflogen, so eilt der erlöste, die Glätte seines Gefieders über alles liebende Vogel auf den nächsten Ast, um die verwirrten Fasern wieder in Ordnung zu bringen. Dies aber gelingt ihm freilich meist nur durch gänzliche Vernichtung der Fasern selbst. Hierdurch entsteht jene Lücke, welche zu so vielen Vermutungen Veranlassung gegeben hat, und welche jedesmal je nach ihrer Länge das mehr oder minder vorgeschrittene Alter des Vogels bekundet. Bei ganz alten Vögeln erstreckt sich diese kahle Stelle des Schaftes selbst bis zur Spitze, während der junge, jährige Vogel, der noch nicht gebrütet hat, durchgängig eine unbeschädigte und ununterbrochene Fahne zeigt.“

So wenig glaublich mir die Mitteilung Schomburgks erscheinen wollte, der Wirklichkeit entspricht sie im wesentlichen doch. Neuerdings bestätigt Salvin, nach Beobachtungen an gefangenen Vögeln, die Angabe des genannten Reisenden, und auch Bartlett versichert, gesehen zu haben, daß der Motmot die Fahne der mittleren Schwanzfedern abbeiße. Der letztgenannte hat sogar die Reste der Fahnen im Käfige des beobachteten Vogels zusammengesucht. Die Zerstörung der Schwanzfedern endete erst, nachdem der Schnabel des Motmot, wie dies bei gefangenen Vögeln nicht allzu selten, seine ursprüngliche Gestalt eingebüßt hatte. Die Ursache des absonderlichen Beginnens bleibt auch nach den Mitteilungen Salvins und Bartletts rätselhaft wie zuvor.

Über das Brutgeschäft selbst berichtet Owen nach Beobachtungen einer verwandten Art. Diese legt 4 rein weiße Eier auf den noch unbedeckten Boden der Nisthöhle, bebrütet sie eifrig und verteidigt sie auch durch Beißen gegen jeden Störenfried, sieht im übrigen aber dem Beginnen eines Nesträubers aus nächster Nähe, wenn auch mit scheinbarer Aufmerksamkeit, so doch mit vollständiger Gleichgültigkeit zu.

Das Gefangenleben der Sägerake hat Azara, der drei Stück von ihnen besaß und sie frei im Hause umherlaufen ließ, beobachtet und geschildert. Er sagt, daß sie sich scheu und mißtrauisch, jedoch neugierig zeigen. Die Vögel waren plump und steif in allen ihren Bewegungen, nickten aber mit dem Halse recht artig auf und nieder oder bewegten ihn seitlich hin und her. Sie hüpften rasch, gerade und schief mit ausgespreizten Beinen wie Pfefferfresser. Von ihrem Sitzplatze kamen sie nur herab, wenn sie fressen wollten. Ihre Freßlust gaben sie durch ein oft wiederholtes „Hu“ oder „Tu“ zu erkennen. Sie verzehrten Brot und noch lieber rohes Fleisch, das sie vor dem Verschlingen mehrmals auf den Boden stießen, als wenn sie die erfaßte Beute erst töten müßten. Kleine Vögel, die sie lange verfolgten und schließlich in dieser Weise töteten, waren sehr nach ihrem Geschmacke. Ebenso jagten sie den Mäusen nach, rührten dagegen größere Vögel nicht an. Bisweilen fraßen sie auch Wassermelonen und Pomeranzen, nicht aber Welschkorn. Zu große Bissen wurden verschmäht und niemals mit den Krallen ergriffen. In der Neuzeit gelangt dann und wann eine lebende Sägerake auch in unsere Käfige, gehört in den Tiergärten jedoch noch immer unter die seltensten Erscheinungen.

Die Familie der Pisangfresser und Kuckucke vereinigt Fürbringer zum Geschlechte der Kuckucksvögel (Coccyges), das für sich eine besondere Unterordnung der Baumvögel (Coccygiformes) bilden darf.

Einen auch bei uns heimischen Vertreter besitzen nur die Kuckucke (Cuculidae), die in vier Unterfamilien getrennt werden.

Die Baumkuckucke (Cuculinae), welche die erste Unterfamilie bilden, kennzeichnen sich durch kopflangen, sanft gebogenen, gewöhnlich ziemlich dünnen, an der Wurzel verbreiterten Schnabel, kurze oder höchstens mittellange, paarzehige Füße, lange, schmale und spitzige Flügel, in welchen die dritte Schwinge die längste zu sein pflegt, langen, abgerundeten oder keilförmig zugespitzten, zehnfederigen Schwanz sowie endlich dichtes, aber nicht besonders umfangreiches Gefieder, das lose in der Haut sitzt. Die Geschlechter unterscheiden sich hinsichtlich der Färbung in der Regel wenig, die Jungen merklich von den Alten.

Nach den Untersuchungen von Nitzsch zeichnet sich der innere Bau unseres Kuckucks durch folgende Hauptmerkmale aus. Die Wirbelsäule besteht aus 12 Hals-, 7 Rücken- und 7 Schwanzwirbeln. Von den 7 Rippenpaaren haben 5 Rippenknochen. Das Brustbein biegt sich mit seinen hinteren Teilen nach außen, das Gabelbein ist durch ein förmliches Gelenk mit dem Brustbeinkamme verbunden; Nebenschulterblätter fehlen; das Becken ist kurz. Mit Ausnahme der Oberschenkelknochen sind alle übrigen luftführend. Die hornige Zunge ist mittellang, ziemlich gleich breit, am Seitenrande und vorn schneidend, der Schlund weit und kropflos, der Vormagen mit vielen Schleimdrüsen besetzt, der häutige Magen bedeutender Auftreibung fähig. Die beiden Leberlappen sind von ungleicher Größe; die Milz ist winzig klein.

Die Mitglieder dieser Unterfamilie, etwa 80 an der Zahl, verbreiten sich über die Alte Welt und Australien. Sie sind in Indien und Afrika besonders zahlreich, im Norden aber nur durch eine einzige Art vertreten. Alle, ohne Ausnahme, gehören dem Walde an und entfernen sich bloß zeitweilig aus der Nähe der Bäume. Soweit der Baumwuchs reicht, finden sie sich überall, baumleere Strecken hingegen meiden sie gänzlich. Die nordischen Arten wandern, die südlicheren streichen höchstens im Lande auf und nieder. Sie sind unruhige, stürmische, flüchtige und scheue Vögel, die Geselligkeit mit ihresgleichen meiden, sich überhaupt nicht gern mit anderen Vögeln zu schaffen machen. Rasch durchfliegen sie ein ziemlich großes Gebiet, durchsuchen die Bäume, fliegen von ihnen aus auf das erspähte Tier auch wohl bis zum Boden hinab, ohne sich jedoch hier niederzulassen, und streifen so fliegend, fressend und schreiend in ihrem Gebiete auf und nieder. Die Nahrung besteht fast ausschließlich aus Kerbtieren und insbesondere aus deren Larven, vor allem aber aus haarigen Raupen, die von den übrigen Vögeln verschmäht werden. Die Haare dieser Raupen bohren sich bei der Verdauung so fest in die Magenwände ein, daß letztere wie behaart aussehen und zu falschen Schlüssen verleitet haben. Den größeren Arten der Familie sagt man nach, daß sie kleine Wirbeltiere, Lurche z. B., nicht verschmähen, und alle gelten, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, als Nesträuber, welche die Eier nicht bloß wegnehmen, sondern auch verschlingen. Dieses einigermaßen auffallende Raubgelüst erklärt sich durch die Fortpflanzung der Kuckucke. Sämtliche Arten der Unterfamilie unterziehen sich nämlich der Bebrütung ihrer Eier nicht selbst, sondern bürden die Pflege ihrer Brut anderen Vögeln auf, indem sie ihre Eier in deren Nester legen. Dabei pflegen sie meistens ein Ei aus dem Neste der erkorenen Pflegeeltern herauszunehmen, und dieses ist es, das gelegentlich auch mit verschlungen wird. Die Thatsache ist oft geleugnet worden, unterliegt aber, vielfachen Beobachtungen zufolge, keinem Zweifel. Über die Ursache des Nichtbrütens hat man sehr verschiedene Annahmen aufgestellt und zu unterstützen gesucht, bis jetzt aber noch keinen schlagenden Grund zu entdecken vermocht.

Manchem scheint es fraglich, ob wir die Kuckucke als nützliche oder schädliche Vögel anzusehen haben. Unbestreitbar leisten sie große Dienste durch Aufzehren der gegen die Angriffe anderer Kerbtierräuber gewappneten haarigen Raupen; aber ebenso unzweifelhaft verursachen sie durch das Unterschieben ihrer Eier einigen Schaden, da die Erziehung eines Kuckucks regelmäßig bei denjenigen Arten, welche ihre Eier in die Nester kleinerer Vögel

legen, immer die Vernichtung der Stiefgeschwister nach sich zieht. Dagegen läßt sich nun freilich wieder einwenden, daß ein Kuckuck in Vertilgung der Kerbtiere mehr leiste als fünf oder sechs kleine Sänger, und so wird es als wohlgethan erscheinen, wenn wir den Kuckucken unseren vollsten Schutz gewähren.

*

Unser Kuckuck oder Gauch (Cuculus canorus, cinereus, vulgaris, hepaticus, leptodetus, rufus, borealis, indicus, telephonus, gularis, lineatus) vertritt die Gattung der Gauche (Cuculus) und kennzeichnet sich durch schlanken Leib, kleinen, schwachen, sanft



Kuckuck (Cuculus canorus). ⅓ natürl. Größe.

gebogenen Schnabel, lange, spitzige Flügel, sehr langen, gerundeten Schwanz, kurze, teilweise befiederte Füße und ziemlich weiches, düsterfarbiges Gefieder. Das Männchen ist auf der Oberseite aschgraublau oder dunkel aschgrau, auf der Unterseite grauweiß, schwärzlich in die Quere gewellt; Kehle, Wangen, Gurgel und Halsseiten bis zur Brust herab sind rein aschgrau, die Schwingen bleischwarz, die Steuerfedern schwarz, weiß gefleckt. Das Auge ist hochgelb, der Schnabel schwarz, gelblich an der Wurzel, der Fuß gelb. Das alte Weibchen ähnelt dem Männchen, hat aber am Hinterhalse und an den Seiten des Unterhalses wenig bemerkbare rötliche Binden. Die jungen Vögel sind oben und unten quer gewellt, junge Weibchen auf der Oberseite zuweilen, in südlicheren Gegenden oft, auf rostbraunem Grunde mit stark hervortretenden Querbinden gezeichnet. Die Länge beträgt 37, die Breite 64, die Fittichlänge 19, die Schwanzlänge 17 cm. Das Weibchen ist um 2—3 cm kürzer und schmäler.

In Europa, Asien und Afrika gibt es wenige Länder oder Gegenden, in welchen der Kuckuck nicht beobachtet worden ist. Als Brutvogel bewohnt er den Norden der Alten Welt, von China und den Amurländern an bis zur Küste von Portugal und vom Nordkap an bis Syrien, Palästina und Algerien oder zu den innerasiatischen Steppen und Gebirgen, ebenso auch Persien. Von hier wandert er nach Süden; von Sibirien aus durch China und ganz Indien bis auf die Sunda-Inseln und nach Ceylon, von Europa aus bis nach Südafrika. In allen Ländern des Ostsudan, die ich durchreiste, habe ich auch den Kuckuck gesehen, aber noch nirgends als zeitweilig angesessenen, in der Winterherberge sich aufhaltenden Vogel. Cabanis unterscheidet allerdings die in Sibirien lebenden und in Mittel- und Südafrika erlegten Kuckucke als besondere Arten; ich muß jedoch, auf eigne Beobachtungen des Lebens gestützt, sagen, daß ich in beiden Fällen anderer Meinung bin. Daß der westsibirische Kuckuck von dem unserigen nicht abweicht, unterliegt für mich keinem Zweifel; ebensowenig glaube ich im Süden Nubiens jemals einen anderen Kuckuck als den unserigen erlegt zu haben, somit auch die aus dem Süden Afrikas in unsere Sammlungen gebrachten Stücke für den einheimischen Vogel ansehen zu müssen. Verwundern darf es nicht, daß ein so gewandter Flieger wie der Kuckuck ebenso große Strecken durchreist wie andere weit minder flugbegabte Zugvögel. Nach meinen und allen übrigen Beobachtungen wandert er schnell, läßt sich wenigstens im Norden Afrikas oder in Syrien wie in Südeuropa nicht erheblich früher vernehmen als in Deutschland, und verzögert aus leicht begreiflichen Gründen erst weiter gegen den Norden hin seine Reise. Bei uns zu Lande erscheint er in der Regel Mitte April: „Am 18. kommt er, am 19. muß er kommen", heißt es im Volksmunde. Ausnahmsweise trifft er auch schon früher, unter Umständen sogar schon im Anfange des Monats ein, gleichviel, ob die Witterung günstig ist oder nicht. So vernahm Schacht, ein in jeder Beziehung trefflicher Beobachter, im Jahre 1875 schon am 5. April, „als der Wald noch kahl war und selbst die Birke noch blätterlos dastand", seinen Ruf. „Oft lag des Morgens wieder eine weiße Schneedecke auf Wald und Flur; doch der Kuckuck schlug sich schlecht und recht durch. Wenn aber die Sonne das Gewölk durchbrach, dann rief er laut sein ‚Kuckuck‘, obschon immer nur einmal: ein Zeichen, daß es ihm doch noch nicht ganz wohl ums Herz war." Nach Sachses Beobachtungen kommt er im Westerwalde ebenfalls nicht selten im ersten Drittel des April an. So hörte ihn dieser Berichterstatter 1863 am 10. und 1871 am 8. April. In Esthland vernahm Huene am 3. Mai seinen Ruf; im nördlichen Norwegen dagegen erscheint er, laut Heltzen, nicht vor Ende Mai, und der dortige Bauer meint, es sei ein schlechtes Zeichen für das Jahr, wenn er sich hören lasse, ehe der Schnee von den Feldern weggetaut ist und die Bäume auszuschlagen beginnen. In Deutschland wie in Skandinavien verweilt er nur bis Anfang September, und schon am 11. dieses Monats bin ich ihm in Südnubien begegnet. Ausnahmsweise traf ich ihn bereits am 14. Juli bei Alexandria als Wandervogel an. Wesentlich anders scheint es sich im südwestlichen Asien zu verhalten. Nach Blanfords und St.-Johns Beobachtungen ist er im östlichen Persien ziemlich allgemein verbreitet, hier und da gemein, pflanzt sich auch fort, verläßt das Land wahrscheinlich aber nicht. Blanford vernahm seinen Ruf bereits am 18. Februar, St.-John sogar schon am 25. Januar, zu derselben Zeit also, in welcher der seiner nordischen Heimat entwanderte Vogel noch im tiefsten Inneren Afrikas weilt.

In Deutschland ist der Kuckuck allgemein verbreitet, in Südeuropa weit seltener als bei uns, aber doch noch Brutvogel. Im südlichen Portugal hörte ihn E. Rey vom 13. April an einige Tage lang, später jedoch nicht mehr rufen und glaubt deshalb, daß er nicht im Lande brüte; ich hingegen beobachtete ihn in Spanien während des Sommers und bezweifle deshalb die Richtigkeit der Annahme Reys. Nach Norden hin wird er häufiger: in Skandinavien gehört er zu den gemeinsten Vögeln des Landes; wenigstens erinnere ich mich

nicht, irgendwo so viele Kuckucke gesehen zu haben wie in Norwegen und in Lappland. Im Gebirge steigt er bis zur Schneegrenze auf: in unseren Alpen bewohnt er allsommerlich noch Hochthäler von 1500 m Höhe und fliegt, wie Baldamus auf Grund seiner Beobachtungen annimmt, noch 600—700 m höher empor; im Altai vernahm ich seinen Ruf ebenfalls noch über der Baumgrenze und zweifle nicht, daß er auch hier die höchsten Matten zwischen 1800—2300 m besucht.

Obwohl Baumvogel, ist er doch nicht an den Wald gebunden, ebensowenig wie sein Aufenthalt nach der Art des Baumbestandes sich richtet. Minder häufig als in baumbestandenen oder mindestens bebuschten Gegenden kommt er auf kahlen Strecken vor, fehlt diesen jedoch keineswegs gänzlich, baumlosen Inseln, wie Sylt und Borkum, zuweilen ebensowenig wie den Steppen in Südsibirien, dem nur hier und da baumbegrünten hohen Tafellande des östlichen Persien oder unseren Hochalpen über der Holzgrenze. Nach meinen in drei Erdteilen und mit besonderer Vorliebe für den Gauch gesammelten Beobachtungen stellt er als erste Bedingung an seinen Aufenthaltsort, daß er reich an kleinen Vögeln, den Zieheltern seiner Jungen, sei. Sieht er diese Bedingung erfüllt, so begnügt er sich mit sehr wenigen Bäumen, mit niedrigen Sträuchern, Gestrüpp und Röhricht, und wenn selbst das letztere fehlt, fußt er auf einer Erdscholle und erhebt von hier aus seine Stimme. Ausnahmsweise läßt er sich auch durch zeitweilig an einer Stelle ihm winkende reichliche Nahrung beeinflussen, in der Regel aber während seiner Fortpflanzungszeit nicht aus einem Gebiete weglocken, das sein tolles Liebesleben besonders begünstigt. Stets wird man finden, daß die Anzahl der Kuckucke in gleichem Verhältnis mit der Anzahl der Pflegeeltern wächst und um so mehr zunimmt, je häufiger eine Art der letzteren in einem bestimmten Umkreise brütet. Daher liebt der Kuckuck gemischte Waldungen mehr als solche, in welchen eine Baumart vorherrscht; daher findet er sich häufiger als irgendwo in der Nähe von Brüchen, Sümpfen oder überhaupt in wasserreichen Niederungen. Wer den Kuckuck kennt, wird nicht behaupten, daß er ein Charaktervogel des Erlenwaldes sei oder überhaupt zur Erle eine besondere Vorliebe zeige: wer aber den Spreewald besucht, in welchem die Erle fast ausschließlich den Bestand bildet, wird anfänglich erstaunt sein über die außerordentlich große Anzahl von Kuckucken und erst dann die Erklärung für ihr massenhaftes Vorkommen finden, wenn er erfahren hat, daß hier Grasmücken, Pieper, Schaf- und Bachstelzen ohne Zahl ihm die größte Leichtigkeit gewähren, seine Eier unterzubringen.

Jedes Kuckucksmännchen wählt sich ein Gebiet von ziemlichem Umfange und verteidigt es hartnäckig gegen einen etwaigen Nebenbuhler. Wird ein Kuckuck verdrängt, so siedelt er sich dicht neben dem Eroberer an und ficht mit diesem dann fast tagtäglich einen Strauß aus. Daß ein gewisser Vogel zu demselben Orte zurückkehrt, hat Naumann durch Beobachtungen festgestellt: er kannte einen Kuckuck, der sich durch seine auffallende Stimme vor den übrigen kennzeichnete, und erfuhr, daß dieser während 32 Jahren in jedem Frühling in demselben Gebiete sich seßhaft machte. Genau dasselbe gilt nach Ad. Walters Feststellung auch für das Weibchen, wie eigentümlich gefärbte, von anderen abweichende Eier, die man jedes Jahr in demselben Gebiete und bei derselben Vogelart wiederfindet, fast außer Zweifel stellen. Das Gebiet, in welchem das Weibchen sein erstes Ei untergebracht hat, wird ihm zur engeren Heimat; doch verweilt es in ihm immer kürzere Zeit als das Männchen. Seinen Standort durchschweift dieses ohne Unterlaß, und deshalb erscheint es mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf bestimmten Bäumen tagtäglich mehrere Male. Nicht ebenso verhält es sich mit dem Weibchen, wie ich ebenfalls nach eigner Beobachtung mit aller Bestimmtheit behaupten darf.

Meine Neckereien mit den Kuckucken, die ich in jedem Frühjahre und bei jeder Gelegenheit wiederhole, haben mich belehrt, daß die Anzahl der Weibchen bei weitem geringer

ist als der Bestand der Männchen. Mäßig angeschlagen, dürften auf jedes Weibchen mindestens doppelt so viele Männchen kommen. Während nun diese ein immerhin umgrenztes Gebiet behaupten und sich in der angegebenen Weise umhertreiben, achtet das Weibchen derartige Grenzen nicht, sondern schweift im Laufe des ganzen Sommers, oder wenigstens solange seine Legezeit währt, regellos durch verschiedene Gebiete der Männchen, bindet sich an keins von diesen, gibt sich vielmehr allen hin, die ihm genehm sind, läßt sich nicht suchen, sondern zieht seinerseits auf Liebesabenteuer aus, und kümmert sich, nachdem seine Wünsche Befriedigung fanden, nicht mehr um den Liebhaber, den es eben begünstigt hatte. Ein an einer abgeschossenen Schwanzfeder kenntliches Weibchen, das ich in der Nähe von Berlin beobachtete, besuchte, soweit ich ergründen konnte, die Gebiete von nicht weniger als fünf Männchen, wird seine Streifzüge jedoch wahrscheinlich noch weiter ausgedehnt haben. Jedes andere Weibchen verfährt nun unzweifelhaft ebenso, wie andere Beobachtungen fast bis zur Gewißheit beweisen. „Oft habe ich gesehen", bemerkt Ad. Walter, „wie ein von einem Männchen begleitetes Weibchen bei seinen Streifereien in ein weiteres Gebiet, z. B. über einen großen See, plötzlich vom Männchen verlassen wurde, welch letzteres zuerst in weitem Bogen, dann in gerader Richtung in sein eigentliches Revier zurückflog. Hatte das Weibchen in letzterem schon ein Ei untergebracht, dann kehrte es, wenn auch erst am anderen Tage, dorthin zurück. Nur in dem Falle, daß es in der Nähe des zuerst benutzten Nestes kein zweites auffinden konnte, blieb es länger aus und ließ sich mitunter tagelang nicht wieder sehen." Dagegen durchstreifen nun fortwährend andere Weibchen dasselbe Gebiet, und so erntet dieser wie jener Kuckuck, wenn auch nicht von jedem, so doch von irgend einem Weibchen heißbegehrter Minne Lohn. Auch auf gesellige Freuden braucht er nicht gänzlich zu verzichten. Denn abends spät, wenn das Rot im Westen schon beinahe verglommen, findet im günstigen Falle sich ein Weibchen in seinem Gebiete ein, fliegt verstohlen bis in die Nähe des Baumes, von welchem er seinen Abendgruß herabruft, und läßt ihn, unerwartet laut und verheißend aufschreiend, ein erfreuliches Morgen erhoffen. Diese Ungebundenheit und Unstetigkeit des Weibchens erklärt nach meinem Dafürhalten gewisse bis jetzt noch rätselhafte Vorkommnisse beim Legen der Eier auf das einfachste und befriedigendste.

Unter den mir bekannten Verwandten ist unser Kuckuck der flüchtigste, unruhigste und lebhafteste. Er ist in Bewegung vom Morgen bis zum Abend, in Skandinavien sogar während des größten Teiles der Nacht. Es übte einen eigentümlichen Eindruck auf mich, bei meinen nächtlichen Jagden den Kuckucksruf noch nach 11 Uhr abends und schon vor 1 Uhr morgens zu vernehmen. Holtz versichert, ihn auf der Insel Gotland noch um Mitternacht abwechselnd mit der Eule gehört zu haben, und es mag wohl auch möglich sein, daß er selbst um diese Zeit nicht ruht: ich habe jedoch während meiner wiederholten Reisen im hohen Norden immer gefunden, daß er in der eigentlichen Mitternachtsstunde, von $11^{1}/_{2}$ bis $12^{1}/_{2}$ Uhr etwa, schweigt, also sich wohl dem Schlafe hingibt. Während seiner Streifereien frißt er beständig; denn er ist ebenso gefräßig wie bewegungs- und schreilustig. Mit leichtem und zierlichem Fluge, der dem eines Falken ähnelt, ihn an Schnelligkeit jedoch nicht erreicht, nicht einmal mit dem einer Turteltaube zu wetteifern vermag, kommt er angeflogen, läßt sich auf einem Aste nieder und sieht sich nach Nahrung um. Hat er eine Beute erspäht, so eilt er mit ein paar geschickten Schwenkungen zu ihr hin, nimmt sie auf und kehrt auf denselben Ast zurück, oder fliegt auf einen anderen Baum und wiederholt hier das Nämliche. In Skandinavien sitzt er besonders gern auf den Geländern, welche die Wege von den Feldern abgrenzen, treibt sich überhaupt viel mehr in der Nähe der Ortschaften umher als bei uns.

Übrigens ist der Kuckuck nur im Fliegen geschickt, in allem Übrigen täppisch. Im Klettern vermag er nichts zu leisten, ist aber auch im Gehen ein Stümper ohnegleichen, überhaupt

nur hüpfend im stande, sich auf flachem Boden zu bewegen. Gewandter zeigt er sich im Gezweige, obschon er auch hier einen einmal gewählten Sitz nur ungern und dann meist fliegend verläßt. Im Frühlinge versäumt er nie, nach dem Aufbäumen viele Male nacheinander seinen lauten Ruf erschallen zu lassen, und wenn sich die Liebe in ihm regt, treibt er so argen Mißbrauch mit seiner Stimme, daß er zuletzt buchstäblich heiser wird. Fast in allen Sprachen ist sein Name ein Klangbild dieses Rufes, so wenig richtig letzterer in der Regel auch wiedergegeben wird. Wie vielen anderen Vogelstimmen sind dem Kuckucksrufe auch Mitlauter eigen, wie die im Mai 1891 in Frankfurt versammelten deutschen Vogelkundigen an einem laut und oft rufenden Stücke des dortigen Tiergartens feststellen konnten. Der Ruf lautet fast „kuckuck“, und seine erste Silbe wird schärfer ausgestoßen als die zweite; wir vernehmen ein deutliches K oder G, ebenso wie das zweite gedehntere U zu Anfang und zu Ende durch einen G- oder K-Laut vervollständigt zu werden scheint. Wer wie ich jeden schreienden Kuckuck durch Nachahmung seiner Stimme herbeiruft, weiß freilich, daß auf den Ruf „Kuckuck“ kein einziger kommt. Naumann sagt, daß man den Kuckucksruf auf der Flöte durch die Töne fis und d der mittleren Oktave täuschend nachahmen kann; ich habe die beiden Töne mir vorspielen lassen und muß zugestehen, daß sie dem Rufe ähneln, finde jedoch, daß die Klangfarbe der Flöte eine ganz andere ist als die des Kuckucksrufes und bezweifle sehr, daß ein Kuckuck durch sie herbeigelockt werden würde oder könnte. Mit Bestimmtheit darf ich behaupten, daß der Ruf auf dem Klaviere sich nicht wiedergeben läßt und ebensowenig durch unsere Kuckucksuhren richtig ausgedrückt wird, so zweckentsprechend es auch erscheint, zwei verschiedene Pfeifen zu verwenden.

Im Anfange seines Hierseins ruft der Kuckuck selten eifrig; das wahre Feuer lodert erst dann auf, wenn er bereits die Freuden der Liebe gekostet hat. Während seiner Begattungszeit, die freilich kaum länger währt, als er schreit, ruft er nicht allein nach dem Aufbäumen, sondern auch während des Fluges, in den Morgen- und Abendstunden wie unmittelbar vor oder nach Regen am eifrigsten, aber auch sonst zu allen Stunden des Tages, und bestimmt läßt er sich hören, wenn er durch Nachahmung seiner Stimme hierzu angereizt wird. Während er ruft, senkt er die etwas ausgebreiteten Flügel und hebt dafür den Schwanz ein wenig über die wagerechte Linie empor, bläst die Kehle auf, stößt sein „Gu-guh“ aus und wendet sich nun, während er es 15, 20, 30, 40, selbst 60 und mehr Male nacheinander hören läßt, auf dem Aste hin und her, dreht sich in der Regel auch mehrmals um und schreit so seinen Ruf und Namen in alle Richtungen der Windrose hinaus. Wird er durch einen Nebenbuhler besonders erregt, so verdoppelt er den ersten, höheren Laut, und der ganze Ruf lautet dann nach gewöhnlicher Schreibweise „guguguh“. Wird er während des Schreiens durch kleine Vögel geneckt, stößt namentlich einer von diesen auf ihn, während er sich blähend auf einem Aste sitzt, so bricht er im Schreien plötzlich ab und unterdrückt regelmäßig die letzte Silbe. Kommt ein Weibchen in Sicht, so wiederholt er den dreifachen Ruf zweimal oder verdoppelt, also viermal, nacheinander und fügt ihm dann fast unwandelbar heisere Laute bei, die man durch die Silben „quawawa“ und „haghaghaghag“ übertragen hat, in Wirklichkeit aber weder wiedergeben noch auch nachahmen kann. Ärgert er sich über einen Nebenbuhler, den er zunächst noch nicht sehen kann, so läßt er unmittelbar vor oder nach dem Aufbäumen einen ähnlichen, aber einzeln ausgestoßenen, obschon zwei- bis viermal wiederholten, heiser würgenden Laut vernehmen, der mit dem Knarren eines Teichfrosches verglichen und durch „quorr“ oder „quorrg“ übertragen werden mag. Wird ihm das Necken des Kleingeflügels zu arg, und hilft das Beißen nicht mehr dagegen, so vernimmt man endlich noch ein heiseres, ungefähr wie „särrr“ klingendes Zischen, das er namentlich im Fluge ausstößt. Vorherrschend bleibt immer das „Gu-guh“. Es folgt bei längerem Schreien binnen 5 Sekunden 4mal, selten aber öfter als 20—30mal

unmittelbar nacheinander; denn in jedem längeren Satze treten kurze Stillstände ein, die 1—1½ Sekunde länger währen, als der gewöhnliche Zeitraum zwischen dem Verklingen des einen und dem Anheben des anderen Rufes beträgt. Nach dem ersten einleitenden Teile des ganzen Satzes tritt solche, dem unachtsamen Hörer vielleicht kaum merkliche Pause ein, wahrscheinlich nur, um einen Augenblick lang zu lauschen, ob ein anderer Gauch dem Rufe antwortet; hierauf folgt oft ein von dem nächsten ebensoweit geschiedener Ruf, manchmal auch noch einer; und nunmehr erst beginnt der zweite Teil des Satzes, der in der angegebenen Weise mehrmals unterbrochen werden kann, bis endlich der stattgefundene Aufwand an Kraft längere Ruhe erheischt.

Man hat den Kuckuck als einen höchst unfriedfertigen Vogel verschrieen: ich kann dieser Ansicht jedoch nicht beistimmen. In Kampf und Streit liegt er nur mit anderen seiner Art: die ganze übrige Vogelwelt läßt ihn gleichgültig, insofern es sich nicht darum handelt, ihrer Angriffe sich zu erwehren oder einem Ziehvogel sein Ei aufzubürden. Gefangene, die man unter Kleingeflügel hält, vertragen sich mit allen Genossen vortrefflich und denken nicht daran, mit ihnen zu streiten oder zu hadern. Aber freilich ein männlicher Kuckuck ist dem anderen ein Dorn im Auge. So brutfaul der Vogel, so verliebt ist er. Obgleich er Entgegenkommen findet, scheint ihn die Liebe doch geradezu von Sinnen zu bringen. Er ist buchstäblich toll, solange die Paarungszeit währt, schreit unablässig so, daß die Stimme überschnappt, durchjagt unaufhörlich sein Gebiet und sieht in jedem anderen einen Nebenbuhler, den hassenswertesten aller Gegner.

Demjenigen, welcher den Gauch wirklich beobachtet hat, wird kein Zweifel aufstoßen, daß zwischen zwei männlichen Kuckucken, die sich gegenseitig hören, die ausgesprochenste Nebenbuhlerschaft besteht und bei jeder Gelegenheit zur Äußerung gelangt. Jeder Kuckuck, welcher bis dahin harmlos seinen wohltönenden Namen in die Welt schrie, gerät in Aufregung, sobald er einen wirklichen oder vermeintlichen Nebenbuhler rufen hört. Lebhafter werden in solchem Augenblicke seine Bewegungen; ununterbrochen folgen sich die einzelnen Rufe eines Satzes; spähenden Auges und lauschenden Ohres beugt der Vogel sich weiter vor als gewöhnlich, und bei jedem einzelnen Rufe wendet er sich zur Rechten und zur Linken, um sich über die Richtung, aus welcher der unwillkommene Laut ihm entgegenschallt, auf das genaueste zu vergewissern. Zunächst verläßt er seinen Platz noch nicht, scheint im Gegenteile abwarten zu wollen, ob jenes Herz von demselben Mute beseelt sei wie das seinige, ruft noch einigemal in langer Folge und späht und lauscht von neuem. Erscheint der Nebenbuhler nicht, so entschließt er sich, ihn zu suchen. Geradezu bewunderungswürdig ist die Sicherheit, mit welcher er Richtung und Entfernung zu bestimmen vermag. Wenn ich bei meinen Neckereien den Platz verändere, erscheint der Kuckuck, dessen Eifersucht ich erregte, mit aller Bestimmtheit auf derselben Stelle, von welcher ihm der erste Ruf entgegentönte, und dennoch kommt er fast niemals in gerader Richtung, sondern regelmäßig in einem weiten Bogen an, den er offenbar zu dem Zwecke unternimmt, um des vermeintlichen Nebenbuhlers ansichtig zu werden. Hier nun setzt er sich von neuem nieder und ruft lauter und eifriger als zuvor. Gewahrt er keinen anderen Kuckuck, so folgen auf die klangvollen Laute die einzelnen heiseren, ein untrügliches Zeichen seines Ärgers. Einmal erregt, folgt er dem vermeintlichen Nebenbuhler 1—2 km weit nach oder verweilt halbe Stunden lang in seiner Nähe. Naht sich, durch dieselbe Täuschung betrogen, ein zweiter Kuckuck, so beginnt augenblicklich der Kampf. Mit vollstem Rechte sagt Naumann, daß der Kuckuck kein anderes Männchen in seinem Bezirke oder in der Nähe seines Weibchens dulde und mit grimmigen Bissen fortzujagen suche. Letzteres habe ich allerdings nicht gesehen, sondern immer nur bemerkt, daß die beiden Nebenbuhler einander in raschem Fluge verfolgen und dabei ab und zu auseinander stoßen, sich hierauf wiederum niederlassen, von neuem zu rufen beginnen

und nochmals eine ähnliche Verfolgung aufnehmen; wohl aber ist mir die Thatsache durch andere Beobachter bestätigt worden. „Im Jahre 1848, Ende Juli", so schreibt mir Liebe, „sah ich, wie zwei Kuckucksmännchen, nachdem sie in zwei durch eine kleine Lichtung getrennten Feldhölzern sehr erregt gerufen, aufeinander zuflogen und mitten über der Lichtung sich wütend bekämpften. Sie fielen erst langsam, dann schnell zur Erde, ohne vom Kampfe abzulassen, und waren so erbost, daß ich mich bis auf 15 Schritt nähern konnte, ohne daß sie abließen. Ich sah dabei, daß sie sich mit dem Schnabel am Oberarme gepackt hatten und mit dem freien Flügel aufeinander schlugen, ähnlich, wie es Tauben thun, nur nicht mit so heftig zuckenden Schlägen. Endlich strich der eine ab; der andere versuchte es vergeblich: sein Oberarm war gebrochen, wahrscheinlich beim Sturze auf die Erde."

Der Ruf des Kuckucks hat, wie meine Beobachtungen bestimmt mich annehmen lassen, zunächst den Zweck, das Weibchen anzulocken. Daß dieses sich herbeiziehen läßt, glaube ich unzähligemal ermittelt zu haben. Fliegt es in dringenden Geschäften durch das Gebiet eines Männchens, so achtet es scheinbar nicht im geringsten auf dessen Liebesseufzer, sondern schleicht sich durch das Gezweige, von einem Baume, einem Busche zum anderen sich wendend; hat es dagegen sein Ei glücklich untergebracht, und zieht es auf Liebesabenteuer aus, so antwortet es, in unmittelbare Nähe des rufenden Männchens gelangt, indem es seinen eigentümlichen, volltönenden, kichernden oder lachenden Lockruf zu hören gibt. Dieser besteht aus den äußerst rasch aufeinander folgenden Lauten „jikikickick", die auch wohl wie „quickwickwick" in unser Ohr klingen, einem harten Triller ähneln und durch ein nur in der Nähe hörbares, sehr leises Knarren eingeleitet werden. Der Ruf ist verlockend, verheißend, im voraus gewährend, seine Wirkung auf das Männchen eine geradezu zauberische. Augenblicklich verläßt es seinen Sitz, ruft „guguh guguguh guguguh", verdoppelt auch wohl diesen Ausdruck höchster Erregung, fügt ihm das „Quawawawa" hinzu und jagt hinter dem Weibchen her. Dieses wiederholt die Einladung, der verliebte Gauch antwortet wiederum, alle in Hörweite schreienden Männchen fliegen ebenfalls herbei, und eine tolle Jagd beginnt. Nicht allzu selten folgen einem Weibchen zwei, drei, selbst vier Männchen nach. Jenes feuert die Bewerber durch nochmaliges Kichern an und versetzt sie schließlich in Liebesraserei. Unter vielfachen Schwenkungen fliegt es zwischen Baumkronen und Gebüschen dahin, ein oder das andere Männchen unmittelbar hinter ihm drein, das zweite in wechselndem Abstande diesem nach, jedes voll Begierde, der nächste und voraussichtlich glücklichste Bewerber zu werden. Jedes einzelne vergißt des solchen Hochzeitszug neckend begleitenden Kleingeflügels, vergißt selbst des sonst üblichen Zweikampfes oder stößt doch nur ein und das andere Mal, gleichsam gelegentlich, auf den verhaßten Nebenbuhler; jedes bestrebt sich, ja keine Zeit zu verlieren. Das Weibchen ist nicht minder erregt als sein Gefolge, der eifrigste Liebhaber ihm auch sicherlich der willkommenste, sein scheinbares Sprödethun nichts anderes als das Bestreben, noch mehr anzufeuern. Willig und widerstandslos gibt es sich jedem Männchen hin; Schranken der Ehe kennt es eben nicht.

Die Begattung wird in der Regel auf einem dürren Baumwipfel oder einem sonstigen geeigneten freien und erhabenen Platze, in den Steppen Turkistans selbst auf ebenem Boden vollzogen, niemals ohne viel Lärmen, verdoppeltes Rufen und Kichern. Daß ein Männchen das andere hierbei stören sollte, habe ich bisher nicht beobachtet; das Männchen hat hierzu auch keine Veranlassung. „Im Jahre 1870", schreibt mir Liebe ferner, „hörte ich in einer Thalschlucht unweit Geras ein Kuckucksweibchen kichern und ein Männchen rufen. Vollkommen gedeckt durch ein niederes Fichtendickicht, schlich ich mich an dem Abhange hinab und sah ein Männchen westwärts fortfliegen und ein Weibchen frei auf einer Schränkstange sitzen. Nach kurzem kam ein zweites Männchen von Osten herüber, rief erst eifrigst in dem benachbarten Stangenholze und beflog dann ohne weitere Umstände das Weibchen. Kaum

war dies geschehen, so erschien, ebenfalls von Osten her, ein drittes Männchen und bot sich, indem es das zweite Männchen verjagte, dem Weibchen als Gatten an, worauf letzteres sofort kichernd einging." Diese, durch einen in jeder Beziehung verläßlichen, erfahrenen Beobachter festgestellte Thatsache bedarf sicherlich keines Zusatzes!

Erscheint das Weibchen spät abends auf dem Schlafplatze eines Männchens, so versetzt es, da es wohl nie versäumt, sich zu melden, den Gauch auch jetzt noch in Liebesrausch. Für heute aber verbleibt es beiderseitig beim Wünschen und Begehren. Weder der Kuckuck noch das Weibchen verlassen nach Beginn der Dämmerung den gewählten Ruhesitz, ebensowenig als sie morgens vor eingetretener Helle umherfliegen. Auf geschehene Meldung der Buhlin antwortet er in üblicher Weise, sie wiederum in der ihrigen, und so währt das Rufen und Kichern fort, bis der Ziegenmelker zu spinnen beginnt, manchmal noch länger. Dann endlich wird es still: beide haben sich wohl verständigt — für morgen.

Wer bezweifelt, daß der Gauch in Vielehigkeit lebe, braucht bloß solche Schlafplätze wiederholt zu besuchen. Heute vernimmt man die Stimme des Weibchens, die heiße Werbung des Männchens, morgen nur noch den Ruf des letzteren: jenes beglückt dann vielleicht den Nachbar, vielleicht einen ganz anderen Werber. Deshalb gerade ist es so schwierig, ein klares Bild des tollen Liebeslebens unseres Kuckucks zu gewinnen. Ich habe ihn während eines Menschenalters beobachtet, eine Wahrnehmung an die andere gefügt, ihn viele hundertmal herbeigerufen, mich halbe Wochen lang so gut wie ausschließlich mit ihm beschäftigt und doch nur einen Teil seines Lebens zu erforschen vermocht.

Schon den Alten war bekannt, daß der Kuckuck seine Eier in fremde Nester legt. „Das Bebrüten des Kuckuckseies und das Aufziehen des aus ihm hervorkommenden Jungen", sagt Aristoteles, „wird von demjenigen Vogel besorgt, in dessen Nest das Ei gelegt wurde. Der Pflegevater wirft sogar, wie man sagt, seine eignen Jungen aus dem Neste und läßt sie verhungern, während der junge Kuckuck heranwächst. Andere erzählen, daß er seine Jungen töte, um den Kuckuck damit zu füttern; denn dieser sei in der Jugend so schön, daß seine Stiefmutter ihre eignen Jungen deshalb verachte. Das meiste von dem hier Erwähnten wollen Augenzeugen gesehen haben; nur in der Angabe, wie die Jungen des brütenden Vogels umkommen, stimmen nicht alle überein: denn die einen sagen, der alte Kuckuck kehre zurück und fresse die Jungen des gastfreundlichen Vogels, die anderen behaupten, weil der junge Kuckuck seine Stiefgeschwister an Größe übertreffe, so schnappe er ihnen alles weg, und sie müßten deshalb Hungers sterben; andere wieder meinen, er, als der Stärkere, fresse sie auf. Der Kuckuck thut gewiß gut daran, daß er seine Kinder so unterbringt; denn er ist sich bewußt, wie feige er ist, und daß er sie doch nicht verteidigen kann. So feig ist er, daß alle kleinen Vögel sich ein Vergnügen daraus machen, ihn zu zwicken und zu jagen." Wir werden sehen, daß an dieser Schilderung sehr viel Wahres ist, dürfen aber zunächst eingestehen, daß wir auch gegenwärtig noch keineswegs vollkommen unterrichtet sind.

Das Thatsächliche, d. h. durch Beobachtung Festgestellte hinsichtlich des Fortpflanzungsgeschäftes unseres Vogels ist Folgendes: Der Kuckuck übergibt seine Eier einer großen Anzahl verschiedenartiger Singvögel zum Ausbrüten. Schon gegenwärtig kennen wir ungefähr 70 Arten von Pflegeeltern; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß sich diese Kunde bei genauerer Durchforschung des gesamten Verbreitungsgebietes dieses merkwürdigen Vogels noch wesentlich erweitern wird. Soweit mir bekannt, hat man bis jetzt, abgesehen von asiatischen Zieheltern, Kuckuckseier gefunden in den Nestern des Gimpels, Edel- und Bergfinken, Hänflings, Leinzeisigs, Grünlings, Sperlings, der Grau-, Gold-, Rohr- und Weidenammer, des Flüevogels, der Hauben-, Heide- und Feldlerche, der Elster, des Hähers, Dorndrehers und Rotkopfwürgers, der Nachtigall, des Blau- und Rotkehlchens, des Haus- und

Gartenrotschwanzes, Braunkehlchens, des Wiesen-, gemeinen, Ohren- und Gilbsteinschmätzers sowie des Steinrötels, der Singdrossel und Amsel, der Sperber-, Garten-, Dorn-, Zaun- und Mönchsgrasmücke, des Wald-, Fitis-, Berg- und Weidenlaubvogels, Gartensängers, der Rohrdrossel, des Teich-, Sumpf-, Ufer-, Seggen-, Fluß- und Heuschreckenschilfsängers, Zaunkönigs, des Wasser-, Felsen-, Rotkehl-, Wiesen-, Baum-, Brach- und Sporenpiepers, der Bach-, Gebirgs- und Schafstelze, des feuer- und safranköpfigen Goldhähnchens, des Baumläufers und Fliegenfängers, der Finkmeise, Turtel- und Ringeltaube, ja sogar des Lappentauchers. Unter diesen Vögeln werden die Schilfsänger, Stelzen, Grasmücken und Pieper bevorzugt, vieler Nester aber nur im äußersten Notfalle, möglicherweise auch aus Versehen benutzt. Bei Aufzählung der Zieheltern des Kuckucks möchte ich einem Bedenken Worte geben. Es erscheint mir nicht mit unbedingter Sicherheit festgestellt zu sein, daß alle als die des Kuckucks angesprochenen Eier auch wirklich solche sind. Täuschungen selbst kundiger und erfahrener Eiersammler dürften nicht ausgeschlossen sein; möglich, sogar wahrscheinlich sind sie gewiß.

Die Eier des Kuckucks sind im Verhältnis zur Größe des Vogels außerordentlich klein, kaum größer als die des Haussperlings, in der Form wenig verschieden, ungleichpolig, so daß ihr größerer Querdurchmesser näher dem sanft zugerundeten dicken Ende liegt, wogegen das spitze schnell abfällt, haben eine zarte und zerbrechliche, glänzende Schale, deren Poren von einem unbewaffneten Auge nicht wahrgenommen werden können, in frischem Zustande meist eine mehr oder weniger lebhafte gelbgrüne Grundfärbung, violettgraue oder mattgrünliche Unterflecken und braune, scharf begrenzte Pünktchen, sind aber bald größer, bald kleiner, überhaupt veränderlich gestaltet und so verschiedenartig gefärbt und gezeichnet wie bei keinem anderen Vogel, dessen Brutgeschäft man kennt. Je nach den verschiedenen Örtlichkeiten ist bald diese, bald jene Färbung vorherrschend. Jedes Weibchen legt nur ein Ei in dasselbe Nest und zwar in der Regel bloß dann, wenn sich bereits Eier des Pflegers in ihm befinden. Wahrscheinlich legt es auch bloß in die Nester einer Art und höchstens im Notfalle in die anderer Vögel. Diese Thatsache hat zuerst Baldamus aufgeklärt.

Daß ein Kuckucksweibchen womöglich stets die Nester derselben Ziehvogelart erwählt, unterliegt kaum einem Zweifel, und es erscheint mindestens höchst wahrscheinlich, daß es solche aufsucht, in welchen es selbst erwachsen ist. „Die Weibchen“, bemerkt Ad. Walter, „haben sich ihre Kinderstube von oben und unten, innen und außen betrachtet, als sie schon flugfähig waren und doch noch acht Tage im wohnlichen Neste blieben, haben auch ihre Pflegeeltern kennen und von anderen Vögeln unterscheiden gelernt. Denn in der letzten Woche ihres Verweilens im Neste hatte sich ihr Geist ebenso kräftig entwickelt wie ihr Körper, und diejenigen, welche beispielsweise glücklich einem Zaunkönigsneste entschlüpften, haben gewiß nicht Ursache, im nächsten Jahre einem anderen Vogel ihr Ei zu übergeben. Denn das wohnliche Häuschen des Zaunkönigs hatte sie sicher geschützt vor Sturm und Hagel, als zu Anfang des Juni das Unwetter losbrach, das die ganze Umgegend verwüstete. Gegen den anprallenden Hagel zeigte sich das Häuschen bombenfest. Einer Bombe nicht unähnlich stand es am anderen Morgen da, als ich ringsum die Nester anderer Vögel vom Hagel zerschlagen, vom Sturme zerrissen auffand, und mein jüngst entdeckter junger Kuckuck schaute äußerst vergnügt aus dem runden Fenster seiner Wohnung heraus.“ Anderweitige Beobachtungen unseres Gewährsmannes lassen darauf schließen, daß dasselbe mehr oder weniger für alle übrigen Vögel gilt. So fand Walter unter sich gleichgefärbte Kuckuckseier nur in den Nestern des Uferschilfsängers, andere wiederum in denen des Sumpfrohrsängers und noch andere ausschließlich in denen der Gartengrasmücke, obgleich Nester von verwandten Arten überall sehr häufig waren. Ein gewisser Kuckuck scheint also genau zwischen verschiedenen Nestern zu unterscheiden, und gerade dies läßt die vorstehend gegebene

Annahme glaublich erscheinen. Man findet nicht allzu selten mehrere, verschieden wie gleich gefärbte Kuckuckseier, deren Entwickelungszustand derselbe ist, auf einem engbegrenzten Gebiete, sogar 2 und selbst 3 in einem Neste, die offenbar von verschiedenen Weibchen herrühren. So fand Walter im Jahre 1876 an einem Tage 4 durchaus frische Kuckuckseier auf einem Flächenraume, der den vierten Teil eines Hektars nicht übertraf, und schließt daraus ganz richtig, daß mindestens 4 Kuckucksweibchen hier verkehrt haben müssen.

Noch bevor das Ei legereif geworden ist, fliegt das Weibchen aus, um Nester zu suchen. Hierbei wird es vom Männchen nicht begleitet; denn letzteres scheint sich überhaupt um seine Nachkommenschaft nicht zu bekümmern. Das Nestersuchen geschieht auf sehr verschiedene Weise, entweder während das Weibchen fliegt, oder indem es in den Büschen umherklettert, oder endlich, indem es den Vogel, dem es die Ehre der Pflegeelternschaft zugedacht hat, beim Nestbaue beobachtet. „Zweimal in diesem, einmal im vorigen Jahre", erzählt Walter, „konnte ich das Kuckucksweibchen beim Nestersuchen belauschen. Das erste Mal sah ich, versteckt am Wasser stehend, einen Kuckuck vom jenseitigen Ufer herüberkommen und diesseits in einer nicht hohen Schwarzpappel aufbäumen. Von dort flog er bald darauf in einen nahen Weidenstrauch, schon im Fluge von einem Schilfsänger heftig verfolgt, so heftig, daß er durch seitliche Schwenkungen dem stoßähnlichen Anfliegen des Schilfsängers auszuweichen suchte. Mit Vergnügen sah ich den kecken Angriffen des kleinen Sängers zu, der auch nicht von seiner Verfolgung abließ, als der Kuckuck den ersten, dann den zweiten Strauch durchschlüpfte. Fünf Minuten später erhob sich der Kuckuck und suchte das Weite. Jetzt durchforschte ich sorgfältig den ersten, dann den zweiten Weidenbusch und fand in letzterem ein Nest des Uferschilfsängers mit zwei Eiern. Nachdem ich das Ergebnis an Ort und Stelle niedergeschrieben hatte, setzte ich meinen Weg fort und suchte am folgenden Tage um 9 Uhr vormittags dieselbe Stelle wieder auf. Es lagen nun im Neste zwei Schilfsängereier und ein Kuckucksei, auf dem unmittelbar vor dem Neste herabhängenden Grase lag oder hing ein an einer Längsseite eingedrücktes, also offenbar vom Kuckuck herausgeworfenes Schilfsängerei. Meine zweite Beobachtung machte ich auf einer Wiese. Ich hatte auf einen Vogel meine Augen gerichtet, der im Grase Baustoffe aufnahm und damit tiefer in die Wiese flog. Als ich im Begriffe war, auf die Stelle, wo sich der Vogel niedergelassen hatte, loszuschreiten, kam mir ein Kuckuck zuvor, der in ähnlichen Geschäften, wie ich, ausgegangen war, nämlich um Wiesenpiepernester zu suchen. Er steuerte aus dem nahen Walde in gerader Richtung der Stelle zu, die den Wiesenpieper barg, rüttelte hier, wie ich solches bisher noch nicht beim Kuckuck wahrgenommen hatte, wenige Meter hoch über der Wiese, ließ sich nieder, erhob sich aber sogleich wieder, um einige Schritte weiter von neuem zu rütteln. Hier flog gleich darauf der Wiesenpieper auf und der Kuckuck auf die verlassene Stelle nieder. Er verweilte ein Weilchen im Grase und eilte dann wieder dem Walde zu. Mein Suchen nach einem Neste war zuerst ohne Erfolg. Als aber nach einer halben Stunde der Wiesenpieper noch einmal auf die vom Kuckuck besuchte Stelle flog, fand ich durch schnelles Hinlaufen und dadurch, daß der Wiesenpieper dicht vor mir aufstieg, das ziemlich fertige, sehr versteckt stehende Nest. Leider erlaubten meine Geschäfte nicht, mich am nächsten oder dem darauf folgenden Tage wieder dorthin zu begeben, um mich von dem Vorhandensein eines Kuckuckseies überzeugen zu können. Das Auffinden dieses Nestes gelang dem Kuckuck also mehr durch Beobachten als durch eigentliches Suchen."

Im Gegensatze zu seiner sonstigen Scheu kommt der Gauch bei dieser Gelegenheit sehr oft in unmittelbare Nähe der Wohnungen, ja selbst in das Innere der Gebäude, z. B. in Schuppen und Scheuern. Die Zeit des Legens ist nicht bestimmt. In den meisten Fällen mag sie allerdings in die Vormittagsstunden fallen; doch liegen auch bestimmte Beobachtungen vor, daß Kuckucksweibchen erst des Nachmittags und gegen Abend ihre Eier

absetzten. Erlaubt es der Standort oder die Bauart des Nestes, so setzt sich das legende Weibchen auf das Nest, ist dies nicht der Fall, so legt es sein Ei auf die Erde, nimmt es in den Schnabel und trägt es in diesem zum Neste. Für die letztere Angabe liegen verschiedene, unter sich im wesentlichen übereinstimmende Beobachtungen vor, unter anderen eine von Liebe. „Im Jahre 1871“. so teilt er mir mit, „sah ich an der bereits geschilderten, zum Beobachten trefflich geeigneten Stelle, wie ein Kuckucksweibchen mit gesträubtem Gefieder am Boden saß, dann aufstand, etwas aufnahm und in einen benachbarten, von Schafen verbissenen Fichtenbusch trug. Dort stand, wie ich mich sofort überzeugte, ein Grasmückennest, und darin lag neben drei Sängereiern ein frisches, noch warmes Kuckucksei Offenbar hatte der Vogel am Boden gelegt und das Ei im Schnabel zu Neste getragen, obgleich er, da das Nest in einer Art natürlicher Nische stand, recht gut hätte hineinlegen können. Übrigens war das Nest verlassen, und ich fand nach 14 Tagen die Eier noch unberührt und kalt vor.“

Auch Adolf Müller hat mit bewaffnetem Auge deutlich gesehen, wie ein Kuckuck in der Nähe eines Bachstelzennestes unter absonderlichem Gebaren, Nicken des Kopfes und Schlagen der Flügel und des Schwanzes auf einer kleinen Stelle umhertrippelte, mit einem Male zu zittern begann, die etwas ausgebreiteten Flügel senkte, eine Weile in niedergedrückter Stellung verharrte, sodann das währenddem gelegte Ei mit weit geöffnetem Schnabel bei etwas schief zu Boden geneigter Lage des Kopfes aufnahm und mit ähnlichen Kopfbewegungen wie zuvor dem Neste der Pflegeeltern zutrug. Daß das Kuckucksweibchen sein Ei auf den Boden legt, wird durch eine anderweitige Beobachtung Liebes bestätigt. „Im Jahre 1873“, bemerkt er ferner, „sah ich früh gegen ½6 Uhr auf einem Steinhaufen der Straße einen großen Vogel sitzen, der die Federn so sträubte, daß ich ihn trotz des Fernglases nicht zu bestimmen vermochte. Als ich bis auf ungefähr 150 Schritt an ihn herangekommen war, strich er ab und erwies sich als ein Kuckucksweibchen. Als ich zum Steinhaufen gelangte, lag auf einer Steinplatte ein zerbrochenes Kuckucksei, das eben gelegt sein mußte; denn von dem Ausflusse stieg noch ein leichter Dunst in die kalte Morgenluft empor.“ Baldamus hat gleichfalls gesehen, daß das Weibchen seine Eier auf den Boden legt. Einmal geschah dies sogar in dem inneren Hofe der Wohnung des niederländischen Oberjägermeisters Verster in Noorddijk bei Leiden. Ein Jäger fand den Kuckuck in der Hofrinne seiner Meinung nach krank und sterbend, hob ihn auf und trug ihn in das Arbeitszimmer seines Herrn, der ihn in die Hand nahm. Nach einigen Minuten fühlt Verster etwas Warmes in seiner Hand — das Ei des Kuckucks, der nunmehr frisch und munter vor Baldamus' und Versters Augen durch das offene Fenster entweicht. Das Ei, dessen Schale etwas eingeknickt ist, bewahrte Baldamus. Nicht allzu selten kommt es vor, daß das legebedürftige Kuckucksweibchen in Höhlungen schlüpft, durch deren Eingang es sich nur mit genauer Not zwängen kann: einzelne sind bei dieser Gelegenheit gefangen worden, weil sie sich nicht befreien konnten.

Nachdem die Alte das Ei gelegt hat, behält sie das Nest noch im Auge, kehrt wiederholt zu ihm zurück und wirft Eier und selbst Junge, niemals aber ihre eignen, aus dem Neste. Ad. Walter stellt diese Angaben in Abrede. „Der Kuckuck“, sagt er, „ist als ein Nesträuber verschrieen, der nicht nur die Eier aus dem Neste wirft, sondern auch gelegentlich eins oder das andere verschlingt. Geht man der Sache auf den Grund, dann ist er gar nicht der Barbar, der er zu sein scheint. Er macht es nicht anders als die übrigen Vögel. Jeder Vogel dreht sich beim Nestbau im Kreise herum, um Unebenheiten niederzudrücken und das Nest zu runden, und thut dies noch kurz vor dem Legen. Ebenso verfährt der Kuckuck. Die im Neste liegenden fremden Eier sind für ihn nur Unebenheiten, die nicht in sein Nest gehören. Er dreht sich also darin im Kreise mit angedrücktem Leibe herum und wirft durch dieses Drehen die Eier heraus oder drückt sie in den Boden des

Nestes, vorausgesetzt, daß er sich darin überhaupt drehen kann. Geht dies nicht, so entfernt er die Eier mit dem Schnabel, ebenso wie andere Vögel das nicht ins Nest gehörige mit dem Schnabel herausnehmen würden. Nun zerbrechen die Eier der kleinen Vögel sehr leicht, und wenn dies dem Kuckuck schon mit seinen eignen Eiern beim Hineintragen ins Nest geschieht, so kommt dies noch leichter mit den zerbrechlichen, fremden Eiern vor, die er ja überdies nicht zu schonen hat. Zerbricht ihm ein Ei, und kommt der Inhalt ihm in den Schnabel, so schluckt er es auch wohl hinunter.“ Walter gibt nun eine Reihe von Belegen für seine Ansicht. Wie andere auch, hat er mehrfach bei Nestern, die ein Kuckucksei enthielten und sich durch losen und tiefen Unterbau auszeichneten, ein Ei des brütenden Vogels in den Boden des Nestes gedrückt gefunden, das Sichumwenden und Drehen des Kuckucks wenigstens einmal beobachtet und ebenso gesehen, daß letzterer sein eignes Ei beim Aufnehmen mit dem Schnabel zerbrach. Päßler und andere dagegen versichern, gesehen zu haben, daß das Kuckucksweibchen jeden Tag ein Ei der Pflegeeltern aus dem Neste wirft und später auch noch die dem Eie entschlüpften Nestjungen wegträgt. Hierauf erwidert Walter sehr richtig, daß keine Nestjungen vorhanden sein oder ausgebrütet, also auch nicht weggetragen werden können, nachdem das Kuckucksweibchen regelmäßig Tag für Tag das Nest besucht und die Eier entfernt hat, sowie ferner, daß, wenn der Kuckuck wiederholt zum Neste zurückkehrt, um Eier zu stehlen, deren Anzahl abnehmen muß, was jedoch, wie die Erfahrung lehrt, keineswegs der Fall ist. „Noch nie“, sagt er, „habe ich bei späteren Besuchen des Nestes, das ein Kuckucksei enthielt, eine Abnahme der Nesteier bemerkt, oft aber eine Zunahme. Für gewöhnlich legen die Vögel nicht die volle Zahl der Eier, wenn der Kuckuck sein Ei zuerst ins Nest gebracht hat, weil dieses ohnehin das letztere zu sehr ausfüllt. Ich habe aber doch jedes Jahr ein oder zwei volle Gelege gefunden. In der Regel legen sie nach dem Kuckucksei, d. h. für den Fall, daß der Kuckuck noch keine Nesteier vorfand, drei Eier hinzu und brüten dann.“ Auch Baldamus, dem meine Schilderung des Kuckucks zur Prüfung vorgelegen hat, ist der Ansicht Walters, daß das Weibchen unseres Schmarotzers nicht täglich ein Ei des Pflegers aus dem Neste entferne, dies mindestens nicht absichtlich thue; wohl aber, meint er, mag es infolge der steten Beunruhigung durch die Nesteigentümer geschehen, daß ein oder einige Eier der letzteren verletzt und dann doch von dem Kuckucksweibchen aus dem Neste geworfen werden. Bliebe ein zerbrochenes Ei im Neste zurück, so würde dies jedenfalls verlassen werden.

Bekundet sich nun schon hierein eine gewisse Fürsorge des Kuckucksweibchens seiner Nachkommenschaft gegenüber, so wird solche durch bestimmte Beobachtungen von Baldamus geradezu bewiesen. Wie dieser Naturforscher bereits in seinen „Vogelmärchen“, einem überaus anmutenden Büchlein, erzählt hat, sind es namentlich zwei neuerdings gewonnene Beobachtungen, auf welche er sich dabei beruft. Gegen Ende Juni, abends 6 Uhr, befand sich Baldamus in der Nähe von Halle am linken Ufer der Saale, als er, durch eine alte Kopfweide gedeckt, vom rechten Ufer her, dicht über dem Wasser dahinfliegend, einen Kuckuck nach dem dort steileren Lehmufer streichen und hier sich niederlassen sah. Baldamus merkte genau die Stelle, schlich sich hinter dem Ufergebüsch heran, beugte sich vorsichtig über und sah nun den Kuckuck mit gesträubtem Gefieder und geschlossenen Augen offenbar in schweren Wehen dicht vor ihm auf einem Neste sitzen. Nach einigen Minuten glättete sich das Gefieder, der Vogel öffnete seine Augen, erblickte unmittelbar über sich ein Paar andere, erhob sich, strich nach dem jenseitigen Ufer zurück und verschwand im Ufergebüsche. In dem fertiggebauten Bachstelzenneste aber lag das noch ganz warme, durchsichtige, dem der Nesteigentümer täuschend ähnliche Kuckucksei. Nach kurzem Überlegen, ob das Ei zu behalten oder die äußerst günstige Gelegenheit zu weiteren Beobachtungen wahrzunehmen sei, siegte die letztere Erwägung. Baldamus legte das schöne Ei ins Nest zurück, verbarg sich so, daß er letzteres im

Auge behielt und sah zu seiner Freude schon nach wenigen Minuten den Kuckuck zurückkehren, das Ei mit dem Schnabel aus dem Neste nehmen und es auf das rechte Ufer hinübertragen. Nicht minder beweisend für die Sorge der Kuckucksmütter zu gunsten ihrer Nachkommenschaft ist nachstehende Thatsache. Im Jahre 1867 befand sich Baldamus schon Ende Mai im Oberengadin, um neue Beobachtungen zu sammeln. Am 6. Juni sagte ihm ein Forstaufseher in Silvaplana, daß er in einem Pieperneste einen eben ausgeschlüpften Kuckuck gefunden habe, und daß das Nest einige Schritte von einer Steinhütte am Fuße des Felskegels des Piz Monteratsch auf einer kleinen, schneefreien, mit langem, vorjährigem Grase bestandenen Fläche sich befinde. Baldamus begab sich nach der bezeichneten Stelle, suchte vergeblich und ging nunmehr in besagte Hütte. Bald darauf aber flog, von einer tiefer stehenden Wettertanne kommend, ein Kuckuck herbei und ließ sich auf der bezeichneten Grasstelle nieder. Mit Hilfe seines scharfen Fernglases sah unser Forscher nunmehr sehr deutlich, wie der Kuckuck sich mit dem Kopfe wiederholt niederbeugte und sehr eifrig zu schaffen machte. Dann flog der Vogel wiederum nach der Wettertanne hinab zu dem Männchen, das dort inzwischen unabläſſig gerufen hatte. Als Baldamus zu dem nunmehr verratenen Neste ging, fand er einen höchstens 24 Stunden alten Kuckuck darin, drei Eier des Alpenpiepers aber unverletzt in der Nähe des Nestes und ein viertes darunter im Grase liegen. Alle Eier, aus welchen die dem Ausschlüpfen sehr nahen Jungen geschnitten wurden, befinden sich als Belegstücke in Baldamus' Sammlung.

Nach solchen, jeden Zweifel ausschließenden Beobachtungen läßt sich die beregte Fürsorge der Kuckucksmütter kaum noch bestreiten. Ob sie von dieser in allen Fällen geübt wird, ist eine andere Frage. So spricht es nicht für unbedingte Fürsorge des Vogels, daß er sein Ei in Nester legt, die gar nicht zum Brüten bestimmt oder bereits verlassen worden sind. Fast alle mit Aufmerksamkeit beobachtenden Vogelkundigen haben Kuckuckseier in verlassenen oder unfertigen Nestern gefunden, so außer Liebe unter anderen auch Päßler in einem Neste des Steinschmätzers, das von den Brutvögeln verlassen worden war, so Walter in den ganz unbrauchbaren, nur zum Schlafen bestimmten Nestern, die sich der Zaunkönig außer seinen Brutnestern errichtet. Die Angaben eines so erfahrenen Beobachters wie Adolf Müller, der den Kuckuck auf dem Neste sogar selbst brütend beobachtet hat, haben viel Widerspruch gefunden.

Die Fortpflanzungszeit des Kuckucks währt, solange er schreit, ist also nicht allein nach der in dem Jahre herrschenden Witterung, sondern auch nach Lage des Ortes verschieden, beginnt beispielsweise im Norden oder im Hochgebirge später, dauert dafür aber auch länger als im Süden oder in der Ebene. Auch die Fortpflanzung des Kuckucks richtet sich wie das ganze Leben des Vogels nach dem Brutgeschäfte der kleinen Vögel. Mit einiger Überraschung vernahm ich auf der Höhe des Riesengebirges noch Ende Juli den Kuckucksruf, der doch 600 oder 800 m tiefer schon längst verklungen war. Aber oben auf der kahlen, nur mit Knieholz bedeckten Höhe beschäftigten sich die Wasserpieper noch mit ihrer zweiten Brut, und dies war Grund und Ursache genug für den Kuckuck, sich der Höhe zuzuwenden, die er in den Monaten vorher zwar nicht gänzlich gemieden, aber doch weit seltener besucht hatte als jetzt. Aus dieser Beobachtung wage ich zu folgern, daß der Kuckuck erforderlichen Falles während seiner Legezeit wandert, um neue, für ihn noch brauchbare Nester aufzusuchen.

Über die Zeitdauer, in welcher die aufeinander folgenden Eier des Kuckucks reifen, herrschen verschiedene Ansichten. Während die meisten diese Zeit auf 6—8 Tage schätzen, versichert Ad. Walter, von zwei Kuckucken auf das bestimmteste erfahren zu haben, daß sie wenigstens zwei Eier in einer Woche lieferten, und belegt diese Behauptung durch Beobachtungen, die beweiskräftig zu sein scheinen. Ebenso erfuhr derselbe Berichterstatter aber auch, daß ein Weibchen sechs Tage Zeit brauchte, um ein zweites Ei dem ersten folgen

zu lassen, und schließt daraus, daß die Eierkundigen recht beobachtet haben, welche die Zwischenzeit auf 6—8 Tage angeben. Doch glaubt er, daß ein so langer Zeitraum von 8 Tagen auf Erschöpfung deuten könnte, wie wir solche bei allen legenden Vögeln wahrnehmen. Ließe sich der Beweis führen, daß das Kuckucksweibchen wirklich in je 3—4 Tagen ein Ei lege, so würde sich ergeben, daß der Kuckuck im Laufe seiner Fortpflanzungszeit eine außerordentlich erhebliche Anzahl von Eiern, 20—24 etwa, zur Welt bringe.

„Zu bewundern ist", sagt Bechstein, „mit welchem großen Vergnügen die Vögel eine Kuckucksmutter sich ihrem Neste nahen sehen. Anstatt daß sie dort ihre Eier verlassen, wenn ein Mensch oder sonstiges Geschöpf ihrem Neste zu nahe kommt, oder vor Betrübnis wie tot zur Erde niederfallen, so sind sie hier im Gegenteile ganz außer sich vor Freude. Das kleine Zaunkönigsmütterchen z. B., das über seinen eignen Eiern brütet, fliegt sogleich von ihnen herunter, wenn der Kuckuck bei seinem Neste ankommt, und macht ihm Platz, damit er sein Ei um so bequemer einschieben könne. Es hüpft unterdessen um ihn herum und bewirkt durch sein frohes Locken, daß das Männchen auch herbeikommt und teil an der Ehre und Freude nimmt, die ihm dieser große Vogel macht." An einer anderen Stelle fügt Bechstein dem Vorstehenden noch Folgendes hinzu: „Man könnte das Geschrei der kleinen Vögel, das sie hören lassen, wenn sie einen Kuckuck gewahr werden, nach dem, was ich alles von dem zwischen den eigentlichen Eltern, Pflegeeltern und ihm zur Erhaltung seiner Nachkommenschaft so unentbehrlichen Vögeln obwaltenden guten Einvernehmen gehört habe, vielmehr als ein Freudengeschrei betrachten, das diese Vögel von sich geben. Vielleicht wollen sie ihn gar herbeilocken, um auch ihnen ein Junges zur Erziehung anzuvertrauen. Wer die Sprache der Vögel versteht, wird vielleicht diese Anmerkung begründeter und richtiger finden, als wenn man diese Töne für ein Angstgeschrei ausgeben wollte, das die Täuschung hervorbrächte, weil sie den Kuckuck wegen seiner Sperberschwingen und seines Sperberfluges beim ersten Anblick für einen Sperber hielten, der diesen kleinen Vögeln so fürchterlich ist."

Das klingt wunderschön, ist aber leider nicht richtig. Alle Vögel, welchen die zweifelhafte Ehre zugedacht wird, Kuckucke großzuziehen, bekunden im Gegenteile in nicht mißzudeutender Weise ihre Angst vor dem ihnen drohenden Unheile und bemühen sich nach allen Kräften, den Kuckuck abzuwehren. Sie kennen den Gauch sehr wohl und irren sich in ihrem Urteile durchaus nicht. Kein einziger von ihnen verwechselt ihn mit dem Sperber. Dies wird bei einigermaßen eingehender und vorurteilsfreier Beobachtung auch dem blöderen und ungeübteren Auge ersichtlich. So gern kleine Vögel Falken necken, mit so deutlichen Angst- und Lärmrufen einzelne von ihnen selbst den Sperber verfolgen, so verschieden benehmen sie sich hierbei im Vergleiche zu ihren Angriffen auf den Kuckuck. Wie ich unzähligemal beobachtet habe, verfolgen sie den letzteren keineswegs bloß, wenn er fliegt, sondern auch dann, wenn er ruhig auf seinem Baume sitzt und ruft. Sie erscheinen, unzweifelhaft herbeigezogen durch den ihnen wohlbekannten Ruf, und stoßen fliegend auf den Sitzenden herab, halten sich sogar, wie sie wohl Eulen, niemals aber Falken gegenüber thun, mit schwirrenden Flügelschlägen oder rüttelnd neben ihm in der Luft und führen so ihre Angriffe aus. Dies geschieht, im Vollbewußtsein der Sicherheit, mit so viel Keckheit und Ausdauer, daß der Kuckuck nicht allein durch sie im Schreien gestört und gezwungen wird, seinen Ruf abzubrechen, sondern sich förmlich verteidigen muß. Er thut dies, indem er unter Ausstoßung des beschriebenen heiseren, wie „särr" klingenden Lautes nach ihnen beißt; seine Abwehr wird aber selten durch den erwünschten Erfolg gekrönt. Denn immer von neuem stoßen die kleinen Vögel auf den unwillkommenen Gesellen hinab, und zuletzt zwingen sie ihn doch, seinen Standort zu verlassen, worauf dann die Jagd erst recht beginnt. Nähert sich der Kuckuck aber einem Neste, so bekunden dessen Besitzer durch Geschrei und Gebärden, die von niemand mißverstanden werden können, wie sehr besorgt sie sind um ihre gefährdete

Brut. Der Kuckuck liebt es auch gar nicht, in Gegenwart der künftigen Pflegeeltern sein Ei in deren Nest zu legen. Er kommt an „wie ein Dieb in der Nacht", verrichtet sein Geschäft und fliegt eilig davon, sobald es vollendet. Auffallend bleibt es, daß dieselben Vögel, denen jede Störung ihres Nestes verhaßt ist, und die infolge einer solchen aufhören zu brüten, das Kuckucksei nicht aus dem Neste werfen, sondern im Brüten fortfahren. Sie hassen die Kuckucksmutter, entziehen aber nicht deren Ei oder Brut ihrer Pflege.

Der junge Kuckuck entschlüpft dem Eie in einem äußerst hilflosen Zustande, „macht sich aber", wie Naumann sagt, „an dem unförmlich dicken Kopfe mit den großen Augäpfeln sehr kenntlich. Er wächst anfangs schnell, und wenn erst Stoppeln aus der schwärzlichen Haut hervorkeimen, sieht er in der That häßlich aus. Mir wurde einigemal erzählt, daß man im zufälligen Vorübergehen und bei flüchtigem Ansehen geglaubt habe, es säße eine große Kröte im Neste." Ein junger Kuckuck, den Päßler fand, war 3 Tage später noch einmal so groß und mit blauschwarzen Kielen und Stoppeln bedeckt, aber noch blind. Am 11. Tage füllte er das ganze Nest aus, ja Kopf und Hals sowie der Steiß ragten über den Rand hinweg. Die Augen waren geöffnet. Er zeigte braune Flügeldeckfedern, blauschwarze Kiele mit dergleichen kurzen Federchen; unter dem Bauche war er ganz kahl. Am 16. war er ausgeflogen. Die Entwickelung verläuft, wie leicht erklärlich, nicht bei allen Kuckucken in derselben Weise. Der eine sitzt längere, der andere kürzere Zeit im Neste, und der eine sieht auch vielleicht häßlicher aus als der andere; im allgemeinen aber sind die vorstehenden Angaben Naumanns und Päßlers vollkommen richtig. So unbehilflich der eben ausgekrochene Vogel auch ist, so freßlustig zeigt er sich. Er beansprucht mehr Nahrung, als die Pflegeeltern beschaffen können, und er schnappt sie, wenn wirklich noch Stiefgeschwister im Neste sind, diesen vor dem Schnabel weg, wirft sie selbst auch, wenn sie nicht verhungern oder nicht durch seine Mutter entfernt oder umgebracht werden, schließlich aus dem Neste hinaus. Hieraus erklärt sich, daß man immer nur einen einzigen bereits einigermaßen erwachsenen Kuckuck im Neste findet.

Von der Thatsache, daß der Gauch seine Stiefgeschwister absichtlich oder doch wirklich aus dem Neste wirft, hat sich Friderich durch zweckentsprechende Versuche überzeugen können. Der erste Fall betraf einen fast nackten jungen Kuckuck, der höchstens 3 Tage alt war. Ihm gesellte der Beobachter, weil jener bereits allein im Neste saß, 8 Tage alte Kanarienvögel zu. Der junge Kobold ruhte fortan nicht eher, als bis er einen durch heftiges Umdrehen und Unterschieben des Kopfes auf seinen Rücken gebracht hatte, richtete sich dann schnell und kräftig hoch auf, bewegte sich rückwärts und warf damit den eingelegten jungen Kanarienvogel hinaus. Genau ebenso verfuhr er mit den anderen. Anstatt junger Vögel nahm Friderich auch zusammengeknitterte Papierballen, legte sie in das Nest und konnte beobachten, wie diese ebenfalls über dessen Rand geschleudert wurden. Spätere Versuche mit etwas älteren Kuckucken ergaben immer dasselbe. Ad. Walter wiederholte und vervollständigte Friderichs Versuche. Er legte ein Ei in das Zaunkönigsnest, in welchem ein junger Kuckuck saß: es wurde jedoch zu seiner Verwunderung ebensowenig hinausgeworfen wie Papierkugeln, die er später beifügte. Als der Kuckuck 7 Tage alt war, brachte Walter einen mehrere Tage jüngeren, noch nackten Neuntöter zu ihm. „Sogleich kehrte sich der Kuckuck, der bisher den Kopf nach dem Neste gerichtet hatte, um, schob seinen hinteren Teil unter den des Würgers und warf ihn sicher und geschickt zum Loche hinaus." Wiederholte Versuche ergaben, daß die ins Nest gelegten Eier unbeachtet blieben, junge Vögel dagegen mit derselben Rücksichtslosigkeit hinausgeworfen wurden. Werden wirklich einmal zwei Kuckucke in einem Neste ausgebrütet, so erleidet der schwächere dasselbe Schicksal wie sonst die Stiefgeschwister.

Bemerkenswert ist eine Beobachtung Bruckl achers. Einen jungen, bereits gefiederten Kuckuck setzte der Genannte unmittelbar nach Empfang in die Ecke eines breiten

Fenstergesimses, auf welchem schräg gegenüber sich ein Nest mit vier zur Zucht bestimmten Gimpeln befand, die 12 Tage alt waren. Der Kuckuck verhielt sich einen halben Tag lang ganz ruhig in seiner Ecke und wurde dort auch gefüttert; plötzlich aber versuchte er, sich zu bewegen, watschelte vorwärts, wandte sich schnurgerade dem Gimpelneste zu, begann, dort angekommen, daran hinaufzuklettern, nahm auf dem Rande eine feste Stellung ein, arbeitete sich mit der Brust vor und bemächtigte sich trotz des Widerstandes der Eigentümer nach etwa zweistündigem Arbeiten des Nestes wirklich. Hierbei führte er keine andere Bewegung aus, als mit fest an das Nest angelegter Brust und fächelnder Bewegung der Flügel die jungen Gimpel vor sich her auf die Seite zu drücken, bis diese auf dem Rande des Nestes angekommen waren und, obgleich sie sich hier noch eine Zeitlang hielten, nach und nach über Bord glitten. Nachdem der Kuckuck das Nest glücklich erobert hatte, behauptete er sich in ihm. „So grob und unverzeihlich diese Handlung von ihm war", schließt Brucklacher, „muß ich doch sagen, daß er die Eigentümer in schönster Weise aus ihrer Behausung hinausförderte."

Die Barmherzigkeit der kleinen Vögel, die sich auch bei dieser Gelegenheit äußert, zeigt sich bei Auffütterung des Kuckucks im hellsten Lichte. Mit rührendem Eifer tragen sie dem gefräßigen Unholde, der an Stelle der vernichteten eignen Brut verblieb, Nahrung in Hülle und Fülle zu, bringen ihm Käferchen, Fliegen, Schnecken, Räupchen, Würmer und plagen sich vom Morgen bis zum Abend, ohne ihm den Mund zu stopfen und sein ewiges heiseres „Zis zisis" verstummen zu machen. Auch nach dem Ausfliegen folgen sie ihm noch tagelang; denn er achtet ihrer Führung nicht, sondern fliegt nach seinem Belieben umher, und die treuen Pfleger gehen ihm nach. Zuweilen kommt es vor, daß er nicht im stande ist, sich durch die enge Öffnung einer Baumhöhlung zu drängen; dann verweilen seine Pflegeeltern ihm zu Gefallen selbst bis in den Spätherbst und füttern ihn ununterbrochen. Man hat Bachstelzenweibchen beobachtet, die noch ihre Pfleglinge fütterten, als schon alle Artgenossen die Wanderung nach dem Süden angetreten hatten. So weit aber, wie Bechstein es ausdehnt, geht es doch nicht. „Wenn er ausgeflogen ist, setzt er sich auf einen nahe stehenden Baum, streckt sich einigemal aus, zieht die Federn durch den Schnabel und läßt seine rauhe, schnarrende Stimme zum erstenmal hören. Sobald das rauhe, kreischende ‚Girrke' nur einige Male in der Gegend erschollen ist, so kommen alle kleinen Vögel zusammengeflogen, das Rotkehlchen, die Grasmücke, der Weidenzeisig, die Bastardnachtigall, die Braunelle, schwärmen um ihn herum, begrüßen ihn, besehen ihn von allen Seiten, freuen sich über ihn und tragen ihm alsbald aus allen Kräften Nahrung zu. Er kann nicht genug den Schnabel öffnen, so häufig wird ihm Futter gebracht. Es ist ein großes Vergnügen, zu sehen, wie jeder Vogel vor dem anderen den Vorzug haben will, gegen diesen unbekannten gefällig zu sein, und sowie er nun von einem Baume zum anderen verzieht, um sich im Fluge zu üben, so ziehen auch diese Vögel nach und ernähren ihn so lange, bis er ihrer Unterstützung entbehren kann." Leider ist auch diese Behauptung Bechsteins unrichtig. Mein Vater setzte einen jungen Kuckuck, als er recht hungrig war, auf das Hausdach. Es liefen Bachstelzen und Hausrotschwänze auf dem Dache herum: sie besahen ihn, brachten ihm aber nichts zu fressen. Ein anderer junger Kuckuck wurde auf demselben Dache ausgesetzt und spärlich gefüttert, so daß er immer schrie. Aber kein Sänger, keine Bachstelze erbarmte sich seiner. „Um meiner Sache gewiß zu werden", sagt mein Vater, „nahm ich ihn von meinem Dache herab und trug ihn hinaus in ein Thal, wo es in dem Gebüsche viele Sänger gibt. Hier setzte ich ihn auf einen Baumast, ohne ihn anzubinden, denn er konnte nur wenig fliegen. Ich wartete lange, während der Kuckuck aus vollem Halse schrie. Endlich kam ein Laubsänger, der nicht weit davon Junge hatte, mit einem Kerbtiere im Schnabel, flog auf den Kuckuck zu, besah ihn — und brachte das Futter seinen Jungen. Ein anderer Sänger näherte sich ihm nicht." Schade um die hübschen Geschichten von Bechstein!

Junge, dem Neste entnommene Kuckucke lassen sich leicht auffüttern, nehmen auch mit jeder geeigneten Nahrung vorlieb und verlangen davon nur eine genügende Menge. Angenehme Stubenvögel aber sind sie nicht. Ihre Gefräßigkeit verleidet dem Pfleger alle Freude an ihnen. In frühester Jugend dem Neste entnommene Vögel werden sehr bald zahm, ältere wehren sich aus Angst gegen den ihnen nahenden Menschen, erheben die Flügel wie Raubvögel und schnappen auch wohl mit dem Schnabel nach der Nahrung spendenden Hand. Bechstein und nach ihm andere Beobachter bezeichnen deshalb den jungen Kuckuck als einen sehr boshaften Vogel, thun ihm hierin jedoch entschiedenes Unrecht an. „Er sperrt freilich den Schnabel auf", sagt mein Vater sehr richtig, „und schnellt den Kopf vor, dies thut er aber nur, um den Feind zurückzuscheuchen oder auch, wenn er hungrig ist, und das ist er immer." Ich darf behaupten, daß diejenigen Kuckucke, welche ich gefangen hielt, nicht im geringsten boshaft waren; ja, ich muß hier ausdrücklich wiederholen, daß ich auch von der Unverträglichkeit anderen Vögeln gegenüber, von welcher Naumann spricht, nichts beobachten konnte. Meine Gefangenen lebten mit Papageien, Kernbeißern, Kardinälen, Alpen- und Kalanderlerchen, Wiedehopfen, verschiedenen Sängern, Helmvögeln, Flaumfußtauben &c. zusammen, waren auch eine Zeitlang in demselben Käfige mit kleinen westafrikanischen Finken, haben aber, soweit wir erfahren konnten, nicht einen einzigen von ihnen behelligt. Selbst alt eingefangene Kuckucke werden zuweilen sehr rasch zahm. Ein Weibchen, das Dehne fing, kam schon am dritten Tage seinem Pfleger entgegen, wenn dieser ihm Nahrung reichte. Bemerkenswert ist, daß der gefangene Kuckuck im Käfige selten schreit. Von allen, welche ich pflegte, und es waren derer eine keineswegs unbeträchtliche Anzahl, ließ nicht ein einziger einen Laut vernehmen; dagegen bemerkt Bruckacher, daß sein zahmer Kuckuck, freilich immer nur einmal, also nicht wiederholt nacheinander, den bezeichnenden Ruf habe erschallen lassen. Einen deutlichen Ruf stößt aber nach Haacke sehr fleißig ein im Frankfurter Tiergarten gepflegter Kuckuck aus, wie S. 83 bereits angeführt wurde.

Der erwachsene Kuckuck hat wenige Feinde. Seine Fluggewandtheit sichert ihn vor der Nachstellung der meisten Falken, und den kletternden Raubtieren entgeht er wahrscheinlich immer. Zu leiden hat er von den Neckereien des Kleingeflügels, und nicht allein von jenen Arten, denen er regelmäßig seine Brut anvertraut, sondern auch von anderen. In erster Reihe machen sich hier, wie zu erwarten, die mutigen Bachstelzen mit ihm zu schaffen. Alle drei bei uns einheimischen Arten verfolgen ihn in der angegebenen Weise, sowie er sich sehen läßt. Außer ihnen habe ich den Pirol, unsere Würger, den großen Fliegenfänger, Laubsänger, die Bastardnachtigall und endlich Grasmücken auf ihn stoßen sehen. Nach Ad. Walters Beobachtungen behelligt ihn selbst der Grünspecht und jedenfalls viel ernstlicher als die vorher genannten Vögel. Der stürmische Flieger holt den flüchtenden Kuckuck bald ein und ängstigt ihn so, daß er zuletzt vor Angst kaum weiß, was er beginnen soll. Ein von dem Grünspechte gejagter Kuckuck, den Walter beobachtete, benutzte den einzigen auf seinem Wege sich findenden Baum, um sich in den dünnen Zweigen der Krone zu decken. Aber auch der Specht kletterte ihm hier nach und trieb den Kuckuck von neuem in die Flucht, dem höchstens noch 50 Schritt von jenem Baume entfernten Walde zu. Schon nachdem er eine Entfernung von etwa 20 Schritt zurückgelegt hatte, wurde er wieder eingeholt und so scharf gedrängt und gestoßen, daß er seiner Gewohnheit zuwider auf das kahle Feld niederflog. Aber auch hierhin folgte der Grünspecht, und Walter, der leider durch Dorngebüsch verhindert wurde, genau beobachten zu können, sah jetzt nur noch einen Ballen an der Erde. Als er den Dornbusch umlaufen hatte, waren beide Vögel verschwunden. Abgesehen von solchen Gegnern und verschiedenen ihn plagenden Schmarotzern hat der ausgewachsene Kuckuck von den fluggewandtesten Raubvögeln zu leiden, jedoch weniger, als man von vornherein annehmen möchte. Dagegen ist er, solange er sich noch im Neste befindet, vielen Feinden

ausgesetzt. Füchse, Katzen, Marder, Wiesel, Mäuse, Raben, Häher und andere Nestplünderer entdecken den großen Gesellen noch leichter als die rechtmäßige Brut eines solchen Nestes und nehmen ihn als gute Beute mit. Auch der Mensch gesellt sich hier und da aus Unkenntnis und Wahn zu den genannten Feinden. Nach der Auffassung des Volkes verwandelt sich der Kuckuck im Winter in einen Sperber, und solchen zu vertilgen erscheint eher als Verdienst denn als Vergehen. Erst wenn der Gauch glücklich dem Neste entronnen und selbständig geworden ist, führt er ein ziemlich gesichertes Dasein. Vor dem Menschen nimmt er sich jetzt in der Regel wohl in acht, und dem, der seine Stimme nicht genau nachzuahmen versteht, wird es schwer, einen Kuckuck zu berücken. Noch schwieriger ist es, einen erwachsenen Kuckuck lebend in seine Gewalt zu bekommen. Mir ist keine einzige Fangart bekannt, die sicher zum Ziele führt. Gleichwohl muß es solche geben; denn in Griechenland, woselbst man den Kuckuck verspeist und als Leckerbissen betrachtet, bringt man gegen Ende Juli fette Vögel auf den Markt, die wahrscheinlich doch gefangen wurden.

Ich thue recht, wenn ich den Kuckuck der allgemeinsten Schonung empfehle. Er darf dem Walde nicht fehlen, denn er trägt nicht bloß zu dessen Belebung, sondern auch zu dessen Erhaltung bei. Das Gefühl will uns glauben machen, daß der Frühling erst mit dem Kuckucksrufe im Walde einzieht; der Verstand sagt uns, daß dieser klangvolle Ruf noch eine ganz andere, wichtigere Bedeutung hat. „Welches Menschenherz, wenn es nicht in schmählichster Selbstsucht verschrumpft ist", sagt E. von Homeyer, „fühlt sich nicht gehoben, wenn der erste Ruf des Kuckucks im Frühlinge ertönt? Jung und alt, arm und reich lauschen mit gleichem Wohlbehagen seiner klangvollen Stimme. Könnte man dem Kuckuck auch nur nachsagen, der rechte Verkündiger des Frühlings zu sein, so wäre er dadurch allein des menschlichen Schutzes würdig. Er ist aber noch der wesentlichste Vertilger vieler schädlichen Kerbtiere, die außer ihm keine oder wenige Feinde haben."

Der Kuckucksruf bezeichnet den Einzug eines der treuesten unserer Waldhüter. Kerbtiere aller Art und nur ausnahmsweise Beeren bilden die Nahrung des Vogels; er vertilgt auch solche, welche gegen andere Feinde gewappnet sind: haarige Raupen. Glatte und mittelgroße Raupen zieht er, nach Liebes Beobachtungen, den behaarten und großen allerdings vor; bei seiner unersättlichen Freßlust kommt er aber selten dazu, sehr wählerisch zu sein. „Er verzehrt daher langhaariges Ungeziefer in der Regel ohne Zaudern, verwendet aber auf die jedesmalige Zubereitung des Bissens viele Mühe und Zeit. Wie verschiedene andere Kerbtierfresser, läßt er die Raupen unter fortwährendem Beißen sehr geschickt vorwärts und rückwärts quer durch den Schnabel laufen, um den Bissen bequemer schlucken zu können. Größere Raupen schleudert er in so eigentümlicher Art, daß man die Bewegung dabei auf den ersten Blick hin steif und unbeholfen nennen möchte. Diese Art ist aber durchaus zweckmäßig. Er streckt den Kopf wagerecht weit vor, faßt die Raupe am Ende und schlägt sie nicht etwa gegen den Boden oder den Ast, auf welchem er sitzt, sondern führt Lufthiebe mit ihr, indem er mit dem Schnabel eine Linie beschreibt, die genau der entspricht, welche die Hand beim Rechts- und Linksklatschen mit der Peitsche beschreibt. Damit bezweckt er nicht allein vollständige Streckung und Tötung der Raupe, sondern auch Beseitigung des wässerigen Inhaltes. Bei dem gefangenen Kuckuck verleidet einem diese Vornahme das allzu nahe Beobachten; denn der Vogel schleudert einem die Flüssigkeit auf Gesicht und Kleider. Sich selbst aber beschmutzt er damit nicht im geringsten, da er den Kopf zu geschickt hält und bewegt. Wohl 10—15mal läßt er die Raupe durch den Schnabel gleiten und schlägt mit ihr solche Lufthiebe, bevor er sie verschlingt." Trotz dieser sorgfältigen und zeitraubenden Zubereitung frißt er verhältnismäßig viel und wird dadurch sehr nützlich. Daß es gerade unter den behaarten Raupen abscheuliche Waldverderber gibt, ist bekannt genug, daß sie sich oft in schlimmer Weise vermehren, ebenfalls. Ihnen gegenüber leistet der

verschrieene Gauch Großes, Unerreichbares. Sein unersättlicher Magen gereicht dem Walde zur Wohlthat, seine Gefräßigkeit ihm selbst zur größten Zierde, mindestens in den Augen des verständigen Forstmannes. Der Kuckuck leistet in der Vertilgung des schädlichen Gewürmes mehr, als der Mensch vermag. Eine Beobachtung E. von Homeyers mag dies beweisen.

Zu Anfang Juli des Jahres 1848 zeigten sich in einem etwa 30 Magdeburger Morgen großen Kieferngehölze mehrere Kuckucke. Als Homeyer nach einigen Tagen wieder nachsah, hatte sich die Zahl der Vögel so auffallend vermehrt, daß dieses Ereignis seine lebhafteste Teilnahme in Anspruch nahm. Es mochten, einer ungefähren Schätzung nach, etwa 100 Kuckucke durch das Gehölz verteilt sein. Der Grund dieser ungewöhnlichen Anhäufung wurde alsbald klar, da die kleine Kiefernraupe (Liparis monacha) in großer Anzahl das Wäldchen heimsuchte. Die Kuckucke fanden Überfluß an Nahrung und unterbrachen ihren Zug, der eben begonnen hatte, um die versprechende Örtlichkeit auszunutzen. Jeder einzelne war eifrig bemüht, sein Futter zu suchen: ein Vogel mochte oft in der Minute mehr als zehn Raupen verschlingen. „Rechnet man nun“, sagt Homeyer wörtlich, „auf jeden Vogel in der Minute nur zwei Raupen, so macht dies auf 100 Vögel täglich, den Tag (im Juli) zu 16 Stunden gerechnet, 192,000, in 15 Tagen (so lange währte der Aufenthalt der Kuckucke in Massen) 2,880,000 Raupen. Es war aber eine sichtbare Abnahme der Raupen unverkennbar; ja, man war versucht, zu behaupten, die Kuckucke hätten sie vertilgt, da späterhin wirklich keine Spur von ihnen übrigblieb.“

Diese Beobachtung des trefflichen Forschers steht keineswegs vereinzelt da. Wer im Sommer in einem vom Raupenfraße heimgesuchten Walde verständig beobachtet, wird immer finden, daß die jetzt nicht mit der Fortpflanzung beschäftigten Kuckucke von nah und fern herbeieilen, um an so reich gedeckter Tafel ihrer kaum zu stillenden Freßlust Genüge zu leisten. Wenn die Raupenpest einmal ausgebrochen ist, vermögen freilich auch die Kuckucke ihr nicht mehr zu steuern; sie aber einzudämmen, zu mindern, vielleicht gar nicht zum Ausbruche gelangen zu lassen, das vermögen sie wohl. Und darum ist es die Pflicht jedes vernünftigen Menschen, dem Walde seinen Hüter, uns den Herold des Frühlings zu lassen, ihn zu schützen und zu pflegen, soviel wir dies im stande sind, und blindem Wahne, daß dieser Vogel uns jemals Schaden bringen könnte, entgegenzutreten, wo, wann und gegen wen immer es sei.

*

Die prachtvollsten aller Kuckucke bewohnen die Gleicherländer Afrikas, Asiens und Neuhollands. Der Name Goldkuckucke (Chrysococcyx) ist für ihre Schönheit noch nicht bezeichnend genug, denn ihr Gefieder schimmert in so prachtvollen Farben, wie sie keine Metallverbindung hervorbringen kann. Diese Farbenpracht ist eines ihrer wesentlichsten, vielleicht das wesentlichste aller Kennzeichen. Sie sind sehr klein, gestreckt gebaut, langflügelig und langschwänzig. Der Schnabel ist mittellang, noch ziemlich schwach und im ganzen wie bei unserem Kuckucke gebildet, der Fuß kurzläufig und langzehig, der Fittich ziemlich spitzig, in ihm die dritte Schwungfeder die längste, der Schwanz mehr als mittellang, seitlich etwas abgerundet, das Gefieder knapp, aber großfederig.

Der Goldkuckuck oder Didrik (Chrysococcyx cupreus oder auratus, Cuculus cupreus, auratus und chalcocephalus, Lampromorpha chalcocephala, Calcites auratus, Lamprococcyx auratus und chrysochlorus) ist auf der ganzen Oberseite, mit Ausnahme einiger lichter Stellen, glänzend goldgrün, kupferig schillernd; doch zeigen viele von den Federn auch einen bläulichen Schiller an ihren Rändern, und einzelne einen oder zwei derartige Flecken. Längs der Scheitelmitte, vor und hinter dem Auge verläuft ein weißer Streifen; ein anderer, goldgrün gesäumter, geht vom Mundwinkel aus. Die ganze Unterseite

ist licht bräunlich oder gelblichweiß, aber die Farbe hier so zart, daß sie sich bloß unmittelbar nach der Mauser in voller Schönheit zeigt, durch das Sonnenlicht jedoch auch beim lebenden Vogel bald in Weiß ausgebleicht wird. Die Seiten-, die Schwanz- und Unterflügeldeckfedern sind grünlich, die ersten Hand- und die Armschwingen sowie die äußeren Steuerfedern auf dunkelgrünem Grunde weiß gebändert. Das Auge ist lebhaft gelbbraun, während der Paarungszeit beim Männchen kochenillerot, das Augenlid korallenrot, der Schnabel dunkelblau, der Fuß licht graublau. Die Länge beträgt 19,5, die Breite 33, die Fittich-



Goldkuckuck (Chrysococcyx cupreus). 4/5 natürl. Größe.

länge 11, die Schwanzlänge 8,5 cm. Das Weibchen ist ein wenig kleiner und minder schön, unterscheidet sich auch leicht durch seine gefleckte Unterseite. Das Jugendkleid ist dem der alten Vögel sehr ähnlich, die Unterseite ist aber gelb angeflogen, Brust und Kehle sind metallgrün, dicht geschuppt, die Federn der Oberseite rostgelb gerandet und die Schwingen rostgelb gefleckt.

Über das Leben hat zuerst Levaillant einiges berichtet. „Ich fand den Didrik", sagt er, „im größten Teile Südafrikas, vom Elefantenflusse an bis zum Lande der kleinen Namaken, und zwar so häufig, daß ich Tausende von ihnen hätte erlegen können. Aus meinem Tagebuche ersehe ich, daß ich und mein braver Klaas 210 Männchen, 113 Weibchen und 103 Junge erlegt haben." In Mittelafrika, wo der Vogel von Rüppell, von Heuglin, Marquis Antinori und mir beobachtet wurde, ist er nicht entfernt so gemein. Soviel ich mich erinnere, traf ich ihn immer nur im Urwalde an. In meinen Maßtafeln ist

ausdrücklich bemerkt, daß er sich in den höchsten und dichtesten Bäumen der Wälder aufhält. Heuglin beobachtete ihn am Weißen und Blauen Nil und in Abessinien, zuweilen in kleinen Gesellschaften, in Abessinien nicht selten auch in unmittelbarer Nähe menschlicher Wohnungen oder in der Nachbarschaft von Viehgehegen. Nach Angabe desselben Beobachters erscheint er in letztgenanntem Lande mit Anfang der Regenzeit und verläßt seine Standorte mit den flüggen Jungen im September oder Oktober wieder; laut Antinori trifft er im Bogoslande um die Mitte des Juni ein und zwar immer in Gesellschaft seines Weibchens. Seinen Standort wählt er im Gebirge auf waldigen und sonnigen Gehängen zwischen 300 und 2000 m über dem Meere. Ihn zu entdecken hält nicht schwer; denn das Männchen macht sich bald bemerklich, sei es durch sein Geschrei, oder sei es durch seine Streitlust mit anderen seiner Art. Der Lockton ist ein lautes, flötendes Pfeifen, das Levaillant durch „dididididrik“, von Heuglin durch „huidhuidhuidi“, Fischer durch „tü tue tü“ ausdrückt. E. Teusz, der unseren Vogel vornehmlich am westlichen Kongo beobachtete, spricht einfach von seinem schrillen Pfiffe, der auffällig aus den sonst ziemlich stillen Gehölzen und Buschwäldchen hervorschalle. Das Weibchen soll bloß einen leisen Ton, wie „wikwik“ klingend, vernehmen lassen und mit ihm auch dem verliebten Männchen antworten oder es herbeirufen. Während der Zeit der Liebe sind die Männchen, die an Zahl die Weibchen nicht merklich zu überwiegen scheinen, fast ebenso eifersüchtig und streitlustig wie unser Gauch. „Läßt ein Männchen irgendwo seine weitschallende Stimme hören“, sagt von Heuglin, „so antwortet gleich ein zweites aus der Nachbarschaft, und nicht selten sieht man ihrer zwei oder drei sich unter heftigem Geschrei tüchtig balgen.“ Die Paarungslust erhöht die Regsamkeit des Vogels überhaupt in jeder Weise. So bemerkt Fischer, daß der Goldkuckuck sich erst um Mitte April sehr bemerklich mache, vorher aber einsam und still umhertrieb und deshalb auch nur dann und wann auf Kokospalmen wahrgenommen wurde. Nach der angegebenen Zeit dagegen sah man ihn paarweise fast überall. Nach Art der Kuckucke insgemein ein höchst unruhiger Geselle, erschien er bald hier, bald dort, zeigte sich jetzt frei auf der Spitze eines Mangobaumes, dann mehr versteckt im Gestrüppe eines Sumpfes und wiederum in den Gärten dicht über dem Boden. Wie alle seine Verwandten, ist er ein sehr gewandter Flieger und sein Flug dadurch ausgezeichnet, daß er tiefe Bogenlinien beschreibt: einzelne Beobachter vergleichen den Flug deshalb nicht mit Unrecht mit dem der Bachstelze.

In den Magen der von Fischer untersuchten Stücke fanden sich ziemlich große haarige Raupen vor, woraus also hervorgeht, daß der Kuckuck in dieser Beziehung dem europäischen Verwandten gleicht.

Levaillant fand, wie er angibt, 83 Eier des Goldkuckucks in den Nestern kerbtierfressender Vögel und versichert, beobachtet zu haben, daß das Weibchen sein Ei ebenfalls mit dem Schnabel in die Nester der von ihm zum Pflegeelterngeschäft erwählten Vögel trägt. Seiner Angabe nach entdeckte er dies zufällig, als er einem getöteten Weibchen einen Pfropfen in den Rachen schieben wollte, um das Beschmutzen des Gefieders durch auslaufendes Blut zu verhüten, schließt aber ganz richtig, daß auch alle übrigen Kuckucke in derselben Weise verfahren dürften. Das Ei ist glänzend weiß. Heuglin fand in den Eierstöcken der von ihm zergliederten Weibchen im Juli und September fast reife Eier und bemerkte, daß von ihnen eine namhafte Anzahl befruchtet war.

Verschweigen will ich nicht, daß wir auch über die Fortpflanzungsgeschichte dieses Kuckucks verschiedene, nicht übereinstimmende Mitteilungen erhalten haben. Während durch Levaillant berichtet und durch Ayres, wenn auch nur mit wenigen Worten, bestätigt wurde, daß er nicht brüte, sind von Heuglin, Marquis Antinori und Fischer geneigt, das Gegenteil anzunehmen. Heuglin hat, wie er bemerkt, etwas Bestimmtes darüber nicht erfahren können, ob der Goldkuckuck und seine nächsten Verwandten selbst brüten oder

nicht. „In ersterem Falle", meint er, „würden nach meinen Beobachtungen die alten Vögel der jungen, halb flüggen sich wieder annehmen. Denn ich habe im Oktober 1861 bei Keren mehrere Male gesehen, wie ein schon etwas flugfähiger Goldkuckuck, der schreiend auf dem Gipfel niedriger Büsche und Hecken saß, von alten, also wohl von seinen wirklichen Eltern, gefüttert wurde. Einmal waren sogar zwei Junge beisammen, beide jedoch offenbar verschiedenen Alters." Antinori hat derartige Beobachtungen nicht sammeln können, dagegen durch den äthiopischen Diener Munzingers eine Nachricht erhalten, die für das Selbstbrüten spricht. Ein Goldkuckuck wurde in einem Gebäude gefangen, das Munzinger damals als Stall benutzte, und der äthiopische Diener, dem die Pflege der Tiere oblag, versicherte Antinori, daß in den vorhergehenden Jahren ein Pärchen dieser Kuckucke, vielleicht dieselben Vögel, im Inneren des besagten Raumes und zwar im Stroh des Daches ihr Nest gebaut hätten. Mit beiden Angaben stimmt nun auch die Mitteilung Fischers überein. Nachdem der Goldkuckuck durch sein Geschrei sich bemerklich gemacht und die Aufmerksamkeit des genannten auf sich gelenkt hatte, erhielt dieser Gelegenheit, ihn genau zu beobachten. Ein Pärchen siedelte sich nämlich in einem mitten in der Stadt gelegenen, sehr kleinen, d. h. nur stubengroßen, ringsum von Mauern umgebenen Garten an, besuchte diese Örtlichkeit zuerst täglich und baute später in dem aus wenigen Melonenbäumen und dichtem Strauchwerk bestehenden Baumbeständen sein Nest. Das Weibchen, das beim Neste zurückblieb, empfing das Männchen, wenn es zum Neste kam, jedesmal mit Geschrei. „Das Nest", so schreibt Fischer unter dem 4. Mai 1877, „ist gegenwärtig vollendet, und so hoffe ich, wenn mir der Besitzer des Gartens die Erlaubnis dazu gibt, Ihnen Nest und Eier dieser Kuckucksart einsenden zu können." Damit wäre dann der Beweis geliefert, daß der Goldkuckuck selbst brütet.

Die zweite Unterfamilie bilden die Häherkuckucke (Coccystinae), deren größtes Mitglied, Vertreter der Gattung der Fratzenkuckucke (Scythrops), in Australien lebt. Der Schnabel, der unserem Vogel die Ehre verschafft hat, als Verbindungsglied der Kuckucke und Pfefferfresser angesehen zu werden, ist mehr als kopflang, groß, dick und stark, an der Wurzel ziemlich hoch und breit, seitlich zusammengedrückt, auf dem Firste stark und an der Spitze hakig herabgebogen, woran der Unterschnabel teilnimmt. Je nach dem Alter des Vogels zeigen sich im Oberschnabel mehr oder weniger Längsfurchen, die gegen den Kieferrand hin in schwache, zahnartige Einkerbungen auslaufen. Die Füße sind stark und kurzläufig, ihre Zehen kräftig, jedoch nicht besonders lang. Der Fittich, in welchem die dritte Schwinge die längste ist, erreicht ungefähr die Mitte des verhältnismäßig kurzen, abgerundeten Schwanzes, der, wie gewöhnlich, aus zehn Federn gebildet wird. Das Gefieder ist ziemlich reich, in der Färbung dem unseres Kuckucks nicht ganz unähnlich. Zügel und Augengegend sind nackt.

Der Riesen- oder Fratzenkuckuck (Scythrops novae-hollandiae, australis, australasiae und goerang), der die einzige Art der Gattung bildet, ist auf Kopf und Hals schön aschgrau, auf der Oberseite, Flügel und Schwanz inbegriffen, graubraun, jede Feder des Mantels, der Schultern, des Bürzels und der oberen Schwanzdecken breit umberbraun gerandet, auf der Unterseite hell aschgrau, auf Bauch, Schenkeln und unteren Schwanzdecken gräulichweiß, dunkel in die Quere gebändert. Die Schwingen zeigen am Ende eine breite schwarzbraune Binde, die Schwanzfedern, deren Innenfahnen auf rostfarbenem, gelblichweißem Grunde mit sieben schwarzen Binden gezeichnet sind, ein eben solches Band vor dem breiten, weißen Schwanzende. Das Auge ist braun, der nackte Augenkreis scharlachrot,

der Schnabel gelblich hornfarben, der Fuß olivenbraun. Das Weibchen unterscheidet sich nur durch etwas geringere Größe. Die Länge beträgt 65, die Fittichlänge 34, die Schwanzlänge 26 cm.

Laut brieflicher Mitteilung von Rosenbergs bewohnt der Riesenkuckuck keineswegs Australien allein, sondern findet sich auch auf Neuguinea, Celebes, Ternate, Ceram und den



Riesenkuckuck (Scythrops novae-hollandiae). 1/3 natürl. Größe.

Aru-Inseln. Gould begegnete ihm in Neusüdwales, wo er ein Zugvogel ist, der im Oktober erscheint und im Januar wieder wegzieht. Nach Latham sieht man ihn gewöhnlich früh und abends, zuweilen in kleinen Trupps von 7—8 Stück, öfters aber paarweise. Sein Benehmen und seine Sitten, seine Bewegungen, seine Ernährung und die Art und Weise seiner Fortpflanzung kennzeichnen ihn auf das entschiedenste als Kuckuck. Im Sitzen nimmt er sich prächtig aus, weil er den langen Schwanz oft fächerartig ausbreitet; im Fluge erinnert er oft täuschend an einen großen Falken. Der erste Riesenkuckuck, den Bennett im Pflanzengarten zu Sydney schoß, wurde von ihm zuerst als ein Falke angesehen. Gleich einem solchen kreiste er in hoher Luft umher, unterbrach diese Bewegung zuweilen, um zu

rütteln, ließ sich dann langsam herab, setzte seinen Flug dicht über den Spitzen der hohen Gummibäume und Kasuarinen fort, schwenkte sich auch rund um diese Bäume, bald volle Kreise beschreibend, bald von einem Zweige zum anderen ziehend und dort anhaltend, um nach Heuschrecken und anderen großen Kerbtieren zu spähen, stieß endlich wiederholt auf diese herab und nahm sie von den Blättern oder selbst von den Stämmen der Bäume weg, gelegentlich laut und kreischend aufschreiend und mit ausgebreiteten Schwingen vor den äußersten Spitzen rüttelnd, alles ganz wie Falken zu thun pflegen. Erst nachdem er die verschiedensten Übungen dieser Art ausgeführt und sich seine Morgenmahlzeit gesichert hatte, ließ er sich auf einem sehr hohen Zweige nieder, von welchem er herabgeschossen wurde. Das erwähnte durchdringende Geschrei läßt er im Sitzen wie im Fliegen, insbesondere aber dann vernehmen, wenn ein Falke oder ein anderer Raubvogel ihm zu Gesichte kommt. Elsey, der den Vogel im Norden beobachtete, sagt, daß er mitunter 5 Minuten lang sein klägliches Geschrei ausstoße. „Zuweilen kümmerte er sich nicht um unsere Gegenwart; gewöhnlich aber war er sehr scheu. Zu dem Boden kam er niemals herunter; ich habe ihn stets nur auf den Wipfeln der höchsten Bäume gesehen.“ Der Magen des von Bennett erwähnten Vogels enthielt Goldkäfer und große Heuschrecken in Menge. In den Magen anderer Fratzenkuckucke wurden neben Kerbtieren auch Früchte und Samen, insbesondere solche vom roten Gummi- und Pfefferminzbaume, gefunden.

Über die Fortpflanzung fehlen noch ausführliche Berichte, doch scheint so viel festzustehen, daß auch der Riesenkuckuck seine Eier fremden Eltern anvertraut. Gould erhielt einen, der angeblich von zwei anderen fremden Vögeln gefüttert worden war. Strange fand in dem Legschlauche eines von ihm erlegten Weibchens ein reifes Ei, das auf gräulichem Grunde überall mit rötlichbraunen Flecken und Punkten gezeichnet war.

Ein junger Riesenkuckuck wurde in ein Gebauer, das bis dahin ein Riesenfischer innegehabt hatte, gebracht und hier von Bennett beobachtet. Sofort nach seiner Ankunft öffnete der Neuling, anscheinend hungrig, den Schnabel, und siehe da, der Riesenfischer erbarmte sich der Waise. Gutmütig nahm er ein Stückchen Fleisch, bearbeitete es mit seinem Schnabel so lange, bis es ihm die nötige Weiche zu haben schien, und steckte es seinem Schützlinge sorgfältig in den Schnabel. Dieses Pflegegeschäft setzte er so lange fort, bis der junge Kuckuck fähig war, selbst zu fressen. „Als ich ihn sah“, schreibt Bennett, „saß er auf der höchsten Spitze des Käfigs, erhob sich gelegentlich, schlug mit den Flügeln und bäumte dann wieder, nach Art gewisser Falken, mit welchen er überhaupt Ähnlichkeit zeigt. Wenn ihm des Morgens Futter gebracht wurde, kam er herab, kehrte aber augenblicklich wieder zu seinem erhabenen Sitzplatze zurück. Von dem, was ich gesehen habe, möchte ich schließen, daß er in der Gefangenschaft sehr zahm werden muß.“

*

Die Eilande Ozeaniens und Südasien beherbergen eine kleine Gattung von Häherkuckucken, die man Guckel (Eudynamis) genannt hat. Ihre Kennzeichen sind dicker, kräftiger, auf dem Firste sehr gebogener, starkhakiger Schnabel, dessen Unterkiefer fast gerade ist, starke Füße, mittellange Flügel, in denen die vierte Schwinge die längste ist, langer, abgerundeter Schwanz und ziemlich weiches, sehr übereinstimmend gefärbtes Gefieder. Das kleinere Männchen ist nämlich gewöhnlich schwarz, das Weibchen mehr oder weniger schwarz und weiß gefleckt.

Die berühmteste Art ist der Koel oder Kuil der Hindus, Kokil der Bengalen, Koha der Singalesen, Kusil der Malayen, Tuhu und Tschuli der Javanen (Eudynamis nigra, Cuculus niger, variegatus, panayanus, maculatus, honoratus, scolopaceus,

indicus, orientalis und crassirostris, Eudynamis chinensis und ceylonensis). Das Männchen ist glänzend grünlichschwarz, das Weibchen glänzend dunkelgrün, auf der Oberseite weiß gefleckt, auf den Schwingen und dem Schwanze weiß gebändert, unten weiß mit schwarzen Flecken, die in der Halsgegend länglich, in der Brustgegend herzförmig sind. Das Auge ist scharlachrot, der Schnabel blaßgrünlich, der Fuß schieferblau. Die Länge des



Koel (Eudynamis nigra). Junges Männchen. ⅓ natürl. Größe.

Männchens beträgt 41, die des Weibchens 46, die Breite des ersteren 60, des letzteren 63, die Fittichlänge 19 und 21 cm, die Schwanzlänge ebensoviel.

„Dieser wohlbekannte Vogel", bemerkt Jerdon, „findet sich in ganz Indien, von Ceylon bis Barma, und außerdem auf den Malayischen Inseln und den Philippinen. Er bewohnt Gärten, Haine, Alleen und lichte Waldungen, frißt fast ausschließlich Früchte verschiedener Arten, namentlich Feigen, Bananen und dergleichen, und hält sich, obgleich er nicht gesellig ist, doch zuweilen in kleinen Trupps zusammen. Er ist keineswegs scheu, hat aber die uns bekannte, ruhige, zurückhaltende Lebensart des gewöhnlichen Kuckucks, solange er sich im Gezweige aufhält, während er laut aufschreit, sobald er fliegt. Der Flug

unterscheidet sich von dem des Kuckucks; denn er ist nicht so ruhig und gleitend, sondern erfordert zahlreichere Flügelschläge. Gegen die Brutzeit hin wird der Koel lärmend und läßt sich jederzeit vernehmen, selbst mitten in der Nacht, indem er unablässig seinen wohlbekannten Schrei, ein an Stärke anschwellendes ‚Koel koel‘, ausstößt. Übrigens besitzt das Männchen noch einen anderen Stimmlaut, der wie ‚huwihu‘ oder ‚hoäo‘ klingt, und wenn er fliegt, läßt er noch ein drittes, etwas klangreicheres Geschrei vernehmen.

Eingehender berichtet Blyth. Der Koel, obwohl ein Vogel von den Sitten der Kuckucke insgemein und diesen auch darin ähnelnd, daß er von einem Baume zum anderen zu fliegen pflegt, ist nicht besonders scheu und gestattet in der Regel Annäherung eines Menschen, während er sich still hält, um Beobachtung zu vermeiden oder insbesondere, wenn er frißt. Wenn ein Baum in voller Frucht steht und man unter einem solchen sich aufstellt, kann man ihrer so viele erlegen, daß man kaum Zeit hat, das Gewehr wieder zu laden. Je nachdem diese oder jene Frucht in Reife kommt, hält er sich mehr auf dem einen oder anderen Baume auf. Zu anderen Zeiten ernährt er sich von verschiedenen Beeren, die unzerstückt verschlungen, und deren große Körner dann ausgewürgt werden. Beim Fressen sieht man oft mehrere Koels nahe beisammen; doch halten sie keine Gemeinschaft miteinander, und jeder geht unabhängig seinen Weg, wie es wohl bei allen übrigen Kuckucken auch der Fall sein mag. Alle diese Gewohnheiten des Vogels ändern sich, wenn die Paarungszeit herannaht. Nunmehr wird der Koel zu einem fast unerträglichen Schreier, dessen laute Rufe man fast ohne Unterbrechung vernimmt. Die verschiedenen Landesnamen sind, wie zu erwarten, ein Klangbild dieses Rufes, der nach Kuckucksart ausgestoßen wird und, in einer gewissen Entfernung vernommen, das Ohr anmutet, infolge seiner unendlichen Wiederholungen zu allen Stunden des Tages und der Nacht zuletzt aber doch wenigstens den einen oder den anderen Europäer ermüdet. Anders denken die Eingeborenen. Sie bewundern den Vogel hauptsächlich seiner Stimme halber, halten ihn deshalb vielfach in Gefangenschaft und erfreuen sich an ihm ebenso wie an den besten Sängern. Eine Folge ihrer Liebhaberei ist, daß auch der gefangene Koel bald alle Scheu verliert, nicht nach Art unseres Kuckucks verdrossen schweigt, sondern seine laute Stimme in der Gefangenschaft ebensogut zum besten gibt wie im Freien.

„Das Weibchen dieses in Indien äußerst volkstümlichen Vogels“, fährt Blyth fort, „scheint sein Ei ausschließlich in die Nester der beiden indischen Krähenarten, der Glanz- und Aaskrähe (Corvus splendens und Corvus culminatus), zu legen. Dies ist etwas so Gewöhnliches, daß uns ein Mann zu gleicher Zeit 5—6 Kuckuckseier brachte, deren jedes in einem verschiedenen Neste gelegen hatte. Man findet das Ei unseres Schmarotzers so oft allein in Krähennestern, daß man fast zu der Annahme berechtigt ist, der Koel zerstöre die Eier der Krähe, in deren Nest er das eigne legen will. Aber unerwiesen bleibt es, ob der junge Koel den ‚Instinkt‘ besitzt, etwaige Mitbewohner des Nestes hinauszuwerfen. Ich bin sehr geneigt, daran zu zweifeln. Frith, auf dessen Erfahrungen ich das größte Gewicht lege, versichert, nie mehr als ein Koel-Ei in einem Neste und auch nie in anderen Nestern als denen der genannten beiden Krähen gefunden zu haben. Er beobachtete öfters, wie das Weibchen der Glanzkrähe den weiblichen Koel aus seiner Nachbarschaft vertrieb, und einmal, wie dieser letztere, indem er der Verfolgung zu entgehen versuchte, mit solcher Gewalt gegen die Glasscheibe eines Gebäudes flog, daß er mit zerschmettertem Schädel sogleich niederstürzte.“ Major Davidson erzählt: „In der Veranda meines Bungalows stehend, hörte ich plötzlich ein lautes Gekreisch auf dem Rasen und eilte hinzu, in der Meinung, eine junge Krähe sei aus dem Neste gefallen. Anstatt einer solchen fand ich zu meinem Erstaunen einen jungen Koel. Ich näherte mich auf einige Schritte und sah, wie der kleine Vogel aus dem Schnabel der Krähe Nahrung empfing und dabei zitterte und die Flügel

ausbreitete." Ein Eingeborener, der zugegen war, versicherte, daß der Koel allemal von der Stiefmutter aufgefüttert werde, und daß diese Pflege so lange andauere, bis der fremde Vogel selbst für sich zu sorgen im stande sei. „Das Ei des Koels", sagt Blyth weiter, „ist 30 mm lang und 18—22 mm breit; der Gestalt nach ähnelt es sehr den Eiern des Kotri oder Landstreichers (Dendrocitta rufa), seine Farbe ist aber gesättigter, ein blasses Olivengrün mit gleichmäßig dichter rötlichbrauner Fleckung, die um das dicke Ende zu gedrängter steht. Für den Eierkundigen hat das Ei ein bezeichnendes kuckuckartiges Ansehen."

Im Widerspruche mit der von Davidson mitgeteilten Thatsache erzählt Philipps, er selbst und ein gebildeter, im Beobachten sehr geübter und durchaus zuverlässiger Eingeborener hätten gesehen, daß das Koelweibchen, nachdem es sein Ei in einem Krähenneste niedergelegt habe, dieses häufig aus einer gewissen Entfernung beobachte, um zu gewahren, ob auch sein Junges hinausgeworfen werde. Dieses geschehe, sobald es sein geflecktes Jugendkleid anlege, also flügge sei, und sofort nehme sich die echte Mutter des doch noch hilflosen Kindes an, um es zu füttern. Er habe dies mehr als einmal während seines Aufenthaltes in Gwalior beobachtet. Daß die Koelmutter ihr Junges füttere, habe er selbst gesehen. Das Junge war fast ganz erwachsen und saß ruhig auf einem Baume, während die Alte, ab und zu fliegend, ihm Früchte zutrug. „Das Wahre an der Sache scheint zu sein", schließt Blyth, „daß der Koel hintereinander verschiedene Eier legt, in Zwischenräumen von 2—3 Tagen etwa, wie der europäische Kuckuck, und ferner, daß, nachdem die Jungen von den Pflegeeltern herausgeworfen sind, die echte Mutter sie noch einen oder einige Tage füttert." Blyth bedauert, in dieser Beziehung Gelegenheit zu eignen Beobachtungen nicht gehabt zu haben, und damit ist, für mich wenigstens, gesagt, daß die Mitteilungen von Philipps wohl auf sich beruhen dürfen.

Hierzu bemerkt Jerdon noch das Nachstehende: „Das Koel-Weibchen legt, wie in Indien längst bekannt, seine Eier fast ausschließlich in das Nest der Glanzkrähe, viel seltener in das der Aaskrähe. Gewöhnlich legt es nur ein Ei in jedes Nest, und meist, aber nicht immer, zerstört es gleichzeitig eines der Kräheneier. Es ist ein Volksglaube in Indien, daß die Krähe den Betrug merke, wenn der junge Koel fast ausgewachsen ist, und ihn dann aus dem Neste stoße. Die Regel kann dies aber in Wahrheit nicht sein, denn ich habe den jungen Vogel oft von Krähen füttern sehen, nachdem er schon das Nest verlassen hatte. Übrigens scheinen es die Krähen recht wohl zu merken, wenn sie durch den Koel zum Hahnrei gemacht werden." Durch Swinhoes Beobachtungen erfahren wir, daß der Koel keineswegs einzig und allein die von dem vorher erwähnten Forscher genannten Vögel zu Pflegeeltern seiner Brut erwählt, sondern seine Eier auch in die Nester anderer, obschon immerhin noch den Raben entfernt verwandter Vögel, insbesondere der Grakeln und Mainas, legt. Ein Koel flog vor Swinhoes Augen nach einem Baume und wurde dort von seinem Weibchen begrüßt, das sich in der Nähe des Nestes einer Grakel zu schaffen gemacht hatte. Als der rechtmäßige Besitzer des Nestes von einem Ausfluge zurückkehrte, stürzte er sich auf die Eindringlinge, wurde jedoch von diesen besiegt und in die Flucht geschlagen.

Zu meiner Freude sah ich bei einem meiner Besuche des Londoner Tiergartens einen der Koels, die Babu Rajendra Mulik, ein indischer Vogelliebhaber, der genannten Anstalt geschenkt hatte. Der Vogel war damals bereits seit zwei Jahren in London und befand sich so wohl, daß man mit Recht hoffen durfte, ihn noch jahrelang am Leben zu erhalten. Seine Gefangenkost bestand aus gekochtem Reis und verschiedenen Früchten und Beeren, frischen und gedörrten. Leider nahm mich der Tierreichtum des Gartens so in Anspruch, daß ich zu einer eingehenden Beobachtung des berühmten Vogels keine Zeit gewinnen konnte. Es schien mir übrigens, als ob sich der Koel in der Gefangenschaft durch

große Lebhaftigkeit auszeichne und dadurch von seinen europäischen Verwandten sehr zu seinem Vorteile unterscheide.

*

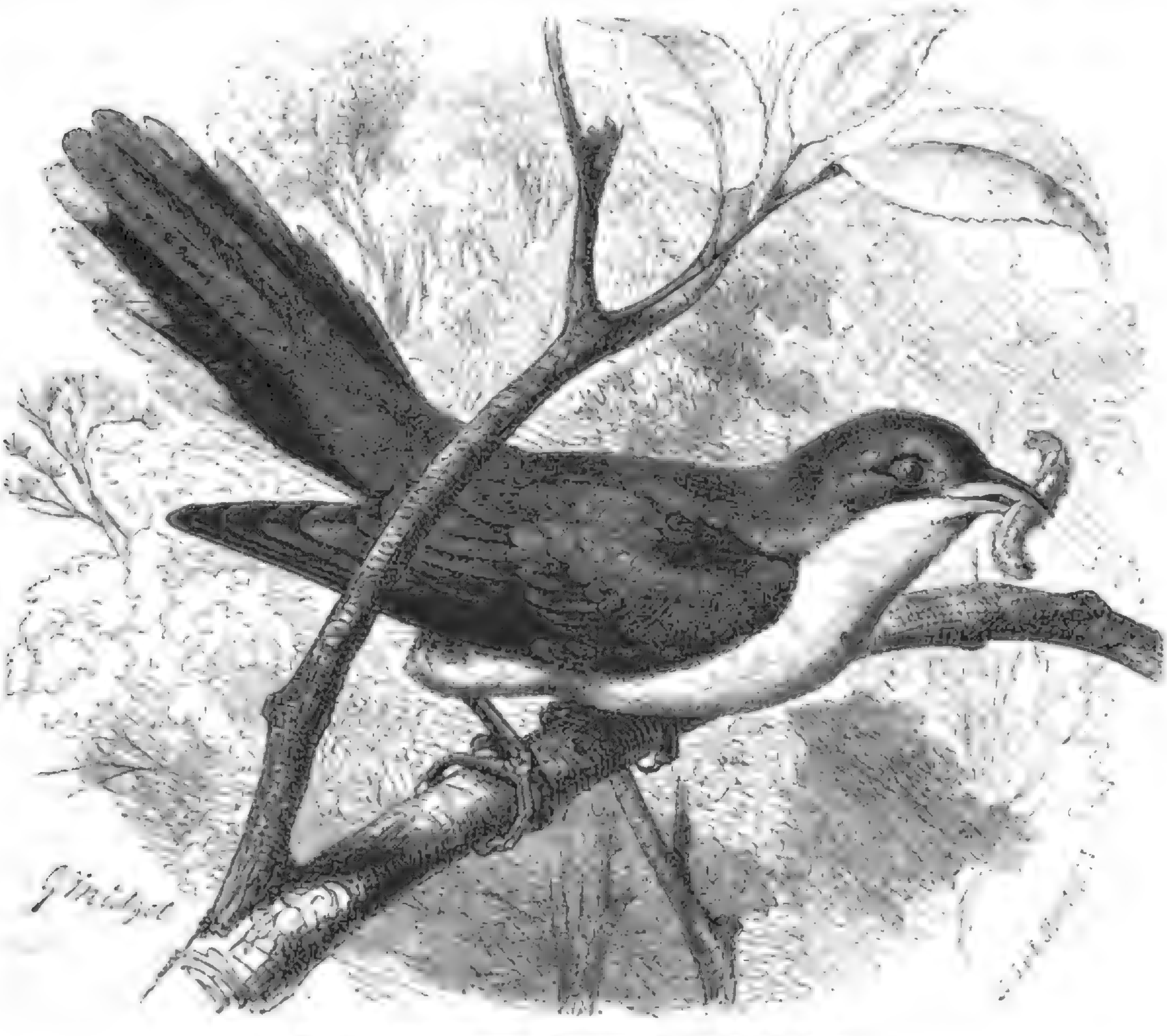
Die Häherkuckucke, welche die Neue Welt bewohnen, hat man Regen- oder Fersenkuckucke (Coccygus) genannt. Ihre Kennzeichen liegen in dem verhältnismäßig kräftigen Leibe, den mehr oder weniger kurzen Flügeln, dem oft sehr langen, aus 10, ausnahmsweise aus 12 Federn gebildeten Schwanze, dem ziemlich kräftigen Schnabel und den verhältnismäßig hochläufigen Füßen, die bei einzelnen so entwickelt sind, daß sie zum Leben auf dem Boden befähigen. Das Gefieder zeichnet sich durch außerordentliche Weichheit aus. Das Weibchen pflegt größer als das Männchen zu sein, ähnelt diesem jedoch in der Färbung. Auch die Jungen unterscheiden sich kaum von den Alten.

Die Fersenkuckucke sind in 10 Arten über die Wendekreisländer Amerikas verbreitet, besonders aber im Süden des Erdteiles zu Hause. Sie haben mit den Kuckucken des Ostens in ihrem Wesen manche Ähnlichkeit, halten sich in den Wäldern oder Baumpflanzungen auf, sind scheu, der Einsamkeit zugethan, leben meist in den dichtesten Teilen der Gebüsche, schlüpfen hier geschickt durch das Gezweige und kommen gelegentlich auch wohl auf den Boden herab. Ihre Nahrung besteht in Kerbtieren und Früchten, vorzugsweise aber in den haarigen Raupen gewisser Schmetterlinge. Nebenbei plündern sie die Nester kleinerer Vögel, schlucken wenigstens deren Eier hinab und können hierdurch lästig werden. Dafür vernichten sie wiederum keine Bruten durch das Unterschieben ihrer Eier; denn sie brüten in der Regel selbst und legen, wie es scheint nur ausnahmsweise, vielleicht im größten Notfalle bloß eins ihrer Eier fremden Vögeln unter.

Durch Wilson, Audubon, Nuttall, Newton, Brewer, Coues und andere Forscher ist uns eine Art der Gattung, der Gelbschnabel- oder Regenkuckuck (Coccygus americanus, bairdii und julieni, Cuculus americanus, carolinensis, dominicus und cinerosus, Coccyzus, Erythrophrys und Curcus americanus), bekannt geworden. Das Gefieder der Oberseite, einschließlich der Flügeldeck- und beiden mittelsten Schwanzfedern, ist licht graubraun mit schwachem Erzschimmer, ein verwaschener Ohrstreifen dunkler, die ganze Unterseite einschließlich der Halsseiten milchweiß, zart gräulich überflogen; die dritte bis siebente Schwinge sind in der Wurzelhälfte zimtrötlich, die übrigen außen und an der Spitze braun wie der Rücken, die Schwanzfedern mit Ausnahme der mittelsten schwarz, weiß an der Spitze, die äußersten auch weiß an der Außenfahne. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel oben bräunlichschwarz, der Unterschnabel gelb, der Fuß blaugrau. Die Länge beträgt 33, die Breite 42, die Fittichlänge 15, die Schwanzlänge 17,5 cm.

„Ein Fremder“, sagt Wilson, „der die Vereinigten Staaten besucht und im Mai und Juni durch unsere Wälder geht, vernimmt zuweilen tiefe Kehllaute, die den Silben ‚kau kau‘ ungefähr ähneln, langsam beginnen, aber schneller werden und so rasch endigen, daß die Laute ineinander zu laufen scheinen. Diese Töne kann er oft hören, ohne daß er den Vogel bemerkt, von welchem sie herrühren; denn dieser ist scheu und einsam und sucht sich stets die dichtesten Gebüsche zu seinem Wohnsitze aus. Dies ist der gelbschnäbelige oder Regenkuckuck, ein Sommervogel der Vereinigten Staaten, der um die Mitte oder, weiter nach Norden hin, zu Ende des April, auch wohl erst Anfang Mai einzutreffen pflegt und bis Mitte September im Lande verweilt, dann aber, und zwar zu großen Scharen vereinigt, nach Mittelamerika zieht, um dort zu überwintern.“ Der Vogel verbreitet sich über sämtliche Vereinigte Staaten, von Kanada bis Florida, und von der atlantischen Küste bis zu der des Stillen Meeres, kommt ebenso und zwar zum Teil als Brutvogel im südwestlichen Texas und auf allen Hauptinseln Westindiens vor. Newton fand ihn brütend auf

St. Croix, Gosse auf Jamaika, Gundlach wie Lembeye auf Cuba, Salvin in Mittelamerika; sein Brutgebiet dehnt sich also von Kanada und Minnesota bis Florida und von Neu-Braunschweig bis Texas aus. In den südlichen Teilen dieses Wohnkreises dürfte unser Kuckuck wohl nur Strichvogel sein; im Norden gehört er unter die regelmäßigen Zugvögel. Die Flüge, die gelegentlich beim Ziehen gebildet werden, verbreiten sich auf weithin, ohne eigentlichen Zusammenhang zu haben, obgleich ein Vogel der Gesellschaft dem anderen folgt. Werden die Wanderscharen durch Stürme heimgesucht, so geschieht es wohl auch, daß sie



Regenkuckuck (Coccygus americanus). ⅓ natürl. Größe.

auf kleineren Inseln im Antillenmeere Zuflucht suchen und dann weite Strecken buchstäblich erfüllen. Eine solche Wandergesellschaft sah Hurdis im Oktober auf den Bermuda-Inseln. Der Schwarm, der Tausende zählte, kam nach einem starken Südwestwinde mit Regen und ließ sich zwischen den Wacholderbüschen der Südküste nieder, setzte aber schon am folgenden Tage seine Reise fort.

Bald nach seiner Ankunft im Frühjahre vernimmt man den Regenkuckuck überall in Nordamerika, und wenn man seine Gewohnheiten kennt, hält es auch nicht schwer, ihn zu beobachten, da er nirgends selten, an geeigneten Örtlichkeiten sogar häufig ist. Die meisten Paare siedeln sich allerdings im Walde an, sehr viele aber nehmen ebenso in unmittelbarer Nähe der Wohnungen, z. B. in Baumgärten, Herberge, und das Männchen verrät sich hier bald durch sein aus der Kehle kommendes „Kau kau“ oder „Kuk“, schreit auch an

warmen Tagen, wie Nuttall bemerkt, stundenlang ununterbrochen und selbst noch während der Nacht. Coues vergleicht das Geschrei mit dem der Höhleneule und versichert, daß man unter Umständen leicht getäuscht werden und in dem einen Schreier den anderen vermuten kann. Nach Coopers Beobachtungen ähnelt der Ruf auch dem Stimmlaute einer Kröte.

Der Regenkuckuck ist ein Schlüpfer, kein Läufer. Im Gezweige der Bäume bewegt er sich mit meisenartiger Gewandtheit, zum Boden kommt er selten herab, und wenn er hier wirklich einmal umherhüpft, geschieht es in einer ungemein täppischen Weise. Der Flug ist schnell und geräuschlos, wird jedoch selten weit ausgedehnt, vielmehr beim ersten geeigneten Baume unterbrochen, da sich der Vogel im Inneren dichtwipfeliger Baumkronen am sichersten zu fühlen scheint. Wenn er seinen Weg durch die Zweige nimmt, läßt er, laut Audubon, bald die Ober-, bald die Unterseite sehen.

Die Nahrung besteht aus Kerbtieren und Früchten, namentlich Schmetterlingen, Heuschrecken, haarigen Schmetterlingsraupen und dergleichen, und im Herbste aus verschiedenen Beeren. Wohl nicht mit Unrecht steht auch er in dem Verdachte, die Nester kleinerer Vögel auszuplündern.

Coues bezeichnet unseren Kuckuck als einen scheuen und unzuthulichen Vogel, der am liebsten hochstämmige Waldungen bewohnt, jedoch auch in große, baumreiche Parks, selbst in solche inmitten der Städte hereinkommt, in der Regel aber sich immer in den Zweigen versteckt hält. Nur wenn er einem fliegenden Kerbtiere durch die Luft nachfolgt, macht er sich sehr bemerklich; denn das metallische Olivengrau der Oberseite schimmert dann in der Sonne und sticht lebhaft von der schneeigen Unterseite ab. In der Regel hört man ihn viel öfter, als man ihn zu sehen bekommt, und auch wenn er sich von einem Baume auf den anderen begibt, geschieht dies in versteckter Weise. Beim Schreien sitzt er bewegungslos wie eine Bildsäule lange Zeit auf einer Stelle, und ebenso ruhig verhält er sich, wenn er einen verdächtigen Gegenstand entdeckt hat. Seine Neugier scheint nicht gering zu sein; wenigstens beobachtet man ihn häufig, wie er forschenden Auges aus dem dichtesten Gezweige hervorlugt, um sich über irgend einen ihm ungewöhnlichen Gegenstand genau zu vergewissern. Infolge seiner Plünderungen der Vogelnester hat er sich bei der gesamten kleinen gefiederten Welt höchst verhaßt gemacht und wird, sobald er sich zeigt, ebenso eifrig und heftig verfolgt wie unser Kuckuck.

Das Fortpflanzungsgeschäft bietet insofern etwas Merkwürdiges dar, als der Vogel seine Kuckucksnatur doch nicht ganz verleugnet, sondern wenigstens zuweilen seine Eier in anderer Vögel Nester legt. Noch merkwürdiger ist, daß das Weibchen die Eier, die es legt, sofort bebrütet, und daß demzufolge die Jungen nicht gleichzeitig ausschlüpfen. Das Nest besteht aus wenigen trockenen Zweigen und Gras, ist sehr einfach, flach, dem der gemeinen Taube ähnlich und ebenso auf wagerechten Zweigen befestigt, oft in Manneshöhe. Die 4 oder 5 Eier sind länglich und von lebhaft grüner Färbung. „Als ich mich", sagt Audubon, „im Jahre 1837 im Anfange des Juni zu Charleston befand, wurde ich von einem Herrn Rhett eingeladen, auf sein Grundstück zu kommen, um dort das Nest eines Vogels in Augenschein zu nehmen. Es stand nahezu in der Mitte eines Baumes von mäßiger Höhe und wurde von dem Sohne des genannten Herrn leicht erreicht. Einer der alten Kuckucke, der darauf saß, verließ seinen Platz erst, nachdem ihm der Kletterer mit der Hand bis auf wenige Centimeter nahegekommen war; dann flog er lautlos einem anderen Baume zu. Zwei junge Kuckucke, die fast schon im stande waren, zu fliegen, verließen eiligst ihre Wiege und krochen zwischen den Ästen hinaus, wurden hier aber bald gefangen. Das Nest enthielt noch drei Kuckucke, jedoch alle von verschiedener Größe. Der kleinste von ihnen war anscheinend eben erst ausgekrochen, der nächstfolgende sicherlich auch nur ein paar Tage alt,

während der größte von ihnen, der schon ziemlich befiedert war, im Verlaufe einer Woche hätte ausfliegen können. Neben diesen Jungen lagen auch noch zwei Eier im Neste, eins, das schon ein Junges enthielt, und ein anderes, das noch frisch war, also erst kürzlich gelegt sein konnte. Als wir alle die jungen Kuckucke nebeneinander betrachteten, entdeckten wir zu unserer größten Verwunderung, daß auch nicht zwei von ihnen dieselbe Größe hatten. Sie mußten zu verschiedenen Zeiten ausgeschlüpft und die größten drei volle Wochen älter sein als die übrigen. Rhett versicherte mich, dasselbe bei einem zweiten Neste beobachtet zu haben, und erzählte, daß darin von einem Paare während einer Brutzeit nach und nach elf junge Kuckucke ausgebrütet und großgezogen worden wären." Audubons Entdeckung wurde später durch Brewers Beobachtungen bestätigt. „Das Weibchen", schreibt dieser seinem Freunde, „beginnt offenbar zu brüten, sobald es das erste Ei gelegt hat. Ich habe in dem Neste ein Ei noch frisch gefunden, während in einem zweiten das Junge soeben die Schale durchbrechen wollte, und ebenso habe ich Eier ausgehoben, die zum Ausschlüpfen reif waren, während nicht bloß kleinere, sondern zum Ausfliegen fertige Junge in demselben Neste saßen."

Nach Nuttalls ziemlich eingehenden Beobachtungen verläßt der Regenkuckuck in der Regel seine Eier, wenn sie berührt werden, bevor er mit dem Brüten begonnen hat, legt dagegen die wärmste Zärtlichkeit gegen seine Jungen an den Tag und erscheint in so großer Nähe eines das Nest beunruhigenden Menschen, daß man ihn fast mit der Hand ergreifen kann. Wie viele andere Vögel auch, fällt unter solchen Umständen eins oder das andere der Eltern zum Boden herab, flattert, taumelt, spiegelt Lahmheit vor und gebraucht sonstige Künste der Verstellung, um den Eindringling von dem Neste abzulocken, gibt auch bei solcher Gelegenheit klägliche Kehllaute zu hören, die man sonst nicht vernimmt. Während das Weibchen brütet, verweilt das Männchen in seiner Nähe, hält treue Wacht und warnt die Gattin vor jedem sich nahenden Feinde. Nach dem Ausschlüpfen der Jungen vereinigen sich beide in aufopfernder Weise, um die gefräßige Brut großzuziehen. Newton bestätigt Nuttalls Angaben, beobachtete aber auch einen Fall von Gattentreue, der Erwähnung verdient. Als er ein Männchen erlegt hatte und dieses kreischend zu Boden fiel, erschien das Weibchen augenblicklich und begann, sich verstellend, über den Boden wegzuflattern, ebenso als ob seine Jungen in Gefahr gewesen wären. Ein Nest, das der letztgenannte Beobachter auffand, stand wenig versteckt auf einem niedrigen Zweige und war so klein, daß es eben nur hinreichte, die drei Eier, nicht aber auch das brütende Weibchen aufzunehmen. Dieses flog nicht eher auf, als bis Newton sein Reittier dicht unter dem Neste angehalten und den brütenden Vogel fast mit der Peitsche berührt hatte. Nuttall glaubt, daß der Regenkuckuck mehr als einmal im Jahre brüte, hat wenigstens noch gegen Ende August Eier gefunden. Auch die auffallende Angabe, daß auch der Regenkuckuck zuweilen in die Nester anderer Vögel lege, rührt von Nuttall her. Ein Ei soll im Neste eines Katzenvogels, ein anderes in dem der Wanderdrossel gefunden worden sein. Kein anderer Beobachter hat Ähnliches erfahren.

In Amerika wird der Regenkuckuck selten verfolgt, und dies erklärt die geringe Scheu, die er an den Tag legt. Übrigens merkt er bald, ob man ihm wohl will oder nicht: Erfahrung witzigt auch ihn. Nach Audubon soll er dem Edelfalken oft zur Beute fallen.

*

Anfang dieses Jahrhunderts wurde der Kaufmann Müller zu Lübben im Spreethale benachrichtigt, daß in der Nähe seines Wohnortes in einem sumpfigen Buschholze zwei ganz absonderliche Vögel umherflögen. Der Mann begab sich mit seinem Gewehre nach der betreffenden Stelle und erkannte, daß die ihm gewordene Mitteilung richtig war. Er fand

zwei außerordentlich flüchtige, kuckucksartige Vögel, die beständig von einem Baume zum anderen flogen und dabei stark schrieen. Das Geschrei hatte mit dem unseres Kuckucks keine Ähnlichkeit, sondern glich eher dem lachenden Rufe des Spechtes. Mit Mühe gelang es dem Jäger, einen zu erlegen. Der andere wurde nach dem Schusse, der seinen Gefährten zu Boden gestreckt hatte, noch viel scheuer und konnte allen Bemühungen zum Trotze nicht erbeutet werden. Der erlegte kam später in die Sammlung meines Vaters und wurde von diesem unter dem Namen Langschwanzkuckuck beschrieben. Später stellte sich freilich heraus, daß dieser Fremdling den Vogelkundigen schon durch Linné bekannt gemacht und mit dem Namen Cuculus glandarius belegt worden war; jedenfalls aber war mein Vater der erste, der über das Vorkommen dieses Vogels in Deutschland Kunde gab, und es ist wenigstens ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß mir, dem Sohne, beschieden war, die Forscher zuerst über das Brutgeschäft desselben Vogels aufzuklären.

Die Gattung der Häherkuckucke (Coccystes) kennzeichnet sich durch gestreckten Leib, fast kopflangen, an der Wurzel dicken und merklich breiten, an den Seiten stark zusammengedrückten, gebogenen Schnabel, starke und verhältnismäßig lange Füße, die vorn bis unter das Fersengelenk herab befiedert, hinten aber ganz von Federn entblößt sind, mittellange Flügel, in welchen die dritte Schwinge die längste ist, mehr als körperlangen, keilförmigen, schmalfederigen Schwanz, dessen äußerste Federn etwa halb so lang als die mittelsten sind, und glatt anliegendes, auf dem Kopfe aber haubiges Gefieder, das beiden Geschlechtern gemeinsam, nach dem Alter jedoch etwas verschieden ist. Gloger, der die Gattung aufstellte, rechnet zu ihr noch viele andere Arten, in welchen man gegenwärtig nicht mehr die nächsten Verwandten des Straußkuckucks erkennt. Demungeachtet gehört die Abteilung immer noch zu den zahlreicheren der Familie und ist namentlich in Afrika mehrfach vertreten.

Der Straußkuckuck, wie wir ihn nennen wollen (Coccystes glandarius, Cuculus glandarius, macrurus, piranus, phaiopterus, gracilis und andalusiae, Oxylophus und Edolius glandarius), ist auf dem Kopfe aschgrau, auf dem Rücken graubraun, auf der Unterseite gräulichweiß; Kehle, Seitenhals und Vorderbrust sind rötlich fahlgelb; die Flügeldeckfedern und die Armschwingen enden mit großen, breiten, dreieckigen, weißen Flecken. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel purpurhornfarben, unten lichter, der Fuß graugrünlich. Die Länge beträgt ungefähr 40, die Fittichlänge 21, die Schwanzlänge 22,5 cm. Genauere Maße kann ich leider nicht geben, obgleich ich mehrere Paare sorgfältig gemessen habe.

Als das eigentliche Vaterland des Straußkuckucks ist Afrika anzusehen. In Ägypten und Nubien ist er stellenweise häufig, ebenso in Westafrika, in dem benachbarten Arabien und Palästina wenigstens nicht selten, in Persien in einzelnen Jahren überaus zahlreich, in anderen auffallend spärlich vertreten, in Algerien findet er sich ebenfalls, und von hier aus streift er mehr oder weniger regelmäßig nach Europa herüber. In Spanien ist er Brutvogel, in Griechenland scheint er seltener und nach den bisherigen Beobachtungen nur zufällig vorzukommen, in Italien hat man ihn ebenfalls öfter beobachtet. Wahrscheinlich wird er in ganz Südeuropa an geeigneten Stellen fast alljährlich bemerkt; wenigstens erschien er nach meinen Erfahrungen während der Zugzeit regelmäßig bei Alexandrien, wo man ihn sonst nicht antrifft. Nach Deutschland verfliegt er sich wohl sehr selten; doch ist außer dem oben mitgeteilten wenigstens noch ein Fall bekannt, daß er hier erlegt wurde. Seine Winterreise dehnt er bis in den östlichen Sudan aus: ich habe ihn dort wiederholt erlegt und für einen Zugvogel gehalten. Übrigens wandern unzweifelhaft nur die in Europa ansässigen so weit nach Süden hinab; denn die in Ägypten wohnenden verlassen ihr Vaterland in den unserem Winter entsprechenden Monaten nicht.

In Ägypten bevorzugt der Straußkuckuck ganz entschieden kleine Mimosenhaine, wie solche hier und da im Nilthale sich finden. Ein Wäldchen, das man in einer Viertelstunde umgeht, kann unter Umständen 8—10 Paare, mindestens Männchen, beherbergen, während man sonst viele Kilometer durchreist und durchjagt, ohne einen einzigen zu bemerken. In Palästina, wo der Straußkuckuck vielleicht ebenso häufig vorkommt wie in Ägypten, bewohnt er, laut Tristram, dünn bestandene Waldungen, besonders solche der Eiche, erscheint



Straußkuckuck (Coccystes glandarius). ⅔ natürl. Größe.

in ihnen nicht vor Ausgang Februar und verläßt sie mit Bestimmtheit um die Mitte des Herbstes wieder. Ähnliche Örtlichkeiten sind es auch, die ihm in Spanien Herberge geben, wogegen er im Inneren Nordostafrikas, nach von Heuglin namentlich am Gazellenflusse, weite grasreiche Ebenen und Weidelandschaften, die mit lichtem, niedrigem Gebüsche bestanden sind, zu bewohnen pflegt. In Niederguinea treibt er sich nach den Beobachtungen der Mitglieder der Güßfeldtschen Loango-Expedition in den Gehölzen und Buschwäldchen der Savanne herum, und zwar wurde er vorzugsweise gesehen, wenn er schnellen und gewandten Fluges gleich einem Falken zwischen den Baumwipfeln hinstrich. Die Wüste und höhere Gebirge meidet der Straußkuckuck aus leicht erklärlichen Gründen, und auch in der baumlosen Steppe fühlt er sich nicht heimisch. Im Gegensatze zu unserem Kuckucke begegnet man

ihm selten einzeln. Ob die Paarungszeit auf sein geselliges Verhalten irgend welchen Einfluß ausübt, vermag ich nicht zu sagen; ich kann bloß angeben, daß wir gerade während der Brutzeit die Straußkuckucke in Gesellschaft, jedoch nicht auch in Frieden zusammen antrafen. Allen, der nach mir Ägypten bereiste, sagt, daß man den Vogel gewöhnlich paarweise finde, und auch von Heuglin gibt an, daß er nur einzeln getroffen werde, während ich behaupten muß, daß das häufigere Zusammensein die Regel, das vereinzelte Vorkommen die Ausnahme ist.

In seinem Wesen und Betragen hat der Straußkuckuck mit seinem deutschen Verwandten wenig gemein. Der Flug ähnelt zwar dem des letzteren einigermaßen; im übrigen unterscheidet sich der Vogel wesentlich von ihm. Auch er ist flüchtig, läßt sich jedoch, wie bemerkt, an ein viel kleineres Gebiet fesseln; auch er ist unstet, kehrt aber doch viel öfter zu denselben Plätzen zurück als jener; auch er ist eifersüchtig, allein doch nicht entfernt in demselben Grade wie unser blind wütender Gauch, der sich, wie wir gesehen, von dieser Leidenschaft so vollständig beherrschen läßt, daß er sich wie sinnlos gebärdet. Daß die verliebten Männchen sich ebenfalls heftig verfolgen, dabei lebhaft schreien und miteinander kämpfen, ist selbstverständlich; es geschieht dies aber wenigstens in einer viel anständigeren Weise als bei unserem Kuckucke.

Der Flug des Straußkuckucks ist pfeilgeschwind und ungemein geschickt; denn der Vogel eilt mit der Gewandtheit des Sperbers durch das geschlossenste Dickicht, ohne einen Augenblick anzuhalten. Gewöhnlich fliegt er nicht gerade weit, sondern immer nur von einem Baume zum andern; nur wenn zwei Männchen sich jagen, durchmessen sie ausgedehntere Strecken. Zum Boden herab kommt er wohl äußerst selten; ich wenigstens habe ihn nie hier gesehen, aber beobachtet, daß er fliegend von unten Kerbtiere aufnahm. Er fliegt, wenn er aufgescheucht wurde, einem Baume zu, bringt in das Innere der Krone und wartet hier die Ankunft des Verfolgers ab. Merkt er Gefahr, so stiehlt er sich unbemerkt zwischen den Zweigen hindurch, verläßt den Baum von der entgegengesetzten Seite und wendet sich einem anderen zu. In dieser Weise kann er den Schützen oft lange foppen. Die Stimme, von der unseres Kuckucks durchaus verschieden, ist ein lachendes, elsterartiges Geschrei, das Allen durch „kiau kiau" wiederzugeben versucht. Der Warnungsruf, den ich übrigens nicht vernommen habe, soll wie „kerk kerk" klingen. Der gewöhnliche Stimmlaut wird regelmäßig so oft nacheinander und so laut ausgestoßen, daß er mit keinem anderen Vogelschrei verwechselt und auf weithin vernommen werden kann.

Im Magen der von uns erlegten fanden wir Kerbtiere aller Art, auch Raupen, Allen und seine Begleiter hingegen vorzugsweise Heuschrecken. Heuglin bezeichnet Schmetterlinge, Raupen, Spinnen, Heuschrecken und Käfer als die gewöhnliche Beute des Vogels und bemerkt, daß ebenso, wie bei unserem Kuckucke, sein Magen nicht selten dicht mit Raupenhaaren gespickt sei.

Die Frage, ob der Straußkuckuck selbst niste oder seine Eier anderen Vögeln zur Pflege übergebe, war von besonderer Wichtigkeit. Es lag mir deshalb sehr viel daran, hierüber ins klare zu kommen; aber ich konnte trotz meines mehrjährigen Aufenthaltes in Afrika lange nichts Sicheres erfahren. Am 5. März 1850 endlich gewannen wir den ersten Anhaltspunkt für fernere Forschungen. Wir erlegten in einem Mimosenwäldchen bei Siut sieben Straußkuckucke und unter ihnen ein Weibchen, das ein reifes Ei im Legschlauche trug. Dieses war leider durch den Schuß zertrümmert worden, und so konnten wir bloß Splitter untersuchen; aber auch diese waren hinreichend, um zu erkennen, daß das Ei von dem unseres Kuckucks sehr verschieden sein müsse. Das Wichtigste war, einstweilen die Brutzeit des Vogels zu wissen, da diese in Afrika nicht an bestimmte Monate gebunden ist. Trotzdem verstrichen noch 2 Jahre, ehe es mir gelang, über das Fortpflanzungsgeschäft ins reine zu kommen.

Am 2. März 1852 verfolgte ich in einem Garten bei Theben in Oberägypten längere Zeit einen Straußkuckuck. Er neckte mich in beliebter Weise und zog mich wohl eine halbe Stunde lang hinter sich her. Zuletzt sah ich ihn in ein großes Nest schlüpfen, das auf einem nicht besonders hohen Baume stand. Es versteht sich von selbst, daß ich von jetzt an nicht daran dachte, den Vogel zu stören. Nach mehr als einer Viertelstunde flog er wieder von dem Neste ab und entfernte sich sofort aus der Umgebung. Ich erstieg den Baum und fand, daß das Nest der Nebelkrähe angehörte, im ganzen sechs Eier enthielt, darunter aber eins, das erst vor wenigen Minuten zertrümmert worden war. Unter diesen Eiern unterschied ich auf den ersten Blick zwei kleinere, den Kräheneiern an Größe und Farbe zwar nahestehende, aber doch mit ihnen nie zu verwechselnde Eier eines anderen Vogels. Sie wurden ausgehoben, mit einer gewissen Ängstlichkeit der Barke zugetragen und dort mit den sorgfältig aufbewahrten Trümmern des ersten Kuckuckseies verglichen. Zu meiner großen Freude fand ich, daß sie mit ihm vollkommen übereinstimmten. In der Größe glichen sie ungefähr den Elstereiern, in der Form aber anderen Kuckuckseiern. „Ihre Farbe ist“, wie Baedecker beschreibt, „ein lichtes Bläulichgrün, ihre Zeichnung aschgrau und bräunlichgrau in dicht gestellten Flecken, die sich am stumpfen Ende zu einem mehr oder weniger geschlossenen Kranze vereinigen. Auf dieser Grundzeichnung stehen noch einige dunkelbraune Punkte. Mit Krähen- und Elstereiern sind sie kaum zu vergleichen, viel weniger zu verwechseln; denn ihre Form, die Körnung der Schalenoberfläche, ihre Fleckenzeichnung, selbst die grünliche Grundfärbung fallen aufs erste Ansehen und Berühren ganz anders ins Auge und ins Gefühl.“

Meine Entdeckung wäre nun schon hinreichend gewesen, um die Art und Weise der Fortpflanzung der Kuckucke zu bestimmen; ich gewann aber glücklicherweise am 12. März noch eine zweite Beobachtung, die der ersteren noch bedeutenderes Gewicht verlieh. In einem Dorfgarten, der, wie in Ägypten überhaupt üblich, dicht mit Bäumen bepflanzt war, wurde ich durch das helltönende, mißlautende Geschrei des alten Kuckucks, „kiekkiek kiek kiek“, zur Jagd aufgefordert. Ich erlegte beide Eltern, bemerkte aber bald darauf noch einen Straußkuckuck und zwar einen noch nicht vollständig entwickelten Jungen, der von zwei Nebelkrähen gefüttert und verteidigt wurde. Von nun an ließ ich alle Krähennester untersuchen und war wirklich so glücklich, in einem am 19. März noch ein Kuckucksei zu finden.

In Spanien erhielt ich später eine weitere Bestätigung des Beobachteten. Bald nach meiner Ankunft in Madrid war ich selbstverständlich mit allen Tierkundigen der Hauptstadt bekannt geworden, und in ihren Kreisen wurde gelegentlich über dieses und jenes Tier gesprochen. Da fragte mich eines Tages ein recht eifriger Sammler, ob ich wohl auch den Straußkuckuck kenne. Ich mußte bejahen. „Aber wissen Sie auch etwas über das Brutgeschäft dieses Vogels?“ Ich bejahte abermals. „Señor, das ist unmöglich; denn ich bin der erste, der hierüber etwas erfahren hat. Was wissen Sie?“ Ich war hinlänglich mit der Vogelwelt Spaniens vertraut, als daß ich nicht mit größter Wahrscheinlichkeit die Zieheltern der Straußkuckucke hätte angeben können. Die Saatkrähe kommt bloß auf dem Zuge in Mittelspanien vor, und Raben- wie Nebelkrähe fehlen gänzlich. Es blieb, wenn ich von dem in Ägypten Beobachteten folgern wollte, nur unsere Elster als wahrscheinliche Erzieherin noch übrig, und ich nahm keinen Anstand, sie mit einer gewissen Bestimmtheit als die Pflegemutter der jungen Straußkuckucke zu nennen. „Sie haben recht“, antwortete mein Freund, „aber woher wissen Sie das?“ Nun teilte ich ihm meine Beobachtungen mit, und er gab mir dafür einen kurzen Bericht von seiner Entdeckung. Aufmerksam gemacht durch etwas verschiedene, namentlich kleinere Eier im Neste der Elster, hatte er sich mit guten Jägern in Verbindung gesetzt und von diesen erfahren, daß der Kuckuck die betreffenden Eier in das Elsternest lege. Die Sache schien ihm denn doch etwas unglaublich zu sein,

zumal auch die betreffenden Eier von denen des Kuckucks wesentlich verschieden waren. Er forschte also selbst nach und fand, daß es der Straußkuckuck war, der die fremden Eier in die Elsterwirtschaft gelegt hatte.

Aber auch er war nicht der eigentliche Entdecker gewesen. Viel früher als mein Freund hatte ein alter deutscher Naturforscher, Mieg, beobachtet, daß der junge Straußkuckuck von Elstern geführt und gefüttert werde; da aber Mieg diese Beobachtung nur im engsten Kreise erzählt hatte, durfte mein Freund das Erstlingsrecht der Entdeckung wohl für sich beanspruchen.

Gegenwärtig ist die Frage vollständig entschieden. Wenige Jahre nachdem ich Spanien bereist hatte, durchforschte Tristram, ein englischer Geistlicher, trefflicher Vogelkenner und vorzüglicher Beobachter, Algerien und erhielt dort Eier des Straußkuckucks, die denen der Maurenelster (Pica mauritanica) ähnelten, gelangte jedoch zu der Ansicht, daß unser Kuckuck wohl in die Nester der Elstern lege, aber selbst brüte. Zu dieser unzweifelhaft irrtümlichen Auffassung wurde dieser sonst sehr tüchtige Forscher durch den Umstand verleitet, daß in Elsternestern Eier des besagten Kuckucks, nicht aber auch Elstereier gefunden wurden, und daß aus einem anderen Neste, aus welchem ein Straußkuckuck flog, zwei bereits stark bebrütete des Schmarotzers lagen. Infolgedessen befragte er die Araber, und diese, die ihre Antworten aus Höflichkeit nach den Fragen einzurichten pflegen, bestärkten ihn in der nun einmal gefaßten Meinung. Tristram blieb nicht der einzige, der nach mir Eier des Straußkuckucks fand. Im Winter von 1861 zu 1862 bereisten Allen und Cochrane Ägypten, und da nun die Pflegeeltern unseres Vogels bereits bekannt waren, wurde es ihnen nicht schwer, in den Nestern der Nebelkrähen viele Eier und Junge des Straußkuckucks zu erhalten. Allen fand zwar nur 2 Eier, aber noch 3 Junge, und unter ihnen 2 in einem Neste; der glücklichere Cochrane hingegen erhielt 13 Eier und 12 Junge, sämtlich aus den Nestern der Nebelkrähe. In drei Nestern lagen je 2 Eier, in einem Neste 2 Junge unseres Vogels.

Aus Allens Beobachtungen geht hervor, daß auch die jungen Straußkuckucke immer ihren Stiefgeschwistern in der Entwickelung vorauseilen. Sie waren schon ziemlich befiedert, die jungen Nebelkrähen aber noch gänzlich nackt, und so scheint es, daß die Eier des Straußkuckucks früher gezeitigt werden als die Kräheneier; denn Allens Annahme, daß der weibliche Kuckuck stets ein Krähennest mit unvollständigem Gelege auswähle, ist meinen Beobachtungen zufolge wenigstens nicht immer richtig. „Es scheint“, schließt Allen, „daß von dem Straußkuckuck nur die in Mimosenhainen stehenden Krähennester erwählt werden; denn wir fanden niemals ein Kuckucksei in solchen Nestern, welche auf einzelnen Bäumen standen.“ Tristram fand, wie er später mitteilt, auch in Palästina dasselbe Verhältnis wie in Ägypten. „In diesen Gegenden“, sagt er, „trafen wir die Krähe brütend an und zwar ebensowohl auf vereinzelten Bäumen wie auf Felsen und in alten Ruinen, und hier begegneten wir auch dem Straußkuckucke, der Eier in jener Nester legt. Wir erhielten mehrere von ihnen. Eines dieser untergeschobenen Kinder würde, wie ich fürchten muß, ein trauriges Dasein geführt haben; denn die Kräheneier waren fast zum Ausschlüpfen reif, während das Kuckucksei sich erst leicht bebrütet zeigte. Ich war erfreut, hier um die Ruinen von Rabath Ammon eine neue Bestätigung zu den Beobachtungen Brehms, Cochranes und Allens zu erhalten, die in Ägypten diese Eier ebenfalls ausschließlich in den Nestern der Nebelkrähe fanden, während Lord Lilford in Spanien im Gegenteile sie den Nestern der Elster entnahm, und auch diejenigen, welche wir in Algerien erbeuteten, unabänderlich in den Nestern der dort lebenden Maurenelster gefunden wurden.“ Wenn ich Vorstehendem nun noch hinzufüge, daß Lilford in Spanien ein Ei des Straußkuckucks im Neste eines Kolkraben und E. Rey in Portugal vier Eier in ebenso vielen Nestern der Blauelster fand, St.-John endlich nach seinen in Persien gesammelten Beobachtungen die Elster als die natürliche Pflegemutter

bezeichnet, habe ich nicht allein alle bis jetzt bekannten Pflegeeltern des Vogels aufgezählt, sondern auch noch weitere Belege für die Thatsache beigebracht, daß dieser Schmarotzer seine Brut nach den bisherigen Beobachtungen ausschließlich verschiedenen Rabenvögeln anvertraut, nicht aber selbst brütet.

Durch Allen erfahren wir, daß sich junge Straußkuckucke ohne Mühe in der Gefangenschaft erhalten lassen. Eines von denjenigen Jungen, welche er aushob, ging ohne Umstände ans Futter, nahm große Mengen Fleisch zu sich, schrie beständig heißhungrig nach mehr Nahrung und befand sich hierbei so wohl, daß es England lebend erreichte. Wie lange es hier ausgehalten, vermag ich nicht zu sagen; Allen bemerkt bloß noch, vernommen zu haben, daß das dunkle Gefieder des Vogels im Laufe der Zeit bedeutend lichter geworden wäre, und hieraus geht zur Genüge hervor, daß der Gefangene wenigstens mehrere Monate lang bei guter Gesundheit gewesen ist. In einem unserer europäischen Tiergärten, in welchem, erinnere ich mich nicht mehr, sah ich selbst einen Straußkuckuck, der mit einfachem Weichfutter, also einem Gemisch aus Fleisch, Milchsemmel, Möhren, Ameisenpuppen und derartigen Bestandteilen, ernährt wurde und sich anscheinend durchaus wohl befand. Damit ist meines Erachtens der Beweis geliefert, daß der Straußkuckuck ebenso leicht wie sein deutscher Verwandter in Gefangenschaft gehalten werden kann.

Die Buschkuckucke (Zanclostominae) bilden die dritte Unterfamilie, die wieder in zwei Abteilungen zerfällt. Die eigentlichen Buschkuckucke (Zanclostomi) sind noch gestreckt gebaut, langschwänzig und kurzfüßig, aber auch kurzflügelig und besonders durch ihren mittellangen, jedoch sehr kräftigen Schnabel sowie meist durch ein nacktes Augenfeld und prachtvolles, oft zerschlissenes, haarartiges Gefieder unterschieden.

Die Abteilung ist namentlich in Indien und auf den benachbarten Eilanden zahlreich vertreten, wird aber auch in Afrika in einer Art gefunden. Über die Lebensweise sind wir noch keineswegs genügend unterrichtet; wir wissen bloß, daß die hierher gehörigen Vögel fern von den menschlichen Wohnungen in den dichtesten Wäldern ein einsames Leben führen, vor dem Menschen sich scheu zurückziehen, Früchte und Kerbtiere fressen und wahrscheinlich selbst brüten.

*

Über eine indische Art, den Kokil oder Ban-Kokil der Bengalen (Zanclostomus tristis, Phoenicophaës, Melias und Rhopodytes tristis, Phoenicophaeus longicaudus, montanus und monticulus, Abbildung S. 117), berichtet Jerdon. Ein sehr zusammengedrückter, oben und unten gebogener Schnabel, mittellange, kurzzehige, mit scharfen Klauen bewehrte Füße, kurze, gerundete Flügel, in welchen die vierte, fünfte und sechste Schwinge unter sich fast gleich lang und die längsten sind, und ein sehr langer, abgestufter Schwanz sind die Kennzeichen der Gattung, der man den Namen Sichelkuckucke (Zanclostomus) geben kann. Der Kokil ist auf der Oberseite dunkel graugrün, auf dem Kopfe und Hinterhalse mehr gräulich, auf Schwingen und Schwanz schimmernd grün, jede Steuerfeder weiß an der Spitze; Kinn und Kehle sind hell aschgrau, schwarz gestrichelt, Vorderhals und Brust blaßgrau, Unterbrust und die Gegend um die nackte Augenstelle weiß; letztere wird oberseits durch eine schmale, schwarz und weiß punktierte Längslinie gesäumt; der Zügelstreifen endlich hat schwarze Färbung. Das Auge ist dunkelbraun, die nackte Stelle um das Auge dunkel scharlachrot, der Schnabel schön apfelgrün, der Fuß grünlich schieferblau. Die Länge beträgt 60, die Fittichlänge 17,5, die Schwanzlänge 42 cm.

„Dieser hübsche Vogel“, sagt Jerdon, „findet sich in Bengalen, Mittelindien, den warmen Thälern des Himalaja, aber auch in Assam, Barma und auf Malaka, woselbst er sehr häufig ist. Ich habe ihn gewöhnlich vereinzelt gesehen, in den Wäldern umherstreifend und Gespenstschrecken, Grashüpfern, Grillen und ähnlichen Kerbtieren nachjagend. In Sikkim begegnet man ihm nur in den warmen Thälern, in einer ungefähren Höhe von 1000 m über dem Meere. Zwei länglichrunde, rein weiße Eier wurden mir einmal gebracht; das Nest aber, das eine große Masse von Zweigen und Wurzeln sein soll, habe ich nicht gesehen. Ein drittes, ähnliches Ei entnahm ich dem Legschlauche eines Weibchens, das ich geschossen hatte.“ Blyth bemerkt, daß der Vogel seine Gegenwart oft durch seine Stimme, ein eintöniges, vielfach wiederholtes „Tschuk“, verrate. Einige Naturforscher haben behauptet, daß diese Kuckucke auch Früchte fräßen; Jerdon aber bemerkt ausdrücklich, daß er dies nie beobachtet habe. Hierauf ungefähr beschränkt sich unsere Kunde über das Leben dieser schönen Vögel, und deshalb erscheint es mir unnötig, noch andere Arten der Familie hier zu erwähnen.

*

Auf Jamaika vertritt die Abteilung der Eidechsenkuckuck, dort Regenvogel genannt (**Saurothera vetula** und jamaicensis, Cuculus vetulus). Der Schnabel ist länger als der Kopf, fast vollkommen gerade, dünn, seitlich zusammengedrückt, an der Spitze hakig übergebogen; die Läufe sind kurz und schlank, die Zehen lang und schmächtig, in dem mäßig langen Flügel die vierte, fünfte und sechste Schwinge die längsten; der mehr als mittellange, seitlich stark abgestufte Schwanz wird aus zehn gerundeten Federn gebildet. Das Gefieder des Oberkopfes und Nackens ist schön umberbraun, das der übrigen Oberteile bräunlich aschgrau, das der Unterseite, mit Ausnahme der weißen, zart gräulich verwaschenen Kehle und der bräunlichen Halsseiten, schön zimtrostgelb. Die Schwingen sind dunkel kastanienbraun, an der Spitze olivenbraun wie die beiden mittelsten Schwanzfedern, letztere jedoch durch ihren Erzglanz und das sehr breite weiße Ende ausgezeichnet. Das Auge ist nußbraun, der Augenring scharlachrot, der Schnabel schwärzlich, der Fuß bläulichschwarz. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht durch die Färbung. Die Länge beträgt 40, die Breite 36, die Fittichlänge 12, die Schwanzlänge 17 cm.

„Ein oder zwei Tage nach meiner Ankunft auf Jamaika“, erzählt Gosse, „unternahm ich in Gesellschaft eines kleinen Knaben einen Ausflug nach einem kleinen Hügel, der teilweise mit fast undurchdringlichem Dickicht bestanden war. Als wir doch eindrangen, bemerkte ich wenige Schritte vor uns einen sonderbaren Vogel, der uns scheinbar mit der größten Teilnahme beobachtete. Mein kleiner Freund belehrte mich, daß es der Regenvogel sei, der jedoch auch seiner albernen Neugier halber ‚närrischer Thomas‘ genannt werde. Ohne weitere Worte zu verlieren, ergriff der Bube einen Stein und schleuderte ihn mit so großer Sicherheit nach dem wißbegierigen Vogel, daß dieser zu Boden stürzte und ich somit die erste Frucht meines Sammeleifers erlangte.

„Seitdem habe ich den ‚närrischen Thomas‘ oft gesehen, aber immer in derselben Weise von Zweig zu Zweig hüpfend oder mit Leichtigkeit an den dünnen Schößlingen emporklimmend, den ihm sich nahenden Menschen anstarrend und, wenn aufgescheucht, bloß ein paar Schritt weiter fliegend und wiederum vor sich hinglotzend. Man begegnet ihm überall, aber nur im Niederwalde. Im Einklange zu seinen kurzen, hohlen Flügeln, die an die der Hühner erinnern, sieht man den Eidechsenkuckuck selten fliegen, außer von einem Baume zum anderen. Häufiger bewegt er sich schlüpfend und kletternd durch das Gezweige. Wenn er fliegt, gleitet er in einer fast geraden Linie ohne Flügelschlag dahin. Oft sieht man ihn in sonderbarer Stellung auf einem Zweige sitzen, den Kopf tiefer als die Füße niedergesenkt und den Schwanz fast senkrecht herabhängend. Im Sitzen läßt er dann und wann

auch ein lautes Gegacker vernehmen, dessen Klang nicht abändert, aber verschieden rasch, mit deutlich geöffnetem Schnabel ausgestoßen wird und den aufs schnellste ausgesprochenen Silben ‚tiki tiki tiki‘ ähnelt. Zuweilen vernimmt man diese Laute auch während eines seiner kurzen Flüge. Nicht selten bemerkt man den Vogel auf dem Boden, wo er sich sprungweise bewegt, den Kopf niedergesenkt, den Schwanz etwas erhoben.“

Die Nahrung besteht nicht bloß aus Kerbtieren verschiedener Art, sondern auch aus mancherlei Wirbeltieren, namentlich aus Mäusen, Eidechsen und dergleichen. Robinson zog aus dem Magen eines von ihm getöteten eine 20 cm lange Saumfingereidechse heraus, die so aufgerollt war, daß der Kopf des Kriechtieres in der Mitte lag. Der Vogel soll zuerst den Kopf der Eidechse zerquetschen und sodann, ihn voran, das ganze Tier verschlingen.



Kokil (Zanclostomus tristis). ⅓ natürl. Größe.

Gosse fand ein aus Wurzeln, Fasern, Moos und Blättern bestehendes Nest in einem Gabelaste mit einem auf lichtem Grunde gefleckten Ei und erfuhr von Hill, daß das Männchen vor der Paarung durch anmutige Bewegungen und indem es den Schwanz und die Flügel ausbreite und das Gefieder sträube, dem Weibchen seine Liebe erkläre.

Gefangene, die Hill besaß, lebten mehrere Wochen und fraßen Kerbtiere und Fleischstückchen. Unmittelbar nach dem Fange schrieen sie ärgerlich, waren wütend und versuchten mit weit geöffnetem Schnabel zu beißen. Ganz außerordentlich soll, nach Gosse, die Lebenszähigkeit dieser Vögel sein: verwundete, die unser Forscher erhielt, konnten von ihm kaum getötet werden.

*

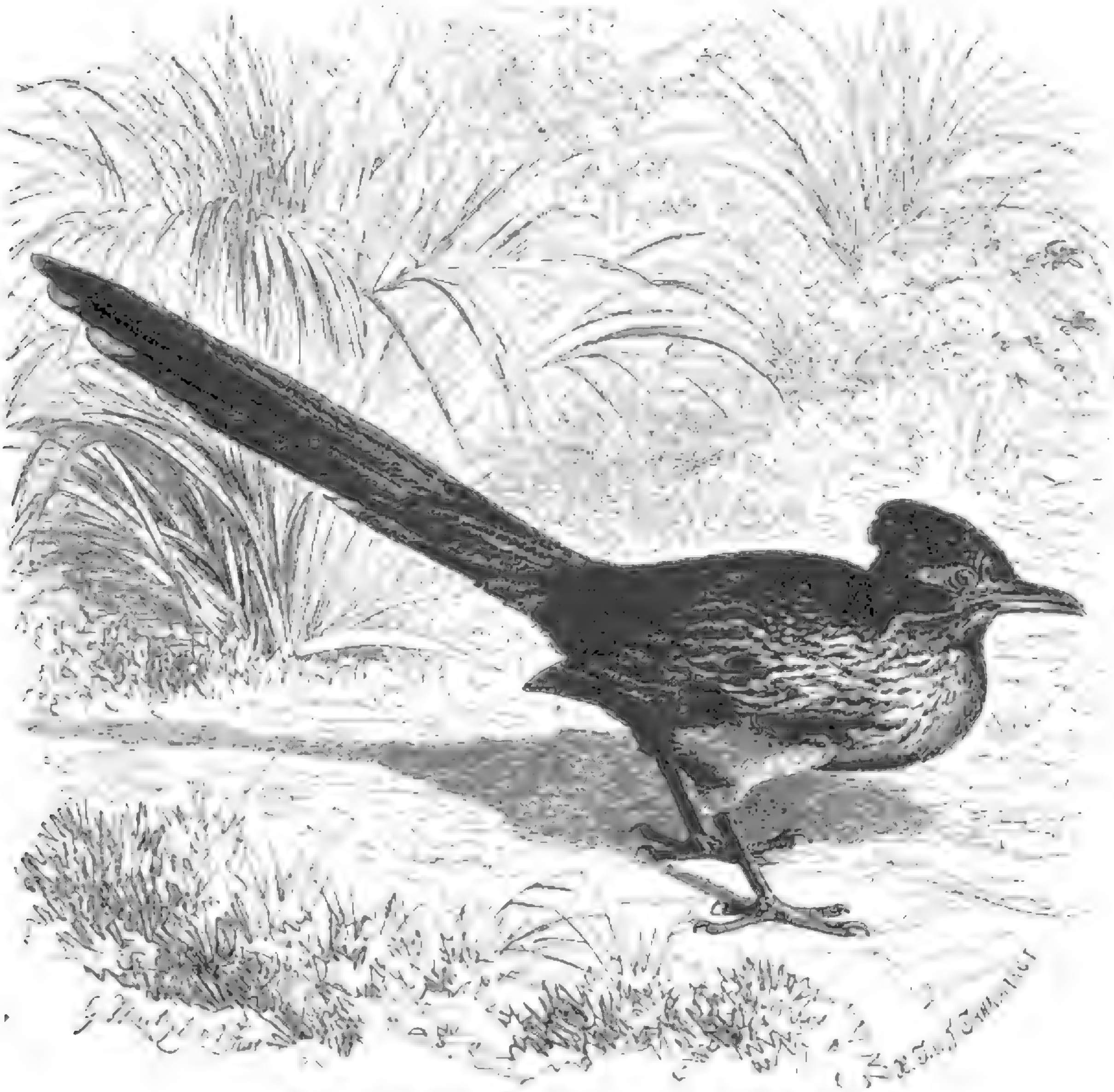
Zu den absonderlichsten aller Kuckucke gehören einige auf den Süden Nordamerikas beschränkte Mitglieder der Unterfamilie, die Rennkuckucke (Geococcyx), welche die Abteilung der Erdkuckucke (Geococcyges) vertreten. Sie kennzeichnen außer ihrer bedeutenden Größe der mehr als kopflange, kräftige, seitlich zusammengedrückte, an der Spitze hakig gebogene Schnabel, die sehr hochläufigen, aber kurzzehigen, mit großen Nägeln

bewehrten, vorn durch Platten getäfelten Füße, die ungewöhnlich kurzen, ausgehöhlten Flügel, unter deren Schwingen die fünfte, sechste und siebente, unter sich fast gleichlang, die anderen überragen, der lange, aus schmalen, stark abgestuften Federn gebildete Schwanz und das reiche, lockere, auf dem Hinterkopfe zu einer kurzen Haube verlängerte und um den Schnabelrand zu kurzen Borsten umgewandelte Gefieder.

Der Hahnkuckuck (Geococcyx californianus, maximus und variegatus, Cuculus viaticus, Saurothera californiana und bottae, Leptosoma longicauda), eines der größten Mitglieder der Familie, erreicht eine Länge von 50—60 cm, wovon auf den Schwanz 31—35 cm kommen, wogegen die Flügel nur 17 cm lang sind. Das Gefieder ist bunt, aber düsterfarbig, der Oberkopf schwarz, jede Feder breit rostfarben gekantet, ein aus fahlweißen Federspitzen gebildeter Augenstreifen hell, aber undeutlich, der Mantel schwarz, jede seiner Federn seitlich breit rostfarben gesäumt, die Kopfseiten weißlich, ein undeutlicher Ohrstrich dunkel, der Vorderteil der Unterseite rostfarben, jede Feder schmal gesäumt, die übrige Unterseite weißlich, der Bürzel graubraun. Die schwarzen Schwingen schimmern stahlgrün, und die hintersten Armschwingen zeigen wie die oberen Flügeldecken breite weißliche Seitenränder; ein Mittel- und Spitzenflecken der Außenfahne der Schwingen und die Schwingendecken am Ende sind breit weiß, wodurch drei helle Querbinden über dem Flügel entstehen, die Schwanzfedern endlich stahlviolettblau mit weißem Endteile, die beiden mittelsten stahlgrün mit weißem Seitenrande. Die Iris ist braun, der nackte Augenkreis gelb, der Schnabel wie der Fuß hellbläulich.

Der Hahnkuckuck verbreitet sich vom südlichen Kalifornien und dem mittleren Texas an bis Mexiko, ist seiner auffallenden Gestalt und seines eigenartigen Wesens halber überall wohl bekannt und führt bei den Eingeborenen wie bei den Eingewanderten verschiedene Namen. So heißt er in Mexiko der „Bauersmann“ oder der „Wegläufer“, in Texas der „Wegrenner“ oder der „Steppenhahn“, in Kalifornien endlich der „Grundkuckuck“, abgesehen von den Namen, die er bei den eingeborenen Stämmen führt. Man begegnet ihm im ganzen nördlichen Mexiko, Texas und Kalifornien, in einzelnen Gegenden, beispielsweise in Arizona und Neumexiko, in besonderer Anzahl. Seine kurzen Flügel gestatten ihm nur höchst beschränkten Flug, die langen Lauffüße dagegen außerordentlich schnelle Bewegung auf dem Boden. Er gehört deshalb zu den Standvögeln im vollsten Sinne des Wortes und wechselt das einmal bewohnte Gebiet bloß im höchsten Notfalle mit einem anderen. Mit seinesgleichen hält er wenig Gemeinschaft. Jeder einzelne lebt für sich und treibt sich möglichst still und verborgen auf seinem Wohnplatze umher. Ungestört sieht man ihn hier gemächlich auf und nieder wandeln, den langen Schwanz meist gestelzt, den Vorderteil des Körpers etwas niedergebeugt, jedoch in mancherlei Stellungen sich gefallend. Ganz anders bewegt sich derselbe Vogel, wenn er sich bedroht fühlt. Im Laufe nimmt er es fast mit dem Rennpferde auf, wird wenigstens in dieser Beziehung von keinem anderen nordamerikanischen Vogel erreicht, geschweige denn übertroffen. Denn er vermag springend sich bis zu 3 m über dem Boden zu erheben und demzufolge, obgleich er zur Unterstützung des Sprunges nur einen Augenblick die Flügel breitet, wirklich gewaltige Sätze auszuführen. Er ist nebenbei aber auch im stande, fliegend dahin zu eilen, obschon er der kurzen Schwingen halber selten mehr als 2 m hoch über dem Boden wegstreicht. Seine eigenartige Bewegungsfähigkeit verleitet die Mexikaner nicht selten zu einer Hetzjagd, die wohl weniger des zu erlangenden Fleisches halber als in der Absicht unternommen wird, die Geschicklichkeit des Reiters gegenüber einem so ungemein behenden Vogel zu zeigen. Oberst MacCall erzählt, daß er bei einer Gelegenheit einen Wegläufer auf offener Straße bemerkt und zu seinem Vergnügen die Jagd auf ihn begonnen habe. Der Vogel befand sich ungefähr 100 m vor

dem Pferde und begann zu flüchten, als er dieses hinter sich her rennen sah. Volle 400 m verfolgte der Genannte den Kuckuck auf dem schmalen und engen Wege, auf welchem dieser mit ausgestrecktem Nacken und leicht entfalteten Flügeln springend dahin eilte; aber einzuholen vermochte der Reiter ihn nicht, und als er endlich in einem Dickicht Zuflucht suchte, hatte er nicht mehr als 50 m verloren. Dresser versichert, ihn in gleicher Weise oft gejagt,



Hahnkuckuck (Geococcyx californianus). 1/4 natürl. Größe.

niemals aber gesehen zu haben, daß er auch bei der eiligsten Flucht die Flügel zu Hilfe nehmen mußte.

Allerlei Kerb- und Weichtiere, insbesondere Schnecken, bilden die gewöhnliche Nahrung des Hahnkuckucks. Die Schnecken werden in der Regel erst auf bestimmten Plätzen enthülst, und man findet daher in den von solchen Kuckucken bewohnten Waldungen vielfach die Überreste seiner Mahlzeiten. Außer besagtem Kleingetier geht unser Vogel aber auch kleinere Wirbeltiere, insbesondere Kriechtiere, an und gilt in den Augen der Mexikaner geradezu als einer der hauptsächlichsten Vertilger der ebenso gefürchteten wie verhaßten Klapperschlangen, die er, wenigstens solange sie noch jung sind, ohne Schwierigkeit bewältigen soll. Dank der Gewandtheit im Springen erwischt der Kuckuck, wie man sagt, nicht

selten auch fliegende Beute, steht überhaupt an Gefräßigkeit und Raublust ebenso an Raubtüchtigkeit anderen Mitgliedern seiner Familie nicht im geringsten nach. Die einzigen Laute, die man bis jetzt bei den Erdkuckucken beobachtet hat, bestehen in einem schwachen, selten ausgestoßenem Geschrei oder in einem Girren, das dem einer Taube bis zum Verwechseln ähnelt und durch Heben der Haube und Stelzen des Schwanzes begleitet wird.

Über die Fortpflanzung des Vogels fehlen eingehende Berichte. Herrmann fand ein leicht aus Zweigen zusammengebautes Nest zwischen dem Blattwerke eines Kaktus, das zwei große weiße Eier enthielt.

Die Zuneigung, welche die Mexikaner dem Erdkuckucke geschenkt haben, begründet sich auch auf die Leichtigkeit, mit welcher er sich zu einem halben Haustiere gewinnen läßt. Man hält ihn häufig in Gefangenschaft, und er gewöhnt sich binnen kurzer Zeit derartig an die veränderten Verhältnisse, daß man ihm nicht allein gestatten darf, nach Belieben im Hause umherzulaufen, sondern sich auch in Hof und Garten zu bewegen. Einmal eingewöhnt, wird er auch hier bald heimisch und erwirbt sich durch Aufzehrung von Mäusen, kleinen Schlangen und anderen Kriechtieren, Kerfen aller Art und sonstigem Ungeziefer wirkliche Verdienste, eingebildete aber durch sein Fleisch, das von den Mexikanern als in vielen Krankheiten besonders heilsam angesehen wird und ihm zwar die Ehre, zum Hausgenossen erhoben zu werden, einbringt, aber auch das Los, gegebenen Falles das Leben lassen zu müssen, bereitet. An mehreren von ihnen hat man beobachtet, daß sie mit der erhaschten Beute eine Zeitlang spielen, wie die Katze mit der Maus, und sie dann mit Haut und Haaren verschlingen.

Ein gefangener Erdkuckuck, den Dresser pflegte, durfte zuletzt nicht mehr ohne Aufsicht gelassen werden, weil er die verschiedenartigsten Gegenstände stahl oder spielend verdarb. Gegen einen zahmen Papagei bekundete er die größte Abneigung, sträubte die Federn, sobald jener frei gelassen wurde, geriet in höchsten Zorn und entwich endlich, um sich entweder zu einem der Nachbarn oder auf seinen beliebtesten Ruheplatz, den First des Hauses, zu begeben.

*

Afrika, Ostindien, die Malayischen Inseln und Australien werden von einer Gattung sonderbarer Erdkuckucke bewohnt, die man Kukals oder Sporenkuckucke (Centropus) genannt hat. Ihre Gestalt erinnert noch an die anderer Kuckucke; der Schnabel ist aber sehr kräftig, kurz, stark gebogen und seitlich zusammengedrückt, der Fuß hochläufig und verhältnismäßig kurzzehig, die Hinterzehe in der Regel mit einem mehr oder weniger langen, fast geraden, spitzigen Sporn bewehrt, der Flügel sehr kurz und abgerundet, der zehnfederige Schwanz mittellang oder sehr lang und ebenfalls abgestuft, das Gefieder merkwürdig harsch, weil alle Federn mehr oder weniger hartschäftig und hartfahnig sind. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht durch die Färbung, die Jungen aber auffällig von den Alten, deren Kleid sie, wie es scheint, erst im dritten Lebensjahre anlegen.

Niedere, dicht verschlungene Gebüsche, Rohrdickichte und selbst Graswälder bilden ihren Aufenthalt. Hier rennen sie viel auf dem Boden umher, drängen sich mit mäuseartiger Gewandtheit durch die dichtesten Verfilzungen der Pflanzenwelt, klettern an den Rohrstengeln oder im Gezweige der Büsche empor, durchschlüpfen und durchsuchen auch das Innerste der anderen Vögeln fast unzugänglichen Gebüsche und jagen großen Kerbtieren, Tausendfüßlern, Skorpionen oder selbst Eidechsen und Schlangen nach, plündern Vogelnester aus und verschmähen überhaupt keinerlei tierische Beute, scheinen dagegen Pflanzenstoffe nicht zu berühren. Ihr Flug ist sehr schlecht, und die Schwingen werden deshalb auch nur im äußersten Notfalle gebraucht. Die Stimme besteht aus eigentümlichen dumpfen und teilweise bauchrednerischen Lauten. „Sporenkuckucke“, schreibt Pechuel-Loesche von den in Niederguinea

beobachteten, „besonders die rotbraunen Arten: Centropus senegalensis und C. superciliosus, verhältnismäßig ungeschickte Flieger, aber flinke Läufer, Kriecher und Klimmer, sieht man gelegentlich in der Savanne aus den Dickichten auftauchen, von einem Zweige Umschau halten und wieder verschwinden. Noch häufiger hört man ihren merkwürdigen, gar nicht zu verkennenden Ruf, der bei dem großen Centropus anselli geradezu in ein dumpfes Heulen ausartet und manchmal nach eingebrochener Dunkelheit noch zu vernehmen ist. Er besteht aus einem sehr oft und rasch hintereinander wiederholten dumpfen ‚Kuckuckuku‘, dessen Tonhöhe mit bemerkenswerter Regelmäßigkeit etwa die Hälfte einer Tonleiter abwärts sinkt, während zugleich die Tonfolge langsamer wird; gegen das Ende hin verlieren die Laute auch an Kraft und verklingen manchmal in einem Stöhnen, Murmeln oder Knurren. Der sonderbare Ruf der zuletzt genannten Art besitzt eine Kraft und Fülle, als käme er von einem sehr großen Tiere; wer, vielleicht in stiller Dämmerstunde am Waldessaume gelagert, ihn zum ersten Male vernimmt, mag dadurch wohl unheimlich berührt werden.“ Ihre Nester erbauen sie im dichtesten Gestrüppe, Röhricht oder im Grase, ohne besondere Mühe auf den Bau zu verwenden; doch stellen einige ein Nest her, das sich insofern auszeichnet, als es überwölbt und mit zwei Öffnungen versehen wird, von welchen die eine zum Ein-, die andere zum Ausschlüpfen dient. Das Gelege besteht aus 3—5 weißen Eiern, die von beiden Eltern bebrütet werden. Die Jungen haben ein wunderliches oder seltsames Aussehen, weil ihre schwarze Haut mit borstenartigen Federn bekleidet und die rote Zunge an der Spitze schwarz ist. Bernstein war nicht wenig verwundert, als er das erste Nest einer indischen Art mit Jungen fand, und diese schwarzen Tiere bei weit geöffnetem Schnabel ihm die feurigen Zungen entgegenstreckten.

Während meines Aufenthaltes in Afrika habe ich eine dort häufige Art, den Sporenkuckuck (Centropus senegalensis, Cuculus senegalensis, aegyptius, houhou und pyrrholeucus, Corydonix, Centropus und Polophilus aegyptius), kennen gelernt. Er gehört zu den Arten mit verhältnismäßig kurzem Schwanze und vorherrschend rötlichbraunem Gefieder. Oberkopf, Nacken, Hinterhals und Kopfseiten sind schwarz, Mantel, Schultern und Flügel schön rostrotbraun, die Schwingen an der Spitze dunkelbraun verwaschen, die Unterteile rostgelb, auf Bauch und Seiten etwas dunkler, die oberen Schwanzdecken und Steuerfedern schwarz mit grünlichem Metallschein, die unteren Schwanzdecken dunkelbraun. Überall treten die Federschäfte, deren Färbung der Umgebung entspricht, glänzend hervor. Das Auge ist prächtig purpurrot, der Schnabel schwarz, der Fuß dunkel braungrau. Die Länge beträgt 37, die Breite 43, die Fittichlänge 14, die Schwanzlänge 19,5 cm; doch ändert die Größe vielfach ab.

Der Sporenkuckuck ist in Nordostafrika und in Westafrika an geeigneten Örtlichkeiten nicht selten und namentlich in Ägypten sowie in Niederguinea stellenweise eine sehr gewöhnliche Erscheinung. Hier lebt er fast ausschließlich da, wo es größere Rohrwaldungen gibt; im Sudan bewohnt er oder ein ihm sehr nahe stehender Verwandter die unzugänglichsten Dickichte, da er wie eine Ratte durch die Lücken in den scheinbar undurchdringlichen Gebüschen zu kriechen versteht, gleichviel, ob die Gebüsche dornig sind oder nicht. Er klettert und schlüpft, drängt und zwängt sich wie ein Mäusevogel durch das ärgste Dickicht, kommt nach geraumer Zeit hier und da zum Vorschein, haspelt sich bis zu einer gewissen Höhe empor, hält sitzend und fast bewegungslos eine Zeitlang Umschau und verschwindet dann wieder im Inneren seiner Buschfestungen oder fliegt langsam, mehr schwebend und gleitend als flatternd, einem zweiten Busche zu, falls er es nicht vorzieht, den Weg laufend zu durchmessen. Mit den eigentlichen Kuckucken hat er in seinem Wesen keine Ähnlichkeit; denn er ist ein die Verborgenheit liebender Gesell, der sich wenig bemerklich macht und seine

Geschäfte möglichst heimlich betreibt. Seine Nahrung besteht aus Kerbtieren mancherlei Art, wahrscheinlich vorzugsweise aus Ameisen, nach welchen er zuweilen in widerwärtiger Weise stinkt. Ein nicht unbeträchtlicher Teil seiner Beute mag auch in Schnecken und anderen Weichtieren bestehen, da alle Sporenkuckucke derartige Nahrung mit Vorliebe genießen. Zwar versichert von Heuglin, in dem Magen des bereits erwähnten Verwandten niemals Weichtiere gefunden zu haben, obgleich letztere gerade dort im Überflusse vorkommen, wo besagter Sporenkuckuck sehr häufig ist; Schweinfurth aber bemerkt von demselben Vogel



Sporenkuckuck (Centropus senegalensis). ⅓ natürl. Größe.

ausdrücklich, daß ihm zwei große Arten von Landschnecken, deren Länge 11 und 8 cm beträgt, zur Nahrung dienen, und er mit Vorliebe die leckere Kost verzehre.

Wie alle Arten seiner Familie hält sich auch der Sporenkuckuck streng paarweise. Wenn man den einen Gatten aufgefunden hat, darf man darauf rechnen, auch den zweiten gewahr zu werden. Nur die Jungen schweifen längere Zeit, vielleicht jahrelang, einsam umher. Das Nest habe ich ein einziges Mal gefunden und zwar im Delta in der dichten Krone eines Ölbaumes. Es bestand fast ausschließlich aus den Hüllen der Maiskolben und enthielt Ende Juli vier halberwachsene Junge, von welchen wir das eine längere Zeit bei einfacher Kost am Leben erhielten. Die Eier sind mir unbekannt.

In Nordostafrika denkt niemand daran, den Sporenkuckuck zu verfolgen: man betrachtet auch ihn mit der Gleichgültigkeit, die man gegen die meisten Vögel an den Tag legt. Im Osten Afrikas soll er oder ein Verwandter von ihm mit mißgünstigen Augen angesehen werden, unzweifelhaft deshalb, weil sein stinkendes Fleisch sich in keiner Weise zur Benutzung

eignet. Welche Feinde den Vogel bedrohen, vermag ich nicht zu sagen. Ich habe nie gesehen, daß einer der Falken auf ihn Jagd gemacht hätte. Die dornigen Gebüsche, in welchen er lebt, sind sein bester Schutz.

Soviel ich mich erinnere, habe ich den Sporenkuckuck nur einmal und bloß kurze Zeit im Käfige gehalten. Daß er sich ohne sonderliche Umstände eingewöhnen läßt, beweisen gefangene, die in verschiedenen Tiergärten gelebt haben und mit rohem Fleische ernährt wurden. Seine Eigenheiten kann der Vogel im Käfige allerdings nicht zur Geltung bringen; demungeachtet fesselt er jeden kundigen Beobachter durch seine Haltung und die Gewandtheit, mit welcher er läuft, hüpft, klettert und turnt. Ihm gegenüber erscheint unser Kuckuck als ein höchst langweiliger Gesell.

Der australische Fasankuckuck (Centropus phasianus, Cuculus phasianus, phasianinus und giganteus, Polophilus phasianus, variegatus, gigas, leucogaster, melanurus und macrurus, Corydonix phasianus, Abbildung S. 124) ist vorwiegend schwarz gefärbt und in gewissem Sinne durch die glänzend hervortretenden Federschäfte gezeichnet. Die Flügel zeigen auf rostbraunem Grunde rostweißliche, schmal schwarz gesäumte Querflecken, die sich zu verworrenen Querbinden gestalten, die auf der Innenfahne zimtrostroten Schwingen in der Endhälfte schwarze, die oberen Schwanzdecken und die beiden mittelsten Steuerfedern auf schwarzem Grunde rostbraune und rostweißliche, dunkel gemarmelte, die äußeren Steuerfedern verwaschen rostbraune, fahlweiß gefleckte Querbinden. Das Auge ist rot, der Schnabel schwarz, der Fuß bleifarbig. Das größere Weibchen unterscheidet sich in der Färbung nicht vom Männchen. Im Jugendkleide ist die Oberseite rötlichbraun, die Unterseite fahlgrau. Die Länge beträgt 63, die Fittichlänge 26, die Schwanzlänge 37 cm.

Über die Lebensweise hat Gould berichtet. Der Fasankuckuck findet sich in sumpfigen, mit Buschholz, Gras und Röhricht üppig bewachsenen Gegenden und hält sich hier fast ausschließlich auf dem Boden auf, über welchen er mit Leichtigkeit dahinrennt. Nur im Notfalle fliegt er auf höhere Bäume, zunächst auf die unteren Zweige und nach und nach hüpfend weiter nach oben, bis zu den höheren Ästen empor. Erst vom Gipfel aus streicht er trägen Fluges nach anderen Bäumen hinüber.

Das sehr große Nest steht mitten in einem Graspolster, zuweilen unter den Blättern eines Pandanus, ist aus trockenen Gräsern gebaut und oben zugewölbt, aber mit zwei Öffnungen versehen, durch welche das Weibchen beim Brüten den Kopf und den Schwanz steckt. Die 3—5 Eier sind rundlich, rauhschalig und schmutzig weiß von Farbe. Auch der Fasankuckuck läßt sich ohne sonderliche Umstände an die Gefangenschaft und passende, leicht zu verschaffende, gemischte Kost gewöhnen, erträgt weite Seereisen ohne Beschwerde und ist demgemäß schon wiederholt lebend nach Europa, insbesondere nach England gelangt.

Höchst eigentümliche Kuckucke sind die Madenfresser (Crotophaginae), eine wenig artenreiche, auf Süd- und Mittelamerika beschränkte Unterfamilie bildend. Sie kennzeichnen sich durch gestreckten Leib, starken, auf dem Firste zu einem scharfen Kamme erhöhten Schnabel, kräftige, paarzehige Füße, deren Außenzehe nach hinten gewendet ist, mittellange Flügel, langen, breiten, stumpf gerundeten Schwanz, der nur aus acht Federn gebildet wird, und derbes, aber kleinfederiges, mehr oder weniger glänzendes Gefieder, das an der Schnabelwurzel borstig ist und die Zügel- und Augengegend kahl läßt. Das Innere des Oberschnabels ist hohl, und die Hornmasse selbst besteht aus sehr dünnwandigen Zellen, fast wie bei den Pfefferfressern und Hornvögeln. An erstere erinnern die Madenfresser auch durch das knapp anliegende Gefieder, das ihren Leib beständig mager erscheinen läßt.

Die Lebensweise hat etwas sehr Auffallendes; denn die Madenfresser leben durchaus nicht nach anderer Kuckucke Art, sondern eher in derselben Weise wie unsere Elstern oder Krähen, gleichen aber auch wiederum den Pfefferfressern. Man sieht sie immer in Gesellschaft und zwar in der Nähe menschlicher Wohnungen oder auch im Inneren der Steppenwaldungen; am liebsten aber treiben sie sich in der Tiefe der Thäler auf feuchten Wiesenplätzen umher, und regelmäßig gesellen sie sich den Viehherden zu. Die Nähe des Menschen



Fasankuckuck (Centropus phasianus). ⅓ natürl. Größe.

scheuen sie nicht, bekunden im Gegenteil zuweilen eine Dreistigkeit, die uns geradezu unbegreiflich erscheint. Ihre Fortpflanzung ist ebenso eigentümlich wie sie selbst. Die Madenfresser brüten nicht bloß in Gesellschaften, sondern sogar in demselben Neste, in welchem viele Weibchen ihre Eier ablegen, das Brutgeschäft gemeinschaftlich besorgen und die Jungen großziehen. Dank ihrer Allgegenwart, ihrer Lebendigkeit und ihrem lauten Rufen machen sie sich jedermann bemerklich, und so sind sie denn auch vielfach beobachtet worden, namentlich von Azara, A. von Humboldt, dem Prinzen von Wied, Schomburgk, d'Orbigny, Gosse, Burmeister, Newton, Euler, Gundlach und anderen. Aus den Berichten dieser Naturforscher geht hervor, daß die Lebensweise der verschiedenen Arten im wesentlichen dieselbe ist, so daß man, wahrscheinlich ohne einen Fehler zu begehen, das von dem einen Bemerkte auf die

anderen übertragen kann. Dies gilt wenigstens für diejenigen Mitglieder, welche der Unterfamilie ihren Namen verliehen haben.

*

Die Madenfresser (Crotophaga) zeigen in der Gestalt entfernte Ähnlichkeit mit unserer Elster. Sie sind schlank gebaut, kleinköpfig, kurzflügelig, langschwänzig und hochbeinig. Der kopflange Schnabel ist hoch, weil der First in der Wurzelnähe scharfkantig, kammartig sich erhebt und noch eine Strecke auf der Stirn sich fortsetzt, die Spitze des Schnabels stark herabgebogen, der Kieferrand glatt, der Fuß hoch und kräftig, seine äußere Vorderzehe ungefähr noch einmal so lang wie die innere, und die nach hinten gewendete Außenzehe ungefähr ebenso lang wie die eigentliche Hinterzehe, der Flügel nach Verhältnis lang, wenigstens über die Schwanzwurzel hinabreichend, im Fittiche die vierte Schwinge die längste, der Schwanz endlich ungefähr ebenso lang wie der Rumpf, an den beiden äußersten Federn etwas verkürzt.

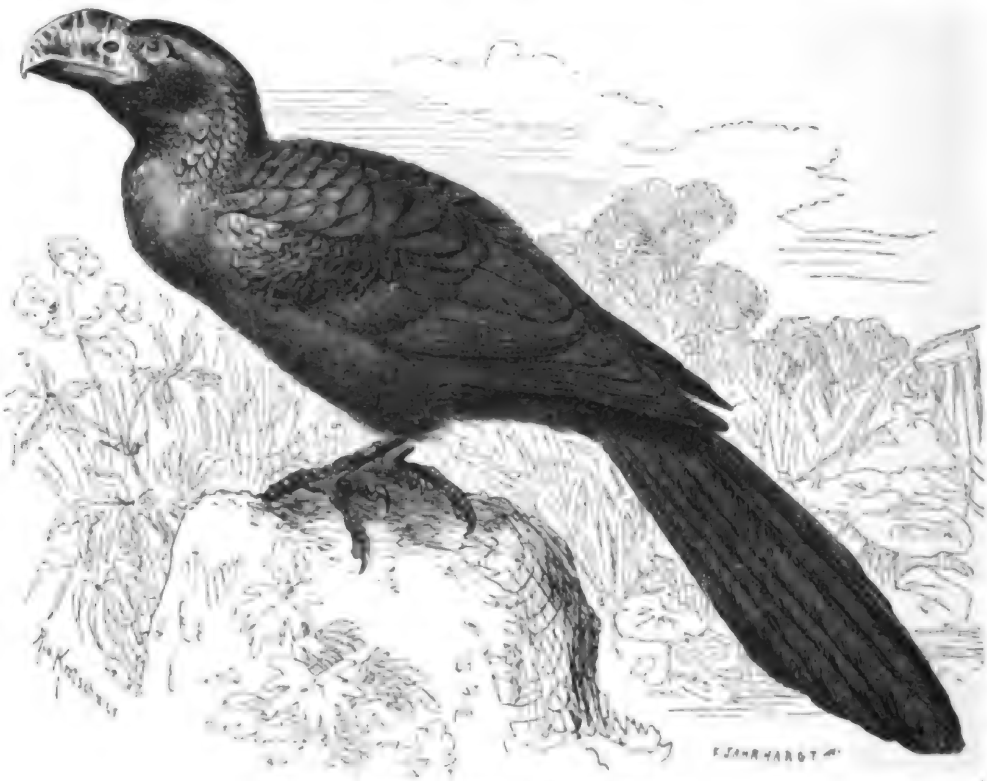
Die drei Arten, die Südamerika und Brasilien insbesondere bewohnen, unterscheiden sich hauptsächlich durch Größe und Schnabelbildung.

Die bekannteste und verbreitetste Art der Gattung und Unterfamilie ist der Ani der Brasilier (Crotophaga minor, rugirostris, laevirostris und ani). Seine Länge beträgt 35, die Breite 40, die Fittichlänge 13, die Schwanzlänge 17 cm; der Ani kommt also trotz seines längeren Schwanzes unserem Kuckucke kaum an Größe gleich. Die tiefschwarzen Federn schimmern auf dem Flügel und dem Schwanze in stahlblauem Scheine, die des Kopfes und Halses enden mit breiten, erzbraunen, die des Mantels und der Schultern, des Kropfes und der Brust mit breiten, schwarzblau scheinenden Säumen. Der Schnabel ist von der Wurzel an mit einem hohen, scharfen Kiele, vor der Spitze mit einer sanften Ausbuchtung versehen, an den Seiten glatt und ohne Längsfurchen, seine Färbung wie die der Beine schwarz, die des Auges graubraun.

Der Ani verbreitet sich über den größten Teil Südamerikas östlich der Andeskette. Sein Wohngebiet reicht vom Osten Brasiliens bis nach Mittelamerika, einschließlich Westindiens und der Antillen. Gelegentlich kommt er auch in den südlichen Vereinigten Staaten von Nordamerika vor. In Brasilien findet er sich überall, wo offene Triften mit Gebüschen und Vorwaldungen abwechseln, meidet aber entschieden die großen geschlossenen Wälder; in Guayana tönt sein heiseres Geschrei dem Reisenden entgegen, sobald er die Ansiedelung verlassen hat; auf Jamaika sieht man ihn auf allen Ebenen, insbesondere in den Steppen und auf den Weiden, die von Roß- und Rinderherden besucht werden, und zwar so häufig, daß Gosse behaupten kann, er sei möglicherweise der gemeinste aller Vögel der Insel. Auch auf St.-Croix ist er sehr häufig und wegen seiner auffallenden Erscheinung allgemein bekannt.

Sein Betragen ist nicht unangenehm. „Der Ani“, sagt Hill, „ist einer meiner Lieblinge. Andere Vögel haben ihre Jahreszeit, aber die Madenfresser sind beständige Bewohner des Feldes und während des ganzen Jahres zu sehen. Wo immer es offenes Land und eine Weide gibt, die mit einigen Bäumen oder Sträuchern bestanden ist, da bemerkt man auch gewiß diese geselligen Vögel. Dreist und anscheinend furchtlos, verabsäumen sie nie, die Ankunft eines Menschen durch lautes Geschrei anzuzeigen. Nach einem vorüber gegangenen Gewitter sind sie gewiß die ersten, die das Dickicht verlassen, um ihr Gefieder zu trocknen und sich hierauf wieder im freien Felde zu zeigen; selbst die stets sangfertige Spottdrossel thut es ihnen nicht zuvor. ‚Qui jotsch qui jotsch‘ hört man von einem nicht fernen Gebüsche, und ein kleiner Flug von Madenfressern wird sichtbar, mit lang ausgestrecktem Schwanze einem Platze zugleitend, auf welchem die Frische und Feuchtigkeit

der Erde das Kerbtierleben geweckt hat. Die Sonne sendet ihre Strahlen schief auf die Ebene hernieder, die Seebrise verbreitet ihre Frische, und ein schnell und ängstlich wiederholtes ‚Qui jotsch qui jotsch‘ wird wieder vernommen. Ein Falke stiehlt sich geräuschlos an der Buschgrenze dahin und schwebt gelegentlich über die Savanne hinaus; die Sturmglocke der schwarzen Vögel aber ist längst der gesamten Bewohnerschaft des Feldes geläutet worden: nicht ein Laut wird mehr gehört und nicht ein einziger Flügel bewegt! In den glühend heißen Tagen, wenn kein Tau mehr fällt und die ganze Pflanzenwelt verschmachtet, sieht man die Madenfresser in früher Nachmittagsstunde sich den Flüssen zuwenden und hier



Ani (Crotophaga minor). ⅓ natürl. Größe.

in kleine Gesellschaften zerteilen. Haben sie einen Ort erkundet, wo ein entwurzelter Baum in den Strom gefallen ist, so gewahrt man sie jetzt, in den verschiedensten Stellungen sitzend, den Schwanz nach oben richtend und von dem Gezweige aus trinkend, oder still und in sich gekehrt, das Gefieder säubernd und sich auf dem Sande des Ufers beschäftigend. Hier verweilen sie bis gegen Sonnenuntergang, dann fliegen sie nach einigem Zaudern von dannen, nachdem einer des Haufens das Zeichen gegeben, daß es nun Zeit ist, die nächtliche Ruhe zu suchen.“ Andere Beobachter sprechen sich in ähnlicher Weise aus. „Sie sind ein höchst anziehendes Völkchen“, schildert Schomburgk, „deren ewig geschäftigem Treiben man stundenlang zusehen kann. Behende umhüpfen sie die Rinderherden, oder sie schlüpfen durch das Gras, um Grillen und andere Kerbtiere zu fangen. Geht es aber zur Flucht, dann hört ihre Schnelligkeit auf, da ihre Flügelmuskeln gerade nicht die stärksten sind und ihnen bald den Dienst versagen. Am häufigsten findet man sie an den Waldungen, Umzäunungen der Savannenflüsse, wo sie unter wildem Lärme von Strauch zu Strauch fliegen,

seltener in der offenen Savanne und in dem Inneren des Waldes.“ Gosse fügt Vorstehendem noch einiges hinzu. „Sie lieben es, morgens auf niederen Bäumen mit ausgebreiteten Schwingen sich zu sonnen und verweilen in dieser Stellung oft lange Zeit vollkommen ruhig. In der Hitze des Tages sieht man viele in den tieferen Ebenen, auf den Umzäunungen oder Hecken sitzend, den Schnabel weit geöffnet, als ob sie nach Luft schnappten. Dann scheinen sie ihre gewöhnliche Geschwätzigkeit und Vorsicht gänzlich vergessen zu haben. Manchmal spielen zwei oder drei inmitten eines dicken, von Schlingpflanzen umwobenen Busches Verstecken und stoßen dann plötzlich ihr sonderbares Geschrei aus, gewissermaßen in der Absicht, andere aufzufordern, sie zu suchen.“ Gundlach, der den Ani auf Cuba beobachtet hat, hebt ebenfalls die Neigung, gesellig zu leben, hervor und bemerkt, daß die Anis familienweise von einer Stelle zur anderen ziehen, jedoch stets innerhalb eines kleinen Wohngebietes bleiben. Da sie viel zusammenleben, muß natürlicherweise eins der Glieder der Gesellschaft eine annähernde Gefahr bemerken und das Lärmzeichen geben; dieses ahmen alle nach, bevor sie sich entfernen, und daher rührt zum guten Teile ihr beständiges Schreien her. Letzteres kann zwar sehr ergötzlich sein, einen Jäger aber auch oft in empfindlicher Weise ärgern, weil das Wild auch hier das Geschrei der wachsamen Vögel als Warnung betrachtet und sich vor dem Jäger zurückzieht.

In ihren Bewegungen sind sie keineswegs ungeschickt. Auf dem Boden hüpfen oder springen sie gewöhnlich umher, indem sie die Füße gleichzeitig erheben; gelegentlich aber sieht man sie auch über Hals und Kopf dahinrennen und dann mit einem Fuße um den anderen ausschreiten. Im Gezweige der Bäume klettern sie ziemlich behende umher, und zwar ebenso kopfaufwärts wie umgekehrt. Sie fußen auf dem Ende eines Hauptzweiges, gewinnen die Mitte der Krone, indem sie rasch auf dem Zweige dahinlaufen, durchsuchen den ganzen Baum ordentlich nach Kerbtieren und verlassen ihn von der anderen Seite, entweder einzeln in derselben Ordnung oder plötzlich alle zusammen unter lautem Geschrei. Der Flug ist schwerfällig, langsam und unregelmäßig; der fliegende Ani sieht dabei auch sonderbar aus, weil er den dünnen Leib mit dem langen Schwanze, dem großen Kopfe und dem gewaltigen Schnabel gerade ausstreckt und die Schwingen nur wenig bewegt und so, wie Gosse sagt, eher einem Fische als einem Vogel ähnelt.

Ani und Sperlingsfalke müssen, laut Newton, am meisten unter den Angriffen eines Tyrannen leiden. Es ist schwer zu sagen, ob der Ani oder gedachter Tyrann dem Beobachter das meiste Vergnügen gewährt. Wenn eine frische Brise weht, ist jener wegen seines langen Schwanzes und der kurzen Flügel geradezu hilflos, verliert gänzlich seine Geistesgegenwart und fliegt mit dem Winde, während das Gegenteil das beste wäre. Dann erscheint der Tyrann und versetzt ihm derartige Stöße, daß ihm nichts übrigbleibt, als sich in eine unerquicklich aussehende Dornhecke oder in das Gras hinabzustürzen. Eine Folge dieser Abenteuer ist, daß sein Gefieder, namentlich das des Schwanzes, sehr leidet. Man kann wirklich kaum einen einzigen bekommen, dessen Steuer in gutem Zustande ist.

Der sonderbare Ruf, der alle Augenblicke vernommen wird, klingt wie der Name des Vogels durch die Nase gesprochen, nach dem Freiherrn von Kittlitz wie „tru-i tru-i“, nach Azara wie „gooi“ oder „aani“, nach dem Prinzen von Wied wie „ani“ oder „a-i“, nach Gundlach wie „ju-dio“, angenehm aber sicher nicht, da die Ansiedler den Vogel deshalb, laut Schomburgk, „alte Hexe“ zu nennen pflegen. Zur Zeit der Liebe hört man, nach Gundlach, andere Laute, die eine Art Gesang bilden, als solcher mindestens dann erscheinen, wenn mehrere zu gleicher Zeit singen. Diese Töne sind Kehllaute und werden nur auf eine kurze Strecke hin vernommen.

Die Nahrung ist gemischter Art. Kriechtiere, Kerse und Würmer bilden wahrscheinlich das Hauptfutter; zeitweilig aber halten sich die Madenfresser fast ausschließlich an

Früchte. Die Forscher fanden in dem Magen der von ihnen getöteten die Reste verschiedener Kerbtiere, namentlich der Heuschrecken, Schmetterlinge, Fliegen und dergleichen, aber auch Beeren verschiedener Art und andere Früchte. Den Kühen lesen sie die Schmarotzer ab, und deshalb eben halten sie sich gern auf Weiden auf. Man sieht sie auf dem Viehe umherlaufen, ohne daß dieses Unwillen bekundet; zuweilen hängen mehrere Vögel zu gleicher Zeit auf einem Rinde, gleichviel, ob es liegt oder sich bewegt. Der Prinz von Wied sah sie in Gesellschaft der Schwarzvögel und des weißen Caracara auf dem Rücken des Rindviehes sitzen; Gosse beobachtete, wie sie eifrig beschäftigt waren, eine Kuh von ihren Quälgeistern zu befreien; auch andere Reisende erwähnen der Freundschaft zwischen ihnen und den Rindern. Übrigens bedrohen sie nicht bloß laufende Kerbtiere, sondern jagen auch fliegenden nach. „Im Dezember", sagt Gosse, „habe ich kleine Gesellschaften von ihnen abends beschäftigt gesehen, von einem Zweige aus in die Luft zu fliegen, unzweifelhaft, um schwirrende Kerbtiere zu fangen. Eines Tages im März und Mai wurde meine Aufmerksamkeit auf einige Madenfresser gelenkt, die einen großen Schmetterling verfolgten, und ein drittes Mal sah ich einen mit einer Wasserjungfer im Schnabel. Ich habe auch gesehen, daß sie gelegentlich kleine Eidechsen bedrohen."

Über die Fortpflanzung liegen ausführliche, aber nicht ganz übereinstimmende Berichte vor. Azara bemerkt, daß der Ani, nicht aber eine andere Art der Gruppe, gesellschaftlich niste; Schomburgk behauptet das Gegenteil, und d'Orbigny bestätigt Schomburgks Angaben. Das Nest des Ani ist, laut Burmeister, im Waldgebiete Brasiliens überall, auch nahe bei den menschlichen Ansiedelungen, in niedrigen Gebüschen zu finden. „Die Vögel, die sich paarweise zusammenhalten, verraten seine Stelle durch ihr beständiges Ab- und Zufliegen meist sehr bald. Vielleicht infolge der häufigen Störung, der sie hier ausgesetzt sind, bauen die verschiedenen Paare kein großes gemeinschaftliches Nest, vielmehr sind ihre Baue daselbst nur von sehr mäßigem Umfange: sie enthalten in den meisten Fällen nicht mehr als 5 oder 6 Eier. Das von Azara geschilderte Zusammenleben des Vogels in Ansiedelungen mag dagegen an Orten, wo er von Menschen nicht viel beunruhigt wird, zwar ebenfalls noch vorkommen, in Brasilien jedoch ist diese Erscheinung nicht bekannt: ich habe ihrer auch von keinem Brasilier erwähnen hören, obgleich die Leute gerade solche Einzelheiten der einheimischen Tiere sehr gut zu kennen pflegen und sogleich davon erzählen, wenn man sich bei ihnen nach der Lebensweise der Geschöpfe erkundigt." Hiermit stimmt die Angabe von Schomburgk überein. „Die Indianer", sagt er, „behaupten, daß nur eine Art ein gemeinsames Nest baue, während die beiden anderen Arten diese Eigentümlichkeit nicht teilen, indem bei ihnen jedes Pärchen sein eignes Nest besitzt."

Dagegen teilt uns Gosse Folgendes mit. „Die Thatsache, daß der Ani in Gesellschaft baut und ein ungewöhnlich großes Nest aus Zweigen gemeinschaftlich herstellt, wird von allen Ansiedlern bestätigt. Gewöhnlich soll ein hoher Baum zur Anlage gewählt werden." Hill, dessen Angaben durchaus glaubwürdig sind, bemerkt: „Etwa ein halbes Dutzend von ihnen baut nur ein einziges Nest. Dieses ist groß und geräumig genug, um alle aufzunehmen und die gesamte Kinderschar zu beherbergen. Sie betreiben die Bebrütung mit größter Hingebung und verlassen es solange sie brüten niemals, ohne die Eier mit Blättern zu bedecken. Im Juli fand ich ein Nest dieser Vögel. Es bestand aus einer großen Masse von verflochtenen Zweigen, die mit Blättern ausgekleidet waren. In ihm lagen acht Eier, aber gleichzeitig die Schalenstücke von vielen anderen daneben und unter dem Baume." Auch Gundlach bezweifelt das gemeinschaftliche Brüten mehrerer Weibchen nicht, denn er sagt, daß er Nester mit sehr vielen Eiern, unter ihnen auch solche gefunden hat, in welchen eine oder einige Lagen Eier mit neuem Stoffe bedeckt waren, weil noch sich hinzudrängende Weibchen fort und fort Niststoffe herbeitrugen. Der Nestbau oder wenigstens die Brutzeit

dauert nach den Beobachtungen desselben Forschers auf Cuba vom April bis zum Oktober. Das Nest wird an dicht verzweigte Stellen von Bäumen oder auf Bambusrohr und zwischen dicht verwobene Schlingpflanzen gestellt und besteht aus kleinen Zweigen und trockenen Pflanzen.

„Meine 6 Eier des Ani", fährt Burmeister fort, „sind etwa so groß wie gewöhnliche Taubeneier. Sie hatten, frisch gelegt, eine völlig weiße Farbe und ein kreidiges Ansehen, wobei jedoch ein grünlicher Ton hindurchschimmerte. Hier und da waren Streifen und Striche in die Oberfläche eingerissen, durch welche ein schönes Seladongrün zum Vorschein kam. Jede Berührung mit harten Gegenständen zerstörte den weißen Überzug und ließ die grüne untere Lage hervortreten; ja, als ich das Ei mit dem Messer schabte, ging der weiße Kreideüberzug vollends herunter. Ich halte diesen hiernach für eine besondere Stoffausscheidung, die das Ei, während es vor oder in der Kloake verweilt, von dieser erhält, und zwar möchte ich den Stoff mit dem kreidigen Inhalte der Urinmasse vergleichen, womit der Kot der Vögel bekleidet zu sein pflegt. Entfernt man den Überzug, so erhält das vorher ganz matte, kreidige Ei einen leichten Glanzüberzug, eine sehr feinporige Oberfläche. Diese Farbe ist bald etwas mehr blaugrün, bald reiner meergrün." Gundlach nahm auf fast allen Eiern die von Burmeister erwähnten Streifen und Striche wahr und bezweifelt nicht, daß sie von den Krallen des Vogels herrühren, die sie im Laufe der Brutzeit einkratzen. Denn erst nach einigen Tagen bemerkt man besagte Risse in der Kalkschicht, die das eigentlich bläulichgrüne Ei weiß erscheinen läßt. Newton fand im Juni ein Nest dieser Art. „Ich sah zwei Vögel dicht nebeneinander sitzen und zwar, wie sich später herausstellte, auf dem Neste, das sich an den Stamm lehnte und von einigen jungen Schößlingen gehalten wurde, in einer Höhe von ungefähr 1,5 m über dem Boden. Es war ein roher Bau von Stöcken und Zweigen, groß und tief, teilweise mit trockenen Blättern ausgefüllt, zwischen welchen ich 14 Eier entdeckte. Das Nest war augenscheinlich gemeinsames Eigentum. Gewöhnlich saßen 2 oder 3 Vögel dicht nebeneinander in ihm und manchmal 4 oder 5 und darüber in der Baumkrone; sie schrieen, solange ich in der Nähe war." Die Jungen verlassen, laut Schomburgk, das Nest, ehe sie noch flugfähig sind, und hüpfen in Gesellschaft der Alten mit gleicher Gewandtheit von Zweig zu Zweig. Sobald sich Gefahr naht, erheben sich die Alten mit wildem Geschrei, und in raschen Sprüngen eilen die Jungen vom Gebüsche oder von den Bäumen herab, um, auf dem Boden angekommen, im Grase zu verschwinden.

Dem Menschen gegenüber benehmen sich die Madenkuckucke verschieden. Vor Reitern entfliehen sie entweder gar nicht oder doch nur bei großer Annäherung, besonders wenn der Reiter anhält; Fußgängern trauen sie weniger. Da, wo sie wenig mit dem Herrn der Erde verkehren, grenzt ihre Dreistigkeit an das Unglaubliche. „Gleich mehreren Vögeln dieser Einöden", berichtet A. von Humboldt, „scheuen sie sich so wenig vor dem Menschen, daß Kinder sie oft mit der Hand fangen. In den Thälern von Aragua, wo sie sehr häufig sind, setzten sie sich am hellen Tage auf unsere Hängematte, während wir darin lagen." Nur das Pfeifen können sie, wie Schomburgk versichert, nicht vertragen; wenigstens fliegen sie augenblicklich davon, sobald man einen pfeifenden Ton ausstößt. Abgesehen von einzelnen Cubanern, die ihr Fleisch trotz seines absonderlichen Geruches verzehren, es sogar Genesenden als heilsam oder eßlusterregend anpreisen, oder einem über ihr verräterisches Geschrei entrüsteten Jäger, der sich an ihnen rächen will, jagt man die Madenkuckucke nicht. Diejenigen, welche man vom Baume herabschießt, fallen nicht immer in die Gewalt des Schützen, weil ihre Lebenszähigkeit erstaunlich groß ist. „Wird der Madenfresser", berichtet Schomburgk noch, „nicht in den Kopf oder in das Herz geschossen, so kann der Jäger versichert sein, daß er ihn nicht in seine Gewalt bekommt. Mit fabelhafter Schnelligkeit

läuft der Angeschossene durch das Gebüsch oder Gras dahin, und von 10—12, die ich oft auf einen Schuß verwundete, fand ich meist kaum 1 oder 2, wenn ich an die Stelle kam, wo sie herabgefallen waren. Gleich am anderen Tage nach unserer Ankunft in Zuruma schoß ich einen mit der Kugel vom Baume herab. Die Kugel hatte ihm den ganzen Bauch aufgerissen, so daß die Eingeweide heraushingen, und dennoch gelang es mir nicht, den fliehenden und seine eignen Gedärme hinter sich herschleppenden Vogel einzuholen, bis ihn endlich einer der Indianer weiter als 200 Schritt von der Stelle, wo er zur Erde gefallen war, die Eingeweide um das Gestrüpp gewickelt und so an der Flucht verhindert auffand und mir brachte."

Pisang= oder Bananenfresser (Musophagidae) nennen wir die Mitglieder der zweiten, nur 20 Arten zählenden Familie der Kuckucksvögel, so wenig passend der Name auch erscheinen mag, da die betreffenden Vögel schwerlich von besagten Früchten sich nähren. Ihre Verwandtschaft mit den Kuckucken ist jedenfalls größer als mit anderen Vögeln, denen man sie zugesellt hat. Ihre Größe schwankt zwischen der eines Raben und der unseres Hähers. Der Leib ist gestreckt, der Hals kurz, der Kopf mittelgroß, der Schnabel kurz, stark und breit, auf der Oberkante scharf gebogen, auf der unteren etwas abwärts gekrümmt, an den Schneiden gezahnt oder gezähnelt, der Flügel mittellang, stark abgerundet, in ihm die vierte oder fünfte Schwinge über die anderen verlängert, der Schwanz ziemlich lang und abgerundet, der Fuß stark, verhältnismäßig hoch und, wie ich ausdrücklich wiederholen will, unpaarzehig. Drei Zehen richten sich nach vorn, eine nach hinten, die äußere läßt sich ein wenig seitwärts bewegen, aber nur von Ausstopfern nach hinten drehen. Das Gefieder ist weich, bei einzelnen Arten fast zerschlissen und teilweise durch prächtige Farben ausgezeichnet.

Große zusammenhängende Waldungen sowie die langgedehnten Waldstreifen an den Gewässern Mittel= und Südafrikas sind die Heimat der Pisangfresser. In baumlosen Gegenden findet man sie nicht. Sie leben gesellig, in kleinen Trupps, die nach meinen eignen Beobachtungen von 3 bis zu 15 Stück anwachsen können, halten sich viel im Gezweige der Bäume auf, kommen aber auch oft auf den Boden herab. Einzelne scheinen mit ziemlicher Regelmäßigkeit ein weites Gebiet zu durchstreifen; dies aber geschieht in einer unsteten, unruhigen Weise unter viel Gelärm und Geschrei. Ihr Flug ist nicht besonders ausgezeichnet, jedoch, wie die kurzen Flügel vermuten lassen, gewandt und mancherlei Wendungen fähig. Ihre Bewegungen im Gezweige der Bäume sind sehr geschickt. Über ihre geistigen Fähigkeiten ist schwer ein Urteil zu fällen; so viel aber steht fest, daß man sie nicht zu den dummen Vögeln zählen darf. Aufmerksam auf alles, was um sie vorgeht, zeigen sie sich vorsichtig und werden, wenn sie sich verfolgt sehen, bald außerordentlich scheu. Um andere Vögel scheinen sie sich wenig zu bekümmern; man sieht sie stets mit anderen ihrer Art zusammen. Doch mag es vorkommen, daß nahe verwandte Arten einer Gattung sich auf kurze Zeit vereinigen.

Pflanzenstoffe scheinen ihre hauptsächliche, falls nicht ausschließliche Nahrung zu bilden. Sie verzehren Blattknospen, Früchte, Beeren und Körner, die sie in den Kronen der Bäume, in Gebüschen und auf dem Boden zusammenlesen. Diese Nahrung bestimmt selbstverständlich ihren Aufenthalt. Sie beleben deshalb vorzugsweise Gegenden, die reich an Wasser und somit auch reich an Früchten sind. Dank dieser Nahrung lassen sie sich auch leicht an die Gefangenschaft gewöhnen und bei einiger Pflege jahrelang selbst bei uns erhalten. Einzelne Arten gehören zu den angenehmsten Stubenvögeln, die man haben kann. Sie erfreuen durch die Pracht ihres Gefieders wie durch ihr munteres Wesen und durch ihre Anspruchslosigkeit.

Über ihre Fortpflanzung fehlen zur Zeit noch ausführliche Beobachtungen. Von einigen Arten ist bekannt, daß sie weiße Eier legen und wahrscheinlich in hohlen Bäumen nisten. Aus ihrem geselligen Verkehre läßt sich im übrigen schließen, daß die Jungen lange bei den Eltern bleiben und von diesen treulich behütet werden.

*

Die engeren Wendekreisländer Westafrikas belebt der Riesenturako oder, wie ihn die Bewohner Loangos nennen, der **Koko** (Corythaeolus cristatus und gigas, Turacus cristatus), einziger Vertreter der Turakos (Corythaeolus), ein etwa fasanengroßer Vogel von 65—75 cm Gesamt- und 35—40 cm Fittichlänge. Das schillernde Gefieder ist auf der Rückenseite und am Halse leuchtend lasur- und kobaltblau, an der Brust grüngelb, an Bauch, Schenkeln und Steiß warm rostrot gefärbt und zeigt bei wechselnder Beleuchtung überraschend schöne Farbenwirkungen, die jedoch nach dem Tode des Vogels sehr viel schwächer werden, wie auch überhaupt die Farben des Gefieders an Kraft und Tiefe bedeutend verlieren. Die Schwanzfedern sind am Grunde blau, am Ende schwarz mit blauen Spitzensäumen; die Mitte der äußeren wird durch eine breite grünlichgelbe Querbinde eingenommen. Der gelbe, seitlich zusammengedrückte Schnabel besitzt einen scharfen First und rundliche, in der Mitte gelegene Nasenlöcher; Zügel und Augengegend sind nackt.

Der sowohl durch seine Schönheit und sein Gebaren als auch durch seine Stimme auffallende Vogel lebt in ausgedehnten Waldungen im Gebirge wie in der Ebene, verfliegt sich aber auch gelegentlich in gehölzreiche Savannen, wenn dort mancherlei Früchte und Beeren gereift sind. Laut brieflichen Mitteilungen beobachteten den Vogel P. Staudinger am Niger und am Binuë bis Loko und Kling in den Hinterländern von Togo, in Aposso und in Adeli bis etwa 8 Grad 30 Minuten nördl. Breite; Büttikofer berichtet über sein Vorkommen in Liberia; Hans Meyer sah ihn sogar am Kilimandscharo in 1800 m Höhe. „Nirgends“, schreibt Pechuel-Loesche, „ist der Koko, soweit ich ihn in Westafrika beobachten konnte, bis an den Meeresstrand verbreitet, sondern geht flußabwärts höchstens bis in die Nähe der Mangrovenbestände. Besonders heimisch ist er in den nördlichen Teilen Loangos zwischen der Küste und dem zurückliegenden Gebirge; am Banya habe ich ihn auch noch in Menge, an nördlicheren Gewässern, wie am Gabun und Kamerun, schon seltener gefunden und im Nigerdelta nur einigemal gehört. In der Kongo-Niederung ist er noch ziemlich häufig, scheint aber weiter südwärts nicht mehr vorzukommen und gehört auch am Gebirgslaufe des Kongo zu den sehr seltenen Vögeln.

„Über sein Vorkommen wird man ganz genau belehrt durch seinen überaus lauten, weithin hallenden Ruf, der ihm eben bei den Eingebornen den Namen ‚Koko‘ verschafft hat. Der Ruf besteht aus zwei Teilen, die im Sitzen stets nacheinander vorgetragen werden, während im Fliegen nur der letzte wiederholt wird. Der erste Teil ähnelt dem Schreie der Pfauen, ist aber viel wohlklingender und gewissermaßen nach abwärts harpeggierend; ihn könnte man etwa durch ‚kuriu‘ wiedergeben. Der zweite Teil lautet genau wie ‚kok kok kok‘ und wird getrennt, aber schnell hintereinander 8—10mal oder noch öfter hervorgestoßen. Gerade dieses in gleicher Höhe und Stärke erschallende ‚Kok‘ ist auf überraschend weite Entfernungen zu vernehmen. Lange, bevor ich den Vogel kannte, hörte ich an stillen Abenden auf den Hügeln hinter unserem Gehöfte seinen Ruf vom jenseitigen Ufer der Lagune vom Tschissambo herüberschallen, aus einer Entfernung von mindestens 6—8 km. In größerer Nähe von Tschintschotscho kommt er nicht vor. Später habe ich ihn vielfach beobachtet und erlegt.

„Das Treiben der ebenso prächtigen wie anmutigen Geschöpfe gewährt viel Vergnügen. Mit stark rauschenden hastigen Flügelschlägen steuern sie in gerader Linie über

Gewässer von einem bewaldeten Ufer zum anderen oder laufen ungemein hurtig und fast gefallsüchtig tänzelnd auf dem Astwerke der Bäume entlang, hüpfen hinüber und herüber und sind immer in Bewegung. Am Tage sieht man sie gewöhnlich allein oder zu zweien ihrer Nahrung nachgehen, die nur aus Blattknospen und Beeren zu bestehen scheint,



Riesenturako (Corythaeolus cristatus). ⅓ natürl. Größe.

und vernimmt allenthalben ihren Ruf. Wenn die Sonne sinkt, gesellen sie sich gern zu einander. Zunächst hebt ein einzelner im Wipfel eines hohen Baumes am Wasser oder an einer Waldwiese an und läßt sein „Kuriu kuriu! kok kok kok!“ erschallen; andere antworten; er fliegt zu ihnen, oder sie kommen herbei. So fällt ein zweiter und dritter ein, während das Rufen und Locken andauert; ein vierter folgt, wohl auch ein Pärchen, bis manchmal an 10—15 im obersten Geäste verstreut beisammen sind. Sie sitzen still oder laufen hin und wieder, jagen einander bis zur äußersten Spitze oder hocken sich traulich Seite an

Seite. Bisweilen erhebt sich die ganze Gesellschaft plötzlich mit lautem ‚Kok kok‘ und fliegt einem anderen Baume zu, streicht auch von dort vielleicht nochmals ab. So bleiben sie bis zur vollen Dunkelheit in Bewegung, wenn längst die übrigen Vögel ruhen, und manchmal klingt noch eine Stunde später vom schließlich gewählten Schlafbaume traulich ein vereinzeltes leises ‚Kuriu‘ herab.

„Des Morgens sind sie zeitig munter, trennen sich und ziehen wieder im Walde umher. Gewöhnlich halten sie sich in den Baumwipfeln auf; im Unterholze sah ich sie selten, auf der Erde niemals. Ihre Stimme vernimmt man zu jeder Tageszeit, am häufigsten aber des Abends.

„Die Kokos sind nicht nur lebhafte, sondern auch vorsichtige und wachsame Tiere. Daher ist es schwierig, außer des Morgens, wenn sie sich hungrig im Walde umhertummeln, sie zu beschleichen, und die meisten erlegt man während der Flußfahrt, wenn sie zufällig vorüberstreichen; dies fällt um so leichter, da sie im Fluge nicht rasch wenden, selbst der erkannten Gefahr nicht geschickt ausweichen können. Gut ist es, sie sehr nahe kommen zu lassen, da sie einen starken Schuß vertragen. Auf den Schlafbäumen sitzen sie in der Regel zu hoch, als daß ein Schrotschuß sie wirksam erreichen könnte. Ihr Fleisch ist trocken und zähe, gibt aber eine gute Suppe.

„Soweit festgestellt werden konnte, nähren sie sich ausschließlich von Pflanzenstoffen, vornehmlich von Beeren aller Art, und lieben besonders die Früchte einer Schlingpalme und von Dracänen. Nach Aussage der meisten waldkundigen Eingebornen sollen sie in Baumhöhlungen nisten, doch klingt die Angabe einiger Jäger wahrscheinlicher, wonach sie ihre einfachen Nester auf Gabeläste in die Spitze der höchsten Bäume stellen sollen.

„Zwei Versuche, die prächtigen Vögel in Gefangenschaft zu erhalten, sind fehlgeschlagen: beide Male gingen die Tiere aus Mangel an passender Nahrung, die ihnen nicht immer reichlich genug beschafft werden konnte, schon nach kurzer Zeit ein. R. C. Phillips ließ einen Koko, der beim Überfliegen des Kongo in Sicht der Faktorei auf irgend welche Weise in das Wasser fiel, auffischen. Wir bemühten uns, den anscheinend vollkommen gesunden, jedenfalls prächtig befiederten Gefangenen, der auch bald seine anfänglich große Scheuheit ablegte, an allerlei Ersatzfutter zu gewöhnen, erzielten aber keinen Erfolg. Der Vogel nahm bloß ein wenig von der gewohnten Waldnahrung zu sich, verweigerte jede andere und lag nach Ablauf einer Woche eines Morgens tot auf der Erde. Eingeborne behaupteten, alle Kokos gingen in der Gefangenschaft schnell zu Grunde, weil sie den Verlust ihrer Freiheit nicht ertrügen.“

*

In den Wäldern von Agra an der Goldküste entdeckte der deutsche Naturforscher Isert zu Ende des vorigen Jahrhunderts den ersten Vertreter einer nur aus zwei Arten bestehenden Gattung, die wir nach ihm Bananenfresser (Musophaga) nennen. Die Bananenfresser unterscheiden sich hauptsächlich durch ihre Schnabelbildung von den übrigen Verwandten. Der First des Oberschnabels nämlich geht unmittelbar in eine hornige Platte über, die den größten Teil der Stirn bedeckt, und den von hier an in flachem Bogen bis zu der Spitze hakig über den schwächlichen Unterteil herabgebogenen Schnabel sehr stark gewölbt erscheinen läßt. Die Schneiden sind gezähnelt; die Nasenlöcher liegen vollkommen frei in der Vorderhälfte des Oberschnabels. Die Zügel und eine nackte Stelle um das Auge sind unbefiedert. Die Füße sind kurz, aber kräftig, die Flügel mittellang, die Armschwingen etwas kürzer als die Handschwingen. Der Schwanz ist verhältnismäßig kurz, breit und am Ende abgerundet.

„Es mag vielleicht übertrieben erscheinen“, sagt Swainson, „wenn ich den Bananenfresser als einen Fürsten der gefiederten Schöpfung bewundere. Andere Vögel sind hübsch,

zierlich, glänzend, prächtig, aber die Färbung des Bananenfressers ist königlich. Das schimmernde Purpurschwarz, das vorherrscht, wird aufs wundervollste gehoben durch das prachtvolle Hochrot der Schwingen. Der Schnabel, obgleich beträchtlich groß, erscheint nicht unverhältnismäßig; denn er ist weder phantastisch gestaltet, wie bei den Nashornvögeln, noch ungeheuerlich, wie bei den Pfefferfressern; die tiefgelbe, in Hochrot übergehende Färbung, die ihn schmückt, erhöht nur noch die Schönheit des dunkeln Gefieders."

Die Länge des Bananenfressers (**Musophaga violacea**, Cuculus regius, Phimus violaceus) beträgt ungefähr 50, die Fittichlänge 22 cm, die Schwanzlänge ebensoviel. Die zarten und weichen Federn, die den Scheitel bekleiden, sind prachtvoll purpurrot,



Bananenfresser (Musophaga violacea). ⅓ natürl Größe.

glänzend wie Samt; das übrige Gefieder ist tiefviolett, fast schwarz, mit Ausnahme der Unterseite im Lichte prachtvoll dunkel stahlblaugrün glänzend. Die Schwingen sind hochrot, ins Lilafarbene spielend, an den Spitzen tief violett. Die nackte Stelle ums Auge ist karminrot, ein Streifen unter ihm blendend weiß, der Schnabel an der Spitze karminrot, der Fuß schwarz, das Auge braun. Den jüngeren Vögeln fehlt das samtartige Rot des Scheitels; im übrigen ähneln sie den Alten. Der Bananenfresser bewohnt Oberguinea und Teile Niederguineas; in Angola und Benguela vertritt ihn der **Pisangfresser** (**M. rossae**).

Noch heutigestags gehört der Bananenfresser zu den Seltenheiten in den Sammlungen; doch sind in der Neuzeit nicht bloß Bälge, sondern sogar lebende Vögel dieser Art nach Europa gekommen. Über das Freileben lauten die Angaben außerordentlich dürftig. Nach Angabe der Reisenden lebt er, im Gegensatze zu den Helmvögeln, jahraus jahrein paarweise, höchstens nach der Brutzeit in kleinen, wohl aus den Alten und den Jungen bestehenden Gesellschaften. Eine solche fand **Ussher** an der Goldküste, wogegen **Reichenow**

ausdrücklich hervorhebt, daß der Bananenfresser im Gegensatze zu seinen Verwandten, den Helmvögeln, einzeln oder paarweise und mehr im dichten niedrigen Gebüsche und an Waldsäumen als auf den hohen Bäumen der Urwaldungen angetroffen wird. Hier führt er ein stilles und verstecktes Leben, verfehlt aber, einmal aufgefunden, niemals, die Aufmerksamkeit des Reisenden sich zuzulenken, weil seine prachtvolle Färbung auf das lebhafteste von dem eintönigen Grün der Hochwaldungen absticht. In seinem Wesen, seinen Bewegungen, seiner Stimme, seiner Nahrung scheint er sich wenig von den Verwandten zu unterscheiden, so wenigstens lassen die Gefangenen schließen, die dann und wann zu uns gelangen.

*

Genauer als über Bananen- und Pisangfresser sind wir über die **Helmvögel** (**Corythaix**) unterrichtet. Sie bilden den Kern der Familie und verbreiten sich über alle Teile des oben angegebenen Gebietes, treten häufiger auf als die Verwandten und können dort, wo sie vorkommen, nicht übersehen werden. Ihre Merkmale liegen in dem kleinen, kurzen, dreieckigen Schnabel, dessen oberer Teil mit schwachem Haken sich über den unteren herabbiegt, den teilweise von den Stirnfedern überdeckten Nasenlöchern, dem kurzen, zugerundeten Flügel, in welchem die fünfte Schwinge die längste ist, dem mittellangen zugerundeten Schwanze sowie einem kleinen, nackten, zuweilen mit Fleischwarzen bedeckten Ringe um das Auge. Das Gefieder ist reich, auf dem Kopfe helmartig verlängert, von vorherrschend grüner Färbung, während die Schwingen regelmäßig prachtvoll purpurrot aussehen. Die verschiedenen Arten ähneln sich außerordentlich sowohl in der Färbung als auch in der Lebensweise.

In Abessinien lebt der **Weißwangige Helmvogel** (**Corythaix leucotis**, Musophaga und Turacus leucotis). Der Helm bildet einen breiten, anliegenden, hinterseits scharf abgestutzten Federbusch und hat schwarze, ins Grüne scheinende Färbung; der übrige Kopf, Hals, Mantel und die Unterseite bis zum Bauche sind schön lauchgrün, der Bauch und die übrigen Unterteile dunkel aschgrau, die noch nicht erwähnten Teile der Oberseite bläulich schiefergrau mit grünlichem Erzschimmer, die Steuerfedern schwarz mit stahlgrünem Schein, die Schwingen, mit Ausnahme der letzten Armschwingen, tief karminrot, die der Hand außen, am Ende und an der Spitze dunkelbraun gerandet, ein Flecken vor dem Auge und ein anderer, der sich fast senkrecht über dem Ohre am Halse herabzieht, endlich schneeweiß. Ein aus kleinen Warzen bestehender Ring von zinnoberroter Farbe umzieht das lichtbraune Auge. Der Schnabel ist an der Spitze blutrot, an der Spitze des Oberschnabels bis zu den Nasenlöchern aber grün; der Fuß ist braungrau. Die Länge beträgt 45, die Breite 57, die Fittichlänge 17,5, die Schwanzlänge 21,5 cm. Das Weibchen ist um 1 cm kürzer und um 2 cm schmäler, unterscheidet sich aber sonst nicht im geringsten von dem Männchen.

Gelegentlich meines Jagdausfluges nach Abessinien habe ich wiederholt Gelegenheit gehabt, den Helmvogel zu beobachten. Man begegnet ihm erst ziemlich hoch oben im Gebirge, kaum jemals unter 600 m Höhe und von hier an bis zu 2000 m aufwärts, hier und da auch wohl um noch 600 m höher, in bewaldeten, wasserreichen Thälern, da, wo die Kronleuchtereuphorbie auftritt, entweder in Scharen oder in kleinen Familien, die ungefähr nach Art unseres Hähers leben. Er ist rastlos und unruhig, streift bei Tage fortwährend hin und her, kehrt aber immer mit ziemlicher Regelmäßigkeit zu bestimmten Bäumen des Gebietes zurück, namentlich zu den Sykomoren oder Tamarinden, die ringsum von Niederwald umgeben sind. Solche Bäume werden gewissermaßen zum Stelldichein einer Gesellschaft: auf ihnen sammeln sich die Vögel des Trupps, die sich während des Futtersuchens zerstreuten, und von hier aus treten sie neue Wanderungen an.

Wenn man einen solchen Baum einmal erkundet hat und sich um die Mittagszeit oder gegen Abend unter ihm aufhält, fällt es nicht schwer, die prächtigen Geschöpfe zu beobachten. Die Ankommenden machen sich sehr bald bemerklich, sei es, indem sie von Zweig zu Zweig hüpfen oder tänzelnd auf einem Aste entlang laufen, oder aber, indem sie ihre eigentümliche, dumpf und hohl lautende Stimme vernehmen lassen. Diese Stimme läßt sich schwer wiedergeben. Sie klingt bauchrednerisch und täuscht im Anfange den Beobachter über die Entfernung des schreienden Vogels. Ich habe versucht, sie durch die Silben „jahuhajagaguga", die im Zusammenhange miteinander ausgestoßen werden, zu übertragen.



Helmvogel (Corythaix leucotis). 2/5 natürl. Größe.

Der Helmvogel verbringt den größten Teil seines Lebens im Gezweige der Bäume. Nur auf Augenblicke kommt er zum Boden herab, gewöhnlich da, wo niedere Euphorbien die Gehänge dicht bedecken. Hier hält er sich einige Minuten auf, um irgend welche Nahrung aufzunehmen. Dann erhebt er sich rasch wieder und eilt dem nächsten Baume zu, verweilt auf diesem einige Zeit und fliegt nun weiter, entweder nach einem nächsten Baume oder wiederum nach dem Boden hernieder. Der ganze Flug thut dies, aber nicht gleichzeitig, sondern ganz nach Art unserer Häher. Ein Glied der Gesellschaft nach dem anderen verläßt den Baum ton- und geräuschlos, aber alle folgen genau dem ersten und sammeln sich rasch wieder. In den Kronen der Bäume ist der Vogel außerordentlich gewandt. Er hüpft sehr rasch von Zweig zu Zweig, oft mit Zuhilfenahme seiner Flügel, sonst aber auch, wie schon bemerkt, der Länge nach auf einem Aste fort bis zu dessen Spitze. Dort angelangt, schaut er vorsichtig in die Runde und fliegt nun entweder auf einen niederen Baum oder hüpft in die Krone des ersten zurück. Der Flug erinnert an den unserer Häher wie an den der Spechte. Er geschieht in Bogenschwingungen, die jedoch nicht sehr tief sind. Mehrere rasche, fast

schwirrende Flügelschläge heben den Helmvogel zur Höhe des Bogens empor; dann breitet er, aber nur auf Augenblicke, seine Flügel aus, ihre ganze Pracht entfaltend, sinkt ziemlich steil abwärts und erhebt sich von neuem. Dabei wird der Hals ausgestreckt, der Kopf erhoben, der Schwanz aber abwechselnd gebreitet und zusammengelegt, je nachdem der Vogel niederfällt oder sich erhebt.

In dem Magen der von mir Getöteten habe ich nur Pflanzenstoffe gefunden, namentlich Beeren und Sämereien. Zu einzelnen Gebüschen, deren Beeren gerade in Reife standen, kamen die Helmvögel sehr häufig herab, immer aber hielten sie sich hier nur kurze Zeit auf. Sie naschten gewissermaßen bloß von den Früchten und eilten dann sobald wie möglich ihren sicheren Laubkronen zu. Lefebvre will kleine Süßwasserschnecken in den Magen der von ihm erlegten Helmvögel gefunden haben, und von Heuglin gibt auch Raupen und Kerbtiere überhaupt als Nahrungsstoffe an.

Aus dem Legschlauche eines von mir erlegten Weibchens schnitt ich im April ein vollkommen reifes Ei von rein weißer Farbe, das dem unserer Haustaube an Größe und Gestaltung ungefähr gleich kam, sich aber durch seine feine Schale und seinen großen Glanz auszeichnete. Das Nest habe ich leider nicht gefunden; doch zweifle ich nicht, daß es in Baumhöhlungen angelegt wird. Ich will ausdrücklich hervorheben, daß ungeachtet der Brutzeit die meisten Helmvögel, die ich fand, in Trupps, nicht aber in Familien zusammenlebten.

Über die Gefahren, denen der frei lebende Helmvogel ausgesetzt ist, habe ich keine Beobachtungen sammeln können. Es läßt sich annehmen, daß die verschiedenen Sperber und Edelfalken seiner Heimat ihm nachstellen; darauf deutet wenigstens seine große Vorsicht, sein Verbergen im dichten Gezweige, sein Einzelfliegen und das ängstlich kurze Verweilen auf dem Boden hin. Doch habe ich eben nichts Sicheres in Erfahrung bringen können. Der Abessinier verfolgt den Helmvogel nicht, und ebensowenig fällt es ihm ein, das schöne Tier gefangen an sich zu fesseln. Daher mag es denn wohl auch kommen, daß der Vogel dem Europäer gegenüber nicht gerade scheu ist. Aber er wird es, sobald er Verfolgungen erfahren hat. Schon seine Rastlosigkeit erschwert die Jagd. Der ganze Trupp gaukelt sozusagen beständig vor dem Jäger her und entschwindet diesem da, wo die Örtlichkeit nur einige Hindernisse entgegensetzt, gewöhnlich sehr bald. Am sichersten führt der Anstand unter den gedachten Lieblingsbäumen zum Ziele. Hier darf man fast mit Bestimmtheit auf Beute rechnen. „Eine bewunderungswürdige Gewandtheit", sagt von Heuglin, „zeigt unser Vogel im Klettern. Flügellahm zu Boden geschossen, läuft er rasch dem nächsten Baume zu, wie ein Sporenkuckuck am Stamme hinauf und ist im Nu im Laubwerke oder in den Schlingpflanzen verschwunden."

Das Gefangenleben der Helmvögel haben wir namentlich seit Errichtung der Tiergärten kennen gelernt; doch liegen auch ältere Forschungen vor. Der westafrikanische Hollenturako (Corythaix persa) gehört nicht eben zu den Seltenheiten in Sammlungen lebender Tiere. Über ihn hat Ploß bereits vor zwei Menschenaltern berichtet. „Mein gefangener Turako", sagt er, „ist ein aufgeweckter, munterer Vogel, der fast den ganzen Tag in Bewegung bleibt, den Kopf bald rechts, bald links wendet, bei jedem Stückchen Futter, welches er aufnimmt, die Flügel und den Schwanz ausbreitet und vorwärts nickt. Er ist so zahm, daß er mir aus der Hand frißt, und läuft frei im Zimmer herum. Dabei thut er oft weite Sprünge wobei er sich mit ausgebreiteten Flügeln, jedoch ohne Flügelschlag, hilft und den Hals weit vorstreckt. Nach dem Sprunge läuft er in derselben Stellung mehrere Schritte fort. Sein Gang ist sehr geschickt und schnell, das Klettern hingegen versteht er nicht, und am Drahtgitter seines Käfigs vermag er sich nur mit Mühe zu erhalten. Sein Lockton ist ein leises Grunzen, das er manchmal, vorzüglich wenn ihm ein fremder Gegenstand von ferne zu

Gesichte kommt, in abgerissenen Sätzen 8—10mal wiederholt und so steigert, daß man das Geschrei durch mehrere verschlossene Thüren hören kann. Gewöhnlich fliegt er alsdann von dem Punkte, auf welchem er gesessen hat, nach einigen Flügelschlägen ab. Nähere ich mich ihm, indem ich die Lippen bewege, so richtet er sich hoch empor, bläst Kropf und Kehle auf und bringt von dem genossenen Futter etwas heraus, um mich zu atzen. Seine Haube trägt er stets emporgehoben, und nur im Schlafe, des Nachts oder wenn man ihn streichelt, legt er sie nieder. Ich erhalte ihn mit in Wasser geweichtem Weißbrot, geriebenen gelben Rüben und klein geschnittenem Obst, wie es gerade die Jahreszeit darbietet, im Winter mit Äpfeln und Birnen, in anderen Jahreszeiten mit Erdbeeren, süßen Kirschen, Himbeeren, Pflaumen, Weinbeeren und dergleichen. Obst ist ihm zu seiner Gesundheit unentbehrlich. Sand und kleine Steine verschluckt er in beträchtlicher Menge. Er badet sich gern und macht sich dabei sehr naß. Im ganzen ist dieser Vogel leicht zu halten; er befindet sich bei mir nun bald vier Jahre sehr wohl. Am 17. Juni 1825 legte er in sein Freßgeschirr ein Ei, dem am 5. Juli ein zweites folgte. Er bediente sich eines offenen, ihm zugänglichen Lachtaubennestes nicht, sondern kroch vor dem Legen des Eies in den dunkelsten Winkel, woraus ich schließe, daß er im Freien in Höhlen nistet. Das Eierlegen griff ihn sehr an. Er war sterbenskrank und trank dann außerordentlich viel Wasser. Seine Mauser findet einmal im Jahre statt."

Von mir gepflegte Helmvögel haben mir bewiesen, daß vorstehende Beobachtungen richtig sind; doch glaube ich, ihnen noch einiges hinzufügen zu können. Ich habe mehrfach Helmvögel gepflegt und zähle sie zu den anmutigsten Käfigbewohnern, die uns die Gleicherländer liefern. Mit Ausnahme der Mittagsstunden, die sie ruhend verbringen, bewegen sie sich fortwährend, entfalten dabei ihre volle Schönheit und gereichen jedem größeren Gebauer zur höchsten Zierde. Namentlich in frei stehenden Fluggebauern nehmen sie sich prachtvoll aus. In den Früh- und Abendstunden sind sie am lebhaftesten; bei größerer Tageshelle ziehen sie sich in das Dunkel der Blätter oder eines gegen die Sonnenstrahlen geschützten Raumes zurück. Die Sonne meiden sie ebenso wie starke Regengüsse, die ihr trockenes Gefieder so einnässen, daß sie zum Fliegen fast unfähig werden. Mit ihren Käfiggenossen vertragen sie sich ausgezeichnet, oder richtiger, sie bekümmern sich kaum um sie. Ich habe sie mit den verschiedenartigsten Vögeln in demselben Käfige gehalten, ohne jemals wahrnehmen zu müssen, daß sie mit irgend welchem Genossen Streit angefangen hätten. Selbst wenn einer von diesen sich unmittelbar neben ihnen niederläßt, sich förmlich an sie schmiegt, ändert sich die Harmlosigkeit ihres Wesens nicht.

Ihre Gefangenkost ist sehr einfach; sie besteht hauptsächlich aus gekochtem Reis, untermischt mit Grünzeug der verschiedensten Art und einigen Früchten. Sie bedürfen viel Nahrung, sind aber im höchsten Grade anspruchslos. Ihre Stimme vernimmt man selten. Gewöhnlich stoßen sie ein Geknarr aus, bei besonderer Aufregung aber rufen sie laut und abgebrochen: „kruuk kruuk kruuk"; andere Laute habe ich nicht vernommen.

Verreaux fand, daß die 12 oder 14 Flügelfedern, die sich durch die prachtvolle purpurviolette Farbe auszeichnen, ihre Schönheit verlieren, sobald sie durchnäßt werden, ja daß sie abfärben, wenn man sie in diesem Zustande mit den Fingern berührt und reibt. Diese Thatsache ist seitdem allen aufgefallen, welche Helmvögel hielten und ihnen in reinen Gefäßen, zumal in Näpfen aus weißem Porzellan, Badewasser reichten. Ein Pärchen, das Enderes beobachtete, färbte während seines Bades den Inhalt eines mittelgroßen Gefäßes so lebhaft, daß das Wasser schwachroter Tinte glich, badete sich aber täglich mehrere Male und sonderte dem entsprechend eine erhebliche Menge von Farbstoff ab. Solange die Federn naß waren, spielte ihre purpurrote Färbung stark ins Blaue; nachdem sie trocken geworden waren, leuchteten sie ebenso prachtvoll purpurn wie zuvor. Während der Mauser

färbten sie bei weitem nicht so stark ab wie früher. Genau dasselbe habe ich an den von mir gepflegten Helmvögeln bemerkt. Auch nach dem Tode des Vogels mindert sich die Absonderung des Farbstoffes nicht: so wenigstens beobachteten Westermann und Schlegel. Im Tiergarten zu Amsterdam wurde ein Helmvogel von Krämpfen befallen und wie gewöhnlich unter solchen Umständen mit kaltem Wasser begossen. Der Vogel blieb in derselben Lage, wie er gefallen war, liegen, lebte noch einige Stunden und starb endlich. Es zeigte sich jetzt, daß er auf der einen Seite trocken geworden, auf der dem Boden zugekehrten aber naß geblieben war, und man bemerkte nun, daß dieses noch nasse Rot des linken Flügels in Blau verwandelt worden war, während die rote Färbung des vor dem Tode getrockneten rechten Flügels in vollkommener Schönheit sich erhalten hatte. An getrockneten Bälgen äußern Waschungen mit Wasser nicht den mindesten Einfluß, und nur dann, wenn ein Vogelbalg in verdünntem Ammoniak oder in Seifenwasser gelegen hat, kann man wahrnehmen, daß die Flügel abfärben. In der Farbe sind Spuren von Kupfer nachgewiesen worden.

*

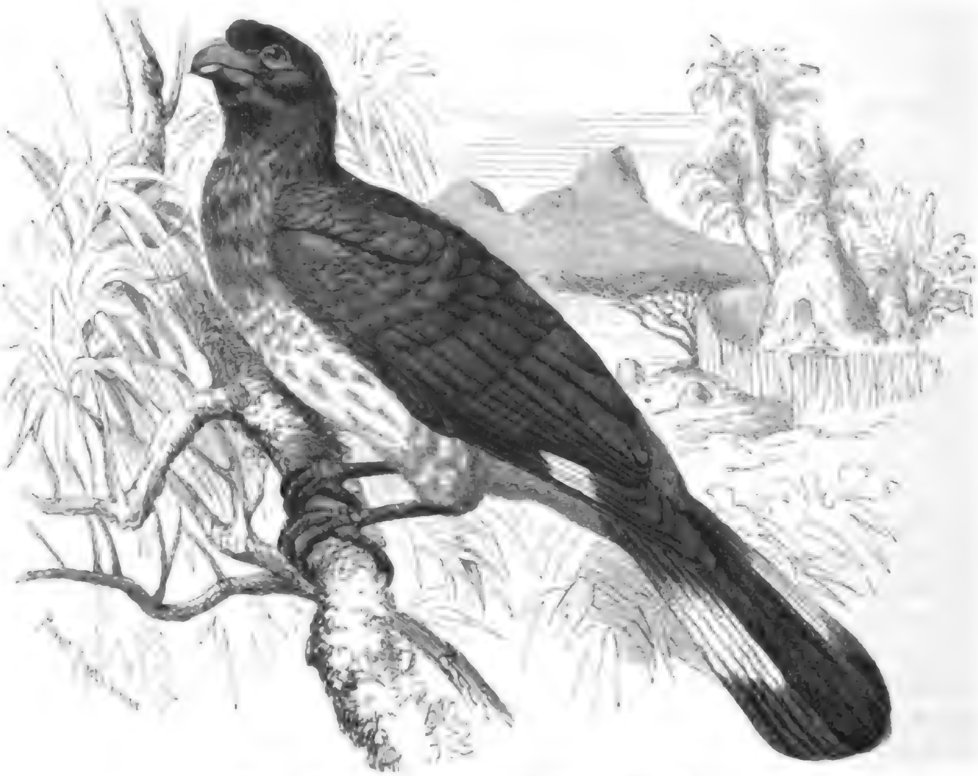
Von den bisher genannten Pisangfressern unterscheidet die Lärmvögel (Schizorhis) der gestreckte Leibesbau, die verhältnismäßig langen Flügel, in welchen die vierte Schwinge die längste ist, der Schnabel, der dick, stark und kaum höher als breit, auf dem Firste aber stark gebogen und an den Schneiden nur schwach gezähnelt ist, die Kopfbefiederung sowie endlich die düstere Färbung.

Mein letzter Ausflug nach Abessinien hat mich mit dem Gürtellärmvogel, Guguka der Abessinier (Schizorhis zonura, Musophaga und Chizaerhis zonura), in seinen heimischen Waldungen zusammengeführt. Seine Länge beträgt 51, die Breite 73, die Fittich- wie die Schwanzlänge 25 cm. Das Weibchen ist etwas größer als das Männchen, ihm aber sonst in allem übrigen gleichartig gestaltet und gefärbt. Die ganze Oberseite ist ziemlich gleichmäßig dunkelbraun, die Unterseite von der oberen Brust ab hell aschgrau, längs der Schäfte bräunlich gestreift; die verlängerten und zugespitzten Federn des Hinterhauptes, die gesträubt getragen werden, sind weißlich gesäumt, die Federn des Rückens, soweit sie verdeckt werden, blaugrau, die Schwingen schwarzbraun, auf der Innenfahne mit einem großen, weißen, viereckigen Flecken gezeichnet, der nur der ersten fehlt, die mittelsten Schwanzfedern lichtbraun, die vier äußersten an der Spitze ebenso gefärbt, hierauf weiß und am Ende breit rußschwarz gebändert. Das Auge ist graubraun, der dicke, starke und breite Schnabel, der sich ziemlich stark krümmt und an den Schneiden kaum gezähnelt ist, grüngelb, der Fuß dunkel aschgrau.

Der Gürtellärmvogel scheint weit verbreitet zu sein. Rüppell fand ihn in mehreren Provinzen Abessiniens, ich traf ihn ziemlich häufig in den Bogosländern an, andere Reisende begegneten ihm am oberen Blauen Nil, von Heuglin endlich lernte ihn in dem Quellengebiete des Weißen Nil kennen, bezeichnet ihn als den häufigsten Pisangfresser Nordostafrikas und gibt an, daß er vorzugsweise den Waldgürtel zwischen 600—2000 m Meereshöhe und in ihm namentlich Hochbäume längs der Gewässer bewohnt. In der Nähe der kleinen, von den Gebirgen dem Meere zueilenden Bächlein habe auch ich ihn gefunden.

Während der Helmvogel nur leise bauchrednert, versucht der Lärmvogel mit den Affen um die Wette zu schreien. Er ist es, der selbst den erfahrenen Jäger oft täuscht und ihn glauben läßt, daß eine Bande der graugrünen Meerkatzen irgend etwas Entsetzliches bemerkt habe und es der Welt künden wolle. Sein Geschrei ähnelt dem sonderbaren Gegurgel, oder wie man es sonst nennen will, genannter Affen in jeder Hinsicht auf das genaueste. Es klingt laut und gellend wie „gu gu guck gi gack ga girr girr guh gi geh guh“, aber weil

gewöhnlich alle durcheinander schreien, so sonderbar verworren, daß es zu einem wirklichen Gegurgel wird. Ich habe diese Laute an Ort und Stelle niederzuschreiben versucht und darf für die richtige Übertragung, soweit eine solche möglich, einstehen, ersehe jedoch aus den Werken anderer Forscher, daß kein einziger von ihnen dasselbe herausgehört hat wie ich. Doch stimmt insbesondere von Heuglin im wesentlichen mit mir überein. Auch er bezeichnet die Stimmlaute des Lärmvogels als ein weit schallendes, sehr mannigfaltiges Geschrei und Gelächter, das oft ganz dem heiseren Bellen eines Hundes oder dem Kläffen kleiner Affen gleicht, aber ebenso an das Balzen des Auerhahnes und der Frankoline erinnert, bemerkt aber noch, daß der Lärmvogel oft wie eine Lachtaube knurrt, gurgelt und lacht. Der



Gürtellärmvogel (Schizorhis zonura). ⅓ natürl. Größe.

Marquis Antinori nennt ihn mit Recht den schreilustigsten Vogel des ganzen Gebietes. Geht man den merkwürdigen Lauten nach, so sieht man die sehr auffallenden Vögel bald auf einem der höchsten Bäume des Gebirges paarweise vereint oder auch in kleinen Familien, jedoch auch dann noch die Gatten eines Paares nebeneinander sitzen. Wenn man vorsichtig näher kommt, kann man solche Gesellschaften wohl beobachten. Pechuel-Loesche, der einen Verwandten, den Grauen Lärmvogel (S. concolor), im Hererolande vielfach beobachten konnte, sah diesen (in der Trockenzeit) nur paarweise und hörte von ihm nur einen einzigen Ruf: ein sehr lautes, gedehntes „Ja-a“, das sehr deutlich und merkwürdig betont wurde.

Der Gürtellärmvogel hat im Betragen vieles mit dem Sporenkuckuck und dem Nashornvogel gemein. Er fliegt ganz wie letzterer, in Absätzen nämlich, aber nicht gern weit, am liebsten nur von einem hohen Baume zum anderen, setzt sich hoch in die Kronen, hält

sich sehr aufrecht, beginnt mit dem Schwanze zu spielen und schreit nun mit einem Male laut auf, daß es rings im Gebirge widerhallt. Nach von Heuglin spielen und streiten die Mitglieder einer Gesellschaft beständig untereinander und verfolgen sich scheltend und kichernd von einem Baume zum anderen. Ruhig auf einer Stelle sitzend gewahrt man den Lärmvogel selten; er ist vielmehr fast beständig in Bewegung, läuft oft, sich duckend oder mit dem Kopfe nickend, geschickt auf den Zweigen hin und her, dabei einen Bissen wegschnappend, und ruht nur dann und wann einen Augenblick lang von seinem tollen Treiben aus. Heuglin sagt, daß er gewöhnlich nicht scheu sei; ich habe das Gegenteil erfahren und ihn als einen sehr vorsichtigen Vogel kennen gelernt, so daß man sich Mühe geben muß, wenn man seiner habhaft werden will. Nur in unmittelbarer Nähe der Dörfer zeigt er sich nach meinen Beobachtungen weniger scheu; dort hat er sich an den Menschen und sein Treiben gewöhnt. Seine Nahrung besteht aus Beeren der verschiedensten Art, und diesen Beeren zuliebe kommt er in den Morgen- und Abendstunden zu den niederen Büschen herab. Den übrigen Teil des Tages lebt er nur auf Hochbäumen, und namentlich in den Mittagsstunden sucht er sich die schattigsten aus, die er finden kann, und verbringt in ihrem Gelaube die heiße Zeit. Antinori sah ihn wiederholt von kleinen Vögeln umringt, die ihn in derselben Weise neckten und verfolgten, wie sie mit Eulen und Kuckucken zu thun pflegen.

Fürbringer ist geneigt, in den neuweltlichen Familien der Glanz- und Faulvögel nur mäßig entfernte Verwandte der Kuckucksvögel zu erblicken und vereinigt beide in ein Geschlecht (Galbulae), dem wir hier den Wert einer Unterordnung (Galbuliformes) geben. Sie nimmt eine Zwischenstellung zwischen Kuckucks- und Kleinvögeln ein, ohne aber deren Entwickelungshöhe zu erreichen.

Die Kennzeichen der Glanzvögel (Galbulidae) sind gestreckter Leib, langer, meist gerader, hoher, scharfkantiger, pfriemenartiger Schnabel, kleine, schwache, zarte, paar-, ausnahmsweise dreizehige Füßchen, kurze, die Schwanzwurzel kaum überragende Flügel, unter deren Schwingen die vierte oder fünfte die längsten sind, langer und abgestufter, aus zehn oder zwölf am Ende schmal zugerundeten Federn zusammengesetzter Schwanz und weiches, lockeres, prächtig goldglänzendes Gefieder, das sich am Schnabelgrunde zu Borsten umgestaltet. Mit den Bartkuckucken zeichnen sich die Glanzvögel außerdem in besonderem Grade aus durch ihre äußerst zarte Haut, in welcher die breiten, weichen, dünnschaftigen Federn nur locker befestigt sind, und den in allen Hauptzügen an die Kuckucke erinnernden Bau ihres Leibes.

Die Glanzvögel, eine etwa 20 bekannte Arten zählende Familie, gehören dem Süden Amerikas an, kommen jedoch im Westen der Andes nicht vor, sind also auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet beschränkt. Auch in ihm meiden sie weite Strecken gänzlich; denn sie halten sich, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise in den feuchten Urwaldungen auf. Ihre Lebensweise scheint eine sehr einförmige und langweilige zu sein, weil alle Naturforscher, welche über sie berichten, uns wenig von ihnen mitteilen. Die Glanzvögel sind, übereinstimmenden Mitteilungen zufolge, unkluge, träge, gleichgültige Geschöpfe, die den auch für sie geltenden brasilischen Spottnamen „dummer Hans" mit vollem Rechte tragen.

Für uns würde es unfruchtbar sein, die verschiedenen Gattungen, in welche die Familie zerfällt worden ist, ausführlich zu behandeln. Die jene unterscheidenden Merkmale

sind geringfügiger Art und begründen sich auf den geraden oder gebogenen Schnabel sowie auf den vier- oder dreizehigen Fuß.

*

Die Jakamars (Galbula) kennzeichnen sich durch langen, dünnen, hohen, scharfkantigen, sanft gebogenen Schnabel, verhältnismäßig lange Flügel, in denen die vierte und fünfte Schwungfeder die längsten sind, starken, langen und abgestuften Schwanz, dessen zwölf Federn am Ende schmal abgerundet und dessen äußere Federn bedeutend kürzer als



Jakamar (Galbula viridis). 4/5 natürl. Größe.

die mittleren sind, durch kurze, zarte Füßchen, deren beide vordere Zehen größtenteils verwachsen, also nur an der Spitze frei, und deren Hinterzehen sehr kurz sind, sowie endlich durch sehr weiches, lockeres, zerschlissenes Gefieder.

Bei dem Jakamar (Galbula viridis und viridicauda, Alcedo galbula) sind die Oberteile und die Brust prächtig goldgrün, die übrigen Unterteile rostrot, die Seitenfedern des Schwanzes rostrot mit grünen Spitzen; die Kehle ist beim Männchen weiß, beim Weibchen fahl rostgelb. Das Auge ist braun, der sehr lange und dünne Schnabel wie der Zügel und der nackte Augenring schwarz, der Fuß bräunlich fleischfarben. Die Länge beträgt nach den Messungen des Prinzen von Wied 21,5, die Fittichlänge 8, die Schwanzlänge 9 cm.

Der Jakamar bewohnt die Waldungen des ganzen Küstengebietes von Brasilien und ist nirgends selten. Nach Ansicht des Prinzen von Wied hat der schöne Vogel in mancher Hinsicht Ähnlichkeit mit den Kolibris, und diese Ähnlichkeit erkennen selbst die rohen

Botokuden an, indem sie ihn den „großen Kolibri" nennen. Er lebt wie seine Verwandten einsam und still in feuchten Wäldern und schattigen Gebüschen, sitzt gewöhnlich am Wasser auf niederen Zweigen, fliegt schnell, aber nicht weit, und ist ein trauriger, stiller, verdrossener Gesell, der Bewegung förmlich zu scheuen scheint. Geduldig wartet er, bis sich ein Kerbtier nähert, fängt dieses in schnellem Fluge und kehrt ebenso schnell nach dem alten Standorte zurück. Zuweilen kann er auch, wie Schomburgk versichert, stundenlang in träger Ruhe ausharren, ohne sich zu bewegen. Die Stimme ist ein lauter, heller, öfters wiederholter Ton, nicht aber ein angenehmer Gesang, wie Buffon glaubte. Das Nest legen er und seine Verwandten in einem runden Uferloche an. So berichtet der Prinz von Wied; er selbst aber hat keins dieser Nester gefunden.

In diesen Angaben ist eigentlich alles enthalten, was über die Lebensweise der Glanzvögel mitgeteilt worden ist. Pöppig fügt noch hinzu, daß man in den Urwäldern ohne Schwierigkeit die Stelle zu erkennen vermöge, die ein Glanzvogel sich zum Lieblingssitze erkoren hat; denn die Flügel der größten und prachtvollsten Schmetterlinge, deren Leib allein gefressen wird, bedecken auf einige Schritte im Umkreise den Boden. Dies mag richtig sein; sehr fraglich dagegen oder wenigstens unverständlich ist die Angabe, daß der Vogel das vorüberfliegende Kerbtier mit einem Sprunge und wenigen Flügelschlägen erreiche, mit seinem langen Schnabel durchbohre und dann im Sitzen gemächlich auffresse. Was dieses Durchbohren bedeuten soll, vermag ich nicht zu fassen, da ich nur annehmen kann, daß der Glanzvogel die Kerbtiere in derselben Weise fängt wie alle seine Verwandten.

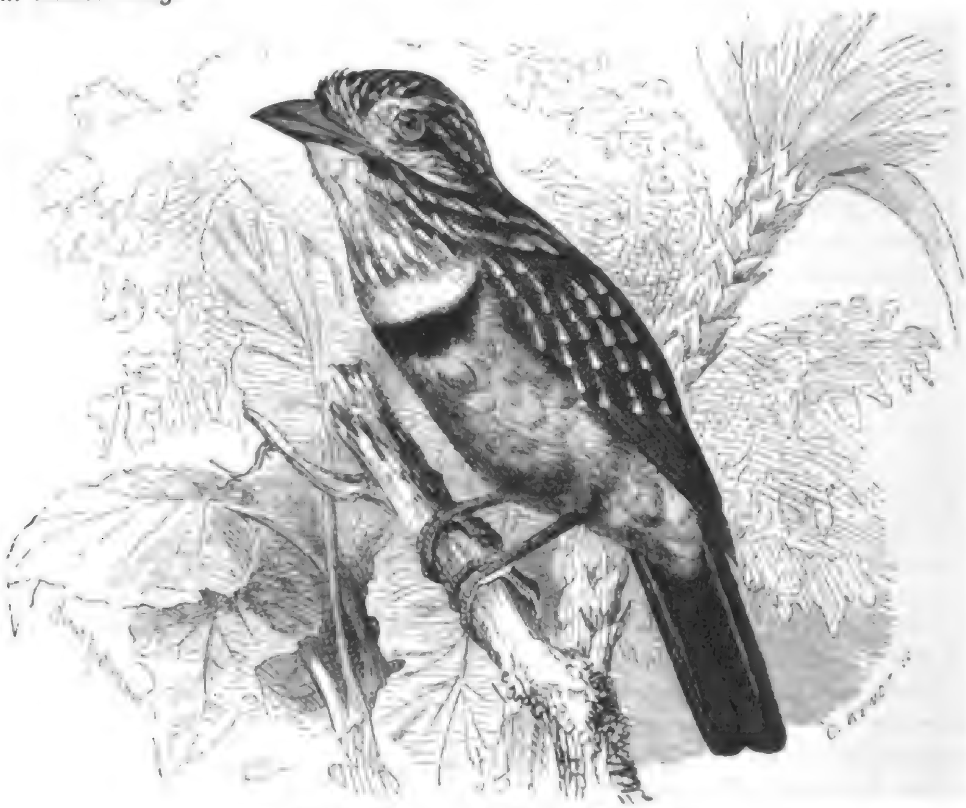
Träge und langweilige Gesellen sind die Faulvögel oder Bartkuckucke (Bucconidae), eine nicht gerade zahlreiche, aber doch auch nicht arme, aus ungefähr 40 Arten bestehende Familie, die ausschließlich den Wendekreisländern Südamerikas angehört. Die Kennzeichen der Bartkuckucke sind kräftiger, dicker Leib, sehr großer Kopf, verschieden langer, entweder längs dem ganzen Firste oder doch an der Spitze gebogener, selbst hakig übergreifender Schnabel ohne Furchen oder Zähne, schwächliche Füße, deren erste und vierte Zehe nach hinten gewendet sind, so daß die beiden mittleren sich nach vorn richten, mittellange oder kurze, durch die zahlreichen und großen Deckfedern ausgezeichnete Flügel, mittellanger oder kurzer, aus zwölf Federn bestehender Schwanz und ungemein lockeres, weiches und schlaffes, düsterfarbiges Gefieder, das sich in der Schnabelgegend zu steifen Borsten umbildet.

Alle Bartkuckucke bewohnen die Waldungen, leben einzeln oder paarweise und vereinigen sich höchstens zeitweilig zu kleinen Gesellschaften. Den menschlichen Wohnungen kommen sie ungern nahe, treiben sich vielmehr lieber im einsamsten Walde umher. Ihr Betragen ist nichts weniger als unterhaltend; denn Trägheit, Faulheit und Dummheit sind die hervorstechendsten Züge ihres Wesens. Still und einsam sitzen sie auf wenig beblätterten oder dürren Zweigen unter den Laubkronen; regungslos erharren sie die Beute, die an ihnen vorüberzieht; ohne ein Glied zu rühren oder sonstwie irgend welche Erregung zu verraten, lassen sie den Beobachter an sich herankommen, und erst, wenn man in ihrer unmittelbarsten Nähe die Zweige bewegt, fliegen sie ab und einem benachbarten Baume zu, um sich hier genau ebenso wie früher niederzulassen und wie sonst zu verfahren. Die Nahrung besteht in Kerbtieren, die sie von einem festen Sitze aus fangen. Manche Arten nehmen in größerer Höhe, andere nahe dem Boden ihren Sitz; zu diesem herab kommen sie sehr selten. Einzelne Arten sollen in selbstgegrabenen Höhlen nisten.

Für die Gefangenschaft eignen sich diese Vögel kaum. Ihre Ernährung ist schwierig; sie aber entschädigen eine etwa auf sie verwandte Mühe nicht. Deshalb verfolgt man sie

auch nur ihres Fleisches wegen, das als lecker gerühmt wird. Wegen ihrer ruhigen Haltung hat sie der Volkswitz der Portugiesen mit dem Namen „Waldrichter“ belehnt.

Die **Trappisten** (**Monastes**) kennzeichnen sich durch verhältnismäßig kleinen, besonders nach der Spitze zu dünnen und schwachen, sanft gebogenen, aber nicht hakigen Schnabel, zierlich gebaute Beine, ziemlich lange und spitzige Flügel, mittellangen, aus schmalen Federn gebildeten Schwanz und weiches, fast wolliges Gefieder. Das Auge umgibt ein nackter Ring.



Trappist (Monastes fusca). 2/3 natürl. Größe

Der **Trappist** (**Monastes fusca**, Bucco fuscus und striatus, Lypornix torquata, Monasa und Monasta fusca, Capito fuscus) ist auf Kopf und Rücken dunkelbraun, rostgelb gestreift, auf der Unterseite fahlgrau, ein großer Mondflecken am Unterhalse rein weiß, ein breites Brustband darunter schwarz; die Schwung- und Steuerfedern sind dunkel graubraun, erstere an der Außenfahne rostbraun gesäumt. Das Auge ist rotbraun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Die jungen Vögel unterscheiden sich von den Alten durch mattere Färbung und minder deutliche Schaftstriche; der weiße Mondflecken am Halse ist licht gelb überlaufen. Die Länge beträgt 20, die Breite 31, die Fittichlänge 8,5, die Schwanzlänge 8,5 cm.

„Dieser Bartkuckuck“, sagt der **Prinz von Wied**, „ist einer der gemeinsten Waldbewohner des südwestlichen Brasilien. Schon bei Rio de Janeiro fand ich ihn in allen dichten schattigen Gebüschen, selbst in der Nähe der Wohnungen auf einem niederen Zweige oder

auch auf dem Boden still sitzend oder hüpfend, um auf Kerbtiere zu lauern. Immer habe ich diesen traurigen Vogel beinahe unbeweglich sitzen sehen und nie eine Stimme von ihm gehört." — „Er kommt", wie Burmeister hinzufügt, „bis in die Gärten der Dörfer und sitzt hier am Wege, zur Frühlingszeit wohl paarweise, ohne sich zu regen oder auch nur die geringste Aufmerksamkeit für seine Umgebung zu verraten. Der Eindruck, den dieser sonderbare Vogel dadurch macht, ist ein höchst überraschender. Man sieht ihn, mit seiner weißen Kehle weit aus dem Dickicht hervorleuchtend, schon von ferne und bemerkt, wenn man näher kommt, daß er unbeweglich, einem Schlafenden ähnlich, aber mit großen offenen Augen den Reisenden anstiert, gleichsam, als wüßte er nicht, was er thun solle. Dummheit und Gleichgültigkeit sprechen zu deutlich aus diesem Benehmen, als daß man sich darüber wundern könnte, den Vogel ‚João doido' (dummer Hans) von den Brasilianern genannt zu hören. Er ist auch tierkundlich ein sonderbares Gemisch, da der Körperbau der dreisten, beweglichen, lärmenden Kuckucke mit dem düsteren Kleide und dem trägen Wesen der leise schwebenden Nachtschwalben sich vereinigt hat — eine gewiß merkwürdige Verbindung.

„Das Nest des Vogels habe ich nicht bemerkt. Auch der Prinz von Wied sagt nichts darüber. Im Magen fand ich außer den Resten anderer kleiner Tiere einen großen Tagschmetterling, der zusammengewickelt fast den ganzen Magen ausfüllte."

Die drei Geschlechter der Eulen, Schwalmvögel und Rakenartigen bilden nach Fürbringer die Unterordnung der Rakenvögel (Coraciiformes) als letzte der Baumvögel. Er betrachtet die Rakenvögel trotz der hohen Ausbildung der Eulen als die ursprünglichsten Baumvögel, die noch am ehesten diese höchste Vogelordnung mit tieferstehenden zu verbinden geeignet sein dürfte.

Nach eingehender Erwägung der schwierigen Frage, ob das Geschlecht der Eulen (Striges) von Falken und Geiern zu trennen und mit Schwalmvögeln und Rakenartigen zu vereinigen sei, kommt Fürbringer zu dem Ergebnis, daß die Übereinstimmung der Eulen mit den genannten Raubvögeln lediglich durch die Lebensweise hervorgerufen sei, während mehr verwandtschaftliche Beziehungen zu Ziegenmelkern und Raken nebst deren Verwandten vorlägen. Wer sich durch Vergleichung lebender Tiere einen Blick für natürliche Verwandtschaft angeeignet hat, muß ihm beistimmen. Die einzige Familie des Geschlechtes darf als höchst entwickelte der Rakenvögel gelten.

Die Eulen (Strigidae) bilden eine nach außen hin scharf begrenzte Familie. Sie kennzeichnen sich durch ihren zwar dick erscheinenden, in Wahrheit aber sehr schlanken und schmalen, wenig fleischigen Leib, den ungemein großen, nach hinten zumal breiten, dicht befiederten Kopf mit sehr großen Augen, die nach vorn gerichtet sind und von einem runden, strahligen Federkranze umgeben werden, breite und lange, muldenförmige Flügel und den meist kurzen Schwanz. Der Schnabel ist von der Wurzel an stark abwärts gebogen, kurzhakig und zahnlos, die Wachshaut kurz und immer in den langen, steifen Borstenfedern des Schnabelgrundes versteckt. Die gewöhnlich bis zu den Krallen herab befiederten Beine sind mittel- oder ziemlich hoch, die Zehen verhältnismäßig kurz und unter sich bezüglich der

Länge wenig verschieden; doch pflegt die hinterste etwas höher eingelenkt zu sein als die übrigen, und die äußere ist eine Wendezehe, die nach vorn und hinten gerichtet werden kann. Die Krallen sind groß, lang, stark gebogen und außerordentlich spitzig, im Querschnitte fast vollständig rund. Die einzelnen Federn sind groß, lang und breit, an der Spitze zugerundet, höchst fein zerfasert, deshalb weich und biegsam, unter der Berührung knisternd, die des Gesichtes kleiner und steifer, zu einem meist aus fünf Reihen gebildeten Schleier umgewandelt, der dem Eulenkopfe das katzenartige Aussehen verschafft. Die Schwingen sind ziemlich breit, am Ende abgerundet und nach dem Körper zu gebogen; die äußere Fahne der ersten, zweiten und dritten Schwinge ist, mindestens bei den echten Tageulen, sonderbar gefranst oder sägeartig gezähnelt, die innere Fahne der Schwungfeder dagegen infolge ihrer weichen Nebenfasern seidenartig oder wollig. Die erste Schwinge ist kurz, die zweite etwas länger, die dritte oder vierte die längste von allen. Die Schwanzfedern, die sich nach Art der Flügelfedern abwärts biegen, sind regelmäßig gleich lang, am Ende gerade abgestutzt, ausnahmsweise aber auch stufig, nach der Mitte zu verlängert. Die gewöhnlich düstere, ausnahmsweise aber noch verhältnismäßig lebhafte, sich blendende Färbung schließt sich in den meisten Fällen aufs genaueste der Boden- oder Rindenfärbung an; dennoch kann die Zeichnung äußerst zierlich und mannigfaltig sein.

Im Knochengerüste zeigen die Verbindungsbeine außer den gewöhnlichen Gelenkungen an beiden Endpunkten noch eine dritte an der inneren Seite mit dem Kehlbeine oder dem Schädelgrunde, die von der vorderen völlig getrennt ist. Das Brustbein hat bei den meisten Arten jederseits zwei häutige, bis zum Bauchrande herabreichende Stellen. Die Wirbelsäule besteht aus 11 Hals-, 8 Rücken- und 8 Schwanzwirbeln. Der Rachen ist sehr groß, der Schlund nicht kropfartig ausgebuchtet, der Magen häutig und sehr ausdehnbar, die Milz rundlich, die Leber in zwei gleich große und gleich geformte Lappen geteilt. Die Blinddärme sind sehr lang und weit.

Beachtung verdienen die Sinneswerkzeuge der Eulen. Die Augen sind ausnehmend groß und so stark gewölbt, daß sie einer Halbkugel gleichen, die Seiten der harten Augenhaut, soweit der Knochenring sie einnimmt, sonderbar verlängert; das Auge selbst ist innerlich ungemein beweglich; denn der Stern erweitert oder verengert sich bei jedem Atemzuge. Die äußere Ohröffnung ist bei der Mehrzahl eine Falte, die von oben nach unten sich um das Auge herumzieht und aufgeklappt werden kann. Hierdurch entsteht eine sehr weite, durch die strahligen Federn ringsum noch vergrößerte Muschel, die sich, wie mein Vater hervorhebt, „bei mehreren Arten, z. B. bei sämtlichen Ohreulen, beim Nacht- und Rauchfußkauze und anderen, so weit öffnet, daß man bei aufgehobener Falte einen großen Teil des Auges liegen sieht“.

Die Eulen, von welchen man etwa 150 Arten kennt, sind Weltbürger und bewohnen alle Erdteile, alle Gürtel, alle Gegenden und Örtlichkeiten, von den eisigen Ländern um den Nordpol an bis zu dem Gleicher hin und von der Seeküste bis zu 5000 m aufwärts. Der Süden beherbergt auch sie in größerer Artenzahl als der Norden; dieser aber ist keineswegs arm an ihnen. Waldungen sind ihre eigentlichen Heimstätten; sie fehlen aber auch den Steppen, Wüsten oder dem pflanzenlosen Gebirge, volksbelebten Ortschaften und Städten nicht. Man nennt sie Nachtraubvögel; der Ausdruck erfordert aber mindestens eine Erklärung. Allerdings beginnt die große Mehrzahl erst mit eintretender Dämmerung ihre Streifzüge; nicht wenige jedoch sind auch bei Tage thätig und gehen selbst in der Mittagszeit ihrer Nahrung nach. Ihr für kürzere Entfernungen überaus scharfes Auge, ihr außerordentlich feines Gehör, ihr weiches Gefieder befähigen sie noch während des Dunkels zu erfolgreicher Thätigkeit. Lautlos fliegen sie in nicht eben bedeutender Höhe über dem Boden dahin, ohne durch das Geräusch der eignen Bewegung beeinträchtigt zu werden, vernehmen

das leiseste Rascheln auf dem Boden und sehen ungeachtet des Dunkels das kleinste Säugetier. „Ich habe“, sagt mein Vater, „bei zahmen Eulen, welche die Augen ganz geschlossen hatten und also völlig schliefen, Versuche über die Festigkeit ihres Schlafes angestellt und war erstaunt, als ich erfuhr, wie leicht sie selbst durch ein entferntes, geringes Geräusch ganz munter und zum Fortfliegen bereit wurden. Ich habe auch die Eulen in ziemlich finsteren Nächten gegen den Himmel fliegen sehen, in ganz finsteren bald da, bald dort schreien hören und bin Zeuge gewesen, daß ein Rauchfußkauz, an welchen sich ein scharfsichtiger Freund von mir äußerst still und vorsichtig anschlich, um ihn von einer Tanne herabzuschießen, sogleich wegflog, als der Jäger über eine von Bäumen entblößte Stelle ging.“

Das Auge der Eulen ist nicht in dem Maße empfindlich gegen das Tageslicht wie es scheint. Einzelne Arten von ihnen verschließen wohl ihre Augen bis zur Hälfte und noch weiter, wenn sie dem vollen Lichte ausgesetzt werden; dies aber geschieht mehr, um ihre Überraschung auszudrücken, vielleicht auch, um listig Schlaf zu heucheln, als weil sie die Lichtstrahlen nicht zu ertragen vermögen, und gänzlich unbegründet ist die Behauptung, daß sie am Tage nicht sehen könnten. „Sie sind“, fährt mein Vater fort, „nicht nur im stande, bei hellem Tageslicht im Freien, sondern auch durch die dichtesten Bäume zu fliegen, ohne anzustoßen. Ich habe dies bei fast allen deutschen Arten bemerkt. Am hellen Mittage kamen die alten Ohreulen herbeigeflogen, wenn ich ihre Jungen ausnahm; am hellen Mittag raubte eine Schleierkauz vom Schloßturme zu Altenburg aus einen Sperling, der mit den Hühnern auf dem Schloßhofe fraß, und trug ihn in seinen Schlupfwinkel“; am hellen Tage, will ich hinzufügen, erkennt der Uhu jeden Tagraubvogel, der in ungemessener Höhe dahinfliegt.

Daß die Eulen, wenn sie bei Tage angesichts eines Menschen blinzeln, den Störenfried zu täuschen bezwecken, dürfte durch nachstehende Beobachtungen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten. „Sitzt der Baumkauz“, so schreibt Ad. Walter, „ziemlich sicher in einem hohlen Baume und schaut nur mit dem Kopfe aus der Öffnung ins helle Tageslicht, so drückt er nicht die Augen zur Hälfte zu, sondern glotzt den Störenfried mit weit geöffneten Augen an; wird er aber durch einen wohlgezielten Wurf herausgetrieben, so flüchtet er, falls er kann, unter ein Laubdach, läßt nun den Menschen nahe herankommen und blickt ihn mit halb geschlossenen Augen an. Im hohlen Baume glaubt er sich sicher und hält es nicht für nötig, zu täuschen; unter dem Laubdache fühlt er sich unsicherer, will den Platz aber aus Furcht vor dem Gezeter des Kleingeflügels nicht gleich aufgeben und sucht sich durch List zu helfen. Eulen, welche die Augen nicht zudrücken, gebrauchen sehr regelmäßig eine andere Art von Verstellung, indem sie eine Haltung annehmen, die sie selbst dem geübten Blicke oft entzieht. Mit einer förmlich ruckweisen Bewegung pressen sie alle Federn dicht an den Leib, so daß dieser nicht halb so dick erscheint wie gewöhnlich, ziehen das Gesicht in die Länge, verschmälern es und richten es seitwärts, gleichzeitig aber auch die Ohren und den ganzen Leib auf, soweit sie können, legen vielleicht noch den einen Flügel hart an den Leib, während sie den anderen im Schultergelenk eckig herausschieben, und gleichen in dieser Stellung, in welcher Flügelspitzen, Füße und Schwanz sich decken, einem alten, mit Moos und Flechten übersponnenen Astknorren auf das genaueste. In dieser Weise stehend, halten sie lange Zeit aus; haben sie sich aber entschlossen, zu fliehen, also sich als Eule zu zeigen, so nehmen sie so leicht diese Stellung nicht wieder an, sondern setzen früher als andere Eulen ihre Flucht fort.“

Die absonderlich gestalteten Flügel und das weiche Gefieder der Eulen lassen im voraus auf eine eigentümliche Flugbewegung schließen. Der leise Flug ist verhältnismäßig langsam, ein Mittelding zwischen Schweben, Gleiten und Flattern, bei einigen Tageulen aber ein abwechselnd bogiges Aufsteigen und Niederfallen nach Art des Spechtfluges, das

ungemein fördert, jedoch anscheinend bald ermüdet und deshalb niemals lange fortgesetzt wird. Nur bei größeren Wanderungen erheben sich die Eulen bis zu 100 m über den Boden und bewegen sich dann gleichmäßig mit vielen Flügelschlägen oder schwebend dahin. Auf dem Boden sind die meisten sehr ungeschickt; die langbeinigen aber gehen so gut, daß sie, freilich unter Zuhilfenahme der Flügel, selbst ihre Jagd laufend betreiben können. Im Gezweige der Bäume sind alle gewandt: einzelne klettern in sonderbarer Weise hüpfend und springend sehr rasch von einem Zweige zum anderen. Sie lieben, die verschiedensten Stellungen anzunehmen, sich abwechselnd niederzuducken und dann hoch aufzustrecken, wenden, beugen und drehen den Kopf in wirklich wunderbarer, für den Beschauer ergötzlicher Weise und sind wie das Faultier im stande, das Gesicht vollständig nach rückwärts zu kehren.

Die Stimme ist gewöhnlich laut, selten aber angenehm. Wütendes Klappen oder Knappen mit dem Schnabel und heiseres Fauchen ist der gewöhnliche Ausdruck ihrer Seelenstimmung; die eigentliche Stimme vernimmt man nur des Nachts oder bei höchster Gefahr. Einzelne Arten kreischen abscheulich, andere geben helle Töne zu hören. An geistigen Fähigkeiten stehen sie hinter den meisten Tagraubvögeln zurück. Es gibt einige Arten unter ihnen, die durch ihre Munterkeit, durch die leibliche Beweglichkeit über ihr geistiges Wesen täuschen können; insgesamt wird man sie, obschon immerhin Ausnahmen vorkommen mögen, nicht zu den wirklich klugen Vögeln rechnen können. Alle sind scheu, aber nicht vorsichtig, verstehen kaum zwischen wirklicher und vermeintlicher Gefahr zu unterscheiden, lernen selten ihre Freunde kennen und sehen in jedem fremden Wesen mehr oder weniger einen Feind, lassen sich an eine gewisse Örtlichkeit gewöhnen, nicht aber zu etwas abrichten, das wirklich Anstrengung des Geistes erfordert; sie sind jähzornig, blind wütend im höchsten Grade, gleichgültig und grausam. Mit anderen ihrer Art leben sie in Frieden und Freundschaft, solange nicht irgend eine Leidenschaft, Freßgier zum Beispiel, bei ihnen übermächtig wird; mit der größten Seelenruhe aber fressen sie den Gefährten auf, mit welchem sie jahrelang einträchtiglich zusammen lebten, wenn dieser irgendwie verunglückte. Ich habe zuweilen 10—12 Waldkäuze und Ohreulen in demselben großen Käfige gehalten. Keine der Eulen dachte daran, sich an einer anderen zu vergreifen, solange alle bei gleichen Kräften waren; sowie aber eine der Gesellschaft erkrankte und sich in eine Ecke flüchtete, fiel die ganze Rotte über sie her, erwürgte sie und fraß sie auf. Geschwister, die aus einem Neste stammen, überfallen sich gegenseitig nicht selten, und die unterliegende wird regelmäßig getötet und verspeist.

Alle Eulen fressen während ihres Freilebens nur selbst erworbene Beute. Die verschiedensten Beobachter stimmen darin überein, daß sie kaum jemals Aas anrühren. Vor allem sind es kleine Säugetiere, die befehdet werden; die stärksten unter ihnen greifen aber auch größere, selbst raubfähige Säuger an oder verfolgen Vögel nach Art der Falken; einzelne sind Fischer, andere Kerbtierjäger. Äußerst wenige werden dem Menschen schädlich, die große Mehrzahl bringt nur Nutzen. Es liegen sorgfältige Beobachtungen vor, die beweisen, daß unsere deutschen Eulen kaum auf andere Tiere jagen als auf Mäuse, und wir wissen, daß ihre Thätigkeit eine sehr erfolgreiche ist. Gerade wenn die verhaßten Nager es am lustigsten treiben, beginnen die Eulen ihr Handwerk. Unhörbar schweben sie dicht über dem Boden dahin; von ihrer Höhe aus durchsuchen sie diesen sehr gründlich, und in der Regel wird die erspähte Maus mit Sicherheit gefangen. Dazu tragen die kurzen beweglichen Zehen und die nadelscharfen, stark gekrümmten Krallen wesentlich bei. Eine einmal von der Eule ergriffene Maus ist unrettbar verloren: sie ist erdolcht, noch ehe sie an Entrinnen denken kann. Sobald die Eule Beute gewonnen hat, fliegt sie einem Ruhesitze zu und beginnt nun zu fressen. Es geschieht auch dies in eigentümlicher Weise.

„Nichts sieht ekelhafter aus“, sagt mein Vater, „als das Fressen einer Eule, weil sie ungeheure Stücke und diese mit großer Anstrengung verschlingt. Wenn andere Tiere ein

gewisses Wohlbehagen beim Fressen zeigen, so scheint die Eule eine wahre Fronarbeit zu verrichten, wenn sie ihre großen Bissen hinunterdrückt. Ich habe eine Ohreule eine große Maus und einen Schleierkauz ein altes Haussperlingsmännchen mit Füßen und fast sämtlichen Federn ganz verschlingen sehen. Er nahm den Sperling mit dem einen Fange, brachte ihn zum Schnabel, so daß der Kopf zuerst in den Rachen kam, und fing dann an, durch Zurückschlagen des Kopfes den Sperling hinunterzuarbeiten, was endlich nach großer Anstrengung gelang. Als der Vogel in den Schlund kam, trat dieser so hervor, daß er vom Halse getrennt zu sein schien. Ich habe diese Versuche mehrere Male wiederholt; die Eule aber rupfte später die Federn gewöhnlich aus und verschlang erst dann den Vogel. Mäuse verschlucken die Schleierkäuze mit leichter Mühe. Sind die in den Schnabel aufgenommenen Tiere zu groß, um durch den Rachen zu gehen, dann werfen die Eulen sie wieder heraus, drücken sie mit dem Schnabel und den Fängen zusammen und arbeiten so lange, bis sie in den Schlund hinabgedrängt werden. Ich glaube, daß die Eulen beim Verschlingen größerer Stücke eine Vorstellung von dem ekelhaften Fressen der Schlangen geben können. Bei sehr großen Tieren verzehren sie das Fleisch von der Brust und das Gehirn; das übrige heben sie auf. Der Uhu frißt das Fleisch aus der Haut, wickelt diese zusammen und bewahrt dadurch das noch in ihr befindliche vor dem Austrocknen. Zuletzt verschlingt er die Haut auch." Ich will dem hinzufügen, daß Eulen auch in minder anwidernder Weise kröpfen können. Eine Ohreule z. B., die Ad. Walter pflegte, riß der ihr gereichten Maus regelmäßig zuerst den Kopf ab und verschluckte zunächst ihn, fraß dann Lunge, Leber und Herz, hierauf ein Vorderbein nach dem anderen, brach nunmehr die Rippen einzeln heraus und verschlang sie, zuletzt, nachdem sie den Magen weggeschleudert, auch den noch übriggebliebenen Rest. So wohlgesittete Eulen habe ich niemals kennen gelernt; bei den Hunderten, die ich pflegte, vielmehr meines Vaters Beobachtungen durchgehends bestätigt gefunden. Nichtsdestoweniger steht Walters Beobachtung keineswegs vereinzelt, und man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß vielfach auch äußere Umstände die Eulen bewegen, in der einen oder anderen Weise zu kröpfen.

Wasser können die meisten Eulen monatelang entbehren, vielleicht weil das Blut ihrer Schlachtopfer ihnen genügt; sie trinken jedoch zuweilen recht gern und bedürfen Wasser zum Baden. Die Verdauung ist sehr lebhaft; der scharfe Magensaft zersetzt alle Nahrung in kurzer Zeit. Knochen, Haare und Federn ballen sich zu Kugeln zusammen und werden dann unter höchst ergötzlichen Bewegungen gewöhnlich an bestimmten Orten ausgespieen. Dabei sperren die Eulen den Schnabel weit auf, nehmen den Kopf tief herab, treten von einem Beine aufs andere, kneifen die Augen zusammen, würgen und schütteln und entladen sich endlich des gedachten Balles oder Gewölles. Altum hat mehrere hundert solcher Gewölle untersucht und gefunden, daß unsere deutschen Eulen hauptsächlich Mäuse und Spitzmäuse, ausnahmsweise aber auch Ratten, Maulwürfe, Wiesel, Vögel und Käfer verzehren. In 706 Gewöllen der Schleiereule fand er die Überreste von 16 Fledermäusen, 240 Mäusen, 693 Wühlmäusen, 1580 Spitzmäusen, 1 Maulwurfe und 22 kleinen Vögeln; in 210 Gewöllen des Waldkauzes Reste von 1 Hermelin, 48 Mäusen, 296 Wühlmäusen, 1 Eichhörnchen, 33 Spitzmäusen, 48 Maulwürfen, 18 kleinen Vögeln und 48 Käfern, ohne die unzählbaren Maikäfer; in 25 Gewöllen der Waldohreule die Reste von 6 Mäusen, 35 Wühlmäusen und 2 Vögeln; in 10 Gewöllen des Käuzchens 10 Wühlmäuse, 1 Spitzmaus und 11 Käfer. Ähnliche Befunde haben auch andere Untersuchungen ergeben. So fanden in neuerer Zeit Jäckel in 65 Gewöllen lediglich Reste von 93 Mäusen verschiedener Art, und A. Wiedemann in 250 Gewöllen die Reste von 625 Mäusen, 1 Spitzmaus, 1 Maulwurfe und von 2 kleinen Vögeln. Diese Zahlen sprechen besser als viele Worte für die Nützlichkeit der Eulen. Die größeren Arten machen sich allerdings Übergriffe schuldig, indem sie

Hasen, Rebhühner und anderes Wild befehden, und auch die kleinen schaden in beschränkter Weise durch Wegfangen der nützlichen Spitzmäuse: der Nutzen aber überwiegt den Schaden doch um ein beträchtliches, und deshalb verdienen auch diese Räuber sorgfältig geschont zu werden. „Im Vergleiche zu den Ohreulen", schreibt Ad. Walter, „sind andere Eulen, z. B. der Waldkauz und die Schleiereule, weniger nützlich, obgleich auch sie zu den nützlichen Vögeln gezählt werden müssen. Die beiden letzten Arten verschmähen nämlich auch Vögel nicht, wenn sie nicht Überfluß an Mäusen haben, und Spitzmäuse und Maulwürfe werden von ihnen gern gefressen."

Viele Eulenarten nisten in Baumhöhlen, andere in Felsspalten oder Mauerlücken, einige in Erdbauen verschiedener Säugetiere und andere endlich auf verlassenen Nestern von Falken und Krähen. Hier wird im günstigsten Falle etwas Genist zusammengetragen; gewöhnlich aber trifft die nistende Eule keine Anstalten, die Nestunterlage aufzubessern, sondern legt ihre Eier ohne weiteres auf den vorgefundenen Nestboden. Die Anzahl des Geleges schwankt zwischen 2 und 10; ausnahmsweise findet man auch wohl nur ein einziges Ei im Neste. Die Eier selbst ähneln sich sämtlich; sie sind sehr rundlich, feinkörnig und weiß von Farbe. Soviel mir bekannt, wissen wir bis jetzt nur von einer einzigen Eulenart, daß beide Geschlechter abwechselnd brüten; wie es sich bei den übrigen verhält, vermag ich nicht zu sagen. Die Thätigkeit der Eulen ist, um Worte meines Vaters zu gebrauchen, von Dämmerung und Finsternis umhüllt und daher den Beobachtungen des Naturforschers schwer zugänglich. „Nur so viel ist gewiß, daß wir am Tage bei allen Eulenhorsten, welche wir zu untersuchen Gelegenheit hatten, stets das Weibchen auf den Eiern fanden." Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß bei Ernährung der Jungen die Männchen thätig sind. In meines Vaters Sammlung befand sich ein altes Paar Uhus, von welchen das Weibchen zuerst bei den festgebundenen Jungen in einem Tellereisen gefangen wurde, das Männchen sich aber der mutterlosen Waisen so treulich annahm, daß es zwei Tage später dasselbe Schicksal hatte wie sein Weibchen. Auch von anderen Eulen, namentlich Wald-, Rauchfuß- und Steinkäuzen, hat mein Vater dasselbe beobachtet. Gemeinsam scheint allen Arten zu sein, daß beide Eltern warme Liebe zu ihrer Brut bekunden und diese unter anderem auch dadurch bethätigen, daß sie sie gegen Feinde mit auffallendem Mute verteidigen. Die Jungen sitzen lange im Neste und erfüllen des Nachts dessen Umgegend mit ihrem Geschrei. Insbesondere hört man letzteres, wenn sie ausgeflogen sind und sich bereits umherzutreiben beginnen. Meines Vaters Meinung, daß sie dies thun, um den Eltern jederzeit ihren Aufenthaltsort anzuzeigen, mag wohl berechtigt sein.

Leider haben die Eulen viele Feinde. Alle Tagvögel sind ihnen abhold, gleichsam als ob sie sich für die ihnen während ihres Schlafes von den Nachträubern zugefügten Angriffe rächen wollten. Fast sämtliche Tagraubvögel gebärden sich wie sinnlos, wenn sie eine größere Eule erblicken. Das gesamte Kleingeflügel hegt dieselben Gesinnungen wie sie und gibt diese durch lebhaftes Geschwätz und Geschrei, das man wohl als Schelten und Schimpfen deuten kann, zu erkennen. Der ganze Wald wird rege, wenn eine Eule entdeckt wurde. Ein Vogel ruft den anderen herbei, und der arme Finsterling hat dann viel zu leiden; denn die starken Tagvögel vergreifen sich auch thätlich an ihm. Der Mensch schließt sich nur zu oft den genannten Feinden an. Zwar betrachten meines Wissens nur Ostjaken und — Helgoländer das Fleisch einer Eule als willkommenes, ihrer Zunge zusagendes Gericht; viele gebildet sein wollende Deutsche aber wähnen eine Heldenthat zu vollbringen, indem sie Eulen im Schlafe meucheln oder im Fluge herabschießen, und nur sehr vereinzelt geschieht es, daß man ihnen Schutz gewährt. Der Land- und Forstwirt thut wohl, sich den Beschützern der Eulen anzuschließen und sie zu hegen und pflegen, als ob sie heilige Vögel wären.

Im Käfige werden nur diejenigen Eulen wirklich zahm, welche man in sehr früher Jugend aushebt, großfüttert und freundlichen Umganges würdigt. Ich habe solche besessen und dann mich innig mit den sonst nicht gerade liebenswürdigen Vögeln befreundet. Solche, welche in reiferem Alter gefangen werden, zeigen sich entweder gleichgültig oder gebärden sich in einer Weise, die ängstliche Gemüter schier erschrecken, kräftigere Naturen aber höchstens ergötzen kann. Zumal die großen Arten scheinen mit der ganzen Welt zerfallen zu sein und in jedem anderen Wesen einen Feind zu wittern. Wütend rollen sie die großen Augen, wenn man sich ihnen naht; ingrimmig knacken sie mit dem Schnabel, und boshaft fauchen sie nach Katzenart. Kleine Eulen dagegen zählen zu den unterhaltendsten und liebenswürdigsten aller Stubenvögel. Bei geeigneter Pflege können die einen wie die anderen im Käfige zur Fortpflanzung schreiten.

Eine der ausgezeichnetsten Gattungen der Familie umfaßt die Schleierkäuze (Strix), die ihres eigenartigen Baues halber wohl auch als Urbilder einer besonderen Unterfamilie (Striginae) aufgefaßt werden. Sie sind gestreckt gebaute Eulen mit großem, breitem Kopfe, sehr großen Flügeln, mittellangem Schwanze, hohen Beinen und seidenweichem, mehr oder minder farbenprächtigem Gefieder. Der Schnabel ist etwas gestreckt, an der Spitze des Unterkiefers leicht ausgekerbt. Das Auge ist verhältnismäßig klein und gewölbter als bei anderen Eulen, die Ohrmuschel aber, dem sehr ausgebildeten Schleier entsprechend, ungemein groß. Der Schleier selbst unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem anderer Eulen, daß er nicht rund, sondern herzförmig gestaltet ist. Im Flügel ist die erste Schwinge ebenso lang wie die zweite und nur wenig kürzer als die dritte und längste. Die schwachen und hohen Läufe sind spärlich befiedert, im untersten Drittel nur mit feinen Borstenfedern bekleidet, auf den Zehen fast nackt, die Krallen lang, dünn und spitzig.

Unser Schleierkauz oder die Schleier-, Perl-, Gold-, Feuer-, Flammen-, Perücken-, Herz-, Turm-, Kirchen-, Klag-, Schläfer- und Schnarcheule (Strix flammea, alba, guttata, adspersa, margaritata, vulgaris, obscura, splendens, paradoxa, maculata, kirchhoffii, pratincola und aluco, Hybris, Ulula, Eustrinx und Stridula flammea) wird in anderen Erdteilen, zumal in Asien und Amerika, durch ihm so nahe stehende Verwandte vertreten, daß einzelne Vogelkundige geneigt sind, alle Schleierkäuze der Erde als Glieder einer Art aufzufassen. Bei dem in Deutschland hausenden Vogel ist der Oberkörper auf dunkel aschgrauem, an den Seiten des Hinterkopfes und Nackens auf rotgelblichem Grunde durch äußerst kleine schwarze und weiße Längsflecken gezeichnet, das Oberflügeldeckgefieder tief aschfarben, heller gewässert und mit schwarzen und weißen Längsspritzfleckchen geziert, die Unterseite auf dunkel rostgelbem Grunde braun und weiß gefleckt, der Schleier rostfarben oder rostfarben in der oberen Hälfte, rostfarbigweiß in der unteren. Die Schwingen sind rostfarbig, auf der Innenfahne weißlich, drei- bis viermal dunkler gebändert und auf der Außenfahne dunkel gefleckt; die rostgelben Schwanzfedern zeigen drei bis vier schwärzliche Schwanzbinden und ein tief aschgraues, weißlich gewässertes breites Spitzenband. Das Auge ist dunkelbraun; Schnabel und Wachshaut sind rötlichweiß, die Füße, soweit sie nackt, schmutzig blaugrau. Das Weibchen zeigt regelmäßig eine etwas düsterere Färbung als das Männchen. Die Länge beträgt 32, die Breite 90, die Fittichlänge 28, die Schwanzlänge 12 cm.

Kirchtürme, Schlösser, alte Gebäude und Burgen sind auch bei uns zu Lande und im übrigen Europa die bevorzugten, wenn nicht ausschließlichen, Felsen und Baumhöhlen die

ursprünglichen Aufenthaltsorte des über ganz Mittel- und Südeuropa, Kleinasien und Nordafrika verbreiteten Schleierkauzes. Vom hohen Norden unseres Erdteils an wird man ihn nur in größeren Gebirgswaldungen vermissen; ebenso meidet er das Hochgebirge über dem Pflanzengürtel. Er ist ein Standvogel im eigentlichen Sinne des Wortes, der nicht einmal streicht. Da, wo wir heute Schleierkäuze finden, sind sie seit Menschengedenken bemerkt worden. Nur die jüngeren Vögel lassen sich zuweilen außerhalb des Jagdgebietes



Schleierkauz (Strix flammea). ½ natürl. Größe.

der Alten sehen; denn sie müssen sich erst einen festen Wohnsitz erwerben, und diesem Zwecke gelten ihre größeren Ausflüge. Am Tage sitzen sie ruhig in dem dunkeln Winkel der betreffenden Gebäude, auf dem Gebälke der Türme oder Kirchboden, in Mauernischen, in Taubenschlägen und an ähnlichen Orten. Läuten der Glocken in unmittelbarer Nähe ihres Schlafplatzes, Aus- und Einschwärmen der Tauben eines Schlages, in dem sie sich angesiedelt haben, stört sie nicht im geringsten; sie haben sich an den Menschen und sein Treiben ebensogut gewöhnt wie an das Gelärm der Tauben, mit welchen sie in bester Freundschaft verkehren. Wenn sie sitzen, haben sie mit anderen Eulen Ähnlichkeit, fallen aber doch

durch ihre schlanke, hohe Gestalt und namentlich durch das unbeschreibliche, herzförmige Gesicht, das die wunderbarsten Verzerrungen ermöglicht, jedermann auf.

Durch Beobachtung an Gefangenen wissen wir zur Genüge, daß ihr Schlaf sehr leise ist. Es gelingt dem Menschen niemals, sie zu übertölpeln; denn das geringste Geräusch ist hinreichend, sie zu erwecken. Beim Anblicke des Beschauers pflegen sie sich hoch aufzurichten und leise hin und her zu schaukeln, indem sie sich auf den Beinen wiegend seitlich hin und her bewegen. Einige Grimassen werden bei solchen Gelegenheiten auch geschnitten; alle Bewegungen aber sind stetiger und langsamer als bei den meisten übrigen Eulen. Rückt ihnen eine vermeintliche Gefahr nahe auf den Hals, so fliegen sie weg und beweisen dann, daß sie auch bei Tage sehr gut sehen können. Nach Sonnenuntergang verlassen sie das Gebäude durch eine bestimmte, ihnen wohlbekannte Öffnung, die sie auch bei Tage unfehlbar zu finden und gewandt zu benutzen wissen, und streifen nun mit geisterhaft leisem und schwankendem Fluge niedrig über dem Boden dahin. Ein heiseres Kreischen, das von Naumann die widerlichste aller deutschen Vogelstimmen genannt wird, abergläubischen Menschen auch sehr entsetzlich vorkommen mag, verkündet ihre Ankunft, und wenn man seine Aufmerksamkeit der Gegend zuwendet, von welcher dieses Kreischen hertönt, sieht man den bleichen Vogel gewiß; denn er umschwärmt ohne Scheu den abends sich ergehenden Menschen und fliegt ihm oft wie ein Schatten nahe um das Haupt. In hellen Mondscheinnächten treiben sich die Schleierkäuze bis gegen Sonnenaufgang ununterbrochen im Freien umher, zeitweilig auf Gebäuden ausruhend und dann wieder eifrig jagend; in dunkleren Nächten rauben sie bloß des Abends und gegen Morgen.

Mäuse, Ratten, Spitzmäuse, Maulwürfe, kleine Vögel und große Kerbtiere bilden die Nahrung des Schleierkauzes. Es ist ihm oft nachgesagt worden, daß er in Taubenschlägen Unfug stifte; dem widerspricht aber die Gleichgültigkeit der Tauben ihrem seltsamen Gesellen gegenüber. „Ich habe ihn“, sagt Naumann, „sehr oft unter meinen Tauben aus- und einfliegen sehen. Die Tauben, die diesen Gast bald gewohnt wurden und sich um ihn nicht kümmerten, blieben stets im ungestörten Besitze ihrer Eier und Jungen, ebensowenig fand ich je eine Spur von einem Angriffe auf eine alte Taube. Öfters sah man im Frühlinge ein Paar viele Abende hintereinander in meinem Gehöfte; es schien auf dem Taubenschlage brüten zu wollen und flog, sobald es gegen Abend zu dämmern anfing, spielend aus und ein, ließ bald im Schlage selbst, bald dicht davor seine fatale Nachtmusik fast ununterbrochen erschallen und — keine Taube rührte sich. Stieg man am Tage leise auf den Schlag, so sah man die Eulen ruhig auf einer Stange oder in einem Winkel vertraulich mitten unter den Tauben sitzen und schlafen und nicht selten neben sich einen Haufen Mäuse liegen; denn sie tragen sich, wenn sie eine glückliche Jagd machen und vielleicht auch eine Vorempfindung von übler Witterung fühlen, solche Vorräte zusammen, damit sie in zu finsteren und stürmischen Nächten, wenn sie nicht jagen können, keinen Hunger leiden. Mein Vater fing sogar einmal eine dieser Eulen, die in so tiefen Schlaf versunken war, daß sie durch das Geprassel der fliehenden Taube nicht geweckt wurde, mit den Händen. Daß sie Eier fressen sollen, ist mir ebenso unwahrscheinlich, ob es gleich von manchen behauptet wird, und mir sogar einmal jemand erzählte, daß eine Schleiereule mit einem Hühnerei in den Klauen im Fluge herabgeschossen worden sei. Das Vorurteil spricht nur gar zu oft gegen die unschuldigen Eulen, und so darf man nicht alles glauben, was ihnen meist nur der Haß nachredet. Wie oben erwähnt, sah ich auf meinem Taubenschlage nie etwas Übles von ihnen; ich führte auch meine gezähmten Schleiereulen mit ganzen und eingeknickten Hühner- und anderen Vogeleiern oft in Versuchung: allein sie ließen sie stets unberührt. Kleine Vögel greifen sie indes im Schlafe an; denn in den Städten würgen sie nicht selten die in Vogelbauern vor den Fenstern hängenden Lerchen, Nachtigallen, Finken, Drosseln ꝛc.;

auch die gefangenen Vögel holen sie zuweilen aus den Dohnen und Schlingen der nahen Dohnenstege. Manche sind sehr sanft, andere wieder raubgierig. Einer meiner Bekannten erhielt einmal einen Schleierkauz, der ungefähr seit 8 Tagen in der Gefangenschaft war, setzte ihn in seine stockfinstere Stube und eilte schnell, ein Licht zu holen. Hierüber verfloß kaum eine Minute, und doch sah er zu seinem Ärger, als er mit dem Lichte in die Stube trat, daß die Eule bereits seine Mönchsgrasmücke hinter dem Ofen von ihrem Sitze geholt, getötet und bereits halb aufgefressen hatte. Die Eule fraß öfters 15 Feldmäuse in einer Nacht. Auch Aas verschmäht in den Zeiten der Not der Schleierkauz nicht."

K. Knauthe hat den Schleierkauz ebenfalls und zwar während dreier Jahre als einen durchaus friedlichen Bewohner des Taubenschlages kennen gelernt. „Im Frühlinge des Jahres 1884", schreibt Knauthe, „bemerkten wir, daß unsere Tauben zwei Nächte nicht, wie gewöhnlich, im Schlage, sondern auf dem Firste unseres Daches zubrachten, von der dritten an jedoch sämtlich am Abende den ‚Söller' wieder beflogen. Die Ruhestörer waren zwei Schleierkäuze, deren ‚fatale Nachtmusik' die Tauben scheu gemacht hatte. Vom dritten Tage an waren jene jedoch völlig unter meinen Pfleglingen eingebürgert. Näherte ich mich bei Tage ganz leise und vorsichtig dem Taubenhause, so konnte ich die Eulen in dessen dunkelster Ecke friedlich unter den Tauben sitzen sehen. Hier lagen auch, besonders kurz vor dem Eintritte regnerischer oder stürmischer Witterung, tote Mäuse, Sperlinge, Finken und andere getötete Tiere aufgespeichert. Nie aber vergriffen sich die Schleierkäuze an meinen Tauben, obwohl mehrere Paare in ihrer unmittelbarsten Nähe nisteten. Innerhalb der drei Jahre habe ich mehr denn ein dutzendmal sämtliche Eier, junge und alte Tauben genau nachgezählt und niemals ein Stück vermißt. So wurden auch die anfangs überaus häßlichen jungen Eulen nur mit Mäusen und kleineren Vögeln gefüttert, welche die Alten oft aus der Ferne herbeitrugen, trotzdem kaum 30 cm vom Eulenhorste sich mehrere Taubennester mit halbreifen Insassen befanden. Trotz des gräßlichen Gesanges der jungen Eulen atzten die alten Tauben ihre Kinder ruhig weiter. Öfteres genaues Durchsuchen der Brutplätze, sowohl im Taubenschlage als auch unter dem Dache unserer Kirche, zeigte mir die Grundlosigkeit der Behauptung, unser Schleierkauz sei ein Eierdieb, er raube Hühnereier und trage sie in den Klauen nach dem Horste. Mit den flüggen Jungen verließen die alten Eulen den Taubenschlag, um erst im Frühlinge des künftigen Jahres wieder zurückzukehren."

In Spanien steht der Schleierkauz in dem bösen Verdachte, das Öl der ewigen Lampen in den Kirchen auszutrinken. Sicher ist, daß das sehr brauchbare Olivenöl oft aus den gedachten Lampen verschwindet, Feststellung des eigentlichen Thäters aber bisher noch nicht gelungen ist; ein Gemunkel nur will behaupten, daß nicht die Schleiereule, sondern der Mesner der eigentliche Schuldige wäre. Mit diesem Verdachte, den sie sich erworben hat, hängt eine in Spanien beliebte Verwendung der Schleiereule zusammen. Man erlegt Schleierkäuze, siebet sie mit Stumpf und Stiel in Öl und erhält dadurch ein Heilmittel von großartiger Wirksamkeit. Es wird allerdings weniger von den Ärzten verschrieben, obgleich es dem Arzneischatze der Apotheke nicht fehlt oder nicht fehlen soll, demungeachtet aber vielfach verwendet.

Über das Fortpflanzungsgeschäft des Schleierkauzes sind sehr auffallende Beobachtungen gemacht worden. In den älteren Naturgeschichten steht, daß die Brutzeit in die Monate April und Mai falle; diese Regel erleidet jedoch Ausnahmen. Man hat nämlich junge Schleiereulen wiederholt auch im Oktober und November, um diese Zeit sogar noch Eier, auf welchen die Alte sehr eifrig brütete, gefunden. Die Liebe erregt auch den Schleierkauz und begeistert ihn zu lebhaftem Schreien. Beide Gatten jagen sich spielend miteinander von Turm zu Turm. Ein eigentlicher Horst wird nicht gebaut; die 6—9 länglichen, rauhschaligen,

glanzlosen, 40 mm langen und 30 mm dicken Eier liegen ohne alle Unterlage in einem passenden Winkel auf Schutt und Getrümmer. Die Jungen sehen, wie alle Zunftverwandten, anfangs außerordentlich häßlich aus, werden aber von ihren Eltern ungemein geliebt und reichlich mit Mäusen versorgt. Will man sich, um sie für die Gefangenschaft zu gewinnen, Mühe sparen, so darf man sie nur in ein weitmaschiges Gebauer sperren: die Alten füttern sie hier wochen- und monatelang ununterbrochen. Pflegt man sie selbst, solange sie noch jung sind, so werden sie bald in hohem Grade zahm, lassen sich dann ohne Widerstreben berühren, auf der Hand umhertragen, ja selbst gewöhnen, aus und ein zu fliegen.

Dähne sagt, daß man den Schleierkauz, wenn er im Winter aufgeschreckt heraus und in den Schnee flöge, mit den Händen ergreifen könne, weil er geblendet werde. Ich habe diese Fangart nicht erprobt, sondern lieber das ausgekundete Flugloch der Schleiereule verstopft und sie dann mit einem sogenannten Kescher gefangen. Nach meinem Dafürhalten gehören diese schönen und gutmütigen Tiere zu den angenehmsten Eulen, die man überhaupt im Käfige halten kann. Ihr Gesichterschneiden ergötzt jedermann; sie verziehen den Schleier so oft, daß sie, wie mein Vater sagt, als ein wahres Zerrbild des menschlichen Gesichtes erscheinen.

Da der Schleierkauz unbedingt zu den nützlichsten Vögeln gezählt werden muß, verdient die Aufforderung von Lenz die vollste Beachtung aller Verständigen. „Für die Schleiereule und den Steinkauz sollten überall in Giebeln der Land- und Stadtgebäude Einrichtungen zu Nest und Wohnung sein. In jeder Giebelspitze meiner Gebäude ist eine Öffnung von der Größe, wie sie für Tauben genügt. Diese führt in einen inwendig angebrachten Kasten, der links und rechts einen Nestplatz hat. Auf diesen darf das Licht des Einganges nicht fallen; der Vogel muß also vom Eingange aus durch einen Brettergang einen halben Meter tief ins Innere des Kastens gehen, dort links oder rechts schwenken und so zum linken oder rechten Neste gelangen; der Eingang zu jedem Neste ist also vom hellen Eingange des Kastens weg gerichtet. Nach dem Innern des Hauses zu ist der ganze Kasten fest vernagelt, damit ihn keine unbefugte Hand öffnen und eine Störung in das behagliche Leben der kleinen Erziehungsanstalt bringen kann. Nisten sich statt der Käuze Tauben ein, so ist's auch nicht übel; man öffnet dann, wenn es der Reinigung wegen nötig ist, mit Gewalt und schließt dann wieder. In jeder Giebelspitze der großen Scheuern Holsteins befindet sich in der Regel eine Öffnung, durch welche eine Schleiereule bequem hindurch kann. Nach den von W. Claudius angestellten Untersuchungen stört der Landmann in Holstein die Ruhe seiner Eule nie absichtlich und schützt sie gegen Verfolgung. Die Vögel fliegen also nach Belieben aus und ein, jagen in und außer der Scheuer lustig den Mäusen nach, vertragen sich mit den Hauskatzen vortrefflich und bauen ihr Nest in dem dunkeln Raume."

In vielen Gegenden denkt das Volk leider anders: ihm ist das nützliche Tier ein Unglücksvogel, der, wenn er im Hause ein- und ausfliegt oder vom Firste seine Stimme hören läßt, sicherlich den Tod eines der Bewohner verkündet.

Käuze (Syrniinae) nennt man alle Eulen mit großem, rundem Kopfe ohne Federohren, aber einer außergewöhnlich großen Ohröffnung und ihr entsprechendem deutlichen Schleier. Der Schnabel ist verhältnismäßig lang, der Fuß hoch oder niedrig, dicht oder schwach befiedert, der Flügel gewöhnlich abgerundet, der Schwanz kurz oder lang, gerade abgeschnitten oder gerundet.

*

Eine in Deutschland fast überall vorkommende Art der Gattung der Waldkäuze (Syrnium) ist der **Wald-** oder **Baumkauz**, **Fuchs-**, **Nacht-** und **Brandkauz**, **Busch-**, **Stock-**, **Baum-**, **Weiden-**, **Maus-**, **Huhn-**, **Pausch-**, **Grab-**, **Geier-**, **Zisch-**, **Knarr-**, **Knapp-**, **Kirr-**, **Heul-** und **Fuchseule**, **Waldäufl**, **Kieber**, **Nachtrapp** ꝛc. (**Syrnium aluco**, stridulum, aedium und ululans, Strix aluco, stridula, sylvatica, alba und rufa, Ulula



Waldkauz (Syrnium aluco). ¼ natürl. Größe.

aluco.) Der Kopf ist außergewöhnlich groß, die Ohröffnung aber minder ausgedehnt als bei anderen Arten der Familie, der Hals dick, der Leib gedrungen, der große, zahnlose Schnabel stark und sehr gekrümmt, der kräftige, dicht befiederte, kurzzehige Fuß mittellang, im Flügel die vierte Schwinge über die übrigen verlängert, der Schwanz kurz. Die Grundfärbung des Gefieders ist entweder ein tiefes Grau oder ein lichtes Rostbraun, der Rücken, wie gewöhnlich, dunkler gefärbt als die Unterseite, der Flügel durch regelmäßig gestellte lichte Flecken gezeichnet. Bei der roströtlichen Abart ist jede Feder an der Wurzel aschgraugelblich, gegen die Spitze hin sehr licht rostbraun, dunkel gespitzt und der Länge nach dunkelbraun gestreift, der Flügel dunkelbraun und rötlich gebändert und gewässert, der Schwanz mit Ausnahme

der mittelsten Federn braun gebändert; Nacken, Ohrgegend und Gesicht sind aschgrau. Der Schnabel ist bleigrau, das Auge tief dunkelbraun, der Lidrand fleischrot. Die Länge beträgt 40—48, die Breite etwa 100, die Fittichlänge 29, die Schwanzlänge 18 cm.

Das Verbreitungsgebiet des Waldkauzes erstreckt sich vom 67. Grade nördlicher Breite bis Palästina. Am häufigsten tritt er in der Mitte, seltener im Osten, Süden und Westen Europas auf. In Italien, zumal im Westen und in der Mitte des Landes ist er noch häufig, in Griechenland wie in Spanien eine höchst vereinzelte Erscheinung; in Sibirien fehlt er, soweit bis jetzt bekannt, gänzlich; in Palästina, beispielsweise auf den Cedern des Libanon, begegnete ihm Tristram regelmäßig. In Deutschland bewohnt er vorzugsweise Waldungen, aber auch Gebäude. Während des Sommers sitzt er dicht an den Stamm gedrückt in laubigen Baumwipfeln; im Winter verbirgt er sich lieber in Baumhöhlungen, meidet daher Waldungen mit jungen und höhlenlosen Bäumen. An einem hohen Baume, der sich für ihn passend erweist, hält er mit solcher Zähigkeit fest, daß man ihn, laut Altum, bei jedem Spaziergange durch Anklopfen hervorscheuchen kann; ja einzelne derartige Bäume werden so sehr von ihm bevorzugt, daß, wenn der Inwohner geschossen wird, nach einiger Zeit jedesmal wieder ein anderer Waldkauz sich dasselbe Versteck als Wohnung ausersieht. Solche Eulenbäume stehen sowohl im Innern als auch am Rande des Waldes, auch auf Örtlichkeiten an viel befahrenen Landwegen. Bestimmend für seinen Aufenthalt ist außerdem größerer oder geringerer Reichtum an entsprechender Beute. Wo es Mäuse gibt, siedelt sich der Waldkauz sicherlich an, falls die Umstände es einigermaßen gestatten; wo Mäuse spärlich auftreten, wohnt er entweder gar nicht oder wandert er aus. Vor dem Menschen scheut er sich nicht, nimmt daher selbst in bewohnten Gebäuden Herberge, und wenn ein Paar einmal solchen Wohnsitz erkoren, findet das Beispiel sicherlich Nachahmung. Dann sieht man ihn nachts auf Dachfirsten, Schornsteinen, Gartenmauern ꝛc. sitzen und von ihnen aus sein Jagdgebiet überschauen.

Der Waldkauz, dem Anscheine nach einer der lichtscheuesten Vögel, die wir kennen, weiß sich jedoch auch am hellen Mittage so vortrefflich zu benehmen, daß man die vorgefaßte Meinung ändert, sobald man ihn genauer kennen gelernt hat. „Ich habe ihn", sagt mein Vater, „mehrmals bei Tage in den Dickichten gesehen; er flog aber allemal so bald auf und so geschickt durch die Bäume, daß ich ihn nie habe erlegen können." Die Possenhaftigkeit der kleinen Eulen und Tagkäuze fehlt ihm gänzlich; jede seiner Bewegungen ist plump und langsam; der Flug, der unter starker Bewegung der Schwingen geschieht, zwar leicht, aber schwankend und keineswegs schnell; die Stimme ist ein starkes, weit im Walde widerhallendes „Huhuhu", das zuweilen so oft wiederholt wird, daß es einem heulenden Gelächter ähnelt, außerdem ein kreischendes „Kai" oder wohltönendes „Kuwitt". Daß er seinen Anteil an der „wilden Jagd" hat, unterliegt wohl keinem Zweifel, und derjenige, welchem es ergeht wie einstmals Schacht, wird schwören können, daß ihn der wilde Jäger selbst angegriffen habe. „Einst", so erzählt der eben Genannte, „jagte mir ein Waldkauz durch sein Erscheinen nicht geringen Schrecken ein. Es war im Januar abends, als ich mich, ruhig mit der Flinte im Schnee auf dem Anstande stehend, urplötzlich von den weichen Flügelschlägen wie von Geistererscheinungen umfächelt fühlte. In demselben Augenblicke geschah es aber auch, daß ein großer Vogel auf meinen etwas tief über das Gesicht gezogenen Hut flog und daselbst Platz nahm. Es war der große Waldkauz, der sich das Haupt eines Menschenkindes zur Sitzstelle gewählt, um sich von hier aus einmal nach Beute umschauen zu können. Ich stand wie eine Bildsäule und fühlte es deutlich, wie der nächtliche Unhold mehrere Male seine Stellung veränderte und erst abzog, als ich versuchte, ihn für diese absonderliche Zuneigung an den Fängen zu ergreifen."

Der Waldkauz frißt fast ausschließlich Mäuse. Naumann beobachtete allerdings, daß einer dieser Vögel nachts einen Bussard angriff, so daß dieser sein Heil in der Flucht suchen

mußte, erfuhr ferner, daß ein anderer Waldkauz vor den Augen seines Vaters einen Seidenschwanz aus der Schlinge holte, und wir wissen endlich, daß die jungen Tauben in Schlägen, die er dann und wann besucht, ebensowenig wie die auf der Erde schlafenden oder brütenden Vögel verschont werden: Mäuse aber, und zwar hauptsächlich Feld-, Wald- und Spitzmäuse, bleiben doch die Hauptnahrung. Martin fand in dem Magen eines von ihm untersuchten Waldkauzes 75 große Raupen des Kiefernschwärmers. „Eines Abends", erzählt Altum, „befand ich mich an der Wienburg, eine kleine halbe Stunde von Münster. Das einstöckige Haus ist teilweise umgeben von Gärten, freien Plätzen und Nebengebäuden. Auf dem Hausboden befand sich das Nest des Waldkauzes mit Jungen. Der westliche Himmel war noch hell erleuchtet von den Strahlen der untergegangenen Sonne, als sich ein alter Kauz auf dem Firste des Daches zeigte. Unmittelbar darauf nimmt der zweite auf dem Schornsteine Platz. Sie sitzen unbeweglich; doch der Kopf wendet sich ruckweise bald hierhin, bald dorthin. Plötzlich streicht der eine ab, überfliegt den breiten Hausplatz und läßt sich jenseits am Rande des Gehölzes fast senkrecht zu Boden fallen, um sofort mit seiner Beute, einer langschwänzigen Maus, also wohl Waldmaus, zurückzufliegen. Kaum ist er mit dieser unter dem Dache verschwunden, so streicht auch der zweite ab und kommt mit Beute beladen sofort zurück. Von da ab aber waren sie derart mit ihrer Jagd beschäftigt, daß im Durchschnitte kaum zwei Minuten zwischen dem Herbeitragen zweier kleiner Säugetiere verstrichen. Häufig hatten sie kaum ihre Warte eingenommen, so machten sie auch schon wieder einen erneuerten Jagdflug, und ich habe auch nie gesehen, daß sie auch nur ein einziges Mal vergeblich gejagt hätten. Endlich setzte die zunehmende Dunkelheit der Beobachtung ein Ziel." Eigentümlich für den Waldkauz ist, wie Liebe hervorhebt und auch ich beobachtet habe, daß er immer eine bestimmte Stelle, z. B. einen bestimmten Baum aufsucht, um Gewölle auszuspeien. Am häufigsten liegen diese in der Nähe von weit in den Wald reichenden und in das freie Feld mündenden Wiesengründen, die der Vogel des Nachts vorzugsweise aufsucht; man findet sie aber auch mitten in jungem Stangenholze, weitab von jeder freien Stelle, und ebenso, wie ich hinzufügen will, unter einzelnen, weit vom Walde entfernten Waldbäumen. Wahrscheinlich wirft der Waldkauz das Gewölle besonders des Nachts aus, wenn er von der Jagd auf kurze Zeit an einem ihm besonders zusagenden, ungestörten Plätzchen ausruht.

Um die Zeit, wenn im Frühjahre die Waldschnepfen streichen, um Mitte März also, hört man, wie Naumann sagt, im Walde „das heulende Hohngelächter" unseres Waldkauzes erschallen. Der Wald wird um diese Zeit laut und lebendig, da der Kauz selbst am Tage seine Erregung bekundet. Je nach dem Stande der Witterung und der Nahrung beginnt das Paar mit seinem Brutgeschäfte früher oder später, in den Rheinlanden zuweilen schon im Februar, in Mitteldeutschland meist im März, bei ungünstiger Witterung hier und selbst in Ungarn aber auch erst im April und sogar Anfang Mai. Eine Baumhöhle, die dem brütenden Vogel leichten Zugang gewährt und ihn vor Regen schützt, wird zur Ablegung der Eier bevorzugt, eine passende Stelle im Gemäuer oder unter Dächern bewohnter Gebäude oder ein Raubvogelhorst, Krähen- oder Elsternnest jedoch ebensowenig verschmäht. Im Neste selbst findet man zuweilen etwas Genist, Haare, Wolle und dergleichen, jedoch nur die Unterlage, die auch der Vogel vorfand. Die 2—3 Eier sind rundlich, länglich oder eiförmig, rauhschalig und von Farbe weiß. Das Weibchen scheint allein zu brüten und zwar, wie Päßler meint, sofort, nachdem es das erste Ei gelegt hat. Das Männchen hilft bei Auffütterung der Jungen, gegen welche beide Alten die größte Liebe an den Tag legen. Sobald die Jungen ihre volle Selbständigkeit erlangt haben, beginnen sie in der Gegend umherzustreichen, und wenn diese gerade arm an Mäusen ist, ziehen alle fort, wie man, laut Liebe, am sichersten an den Gewöllplätzen beobachten kann, indem

man nach dem Wegzuge der Jungen auf allen alten Plätzen dieser Art frisches Gewölle, auf den neu angelegten hingegen keine mehr sieht.

Keine andere Eule hat von dem Kleingeflügel mehr zu leiden als der Waldkauz. Was Flügel hat, umflattert den aufgefundenen Unhold, was singen oder schreien kann, läßt seine Stimme vernehmen. Singdrossel und Amsel, Grasmücke, Laubvögel, Finke, Braunelle, Goldhähnchen und wer sonst noch im Walde lebt und fliegt, umschwirrt den Lichtfeind, bald jammernd klagend, bald höhnend singend, bis dieser sich endlich aufmacht und weiterfliegt.

Gefangene können sehr zahm werden. Nach Liebes Erfahrung eignet sich der Waldkauz unter allen Eulenarten am besten für die Aufzucht. Er scheut das Licht so wenig, daß er sich um Mittag ein warmes, sonnenbeschienenes Plätzchen auswählt und hier unter allerhand erheiternden Gebärden die Sonne durch die gesträubten Federn hindurch auf die Haut scheinen läßt. Die Gesellschaft des Menschen erhält ihn den ganzen Tag über munter, zumal wenn man sich Mühe gibt, mit ihm zu spielen, wofür er wenigstens in seinen ersten Lebensjahren ersichtlich dankbar ist. Hat man ihn jung aus dem Neste gehoben und ihn beim Aufziehen alltäglich zweimal auf der Faust gekröpft, so daß er das Futter mit dem Schnabel aus der Hand nehmen muß, so gewöhnt er sich bald derartig an den Pfleger, daß er ihm alle Liebkosungen erweist, welche er sonst unter Blinzeln, Gesichterschneiden und leisem Piepen nur seinesgleichen zu teil werden läßt. Liebe hat Käuze so weit gezähmt, daß sie auf seinen Ruf herbeiflogen, sich auf die Faust setzten und mit dem krummen Schnabel seinen Kopf krauten. „Vermöge der kleinen Muskeln, die an den Federwurzeln angebracht sind“, schreibt mir der eben genannte, treffliche Beobachter, „haben die meisten Vögel ein Mienenspiel, das sich am stärksten in der aufregenden Zeit der Paarung zeigt. Einige bringen es zu einer Fertigkeit, die man geradezu Gesichterschneiden nennen muß. In hohem Grade ist auch der Gesichtsausdruck der Eule je nach den verschiedenen Gemütsstimmungen veränderlich, und der Waldkauz kann das Gesicht in so außergewöhnliche Falten legen, daß man es kaum wiedererkennt. Bei schlechter Laune macht er dadurch, daß er die oberen Gesichtsfedern nach oben, die unteren nach unten streift und die Federn über den Augen zurückzieht, ein wirklich verdrießliches Gesicht, dessen Bedeutung auch dem Nichtkenner keinen Augenblick verborgen bleibt. Ist er zärtlich gestimmt, so gibt er durch Richtung der mittleren und seitlichen Gesichtsfedern nach vorn seinem Antlitze einen Ausdruck, der nach seiner Meinung zärtlich sein soll, durch das zugleich eintretende Blinzeln mit Augenlid oder Nickhaut jedoch etwas überaus Komisches erhält. Mit seinesgleichen verträgt sich auch der gefangene Waldkauz vortrefflich, und zumal Geschwister, die man gleichzeitig aufgezogen hat, geraten auch dann nicht in Streit miteinander, wenn zwei gleichzeitig eine Maus ergriffen haben. Zwar zerren sie dann unter eigentümlich zirpendem Geschrei die streitige Beute hin und her, bis sie endlich dem einen zufällt, mißhandeln sich dabei aber nicht mit Bissen oder Fanghieben. Ihre Verträglichkeit gipfelt in den Liebkosungen, die sie sich gegenseitig gewähren, indem sie mit dem Schnabel sanft im Nacken oder hinter den Ohren des anderen krauen.“

Ganz ähnliche Beobachtungen habe ich an meinen Pfleglingen gewonnen. Einmal hielt ich ihrer sieben in einem Käfige. Hier lebten sie zwei Jahre im tiefsten Frieden, und auch unter ihnen machte sich, obgleich ich mir keinerlei Mühe mit ihrer Versittlichung gegeben hatte, Futterneid nicht bemerklich. Wenn der eine fraß, schauten die anderen zwar aufmerksam, aber sehr ruhig zu, und eigentliche Kämpfe um die Nahrung kamen niemals vor. Anders benahmen sie sich einem Toten oder Kranken ihrer Art gegenüber. Ersterer wurde ohne Bedenken aufgefressen, letzterer grausam erwürgt. Ein Weibchen legte 4 Eier und bebrütete sie lange Zeit unter Mithilfe seines Männchens und zwei anderer Käfiggenossen.

Außer der vorstehend beschriebenen Art beherbergt Europa noch zwei Waldkäuze, die unserem Buche nicht fehlen dürfen, weil beide in Deutschland erlegt wurden, der eine von ihnen sogar innerhalb seiner Grenzen brütet.

Diese Art ist die **Habichtseule, Uraleule** oder **Habergeis** (**Syrnium uralense** und macrocephalum, Strix uralensis, liturata, macrura und macrocephala, Ulula und Ptynx uralensis und liturata, Surnia, Noctua und Scotiaptex uralensis), einer der größten aller Käuze. Die Länge beträgt 65—68, die Breite etwa 120, die Fittichlänge 40,



Habichtseule (Syrnium uralense). ⅓ natürl. Größe.

die Schwanzlänge 32 cm. Von der Grundfärbung, einem düsteren Grauweiß, heben sich auf der Oberseite dunkelbraune Längsstreifen ab, indem alle Federn in der Mitte braune, nach unten sich verbreiternde, durch die schwarzbraunen Schaftstriche noch gehobene Längsflecken zeigen. Letztere sind schmäler in der Schultergegend, ausgedehnter auf den Flügeldecken und auf den größten leichter braun gesperbert, die braunweiß gespitzten Schwingen dagegen durch lichtbraune, außen gräulichweiße Fleckenquerbänder gezeichnet, die Oberschwanzdecken blaßbraun, unregelmäßig grau gefleckt und gesperbert, die Schwanzfedern düsterbraun, durch sechs durchgehende, breite, bräunlichgraue Binden geziert. Das von dem Schleier umrahmte Gesicht zeigt auf gräulichweißem Grunde äußerst feine, schwärzliche, vom Auge

aus speichenartig verlaufende Striche; der Schleier wird durch weiße, an der äußersten Spitze schwarze Federn hergestellt und erscheint deshalb weiß und schwarz gefleckt. Die Unterseite ist auf gelblichweißem Grunde durch schmale braune Schaftflecken längsgezeichnet, die Befiederung der Füße endlich gleichmäßig schmutzig weiß. Zwischen Männchen und Weibchen waltet kein bemerkenswerter Unterschied ob; dagegen kommen dunkle, bald hell-, bald schwarzbraune Spielarten vor, und die sibirischen Vögel pflegen merklich lichter gefärbt zu sein. Das verhältnismäßig große Auge ist tief dunkelbraun, das Augenlid dunkel kirschrot, der Schnabel wachsgelb.

Pallas entdeckte die Habichtseule im Ural; spätere Forscher fanden sie in beinahe ganz Osteuropa und ebenso in Mittelasien, vom Ural bis zum Stillen Weltmeere. In Deutschland ist sie wiederholt, am 4. April des Jahres 1878 im Reviere Kranichbruch in Ostpreußen sogar mit starkem Brutflecken, also wahrscheinlich am Nistplatze, erlegt worden. Da sie erwiesenermaßen in allen Kronländern Österreich-Ungarns, unseren Grenzen zunächst im Böhmerwalde und auf den Karpathen als Brutvogel lebt, außerdem aber in Polen und Rußland mehr oder minder regelmäßig gefunden wird, kann die letztere Angabe nicht befremden, um so mehr, als in Ostpreußen allwinterlich Habichtseulen erlegt oder doch gesehen werden. Wahrscheinlich tritt sie überhaupt nicht so selten auf, wie man bisher annehmen zu müssen glaubte, mag vielmehr in den ausgedehnten Forsten unweit der angegebenen Grenzen unseres Vaterlandes entweder still und verborgen ihr Wesen treiben oder mit dem Waldkauze verwechselt und somit verkannt werden. In Österreich, Ungarn, Polen, Rußland, Finnland ist sie geeigneten Ortes nicht allzu selten, auch in Siebenbürgen eine so regelmäßige Erscheinung, daß kundige Jäger sie recht oft im Walde treffen.

Entsprechend der geringen Kenntnis unserer Eule läßt sich ein erschöpfendes Lebensbild gegenwärtig noch nicht zeichnen. Man weiß, daß sie ebensowohl auf Felsen wie in alten, hochstämmigen Waldungen ihren Wohnsitz nimmt und hier, trotz ihrer großen und weittönenden Stimme, ein ziemlich verstecktes Leben führt, im Spätherbste jedoch öfter in den Ebenen, entweder in kleinen Gehölzen oder sogar im freien Felde, beobachtet wird; es ist ferner bekannt, daß sie auch bei Tage vortrefflich sieht und im Gegensatze zu dem verwandten Waldkauze um diese Zeit zuweilen ihrer Jagd obliegt; man hat ebenso erfahren, daß sie gegen Störung höchst empfindlich ist und, wenn sie Gefahr vermutet, sofort ihren Stand verläßt; eine Beobachtung endlich, die von dem Bruder Naumanns herrührt, läßt glauben, daß sie an Kühnheit den Tageulen kaum nachsteht. Letztere Eigenschaft bewies diejenige, welche der eben Genannte im Jahre 1819 in Anhalt fliegen sah, in auffallender Weise. Sie verfolgte anfänglich einen Mäusebussard und stieß unablässig nach ihm, bis beide sich im Walde verloren. Bald darauf sah sie der Beobachter vom Walde aus wieder aufs freie Feld streichen und einen Fischreiher anfallen. Letzterer suchte unter kläglichem Geschrei sein Heil in der Flucht, wehrte aber ihre heftigen, schnell wiederholten Stöße mit dem Schnabel glücklich ab. Sie stieß stets in einer Höhe von etwa 3 m in schiefer Richtung nach dem Reiher hinab und trieb ihn so wohl eine Viertelstunde weit weg. Ihr Benehmen glich in gewisser Beziehung dem des Bussards, mit welchem sie auch darin übereinstimmt, daß sie rauschend fliegt und mitunter schwebt. Der Kampf zwischen ihr und dem Reiher fand statt, als eben die Sonne untergegangen war. Beide Kämpfer verloren sich endlich in weiter Ferne; aber noch lange nachher konnte der Beobachter die krächzenden Töne des Reihers vernehmen. Hieraus läßt sich schließen, daß die Habichtseule ihre Jagd nicht auf Mäuse und andere kleine Nagetiere beschränken dürfte, vielmehr auch auf größere Säugetiere und Vögel, als da sind Hasen, Kaninchen, Birk- und Schneehühner, ausdehnen wird.

An ihren Brutplätzen, zerklüfteten Felswänden oder hochgelegenen Buchenwaldungen, findet sie sich, laut von Tschusi, der sich um Feststellung ihres Vorkommens in Österreich

sehr verdient gemacht hat, spätestens im April ein. Die Liebe erregt auch sie, und man vernimmt jetzt ihren weithin hörbaren Ruf, der von einzelnen mit dem Meckern einer Ziege verglichen wird und ihr den Namen „Habergeis“ eingetragen hat, nach anderen, namentlich Graf Wodzicki, dagegen ein lautes Heulen und zwar ein Gemisch des Geschreies vom Uhu und Waldkauz, das dann und wann an das Rucksen der Ringeltaube erinnert. Der letztgenannte Forscher fand im Frühjahre zwei Nester, das eine zwei längliche, weiße Eier, das andere zwei mit grauen Daunen bekleidete Junge enthaltend. Als einer der Waldheger des Grafen die Jungen tief in einer Baumhöhle liegend entdeckte, begann er unten am Stamme mit der Axt einzuschlagen, um die Jungen herauszunehmen, ging, bevor dies geschah, einige Schritte zurück und wurde sofort von einem kleinen, ihn begleitenden Hunde abgelöst. Da stürzte sich eine der Habichtseulen auf den Hund herab, packte diesen und trug ihn bis zur halben Baumeshöhe, etwa 6 m hoch, empor, würde ihn auch unzweifelhaft fortgetragen haben, hätte der Jäger sie nicht daran verhindert.

In Gefangenschaft habe ich die Habichtseule nur einmal, und zwar im Berliner Tiergarten, gesehen, an den beiden hier gepflegten Vögeln aber irgendwie bemerkenswerte Beobachtungen nicht gemacht. Nordmann, der sie selbst gehalten hat, bemerkt, daß sie in Gefangenschaft ebenso erheiternde Stellungen wie die Zwergeule annimmt, die hingereichte Nahrung immer mit einem heftigen Sprunge ergreift und in allen Bewegungen größere Thatkraft zeigt als eine gleichzeitig in Gefangenschaft sich befindende Schneeeule.

Die dritte an dieser Stelle noch zu erwähnende Art ist der Bartkauz, Kleinaug- und Lapplandskauz, die Bart- oder Lapplandseule (Syrnium lapponicum, barbatum, cinereum und microphthalmum, Ulula barbata, cinerea und lapponica, Strix lapponica, barbata, fuliginosa, microphthalmos), eine der größten aller Eulen. Die Länge beträgt 70, die Breite 140, die Fittichlänge 48 und die Schwanzlänge 28 cm. Ähnlich gebaut wie unser Waldkauz, jedoch schlanker und verhältnismäßig langschwänziger, zeichnet sie sich durch reiche Befiederung und großen, kreisrunden Schleier mit regelmäßiger Zeichnung besonders aus. Die vorherrschende Färbung des Gefieders der Oberseite ist ein düsteres Graubraun, jede Feder durch dunkelbraune, zackige Schaftflecken und weißliche, gerade oder wurmförmig gebogene Binden gesperbert, die der Unterseite ein mehr oder minder lichtes, leicht rötlich überhauchtes Grau, das in der Kropfgegend durch dunkelgraue Längs-, an den Brustseiten und auf den Füßen aber durch schmale Querflecken gezeichnet wird. Der Schleier, der aus zerschlissenen, weißgrauen, hin und wieder rostgelb angeflogenen und schwärzlich gebänderten Federn besteht, zeigt auf weißgrauem Grunde 8—10 sehr regelmäßig umeinander verlaufende, das Auge umgebende mattschwarze Kreise, die Kehlgegend einen einfarbigen schwarzen Flecken in Gestalt eines Kinnbartes, der durch etwas Weiß an beiden Seiten noch mehr hervorgehoben wird; die Handschwingen sind auf dunkelbraunem Grunde weißlichbraun quergebändert, auf der Innenfahne bräunlich verwaschen und außerdem mit feinen zickzack- oder wurmförmigen Streifen gezeichnet, die Armschwingen in ähnlicher Weise geziert, die Schwanzfedern gräulichbraun, gegen die Spitze hin dunkler und von fünf unbestimmten, lichteren Bändern durchzogen. Das verhältnismäßig kleine Auge hat glühend hochgelbe Iris und rotbräunliche Lider; der Schnabel ist wachsgelb. Junge Vögel ähneln den Alten.

Das Verbreitungsgebiet des Bartkauzes erstreckt sich über den hohen Norden der Alten Welt, insbesondere über Lappland, Finnland, Nordrußland und Sibirien bis zum Ochotskischen Meere, nicht aber auch, wie früher angegeben, über den Norden Amerikas; wenigstens wird der hier vorkommende, mit dem Bartkauze oft verwechselte Graukauz (Syrnium cinereum) neuerdings von ihm bestimmt unterschieden. In Deutschland hat man

den, wie es scheint, überall seltenen Vogel bisher nur in Ostpreußen und Schlesien erlegt. Im südlichen Skandinavien tritt er öfter auf; in Lappland, Finnland und Nordrußland so: wie endlich in ganz Nordsibirien ist er Brutvogel.

Über die Lebensweise mangeln Beobachtungen; fast alle Angaben, welche sich in den einschlägigen Werken befinden, beziehen sich auf die nordamerikanischen Verwandten. Nur



Schneeeule (Nyctea scandiaca) und Bartkauz (Syrnium lapponicum). ⅛ natürl. Größe.

Wallengren, Nilsson, Loewenhjelm und Wolley geben dürftige Berichte. In Skandinavien folgt auch der Bartkauz dem Zuge der Lemminge und streift dann nicht allzu selten bis zur Mitte des Landes nach Süden herab, tritt auch in einzelnen Jahren, entsprechend dem Gedeihen seines Lieblingswildes, häufiger oder seltener auf. Wie er lebt, wie er jagt, wie er sich anderen Tieren gegenüber verhält, ist unbekannt. Einer wurde, laut Lundborg, in Dalekarlien unter eigentümlichen Umständen erlegt. Er fiel einen Arbeiter an, der mit Graben auf einem größeren Torfmoore beschäftigt war, und versuchte, ihn im Rücken zu treffen. Der Mann befreite sich von ihm, der Kauz aber blieb still in der Nähe sitzen und jener ging nach Hause, um ein Gewehr zu holen. Zurückgekehrt, fehlte

er das erste Mal, ging wiederum nach Hause, um aufs neue zu laden, und erlegte dann den hartnäckigen Vogel mit dem zweiten Schusse. Die Eule war eine weibliche und sehr mager, also wohl auch überaus hungrig, wodurch sich vielleicht das auffallende Benehmen erklärt. Ein Horst wurde von Ullenius Anfang Juni in Lappmarken gefunden und das brütende Weibchen bei dieser Gelegenheit erlegt. Der Horst stand in einem Kiefernwalde auf einem 3 m hohen Baumstumpfe, in welchem sich durch Ausfaulen eine Höhlung gebildet hatte. Ein weißes Ei von der Größe des Uhu-Eies lag im Neste, ein anderes unbeschädigtes darunter am Fuße des Nistbaumes. Andere Horste fand Wolley, und zwar entweder auf hohen Bäumen oder in Baumhöhlen. Sie enthielten 3 und 4, nach Verhältnis der scheinbaren Größe des Vogels außerordentlich kleine, den des Uhus und der Schneeeule an Größe merklich nachstehende Eier.

Wir selbst sahen auf unserer Reise nach Sibirien am unteren Ob zwei gefangene Bartkäuze im Besitze einiger Ostjaken, welche die Vögel ihrer Angabe nach aus einem frei auf einem Baume stehenden flachen Horste in einem benachbarten Weidenbestande gefunden hatten und ihre Pfleglinge mit Fischen ernährten. Diese Vögel erinnerten mich in jeder Beziehung an unseren Baumkauz, hatten, abgesehen von ihren gelben Augen, denselben gutmütigen Ausdruck, waren auch ebenso sanft und zahm, bewegten und gebärdeten sich genau in derselben Weise wie dieser. Eingehende Beobachtungen konnte ich zu meinem Bedauern nicht anstellen, da beide für die Sammlung bestimmt und nach kurzer Frist getötet wurden.

*

Die Schneeeule (Nyctea scandiaca, nivea, erminea und candida, Strix nyctea, scandiaca, arctica, candida, nivea und vapacuthu, Noctua nyctea und nivea, Syrnium, Syrnia und Surnia nyctea, Aegolius scandiacus, Abbildung S. 163) ist 68—71 cm lang, 146—156 cm breit; die Fittichlänge beträgt 45, die Schwanzlänge 26 cm. Die Färbung ist je nach dem Alter verschieden. Sehr alte Vögel sind weiß, zuweilen fast ungefleckt oder höchstens mit einer Querreihe brauner Fleckchen am Vorderkopfe und einzelner auf den großen Schwingen, mittelalte auf weißem Grunde mehr oder weniger mit braunen Quer- oder auf dem Kopfe mit solchen Längsflecken gezeichnet, jüngere Vögel noch stärker gefleckt als letztere und auf der Ober- wie auf der Unterseite förmlich gesperbert. Das Auge ist prächtig gelb, der Schnabel hornschwarz. Die Schneeeule ist der ausgezeichnetste Vertreter der durch äußerst dichte Befiederung der Läufe und Zehen gekennzeichneten Gattung der Schneekäuze (Nyctea).

Anstatt einer ausführlichen Angabe aller Gegenden und Länder, welche die Schneeeule bewohnt, brauche ich bloß zu sagen, daß sie ein Kind der Tundra, nach Norden hin aber vielfach beobachtet worden ist, soweit Reisende gegen den Pol zu vordrangen. Nach Malmgren, von Heuglin, Cocks und anderen kommt sie an der Nordwest- und Südküste Spitzbergens vor, nach Palmén aber vielleicht bloß als Irrgast; Kükenthal und Alfred Walter bemerkten sie schon an der Ostküste nicht mehr. Hedenström meldet ihr Vorkommen von den Neusibirischen Inseln. In der Tundra tritt sie keineswegs überall in gleicher Menge auf. Auch ihr Vorkommen richtet sich nach der Häufigkeit oder verhältnismäßigen Seltenheit der Lemminge. Nächstdem liebt sie Ruhe und Einsamkeit, meidet also Gegenden, die vom Menschen, ihrem ärgsten Widersacher, oft besucht werden. Daher tritt sie in Amerika, Lappland und Nordwestrußland häufiger auf als in Nordostrußland und Sibirien, woselbst man ihr, wenigstens in den von uns durchreisten Gegenden, ihres Fleisches halber arg nachzustellen pflegt. Während des Sommers hält sie sich hauptsächlich auf den nordischen Gebirgen auf; im Winter streicht sie in tiefer gelegene Gegenden hinab, und wenn der Schnee in ihrer Heimat sehr reichlich fällt und die Nahrung knapp wird, tritt sie auch wohl eine

Wanderung nach dem Süden an. Auf den taurischen Hochsteppen stellen sich, laut Radde, zuerst die Weibchen ein, und zwar bereits gegen Ende September; die Männchen folgen viel später. In Skandinavien kommt sie erst mit Einbruch des Winters in die Thäler herab. Regelmäßiger als die Sperbereule erscheint sie in südlicheren Gegenden, insbesondere in Deutschland. In Ostpreußen, namentlich in Littauen, kommt sie fast in jedem Winter vor; Westpreußen, Posen und Pommern besucht sie ebenfalls sehr regelmäßig, und auch in Dänemark erscheint sie nicht allzu selten, obwohl sie für gewöhnlich auf dem Wege dahin nur bis Südskandinavien vorzudringen pflegt. Auf den Britischen Inseln wandert sie wahrscheinlich von beiden Seiten, nämlich von Skandinavien und von Grönland her, im Winter ein; Südrußland, die Steppen Südsibiriens und der Mongolei, China und Japan besucht sie von der sibirischen Tundra, dem Süden der Vereinigten Staaten, Mittelamerika und sogar Westindien, endlich von dem hohen Norden Amerikas aus. Unter Umständen verweilt auch sie ausnahmsweise während des Sommers im fremden Lande, um hier zu brüten. So wurde im Jahre 1843 auf der Kimcschener Flur im Ragniter Kreise in Ostpreußen von dem Rittergutsbesitzer Pieper während der Pfingstferien auf einem Steinhaufen ein Schneeeulenhorst mit Eiern gefunden, und ebenso glaubt Hume, daß der Vogel dann und wann sogar in Indien, am Kabulflusse, horsten möge.

Eine Schneeeule in der Tundra ist ein herrlicher Anblick. Während unserer Reise durch die Samojedenhalbinsel hatten wir wiederholt Gelegenheit, den prachtvollen Vogel zu sehen. Die Schneeeule ist hier zwar minder häufig, als es, nach den bei allen Lagerstellen der Ostjaken gefundenen Federresten zu urteilen, der Fall sein müßte, kommt aber doch als Brutvogel durch das ganze Gebiet vor. Von anderen Eulen, insbesondere aber von der in der Tundra sehr häufigen Sumpfeule, unterscheidet man sie augenblicklich, erkennt sie überhaupt in jeder Entfernung. Ganz abgesehen von der bei Tage blendenden Färbung und bedeutenden Größe zeichnen sie ihre kurzen, breiten, stark gerundeten Flügel so bestimmt aus, daß man über sie nicht im Zweifel sein kann. Sie fliegt bei Tage wie bei Nacht und ist unter Umständen in den Nachmittagsstunden lebhafter als im Zwielichte des Morgens und Abends. Zu ihrer Warte wählt sie vorspringende Kuppen und Hügel, auf welchen sie sitzend auch ihre weit vernehmbare, dem Geschrei des Seeadlers nicht unähnliche, gackernde Stimme oft ausstößt. Hier verweilt sie manchmal Viertelstunden lang, erhebt sich dann und zieht, abwechselnd mit den Flügeln schlagend und schwebend, fort, steigt, wenn sie einen weiteren Weg zurücklegen will, in Schraubenlinien bis zu bedeutender Höhe auf und senkt sich sodann zu einem zweiten Hügel herab, um wiederum von ihm aus Umschau zu halten. Ihr Wohn- und Jagdgebiet scheint nicht sehr ausgedehnt zu sein, da wir sie im Laufe eines ganzen Tages auf wesentlich denselben Stellen beobachten konnten. Eine, die ich erlegte, war das Männchen eines Paares, das sich in dem gleichen Gebiete umhertrieb. Obwohl die Tundra der Samojedenhalbinsel äußerst spärlich bevölkert und demgemäß höchst unregelmäßig von Ostjaken und Samojeden durchzogen wird, zeigt sich doch die Schneeeule auffallend scheu, läßt mindestens den Europäer nicht ohne weiteres zum Schusse kommen. Der in Rede stehenden konnte ich mich nur dadurch nähern, daß ich sie mit dem Renntierschlitten anfuhr. Dieselbe Scheu behält sie, wie ich von meinen ostpreußischen Jagdfreunden erfahre, in der Fremde bei. Auch hier meidet sie die Waldungen gänzlich und hält sich vorzugsweise auf den in den Feldern zusammengelesenen Steinhaufen oder den Weidenbäumen auf, welche die Landstraße besäumen, ist aber stets äußerst vorsichtig. An Kühnheit und Dreistigkeit scheint sie alle übrigen Eulen zu überbieten. Hunde greift sie, nach Schraders Beobachtung, mit großem Ungestüm an und sticht auf sie hernieder wie ein Falke. Das von mir erlegte Männchen fiel flügellahm aus der Luft herab, bereitete sich hierauf sofort zum Angriffe vor und wehrte sich, als ich es

aufnehmen wollte, in verzweifelter Weise. Heiser fauchend und heftig knackend empfing es mich, und als ich die Hand nach ihm ausstrecken wollte, hieb es nicht allein mit den Fängen, sondern auch mit dem Schnabel um sich, so daß ich genötigt war, ihm den Gewehrkolben auf die Brust zu setzen und diese zu zerquetschen. Aber auch jetzt noch ließ es den Stiefel, in welchen es sich verbissen hatte, erst los, als ihm der Atem ausging.

Kleine Nagetiere, vor allen anderen Lemminge, außerdem Eichhörnchen, Pfeifhasen, Biberratten und dergleichen, bilden die Nahrung der Schneeeule; sie schlägt aber auch Tiere von Hasengröße. „An einem Vormittage im Anfange des April 1869", schreibt mir Pieper, „sah ich wieder eine Schneeeule in großer Entfernung auf einem Steinhaufen sitzen und begann, um mich schußgerecht zu nähern, sie in der früher von mir erprobten Weise zu umkreisen. Beim Gehen über die Stoppel scheuchte ich einen jungen Hasen von der Größe einer Katze auf, und dieser lief zufällig gerade auf die Schneeeule zu. Obwohl ich nur noch 150 Schritt von letzterer entfernt war, stieß sie doch ohne Besinnen auf den etwa 30 Schritt weit von ihr vorüberlaufenden Hasen, schlug ihn beim zweiten Stoße, schleppte ihn dicht über dem Erdboden weg, etwa 100 Schritt weiter, und setzte sich dann hier, um ihn zu kröpfen. Als ich mich bis auf etwa 60 Schritt genähert hatte, wollte sie mit ihrem Raube weiterziehen; ich aber schoß sie aus der Luft herab. Der Hase war über der Mitte des Leibes zu beiden Seiten geschlagen und bereits verendet." Truppweise geschart folgt sie den Lemmingszügen; paarweise oder einzeln bedroht sie Federwild aller Art. Schneehühner verfolgt sie mit Leidenschaft, nimmt angeschossene vor den Augen des Jägers weg, sogar aus dem Jagdsacke heraus; Waldhühner, Enten und Wildtauben sind ebensowenig vor ihr gesichert, Fische nicht vor ihr geschützt. „Eines Morgens", erzählt Audubon, „saß ich in der Nähe der Ohiofälle auf dem Anstande, um wilde Gänse zu schießen, und dabei hatte ich Gelegenheit, zu sehen, wie die Schneeeule Fische fängt. Sie lag lauernd auf dem Felsen, den niedergedrückten Kopf nach dem Wasser gekehrt, so ruhig, daß man hätte glauben können, sie schliefe. In dem Augenblicke aber, als sich ein Fisch unvorsichtig zur Oberfläche des Wassers erhoben, tauchte sie blitzesschnell ihren Fang in die Wellen und zog regelmäßig den glücklich erfaßten Fisch ans Land. Mit ihm entfernte sie sich sodann einige Meter weit, verzehrte ihn und kehrte nun nach der alten Warte zurück. Hatte sie einen größeren Fisch erlangt, so packte sie ihn mit beiden Fängen und flog dann mit ihm weiter als sonst davon. Zuweilen vereinigten sich ihrer zwei zum Verzehren der Mahlzeit, gewöhnlich wenn der von einer gefangene Fisch groß war." Bei ihrer Jagd fliegt sie jedem Gegenstande zu, welchen sie in der Luft schweben sieht. „Ich brachte", erzählt Holböll, „einmal eine solche Eule dahin, mir fast eine Viertelmeile weit im Mondscheine zu folgen, indem ich meine Mütze wiederholt in die Luft warf."

Die Fortpflanzung der Schneeeule fällt in den Hochsommer. Im Juni findet man die Eier, deren sie mehr legt als irgend eine andere Eule. Wiederholt hat man 7 Stück in einem Horste gefunden; die Lappen behaupten jedoch einstimmig, daß die Schneeeule auch wohl 8—10 Stück lege. Collett bestätigt letzte Angabe und bemerkt, daß auch das Fortpflanzungsgeschäft der Schneeeule, wie ihr ganzes Leben, sich nach dem jeweiligen Auftreten der Lemminge richte, so daß sie nicht allein da zu brüten pflege, wo jene Nager sich besonders vermehrt haben, sondern auch in Lemmingsjahren mehr Eier lege als in anderen. Wie es scheint, beginnt das Weibchen bereits zu brüten, während es noch legt; denn in einzelnen Nestern findet man Junge merklich verschiedener Größe. Die Eier sind etwa 55 mm lang, 45 mm dick und schmutzig weiß von Farbe. Der Horst ist eine seichte Vertiefung auf der Erde, die mit etwas trockenem Grase und einigen vom Brutvogel selbst herrührenden Federn ausgefüttert wurde. Das Weibchen sitzt fest auf den Eiern und läßt den Menschen, dem es sonst immer vorsichtig ausweicht, sehr nahe herankommen, nimmt auch wohl zu

Verstellungskünsten seine Zuflucht, indem es sich auf den Boden wirft, als wäre es flügellahm geschossen, und hier eine Zeitlang wie tot mit ausgebreiteten Flügeln liegen bleibt. Während das Weibchen brütet, hält das Männchen, in der Nähe auf einer passenden Warte sitzend, scharfe Umschau und warnt die Gattin bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr durch lautes Schreien, infolgedessen sie dann wohl das Nest verläßt und es in Gemeinschaft mit dem Männchen, wie dieses fortwährend schreiend, stundenlang umfliegt. Bei dieser Gelegenheit offenbart das Männchen seine ganze Kühnheit, stößt wütend auf den Eindringling, noch heftiger auf einen diesen begleitenden Hund herab und läßt sich nur schwer vertreiben, wogegen das Weibchen selten ebenso wie jenes sein Leben aufs Spiel setzt.

In Europa wird die Schneeeule wohl nur von Naturforschern und Jägern, denen Erlegung eines so großen Vogels besonderes Vergnügen gewährt, ernstlich gefährdet; in der Tundra der Samojedenhalbinsel dagegen verfolgen sie Ostjaken und Samojeden regelrecht, fangen sie mit Hilfe riesiger Sprenkel und verzehren ihr Wildbret mit Behagen.

Schneeeulen im Käfige gehören zu den Seltenheiten, dauern auch nur ausnahmsweise 4—6 Jahre in Gefangenschaft aus. Im Vergleiche zu anderen Verwandten sind sie munterer und auch bei Tage lebendiger als andere Arten gleicher Größe, fliegen gern im Käfige auf und nieder und ertragen den Blick des Beschauers, ohne sich darüber sonderlich zu erbosen. Reizt man sie freilich, dann werden auch sie sehr ärgerlich und knacken und fauchen ebenso wütend wie andere ihrer Zunft. Ein Liebhaber hat Schneeeulen mit Adlern zusammengesperrt und bemerkt, daß sich diese natürlichen Feinde wohl vertrugen.

In den nördlichen Ländern der Alten Welt lebt die Sperbereule (Nyctea ulula, Surnia und Aegolius ulula, Strix ulula, nisoria und doliata, Noctua nisoria, Abbildung S. 168), die man ihrer falkenartigen Erscheinung wegen wohl auch „Falkeneule“ oder „Eulenfalke“ nennt. Sie kennzeichnet sich durch breiten, niedrigen Kopf mit platter Stirn und schmalem Gesicht,ohne eigentlichen Schleier und Federkreis um das Auge, durch ziemlich lange, verhältnismäßig spitzige Flügel, in welchen die dritte Schwinge die längste ist, und langen, keilförmigen Schwanz. Der Schnabel ist kurz, kräftig, höher als breit, von der Wurzel an gebogen, der Haken um etwa 9 mm über den Unterschnabel herabgebogen, die Schneide etwas ausgeschweift, die Spitze der unteren Kinnlade tief ausgeschnitten. Die Läufe sind bis zu den Zehen herab befiedert, diese kurz und mit scharfen Klauen bewehrt. Die Augen sind groß, die Ohren mit einer länglich eiförmigen, 16 mm hohen Öffnung und wohl ausgebildeten Klappe ausgerüstet, die an die des Schleierkauzes erinnert. Das Gefieder ist reich, sanft und glänzend, liegt aber doch viel dichter an als bei den meisten Nachteulen. Beim ausgefärbten Vogel ist das Gesicht weißgrau, ein Streifen vor und ein anderer hinter dem Ohre, die sich halbmondförmig zu beiden Seiten des Kopfes herabziehen, schwarz, der Scheitel braunschwarz, jede Feder durch einen runden, weißen Flecken gezeichnet, der in der Genickgegend größer wird und die lichte Farbe zur vorherrschenden macht, der Nacken wie ein Flecken hinter dem Ohre rein weiß, die Oberseite braun, weiß gefleckt, jede einzelne Feder weiß, am Ende braun gesäumt und quergestreift, die Kehle weiß, die Oberbrust durch ein verwaschenes Querband geziert, die Unterseite weiß, auf Unterbrust, Bauch und Seiten schmal schwarzbraun in die Quere gestreift oder gesperbert; die Schwingen und Schwanzfedern sind mäusegrau, weißlich gebändert; im Schwanze zählt man außer dem Spitzensaume neun weiße Querstreifen. Das Auge ist dunkel schwefel-, der Schnabel schmutzig wachsgelb, an der Spitze hornschwarz. Junge Vögel unterscheiden sich wenig von den alten; diese aber ändern vielfach ab, ohne daß dadurch übrigens das Gesamtgepräge der Zeichnung verwischt würde. Die Länge beträgt 39—42, die Breite 76—81, die Fittichlänge 23, die Schwanzlänge 16 cm.

Im Norden Amerikas wird die Sperbereule durch die ihr sehr nahe stehende **Falkeneule** (Nyctea funerea, Surnia funerea, canadensis und borealis, Strix funerea, canadensis, hudsonia und caparoch, Aegolius, Syrnia und Noctua funerea) vertreten, die sich ständig durch dunklere Oberseite und breitere, mehr oder minder lebhaft braune



Sperbereule (Nyctea ulula). ⅓ natürl. Größe.

Sperberung der Unterseite von ihrer altweltlichen Verwandten unterscheidet. Nach Dressers Untersuchungen ist sie es, nicht aber die Sperbereule, die bisher in Großbritannien erlegt wurde.

Das Verbreitungsgebiet der Sperbereule erstreckt sich über alle nördlichen Länder der Alten, das der Falkeneule über die entsprechenden der Neuen Welt. Jene, auf welche ich mich im Nachstehenden beschränken werde, findet sich als regelmäßiger Brutvogel erwiesenermaßen im nördlichen Skandinavien, Nord- und Mittelrußland sowie in Sibirien, vom Ural an bis zum Ochotskischen Meere und von der nördlichen Waldgrenze an bis in die Steppengebiete im Süden des Waldgürtels, ist bis jetzt aber in China noch nicht aufgefunden

worden. Wie bei den meisten nordischen Eulen richtet sich ihr Vorkommen mehr oder weniger nach dem jeweiligen Gedeihen der Lemminge. Vermehren sich diese nach einem gelinden Winter mehr als gewöhnlich, so siedelt sich die Sperbereule ihnen zu Gefallen auch wohl in Gegenden an, in welchen man sie als Brutvogel sonst nicht beobachtet. Als Regel mag gelten, daß sie Birkenwaldungen allen übrigen vorzieht und demgemäß in Skandinavien erst in einem Höhengürtel auftritt, in welchem die Birken vorherrschen. Auf innigen Zusammenhang des genannten Baumes mit ihr deuten Färbung und Zeichnung des Gefieders. Es kommt vor, daß sie in Fichten- oder Föhrenwaldungen brütet; wenn sie aber innerhalb der Birkenwaldungen genügende Nahrung hat, verläßt sie diese gewiß nicht. Reichlicher Schneefall, mehr vielleicht noch Armut an Lemmingen, zwingt sie, gegen den Winter hin ihre beliebtesten Aufenthaltsorte zu verlassen und entweder einfach nach der Tiefe oder nach niederen Breiten zu wandern. Bei dieser Gelegenheit erscheint sie wahrscheinlich allwinterlich in den Ostseeprovinzen und Dänemark, nicht allzu selten auch in Deutschland, woselbst sie sehr oft in Ost- und Westpreußen, etwas seltener in Posen und Schlesien, Pommern, der Mark Brandenburg, nicht minder, wenn auch recht einzeln, in der Oberlausitz, in Thüringen, Hannover und Westfalen, ja selbst im Elsaß erlegt wurde, ebenso wie sie Polen, Mähren, Galizien, Ungarn und Niederösterreich, Südrußland, das ganze südlichere Sibirien und die Gebirge des nördlichen Turkistan zu besuchen pflegt. Ein und das andere Paar bleibt unter besonders günstigen Umständen wohl auch in der Fremde wohnen; für Deutschland wenigstens ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß unsere Eule wiederholt in Ost- und Westpreußen genistet hat. Schon Löffler gedenkt eines solchen Falles; ein zweiter wird mir von Ehmcke in Danzig berichtet: „Anfang Juli des Jahres 1866 kaufte ich auf dem Markte eine junge Eule, die durch ihr eigentümliches Aussehen meine Aufmerksamkeit erregte. Bei reichlichem Futter wuchs sie schnell heran, und um die Mitte des August konnte man sie als ausgewachsen betrachten. Als ich sie kaufte, wußte ich nicht, welche Art ich vor mir hatte; Beobachtungen ihres Betragens aber ließen mich erkennen, daß ich es nur mit einer Tageule zu thun haben konnte, und als sie endlich ihr Nestkleid ab- und das Jugendkleid angelegt hatte, erkannte ich sie als Sperbereule."

Über Lebensweise, Betragen, Nahrung und Fortpflanzung liegen mehrere Berichte vor; die ausführlichsten und besten Beobachtungen sind aber keineswegs von den Naturforschern, welche die Sperbereule in ihrer Heimat sahen, sondern von meinem Vater in Deutschland angestellt worden. Ich selbst habe die im hohen Norden keineswegs seltene Eule leider nicht eingehend beobachten können. Nur über ihren Flug vermag ich einiges zu sagen, was ich anderswo nicht erwähnt finde. Sie fliegt nicht nach Art anderer mir bekannten Eulen, sondern nach Art eines Weihen; man muß sogar scharf hinblicken, wenn man sie in geraumer Entfernung vom Wiesenweihe unterscheiden will. Hat man sie erst einige Male gesehen, so erkennt man sie nicht allein an dem dickeren Kopfe, sondern, und sicherer noch, an ihrem, doch auch vom Weihe bestimmt verschiedenen Fluge. Sie wiegt sich nicht, von einer Seite auf die andere sich neigend, hebt beim gleitenden Dahinschweben die Flügel höher und schaltet zwischen die schwebende Bewegung viel mehr durch ihre Weichheit ausgezeichnete Flügelschläge ein, der Flug ist minder stetig, im ganzen merklich langsamer als der des Weihen; endlich rüttelt sie sehr häufig und setzt sich während ihrer Jagd oft nieder.

Mitteilungen von Wallengren, Collett, Wheelwright und Wolley lehren uns zusammengefaßt ungefähr das Folgende: In guten Lemmingjahren verläßt die Sperbereule ihr Brutgebiet nicht; höchstens Junge unternehmen Wanderungen nach südlicher gelegenen Gegenden und werden dann auch an solchen Örtlichkeiten gesehen, welche ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte wenig entsprechen, so beispielsweise in unbewaldeten Geländen. In ihrem Auftreten erinnert sie sehr an die Falken. Ein Tagvogel wie diese,

vereinigt sie mit dem leisen, obwohl raschen Fluge der Eule, jener Lebendigkeit und Mut, ähnelt ihnen auch hinsichtlich ihres Geschreies. Oft sieht man sie auf den dürren Wipfeln einer abgestorbenen Föhre sitzen und von hier nach Beute sich umschauen. Ein ihr nahender Mensch behelligt sie dann so gut wie nicht. Mit ihren hellgelben Augen starrt sie alles ruhig an, und ihr Blick gewinnt dabei den Anschein halb verlegener Verschmitztheit; ihren gefährlichsten Gegner aber fest ins Auge zu fassen, fällt ihr nicht ein. Sie gebart sich, als ob sie es unter ihrer Würde halte, solches zu thun, dreht vielleicht auch angesichts des sie bedrohenden Schützen ihr Haupt gemächlich nach einer anderen Richtung, als ob sie sich absichtlich nicht um ihn kümmern wolle. Ganz anders benimmt sie sich einer Beute oder einem ihrer gefiederten Feinde sowie auch demjenigen gegenüber, welcher ihr Nest bedroht. Kaum ein einziger Waldvogel ist vor ihren Angriffen gesichert. Wheelwright sah, daß sie einen unglücklichen Häher, ihren gewöhnlichen Nachbar, im Fluge schlug, und überraschte sie mehr als einmal beim Kröpfen eines Morasthuhnes, dessen Gewicht das des ihrigen fast um das Doppelte übersteigt. Allerlei Vögel, Lemminge und Waldmäuse, ebenso auch Kerbtiere bilden ihre gewöhnliche Nahrung. Wie ein Falke stürzt sie sich von ihrem Hochsitze hernieder, um einen der kleinen Nager zu ergreifen, packt ihn sicher, erdolcht oder erwürgt ihn mit den scharfen Fängen und trägt ihn dann nach einem passenden Sitzplatze, oft länger zwischen dem einen und anderen wählend, um ihn hier zu verzehren. Wird sie von Waldgeflügel, insbesondere Hähern, Krähen, Meisen, geneckt, so läßt sie sich dies oft lange gefallen, wirft sich dann aber plötzlich in die Mitte der Widersacher und ergreift einen von ihnen. Nur gegen die Elstern, die sie laut schreiend umringen und necken, scheint sie nichts ausrichten zu können. In die Enge getrieben, beispielsweise flügellahm geschossen, deckt sie ihren Rücken und wehrt sich auf das Verzweifeltste.

Anfang Mai, unter Umständen bereits im April, schreitet sie zur Fortpflanzung. Zu ihrer Niststätte wählt sie sich entweder eine Baumhöhlung oder einen Nistkasten, wie man sie in Lappland für die Gänsesäger an die Bäume hängt, oder ein altes Krähennest, erbaut sich auch wohl auf höheren Bäumen einen der Hauptsache nach aus Ästen und Reisern bestehenden, mit Laub und Moos ausgekleideten, flachmuldigen Horst und belegt ihn mit 6—8 abgerundeten, rein weißen Eiern, die etwas kleiner als die des Baumkauzes sind und einen Längendurchmesser von 35—45 und einen Querdurchmesser von 29—31 mm haben. Auf der Spitze eines abgestorbenen Baumes in möglichster Nähe des Nestes sitzend, hält das Männchen sorgsam Wacht, erhebt, sobald sich irgend ein lebendes Wesen dem Horste nähert, Kopf und Schwanz, läßt einen schrillen, dem des Turmfalken nicht unähnlichen Schrei vernehmen und stößt wütend auf den Störenfried herab. Wheelwrights Steiger fürchtete sich so vor der Sperbereule, daß er sich weigerte, ihren Horst zu erklettern, denn er hatte gelegentlich des Ausnehmens eines Nestes erfahren müssen, daß er von dem alten Männchen des bedrohten Paares auf das Heftigste angegriffen und nicht allein seiner Kopfbedeckung, sondern auch einiger Büschel seiner Haupthaare beraubt worden war. Ein Jagdhund wird nicht bloß während der Brutzeit, sondern in allen Monaten des Jahres aufs Heftigste angegriffen. Beachtenswert ist, daß nach den Beobachtungen des letztgenannten Forschers das Männchen sein Weibchen im Brüten ablöst. Noch bevor die Jungen flugbar geworden sind, tritt bei den Alten die Mauser ein, und wenn jene ihr volles Gefieder erlangt haben, prangen auch diese in neuem Kleide.

Ausführlicher als die zuletzt genannten Forscher zusammengenommen, schildert mein Vater, der vor nunmehr fast 60 Jahren das Glück hatte, eine Sperbereule in Thüringen zu beobachten, Wesen und Gebaren. „Es gereicht mir zur besonderen Freude", sagt er, „über das Betragen dieses seltenen Vogels einiges sagen zu können. Ich erhielt ein Weibchen lebendig. Ein Knabe hatte es auf dem Hegewische eines Schlages gegen Abend sitzen

sehen und so lange nach ihm geworfen, bis es, an den Kopf getroffen, herabtaumelte und ergriffen werden konnte. Ich ließ es im Zimmer frei und fand in seinem Betragen viel Eignes. Andere Eulen verschließen die Augen großenteils und suchen eilig den dunkelsten Winkel, um sich in ihm zu verbergen; diese Habichtseule aber flog mit ganz geöffneten Augen sofort dem Fenster zu und stieß so heftig daran, daß sie wie tot zur Erde niederfiel und gewiß bei erneuerten Stößen eine Fensterscheibe zerbrochen haben würde. Sie wurde nun in ein anderes Behältnis gebracht und war, obgleich sie sich immer an der hellsten Stelle aufhielt, doch gleich anfangs so wenig schüchtern, daß sie sich ruhig angreifen ließ und eine ihr vorgehaltene Maus mit dem Schnabel, aus welchem sie augenblicklich in die Fänge überging, abnahm. Ihre Stellung war sehr verschieden. Auf der Erde trug sie den Leib fast wagerecht, die Füße weit hervorgestreckt, den Schwanz aber zusammengelegt und aufgerichtet; auf erhöhten Gegenständen saß sie mit beinahe senkrechtem Körper, so eingezogenen Füßen, daß nur die Zehen vorstanden, oft ausgebreitetem und stets gerade herabhängendem Schwanze und über die Flügel gelegten Trag- und Schulterfedern. In dieser Stellung entfaltete sie ihre ganze Schönheit und nahm sich herrlich aus. Bei allen Stellungen dieser Eule waren die Seitenfedern des Kopfes gesträubt und die Stirnfedern glatt angelegt, so daß sie ein Falkengesicht hatte, und der Kopf an Breite dem Leibe wenig oder nichts nachgab. In allen ihren Bewegungen war sie sehr rasch und gewandt, auf der Erde hüpfte sie aber ungern herum. Ihr Geschrei, das sie, besonders wenn man sie angriff, hören ließ, klang dem Angstgeschrei eines Turmfalken nicht unähnlich; doch wurde man dabei auch an das Kreischen einer Haushenne, die in den Händen getragen wird, erinnert. Bei großer Wut knackte sie mit dem Schnabel wie die anderen Eulen und ebenso laut; war sie aber nur einigermaßen böse, dann rieb sie die Spitze der unteren Kinnlade von der Spitze der oberen an, bis sie in die rechte Lage kam. Sie streckte dabei den Unterschnabel weit vor und schrapelte mit ihm auf dem oberen hin wie die Papageien, wenn sie etwas zerstückeln wollen. Dies gab ein langgezogenes, wenig hörbares Knacken, so daß ich anfangs glaubte, es sei ihr ein Knochen zerbrochen und gäbe dieses Geräusch bei den starken Bewegungen, die sie machte. In den Nachmittagsstunden war sie besonders munter bis zu einbrechender Nacht.

„Nach einiger Zeit entkam sie durch einen unglücklichen Zufall. Ich ließ sie in unseren Wäldern überall suchen und suchte selbst, aber ohne Erfolg. Einige Tage darauf wurde mir gemeldet, sie sei wieder auf derselben Stelle des Waldes, auf demselben Schlage, ja auf demselben Hegewische, wo sie früher gewesen war. Sie hatte also diesen Platz, ob er gleich eine Wegstunde von meiner Wohnung liegt, wahrscheinlich denselben Tag, als sie mir entflohen, wiedergefunden und allen anderen Orten vorgezogen. Diese Nachricht war mir um so angenehmer, weil ich nicht nur Hoffnung hatte, mein seltenes Tier wiederzubekommen, sondern es auch im Freien zu beobachten, eine Hoffnung, die auf das Schönste erfüllt wurde.

„In den Vormittagsstunden war sie niemals sichtbar; sie hielt sich zu dieser Zeit in dichten Fichten und Tannen, die nicht weit von jenem Schlage standen, verborgen, und zwar so, daß man zehnmal unter ihr vorübergehen konnte, ohne sie zu sehen. In den Nachmittagsstunden, gewöhnlich um 1 Uhr, kam sie zum Vorschein und setzte sich auf die Spitze eines niedrigen Baumes, auf einen weit unten stehenden Seitenast oder auf den Hegewisch. Sie kam zuweilen von Bäumen geflogen, die gar nicht geeignet schienen, sie gut zu verbergen, und auf welchen sie früher doch durchaus nicht zu entdecken gewesen war. Saß sie frei, dann blickte sie unverwandt auf die Erde hinab und richtete sich immer nach dem Gegenstande hin, der sich ihr näherte. Der Hegewisch, von welchem aus sie einen großen Teil des Schlages übersehen konnte, war oben von ihrem beständigen Daraufsitzen

niedergedrückt, so daß kein Strohhalm mehr senkrecht stand. Wollte man sich ihr, wenn sie darauf saß, von hinten nähern, dann drehte sie sich sogleich um, aber ohne den Ort zu verlassen, und man konnte sie, wenn man rund um sie herumging, sich im Kreise drehen sehen. Sie ließ einen Mann bis auf 10, ja bis auf 6 Schritt an sich kommen und achtete die Steinwürfe so wenig, daß sie einem an ihr vorbeifliegenden Steine verwundert nachsah und einst, als sie getroffen wurde, 2 m in die Höhe flog, aber doch ihre alte Stelle wieder einnahm. Dies alles scheint mir zu beweisen, daß sie in ganz unbewohnten Gegenden ihren eigentlichen Aufenthalt hat; denn sie kennt den Hauptfeind aller Tiere und seine Fähigkeit, in die Ferne zu wirken, durchaus nicht. Mir ist ein so wenig menschenscheuer Vogel, der wie diese Eule völlig gesund und wohlbeleibt war, nie vorgekommen.

„Gelingt es ihr, eine oder zwei Mäuse zu fangen, so geht sie zur Ruhe, und man sieht sie deswegen vor der Abenddämmerung schon nicht mehr; ist sie aber in der Jagd unglücklich, dann lauert sie bis zum Einbruche der Nacht und noch später ihrem Raube auf. Auffallend war es mir, in der Nähe jenes Schlages hier und da, aber nicht beim Hegewische, auf dem sie doch täglich mehrere Stunden saß, ihren Kot zu finden. Ich vermute, daß sie ihn da, wo sie den Mäusen auflauert, absichtlich nicht fallen läßt; durch dessen Wegspritzen könnten die hervorkommenden Mäuse verscheucht werden. Sie hat einen leichten und geschwinden Flug, der dem des Finkenhabichts sehr ähnlich ist. Sie bewegt, wie dieser, die Flügel streckenweise schnell und streckenweise, wo sie schwebt, gar nicht. Doch trägt sie diese wie die anderen Eulen und kündigt sich auch von weitem durch ihren dicken Kopf als Eule an. Sie fliegt ungern weit, wenn sie verfolgt wird, oft nur 50, 60, 100 Schritt, und nur als ihr die Krähen hart zusetzten, sah ich sie 300—400 Schritt weit fliegen. Als die Krähen nach ihr stießen, schrie sie heftig miauend und langgezogen „äh“ und begab sich gleich auf die Flucht, auf welcher sie ihnen in kurzer Zeit so weit vorauseilte, daß sie die Verfolgung aufgaben. Sie lebt wahrscheinlich im Sommer an solchen Orten, wo es gar keine Krähenarten gibt; denn diese würden ihr, wenn sie sich am hellen Tage ganz frei hinsetzte, so mitspielen, daß sie ihre ganze Jagd aufgeben müßte.

„Die Sperbereule zeichnete sich vor vielen anderen Gattungsverwandten schon dadurch aus, daß sie nicht absuchte, d. h., daß sie nicht, niedrig über die Erde hinfliegend, ihren Raub zu überraschen strebte. Sie erwartete ihn vielmehr, wie die Würgerarten, sitzend. Deswegen mußte sie solche Stellen zu ihren Aufenthaltsorten wählen, wo es von Mäusen wimmelte. Dies war auf dem oben erwähnten Schlage der Fall. Auf ihm waren alle Erhöhungen mit Mäuselöchern so durchgraben, daß ihre Ränder einem Durchschlage glichen. Einen ähnlichen Platz kenne ich in unseren Wäldern nicht, und daraus wird ihre merkwürdige und hartnäckige Anhänglichkeit an diesen Schlag und den darauf befindlichen Hegewisch begreiflich genug. Sie wählt also wenig erhöhte Gegenstände, die ihr eine freie Aussicht, womöglich ringsum, gewähren, damit sie eine hervorkommende Maus sogleich bemerken und erhaschen könne. Einst sahen wir sie fangen. Sie war vom Hegewische, der ihr durchaus den besten Standort gewährte, verscheucht worden und hatte sich auf die Spitze einer etwa 15 m hohen Fichte gesetzt. Von ihr aus fuhr sie plötzlich auf die Erde hinab, und das Schreien einer Maus zeigte an, wie richtig sie gefaßt hatte; gleich darauf kam sie mit einem Klumpen Grashalmen in den Fängen empor und trug die darin befindliche Maus nahe stehenden hohen Tannen zu, in welchen sie dem Auge entschwand. Sie verzehrte ohne Zweifel dort ihren Raub; denn sie braucht, da sie ihn, wie die Gattungsverwandten, fast ganz verschlingt, es nicht auf der Erde zu thun. Ich bin überzeugt, daß ihr bei ihrer Jagd ihr leises Gehör so gut wie ihr scharfes Gesicht behilflich ist. Die Maus, die sie vor unseren Augen fing, war wenigstens 25 Schritt von ihr entfernt und in tiefem Grase verborgen. Offenbar hatte sie das geringe Geräusch, das die Maus im

dürren Grase verursachte, sogleich gehört, nun erst ihren Blick nach dieser Seite hingewandt und ihre Beute entdeckt."

In der Gefangenschaft erhielt diese Eule Hausmäuse vorgeworfen. Sie biß ihnen zuerst den Kopf ab und verschluckte, wenn dieser verzehrt war, das Übrige ganz. Am liebsten fraß sie an solchen Orten, an welchen ihr Schwanz frei herabhängen konnte; doch nahm sie ihr Futter auch auf dem Boden sitzend zu sich. Des Nachts warf sie die Haare und Knochen in Gewöllen wieder aus.

„Die Habichtseule", schließt mein Vater, „scheut starkes Schneegestöber. Am 14. Dezember 1820 schneite es sehr stark und unter heftigem Winde; dennoch gingen die anderen Vögel ihrer Nahrung nach. Die hier überwinternden Drosselarten waren in Bewegung, die Sperlinge, Bergfinken, Zeisige und Ammern, die Meisen, Kleiber und Baumläufer suchten ihre Nahrung, selbst eine Feldlerche lief und flog auf den Stoppeläckern herum. Unsere Habichtseule aber kam erst nach 12 Uhr hervor, setzte sich auf einen niedrigen Seitenast, besah sich das fürchterliche Wetter und verbarg sich wieder auf einer dichten Fichte. Nach 2 Uhr hörte es auf zu schneien, und jetzt erschien dieser schöne Vogel, setzte sich auf einen Fichtenwipfel und wollte seine Jagd beginnen. Ich schoß ihn, da ich ihn hinlänglich beobachtet hatte und nicht ohne Furcht war, er möchte sich doch bald aus der Gegend entfernen, herab und fand seinen Kopf mit Schnee, der wie Eiszapfen an den Scheitelfedern angefroren war, bedeckt."

*

Dem allbekannten Steinkauze zum Verwechseln ähnlich ist ein Kauz, der in Deutschland überall, jedoch nirgends häufig gefunden worden ist, der Rauchfußkauz (Nyctala tengmalmi, dasypus, richardsoni, baedeckeri, kirtlandi, albifrons, pinetorum, abietum, planiceps, frontalis und minor, Strix tengmalmi, albifrons, dasypus und frontalis, Ulula funerea, Aegolius, Athene, Noctua und Syrnium tengmalmi). Ihn kennzeichnen der sehr breite Kopf mit außerordentlich großen Ohröffnungen und vollkommenem Schleier, die abgerundeten Flügel, der ziemlich lange Schwanz, die kurzen, ungemein dichten und lang befiederten Füße und das weiche, seidenartige Gefieder. Der Schleier ist weißgrau, schwarz getuscht, der Oberkörper mäusegrau, durch große, weißliche Flecken gezeichnet, die Unterkörper weiß mit deutlichen und vertuschten mäusebraunen Querflecken; die Schwung- und Schwanzfedern sind mäusegrau mit weißen unterbrochenen Binden, von welchen 5—6 auf den Steuerfedern stehen. Der Schnabel ist horngelb, das Auge lebhaft goldgelb. Junge Vögel sind einfarbig kaffeebraun, auf den Flügeln und dem Schwanze weißlich gefleckt. Die Länge beträgt 23—25, die Breite 56, die Fittichlänge 18, die Schwanzlänge 11 cm.

Nord- und Mitteleuropa, Nordwestasien und Nordamerika, vom Sklavensee bis zur Nordgrenze der Vereinigten Staaten, bilden, soweit bis jetzt bekannt, das Verbreitungsgebiet des Rauchfußkauzes; da man ihn jedoch außerdem in Nepal gefunden hat, läßt sich annehmen, daß er in Asien viel weiter verbreitet ist, als bisher festgestellt werden konnte, und wahrscheinlich in allen größeren Waldungen zwischen Mitteleuropa und Nordamerika auftritt. In Deutschland lebt er in jedem größeren Gebirgswalde, wird aber niemals häufig bemerkt und gehört deshalb in den Sammlungen immer zu den Seltenheiten. Soviel man bis jetzt erfahren hat, verläßt auch er den Wald nur ausnahmsweise. Eine geeignete Baumhöhlung wird zum Mittelpunkte seines Gebietes, und das Paar hält an ihm mit großer Zähigkeit fest.

„Er ist", sagt mein Vater, „ein einsamer, furchtsamer, licht- und menschenscheuer Vogel, der sich am Tage sorgfältig verbirgt. Gegen das Tageslicht ist er sehr empfindlich. Ich hatte ein Weibchen, das im Winter ermattet im Walde gefunden wurde, einige

Zeit lebendig. Dieses suchte immer die dunkelsten Orte im Zimmer und öffnete auch hier die Augen nur wenig. Brachte man es in das volle Tageslicht, dann schloß es die Augen fast ganz und hüpfte, sobald man es frei ließ, sogleich wieder seinem Schlupfwinkel schwerfällig zu. Es knackte mit dem Schnabel wie andere Eulen, war aber sehr wenig wild und ungestüm. Ein Freund von mir hielt einen rauchfüßigen Kauz längere Zeit lebendig, der nach seiner Erzählung ein allerliebstes Tier war. Er wurde bald zahm, knackte aber doch mit dem Schnabel, wenn man ihn neckte, sträubte dabei seine Federn und hob die Flügel etwas; doch drückte er sich bei weitem nicht so nieder wie der Uhu. Kleine Mäuse verschluckte er ganz, jedoch ungern am Tage; größere zerstückelte er, fraß aber das Fell mit



Rauchfußkauz (Nyctala tengmalmi) und Zwergeule (Carine passerina). ½ natürl. Größe.

und spie es in Klumpen nebst den darin eingewickelten Knochen wieder aus. Mit zwei Mäusen hatte er den Tag hinlänglich genug. Er saß, wie der meinige, meist mit etwas eingezogenen Fußwurzeln und locker anliegenden Federn."

Ein Paar, das in einem düsteren Waldgrunde genistet hatte, konnte mein Vater in der Freiheit beobachten. „Sobald es dämmerig wurde", erzählt er, „begannen die Jungen zu schreien. Näherte man sich ihnen, dann schwiegen sie und regten sich nicht eher wieder, als bis alles lange ruhig geblieben war, und sie also keine Gefahr mehr fürchteten. Sobald sie wieder zu schreien anfingen, wurde eins herabgeschossen; es hatte ziemlich tief unten am Stamme auf einem dürren Aste gesessen. Sogleich kam das alte Weibchen herbeigeflogen und bewog durch sein klägliches Geschrei die übrigen zur Flucht. Jetzt waren sie lange Zeit still; endlich ertönte ihr langgezogenes ‚Piep' von neuem. Abermals schlich ich mich an, und ein zweiter Schuß tötete ein anderes Junges. Nun hatten wir ein Paar;

aber ein drittes zu erlegen, war unmöglich: denn auf den zweiten Schuß waren sie weit weggeflogen und schwiegen so lange, daß die Finsternis der Nacht völlig einbrach und alles weitere Verfolgen und Jagen unnütz machte. Sehr merkwürdig war das Betragen des alten Weibchens. Dieses drückte sich, sobald es Gefahr bemerkte, mit dem ganzen Unterkörper auf einen Ast, so daß es selten zu sehen und nie zu schießen war, weil der Ast es hinlänglich gegen den Schuß deckte. Dabei gab es klägliche Töne von sich, die wie ‚wi wi wi wi' klangen und dem fernen Wimmern eines Menschen sehr ähnlich waren. Wir besuchten mehrere Abende nacheinander jene Stelle, um die übrigen Jungen oder das alte Weibchen zu schießen; aber alles Nachsuchens ungeachtet konnten wir die Jungen nicht wieder auffinden und haben auch seitdem keinen Alten in jener Gegend mehr angetroffen."

Später war mein Vater so glücklich, einen gefangenen Rauchfußkauz mehrere Jahre am Leben zu erhalten. Dieser Vogel gewöhnte sich bald an die Menschen, brachte aber, als er noch in der Stube war, fast den ganzen Tag in dem dunkelsten Winkel des Zimmers zu und kam nur abends hervor. Dann hüpfte und flatterte er in seinem Raume umher und war äußerst munter. Er fraß anfangs nur des Nachts; als er aber später bloß bei Tage gefüttert wurde, gewöhnte er sich an die ihm früher so verhaßte Helligkeit und suchte zuletzt seinen dunkeln Käfig gar nicht mehr auf. Er nahm meinem Vater die ihm vorgehaltene Nahrung aus der Hand, und zwar regelmäßig mit den Fängen, selten mit dem Schnabel, trug die Beute in einen Winkel und bedeckte sie mit sich selbst, indem er alle Federn sträubte. Auch er trank nur wenig, badete sich aber oft, bei warmer Witterung fast täglich. Bei strenger Kälte fror er und setzte sich dann gern auf den Boden mit angezogenen Füßen, in der Absicht, diese zu erwärmen. Seine Stimme, die wie ein schwaches Hundegebell „wa wa wa" klang, wurde hauptsächlich in der Morgen- und Abenddämmerung vernommen.

Der Rauchfußkauz brütet ebenfalls in Baumhöhlungen und legt im April oder Mai 3—4 Eier, die zartschaliger und kleiner als die des ungefähr gleich großen Steinkauzes sind.

Mäuse bilden auch des Rauchfußkauzes liebstes Wild; nebenbei fängt er Spitzmäuse und Kerbtiere, gelegentlich auch kleine Vögel oder Fledermäuse. Daß er die letzteren nicht aus ihren Löchern hervorzieht, wie Naumann glaubt, sondern im Fluge fängt, dürfte durch meine an der Zwergohreule gemachten Beobachtungen erwiesen sein.

Richardson sagt, der Rauchfußkauz werde so durch das Licht geblendet, daß man ihn mit der Hand wegnehmen könne, und Gadamer versichert, daß man einem, den man bei Tage aufgefunden, vermittelst eines Stockes leicht eine Schleife über den Kopf ziehen könne. Ich will unentschieden lassen, inwiefern diese Angaben buchstäblich zu nehmen sind; so viel steht fest, daß es gar nicht so leicht hält, Rauchfußkäuze zu erlangen. In der Regel führen nicht einmal Tellereisen und Leimruten vor der Nistöffnung zum Ziele. Mit dem Gewehre freilich erlegt man den Vogel leichter, wenn man so glücklich war, ihn zu sehen. Außer dem Menschen mögen ihm wohl nur wenig Tiere gefährlich werden, Wiesel und andere Nestplünderer vielleicht den jungen und größere Eulen möglicherweise den alten Vögeln. Das kleine Geflügel haßt und neckt auch ihn.

*

„Minervens Vogel war ein Kauz" und zwar der Steinkauz, wenn auch nicht gerade der bei uns lebende, sondern nur einer der vielen Verwandten dieses Vogels, einer der ihm am nächsten stehenden, der in Griechenland ungemein häufig gefunden wird. Die Steinkäuze (Carine) sind kleine Eulen mit mittelgroßem Kopfe, kurzem, seitlich zusammengedrücktem, von der Wurzel an stark gekrümmtem, ziemlich kurzhakigem, zahnlosem Schnabel, ziemlich hohen Beinen, starken und kräftig bewehrten Zehen, kurzen, gerundeten

Flügeln, die höchstens das zweite Drittel des ebenfalls kurzen, am Ende gerade abgeschnittenen Schwanzes erreichen, und in welchen die dritte Schwinge die längste ist. Die Ohröffnung ist klein, der Schleier deshalb undeutlicher, wenn auch bemerklicher als bei anderen Tageulen. Das Gefieder liegt ziemlich knapp an und bekleidet namentlich die Beine sparsam, die Zehen sogar nur mit haarartigen Gebilden.

Unser **Steinkauz**, der liebenswürdige und doch so verschrieene Vogel, auch **Sperlings-**, **Lerchen-**, **Stock-**, **Haus-** und **Scheunenkauz**, **Leichen-** und **Toteneule**, **Leichenhühnchen**, **Wehklage** und **Klagemutter**, **Leichen-** und **Totenvogel**, in Österreich aber **Wichtl** genannt (**Carine noctua**, **Athene noctua**, **Strix noctua** und **psilodactyla**, **Surnia noctua**, **Syrnia psilodactyla**), zählt zu den kleineren Eulen unseres Vaterlandes; seine Länge beträgt 21—22, die Breite 52—55, die Fittichlänge 14, die Schwanzlänge 8 cm. Der Oberkörper ist tief mäusegraubraun, unregelmäßig weiß gefleckt, das Gesicht grauweiß, der Unterkörper weißlich, bis gegen den After hin braun in die Länge gefleckt; die dem Oberkörper gleichgefärbten Schwung- und Schwanzfedern sind rostgelblichweiß gefleckt, wodurch im Schwanze fünf undeutliche Binden entstehen. Das Auge ist schwefelgelb, der Schnabel grünlichgelb, der Fuß gelblichgrau. Junge Vögel sind dunkler als die alten.



Steinkauz (Carine noctua). ⅔ natürl. Größe.

Im Süden Europas gesellt sich zu ihm, in Palästina, Arabien, Persien und ganz Nordafrika vertritt ihn der **Wüstenkauz** (**Carine glaux** und **meridionalis**, **Athene glaux**, **indigena**, **meridionalis** und **persica**, **Strix persica**, **numida**, **nilotica**, **pharaonis**, **Noctua glaux**, **meridionalis** und **veterum**), der sich von ihm durch etwas geringere Größe, mattere,

gleichsam verblichene Färbung und undeutliche, zuweilen fast ganz verschwindende Fleckung unterscheidet, von einzelnen Vogelkundigen daher auch nur als Abart angesehen wird.

Von Südschweden an verbreitet sich der Kauz über ganz Europa und einen großen Teil Asiens bis nach Ostsibirien hin. Er bewohnt ganz Deutschland, Dänemark, Holland, Belgien, Frankreich, Spanien, Österreich-Ungarn, Südrußland, die Donautiefländer und die Türkei, ebenso das südliche Sibirien und Turkistan, tritt nicht überall in gleicher, je weiter nach Süden hin aber in um so größerer Menge auf und zählt auf allen drei südlichen Halbinseln Europas zu den gemeinsten Raubvögeln. In den spanischen Gebirgen steigt er bis zu 2000 m Höhe empor, zieht jedoch mit Beginn des Winters in tiefere Lagen hinab. Bei uns zu Lande gehört er nicht zu den Seltenheiten. Da, wo Obstgärten mit alten Bäumen Dörfer umgeben, findet er sich gewiß; er nimmt aber auch mitten in Städten, auf Türmen und Dachboden, in Gewölben, Begräbnissen und an anderen geeigneten Orten Herberge. Das Innere ausgedehnter Waldungen meidet er, und Nadelhölzer liebt er auch nicht, Feldgehölze dagegen sind ihm sehr genehm. Vor dem Menschen und seinem Treiben scheut er sich nicht. Bei Tage lebt er verborgen in seinem Schlupfwinkel, und nachts fürchtet der Mensch, unserer aufklärenden Bildung zum Trotze, den Kauz oft mehr als dieser jenen. Es ist mehr als lächerlich, daß wir noch heutigestags nicht weiter sind als manche indische Volksstämme, die in ihrem Steinkauze ein übernatürliches Wesen erblicken und sich demzufolge von klügeren Leuten oft betrügen lassen. In vielen Gegenden Deutschlands gilt der anmutige Steinkauz als Unheil weissagender Vogel. Man gibt sich nicht die Mühe, selbst zu prüfen, sondern glaubt das, was einfältige Weiber erzählen. Sie haben mit eignen Augen gesehen, daß der Kauz des Nachts an die Fenster von Krankenstuben flog, und sie haben mit eignen Ohren gehört, daß er die Kranken einlud, auf dem Friedhofe, selbstverständlich als Leichen, zu erscheinen. Begründet und wahr ist, daß der harmlose Vogel, angelockt durch das Licht, erleuchteten Zimmern zufliegt, sich wohl auch neugierig auf dem Fensterstocke niedersetzt und bei dieser Gelegenheit vielleicht sogar seine Stimme erschallen läßt. Da er nun bald leise und gedämpft „bu bu“, bald laut und helltönend „quew quew kebel kebel“, bald endlich „kuwitt kuwitt“ schreit, übersetzt sich das Volk diese Laute, namentlich die letzteren, nach seiner Weise, hört in ihnen ganz genau die Worte: „Komm mit, komm mit auf den Kirchhof, hof, hof“, oder: „Komm mit, komm mit, bring' Schipp' und Spaten mit“, und das ist Grund genug, den Kauz zu verabscheuen. Schon in Südeuropa fällt es niemand ein, ihn mit mißgünstigem Auge zu betrachten. Er ist dort so häufig, daß man ihn kennen gelernt hat, und weil dies der Fall, Liebling von jung und alt. Schon in Italien liebt und pflegt ihn jedermann; in Griechenland gilt er noch heute als ein hoch begabter Vogel und steht dort in so hohen Ehren, daß man dem König Otto bei seiner ersten Ankunft einen lebenden Kauz als Willkommensgeschenk überreichte. Nicht minder geschätzt wird er in Palästina, wo man ihn als Glücksvogel betrachtet, niemals verfolgt, vielmehr hegt und pflegt.

Der Kauz verdient die Zuneigung des Menschen. Er ist ein allerliebstes Geschöpf. Eine wirkliche Tageule kann man ihn zwar nicht nennen: aber er ist auch nicht so lichtscheu wie andere Eulen und weiß sich bei Tage sehr gut zu benehmen. Niemals schläft er so fest, daß er übertölpelt werden kann; das geringste Geräusch erweckt ihn, und weil er auch bei Tage vortrefflich sieht, ergreift er beizeiten die Flucht. Sein Flug geschieht ruckweise in Bogen, etwa nach Art des Spechtfluges, fördert aber rasch und macht es ihm möglich, sich mit größter Gewandtheit durch dichtes Gezweige der Bäume hindurch zu winden. Im Sitzen hält er sich gewöhnlich geduckt; sobald er aber etwas Verdächtiges sieht, richtet er sich hoch empor, streckt sich so lang er kann, macht Verbeugungen, faßt den Gegenstand seiner Betrachtung

scharf ins Auge und gebärdet sich höchst sonderbar. Sein Blick hat etwas Listiges, Verschmitztes, aber nichts Bösartiges, sondern immer etwas Einnehmendes. Wer ihn kennt, begreift, daß die Griechen in ihm den Lieblingsvogel einer klugen Göttin sehen konnten. Seine geistigen Fähigkeiten sind auch wirklich nicht gering; er darf wohl als eine der verständigsten aller Eulen angesehen werden. Dabei ist er verträglich gegen andere seiner Art. Im Süden Europas oder in Nordafrika trifft man ihn oft gesellschaftsweise an.

Schon vor Sonnenuntergang läßt er seine Stimme erschallen; mit einbrechender Dämmerung beginnt er regelmäßig zu jagen. In hellen Nächten sieht man ihn bis zum Morgen fast ununterbrochen in Bewegung oder hört ihn wenigstens. Er durchstreift dabei ein kleines Gebiet, läßt sich durch alles Auffallende herbeilocken, umschwebt namentlich gern das Lagerfeuer des einsamen Jägers oder Wanderers oder kommt bei uns an die hell erleuchteten Fenster heran und erschreckt dann Abergläubische auf das entsetzlichste. Seine Jagd gilt hauptsächlich kleinen Säugetieren, Vögeln und Kerbtieren. Er fängt Fleder-, Spitz- und wirkliche Mäuse, Lerchen, Sperlinge, Heuschrecken, Käfer und dergleichen. Mäuse bleiben immer sein hauptsächlichstes Wild.

Im April oder Mai schreitet der Kauz zur Fortpflanzung. Er ist dann besonders unruhig, schreit und lärmt viel, auch bei Tage, und ladet jeden, welcher ihm glauben will, eifrig ein, mit ihm zu kommen. Ein eigentliches Nest baut er nicht, erwählt sich vielmehr eine passende Höhlung in Felswänden, unter Steinen, in alten Gebäuden, Bäumen, in Ermangelung passenderer Nistorte sogar eine Kaninchenhöhle, bei uns zu Lande oft in unmittelbarer Nähe der Wohnungen, im Süden Europas in diesen selbst, und legt hier seine 4—7 fast rundlichen Eier ohne weiteres auf den Boden. Dann brütet er 14—16 Tage lang so eifrig, daß er sich kaum vom Neste vertreiben läßt. Naumann erwähnt, daß er ein brütendes Weibchen streicheln und sogar ein Ei unter ihm hervorholen konnte, ohne daß es aufflog. Die Jungen werden mit Mäusen, kleinen Vögeln und Kerbtieren groß gefüttert. Sobald die Jungen ausgefiedert und im stande sind, das Nest zu verlassen, fliegen ihre Erzeuger, laut Robson, allabendlich eine Strecke weit weg, irgend welchem Hochsitze zu und schreien laut und gellend, nach Art der warnenden Amsel. So thun sie, bis die Sprößlinge aus dem Neste und ihnen zufliegen. Nunmehr führen sie sie ins Freie, wo es Berge gibt, diesen zu, um sie an Selbständigkeit zu gewöhnen, kehren gegen Morgen aber immer wieder mit ihnen zum Neste zurück, bis endlich das junge Volk seine eignen Wege zieht.

Habicht und Sperber erwürgen den Kauz, wenn sie ihn fangen können; das Wiesel stellt seinen Eiern nach; Krähen, Elstern, Häher und alle kleinen Vögel verfolgen ihn mit argem Geschrei. Hierauf gründet sich eine Art des Vogelfanges, die namentlich in Italien stark betrieben wird. Man stellt den Kauz aus und um ihn herum Leimruten, auf welchen sich das kleine Geflügel massenhaft fängt. „Um keinen Mangel an Käuzchen zu haben“, erzählt Lenz, „sorgen die Italiener für gute, dunkle Brutplätze unter den Dächern und für bequeme Eingänge dazu. Aus den Nestern werden nur so viele Junge genommen und aufgezogen, wie man fürs Haus oder zum Verkauf für den Markt braucht; die übrigen werden in ungestörter Ruhe gelassen. Die zahmen Käuzchen sind wirkliche Hausfreunde der Italiener, gehen oft frei in Haus, Hof und Garten mit beschnittenen Flügeln herum, fangen überall Mäuse, werden besonders gern in gut umzäunte Gärten gesetzt, woselbst sie die Erdschnecken und anderes lästiges Ungeziefer vertilgen, ohne ihrerseits den geringsten Schaden zu thun. Arbeitet nach dortiger Sitte ein Schuster, Schneider, Töpfer oder anderer Handwerker auf der Straße, so hat er, wie ich oft gesehen, sehr gern seine Lieblinge, seine 2—4 Käuzchen, neben sich auf einem Stäbchen angefesselt und wechselt mit ihnen so oft wie möglich zärtliche Blicke. Weil er nicht immer Fleisch für diese artigen Vielfraße beschaffen kann, so gewöhnt er sie daran, bei dessen Ermangelung mit Polenta vorlieb zu nehmen.“

Schon in Österreich benutzt man den „Wichtl" vielfach zu gleichem Zwecke und versichert, mit ihm die besten Erfolge zu erzielen. Was der Uhu für die Jagd der Falken, das leistet der Steinkauz beim Fange des Kleingeflügels. Jeder Vogel, welcher sich seiner genügenden Gewandtheit bewußt ist, erscheint gewiß in der Nähe des Gehaßten, um ihn zu necken und zu foppen. Häher und Würger spielen ihm oft in nicht ungefährlicher Weise mit. Letztere vergessen angesichts seiner alle Scheu, kommen, einer nach dem anderen, oft von weither zugeflogen und verlassen die Walstatt auch dann noch nicht, wenn sie sehen müssen, daß dieser oder jener ihrer Gefährten ein klägliches Schicksal erleidet. Die alten holländischen Falkner erbeuteten die zum Falkenfange notwendigen Würger stets mit Hilfe des Wichtls.

Die zierlichste und liebenswürdigste unserer Eulen ist die Zwerg- oder Sperlingseule (Carine passerina, Glaucidium passerinum, pygmaeum und microrhynchum, Strix passerina, pusilla, pygmaea und acadica, Athene, Surnia, Noctua und Microptynx passerina, Abbildung S. 174). Das niedliche Tierchen kennzeichnet sich zunächst durch seine Pygmäengestalt. Der Leib ist gestreckt, der Kopf klein, der Schnabel stark, sehr gekrümmt, mit einem Zahne und Einschnitte an der Schneide des Oberkiefers ausgerüstet, der Fuß kurz und dicht befiedert, der Flügel kurz, die dritte und vierte Schwinge über die anderen verlängert, der Schwanz mittellang, das Gefieder minder weich als bei anderen Eulen, der Schleier undeutlich. Nach meines Vaters Messungen beträgt die Länge des Männchens 17, die Breite 41, die Fittichlänge 9, die Schwanzlänge gegen 6 cm; das Weibchen ist ungefähr 2 cm länger und um 4 cm breiter. Das Gefieder ist auf der Oberseite mäusegrau, weiß gefleckt, auf der Unterseite weiß mit braunen Längsflecken besetzt, das Gesicht weißgrau, wie mein Vater sagt, „dunkler getuscht", der Schwanz mit vier, der Flügel mit vielen weißen Binden gezeichnet, der Augenstern hochgelb, der Schnabel horngelb. Das Weibchen ist etwas dunkler als das Männchen und durch zwei dunklere Bogenlinien unter den Augen ausgezeichnet. Bei den Jungen herrscht die braune Färbung vor.

Auch die Zwergeule ist häufiger im Norden als im Süden; ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich aber von Norwegen bis Ostsibirien und von der nördlichen Baumgrenze bis zur Breite von Norditalien. In den Gebirgswaldungen Skandinaviens ist sie nicht selten, in den Wäldern Rußlands sogar häufig, lebt aber auch ständig, und wahrscheinlich keineswegs so selten, wie man annimmt, in Deutschland, ist namentlich in Ost- und Westpreußen, Pommern, Schlesien, Sachsen, Thüringen, Hannover, Bayern und Württemberg wiederholt erlegt, auch gefangen worden. Außerdem hat man sie in den schweizerischen, steierischen und italienischen Alpen, im Kaukasus, Burejagebirge und am Amur gefunden.

In Skandinavien erscheint sie manchmal häufig in den Niederungen. Tiefer Schneefall vertreibt sie aus den Wäldern und bringt sie in die Nähe der Dörfer. Gadamer sah sie im Winter 1843 im südlichen Schonen in Menge; Collett betrachtet sie, nächst dem Waldkauze, als die häufigste Eule der Umgebung Christianias. Während des Sommers begegnet man ihr ebenso in Laub- wie in Nadelwaldungen; während des Winters dagegen hält sie sich gern in der Nähe der Ortschaften auf, und wenn man dann abends durch den Schloßgarten Christianias geht, kann man ihr kurzes, scharfes, dem Locktone der Drosseln nicht unähnliches „Jss" öfters hören und vernehmen, daß von einem der benachbarten Bäume Antwort erfolgt. In Ostergotland bewohnt sie die ausgedehnten Waldungen in so namhafter Anzahl, daß Lundberg im Laufe einiger Jahre über 100 Stück erlegte zu Gesicht bekam. Alle Waldbewohner kennen mindestens ihren Ruf, einen pfeifenden Laut, der wie „hi" oder „ho" klingt und ihr die Namen Arpinnen oder Ruderer und Hjulealen oder Wellenzapfen eingetragen hat, weil man das Pfeifen mit dem Quietschen

der Ruder oder ungeschmierter Wellenzapfen vergleicht. Abgesehen von diesen eintönigen Lauten gibt die Zwergeule auch die Silben „hi hu hu hu“ zu hören, welche letztere jedoch nur in bedeutender Nähe vernommen werden können, schreit auch wohl, zumal im Zwielichte des Morgens und Abends, „hi hi hi hi“, alle Silben gleichmäßig gedehnt hervorstoßend, oder „tiwüt tiwüt tiwüt tiwüt“. Im Frühjahre hört man sie schon vor der Dämmerung, nach Tagesanbruch aber nicht mehr rufen. Wie andere Eulen auch, läßt sie sich durch Nachahmung ihrer Stimme herbeilocken und verleiten, dem sie in dieser Weise neckenden Menschen auf 1000 Schritt und weiter zu folgen, fliegt aber so geräuschlos und setzt sich so rasch auf einem Aste nieder, daß man oft längere Zeit von ihr umflogen wird, bevor man sie zu sehen bekommt. Im Hochsommer jagt sie nur während der Nacht, frühestens von 4 Uhr nachmittags an und am eifrigsten in der Dämmerung. Im Verhältnis zu ihrer geringen Größe ist sie ein tüchtiger, ebenso gewandter wie kühner Raubvogel. Sie schlägt Mäuse, Lemminge, Fledermäuse und andere Kleinsäuger, vor allem aber Vögel bis zu ihrer eignen Größe, fängt fliegendes oder laufendes wie sitzendes Wild und verfolgt die Sperlinge oft bis in die Vorhallen bewohnter Gebäude. Vor dem Menschen scheut sie sich wenig, läßt sich daher leicht von ihrem Sitze herabschießen oder in geköderten Fallen aller Art berücken.

Ihr Auftreten schildert von Reichenau in einem an mich gerichteten Briefe in anschaulicher Weise: „An sonnigen, schönen Tagen vernehme ich zuweilen in den Vorhölzern und Waldungen der Umgegend von Miesbach einen gedehnt vorgetragenen Vogellaut, der sich durch die Silbe ‚wiht‘ ungefähr wiedergeben läßt. Schon als ich diese Stimme zum erstenmal hörte, fiel sie mir auf, da ich sie keinem gewöhnlichen Tagvogel zutrauen konnte; ihre Ähnlichkeit mit dem bekannten ‚Kuwiht‘ des Steinkauzes ließ mich auch auf eine Eule als Urheberin schließen: langer Zeit aber bedurfte es, bis ich den Vogel deutlich zu sehen bekam und in seinem Treiben beobachten konnte. Es war an einem herrlichen Novembertage, als ich inmitten einer mit niedrigem Strauchwerke bewachsenen Waldblöße nicht weit vom Rande einer Wiese auf dem hohen Aste einer Eiche das Tageulchen bemerkte. Es saß dort in aufrechter Stellung mit gelockertem Gefieder, gemütlich sich sonnend, das zierliche Köpfchen mit den hellen Falkenäuglein bald hier, bald da in die Federn versenkend, um diese nestelnd in Ordnung zu bringen. Die Jagdbegierde überwucherte meine Freude an der Beobachtung: ich legte meine mit mittlerem Schrote geladene Vogelflinte an, schoß und fehlte. Das Käuzchen erhob sich zwar sofort nach dem Schusse, aber nur, um sich mit falkenartigem Fluge auf eine kaum 30 Schritt seitwärts stehende Buche zu begeben. Hier drehte es sich possenhaft unter Bücklingen nach allen Seiten, beständig den kurzen Schwanz in raschem Schwunge hoch aufrichtend und ebenso nach abwärts wippend, genau so, wie ein munteres Rotschwänzchen sich benimmt. Nachdem es verschiedenartige Bewegungen ausgeführt, die eher einem Papagei als einer Eule zuzutrauen gewesen, nachdem es z. B. in drolliger Weise und ganz zwecklos rechts und links seitwärts auf einem wagerechten Aste gelaufen und getrippelt, kurz die größte Lebhaftigkeit an den Tag gelegt, strich es plötzlich ab und faßte auf der Spitze eines etwa 8 m hohen, astlosen, dürren, durch Blitzstrahl abgebrochenen Eichenstammes Fuß. Hier zeigte es zur Abwechselung eine ganz andere Gestalt als vorher. Es trug nämlich jetzt sein Gefieder äußerst knapp am Leibe, blähte aber Hals und Gesicht so sehr auf, daß der Kopf ein fast viereckiges Ansehen erhielt, sah sich, wie es schien, aufmerksam nach allen Seiten um, sträubte die Kopffedern und legte sie wieder glatt, bekümmerte sich aber so gut wie nicht um meine Anwesenheit, schielte vielmehr immer zum Boden herab. Plötzlich erhob es sich geräuschlos und strich wie ein Weihe über den Boden weg; einen Augenblick später quietschte eine Feldmaus, und unter förmlichem Triumphgeschrei ‚bahitt hitt hitt‘ flog der kleine Räuber, die Maus in den

Fängen tragend, dem nahen etwa 3 m über dem Boden stehenden Aste einer jungen Eiche zu und tötete sein Opfer vollends durch Schnabelhiebe. Dann saß er, die Flügel halb ausgebreitet und herabgesenkt, mit gesträubtem Gefieder, fast noch einmal so groß erscheinend wie früher, über der Beute hin und würde sie sicherlich auch ohne alle Scheu vor meinen Augen verschlungen haben, hätte ich mich jetzt nicht seiner versichert."

Infolge seiner Angriffe auf Kleingeflügel ist der Zwergkauz, wo er sich sehen läßt, wie Gloger sagt, ein Gegenstand gehässiger Neugier, aber nicht minder auch des Schreckens und der Furcht für alle kleineren Vögel, welche jede Bewegung des winzigen Feindes sogleich in eilige Flucht treibt. „Die Sperlingseule vereinigt", um mit demselben Naturforscher fortzufahren, „die nette Haltung, die Gewandtheit, das rasche, mutvolle Wesen und alle wichtigeren Züge der Tageule mit der wunderlichen Possenhaftigkeit und Gebärdenschneiderei der nächtlichen."

Um die Zeit des Schnepfenstriches schreitet die Zwergeule zur Fortpflanzung. Sie nistet in Baumhöhlungen, namentlich in Spechtlöchern. Ein leider verlassenes Nest, das mein Vater untersuchte, war in der Höhlung einer Buche angelegt und bestand aus Moos und einigen dürren, besser als in anderen Eulennestern geordneten Buchenblättern. Anfang der vierziger Jahre brütete eine Zwergeule zwei Sommer nacheinander in einem uralten Birnbaume des Gartens, der Liebes Vaterhaus umgab, und zwar in einem kleinen Astloche mitten im Stamme, während gleichzeitig oben in größeren Astlöchern zwei Starfamilien hausten. Außerdem hat die Zwergeule in Oberlödla bei Altenburg gehorstet, und es sind somit allein für Ostthüringen drei Fälle ihres Brütens bekannt. Daß sie in anderen Gegenden Deutschlands ebenfalls zu den Brutvögeln zählt, unterliegt wohl keinem Zweifel. Die weißen Eier haben 31 mm Längs-, 25 mm Querdurchmesser und sind länglichrund, sehr bauchig, feinporig, dick- und glattschalig.

Seitdem ich meines Vaters Schilderung des Gefangenlebens der Zwergeule kenne, war es ein wahrer Herzenswunsch von mir, einmal einen dieser niedlichen Vögel zu pflegen. Die in Rede stehende Zwergeule wurde in einem geräumigen, aber wohlverwahrten Boden untergebracht. „Wenn ich hinaufkam", sagt mein Vater, „sah ich sie nie, und ich mußte lange suchen, ehe ich sie fand. Gewöhnlich steckte sie in einer Ecke oder da, wo übereinander genagelte Bretter am Giebel Vertiefungen bilden; in diese drückte sie sich so hinein, daß sie kaum zu finden war. Sie stand dabei ganz aufrecht, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand an, machte ihren Körper durch Anlegung aller ihrer Federn ganz schmal, sträubte dabei die Seitenfedern des Kopfes, so daß dieser breiter aussah als der Leib, und verhielt sich so ruhig, daß man ganz genau hinsehen mußte, um sie zu bemerken. Die Augen hatte sie mehr geöffnet als der rauchfüßige Kauz und immer starr nach dem gerichtet, der in ihr Behältnis kam. Näherte man sich ihr, dann sträubte sie alle Federn, was diesem kleinen Tiere ganz sonderbar stand und sehr natürlich an den Frosch in der Fabel erinnerte. Sie knackte dabei immer von Zeit zu Zeit mit dem Schnabel und gebärdete sich so drollig, daß man sie ohne Lachen nicht ansehen konnte. Wenn man sie in die Hand nahm, betrug sie sich nicht ungestüm und verwundete nicht mit den Fängen, biß aber mit dem Schnabel, was jedoch kaum fühlbar war. Den Tag über verhielt sie sich ganz ruhig; sobald aber die Sonne untergegangen war, wurde sie sehr munter und fing an zu schreien. Ihre Stimme hat große Ähnlichkeit mit der anderer junger Eulen und klang fast wie ‚gieh' oder ‚piep', langgezogen, aber sehr leise, nur auf etwa 30—40 Schritt hörbar. Am Tage fraß sie nie, sondern nur abends und nachts. Mit einer großen oder zwei kleinen Mäusen oder einem Vogel von der Größe eines Sperlings hatte sie für die Nacht völlig genug. Dieses Tierchen gewährte mir ungemeine Freude; da ich es aber sehr abgezehrt und ermattet erhielt, so war es auch bei dem angemessensten Futter (es bekam

lauter Mäuse und Vögel) nicht möglich, es am Leben zu erhalten. Mein Freund Purgold hat eine Zwergeule ein ganzes Jahr in seinem Schlafzimmer gehalten und mir Folgendes erzählt: In der Jugend schrie und betrug auch sie sich wie die meinige. Sie saß den ganzen Tag unter dem Bette, um das Tageslicht nicht zu sehen, und verhielt sich ganz ruhig. Als sie vermausert und also aus der Jugend getreten war, fing sie an, des Abends sehr stark ‚dahit dahit‘ zu schreien und fraß die ihr vorgelegte Nahrung, Mäuse und Sperlinge; letzteren rupfte sie alle großen Federn aus, zerstückelte sie, wie die Mäuse, vom Kopfe anfangend und verschlang ein Stück nach dem anderen. Die Nacht über war sie wieder ruhig, wenigstens wenn sie zu fressen bekommen hatte; gegen Morgen aber, ehe noch die Dämmerung anbrach, begann ihr Geschrei von neuem und so stark, daß mein Freund durchaus nicht länger schlafen konnte. So war dieser Vogel sein Wecker, der nie fehl ging und Purgold nie einen Birschgang oder eine Auerhahnsjagd versäumen ließ. Auch diese Zwergeule gab Haare, Federn und Knochen in Gewöllen wieder von sich.“

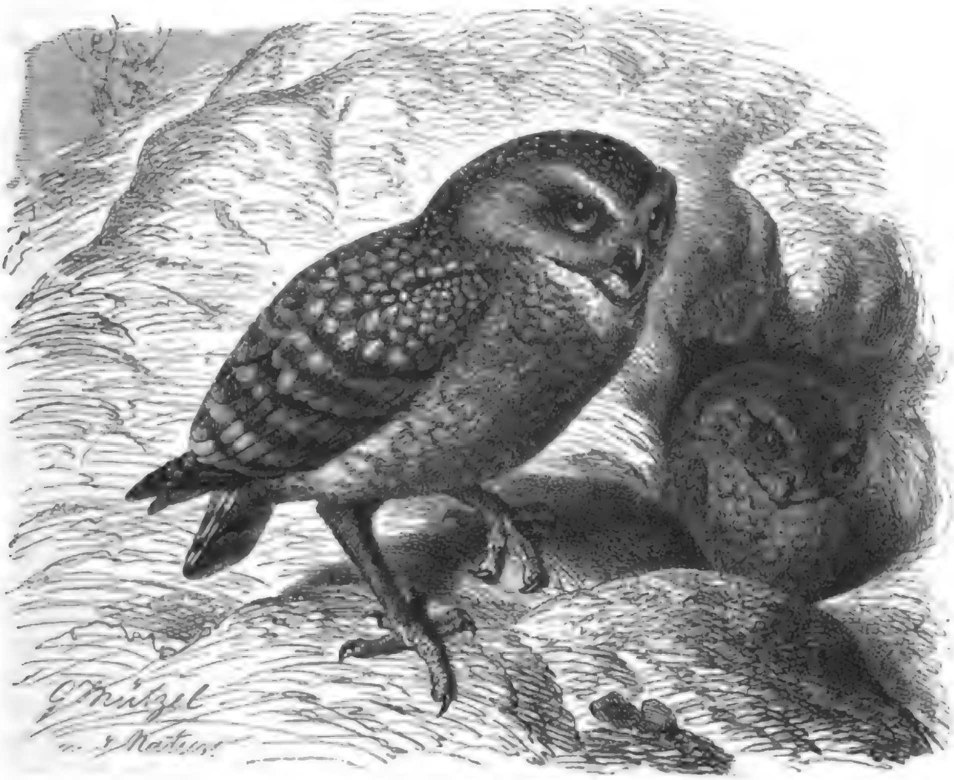
Von einer dritten gefangenen Zwergeule berichtet Gadamer. „Sie ist ein unruhiger Vogel und verleugnet darin gar sehr die Eulennatur; denn den ganzen Tag hindurch ist sie in Bewegung, nach Art der Papageien mit Hilfe des Schnabels und der Füße im Gebauer herumkletternd. Sie wird sehr zahm und nimmt kleine geschossene Vögel aus der Hand und verschmaust sie, auch wenn man bei ihr steht. Sieht sie Hunde oder Katzen, so sträubt sie die Federn, und dann zeigen sich auch kleine Federröhren oder Erhöhungen über den Augen.“ Eine vierte, die von Sivers pflegte, wurde bereits nach 14 Tagen so zahm, daß sie sich streicheln oder ergreifen ließ, ohne auch nur einen Versuch zum Wegfliegen zu machen. „Den Vogel oder die Maus, die man ihr gibt“, schreibt mir der Genannte, „nimmt sie aus der Hand, bringt aber die Beute so eilig wie möglich in ein mit einem Loche versehenes Stammstück, das ich ihr in den Käfig gestellt habe. Äußerst drollig gebärdet sie sich, wenn ich dieses Stammstück so drehe, daß das Loch von ihr abgekehrt ist, und ihr dann eine Maus reiche. Unter fortdauernden Bücklingen wendet sie den Kopf nach allen Seiten, um das Loch zu entdecken; hat sie es endlich glücklich gefunden, so fliegt sie schnell hinein und knackt, wenn man von oben in das Innere sieht, im Vollgefühle ihrer Sicherheit mit dem Schnabel, läßt sich bald aber nicht weiter stören und beginnt zu fressen.“ Eine fünfte, über welche R. Böhm an mich berichtet, hielt sich bei regelmäßiger Fütterung mit Mäusen und Sperlingen vortrefflich, gewöhnte sich ebenfalls bald im Käfige ein, hüpfte, etwas ungeschickt zwar, aber munter, auf dessen Sitzstangen umher, fraß bald in Gegenwart ihres Pflegers, drückte sich jedoch bei Annäherung eines Fremden in den dunkelsten Winkel des Gebauers und verfolgte von dort aus jede Bewegung des Unbekannten mit starrenden Augen. Sie verzehrte gern mehr als einen Sperling täglich, begann stets am Kopfe zu fressen und ließ nur Schwingen und Steuerfedern übrig. Als ihr Böhm lebende Sperlinge in den Käfig setzte, verhielt sie sich anfänglich, offenbar im Bewußtsein der Behinderung, die der enge Raum verursachte, ruhig und bewegungslos, machte die Sperlinge dadurch sorglos und stürzte erst, wenn diese friedlich neben ihr auf der Sprosse oder dem Boden Platz nahmen, urplötzlich auf die ahnungslosen Opfer, ergriff sie mit den Fängen und bereitete ihrem Leben durch Bisse in den Kopf ein schnelles Ende.

*

Die Höhleneulen (Speotyto), nahe Verwandte der Steinkäuze, sind kaum größer als diese und besonders durch ihre sehr hohen, kurzzehigen Beine von ihnen unterschieden. Der Kopf ist mäßig groß und rund, das Auge groß, der Schnabel etwas gestreckt, auf dem Firste sanft gewölbt, mit mittelgroßem Haken und stumpfspitzigem Unterkiefer, der jederseits vor der Spitze einen seichten Ausschnitt zeigt, der Flügel stark und lang, aber

rundlich, die vierte Schwungfeder die längste, der Schwanz kurz, gerade abgestutzt, der Lauf hoch und schlank, nur sehr sparsam und bloß vorn befiedert, während die Seite und die Sohle glatthäutig erscheinen, der Fang rauh beschuppt, mit einzelnen Federborsten besetzt und mit wenig gekrümmten Klauen bewehrt. Das Gefieder liegt ziemlich dicht an, ist kleinfederig, aber weich und seidig. Der Schleier ist klein und schwach, der Augenkranz nur nach hinten und unten entwickelt.

In Südamerika lebt der Curuje der Brasilier oder die Kanincheneule (Speotyto cunicularia, Strix cunicularia und grallaria, Noctua cunicularia, grallaria



Kanincheneule (Speotyto cunicularia). ⅔ natürl. Größe.

und urucurea, Athene cunicularia und dominicensis, Nyctipetes und Pholeoptynx cunicularia). Ihr Gefieder ist auf der Oberseite rötlich graubraun, mit länglichrunden weißen Tüpfeln gefleckt, an Kinn und Augenbrauen weiß, auf dem Unterhalse rötlichgelb, graubraun gefleckt, auf der Brust graubraun, gelblich gefleckt, am Unterbauche gelblichweiß, ungefleckt. Das Auge ist gelb, der Schnabel blaß grünlichgrau, die Beine sind ebenfalls blaß grünlichgrau, an der Sohle der Zehen aber gelblich. Die Länge beträgt 23, die Breite 58, die Fittichlänge 16 und die Schwanzlänge 7 cm.

Die nordamerikanische Vertreterin, Höhlen- oder Prairieeule genannt (Speotyto hypogaea und socialis, Strix hypogaea und californica), zeigt so große Übereinstimmung mit der eben beschriebenen Art, daß nur eine sehr ausführliche Beschreibung

beider die geringen Unterschiede deutlich machen kann, wir auch um so mehr von solcher Beschreibung absehen dürfen, als die amerikanischen Forscher über Arteinheit oder Artverschiedenheit der Prairie- und Kanincheneule selbst nicht einig sind. Hinsichtlich der Lebensweise und des Betragens ähneln sich beide so, daß man die Angaben der verschiedenen Schriftsteller ebensogut auf die eine wie auf die andere beziehen darf. Ich werde im Nachfolgenden die Kanincheneule aus dem Grunde bevorzugen, als sie einen Beobachter gefunden hat, der sie in erschöpfender Weise beschreibt.

Die Höhleneulen sind Charaktervögel Amerikas. Sie bewohnen die Pampas und Llanos im Süden und die Prairien im Norden. Wo sie vorkommen und nicht verfolgt werden, sind sie häufig. Der Reisende, der die baumlosen Ebenen betritt, sieht die merkwürdigen Vögel paarweise auf dem Boden sitzen, gewöhnlich auf den Hügeln, die von der ausgegrabenen Erde der Säugetierbaue gebildet werden. Diese Baue sind das eigentliche Haus der Eule, und häufig genug bewohnt sie es mit dem rechtmäßigen Inhaber oder auch wohl mit seinen furchtbarsten Feinden, den Giftschlangen. In der Nähe von Buenos Aires haust die Höhleneule, nach Darwin, ausschließlich in den Bauen der Viscacha, in Brasilien nistet sie sich in den Bauen der Ameisenfresser und Gürteltiere ein, in Nordamerika findet sie sich in den sogenannten Dörfern des Prairiehundes. Die von grabenden Säugetieren noch bewohnten Baue zeichnen sich vor denen, in welchen die Eule lebt, durch Sauberkeit und Ordnung aus, während die Eule oft, ja fast regelmäßig in den verfallenen Gebäuden dieser Art gefunden wird. Aber es kommt auch vor, daß man Prairiehunde, Eulen und Klapperschlangen durch dieselbe Öffnung aus- und eingehen sieht, und so viel steht fest, daß das Verhältnis zwischen Säugetieren und Eulen ein durchaus friedliches ist.

Unter allen Lebensschilderungen der Höhleneulen stelle ich die, die wir Hudson über die Kanincheneule verdanken, bei weitem oben an. „Im Argentinischen Freistaate", sagt der Genannte, „findet man diese niedliche Eule allerorten im offenen Lande; denn sie meidet Waldungen oder selbst Gegenden, in welchen Baumbestände häufig sind. Sie sieht auch in der Sonne vortrefflich und bekundet keinerlei Abneigung gegen Geräusche und Laute des Tages. Nähert sich ihr jemand, so schaut sie ihm fest ins Gesicht, folgt ihm mit den Augen, wie er sich auch wenden möge, und dreht dabei nötigenfalls das Gesicht bis auf den Rücken. Naht man ihr bis auf wenige Schritte, so bückt sie sich in spielender Weise, stößt einen kurzen Schrei, dem drei abgebrochene Rufe folgen, wiederholt aus und steht auf, fliegt aber höchstens 15—20 m weit, um sich sodann, das Gesicht gegen den Eindringling gekehrt, wieder niederzusetzen. Unmittelbar, nachdem sie gefußt, wiederholt sie ihre Bücklinge und ebenso ihr Geschrei, richtet sich dann aber steif auf und gebärdet sich, als ob sie über alle Maßen erstaunt sei ob der Störung. Bei Tage fliegt sie unter fortdauernden Flügelschlägen dicht über den Boden dahin, steigt jedoch unabänderlich, bevor sie sich setzen will, steil nach oben, um noch steiler zum Boden herabzufallen. Wiederholtes Auffliegen ermüdet sie bald derartig, daß sie zu ihren behenden Beinen Zuflucht nimmt. Daher ist es möglich, sie zu Pferde binnen 15—20 Minuten einzuholen und zu fangen. Jedes Paar lebt während des ganzen Jahres in treuer Gemeinschaft und sitzt am Tage regelmäßig an der Öffnung einer Viscachahöhle, ein Gatte so dicht an den anderen geschmiegt, daß beide sich fast berühren. Erschreckt fliegen nun entweder beide auf, oder es erhebt sich nur das Männchen, während das Weibchen im Inneren der Höhle verschwindet.

„In der Nähe aller von Europäern bewohnten Ansiedelungen ist die Kanincheneule überaus zahlreich und ebenso im höchsten Grade zutraulich; in allen Gegenden aber, wo der Indianer jagt, ein in jeder Beziehung veränderter Vogel. Hier erhebt sie sich bei Ankunft des Menschen mit derselben Scheu und Vorsicht, wie vielfach verfolgtes Federwild,

schon von weitem, steigt stets zu beträchtlicher Höhe in die Luft und fliegt oft außer aller Sicht des Reisenden, bevor sie sich wieder zum Boden hinabläßt. Dieses Gebaren ist unzweifelhaft Folge der lebhaften Abneigung aller Pampastämme, die hinsichtlich dieser Eule noch an allem so weit verbreiteten Aberglauben festhalten. ‚Schwester des bösen Geistes‘ ist einer der Namen, die sie dem niedlichen Vogel geben. Wenn immer sie können, verfolgen sie die Kanincheneule, bis sie ihr das Leben geraubt haben. Denn schon das Vorhandensein des harmlosen Vogels genügt, um sie zu schrecken, und niemals schlägt ein Indianer sein Nachtlager da auf, wo er eine Eule sitzen sah. Sobald die Ebenen von Weißen besiedelt werden, gibt unsere Eule alle Scheu und Vorsicht auf und wird bald ebenso zutraulich, wie sie früher mißtrauisch war. Die Umwandlung des von ihr bewohnten Grundes und Bodens zu Feld und Weide kümmert sie wenig. Wenn der Pflug den Eingang ihrer Höhlen verschüttet, gräbt sie sich neue am Rande oder auf den Rainen, und wenn sie hier keinen Platz findet, zu beiden Seiten der Wege, gleichviel ob diese viel benutzt werden oder nicht. Hier wird sie so zahm, daß der Reiter sie ohne Mühe mit seiner Peitsche totschlagen könnte. Verschiedene Paare leben in der Nähe meines Hauses; wenn aber jemand von uns ausreitet, bleiben sie alle bis auf 3 oder 4 m von den Hufen des Pferdes vor ihren Löchern sitzen, knacken höchstens mit dem Schnabel, blähen vielleicht auch ihr Gefieder auf, denken aber nicht daran, wegzufliegen.

„Gelegentlich sieht man unsere Eulen auch bei Tage jagen; namentlich ist dies der der Fall, wenn irgend eine Beute in der Nähe vorüberfliegt und Hoffnung auf leichten Fang gewährt. Oft habe ich mir das Vergnügen gegönnt, kleine Erdklumpen in der Nähe ihrer Löcher vorüberzurollen; denn sie jagen augenblicklich hinter solchem Gegenstande her und entdecken den Irrtum erst, nachdem sie den Erdkloß oder Stein schon fest gepackt haben. Während der Brutzeit, insbesondere wenn ihre Jungen heranwachsen, sind sie vielleicht bei Tage ebenso thätig wie bei Nacht. In den heißen Tagen des November erscheinen hier zu Lande zwei große Mistkäfer in namenloser Menge und reizen, ebensowohl durch ihre Massigkeit wie durch das laute Summen beim Fliegen, zur Verfolgung. Dann sieht man die Kanincheneulen allerorten eifrig jagen, nicht selten aber auch dabei täppisch zu Boden stürzen, da sie, wie alle Eulen, die Gewohnheit haben, eine Beute womöglich mit beiden Fängen zu ergreifen, und die Flügel zu Hilfe nehmen müssen, um sich im Gleichgewichte zu erhalten, letzteres aber doch oft verlieren und dann taumelnd in das Gras fallen. War die glücklich erlangte Beute klein, so kröpfen sie sie nach einem Weilchen an Ort und Stelle; war sie groß, so erheben sie sich regelmäßig, wenn auch oft etwas mühsam, vom Boden und fliegen eine Strecke weit mit ihrem Opfer, gleichsam als ob sie Zeit gewinnen wollten, inzwischen das geschlagene Tier zu töten

„Gegen Sonnenuntergang läßt die Kanincheneule ihre Stimme vernehmen. Auf einen kurzen Laut folgt ein längerer; beide aber werden so oft wiederholt, daß die Pause dazwischen kaum eine Sekunde beträgt. Dieses Geschrei klingt weder furchtbar noch feierlich, eher sanft und traurig, einigermaßen an die tiefen Töne der Flöte erinnernd. Während des Frühlings rufen alle, und ein Vogel antwortet dann dem nächsten. Bricht die Nacht herein, so erhebt sich einer nach dem anderen in die Luft, und man sieht dann überall die niedlichen Eulen in einer Höhe von etwa 40 m über dem Boden rüttelnd schweben. Haben sie eine Beute erblickt, so fallen sie in Absätzen senkrecht, aber taumelnd und flatternd, nieder, als ob sie verwundet wären, bis sie etwa 10 m über dem Boden angekommen sind, fassen nochmals die Beute ins Auge, rütteln wiederum einige Sekunden und gleiten nun in schiefer Richtung nach unten hinab. Sie jagen auf jedes lebende Wesen, das sie bewältigen zu können glauben. Wenn es reiche Beute gibt, lassen sie Kopf, Schwanz und Füße einer gefangenen Maus unberührt, ebenso wie sie unter allen Umständen die

Hinterteile eines Frosches oder einer Kröte verschmähen, trotzdem diese die fleischigsten und saftigsten Teile sind. Schlangen bis zu 50 cm Länge töten sie mit Schnabelhieben, indem sie mutig auf sie losspringen, bis das Opfer ihren Angriffen erlegen ist; Giftschlangen gegenüber scheinen sie sich bei solchen Angriffen durch ihre vorgestreckten Flügel zu schützen. Nicht wenige, die sich in der Nähe von Gehöften angesiedelt haben, werden jungem Hausgeflügel gefährlich und tragen am Tage Küchlein davon. In Zeiten der Fülle töten sie mehr, als sie verbrauchen, in strengen Wintertagen dagegen müssen sie sich spärlich behelfen. Sie kommen dann oft in die Nähe der Wohnungen und nehmen gern vorlieb mit jedem Fleischstückchen, das sie finden, und wenn es so alt und trocken sein sollte wie ein Stück Pergament.

„Obgleich unsere Eulen den Viscachas in den meisten Fällen ihre Höhlen verdanken, graben sie sich doch auch selbst welche. Die Röhre, deren Länge zwischen 1—4 m schwankt, ist krumm und am hinteren Ende erweitert. Hier befindet sich das aus trockenem Grase und Wolle, nicht selten aber auch ausschließlich aus Pferdemist bestehende Nest. Die 5 fast runden Eier sind weiß. Auch nachdem das Weibchen zu legen begonnen hat, trägt es noch Pferdedünger ein, bis der ganze Boden der Höhle und ein Raum vor ihr dicht mit diesem Stoffe bedeckt ist. Im folgenden Frühjahre wird dann alle lose Erde herausgekratzt und die Höhle, die während mehrerer Jahre als Nest dient, wieder hergerichtet. Unsauber und unordentlich ist sie stets, am meisten aber doch während der Brutzeit oder, wenn es Beute in Hülle und Fülle gibt. Dann bedecken nicht allein Kot und Gewölle, sondern auch Überreste von Fell und Knochen, Flügeldecken von Käfern, Federn, die Hinterschenkel von Fröschen in allen Zuständen der Fäulnis, große, haarige Spinnen aus der Pampa, Überbleibsel halb aufgefressener Schlangen und anderer unliebsamer Geschöpfe Boden und Raum vor dem Eingange; alles Aas aber in und vor der liederlichen Wohnung unserer Eule spricht deutlich genug für die wichtige Rolle, die sie ausführt. Die jungen Vögel verlassen, ehe sie flügge sind, die Höhlen, um sich zu sonnen und Futter von ihren Eltern zu erhalten. Nähert man sich ihnen, so zeigen sie sich im höchsten Grade erregt, knacken mit dem Schnabel und ziehen sich anscheinend nur mit Widerstreben endlich in das Innere der Höhle zurück. Sind sie erst flugbar geworden, so benutzen sie unter solchen Umständen die Schwingen, um sich zu sichern. Alte und junge Vögel leben oft 4—5 Monate zusammen."

Bemerkenswert ist, laut Hudson, wie verschiedenartig die Kanincheneulen sich beim Graben ihrer Höhlen benehmen. Einzelne Paare beginnen mehrere Monate vor der Brutzeit, andere erst, wenn das Weibchen schon legen will; bei dem einen Paare arbeiten beide Gatten auf das eifrigste, bei dem zweiten ebenso lässig, bei dem dritten gräbt nur das Weibchen. Dieses Paar höhlt sich eine regelrechte tiefe Höhle aus, jenes beginnt deren 5—6 zu graben, arbeitet an einer vielleicht 3—4 Wochen lang und läßt sie doch wieder im Stiche. Gleichviel aber, ob fleißig oder lässig, im September hat jedes Paar seine Wohnung vollendet.

Eine dritte, wohl abgegrenzte, als Unterfamilie angesehene Gruppe der Eulen kennzeichnet sich hauptsächlich durch einen Büschel aufrecht stehender Federn über jedem Ohre. Der Kopf der Ohreulen (Buboninae) ist gewöhnlich groß, breit und flach, mit mehr oder weniger ansehnlichen, aufrichtbaren Ohrbüscheln geziert, der Schleier dagegen unvollständig, der Schnabel stark, fast bauchig, auf dem Firste wenig gekrümmt und kurzhakig, der Fuß stark, hoch oder mittelhoch, der Fang sehr kräftig und mit großen bogigen Krallen bewehrt, der Flügel mittellang, aber stumpf, der Schwanz kurz, am Ende fast gerade abgeschnitten,

das Federkleid sehr reich und locker. Unter den Sinneswerkzeugen fällt das Auge wegen seiner Größe und Plattheit, in der Regel auch wegen seiner lebhaft goldgelben Farbe auf.

Als die vollendetste Ohreule darf der vielbekannte, durch mancherlei Sagen verherrlichte „König der Nacht", unser Uhu, Schuhu, Buhu, Buhuo, Auf, Gauf und wie



Uhu (Bubo ignavus). ¼ natürl. Größe.

man ihn sonst noch nennt (Bubo ignavus, microcephalus, maximus, europaeus, germanicus, sibiricus, scandiacus, pallidus, melanotus, grandis und septentrionalis, Strix bubo und turcomana), angesehen werden. Seine Länge beträgt 63—77, die Breite 150 bis 176, die Fittichlänge 45, die Schwanzlänge 25—28 cm. Das sehr reiche und dichte Gefieder ist auf der Oberseite dunkel rostgelb und schwarz geflammt, an der Kehle gelblichweiß, auf der Unterseite rostgelb, schwarz in die Länge gestreift; die Federohren sind schwarz, auf der inneren Seite gelb eingefaßt, die Schwung- und Schwanzfedern mit braunen und gelblichen, dunkler gewässerten Punkten abwechselnd gezeichnet. Eigentlich wechseln im

Gefieder nur zwei Farben miteinander ab, ein mehr oder weniger lebhaftes Rötlichgrau und Schwarz. Jede Feder ist schwarz geschaftet und ebenso in die Quere gestreift, gewellt und zugespitzt. Auf der oberen Seite treten die dunkleren Spitzen besonders hervor, auf der Unterseite und zwar hauptsächlich auf der Brust die Schaftstriche, am Bauche hingegen machen sich wieder die Querstreifen geltend. Der Schnabel ist dunkel blaugrau, die nackten Fußschilder sind licht blaugrau, das Auge ist prachtvoll goldgelb, am äußeren Rande rötlich. Das Weibchen unterscheidet sich nur durch die bedeutendere Größe. Die Jungen pflegen gelblicher zu sein. In Nordasien, aber auch in Spanien trägt der Uhu ein lichteres Federkleid. Aus China habe ich einen lebenden Auf erhalten, der etwas kleiner und dunkler als der bei uns vorkommende ist. Ähnliche Abweichungen mögen auch sonst noch nachgewiesen werden; sie können uns aber schwerlich berechtigen, die betreffenden Vögel als besondere Arten zusprechen.

Das Verbreitungsgebiet des Uhus erstreckt sich über das ganze nördlich altweltliche Gebiet, soweit es nach Norden hin bewaldet und im Süden gebirgig ist. In Deutschland zwar in vielen Gegenden ausgerottet, findet er sich doch noch im bayrischen Hochgebirge und in sämtlichen Mittelgebirgen, ebenso in ausgedehnten und zusammenhängenden Waldungen aller Länder und Provinzen, mit alleiniger Ausnahme einiger Kleinstaaten. Ziemlich häufig tritt er auf in Ostpreußen, zumal im Forste von Ibenhorst, in Westpreußen und Posen, längs der polnischen Grenze, und in Pommern, seltener in Mecklenburg, der Mark, Braunschweig und Hannover, einzeln in Westthüringen, Hessen, Baden und Württemberg, hier und da auch in den Rheinlanden, sogar inmitten stark bewohnter Gegenden. Weit zahlreicher bewohnt er alle Kronländer Österreich-Ungarns, Skandinavien, ganz Rußland, die Donautiefländer, die Türkei und Griechenland, Italien, Spanien und Südfrankreich, ohne daß man ihn jedoch irgendwo gemein nennen könnte; seltener wiederum ist er in Belgien und Dänemark, fast vertilgt in Großbritannien. In Afrika beschränkt sich, obschon er ausnahmsweise auch in Ägypten vorkommt, sein Wohngebiet auf die Atlasländer; in Asien dagegen haust er oder doch der von ihm artlich kaum zu trennende **Blaßuhu** (Bubo turcomanus) von Kleinasien und Persien an bis China und von der nördlichen Waldgrenze an bis zum Himalaja, ohne die Steppe zu meiden, in allen Ländern und Gefilden, deren Tierwelt uns genauer bekannt geworden ist. Über das Vorkommen dieses Uhus in Transkaspien berichtet Alfred Walter: „In einer Bude von Krasnowodsk fanden wir im Februar 1886 acht enthäutete Uhus. Auch die zwei toten Stücke, die wir gelegentlich in der Hungersteppe fanden, waren sehr hell. Der Uhu ist vornehmlich häufiger Gebirgsbewohner, zumal im Kuba-dagh bei Krasnowodsk trafen wir ihn oft an; ebenso wurde er in der Sulfigarschlucht vielfach aufgescheucht. In dem Flachlande, wo er ungleich seltener vorkommt, wurde er tot bei Tschikischljar am Meeresufer und bei Dort-kuju im hohen Sande gefunden. In den Ruinen von Alt-Merw war er nicht selten.“ Er wandert nicht, verweilt vielmehr jahraus jahrein in seinem Brutgebiete und streicht höchstens, solange er sich nicht gepaart hat, ziel- und regellos durch das Land.

Nordafrika und Kleinasien bewohnt ein Verwandter unseres deutschen Auf, der **Pharaonenuhu**, wie ich ihn nennen will (**Bubo ascalaphus**, **Strix ascalaphus**, **Ascalaphia savignyi**), der aus dem Grunde besondere Erwähnung verdient, als er auch in Griechenland, vielleicht sogar ständig, vorkommt. Er ist merklich kleiner als der Uhu; denn seine Länge beträgt nur 51—55, die Fittichlänge 35—38, die Schwanzlänge 18 cm. Das Gefieder ist oberseits auf gelblichbraunem Grunde schwärzlichbraun und weißlich gestreift und gefleckt, auf Kinn und Brust weiß, auf der übrigen Unterseite bräunlichgelb, in der Kropfgegend breit dunkelbraun längs- und schmäler quergezeichnet, auf Brust und Bauch

fein rötlich gesperbert; die Schwingen und Steuerfedern sind breit braun quer gebändert, die Fußwurzeln einfarbig gelblichbraun. Die Iris ist tief goldgelb, der Schnabel schwarz.

Der Uhu, auf welchen ich die nachfolgende Darstellung beschränke, bevorzugt gebirgige Gegenden, weil sie ihm die besten Schlupfwinkel gewähren, findet sich jedoch ebenso in den Ebenen, vorzugsweise da, wo es große Waldungen gibt. Wälder mit steilen Felswänden sagen ihm besonders zu, und manche günstige Örtlichkeit wird seit Menschengedenken von ihm bewohnt. Es kann vorkommen, daß er ausgerottet wurde und man in dem betreffenden Gebiete jahrelang keinen Uhu bemerkte; dann plötzlich hat sich wieder, gewöhnlich genau auf derselben Stelle, ein Paar angesiedelt, und dieses verweilt nun so lange hier, wie der Mensch es ihm gestattet. Nicht allzu selten geschieht es, daß sich ein Paar in unmittelbarer Nähe der Ortschaften ansiedelt. So fanden wir eins dicht vor den Ringmauern der spanischen Stadt Jativa horstend; so erhielt Lenz junge Uhus, die auf dem Dachboden einer tief im Walde gelegenen Fabrik ausgebrütet worden waren. Demungeachtet zeigt sich der Uhu immer vorsichtig. Bei Tage sieht man ihn selten; denn seine Färbung stimmt vortrefflich mit der Farbe einer Felsenwand und ebenso mit der Rinde eines Baumes überein; doch geschieht es, daß irgend ein kleiner Singvogel ihn entdeckt, dies schreiend der ganzen Waldbevölkerung mitteilt, andere Schreier herbeizieht und ihn so verrät. Nachts gewahrt man ihn öfter, und im Frühjahre, während der Zeit seiner Liebe, macht er sich durch auffallendes und weittönendes Schreien sehr bemerklich.

Sein Jagdleben beginnt erst, wenn die Nacht vollkommen hereingebrochen ist. Bei Tage sitzt er regungslos in einer Felsenhöhle oder in einem Baumwipfel, gewöhnlich mit glatt angelegtem Gefieder und etwas zurückgelegten Federohren, die Augen mehr oder minder, selten aber vollständig geschlossen, einem Halbschlummer hingegeben. Das geringste Geräusch ist hinreichend, ihn zu ermuntern. Er richtet dann seine Federbüsche auf, dreht den Kopf nach dieser oder jener Seite, bückt sich wohl auch auf und nieder und blinzelt nach der verdächtigen Gegend hin. Fürchtet er Gefahr, so fliegt er augenblicklich ab und versucht einen ungestörteren Versteckplatz zu gewinnen. Ging der Tag ohne jegliche Störung vorüber, so ermuntert er sich gegen Sonnenuntergang, streicht mit leisem Fluge ab, gewöhnlich zunächst einer Felskuppe oder einem hohen Baume zu, und läßt hier im Frühjahre regelmäßig sein dumpfes, aber auf weithin hörbares „Buhu“ ertönen. In mondhellen Nächten schreit er öfters als in dunkleren, vor der Paarungszeit fast ununterbrochen durch die ganze Nacht. Sein Geschrei hallt im Walde schauerlich wieder, so daß, wie Lenz sich ausdrückt, „abergläubischen Leuten die Haare zu Berge stehen“. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er die Sage vom wilden Jäger ins Leben gerufen hat, daß er es war und ist, dessen Stimme der ängstlichen Menschheit als das Rübengebell des bösen Feindes oder wenigstens eines ihm verfallenen Ritters erscheinen konnte. Dieses Geschrei läßt den Schluß zu, daß er während der ganzen Nacht in Thätigkeit und Bewegung ist. Man hört es bald hier, bald dort im Walde bis gegen den Morgen hin. Es ist der Lockruf und Liebesgesang, wogegen ein wütendes Gekicher, ein lauttönendes Kreischen, das mit lebhaftem Fauchen und Zusammenklappen des Schnabels begleitet wird, Ingrimm oder Ärger ausdrückt. Zur Paarungszeit kann es vorkommen, daß zwei Uhumännchen sich heftig um die Liebe eines Weibchens streiten, und man dann alle die beschriebenen Laute nach- und durcheinander vernimmt.

Die Jagd des Uhus gilt den verschiedensten Wirbeltieren, groß und klein. Er ist nachts ebenso gewandt wie kräftig und mutig und scheut sich deshalb keineswegs, auch an größeren Geschöpfen seine Stärke zu erproben. Ebenso leise schwebend wie seine Verwandten, streicht er gewöhnlich niedrig über dem Boden dahin, erhebt sich aber auch mit Leichtigkeit in

bedeutende Höhen und bewegt sich so schnell, daß er einen aus dem Schlafe aufgescheuchten Vogel regelmäßig zu fangen weiß. Daß er Hasen, Kaninchen, Auer-, Birk-, Hasel- und Rebhühner, Enten und Gänse angreift, deshalb also schädlich wird, daß er weder schwache Tagraubvögel, Raben und Krähen, noch schwächere Arten seiner Familie verschont und ebensowenig vom Stachelkleide des Igels sich abschrecken läßt, ist sicher, daß er die schlafenden Vögel durch Klatschen mit den Flügeln oder Knacken mit dem Schnabel erst zur Flucht aufschreckt und dann leicht im Fluge fängt, höchst wahrscheinlich. Doch fragt es sich sehr, ob er wirklich mehr schädlich als nützlich ist. Mäuse und Ratten dürften dasjenige Wild sein, das auch er am eifrigsten verfolgt.

In den ersten Monaten des Jahres, gewöhnlich im März, schreitet unser Uhu zur Fortpflanzung. Er ist ein ebenso treuer wie zärtlicher Gatte. Der Horst steht entweder in Felsennischen, in Erdhöhlungen, in alten Gebäuden, auf Bäumen oder selbst auf dem flachen Boden und im Röhricht; ein Uhupaar, dessen Horst der Kronprinz Erzherzog Rudolf im Frühjahre 1878 besuchte, hatte sich sogar die oben noch bedeckte Höhlung eines dicken, ausgefaulten Eichenastes zum Nistplatze auserſehen. Wenn irgend möglich, bezieht er einen schon vorgefundenen Bau und nimmt sich dann kaum die Mühe, ihn etwas aufzubessern; wenn er nicht so glücklich war, trägt er sich einige Äste und Reiser zusammen, polstert sie einigermaßen, liederlich genug, mit trockenem Laube und Genist aus oder plagt sich nicht einmal mit derartigen Arbeiten, sondern legt seine 2—3 rundlichen, weißen, rauhschaligen Eier ohne weiteres auf den Boden ab. Das Weibchen brütet sehr eifrig und wird, solange es auf den Eiern sitzt, vom Männchen ernährt. Den Jungen schleppen beide Eltern so viel Nahrung zu, daß sie nicht nur nie Mangel leiden, sondern im Gegenteile stets mehr als überreichlich versorgt sind. Graf Wodzicki besuchte einen Uhuhorst, der im Röhricht inmitten eines Sumpfes angelegt und einer Bauernfamilie die ergiebigste Fleischquelle gewesen war. Um den Horst herum lagen die Überbleibsel von Hasen, Enten, Rohr- und Bleßhühnern, Ratten, Mäusen und dergleichen in Masse, und der Bauer versicherte, daß er schon wochenlang tagtäglich hierher gekommen, alles Genießbare zusammengesucht und sich sehr gut dabei gestanden habe. Bei Gefahr verteidigen die Uhueltern ihre Jungen auf das mutvollste und greifen alle Raubtiere und auch die Menschen, die sich ihnen nahen, heftig an. Außerdem hat man beobachtet, daß die alten Uhus ihre Jungen anderen Horsten zutrugen, nachdem sie gemerkt hatten, daß der erste nicht hinlängliche Sicherheit bot.

Eine sehr hübsche Geschichte wird von Wiese mitgeteilt: „Ein Oberförster in Pommern hält schon seit längerer Zeit einen gezähmten Uhu auf dem Hofe in einem dunkeln Verschlage. In einem Frühjahre läßt sich nun zur Paarungszeit auf dem Hofe der Oberförsterei, die inmitten des Kiefernwaldes ganz allein liegt, ein wilder Uhu hören. Der Oberförster setzt in den ersten Tagen des April den Uhu, an beiden Fängen gefesselt, aus. Der wilde Uhu, ein Männchen, gesellt sich sehr bald zum zahmen, und was geschieht: er füttert den gefesselten regelmäßig in jeder Nacht, was einmal aus den Überbleibseln, aus dem Gewölle ersichtlich und dann dadurch bewiesen ist, daß der Uhu in beinahe 4 Wochen vom Eigentümer nicht gefüttert wurde. Nähert man sich bei Tage dem zahmen Uhu, so läßt der wilde in dem gegenüberliegenden Kiefernbestande sofort sein ‚Uhu‘ oder ‚Buhu‘ erschallen und verstummt erst dann, wenn man sich längere Zeit entfernt hat.“ Innerhalb 4 Wochen lieferte der wilde Uhu 3 Hasen, 1 Wasserratte, unzählige andere Ratten und Mäuse, 1 Elster, 2 Drosseln, 1 Wiedehopf, 2 Rebhühner, 1 Kiebitz, 2 Wasserhühner und 1 Wildente. Wiederholt ist beobachtet worden, daß alte Uhus, deren Junge man wegnahm und in einen Bauer sperrte, diese vollends auffütterten. Graf Wodzicki erfuhr, daß ein junger Uhu, der von einem Förster angefesselt worden war, zwei Monate lang

von den Eltern ernährt wurde. Als einige Wochen nach dem Anfesseln das freigebliebene Junge flügge geworden war, half auch dieses den Eltern in der Ernährung seines der Freiheit beraubten Bruders. Einer der Jäger des Grafen Schimmelmann hat viele Jahre lang ein Uhupaar gefangen gehalten und zu Anfang der fünfziger Jahre wiederholt Junge gezüchtet. Die Vögel wurden schon im Spätherbste aus ihrem gewöhnlichen Bauer herausgenommen und in einen geräumigen Verschlag der Scheune gebracht, dessen eine Ecke zum Brutplatze vorgerichtet worden war. In der Regel wurden die Eier bereits um die Weihnachtszeit gelegt. Mein Gewährsmann, für dessen Glaubwürdigkeit ich selbst jede Bürgschaft übernehmen würde, beobachtete sowohl die brütenden Alten als auch die erbrüteten Jungen, die von ihren Eltern mit größter Liebe bewacht und gegen jeden Eindringling in gewohnter Weise verteidigt wurden. Dasselbe ist in der Schweiz und in Belgien geschehen. Im Tiergarten zu Karlsruhe legte ein Uhuweibchen 6 Jahre nacheinander je 4 Eier, begann, sowie das erste gelegt war, mit dem Brüten und blieb fortan eifrig brütend auf ihnen sitzen. Neumeier, dem wir diese Mitteilung verdanken, gönnte sich im ersten Jahre den Spaß, ihm statt seiner eignen 4 Eier der Hausente unterzuschieben. Mit gewohntem Eifer brütete es volle 28 Tage und hatte das Glück, 4 Entchen ausschlüpfen zu sehen; sowie aber diese sich zu rühren begannen, nahm es eins nach dem anderen, um es zu erwürgen und zu verzehren. Alle Bestrebungen, ihm ein Männchen anzupaaren, scheiterten an seiner Unverträglichkeit.

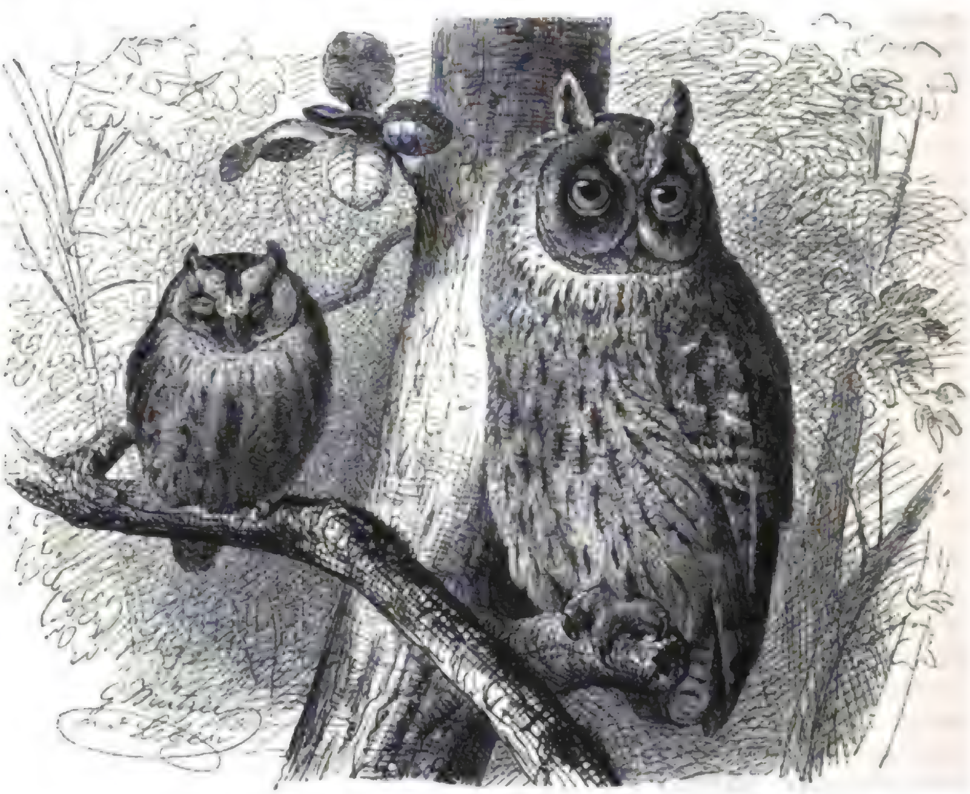
Keine einzige unserer deutschen Eulen wird so allgemein gehaßt wie der Uhu. Fast sämtliche Tagvögel und sogar einige Eulen necken und foppen ihn, sobald sie seiner ansichtig werden. Die Raubvögel lassen sich, wie schon berichtet, zur größten Unvorsichtigkeit hinreißen, wenn sie einen Uhu erblicken, und die Raben schließen sich ihnen treulich an. Doch dürften, vom Menschen abgesehen, alle diese Gegner kaum gefährlich werden. Wie Alfred Walter erkundete, „stehen die Federn des Blaßuhus bei den Kirgisen in Ansehen und werden gern erhandelt. Die Flaum- und Brustfedern werden zum stellenweisen Besatz auf Decken benutzt."

In der Gefangenschaft hält der Uhu bei geeigneter Pflege viele Jahre aus. Gewöhnlich zeigt er sich auch gegen den, der ihm tagtäglich sein Futter reicht, ebenso ärgerlich und wütend wie gegen jeden anderen, der sich seinem Käfige nähert; doch ist es immerhin möglich, sehr jung aus dem Neste genommene Uhus, mit welchen man sich viel beschäftigt, zu zähmen. Einen habe ich durch liebevolle Behandlung so weit gebracht, daß ich ihn auf der Hand herumtragen, streicheln, am Schnabel fassen und sonst mit ihm verkehren durfte, ohne mich irgend welcher Mißhandlung auszusetzen. Bei Meves in Stockholm sah ich einen anderen, der sich nicht bloß angreifen und streicheln ließ, sondern auch auf seinen Namen hörte, antwortete und herbeikam, wenn er gerufen wurde, ja sogar freigelassen werden konnte, weil er zwar kleine Ausflüge unternahm, aber doch nie entfloh, sondern regelmäßig aus freien Stücken zu seinem Gebieter zurückkehrte. Mit seinesgleichen lebt der gefangene Uhu, wenn er erwachsen ist, in Frieden; schwächere Vögel fällt er mörderisch an, erwürgt sie und frißt sie dann mit größter Gemütsruhe auf.

*

Unsere Waldohreule, hier und da auch Ohr-, Horn-, Katzen-, Fuchs-, Kapp-, Uhr- und Ranzeule genannt (Asio otus und italicus, Otus vulgaris, albicollis, italicus, asio, europaeus, auritus, communis, sylvestris, arboreus, gracilis, major, minor, assimilis und verus, Strix, Bubo und Aegolius otus), ist ein Uhu im kleinen, unterscheidet sich aber von diesem durch schlankeren Leibesbau, längere Flügel, in welchen die zweite Schwinge die anderen überragt, kürzere Füße, längere Federohren und durch

die sehr ausgebildeten Gehörmuscheln, auch sehr deutlichen Schleier. In der Färbung hat die Waldeule mit dem Uhu viel Ähnlichkeit; ihr Gefieder ist aber lichter, weil die rostgelbe Grundfarbe weniger von den schwarzen Schaftstrichen und Querstreifen der Federn verdeckt wird, die Oberseite auf trüb rostgelblichem Grunde dunkel graubraun gefleckt, gepunktet, gewellt und gebändert, die lichtere Unterseite mit dunkelbraunen, auf der Brustgegend quer verästelten Längsflecken gezeichnet, die Ohrmuschel an der Spitze und auf der Außenseite schwarz, auf der Innenseite weißlich, der Gesichtskreis gräulich rostgelb. Die Schwingen und Schwanzfedern sind gebändert. Der Schnabel ist schwärzlich, das Auge



Zwergohreule (Pisorhina scops) und Waldohreule (Asio otus). 1/4 natürl. Größe.

hochgelb. Die Weibchen sind etwas dunkler, die Jungen minder lebhaft gefärbt als das Männchen. Die Länge beträgt 34—35, die Breite 91—98, die Fittichlänge 29, die Schwanzlänge 15 cm.

Vom 64. Grade nördlicher Breite an verbreitet sich die Waldohreule über ganz Europa und ebenso vom Nordrande des Waldgürtels an über Mittelasien, vom Ural bis Japan. Nach Süden hin wird sie seltener, und Nordostafrika, die Kanarischen Inseln wie Nordwestindien besucht sie wahrscheinlich nur auf dem Zuge, wogegen sie noch auf Madeira Brutvogel sein dürfte. Genaueres anzugeben, ist aus dem Grunde erläßlich, als sie innerhalb der angegebenen Grenzen geeigneten Ortes überall vorkommt. Sie verdient ihren Namen, denn sie findet sich regelmäßig nur im Walde. Nachts kommt sie zwar bis in die Nähe der Ortschaften heran, und während ihrer Strichzeit nimmt sie am Tage wohl auch in einem dicht bestandenen Obstgarten oder selbst auf freiem Felde Herberge; dies aber sind

Ausnahmen. Ob sie den Nadel- oder ob sie den Laubwald mehr liebt, ist schwer zu sagen: man findet sie ebenso häufig hier wie dort.

In ihrer Lebensweise und ihrem Betragen unterscheidet sich die Waldohreule nicht unwesentlich von dem Uhu. Bei Tage benimmt sie sich allerdings ganz ähnlich wie dieser, fliegt auch ungefähr zu derselben Zeit und ungefähr in gleicher Weise zur Jagd aus; aber sie ist weit geselliger und viel weniger wütend als ihr großer Verwandter, auch selten scheu. Wenn sie bei Tage aufgebäumt hat, läßt sie sich, ohne an Flucht zu denken, unterlaufen; ja, es ist mir vorgekommen, daß ich sie erst durch Schütteln am Baume zum Auffliegen habe bewegen können. Nur während der Brutzeit hält sie sich paarweise; sobald ihre Jungen erwachsen sind, schlägt sie sich mit anderen ihrer Art in Flüge zusammen, die zuweilen recht zahlreich werden können. Gegen den Herbst hin streichen diese Gesellschaften im Lande auf und nieder, und man trifft sie dann an passenden Orten zuweilen sehr häufig an. Ich habe Trupps von einigen zwanzig und mehr gesehen, die beinahe auf einem und demselben Baume Platz genommen hatten. Noch zahlreichere Gesellschaften scharen sich weiter nach Süden hin, beispielsweise in Österreich und Ungarn. „Auf den Ackerfeldern Nieder-Österreichs", so schrieb mir Kronprinz Erzherzog Rudolf, „begegnete ich zuweilen während der Hasenjagd im November ganzen Zügen von Waldohreulen, die mitten in den Feldern unbeweglich wie Pflöcke zwischen den Erdschollen standen und erst in nächster Nähe der Schützen langsamen Fluges ein wenig weiterzogen, um sich dann von neuem niederzulassen, zuletzt aber, nachdem sie einige Male aufgescheucht worden waren, in immer größeren Kreisen zu merklicher Höhe sich emporschraubten und über die Schützenlinie hinweg nach ihrem ersten Standplatze zurückflogen. In Ungarn traf ich um dieselbe Zeit ebensowohl in niederen Föhrengehölzen wie in lichten Laubwäldern äußerst zahlreiche Schwärme dieser Art an. Sie streichen selbstverständlich nicht wie ein Volk Rebhühner oder wie ein Zug Stare dicht gedrängt nebeneinander dahin, sondern bekunden ihre Zusammengehörigkeit nur dadurch, daß sie sich auf einem verhältnismäßig kleinen Raume immer wieder zusammenfinden. In einem Föhrenwalde, der einsam zwischen Feldern und Sandhaufen liegt, erscheinen bei Treibjagden zuerst regelmäßig 5—6 dieser Eulen an der Schützenlinie; im letzten Treiben aber, das durch ein auffallend dichtes Föhrengehölz geht, kommen oft zwischen 40 und 50 Waldohreulen an die Schützenlinie gestrichen, im Anfange des Treibens nur einzeln, gegen Ende in ununterbrochener Reihenfolge, doch nicht alle an einer Stelle, sondern gleichmäßig auf der ganzen Linie verteilt. Merkwürdig erschien mir das sozusagen rudelweise Auftreten der Waldohreule in den lichten Eichenbeständen eines großen Forstes in der Nähe von Gödöllö. Hier sah ich während der Birsch auf Hochwild öfters gerade diese Eulen in erheblicher Anzahl, eine neben der anderen aufrecht stehend. Meist waren etwa 30—40 Bäume von Ohreulen dicht besetzt. Neugierig mich betrachtend, ließen sie mich gewöhnlich bis auf wenige Schritte herankommen, bevor sie von ihren Standplätzen abstrichen. Wenn aber die erste von ihnen sich aufgeschreckt erhob, flogen in kleinen Zwischenräumen alle, jedoch nach verschiedenen Richtungen, weg. Gleichwohl gelang es mir gewöhnlich, in einer Entfernung von einigen hundert Schritt die ganze Schar wieder versammelt zu finden. Auch in jungen Laubholzdickungen von kaum mehr als Manneshöhe begegnete ich häufig solchen Wanderflügen, niemals aber vor Ende November und nicht länger als bis zur Mitte des Winters."

Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß es nicht allein die Geselligkeit, sondern auch die in einer bestimmten Gegend reichlich zu findende Nahrung ist, welche die Waldohreule zu so zahlreichen Scharen gesellt. Auch an Brutplätzen tritt sie, je nach den Mäusejahren bald in größerer Anzahl, bald nur paarweise auf. Ihre Jagd gilt hauptsächlich kleinen Säugetieren, und zwar in erster Reihe den Wald- und Ackermäusen sowie den

Spitzmäusen. Ein täppisches Vögelchen wird nicht verschont und ein krankes oder ermattetes Rebhuhn unter Umständen ebenfalls mitgenommen: diese Übergriffe aber sind kaum der Erwähnung wert. Ad. Walter bezweifelt, daß sie Spitzmäuse frißt, weil eine von ihm gepflegte Waldohreule solche zwar aufnahm, sie aber sogleich fortwarf, wenn sie sie mit der Zunge berührt hatte; demungeachtet ist an der Thatsache nicht zu zweifeln, da Altum Spitzmausreste in ihren Gewöllen gefunden hat. Den Mäusen stellt sie hauptsächlich am Rande oder auf Blößen der Waldungen nach, läßt sich aber wohl auch dann und wann zu weiteren Ausflügen auf die benachbarten Felder verleiten.

Wenn man die Waldohreule bei Tage im dichtesten Schatten des Waldes, hart an den Stamm gelehnt, auf einem Äste sitzen sieht, hoch aufgerichtet wie ein stehender Mann, alle Federn knapp an den Leib gelegt und beide oder nur ein einziges Auge ein wenig geöffnet, um blinzelnd auf den verdächtigen Eindringling herab zu schauen, und sodann durch Beobachtung erfährt, daß sie immer erst nach Eintritt der Dämmerung auf ihre Jagd auszieht, ist man allerdings geneigt zu glauben, daß sie das Tageslicht scheue, oder durch die Sonne geblendet und am richtigen Sehen verhindert werde. Eine solche Auffassung entspricht der Wirklichkeit aber keineswegs. So lichtscheu sie sich gebärdet, so sehr bedarf sie des Sonnenscheins: sie geht zu Grunde, wenn man ihr in der Gefangenschaft die Sonne gänzlich entzieht. „Sobald nachmittags die Sonnenstrahlen ihren Käfig treffen", schreibt mir Walter, „blickt sie mit weitgeöffneten Augen, gehobenem Kopfe, die Brust herausgekehrt und der Sonne zugewendet, gerade in das Tagesgestirn und breitet Flügel und Schwanz aus, um ja allen Teilen die Wohlthat der Sonnenwärme zu verschaffen. War mehrere Tage nacheinander trübes Wetter und die Sonne verhüllt, dann springt sie herab in den Sand und hockt in derselben Stellung wie sonst lange Zeit auf der früher beschienenen Stelle. Ergötzlich war es anzusehen, wie diese Eule beim Anzünden des Weihnachtsbaumes von ihrer Sitzstange herab in den Sand sprang und dort in gleicher Weise sich niederhockte, regungslos verharrend, den Kopf unbeweglich in die Schultern zurückgelegt und das volle Gesicht dem strahlenden Baume zugekehrt. Sie hielt den ungewöhnlich starken Lichterglanz offenbar für Sonnenschein. Wenn ich abends arbeite, steht meine Lampe hart am Käfige der Eule, und sie rückt dann gewöhnlich so dicht an die Sprossen, daß zwischen ihr und der Flamme kaum 15 cm Zwischenraum bleibt. Auf dieser Stelle verweilt sie oft stundenlang. Wie trefflich sie bei Tage sieht, erfuhr ich bei folgender Gelegenheit: An einem Mittage um 1 Uhr, als die Sonne bei mir durchs Fenster schien, bemerkte ich, daß die Ohreule sehr scharf zu einem Punkte an der Decke senkrecht über mir aufblickte und durch Drehen des Kopfes ihre Teilnahme für diesen Punkt ausdrückte. Der Richtung folgend, sah ich von meinem Platze aus über mir eine Spinne, kleiner als eine Fliege, an der Decke sitzen. Da die Eule bald gleichgültig nach einer anderen Richtung hinblickte, bald aber wieder mit der regsten Aufmerksamkeit jene Spinne betrachtete, stieg ich auf einen Stuhl, um letztere zu beobachten, und bemerkte nun, daß diese, ohne ihre Lage zu verändern, bald mit den Beinen am Gewebe arbeitete, bald wieder unthätig in ihrem Netze saß. Ruhte sie bei ihrer Arbeit, so wandte die Eule sich gleichgültig ab; begann sie zu haspeln, ohne den Körper dabei zu verrücken, dann beobachtete die Eule sie auf das schärfste. Obgleich ich sehr gut sehe, war es mir doch unmöglich, die Bewegungen der Spinne von meinem Sitzplatze aus zu erkennen, wogegen die Eule trotz des viel weiteren Abstandes alle Bewegungen auf das genaueste wahrnahm. Ich glaube daher, daß das Schließen der Augen weniger deshalb geschieht, um das Sonnenlicht abzuwehren, als vielmehr, um sich den Anschein zu geben, als beachte sie ein gefährliches Wesen nicht im geringsten."

Später hat Walter hierzu noch Folgendes bemerkt: „Bei großer Finsternis sehen die Eulen nichts. Wenn ich meine Eule abends aus dem Bauer ließ, so kam es mitunter vor,

daß sie über die Lampe hinflog, wodurch die Lampe erlosch. Dann fuhr sie jedesmal gegen die Wand und rutschte an ihr herunter, da sie nichts erkennen konnte. Sie blieb auch jedesmal dort, wo sie herabgerutscht war, so lange liegen, bis wieder die Lampe brannte."

Alte verlassene Nester einer Krähe, einer Ringeltaube, der Bau eines Eichhörnchens oder der Horst eines Tagraubvogels müssen der Waldeule zur Wiege der Jungen dienen. An eine Aufbesserung des vorgefundenen Nestes denkt sie nicht. Sie legt im März ihre vier runden weißen Eier ohne jegliche Vorbereitung auf den Boden des vorgefundenen Nestes und bebrütet sie 3 Wochen lang sehr eifrig, währenddem sie sich vom Männchen atzen läßt. Dieses hat vorher seiner Liebesbegeisterung durch lautes Geschrei, den Silben „huihui" und „wump" vergleichbar, oder durch klatschendes Schlagen mit den Flügeln Ausdruck gegeben und hält sich, solange das Weibchen brütet, in nächster Nähe auf, hält treue Wacht und wird laut, sobald ein Feind sich dem Horste nähert. „Ich habe", sagt mein Vater, „öfter seinen Mut bewundert, wenn es mit lautem „Wau wau" die Annäherung einer Gefahr verkündete und nicht selten mit augenscheinlicher Todesverachtung den Feind umflog. Wenn ich die Weibchen geschossen hatte, waren die Männchen mit allem Eifer bemüht, die fehlende Mutter zu ersetzen und wurden dann fast immer mit leichter Mühe von mir erlegt, wogegen sie sich vorher gewöhnlich außer Schußweite gehalten hatten." Die Jungen bedürfen viel Nahrung, kreischen und pfeifen fortwährend, als ob ihr Hunger niemals gestillt würde, und treiben die zärtlichen Eltern zu ununterbrochener Mäusejagd an. Leider verraten sie sich böswilligen oder dummen Menschen durch ihr Schreien nur zu oft und finden dann häufig ein schmähliches Ende. Hebt man sie aus dem Horste, wenn sie noch mit Wollflaum bedeckt sind, und gibt sich dann viel mit ihnen ab, so werden sie nach kurzer Pflege ungemein zahm und ergötzen ihren Herrn weidlich.

Die bereits erwähnte zahme Ohreule lebte 17 Jahre lang in Ad. Walters Behausung. Unser Gewährsmann fand am 1. August 1869 ein Nest mit vier jungen Ohreulen von recht verschiedener Größe; die kleinste, die kaum stärker als ein Haussperling war, nahm er mit sich und pflegte sie bis zu ihrem am 13. April 1886 erfolgten Tode. Wir geben hier eine Reihe Abschnitte aus Walters Schilderung des Gefangenlebens seines Lieblinges wieder: „Eine possierlichere Figur als solche etwa 8 Tage alte Ohreule kann man sich kaum denken. Sie gleicht einem weißlichen Wollenklumpen, auf welchem ein unförmlich dicker Kopf mit einem Katzengesicht ruht. Die großen Augen mit orangegelber Iris sind mit schwarzem Flaum eingefaßt, alles übrige ist bis auf die Zehen herab weißer Flaum, und oben auf dem Kopfe stehen an Stelle der späteren Federöhrchen zwei runde, weiße, wollige Büschel. Noch drolliger erscheint der Vogel, wenn er sich bewegt. Fast jede Minute wiegt er seinen dicken Kopf und Oberkörper hin und her oder hebt und senkt den Kopf, zugleich Kreise beschreibend.

„Mit dem Flüggewerden veränderte sich das Betragen der Eule; zwar blieb sie gegen mich und meine Frau wie zuvor zutraulich und ohne Scheu, auch gegen die Dienstboten war sie nicht unfreundlich, gegen Fremde aber zeigte sie sich böse. Als in dieser Zeit mich Reichenow vom Berliner Museum besuchte, und ich ihn in das Zimmer führte, in welchem sich gerade die Eule befand, flog sie ihm sofort nach dem Kopfe, hieb im Fliegen mit den Fängen des einen Fußes nach der Stirn, so daß sie blutete und setzte sich dann auf den Ofen, ohne weiter anzugreifen. Einen Bäckerjungen, der im Begriffe war, Backwaren in den unter meiner Parterrewohnung liegenden Viktualienkeller zu tragen, dachte sie ebenso anzugreifen und flog dabei so heftig gegen die Fensterscheibe, daß diese fast zertrümmert wurde.

„Gleichzeitig wurde sie aber sehr unterhaltend durch ihre Spielereien, und sie betrieb diese, wenn ich sie aus dem Käfig ließ, stundenlang, dabei nicht den geringsten Unterschied

machend, ob es heller Tag oder Abend war. Ihr größtes Vergnügen bestand damals und bis zu ihrem Lebensende darin, Papierstreifen oder Papierkugeln in kleine Stücke zu zerreißen. Ich wiederhole hier kurz das, was ich vor 10 Jahren in einem anderen Blatte über ihre Spiele schrieb. Es heißt dort in einem Aufsatze über ‚Spielereien und Spiele der Vögel‘: Wenn ich die Eule aus dem Bauer heraus und im Zimmer herumfliegen lasse, drückt sie ihre Freude durch Kopfdrehen, durch Wiegen und Schaukeln des Körpers aus und benutzt alles, was ihr in den Wurf kommt, zum Spielen. Taschentücher, Servietten, Decken ergreift sie, um sie zu verstecken. Mit einem Taschentuche in den Fängen fliegt sie ein paarmal im Zimmer herum, trägt es dann regelmäßig nach dem Sofa und stopft es mit dem Schnabel tief in eine Sofaecke, was ihr freilich erst, da sie mit den Füßen darauf tritt, nach langem Abmühen gelingt. Ist sie aber auch noch so emsig bei dieser Arbeit beschäftigt, so gibt sie sie sogleich auf, wenn ich einen Papierball ins Zimmer werfe. Hastigen und leichten Fluges stürzt sie hinterher, ergreift ihn fliegend, ohne den Boden zu berühren und schwenkt in hübschen Bogen einem erhöhten Gegenstande zu; aber ein zweiter von meiner Hand geworfener Ball hält sie ab, sich zu setzen; sie stürzt auch diesem nach, ergreift ihn mit dem anderen Fuße und fliegt nun mit beiden Bällen so lange im Zimmer herum, bis sie vor Ermattung niederfällt, weil sie wegen der Bälle in den Füßen sich nirgends setzen kann. Hat sie dann die Bälle in kleine Stücke zerrissen, so bittet sie regelmäßig um neue, d. h. sie kommt dicht an mich heran oder setzt sich auf meine Kniee und sieht mich unverwandt an. Ich bemerke hierzu, daß alle Eulen das, was von den Leckerbissen ihrer Mahlzeit übrigbleibt, an einen dunkeln Ort tragen, dort mit dem Schnabel festdrücken und verstecken. Mit dem Spiele war also zugleich eine Übung im Verstecken verbunden.

„Ist der Käfig frisch mit Sand bestreut, so kommt der Vogel von der Stange herab, geht, leise auftretend und scharf den Sand musternd, mehrmals im Bauer herum und greift plötzlich mit beiden Füßen, die er ungemein schnell hin und her bewegt und fortschiebt, in den Sand, ganz deutlich die Mäusejagd nachahmend. Knüpfe ich die Sitzstäbe fester oder erneuere ich den Bindfaden daran, so ist die Eule sogleich bei der Hand, mir zu helfen, und ich muß mich immer sehr beeilen, wenn ich damit zu stande kommen will. Zurückstoßen mag ich sie nicht und laufe doch Gefahr, ihren Schnabel zu verletzen, wenn ich sie mitarbeiten lasse.

„Eine sehr drollige Spielerei betrieb mein Eulenmännchen von seinem zweiten Lebensjahre an in den Frühlingsmonaten, nie zu anderer Zeit. Später stellte sich heraus, daß diese Spielerei eine Art von Balz war. Sie galt nur meiner Frau und wurde daher nur bei deren Anwesenheit ausgeführt.

„Ich muß zuvor bemerken, daß meine Eule genau am Gange der Personen erkannte, ob sich ein Hausbewohner oder ein Fremder dem Zimmer nahte, so daß sie mir zu jeder Zeit durch ihr Verhalten (Sträuben oder Anlegen des Gefieders und Aufrichten, Senken oder Drehen der Federohren) dies anzeigte. Kam nun in der Frühlingszeit meine Frau von außen ins Nebenzimmer und lenkte ihre Schritte dem Eulenzimmer zu, so sprang der Vogel sogleich von der Sitzstange auf den Boden herab, lief zuerst mit tief gesenktem Kopfe einmal im Kreise herum und verbarg sich dann hinter einen im Käfige stehenden Zigarrenkasten, indem er sich einer Katze gleich an den Boden schmiegte. Trat meine Frau nicht ein und entfernte sich wieder von der Thür, so stand er wieder auf und trat vor, schlüpfte aber schnell wieder hinter den Kasten, sobald die Tritte meiner Frau deutlicher hörbar wurden. Öffnete diese nun die Thür, so sprang die Eule hinter dem Kasten hervor, stellte sich in die Mitte des Käfigbodens, stampfte mit den Füßen und rief mit zur Erde geneigtem Kopfe, doch die Augen nach oben auf meine Frau gerichtet, ihr ein dumpfes, langsam ausgestoßenes ‚Huhuhu‘ zu. Dabei klappte sie mit den Flügeln auf und nieder.

„Daß dies Gebaren ein Bewerben um die Gunst meiner Frau war, stellte sich in späteren Jahren deutlich heraus. Es bleibt mir nur wunderbar, woran die Eule in meiner Frau das Weib und in mir den Mann erkannte; vielleicht an der Stimme? Sie erblickte nämlich, wie sich zeigen wird, in mir den Nebenbuhler und verfolgte mich in größter Eifersucht. Obgleich sie mir im allgemeinen mehr zugethan war als meiner Frau (sie erhielt ja von mir hauptsächlich ihr Futter, und ich beschäftigte mich auch mehr mit ihr als meine Frau), so wurde sie doch mit Eintritt des Frühjahres in demselben Grade gegen mich böse, wie sie gegen meine Frau liebevoll wurde, sogar wütend, wenn ich ihren Ruf erwiderte. Öfter mußte ich meine Frau rufen, damit diese sie durch ihr Erscheinen besänftige. Die Zärtlichkeit gegen meine Frau nahm mit den Jahren zu, d. h. nur in der Frühlingszeit. Ihr Eulenherz hatte sie ja schon lange an meine Frau verschenkt, nun trachtete sie auch danach, ihr das Liebste, was sie noch geben konnte, auszuliefern, das war das Hammelherz, mit welchem sie, wenn keine Mäuse vorhanden waren, gewöhnlich gefüttert wurde. Sie sprang oft schon beim Eintreten meiner Frau von der Sitzstange herab, dabei die Ohren glatt an den Kopf legend, ergriff mit dem Schnabel von dem auf einer Untertasse liegenden, zerstückelten Hammelherz soviel sie fassen konnte und trug es meiner Frau entgegen, ihr nach jeder Richtung hin folgend. War das Herz wie gewöhnlich ganz frisch und sauber, dann that meine Frau ihr den größten Gefallen, den sie thun konnte — sie trat an den Käfig und legte ihren Kopf an das Gitter. In demselben Augenblicke war aber auch die Eule da und strich meiner Frau mit größter Sorgfalt das zerstückelte Herz auf die Lippen. Dann war sie beruhigt, wenn auch die meisten Stücke wieder herabfielen; aber nach spätestens einer Stunde ging die Fütterung von neuem an. . . . . .

„Meine große Verwunderung hat es immer erregt, daß die Eule genau wußte, daß der Mund dem Menschen das ist, was dem Vogel der Schnabel. Wenn sie die beiden ersten Male beim Zutragen der Herzstücke zuerst die Nase meiner Frau einige Male bestrich, bevor sie den Mund auskundschaftete, mag man ihr das verzeihen, ist doch bei ihr im Schnabel Mund und Nase vereint; es geschah aber auch nur das erste und zweite Mal. . . . . .

„Meine Eule konnte man, ähnlich wie die Katzen, zum Spiele anregen, wenn man unter einer Decke die Finger bewegte; sie griff danach, wenn sie sie erreichen konnte. Ebenso wurde sie angeregt, wenn ich, in meinen Hausschuhen vor ihrem Käfige stehend, die Zehen im Schuh bewegte. Gespannt blickte sie ein Weilchen mit gesenktem Kopfe auf meinen Fuß, dann warf sie den Kopf in die Höhe und sah mir ins Auge; mit derselben schnellen Bewegung des Kopfes nach unten betrachtete sie darauf wieder den Schuh und so ging es mehrere Minuten fort; für sie war während dieser Zeit nichts weiter vorhanden als mein Kopf und mein Fuß. Dieses possierliche Heben und Senken des Kopfes erinnerte lebhaft an ähnliche Bewegungen der Affen und zeigte, daß die Eule genau wußte, daß der eigentliche Urheber der Zehenbewegung im Kopfe zu suchen und der Fuß nur ein willenloses Werkzeug des Kopfes war. . . . . .

„Ich habe noch über die Stimme meiner Ohreule einiges zu sagen. Man hört ihr Geschrei am häufigsten in der Paarungszeit, und dann ebenso häufig am Tage wie in der Nacht. Es klingt ‚hu hu‘ und wird in langsam aufeinander folgenden Tönen hervorgebracht, wobei der Schnabel nicht geöffnet, die Kropfgegend aber sehr aufgeblasen wird. Außer diesem Geschrei vernimmt man zwar nicht häufig, aber zu jeder Jahreszeit ein ziemlich lautes, kurzes Bellen, das dem Hundegebell ähnlich ist, doch nicht wie ‚wau wau‘ bei den Hunden, sondern wie ‚wa wa‘ tönt. Es scheint ein Zeichen zu sein, daß sie in weiterer Entfernung, z. B. auf der Straße, ein ihr ungewöhnliches Geräusch hört. Aufgeregt ist sie beim Ausstoßen dieser Töne nie. Ein Ausdruck ihrer Zuneigung zu ihrem Pfleger ist ein nicht starkes, angenehm klingendes, trillerndes Pfeifen, das sie immer hören ließ, wenn ich ihr

die Hand reichte. Etwas stärker und anhaltender war es, wenn ich des Morgens den ersten Gang in ihr Zimmer machte. Sie verlangte dann förmlich mein Herantreten und war erst nach einigen freundlichen Worten von mir still und zufriedengestellt. Mitunter, namentlich bei vieler Beschäftigung, dachte ich des Morgens nicht gleich an die Eule und überhörte ihr Pfeifen, dann setzte sie dies ununterbrochen fort, bis meine Frau, die besser hört als ich, aus dem offenstehenden Nebenzimmer mir zugerufen hatte: ‚Die Eule bittet schon lange um deinen Besuch‘, und ich diesen Besuch nun abstattete."

Auch die Waldohreule ist dem gesamten Tagesgeflügel sehr verhaßt und wird geneckt und gefoppt, sobald sie sich sehen läßt. Der verständige Mensch läßt sie unbehelligt und thut sehr wohl daran, weil jeder Schutz, welchen man ihr gewährt, dem Walde zu gute kommt; der unverständige Bubenjäger dagegen schießt sie vom Baume herab, wenn er ihrer ansichtig wird, nagelt sie zum Merkmale seiner Thorheit mit ausgebreiteten Flügeln an das Hofthor und rühmt sich auch wohl noch seiner Heldenthat. Ihm möge gesagt sein, daß die Waldohreule nützt, solange sie lebt. Ihr Nahrungsbedarf ist zwar gering; aber sie kann, gleichviel ob sie hungrig ist oder nicht, eine Maus nicht erblicken, ohne sich auf sie zu stürzen, fängt daher mehr Mäuse, als sie verzehrt. Günstigen Falles trägt sie letztere ins Versteck und holt sie gelegentlich aus ihm hervor, wenn sie im Jagen unglücklich war. Nur bei sehr großem Hunger frißt sie eine geschlagene Maus sofort; in der Regel reißt sie ihr den Kopf ab und trägt das übrige, wenn auch nur für kurze Zeit, einem Versteckplatze zu. Hat aber ein Paar Junge, dann schleppt es so viele Mäuse heran, wie es irgendwie erjagen kann, belegt mit ihnen, nachdem auch die Jungen gesättigt sind, den ganzen Horst und leistet so für ihre Größe Erstaunliches.

Die **Sumpfeule**, **Moor-**, **Rohr-**, **Bruch-**, **Wiesen-**, **Schnepfen-**, **Brand-** oder **Kohleule** (Asio accipitrinus, ulula, brachyotus und sandvicensis, Otus brachyotus, palustris, microcephalus und agrarius, Strix brachyotus, arctica, palustris, tripennis, caspia, brachyura, sandwichensis, accipitrina und aegolius, Noctua minor, Brachyotus palustris, aegolius, agrarius, leucopsis und cassinii, Ulula und Aegolius brachyotus), ähnelt der Waldeule so, daß sie oft mit ihr verwechselt worden ist. Ihr Kopf ist jedoch kleiner oder scheint es wenigstens zu sein; die kurzen Federohren bestehen nur aus 2—4 Federn; die Flügel sind verhältnismäßig lang und reichen weit über den Schwanz hinaus. Die Grundfärbung ist ein angenehmes Blaßgelb, der Schleier weißlichgrau, die Kopf- und Rumpffedern sind mit schwarzen Schaftstrichen gezeichnet, die bis zur Brust herabreichen, auf dem Bauche aber sich verschmälern und verlängern, die Flügeldecken an der Außenseite gelb, an der Innenseite und an der Spitze aber schwarz, die Schwingen und Schwanzfedern graubraun gebändert. Das Auge ist nicht dunkel-, sondern lichtgelb, der Schnabel hornschwarz. Junge Vögel sind dunkler als die alten. Die Länge beträgt 36, die Breite ungefähr 98, die Fittichlänge 28, die Schwanzlänge 15 cm.

Die Sumpfeule, ursprünglich Bewohnerin der Tundra, ist im buchstäblichen Sinne des Wortes Weltbürgerin. Genötigt, allherbstlich von jenen Einöden aus eine Wanderung anzutreten, besucht sie zunächst alle drei nördlichen Erdteile, durchstreift bei dieser Gelegenheit ganz Europa und Asien, fliegt von hier wie dort aus nach Afrika und wahrscheinlich von Asien her nach den Sandwich-Inseln hinüber und durchwandert ebenso Amerika vom hohen Norden an bis gegen die Südspitze hin. Zwar hat man sie innerhalb dieser Grenzen noch nicht überall, beispielsweise weder in Australien noch in Südafrika beobachtet; es läßt sich jedoch kaum annehmen, daß sie hier fehlen wird. Burmeister beobachtete eine dieser Eulen auf hohem Meere westlich von den Inseln des Grünen Vorgebirges; ich traf sie in den Steppen am oberen Nil an; Jerdon erwähnt, daß sie in

Indien allwinterlich in großer Anzahl einwandere, und verschiedene Beobachter geben an daß sie in den Ländern der Südspitze Amerikas im Oktober einziehe und im März wieder verschwinde.

In der Tundra treibt man dann und wann eine Sumpfeule auch bei Tage auf; gewöhnlich aber bemerkt man sie nicht vor Beginn der Nachtstunden. Zwar scheut sie sich auch bei Tage nicht umherzufliegen, thut es jedoch nur ausnahmsweise, wogegen sie in



Sumpfeule (Asio accipitrinus). ⅓ natürl. Größe.

den Abend- und Nachtstunden regelrecht ihrer Jagd obliegt. Entsprechend der im Hochsommer wenig geminderten Helligkeit der Nordlandsnacht, jagt sie anders als die meisten Eulen, in viel bedeutenderer Höhe über dem Boden nämlich, fast nach Art unseres Bussards, nur daß sie mehr und auch in anderer Weise als dieser zu rütteln pflegt. Sie fliegt mit weit ausholenden Flügelschlägen und behält auch beim Rütteln diese Art der Bewegung bei, eilt zuweilen in überraschend schnellem, fast gaukelndem Fluge eine Strecke weiter, stellt sich wiederum rüttelnd fest, untersucht dabei das unter ihr liegende Jagdgebiet auf das genaueste und stürzt sich in mehreren Absätzen bodenabwärts, um einen Lemming, ihr gewöhnliches Jagdwild, zu erbeuten. Bei uns zu Lande pflegt sie um die Mitte des

September sich einzustellen und bis gegen Ende Oktober hin durchzuwandern, im März aber langsam zurückzukehren. Während ihrer Reise nimmt sie zwar auf allen nicht oder wenig bewaldeten Ebenen Herberge, bevorzugt aber doch sumpfige Gegenden, hält sich bei Tage zwischen Gras und Schilf verborgen am Boden auf, drückt sich bei Gefahr wie ein Huhn auf die Erde, läßt den Feind dicht an sich herankommen, fliegt aber noch zur rechten Zeit empor und dann sanft, schwankend, niedrig und ziemlich langsam, weihenartig, dahin, obwohl sie unter Umständen auch zu großen Höhen emporsteigt. Bei uns treibt sie vor allem Mäusejagd und vergreift sich wohl nur ausnahmsweise an größeren Tieren, obwohl sie selbstverständlich kleine, ungeschickte Vögel nicht verschmäht und ebenso Maulwürfe wegnimmt, während diese Erde aufstoßen, oder an einem noch schwachen Hasen und Kaninchen sich vergreift. Im Notfalle begnügt sie sich mit Kerbtieren oder Fröschen.

Nicht immer kehrt die Sumpfeule nach ihrer hochnordischen Heimat zurück, läßt sich im Gegenteile durch besonders reichliche Nahrung zuweilen bestimmen, ihren sommerlichen Aufenthalt auch in Gegenden zu nehmen, die außerhalb ihres Verbreitungsgebietes liegen. Wenn beispielsweise in Skandinavien der Lemming auf den südlichen Fjelds zahlreich auftritt, wie es, laut Collett, im Jahre 1872 der Fall war, verfehlt sie nicht, dort sich einzustellen und dann auch zu brüten. Ebenso geschieht es bei uns zu Lande, wenn wir durch Mäusepest heimgesucht werden. In dem mäusereichen Jahre 1857 brüteten, laut Blasius und Baldamus, in den Brüchen zwischen dem Elbe- und Saalezusammenflusse nicht weniger als ungefähr 200 Paare unserer Eule; Altum traf im Jahre 1872 in der Garbe bei Wittenberge die Sumpfeulen in mehreren Paaren brütend an; ich endlich erfuhr, daß sie in manchen Jahren im Spreewalde während des Sommers recht häufig auftritt. Der Horst steht regelmäßig auf dem Boden, möglichst versteckt zwischen Gräsern, ist ein höchst unordentlicher Bau und enthält im Mai 6—10 rein weiße Eier von 40—47 mm Längs- und 24—26 mm Querdurchmesser, die sich von denen der Waldohreule nur durch die schlanke Eiform, die im ganzen geringere Größe, die feinere und glättere Schale und die kleineren und weniger tiefen Poren unterscheiden. Ob beide Geschlechter brüten, oder ob nur das Weibchen die Eier zeitigt, vermag ich nicht zu sagen; wohl aber wissen wir, daß auch die Sumpfeule am Horste außerordentlich kühn und angriffslustig ist. Jeder sich nahende Raubvogel wird von einem Gatten des Paares, wahrscheinlich vom Männchen, gleichviel ob bei Tage oder bei Nacht, wütend angegriffen und ebenso wie jede Krähe in die Flucht geschlagen; denn es scheint fast, als ob auch ein größerer Falke durch das Erscheinen der Eule sich förmlich verblüffen lasse. Dem Menschen, der die Brut rauben will, ergeht es nicht anders: einer meiner Bekannten im Spreewalde wurde bei solcher Gelegenheit so ernstlich bedroht, daß er sich kräftig verteidigen mußte, um Gesicht und Augen vor dem kühn herabstoßenden Vogel zu schützen.

Obschon die Sumpfeule sich zuweilen Übergriffe erlauben mag, muß man sie doch als einen höchst nützlichen Vogel betrachten und sollte sich über ihr Erscheinen freuen, anstatt sie zu befehden. Es mag sein, daß die ungewohnte Erscheinung manchen Jäger veranlaßt, den ihm unbekannten Raubvogel aus der Luft herabzuschießen, bloß, um sich seiner zu vergewissern; im allgemeinen aber gilt diese Entschuldigung für den Massenmord des nützlichen Vogels nicht. Mußte doch Schacht erfahren, daß einzelne Jäger beim Erscheinen der Sumpfeule förmlich Jagd auf sie abhalten, sie mit Hunden auftreiben, wie Federwild aus der Luft herabschießen und hinterdrein sich ihrer Heldenthat rühmen.

In der Gefangenschaft sieht man auch die Sumpfeule dann und wann, selbstverständlich immer seltener als die Ohreule. Ich habe sie wiederholt gepflegt, in ihrem Betragen aber irgendwie bemerkenswerte Eigentümlichkeiten nicht zu erkennen vermocht.

*

Ein schlanker Leib mit ziemlich großem Kopfe und stark gekrümmtem Schnabel, langen Flügeln, in welchen die zweite Schwinge die übrigen überragt, kurzem, schwach abgerundetem Schwanze und hohen, dünn befiederten, nacktzehigen Füßen sowie verhältnismäßig glatt anliegendes, buntfarbiges Gefieder, dicke, kurze Federohren und ein wenig bemerklicher Schleier, der den kleinen Ohröffnungen entspricht, kennzeichnen die Zwerge unserer Familie, die ihrer geringen Größe wegen Zwergohreulen (Pisorhina) genannt werden.

Die Zwergohreule, Posseneule, Ohrkauz, Waldteufelchen ꝛc. (Pisorhina scops, Asio scops, Scops carniolica, zorca, giu, ephialtes, asio, aldrovandi, minuta, europaea, senegalensis, vera, minor, rupestris, rufescens, pygmaea und longipennis, Strix scops, giu, zorca, carniolica und pulchella, Ephialtes scops und zorca, Bubo scops, Abbildung S. 192), ist 15—18 cm lang und 46—51 cm breit; die Fittichlänge beträgt 14, die Schwanzlänge 7 cm. Auf der Oberseite herrscht ein durch Aschgrau gedämpftes Rotbraun vor, das schwärzlich gewässert und längsgestreift, auf dem Flügel aber weiß und in der Schultergegend rötlich geschuppt ist; die Färbung der ganzen Unterseite mag als ein verworrenes Gemisch von Braunrostgelb und Grauweiß bezeichnet werden. Der Schleier ist undeutlich, die Federohren sind mittellang. Der Schnabel ist blaugrau, der Fuß dunkel bleigrau, das Auge hell schwefelgelb. Männchen und Weibchen lassen sich kaum unterscheiden; die Jungen sind etwas trüber gefärbt und minder bunt gezeichnet als die Alten.

Erst von Süddeutschland an nach Mittag hin ist die Zwergohreule eine gewöhnliche Erscheinung; nach Nord- und Mitteldeutschland oder Großbritannien verirrt sie sich nur. Horstend trifft man sie einzeln am Rhein und in dem Alpengebiete, namentlich in Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol und Kroatien, öfter aber schon in Südfrankreich und häufig in ganz Südeuropa; außerdem kommt sie in Mittelasien, nach Osten hin bis Turkistan, mehr oder weniger regelmäßig vor. In Europa ist sie Zugvogel, der ziemlich früh im Jahre, in den letzten Tagen des März oder in den ersten des April erscheint, aber auch ziemlich bald, im September, spätestens Anfang Oktober wieder wegwandert und seine Reisen bis in das tiefste Innere von Afrika ausdehnt. Ich habe sie in den oberen Nilländern niemals paarweise, wohl aber in zahlreichen Gesellschaften gefunden, die unzweifelhaft auf dem Zuge begriffen waren.

In Spanien hält sich die Zwergohreule in ebenen, mit einzelnen Baumen bestandenen Gegenden auf, namentlich in Feldern und Weinbergen, Gärten und Spaziergängen. Ob sie im eigentlichen Walde vorkommt, vermag ich nicht zu sagen; gefunden habe ich sie hier nie. Sie scheut sich nicht vor dem Menschen, sondern siedelt sich unmittelbar in dessen Nachbarschaft an, bewohnt z. B. recht häufig die Bäume des belebtesten Spazierganges in Madrid. Aber es ist doch nicht leicht, sie aufzufinden. Auch sie hält sich bei Tage ganz ruhig, dicht an einen Baumstamm gedrückt oder auch unter Weinlaub verborgen, niedrig über dem Boden sitzend, und schmiegt sich trotz ihrer bunten Zeichnung so innig der Rindenfärbung an oder verliert sich so vollständig in dem Gelaube, daß nur der Zufall sie in Sicht bringt. Erst nach Sonnenuntergang sieht man sie in gewandtem, mehr falken- als eulenartigem Fluge jagend niedrig über dem Boden hinstreichen. Die Stimme, die ich auffallenderweise nie vernommen habe, ist ein weithin tönender Laut, von welchem die italienischen Volksnamen des Vogels, „Chiu“, „Ciu“ und „Cioui“, Klangbilder sind. Junge Zwergohreulen wispern in eigentümlicher Weise.

Im Verhältnis zu ihrer geringen Größe ist die Zwergohreule ein tüchtiger Räuber. Ihre Jagd gilt vorzugsweise kleinen Wirbeltieren, nicht aber Kerfen, wie man geneigt ist, zu glauben. In dem Magen der getöteten fand ich hauptsächlich Mäuse; meine gefangenen

aber fielen mörderisch auch kleine Vögel an, und eine von ihnen, die ich frei im Zimmer herumfliegen ließ, fing mit großer Gewandtheit und Geschicklichkeit vor meinen Augen eine Fledermaus, die durch die offene Thür hereingekommen war, und erwürgte sie im Umsehen.

Die Niststätte befindet sich nach Versicherung aller Spanier, welche mir Auskunft geben konnten, in Baumhöhlungen und enthält frühestens gegen Ende des Mai kleine, rundliche, weiße Eier, deren Längsdurchmesser 31 und deren Querdurchmesser 26 mm beträgt. In den ersten Tagen des Juli erhielten wir ein noch blindes Junges, wenige Tage später deren drei, die von uns mit Sorgfalt gepflegt und nach kurzer Gefangenschaft ungemein zahm wurden. Sie ließen sich von uns nicht bloß berühren, sondern auch, ohne wegzufliegen, auf dem Finger im Zimmer umhertragen, nahmen vorgehaltene Speise aus der Hand und ergötzten uns durch ihr munteres, possenhaftes Wesen aufs höchste. Das ingrimmige Fauchen vernahm ich nie, ein schwaches Schnabelknacken nur im Anfange der Gefangenschaft. Nach und nach aber wurden die Tierchen selbständig, und eins nach dem anderen entwischte, sorgsamer Beaufsichtigung ungeachtet. Von einer jung aufgezogenen Zwergohreule schreibt mir mein Bruder, daß sie der liebste Gespiele seines Kindes sei.

Bei Tage sitzen gefangene Eulen dieser Art in den verschiedensten Stellungen auf passenden Stellen in ihrem Gebauer, die eine mit glatt anliegendem Gefieder, die andere zu einem Federballen aufgedunsen. Diese legt das eine Federohr nach hinten, während sie das andere erhebt, jene richtet beide auf und blinzelt dabei unendlich komisch nach dem Beschauer, der dicht an sie herantreten kann, ohne daß sie sich rührt. Im Käfige sucht sich jede ein Plätzchen aus und weiß sich so vortrefflich zu verstecken, daß man oft lange suchen muß, ehe man sie auffindet. Ihr Gefieder verschmilzt förmlich mit der Umgebung: es ist mir wiederholt begegnet, daß ich die eine dicht vor mir hatte, ohne sie zu sehen. Die Haltung verursacht keine Schwierigkeit. Ich zweifle nicht, daß es gelingen wird, von gefangenen Zwergohreulen Junge zu erzielen. Zwei meiner Pfleglinge hatten sich gepaart und drei Eier gelegt. Das Weibchen brütete eifrig, starb aber leider, ehe die Eier gezeitigt waren.

*

In Indien und den Malayischen Ländern leben die **Fischeulen** (**Smilonyx**), die sich vor allen übrigen durch ihre Gestalt wie durch ihre Lebensweise auszeichnen. Sie sind Vögel von bedeutender Größe, mit großen Ohrbüscheln, aber verhältnismäßig kleinen Ohröffnungen; der Schnabel ist stark, kräftig, mittelmäßig lang, gerade am Grunde, sodann gleichmäßig gekrümmt, von der Wachshaut an seitlich zusammengedrückt und mit mäßigem Haken übergebogen, der Fuß lang und sehr kräftig, der stark bewehrte Fang unbefiedert, der Flügel so kurz, daß er das Ende des mittellangen Schwanzes nicht erreicht, die vierte Schwinge die längste, das Kleingefieder knapp.

Die **Fischeule**, in Indien **Ulu** und **Utum** genannt (**Smilonyx ceylonensis**, Ketupa ceylonensis, leschenaultii, Strix ceylonensis, dumeticola, leschenaultii und hardwickii, Cultrunguis nigripes und leschenaultii), steht dem Uhu an Größe wenig nach; ihre Länge beträgt 60, die Breite 120, die Fittichlänge 42, die Schwanzlänge 21 cm. Das Gefieder ist oben weinrötlich rostfarben; die Federn des Kopfes und Nackens sowie die Ohrbüschel sind der Länge nach dunkelbraun gestreift, die Rücken- und die Flügeldeckfedern braun und falb gemischt, da jede Feder auf blaßbraunem Grunde einen dunkelbraunen Streifen zeigt, der durch blasse, wolkige Binden unterbrochen wird, die Schwungfedern braun mit fahlen Bändern, weinrötlich oder gelblich an der Außenfahne, blaß mit Weiß gefleckt an der inneren, die Schwanzfedern braun mit drei oder vier blaßbräunlichen Binden und einem gleich gefärbten Endbande; das Gesicht ist braun mit dunkelbraunen Streifen,

das borstige Gefieder weiß und schwarz gemischt, daß Kinn weiß, teilweise braun gestrichelt, das übrige Gefieder weinrötlichbraun gefärbt, jede Feder mit einem schmalen, dunkelbraunen Schaftstreifen und zahlreichen Querbinden gezeichnet. Das Auge ist orangegelb, das Augenlid purpurbraun, der Schnabel blaß horngelb, der Fuß schmutziggelb.

Die Fischeule findet sich durch ganz Indien und ebenso häufig auf Ceylon, verbreitet sich aber offenbar viel weiter, da man sie ebenso in China wie in Palästina erlegt hat.



Fischeule (Smilonyx ceylonensis). ⅓ natürl. Größe.

Auf den Malayischen Inseln wird sie durch eine verwandte Art vertreten. Sie bewohnt hauptsächlich die Baumgruppen und kleineren Gehölze in der Nähe der Dörfer, verbirgt sich wenigstens hier während des Tages, nach anderer Eulen Art dicht am Stamme sitzend, in der Krone irgend eines dichtbelaubten Baumes. Tickell begegnete ihr am häufigsten im dichtesten Dschangel, zwischen wildem Gefelse oder in steilwandigen Thälern, Holdsworth auf alten Bäumen am Ufer stehender Gewässer Ceylons, einen wie alle Tage auf demselben Zweige sitzend. So sehr sie während des Tages den Schatten sucht, so gern sonnt sie sich

zuweilen, und wenn man sie dann aufscheucht, fliegt sie, ohne irgend welche Behinderung durch das Licht zu bekunden, leicht und gerade über das Unterholz dahin und stürzt sich nach einiger Zeit kopfunterst in das Dickicht. Gegen Abend erscheint sie außerhalb ihres Versteckes, um einem Hochsitze, der Spitze eines Hügels oder dem obersten Wipfelzweige eines Baumes zuzufliegen und von hier aus nach Beute zu spähen. Die javanische Art liebt, nach Bernstein, vorzugsweise die Gruppen dicht bei einander stehender Arengapalmen, deren sich in solchen Fällen vielfach kreuzende Blätterwedel ein Laubdickicht bilden, das ihr sehr erwünschte Schlupfwinkel darbietet. Die menschlichen Wohnungen selbst, in deren unmittelbarer Nähe sie vorkommt, scheint sie nicht zu besuchen. Aufgejagt fliegt sie, wie Bernstein berichtet, „meistens auf einen nicht sehr entfernten Baum und mißt von hier mit weit geöffneten Augen ihren Feind. Obschon auch sie ohne Not ihren Schlupfwinkel nicht vor Beginn der Dämmerung verläßt, scheint sie doch ebensowenig wie ihre Verwandte durch das Tageslicht am Sehen verhindert zu werden. Einige von mir in Gefangenschaft gehaltene wußten wenigstens Eidechsen, Schlangen, Ratten und andere Tiere, die zufällig in ihren geräumigen und durchaus nicht dunkeln Kerker kamen, auch bei Tage sehr geschickt zu fangen.“ Außer diesen Tieren sollen sie in der Freiheit nach der Behauptung der Eingebornen auch den Hühnern und anderen Vögeln nachstellen. Jerdon hingegen sagt, daß die Fischeule gewöhnlich ihren Weg nach dem nächsten Gewässer nehme, gleichviel ob es ein Teich, Bach oder Fluß sei. Hier sieht man sie auf einem überhängenden Felsen oder dürren Baume sitzen und den Fischen auflauern. Hodgson beobachtete zuerst, daß sie Fische frißt; Jerdon fand, daß sie Krabben vielleicht noch vorzieht. Die Eingebornen versichern, daß sie auch Katzen angreife und töte.

Ihre rauhe und hohle Stimme klingt oft wie haarsträubendes Gelächter, „ha hau hau ho“, und verfehlt nicht, furchtsamen Hörern, die sich vielleicht außerdem durch die von der Fischeule bevorzugte Örtlichkeit bedrückt fühlen, Grausen einzuflößen. Besonders zur Paarungszeit hört man sie oft und lebhaft schreien. Ein Horst, den Bernstein untersuchte, befand sich „in ziemlicher Höhe im Wipfel eines alten Baumes, an der Stelle, wo ein dicker, mit Moos, Farnen, Orchideen und dergleichen dicht bedeckter Ast sich vom Stamme trennte. In dieses Schmarotzerpolster hatten die Vögel eine Vertiefung gemacht oder vielleicht auch nur eine schon vorhandene Spalte noch etwas vertieft und vergrößert. Diese Vertiefung bildete das ganze Nest, in welchem ohne weitere Unterlage ein mattglänzendes, rein weißes Ei lag, das, wie in der Regel die Euleneier, eine auffallend kurze, beinahe rundliche Gestalt hat. In einem anderen Neste hat einer meiner Jäger ein schon völlig flügges Junges gefunden, so daß es hiernach scheint, daß diese Eule für gewöhnlich nur ein einziges Ei legt.“

Die Fischeule wird von den Singalesen oft in Gefangenschaft gehalten, gelangt daher dann und wann auch in unsere Käfige, zählt hier jedoch stets zu den Seltenheiten.

Die drei Familien der Nachtschwalben, Schwalme und Fettvögel vereinigt Fürbringer zur Sippschaft der Schwalmvögel (Caprimulgi). Alle Schwalmvögel sind Dämmerungs- und nachtliebende Vögel, die bei verschiedenen Anpassungen im einzelnen doch die meisten wichtigeren Merkmale mit den Rakenartigen teilen. Mit diesen Tagvögeln sind jene Nachtvögel auch bezüglich der Lebensweise durch Zwischenformen verbunden.

Die Nachtschwalben oder Nachtschatten (Caprimulgidae) sind so ausgezeichnete Geschöpfe, daß sie weder verkannt noch mit anderen Klassenverwandten verwechselt werden können. Überall, wo sie leben, haben sie die Beachtung der Menschen auf sich gezogen, überall in diesem Sinne sich Geltung zu verschaffen gewußt und zu den sonderbarsten Meinungen Veranlassung gegeben. Hiervon zeugt unter anderem die Menge und Bedeutsamkeit der Namen, die sie führen. Sie bilden eine über 100 Arten zählende, also sehr zahlreiche, nach außen hin scharf, jedoch nicht von allen Forschern in derselben Weise abgegrenzte Familie. Ihr gemeinsamer Name „Nachtschwalben" ist nicht übel gewählt; jedoch kann man nur, insofern es sich um die allgemeineren Kennzeichen handelt, von einer Ähnlichkeit zwischen ihnen und den Schwalben sprechen: genauere Vergleichung der verschiedenen Gruppen ergibt wesentliche Unterschiede. Der äußere und innere Bau der Nachtschwalben ist ein durchaus eigentümlicher. Die Größe schwankt erheblich. Einige Arten sind fast so groß wie ein Rabe, andere kaum größer als eine Lerche. Der Leib ist gestreckt, der Hals kurz, der Kopf sehr groß, breit und flach, das Auge umfangreich und ziemlich stark gewölbt, der Schnabel verhältnismäßig klein, hinten außerordentlich breit, aber sehr kurz, stark nach vorn verschmälert und ungemein flach; die Kiefer hingegen sind sehr verlängert, und der Rachen ist deshalb weiter als bei irgend einem anderen Vogel. Der hornige Teil des Schnabels nimmt nur die Spitze des Freßwerkzeuges ein, ist schmal, am Oberkiefer aber seitlich herabgebogen, sein stumpfer First wenig nach rückwärts gezogen; neben ihm liegen die gewöhnlich röhrenförmigen Nasenlöcher nahe nebeneinander. Die Beine sind regelmäßig schwach, ihre Läufe sehr kurz, auf der Hinterseite mit einer Schwiele bedeckt, vorn in der Regel mit kurzen Schildern bekleidet, oben oft befiedert, zuweilen auch ganz nackt. Die Zehen sind mit Ausnahme der sehr entwickelten Mittelzehe kurz und schwach, Innenzehe und Mittelzehe gewöhnlich am Grunde durch eine Spannhaut verbunden; die Hinterzehe richtet sich nach der inneren Seite, kann aber auch nach vorwärts gekehrt werden. Bei allen Arten einer Unterfamilie trägt die lange Mittelzehe auch einen langen, auf der inneren Seite aufgeworfenen und gezähnelten Nagel. Die Schwingen sind lang, schmal und spitzig; doch ist nicht die erste, sondern gewöhnlich die zweite und oft erst die dritte oder vierte Schwungfeder die längste von allen. Der Schwanz besteht aus zehn Federn, die sehr verschieden gestaltet sein können. Das Gefieder ist eulenartig, großfederig und weich, seine Zeichnung regelmäßig eine außerordentlich feine und zierliche, die Färbung jedoch düster und wenig auffallend. Am kürzesten wird man beide bezeichnen können, wenn man sie baumrindenartig nennt. Beachtenswert sind die Borsten, die den Rachen umgeben, ebenso merkwürdig die kurzen, feinen und dichten Wimpern, die das Auge umstehen. Bei einigen Arten haben die Männchen besondere Schmuckzeichen: verlängerte und meist auch sehr eigentümlich gestaltete Federn, die nicht bloß in der Schwanzgegend entspringen, wie sonst die Regel, sondern auch dem Flügelgefieder entsprießen oder selbst als umgebildete Schwingen angesehen werden müssen.

Über den inneren Bau des Leibes unserer heimischen Art hat Nitzsch Untersuchungen angestellt, aus welchen hervorgeht, daß im Geripppe namentlich Schädel und Füße auffallen. Die Seitenteile des Oberkiefers sind platt, breit und, wie die ganze Hirnschale, luftführend. Das Thränenbein verbindet sich mit den seitlichen Teilen des Oberkiefers; die Gaumenbeine sind flach und hinterwärts seitlich verbreitert; die Flügelbeine treten mit einer dritten Gelenkfläche an das Keilbein heran; dem Quadratknochen fehlt der freie Fortsatz gänzlich. Beispiellos ist die Gelenkung, die in der Mitte der Äste des Unterkiefers angelegt ist; denn der Unterkiefer der Nachtschwalben besteht aus drei stets unverwachsenen Stücken. Das vordere und gepaarte Stück bildet den kleinen Unterschnabel und die vordere Strecke der Kinnladenleiste; die beiden anderen paarigen Stücke setzen die Kinnladenäste nach hinten

fort und gelenken mit dem Quadratknochen nach vorn, aber in schiefer Linie mit dem Vorderstücke. Dieses nimmt keine Luft auf, während die hinteren Stücke Luftzellen zeigen. Das Brustbein biegt sich in seinem Hinterteile abwärts, wodurch der Magen Raum zur Ausdehnung gewinnt wie bei dem Kuckucke. Die Vorderglieder sind hinsichtlich ihrer Verhältnisse zu einander nicht so auffällig wie die Armgliederknochen der Segler. Der luftführende Oberarmknochen ist länger als das Schulterblatt, der Vorderarm zwar etwas länger als der Oberarm, aber nicht kürzer als der Handteil. Die schmale, längliche Zunge zeichnet sich durch ihre geringe Größe und noch mehr durch viele auf ihrer Oberfläche wie am Seitenrande stehende Zähne aus. Der Zungenkern ist knorpelig; den unteren Kehlkopf bewegt nur ein einziges Muskelpaar. Der Schlund ist bei den altweltlichen Arten ohne Kropf oder Erweiterung, bei einigen amerikanischen hingegen sackartig ausgebuchtet, der Vormagen klein, dickwandig, der Magen häutig, schlaffwandig und sehr ausdehnbar. Die Milz ist ungewöhnlich klein und länglichrund; die Nieren sind gestaltet wie bei den Singvögeln; die Leber verhält sich wie bei den Kuckucken.

Alle Gegenden und Länder der Erde, mit Ausnahme derer, die wirklich innerhalb des kalten Gürtels liegen, beherbergen Nachtschwalben. In Europa kommen nur zwei Arten vor, im Norden Amerikas mehr als doppelt so viele; aber schon in Mittelamerika und in Nordafrika nimmt die Artenzahl beträchtlich zu. Dasselbe gilt für die entsprechend gelegenen Länder Asiens; auch Australien ist nicht arm an ihnen. Der Verbreitungskreis der einzelnen Arten ist ziemlich ausgedehnt, der Aufenthalt aber beschränkt sich auf besonders günstige Örtlichkeiten. Die große Mehrzahl aller Nachtschwalben lebt im Walde oder sucht diesen wenigstens auf, um auszuruhen; einige Arten dagegen bevorzugen ganz entschieden die Steppe, und andere wieder sogar die Wüste oder wüstenähnliche Steinhalden und dergleichen Plätze. Im Gebirge steigen diejenigen Arten, welche hier leben, bis zu bedeutender Höhe empor: so unsere Nachtschwalbe, laut Tschudi, in den Alpen bis zu 1800, ein afrikanischer Nachtschatten, laut von Heuglin, in Abessinien bis zu 4000, der Nachtfalke, laut Allen, in den Gebirgen Colorados zu mehr als 3000 m über dem Meere.

Wie zu erwarten, spricht sich in der Grundfärbung des Gefieders der eine oder der andere dieser Wohnkreise aus. Alle waldbewohnenden Nachtschatten tragen ein echt rindenfarbiges Gefieder, die wüsten- oder steppenbewohnenden hingegen ein sandfarbiges; das allgemeine Gepräge der Färbung wird aber so streng festgehalten, daß Swainson behaupten durfte, wer einen Ziegenmelker gesehen, habe sie alle gesehen.

Standvögel sind wahrscheinlich nur diejenigen Arten, welche in den Waldungen der Gleicherländer leben. Alle übrigen dürften mindestens streichen, und sämtliche nordische Arten wandern regelmäßig. Sie erscheinen ziemlich früh im Jahre in ihrer Heimat und verweilen bis zu Anfang des Herbstes. Ihre Wanderungen dehnen sie über weite Gebiete aus: unsere Nachtschwalbe zieht bis in das Innere Afrikas. Nur während dieser Reisen sind die Nachtschatten einigermaßen gesellig; in der Heimat selbst lebt jedes einzelne Paar streng für sich und vertreibt ein anderes aus seinem Gebiete. Der Umfang des letzteren pflegt jedoch gering zu sein, und da, wo die Vögel häufig sind, kann es vorkommen, daß ein großer Garten von mehreren Paaren bewohnt wird. Bei uns zu Lande meiden die Nachtschwalben die Nähe des Menschen, erscheinen wenigstens nur ausnahmsweise nachts über den Dörfern; im Süden ist dies nicht der Fall: hier siedeln auch sie sich in oder unmittelbar an Dörfern an, und zumal große Gärten werden zu ihrem gewöhnlichen Wohnsitze.

Kerbtiere verschiedener Art bilden die ausschließliche Nahrung der großen Mehrzahl, diese und allerlei kleine Wirbeltiere die Beute einiger Nachtschwalben. Sämtliche Arten sind im höchsten Grade gefräßig und machen sich daher um unsere Waldungen sehr verdient. Mit der Gewandtheit eines Falken oder einer Schwalbe streichen sie bald niedriger, bald

höher über freie Plätze, Gebüsche und Baumkronen, umschweben die letzteren oft in höchst anmutigen Schwenkungen und nehmen während des Fluges vorübersummende Kerbtiere weg, lesen auch wohl solche auf, welche schlafend auf Blättern, Halmen und selbst am Boden sitzen. Ihr weites Maul gestattet ihnen, sehr große Käfer zu verschlingen, und es sind daher gerade diejenigen Arten, welche von anderen Vögeln verschont werden, ihren Angriffen besonders ausgesetzt. Unser Nachtschatten z. B. schlingt ein Dutzend und mehr Mai- und Junikäfer oder große Mist-, Pillen- und Dungkäfer nacheinander hinab, ist auch im stande, die größten Nachtschmetterlinge oder Grillen und Heuschrecken in sein weites Maul aufzunehmen und wenigstens größtenteils hinabzuwürgen. Schwalme bewältigen selbst kleine Wirbeltiere, und die Schwalke verschlucken pflaumengroße Früchte. Zur besseren Verdauung nehmen wenigstens die kerbtierfressenden Arten kleine Steinchen auf, die sie auf kiesigen Plätzen zusammenlesen. Ihre Jagd beginnt in der Regel mit Einbruch der Nacht, wird einige Stunden lang betrieben, sodann unterbrochen und gegen die Morgendämmerung hin von neuem wieder aufgenommen. Noch ehe die Sonne am Himmel erscheint, suchen sie die Ruhe. Aber auch hier gibt es Ausnahmen. Amerikanische Arten jagen nicht selten am hellen Tage und nicht nur in schattigen Waldungen, sondern auch im Freien und im hellsten Sonnenschein. Die übrigen pflegen während des Tages der Länge nach auf einem umgefallenen Stamme &c. oder auf dem Boden und auf Felsgesimsen in düsteren Höhlungen zu sitzen oder richtiger vielleicht zu liegen; denn sie drücken sich so platt auf ihre Unterlage, daß sie viel breiter als hoch erscheinen.

Alle Nachtschwalben zeigen sich nur im Fluge als bewegungsfähige Wesen; auf den Zweigen kleben sie, und auf der Erde liegen sie mehr, als sie sitzen. Ihr Gang ist ein trauriges Trippeln, scheint sehr zu ermüden und wird niemals weiter als auf einige Meter hin fortgesetzt: der Flug hingegen, gewissermaßen ein Mittelding zwischen dem Fluge der Schwalbe und dem eines Falken, zeichnet sich durch Leichtigkeit und Zierlichkeit, Gewandtheit und Anmut aus. Ungern erheben sich die Nachtschwalben zu bedeutenden Höhen; es geschieht dies jedoch nicht aus Unvermögen, sondern weil die Tiefe ihnen viel mehr bietet als eine größere Höhe. Bei ausgedehnteren Wanderungen sieht man sie oft hoch über dem Boden dahinziehen, und namentlich diejenigen, welche bei Tage fliegen, durchjagen sehr häufig auch die oberen Luftschichten.

Unter den Sinnen steht wohl das Gesicht obenan, wie das große Auge schließen läßt; nächstdem scheinen Gehör und Gefühl am meisten entwickelt zu sein. Ob der Geruch besonders ausgebildet ist, wissen wir nicht; wohl aber dürfen wir behaupten, daß der Geschmack schlecht sein muß.

Die geistigen Fähigkeiten sind gering, wenn auch wahrscheinlich nicht in dem Grade, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Die schlaftrunkene Nachtschwalbe, die wir bei Tage beobachten können, macht allerdings einen höchst ungünstigen Eindruck, und auch die zufällig gefangene weiß sich nicht anders zu helfen als durch Aufsperren ihres ungeheueren Rachens und heiseres Fauchen: die ermunterte, in voller Thätigkeit begriffene zeigt sich von ganz anderer Seite. Sie bekundet zwar gewöhnlich recht alberne Neugier und sehr oft verderbliche Vertrauensseligkeit, lernt jedoch ihren Feind bald genug kennen und greift selbst zur List, um sich oder ihre Brut dessen Nachstellungen zu entziehen.

Ein eigentliches Nest bauen die Nachtschwalben nicht. Sie legen ihre Eier ohne jegliche Unterlage auf den flachen Boden, denken nicht einmal daran, für diese Eier eine seichte Höhlung auszuscharren. Die Anzahl des Geleges ist stets gering: die meisten Nachtschwalben legen nur zwei Eier, viele sogar bloß ein einziges. König-Warthausen unterscheidet in seiner trefflichen Arbeit über die Fortpflanzung der Nachtschwalben insgemein vierfach verschiedene Eier unserer Vögel. Die Ziegenmelker der nördlichen Erdhälfte, insbesondere

die des gemäßigten Gürtels der Alten Welt, legen solche, welche auf milchweißem bis gelblichweißem Grunde bräunlich oder bläulich aschgrau gefleckt und ziemlich glänzend sind, die im Norden der Neuen Welt lebenden solche, welche stark glänzen und auf grünlich grauweißem Grunde kleine braune oder graue, dicht und fein stehende Flecken, Punkte und Striche zeigen, die des Südens der Neuen Welt fast glanzlose und besonders zarte, die auf blaurötlich isabellgelbem bis lebhaft fleischfarbenem Grunde gelbrote oder violettgraue Zeichnungen, meist leichte Wölkungen, seltener grobe Flecken und Striche tragen, die Schwalme und Schwalke endlich ungefleckte, mehr oder minder rein weiße Eier. Wahrscheinlich brüten nur die Weibchen; beide Eltern aber bekunden rege Teilnahme für ihre Brut und verteidigen sie, so gut sie können. Einige sichern die Eier auch in eigentümlicher Weise, indem sie, wie Audubon uns mitteilt, sie in dem ungeheueren Rachen bergen und sie einer anderen, ihnen sicher dünkenden Stelle des Waldes zuschleppen, wo sie die Bebrütung fortsetzen. Die Jungen kommen in einem ziemlich dichten Daunenkleide aus dem Eie, sehen anfänglich ihrer dicken Köpfe und großen Augen wegen ungemein häßlich aus, wachsen aber rasch heran und erhalten bald das Kleid ihrer Eltern. Sie werden, soviel uns bekannt, von allen Arten mit hingebender Liebe gepflegt und nach besten Kräften verteidigt.

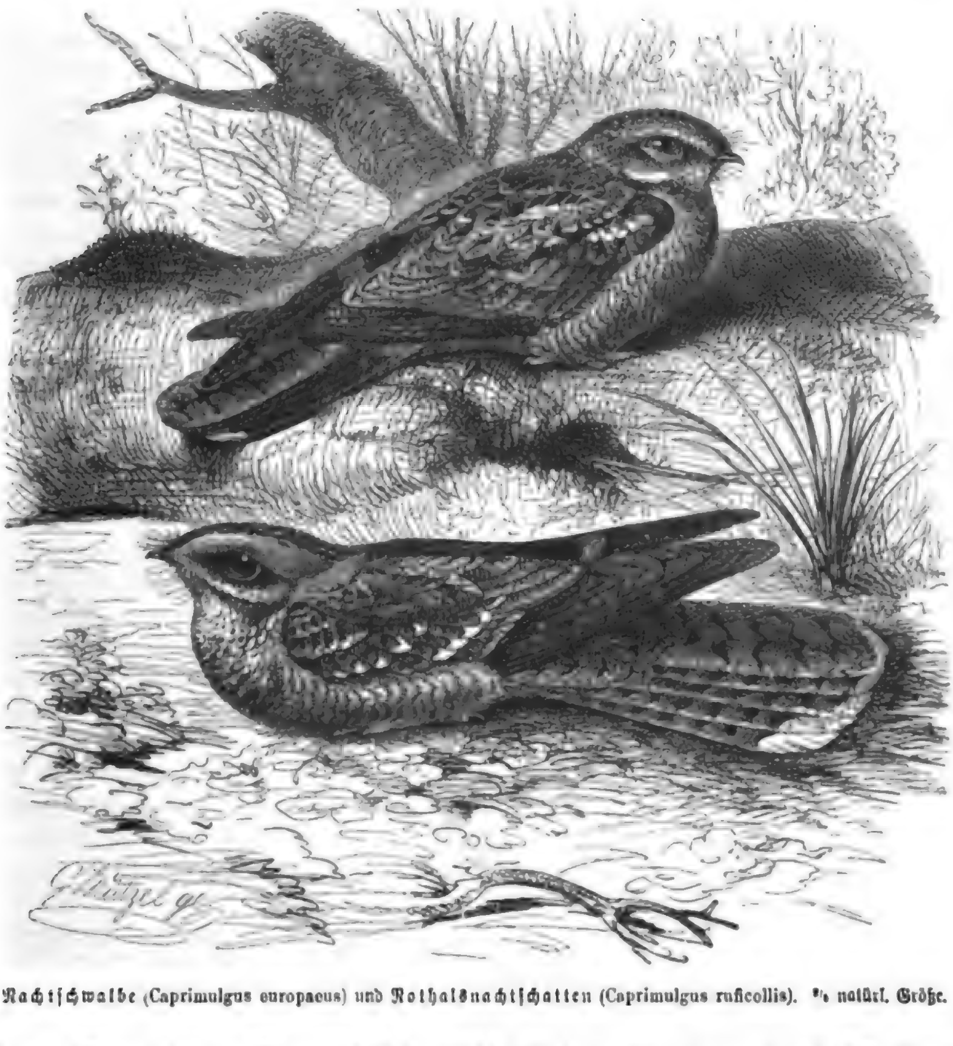
Für die Gefangenschaft eignen sich wenige Nachtschwalben; doch ist es keineswegs unmöglich, sie bei geeigneter Pflege längere Zeit im Zimmer oder im Käfige zu erhalten, vorausgesetzt, daß man sie jung dem Neste entnimmt und anfänglich stopft. Besonders anziehende Gefangene sind sie nicht, wohl aber solche, welche die Beachtung des Forschers auf sich lenken. Diejenigen Arten, welche nicht ausschließlich Kerbtiere fressen, sondern auch kleine Wirbeltiere verzehren, halten sich verhältnismäßig leicht und bauern im Käfige jahrelang aus.

Die Anzahl der Feinde, die den Nachtschwalben gefährlich werden können, ist verhältnismäßig gering. Der Mensch, der sie kennen lernt, verfolgt sie nicht. Eine solche Schonung wird ihnen jedoch keineswegs deshalb zu teil, weil man ihren Nutzen erkannt hat, sondern viel häufiger, weil man in ihnen unheimliche Vögel sieht, deren Tötung schlimme Folgen nach sich ziehen kann. So denken die Indianer, die Farbigen und Neger Mittelamerikas, nicht viel anders die Spanier und viele afrikanische Volksstämme. Unsere Bauern betrachten die harmlosen Geschöpfe mit entschieden mißgünstigem Auge, weil sie der Ansicht sind, daß jene ihren weiten Rachen zu nichts anderem als zum Melken der Ziegen benutzen könnten. Ungebildete erlegen sie nur zu häufig aus reiner Mordlust. Nächst dem Menschen verfolgen bei uns zu Lande die schleichenden Raubtiere und Raubvögel und wohl auch größere Schlangen die Nachtschwalben; doch scheint der Schaden, den diese Tiere ihnen zufügen, nicht eben von Belang zu sein.

Unsere Nachtschwalbe, der Nachtschatten, Tagschläfer, Nachtwanderer, Nachtrabe, Ziegen-, Geis- oder Kindermelker, Ziegen-, Kuh- oder Milchsauger, Pfaffe, die Brillennase, Hexe, und wie er sonst noch genannt wird (Caprimulgus europaeus, vulgaris, maculatus, punctatus und foliorum), vertritt die Gattung der Nachtschatten (Caprimulgus), die im allgemeinen der weiter oben gegebenen Gesamtbeschreibung entsprechen. Der Leib ist gestreckt, der Hals sehr kurz, der Kopf groß und breit, der Schnabel sehr klein und kurz, aber breit, an der Wurzel schmal, an der Spitze vor den Nasenlöchern herabgebogen, der Flügel lang, schmal, spitzig, in ihm die zweite Schwinge die längste, der Schwanz gerade abgeschnitten, da nur die äußersten Steuerfedern gegen die übrigen gleichlangen sich verkürzen. An den kleinen niedrigen Füßen überragt die Mittelzehe die übrigen bedeutend und verbindet sich mit den nächsten beiden durch eine

Spannhaut bis zum ersten Gelenke; die kleine, nach innen stehende Hinterzehe ist frei. Den Lauf bekleiden von oben her bis zur Hälfte kleine Federchen; der übrigbleibende Teil ist mit Schildtafeln bedeckt. Großfederiges, aber sehr lockeres und überaus weiches, äußerst lose in der Haut sitzendes Gefieder umhüllt den Leib.

Die Länge der Nachtschwalbe beträgt 26, die Breite 55, die Fittichlänge 19, die Schwanzlänge 12 cm. Das Gefieder ist oberseits auf bräunlich grauem Grunde mit äußerst



Nachtschwalbe (Caprimulgus europaeus) und Rothalsnachtschatten (Caprimulgus ruficollis). ³/₄ natürl. Größe.

feinen, helleren oder dunkleren Pünktchen dicht bespritzt und außerdem durch sehr schmale schwarze Schaftstriche gezeichnet, die auf Oberkopf und Mantel sich verbreitern, an ihrem Außenrande rostbraune Bandflecken zeigen und längs des Scheitels einen, auf den Schultern zwei dunkle Längsstreifen bilden. Eine Querbinde über dem Flügel entsteht durch die breiten rostgelben Spitzen der mittleren Flügeldeckfedern, die sich hierdurch von den übrigen schwarzbraunen, rostbräunlich punktierten Flügeldecken wesentlich unterscheiden. Die schwarze, rostbraun punktierte Zügel- und Ohrgegend wird unterseits von einem rostweißlichen Längsstreifen begrenzt, die oberen Schwanzdecken zeigen auf grauem Grunde dunkle

Zickzacklinien, die unteren rostfarbenen Flügeldecken dunkle Querbinden, Kinn, Kehle und Halsseiten, die rostfahle Färbung haben, schwärzliche Querlinien, die auf der übrigen Unterseite deutlicher und breiter werden und auf den unteren Schwanzdecken weiter auseinandertreten. Kropf und Brust sind auf schwarzbraunem Grunde fein gräulich bespritzt, an den Seiten mit rundlichen, größeren, weißlichen Endflecken geziert. Ein großer weißgrauer, dunkel gewellter Querflecken nimmt die Unterkehle ein. Von den braunschwarzen Schwingen heben sich außen sechs rostgelbe, dunkel gemarmelte Querflecken, innen rostgelbe Querbinden ab und die ersten drei Schwingen haben auf der Innenfahne außerdem noch einen großen weißen Mittelflecken. Die mittelsten beiden Schwanzfedern sind bräunlichgrau, dicht schwarz gemarmelt und mit neun schwarzen unregelmäßigen Querbinden, die übrigen Steuerfedern auf schwarzbraunem Grunde mit 8—9 bräunlichgrauen, dunkel gemarmelten Fleckenquerbändern, die beiden äußersten Steuerfedern endlich mit breiten weißen Endflecken verziert. Die Iris ist tief braun, das Augenlid rot, der von schwarzen Rachenborsten umgebene Schnabel hornschwarz, der Fuß rötlichbraun. Das im allgemeinen düsterer gefärbte Weibchen unterscheidet sich vom Männchen dadurch, daß die ersten drei Schwingen auf der Innenfahne sowie die beiden äußersten Schwanzfedern am Ende anstatt weißer, kleinere rostgelbliche Flecken tragen, und die jungen Vögel sind daran kenntlich, daß diese bezeichnenden Flecken ihnen gänzlich fehlen.

Die Nachtschwalbe verbreitet sich vom mittleren Norwegen an über ganz Europa und Westasien und besucht im Winter alle Länder Afrikas, da sie erst im Süden des Erdteiles Herberge zu nehmen scheint.

Im Südwesten Europas, insbesondere in Spanien, tritt zu der deutschen Art eine zweite, der Rothalsnachtschatten (Caprimulgus ruficollis und rufitorquatus, Abbildung S. 209). Er ist merklich größer als der deutsche Verwandte: seine Länge beträgt 31, die Breite 61, die Fittichlänge 20, die Schwanzlänge 16 cm. Das Gefieder ist auf dem Oberkopfe zart aschgrau, äußerst fein dunkel überspritzt, die Federreihe längs der Mitte durch breite schwarze, seitlich rostfahl gepunktete Schaftstreifen geziert, der Zügel wie die Ohrgegend tief rostbraun, die Kehle roströtlich, seitlich von einem schmalen weißen Mundwinkelstreifen, unterseits von zwei großen weißen, durch einen schmalen roströtlichen Mittelstreifen getrennten, in ihrem unteren Teile schwarz gesäumten Flecken begrenzt, der Oberhals durch ein breites rostrotes Band geziert, dessen Federn wegen der schmalen schwärzlichen End- und Seitensäume etwas getrübt sind, die Unterseite auf graubraunem Grunde äußerst fein dunkel und heller gespritzt und durch schwarze schmale Schaftstreifen gezeichnet, die Reihe der Schulterfedern auf der Innenfahne am Schafte breit schwarz, auf der Außenfahne breit rostgelb gerandet, wodurch ein breiter schwarz und rostgelb gefleckter Schulterlängsstreifen entsteht, die obere Flügelbedeckung rostbraun, durch schwarze Linien und Punkte und große, runde, roströtliche Spitzenflecken, die Brust auf rostrotem Grunde durch graue Punkte, dunklere Querlinien und einzelne große rostweißliche Spitzenflecken geziert, die übrige Unterseite rostgelb, auf dem Bauche und an den Seiten mit schmalen dunkeln Querlinien geschmückt. Die schwarzen Schwingen zeigen breite rostrote Querbinden, die des Armes auf der Außenseite deren vier, die Handschwingen am Innenrande ineinander verfließende, die ersten drei Schwingen innen den vielen Nachtschwalben gemeinsamen großen weißen Flecken, die mittelsten beiden Schwanzfedern auf graubraunem, dunkler gemarmeltem Grunde sieben schmale Fleckenquerbänder, die übrigen Steuerfedern auf schwarzbraunem Grunde acht rostrote dunkler gemarmelte Querbinden, die beiden äußersten Schwanzfedern jederseits sehr breite, die dritte schmälere weiße Endteile. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß schmutzig schwarzbraun.

Das Verbreitungsgebiet des Rothalsnachtschattens scheint ziemlich beschränkt zu sein. Als Brutvogel bewohnt er die Pyrenäenhalbinsel und Nordwestafrika, verfliegt sich aber gelegentlich seiner Wanderungen auch wohl bis nach Malta, Südfrankreich und ist sogar schon in England beobachtet worden.

Wenn auch vielleicht nicht die häufigste, so doch die bekannteste Nachtschwalbe Nordamerikas ist der Klagenachtschatten, Whip-poor-will der Amerikaner (Caprimulgus vociferus und clamator, Antrostomus vociferus). Der Vogel kommt unserem



Klagenachtschatten (Caprimulgus vociferus). ½ natürl. Größe.

Ziegenmelker an Größe ungefähr gleich. Sein Gefieder ist auf schwarzbraunem Grunde mit rostfarbenen und gräulichen Pünktchen bespritzt und mit schmalen, auf dem Oberkopfe sich verbreiternden, schwarzen Schaftflecken, auf dem Hinterhalse und den Halsseiten durch schwarze und rostfarbene Querlinien, auf den Schulter- und Flügeldecken durch zwei unregelmäßige rostfarbene Randflecken gezeichnet, die Zügel- und Ohrgegend tief rostbraun, schwarz gestrichelt; die Oberkehle schwarz, mit schmalen rostfarbenen Querlinien, unterseits durch ein ziemlich bis an die Halsseiten reichendes weißes Querband begrenzt, auf der Oberbrust schwarz und rostbraun quer gebändert, außerdem noch durch die rostweißlichen Endbinden geziert, auf der übrigen Unterseite auf rostgelblichem Grunde schmal schwarz in die Quere gebändert. Die schwarzen Schwingen zeigen 6—7 rostfarbene Randquerflecken, die beiden mittelsten rostgraue, dunkel gespritzte, die Steuerfedern neun schwarze Schaft-, die übrigen einen schwarzen, in der Endhälfte weißen, in der Wurzelhälfte rostfarbenen

Querflecken. Das Auge ist tief braun, der Schnabel wie die langen Rachenborsten schwarz, der Fuß blaßbraun. Das Weibchen unterscheidet sich durch die rostfahle Kehlbinde, sieben rostfarbene Fleckenquerbinden in den Schwanzfedern und rostgelbe Endkanten der letzteren.

Der in Amerika allbekannte Vogel verbreitet sich über die östlichen Vereinigten Staaten und besucht im Winter Mexiko und Südamerika.

*

Die Gattung der Schleppennachtschwalben (Scotornis) unterscheidet sich von den beschriebenen Verwandten durch den Schnabel, der zwar im allgemeinen dieselbe Bildung zeigt wie bei den Nachtschatten, jedoch eine feinere, stärker herabgekrümmte Spitze und gegen die sehr verbreiterte Rachenspalte stark herabgezogene Schneidenränder besitzt, sowie ferner durch den sehr langen abgestuften Schwanz, dessen beide Mittelfedern ansehnlich vorragen. Der Lauf ist oben gefiedert, im übrigen mit vier Platten bedeckt; in dem langen Flügel überragen die zweite und dritte Schwinge die übrigen.

Vertreter dieser Gattung ist die Schleppennachtschwalbe (Scotornis longicaudus, Caprimulgus longicaudus, climacurus, furcatus, macrocercus, boreanii und vierspergii), ein zwar merklich kleinerer, aber viel längerer Vogel als unsere Nachtschwalbe. Die Länge beträgt 40, die Breite 52, die Fittichlänge 14, die Schwanzlänge 25 cm. Das Gefieder der Oberseite zeigt auf graubraunem Grunde die gewöhnlich aus äußerst feinen dunkleren oder helleren Spritzpünktchen bestehende Zeichnung, eine Längsmittelreihe der Kopffedern breite schwarze Schaftflecken, der Hinterhals auf rostgelblichem Grunde schwarze Querlinien, die Schulter rostgelbe und schwarze Fleckung, weil die Federn auf der Außenseite breit rostgelb, längs der Schaftmitte aber schwarz sind; das von den mittleren Oberflügeldecken gebildete Gefieder hat weiße Endränder, wodurch eine schiefe Querbinde entsteht, das rostbraune Kinn eine schmale, vom Mundwinkel herabziehende weiße Begrenzung, die Kehle ein großes weißes, unterseits schwarz begrenztes Schild, die Oberbrust auf rostbraunem Grunde fein dunkel punktierte graue und einzelne größere weiße Spitzenflecken, die übrige Unterseite auf rostgelbem Grunde dunkle, schmale Querlinien. Eine breite weiße Querbinde zieht sich über die Innenfahne der ersten beiden und beide Fahnen der dritten und fünften Schwinge, wogegen die Armschwingen durch rostgelbe Fleckenquerbinden zu einem weißen Endrande geziert werden. Die beiden mittelsten Schwanzfedern sind auf graubraunem Grunde dicht dunkel gepunktet, die übrigen auf schwarzem Grunde mit rostbräunlich gemarmelten Fleckenquerbinden gezeichnet. Die äußerste Feder, deren Außenfahne rostweißlich ist, trägt zehn dunklere Querbinden und endet mit einem breiten weißen Flecken, der auf der zweiten Steuerfeder jederseits nur auf der Außenfahne ersichtlich ist. Die Iris ist tief braun, der von langen Rachenborsten umgebene Schnabel schwarz, der Fuß gelbbräunlich. Das Weibchen unterscheidet sich durch rostgrauen Grundton der Oberseite, rostgelblich verwaschene Schwingen und ein breites rostgelbliches Band um Hinterhals und Halsseiten.

Soviel wir gegenwärtig mit Bestimmtheit anzugeben vermögen, bewohnt die Schleppennachtschwalbe ausschließlich Afrika, und zwar vom 19. Grade an nach Süden hin den größten Teil des Nordostens wie des Westens und das ganze Innere. Einzelne verfliegen sich auch wohl bis Südeuropa, und deshalb wird die Art in allen Verzeichnissen der europäischen Vögel aufgeführt.

*

Bei anderen Nachtschwalben ist der Schwanz beim Männchen sehr tief, beim Weibchen weniger auffallend gegabelt, der Flügel lang und stark, seine vorderste Schwinge am Rande gekerbt wie bei den Eulen, der Schnabel sehr gestreckt, an der Spitze verhältnismäßig stark, der Fuß fein und zierlich gebaut, oben befiedert, unten getafelt. Man hat die hierher gehörigen Arten, die nur in Südamerika vorkommen, Wassernachtschatten (Hydropsalis) genannt.

Die Leiernachtschwalbe (Hydropsalis forcipatus, limbatus und creagra, Caprimulgus forcipatus und megalurus) erreicht, da die äußerste Schwanzfeder fast dreimal so lang ist wie der Leib, 68 bis 73 cm an Länge; die Flügellänge beträgt 24, die Schwanzlänge 50—55 cm. Die Grundfärbung des Gefieders ist, laut Burmeister, ein dunkles Braun. Die Zeichnung der Federn des Oberkopfes besteht aus rostgelben Querflecken an beiden Seiten, die in der Augengegend blässer und breiter werden und einen lichteren Streifen bilden, die des Nackens aus breiten rostgelben Endsäumen, des Rückengefieders aus blaßgelben queren Zickzack-Wellenlinien, der vorderen Achselfedern aus breiten gelben, schiefen Spitzenflecken und sich gegenüberstehenden, eiförmigen Rand-, zum Teil Augenflecken, der Kehl-, Hals-, Brust- und Bauchfedern aus rostgelben Säumen, die auf der Brust am breitesten sind und auf der Halsmitte zu einem blaßgelben Mondflecken werden. Die großen starken Schwingen sind braun, die ersten innen mit rostgelben Querflecken gezeichnet, die auf den übrigen auch auf der Außenfahne auftreten, die Schwanzfedern braun, außerdem an der Innenfahne weiß gesäumt, die nächstfolgende an der Wurzel rostrot gebändert und auf den weißen Säumen wellig gescheckt, die übrigen fein zickzackförmig gezeichnet. Iris, Schnabel und Mundrandborsten sind schwarzbraun, die Füße fleischbraun.



Leiernachtschwalbe (Hydropsalis forcipatus).
1/4 natürl. Größe.

Nach Burmeisters Angaben leben die Leierschwalben einsam im tiefen Walde, wie es scheint, nirgends häufig. Nach Azara

wandern einige Arten zuweilen in Paraguay ein, halten sich dort ebenfalls im Walde auf und fliegen, ebenso wie andere Nachtschwalben auch, gern niedrig über dem Wasser der Bäche dahin.

*

Endlich haben wir noch derjenigen Nachtschwalben zu gedenken, bei welchen gewisse Flügelfedern eigentümlich entwickelt sind.

Flaggennachtschatten (Cosmetornis) nennt man die Arten mit sehr schwachem, von kurzen Bartborsten umgebenem Schnabel, ziemlich langen, nacktläufigen Füßen, schwach ausgeschnittenem, kurzem Schwanze und absonderlich gebildetem Flügel, in welchem die ersten fünf Schwingen an Länge abnehmen, die sechste wiederum um etwas, die siebente bis zur Länge der ersten, die achte fast um die Fittichlänge und die neunte über alles Maß sich verlängern.

Die **Flaggennachtschwalbe** (**Cosmetornis vexillarius**, Semeiphorus und Macrodipteryx vexillarius, Caprimulgus spekei) ist etwas größer als unser Ziegenmelker, oberseits auf schwarzbraunem Grunde fein rostbraun punktiert, auf dem Oberkopfe durch schwarze, auf den Schultern und hinteren Armschwingen, mittelsten und größten Oberflügeldeckfedern durch hier merklich vergrößerte und neben rostgelben breiten Endflecken besonders hervortretende Schaftflecken, an den dunkeln Kopfseiten durch rostfahle Querbinden und Flecken, auf den übrigen weißen Unterteilen endlich durch schmale dunkle Querlinien gezeichnet. Die Schwingen sind schwarz, an der Wurzel schmal weiß, die Handdecken schwarz mit weißem Endrande, die zweite bis fünfte Schwinge ebenso, die sechste und siebente einfarbig schwarz, die achte und neunte graubraun, außen dunkler, am Schafte weiß, die Armschwingen schwarz mit weißem Endrande und rostgelber, durch zwei gelbe Querbinden gezierter Wurzel, die Schwanzfedern rostgelb, schwarz gemarmelt und siebenmal schwarz in die Quere gebändert. Die Iris ist tief braun, der Schnabel schwärzlich, die Füße sind hellbräunlich.

Die Art bewohnt die Gleicherländer des inneren Afrika.

*

Ebendaher stammt auch der merkwürdigste aller Ziegenmelker, die **Fahnennachtschwalbe** oder der **Vierflügelvogel** der Araber (**Macrodipteryx longipennis**, africanus und condylopterus, Caprimulgus longipennis, macrodipteryx und africanus), Vertreter einer besonderen Gattung, die hinsichtlich der Bildung des Schnabels und der Füße von den übrigen Arten der Familie wenig, durch Flügel und Schwanz hingegen wesentlich von allen übrigen abweicht. Der Schwanz ist durch seine Kürze, der Flügel des Männchens durch eine auffallende Schmuckfeder ausgezeichnet. Diese entspringt zwischen den Hand- und Armschwingen, wächst 47 cm lang hervor, ist an der Wurzel ohne jegliche Fahne und setzt am Ende eine 16 cm lange, verhältnismäßig sehr breite Fahne und zwar auf beiden Seiten des Schaftes an. Dem Weibchen fehlt diese Feder gänzlich. Das Gefieder ist ziemlich düster: oberseits schwarzbraun, fein graubraun, auf dem Oberkopfe rostbraun gepunktet, auf den Schulter- und den oberen Deckfedern durch größere rostfarbene, dort schärfere, hier mehr verwaschene Flecken getüpfelt, auf Kinn und Oberkehle rostgelb, schwarz in die Quere gewellt, auf Kropf und Brust schwarzbraun, grau punktiert und durch rostfarbene Schaftflecken gezeichnet, auf den übrigen Unterteilen rostfarben, dunkel quer gebändert. Um den Hals läuft ein breites, dunkel rostbraunes, schwarz gewelltes Band. Die schwarzen Schwingen zeigen fünf auf der Innenfahne hellere, die breiten

Endfahnen der beiden Schmuckfedern auf schwarzem Grunde sechs breite, grau gepuderte Querbinden, die beiden mittleren graubraunen, dunkler punktierten Schwanzfedern fünf schmale schwarze, die übrigen schwarzbraunen Steuerfedern fünf rostbraune, dunkel gemarmelte Fleckenquerbinden. Die Länge beträgt nur 21, die Fittichlänge dagegen 17, die Schwanzlänge 10 cm. Dem Weibchen mangeln die Schmuckfedern.

Das Verbreitungsgebiet dehnt sich über viele Gebiete Mittel- und Westafrikas aus.

Eine Lebensschilderung der vorstehend kurz beschriebenen Nachtschwalben kann im Grunde nichts anderes sein, als die Ausführung des weiter oben über die Familie Mit-



Flaggennachtschwalbe (Cosmetornis vexillarius). ⅓ natürl. Größe.

geteilten. Wie schon bemerkt, gehört die große Mehrzahl aller Nachtschwalben dem Walde, nicht aber dem dicht geschlossenen oder düsteren Urwalde an: sie erwählen sich im Gegenteile solche Waldungen, wo große Blößen mit dichter bestandenen Stellen abwechseln. Afrikas Steppenwaldungen, wo nur hier und da ein Baum oder ein Strauch steht, der übrige Boden aber mit hohem Grase bewachsen ist, müssen den Nachtschwalben als Paradies erscheinen; darauf hin deutet wenigstens das ungemein häufige Vorkommen der Vögel. Auch die südeuropäischen Waldungen, die sehr oft an jene Steppenwälder erinnern, sagen ihnen weit mehr zu als unsere geschlossenen Bestände. Meiden sie ja doch ängstlich fast unsere Laubwälder, obwohl diese unzweifelhaft weit reicher sind an Kerbtieren als die Nadelwaldungen, in welchen sie ihr Sommerleben verbringen. Sie erscheinen auf dem Zuge in Waldungen aller Art oder in Gärten, suchen aber im Norden zum Brüten nur Nadelwälder

auf. Die südeuropäische Art, der Rothalsnachtschatten, findet an den Gebirgswänden, wo Steinhalden mit spärlich bewachsenen Stellen abwechseln, vortreffliche Aufenthaltsorte, siedelt sich aber ebenso häufig in Baumpflanzungen und vorzugsweise in Olivenwäldern an. Die sandfarbigen Arten Ägyptens, namentlich der Wüstennachtschatten (Caprimulgus isabellinus), halten sich in dem Gestrüppe verborgen, das die Ufer des Nils bedeckt, da, wo die Wüste bis zum Strome herantritt, oder suchen sich in den mit Riedgras bewachsenen Flächen passende Versteckplätze, hierdurch an den ausschließlich zwischen dem Hochgrase der Steppe lebenden Prachtziegenmelker (Caprimulgus eximius) erinnernd. Auch die amerikanischen Arten scheinen ähnlichen Örtlichkeiten den Vorzug zu geben; doch erwähnen die Reisenden, daß einzelne Arten selbst im eigentlichen Urwalde vorkommen, bei Tage sich in den dicht belaubten Kronen der Bäume verbergen, bei Nacht aber Waldpfade und Waldblößen aufsuchen oder dicht über den Kronen der Bäume ihre Jagd betreiben.

Man darf annehmen, daß die große Mehrzahl aller Nachtschwalben auf dem Boden ruht und nur ausnahmsweise auf Baumzweigen sich niederläßt. Nachts bäumen alle Arten viel häufiger als während des Tages, obgleich immerhin einzelne der letzteren auf Baumästen zubringen. Der Grund dieser entschiedenen Bevorzugung des flachen Bodens ist unschwer zu erkennen: der Nachtschatten stellt besondere Ansprüche an den Zweig, auf welchem er sich niederlassen will; denn er verlangt einen ihm in jeder Hinsicht bequemen Ruhesitz. Wie ich oben bereits bemerkt habe, setzt sich kein einziger dieser Vögel, nach anderer Art, querüber auf einen Zweig, sondern stets der Länge nach, so daß Ast und Leib in dieselbe Richtung kommen und letzterer auf ersterem ruht. Nur wenn ein Ziegenmelker aus seinem tiefsten Schlafe aufgeschreckt wird und sich einem Baume zuwendet, setzt er sich nach anderer Vögel Weise auf Zweige nieder; ein solches Sitzen ist ihm aber so zuwider, daß er baldmöglichst einen neuen, bequemeren Platz aufsucht. Die gezähnelten Nägel der Mittelzehe und die nach innen gestellten Hinterzehen ermöglichen sicheres Festhalten in dieser Lage; aber es gehört doch schon ein ziemlich starker, auf eine Stelle hin astfreier und im gewissen Grade rauher oder gabeliger Ast dazu, um den Vögeln bequem zu erscheinen.

„Da ihnen", erzählt Naumann, „ganz zusagende Sitzplätze nicht eben sehr häufig vorkommen mögen, so sieht man selbige in der Zugzeit fast regelmäßig wieder von anderen besetzt, wenn man die ersten auf ihnen weggeschossen hatte. Ein Apfelbaum in meinem Garten hatte einen wagerechten Zacken, der, obwohl noch zu schwach für den Sitz eines solchen Vogels, sich in eine sehr enge Gabel teilte, deren ebenfalls wagerecht stehende beide Zinken nur wie ein Finger dick waren. Gleichwohl gaben sie, wenn der Vogel der Länge nach, jeden Fuß einzeln, auf die Zinken der Gabel setzte und Hinterkörper und Schwanz auf dem hinter der Spalte noch in eins verwachsenen Teile des Astes ruhen ließ, einen sehr bequemen Sitz ab, der so viel Beifall zu finden schien, daß ich in der Zugzeit mehrere Jahre nacheinander beständig Nachtschwalben darauf antreffen konnte, ja einstmals drei Tage nacheinander auch drei solcher Vögel, nämlich alle Tage einen davon herabschoß." Nicht minder gern als solchen Ast erwählt der Nachtschatten einen größeren, oben flachen Stein zu seinem Ruhesitze und Schlafplatze. Auf solchem Steine, welcher, um allen Wünschen zu genügen, zeitweilig von der Sonne beschienen werden muß, trifft man, wenn man einmal Ziegenmelker hier bemerkte, immer wieder welche an. In Afrika und wohl in allen heißen Ländern meiden die Nachtschwalben die Sonne ebenso, wie sie sie hier zu Lande aufsuchen, und ziehen sich, um zu schlafen, stets bis in Stammnähe eines Baumes oder Strauches zurück. Während des Schlafes schließt der Nachtschatten die großen Augen gänzlich; sein feines Gehör scheint ihm jedoch nahende Gefahr rechtzeitig zu verraten. Dann blinzelt er nach Eulenart zwischen den kaum geöffneten Lidern hervor, versucht sich einige Aufklärung zu schaffen und fliegt dann entweder auf und davon oder drückt sich auch wohl

noch fester und platter auf den Boden nieder, indem er auf die Gleichfarbigkeit seines Gefieders mit einem alten Rindenstück oder der Erde selbst vertraut.

Naumann behauptet, daß man den Nachtschatten niemals gehen sehe, falls man nicht eine Bewegung so nennen wolle, die er ausführt, wenn er, aufgescheucht, eben wieder aufbäumt, sich in seine gewöhnliche Stellung dreht, und dann durch ein paar schrittartige Bewegungen zurechtsetzt. Dies ist nicht richtig; ich wenigstens habe sehr oft gesehen, daß die afrikanischen Ziegenmelker vom Umfange des Schattenraumes eines Busches aus der geeigneten Sitzstelle im Mittelpunkte zutrippelten und so immerhin einen oder mehrere Meter Entfernung laufend durchmaßen. Unser Nachtschatten ist mindestens ebenso befähigt wie seine afrikanischen Verwandten. „Bei meiner von großen Kiefernwäldern umschlossenen, einsam gelegenen Wohnung", schreibt mir Vielitz, „sind Nachtschwalben recht häufig, und ich habe viel Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten. An schönen Sommerabenden umgaukeln einzelne dieser Vögel das Gehöft in unmittelbarer Nähe, halten sich rüttelnd vor dem im Freien Sitzenden, um ihn neugierig anzustaunen, und verschwinden geräuschlos, um im nächsten Augenblicke wieder aufzutauchen. Verhält man sich ganz unbeweglich, so setzt sich der Vogel hier und da auf eine freie kiesige Stelle, bleibt, den Leib flach auf den Boden gedrückt, unbeweglich wie ein Stück Baumrinde einen Augenblick beobachtend sitzen und beginnt, wenn er alles in Ordnung findet, nunmehr sich fortzubewegen, um von dem nackten Boden hier und da etwas aufzunehmen. Er durchtrippelt dabei gewöhnlich nur ganz kurze Strecken, 15, höchstens 20 cm ohne Unterbrechung, hält an, nimmt etwas vom Boden auf, verweilt wieder einen Augenblick in ruhiger Beobachtung und geht weiter. Auf diese Weise durchwandert er kreuz und quer oft eine Viertelstunde lang die ihm, wie es scheint, sehr zusagenden Kiesstellen. Ich habe ihn oft auf dem Platze vor meiner Haustreppe, die 4 und 6 m mißt, beobachtet, indem ich auf der untersten Stufe Platz genommen hatte. Diesen Raum durchwandert er wiederholt, von einer Seite bis zur anderen laufend, und nähert sich mir dabei oft so, daß ich ihn mit der Hand hätte berühren können. Wagt er kühn eine etwas weitere Strecke im Zusammenhange zu durchlaufen, so nimmt er stets die Flügel zu Hilfe, indem er sie zierlich nach oben erhebt und sich so im Gleichgewichte erhält. Bisweilen ist er bewegungslustiger und sucht eine solche Stelle für seine Verhältnisse überraschend schnell ab. Dann benutzt er aber bei jedem Laufe die Flügel, indem er sie rasch nach oben erhebt und wieder anlegt, behält jedoch dabei die Füße immer auf dem Boden."

Der Flug ist ungemein verschieden, je nach der Tageszeit und je nach der Erregung, die der Vogel gerade kundgibt. Bei Tage erscheint er flatternd, unsicher und in gewissem Grade unbeholfen, auch regellos; man meint, daß ein vom Winde plötzlich erhobener leichter Gegenstand durch den Luftzug weitergeführt würde und schließlich zum Boden wieder herabstürze. Ganz anders fliegt der Ziegenmelker bei Nacht. Mit dem Verglühen des Abendrotes im Westen tritt er seine Jagdzüge an. Er ist vorher munter geworden, hat sich minutenlang im Gefieder genestelt, nach dieser und jener Seite umgeschaut und streicht nun zunächst raschen, behenden, gleitenden Fluges über wenig bewaldete Flächen oder über vollständige Blößen dahin. Solange es nur der Jagd gilt, ist der Flug abwechselnd ein leichtes, schwalbenartiges Schwimmen und Schweben, bei welchem die Flügel ungefähr ebenso hoch gehalten werden, wie von einem fliegenden Weihe geschieht, oder ein durch rasche Flügelschläge beschleunigtes Dahinschießen; Schwenkungen aller Art werden dabei jedoch auch ausgeführt und zwar fast mit derselben Gewandtheit, welche die Rauchschwalbe zeigt. Bei besonderen Gelegenheiten erhält sich der Ziegenmelker auch rüttelnd längere Zeit über einer Stelle: irgend etwas hat seine Aufmerksamkeit erregt und bewegt ihn, dies genau zu untersuchen. So geht es weiter, bis die vollkommen hereingebrochene Dunkelheit die Jagd beendet. Da

der Vogel verhältnismäßig ungeheuere Bissen hinabwürgt, Mai- und große Mistkäfer, umfangreiche Nachtschmetterlinge z. B. dutzendweise verschluckt, ist der Magen in der allerkürzesten Zeit gefüllt und eine fernere Jagd zunächst unnütz; denn auch der Magen eines Ziegenmelkers verlangt sein Recht. Die Verdauung abwartend, sitzt der Vogel jetzt eine Zeitlang ruhig auf einem Aste; sobald aber die lebend verschluckten und nicht so leicht umzubringenden Käfer in seinem Magen getötet sind und wieder Platz für neue Nahrung geschafft ist, tritt er einen nochmaligen Jagdzug an, und so geht es abwechselnd die ganze Nacht hindurch, falls diese nicht gar zu dunkel und stürmisch ist. Am lebhaftesten fliegen die Nachtschatten in den Früh- und Abendstunden; während der eigentlichen Mitternacht sah oder hörte ich sie nicht einmal in den milden Nächten der Gleicherländer.

Gelegentlich dieser Jagdflüge entfernt sich der Nachtschatten oft weit von seinem eigentlichen Wohnsitze. Er kommt in Thüringen aus den benachbarten Wäldern bis in das Innere der Dörfer oder fliegt hoch über diesen dahin einem anderen Walde zu, erscheint in Spanien über großen Städten, wie z. B. über Madrid, von den umgebenden Gärten her, schwebt in Mittelafrika von der Steppe herein in die Wohnorte des Menschen und treibt sich hier oft während der halben Nacht umher. In den Ortschaften wie im Walde besucht er während seiner nächtlichen Ausflüge mit einer gewissen Regelmäßigkeit bestimmte Plätze, um von ihnen aus einem vorübersummenden Kerbtiere nachzujagen, oder um seinen absonderlichen Liebesgesang hören zu lassen. Einer, den ich in meiner Heimat beobachten konnte, erschien während eines ganzen Monats allabendlich und fast zu derselben Zeit regelmäßig zuerst an einigen vom Walde, seinem Brutorte, mindestens 1 km entfernten Linden, umflog deren Kronen in Schraubenlinien und schönen Schwenkungen, offenbar um dort sitzende Kerbtiere aufzutreiben, begab sich hierauf einen wie alle Abende nach einer zweiten Baumgruppe, flog von dieser aus einer dritten zu und kehrte dann nach dem Walde zurück. Wenn man den Ziegenmelker beobachten will, braucht man nur einen seiner Singplätze aufzusuchen: im Verlaufe des Abends erscheint er hier sicherlich mehrere Male. Verhält man sich ruhig, so läßt er sich durch die Anwesenheit des Menschen nicht im geringsten beirren, sondern kommt und geht nach wie vor. Gesehen aber und vielleicht auch seinerseits aufmerksam, mindestens neugierig ins Auge gefaßt hat er den Beobachter wohl. Nicht selten geschieht es, daß seine Neugier durch besondere Umstände erregt wird: ein dahinlaufender Hund kann ihn viertelstundenlang beschäftigen. Er stürzt sich dann wiederholt nach Falkenart auf den Vierfüßler hernieder und umfliegt ihn bis weit über die Grenzen seines Gebietes hinaus. Ebenso werden Menschen, die zufällig über seinen Wohnsitz gehen, oft lange von ihm verfolgt, in engen Kreisen umschwärmt und bis zur Waldgrenze oder darüber hinaus begleitet. Um kleinere Vögel bekümmert er sich selbstverständlich nicht, weil diese bereits zur Ruhe gegangen sind, wenn er sich zeigt. Dagegen verursacht er dem Kleingeflügel anfänglich, jedoch niemals lange, Bedenken und Besorgnisse. Ein Ziegenmelker, der sich in einem Garten Englands niederließ, setzte die dort wohnenden Singvögel so in Schrecken, daß sie den Garten verließen. Nach zwei oder drei Tagen kehrten alle zurück; denn sie hatten in dem Fremdlinge einen harmlosen Gesellen erkannt, den sie nicht zu fürchten brauchten.

Die Liebe äußert auch auf die stumpfsinnig erscheinenden Nachtschwalben ihre Zaubermacht. Daß zwei Männchen um die Gunst eines Weibchens in heftigen Streit geraten können und dabei sich so tüchtig zausen, wie sie es vermögen, braucht nicht hervorgehoben zu werden; wohl aber muß ich hier bemerken, daß alle Ziegenmelker während der Paarzeit besondere Flugkünste treiben. Schon unser deutscher Nachtschatten erfreut durch seine Flugspiele während der Zeit seiner Liebe. Jede Bewegung wird, so scheint es, mit gewissem Feuer ausgeführt und erscheint rascher, gehobener, stolzer. Aber nicht genug damit, der Ziegenmelker klatscht auch noch mit den Flügeln wie eine liebesbegeisterte Taube,

stürzt sich plötzlich aus einer gewissen Höhe hernieder, daß man ein eignes Rauschen vernimmt, oder umschwebt und umgleitet in den prachtvollsten Schwenkungen das ruhig sitzende Weibchen. Jede Art leistet in diesen Liebesspielen etwas Besonderes; am auffallendsten aber erscheinen, wie man sich denken kann, die durch den sonderbaren Federschmuck ausgezeichneten Arten Mittelafrikas oder Südamerikas. Ich kenne keine ausführliche Beschreibung der Flugweise der Leierschwalben, kann mir aber lebhaft denken, daß die Männchen dieser Gattung einen wunderbaren Eindruck hervorrufen müssen; denn ich erinnere mich heute noch mit wahrem Vergnügen der Frühlingsabende in Innerafrika, die uns in der Steppe, im Dorfe oder in der Stadt die Schleppennachtschwalben in ihrer vollen Liebesbegeisterung vor das Auge brachten. Unbesorgt wegen des lauten Treibens der Menschen, erschienen die prächtigen Vögel inmitten der Ortschaften und umflogen einzelne Bäume mit einer Anmut, Zierlichkeit und Gewandtheit, die uns immer zum Entzücken hinriß. Die Helligkeit der Nächte in den Wendekreisländern ließ uns jede Bewegung der Vögel deutlich wahrnehmen; wir konnten jeden Flügelschlag sehen, jedes Ausbreiten oder Zusammenlegen des wie eine Schleppe nachgetragenen Schwanzes unterscheiden, und der Vogel gebärdete sich, als wolle er uns alle Künste seines köstlichen Fluges offenbaren. Auch an dem Lagerfeuer in der Steppe war die Schleppennachtschwalbe eine regelmäßige Erscheinung und Gegenstand der anziehendsten Unterhaltung; es schien, als ob sie das ungewohnte Licht besonders aufrege und sie diesem Gefühle durch wundersame Bewegungen Ausdruck geben müsse.

Den Vierflügler habe ich zu meinem Bedauern niemals selbst gesehen, wohl aber aus dem Munde aller Araber, die ihn kannten, dieselben Ausdrücke der Verwunderung vernommen, die ich aus allen Erzählungen meiner eingeborenen Jäger schon früher herausgehört hatte. Wie auffallend die Erscheinung des fliegenden Vierflüglers ist, mag aus folgenden Worten Russegers hervorgehen. „Hätte ich eine Haremserziehung genossen, in diesem Augenblick hätte ich an Teufelsspuk und Hexentum geglaubt; denn was wir in der Luft sahen, war wunderbar. Es war ein Vogel, der sich jedoch mehr durch die Luft zu wälzen, als zu fliegen schien. Bald sah ich vier Vögel, bald drei, bald zwei, bald sah ich wieder einen Vogel, der aber wirklich aussah, als hätte er vier Flügel; bald drehte sich das Gaukelspiel wie ein Haspel um seine Achse, und es verwirrte sich das ganze Bild. Die beiden langen Federn, wegen der Zartheit ihrer Schäfte das Spiel eines jeden Windzuges, erschweren einerseits den Flug dieses Vogels sehr und bewirken anderseits durch ihr Flattern und Herumtreiben in der Luft während des Fluges um so mehr alle die eben erwähnten Täuschungen, als der Vierflügler nach Art seiner Familie nur im trügerischen Lichte der Dämmerung fliegt und an und für sich einen sehr ungeregelten, unsicheren Flug besitzt.“ Ausführlicher beschreibt den Flug von Heuglin. „Mit dem Erscheinen des ersten Sternes am Abendhimmel“, sagt er, „beginnt der Vierflügler seine Wanderung und Jagd. Er streicht rasch und in gerader Linie, immer seinen bestimmten Wechsel einhaltend, über den Hochwald hin nach Lichtungen, die er nach Heuschrecken, Käfern, Nachtschmetterlingen und Fliegen durchstreift, und zwar meist ziemlich niedrig, langsam und still. Nur bei plötzlichem Anhalten oder raschen Wendungen vernimmt man ein Geräusch, das dem Peitschen eines seidenen Taschentuches verglichen werden kann. Sind die Bärte der langen Schmuckfedern mit Ausnahme der feinen Spitze abgerieben, so hat es den Anschein, als würde der Vogel von zwei kleineren verfolgt, die beständig und gleichmäßig von oben herab auf ihn stoßen.“ Letzterer Ausdruck ist mir gegenüber auch von den Eingeborenen gebraucht worden, die ich hinsichtlich des Vogels befragte.

Die Stimme der Nachtschatten ist sehr verschieden. Einige Arten lassen hauptsächlich ein Schnurren vernehmen, andere geben mehr oder weniger wohllautende Töne zum besten. Wenn unser Ziegenmelker am Tage plötzlich aufgescheucht wird, hört man von ihm ein

schwaches, heiseres „Dackdack“; bei Gefahr faucht er leise und schwach, nach Art der Eulen. Während der Paarungszeit vernimmt man den eigentümlichen Liebesgesang. Dieser besteht nur aus zwei Lauten, die man vielleicht richtiger Geräusch nennen dürfte, werden aber mit einer bewundernswürdigen Ausdauer vorgetragen. Man kann nur annehmen, daß der Ziegenmelker sie in derselben Weise hervorbringt, wie unsere Hauskatze das bekannte Schnurren. Auf dem Wipfel oder auf einem passenden Aste eines Baumes sitzend, beginnt der Vogel mit einem weit hörbaren „Errrrr“, auf welches ein etwas tieferes „Oerrrr“ oder „Orrr“ erfolgt. Letzteres wird offenbar beim Einziehen, ersteres beim Ausstoßen des Atems hervorgebracht; denn jenes währt durchschnittlich nur 1, letzteres dagegen 4 Sekunden. Wenn der Nachtschatten noch mit vollem Feuer singt, wechselt die Dauer eines Satzes zwischen 30 Sekunden und 5 Minuten. Einer, den ich mit der Uhr in der Hand beobachtete, spann 4 Minuten 45 Sekunden lang ununterbrochen, setzte 45 Sekunden aus, benutzte diese Zeit, um auf einen anderen Baum zu fliegen, und ließ von ihm aus einen zweiten, 3 Minuten 15 Sekunden währenden Gesang vernehmen. Verweilt der spinnende Vogel auf demselben Sitze, nämlich einem bequem zu erreichenden freien Zacken oder dicken, nicht verzweigten Aste, so pflegt er in der Regel einen Hauptsatz seines Gesanges mehrfach zu gliedern, indem er nach 1 oder 2 Minuten langem, ununterbrochenem Schnurren eine kurze, höchstens 3 Sekunden lange Pause einlegt, hierauf wiederum einige Sekunden spinnt, nochmals einige Augenblicke aussetzt und so in immer kürzeren Zwischenräumen seinen absonderlichen Gesang abschließt. Wenn man sich in sehr großer Nähe des Sängers befindet, vernimmt man auch, daß der Hauptsatz mit leisen Lauten geschlossen wird, die zwar ebenfalls das Gepräge des Schnurrens tragen, aber doch wesentlich von den sonst hörbaren sich unterscheiden und gewissermaßen ein Aushauchen sind. Diese Laute lassen sich ungefähr durch die Silben „quorre quorre quorre“ ausdrücken und ähneln nach meiner Auffassung am besten dem verhaltenen Knarren eines Teichfrosches, das man aus einiger Entfernung vernimmt. Das Weibchen schnurrt ebenfalls, jedoch nur äußerst selten und stets sehr leise; denn das Spinnen ist Ausdruck der Zärtlichkeit. Fliegend vernimmt man von beiden Geschlechtern einen Lockton, der wie „häit häit“ klingt.

Alle afrikanischen Nachtschwalben, welche ich hörte, spinnen genau in derselben Weise wie die unserige; schon die südeuropäische Art aber wirbt in wohlklingenderer, wenn auch nicht gemütlicherer Weise um das Herz seiner Geliebten. Sie wechselt mit zwei ähnlichen Lauten ab, die wir nur durch die Silben „kluckkluckkluck“ wiedergeben können. Die eine pflegt tiefer zu sein, als die andere; das Wieviel aber läßt sich mit Buchstaben nicht ausdrücken. Der Jotakanachtschatten, den Radde im Burejagebirge antraf, besitzt nach seiner Beschreibung eine gluckende Lockstimme, die sich etwa durch die beiden Silben „dschog dschog“ wiedergeben läßt, weshalb der Vogel von den Birar-Tungusen „Dschogdschoggün“ genannt wird. Ein indischer Ziegenmelker, der wiederholt mit dem unserigen verwechselt worden ist (Caprimulgus indicus), schreit nach Jerdon „tuyo“. Diese Angaben, welche die gänzliche Verschiedenheit der Stimmen so nahe verwandter Vögel beweisen, genügen vollständig, um festzustellen, daß die Genannten durchaus selbständige Arten sind.

Besonders auffallend muß der Ruf einiger amerikanischen Nachtschwalben sein, weil er nicht bloß den ungebildeten, sondern auch den gebildeten Bewohnern dieses Erdteiles Veranlassung gegeben hat, die Vögel entweder zu scheuen oder mit den auffallendsten Namen zu belegen. Schomburgk schildert malerisch die Stimmen des Urwaldes, die laut werden, wenn der helle Gesang, das ausgelassene Gelächter der farbigen Begleiter des Reisenden verstummt sind. „Auf den heiteren Jubel folgte die tiefe Klage des Schmerzes der verschiedenen Arten der Ziegenmelker, die auf den dürren, über die Wasserfläche emporragenden Zweigen der in den Fluß gesunkenen Bäume saßen und ihre stöhnenden Klagelaute

durch die mondhelle Nacht ertönen ließen. Diese dumpfen Laute sind in der That so düster und unheimlich, daß ich die Scheu und Furcht vor diesen Tieren sehr natürlich finde. Kein Indianer, kein Neger, kein Kreole der Küste wagt es, sein Geschoß auf diesen Vogel zu richten, in welchem die ersteren die Diener des bösen Geistes ‚Jabahu‘ und seine Zauberer, die anderen Boten des bösen Geistes ‚Jumbo‘ und die dritten den sicheren Verkündiger eines Todesfalles innerhalb des Hauses erblicken, wie schon Waterton in seinen ‚Wanderungen‘ so anmutig erzählt hat. Bald scholl mir von jenen Bäumen oder dem nahen Ufer das klagende ‚Ha-ha-ha-ha-ha-ha-ha‘, das mit hellem, vollem Tone beginnt und nach und nach bis zum ersterbenden Seufzer hinabsinkt, entgegen, bald das mit ängstlicher Hast ausgestoßene ‚Who-are-you, who-who-who-are-you?‘ (‚Wer bist du, wer, wer, wer bist du?!‘), bald wieder das dumpf befehlende ‚Work-away-work-work-work-away‘ (‚Arbeite los, arbeite, arbeite ꝛc.‘), während mich im nächsten Augenblicke eine vom tiefsten Lebensüberdrusse erfüllte Stimme anflehte: ‚Willy-come-go, Willy-Willy-Willy-come-go‘ (‚Wilhelm, komm, laß uns gehen, Wilhelm ꝛc.‘) und eine fünfte klagte: ‚Whip-poor-Will! Whip-whip-whip-whip-poor-Will!‘ (‚Peitsche armen Wilhelm, peitsche, peitsche ꝛc.‘), bis plötzlich das kreischende Geschrei eines Affen, der im Schlafe gestört oder von einer Tigerkatze überfallen worden war, aus dem düsteren Walde herübertönte.“

Das oben über die geistigen Fähigkeiten der Ziegenmelker Gesagte will ich hier durch einige Belege zu beweisen suchen. Die Nacht bietet auch bewegungsfähigen Vögeln viel weniger Gelegenheit, ihren Geist auszubilden, als der helle, an Ereignissen reiche Tag; zumal der allgemeine Tierfeind „Mensch“ kommt diesen Geschöpfen gegenüber nur wenig in Betracht. So erkläre ich mir die Neugier des Ziegenmelkers. Alles Ungewohnte erregt seine Aufmerksamkeit in höchstem Grade, und er kommt dann von ferne herbei, um sich die Sache genauer zu betrachten. In einsamen Waldungen naht er, wie schon bemerkt, dem verspäteten Wanderer und umfliegt ihn in engen Kreisen oder begleitet ihn Viertelstunden lang, sicherlich einzig und allein zu dem Zwecke, um sich hinreichende Aufklärung über die ihm ungewöhnliche Erscheinung zu verschaffen. Plötzliche Lichterscheinungen reizen ihn noch mehr. Nicht bloß der Schleppennachtschatten, sondern alle Nachtschwalben überhaupt werden durch das Lagerfeuer herbeigezogen und umschwärmen es in sonderbarer Weise. Ein Fehlschuß, der ihnen gegolten, verblüfft sie förmlich. Sie pflegen dann ihren Flug plötzlich zu unterbrechen und, die Gefährlichkeit des Feuergewehres nicht kennend, sich rüttelnd an einer Stelle zu halten, um sich von der Bedeutung des eben Geschehenen zu überzeugen. Daß sie sich durch diese Unvorsichtigkeit zum zweitenmal dem tödlichen Geschosse aussetzen, kommt ihnen nicht in den Sinn: es fehlt ihnen an Erfahrung darüber. Ist aber einer der Gatten des Paares gefallen, dann pflegt sich der andere wohl in acht zu nehmen: Erfahrung witzigt also auch ihn. Nirgends hält es leichter, Ziegenmelker zu erlegen, als in Afrika. Sie betragen sich hier, wie ich bereits zu schildern versuchte, ohne irgend welche Bedenklichkeit zu zeigen; sie sind es nicht anders gewohnt: kein Eingeborener hat sie jemals geschreckt oder gefährdet. Das Erscheinen einer Eule wandelt aber ihr Betragen augenblicklich um: der Nachtschatten erkennt in dieser eine Räuberin und ist auf Flucht bedacht. Für die geistige Befähigung des Vogels spricht aber noch mehr, so namentlich eine List, die der so täppisch erscheinende Gesell bei Tage bekundet. Die Spanier nennen den Ziegenmelker „Hirtenbetrüger“, aus dem sehr richtigen Grunde, weil die Hirten am häufigsten mit ihm in Berührung kommen. Die weidende Herde treibt den Nachtschatten auf, der fliegende Vogel erregt die Aufmerksamkeit des Hirten, und dieser geht nach dem Platze hin, auf welchen jener einfiel, entdeckt ihn auch wohl, glaubt sich seiner ohne Anstrengung bemächtigen zu können, kann sich bis auf einen halben Meter dem Schläfrigen nähern, streckt die Hand aus, um ihn wegzunehmen, und — greift in die Luft. Der Ziegenmelker hat seinen Feind wohl

gesehen, das blinzelnde Auge jede Bewegung beobachtet; er hat es aber für gut befunden, tiefen Schlaf zu heucheln, und freut sich sicherlich herzlich, daß er den Erdenbeherrscher wieder einmal betrogen.

Daß diese Schilderung keine Fabelei ist, mag eine Angabe Naumanns beweisen. „Einstmals“, so erzählt der Altmeister, „leistete ich meinem Vater beim Ausbessern eines Lerchennachtgarns, das wir auf einer Wiese ausgebreitet hatten, Gesellschaft, als ich zufällig ganz in unserer Nähe auf dem Schafte eines vom Winde umgeworfenen großen Baumes einen Tagschläfer gewahrte, der sehr fest zu schlafen schien. Der Entschluß, ihn zu fangen, war sogleich gefaßt, das Garn herbeigeholt, an seinen beiden Stangen aufgerichtet und ausgespannt über den liegenden Baum mit allen seinen noch daran befindlichen Ästen und Zweigen hinweggedeckt, obgleich nicht alles hierbei ganz geräuschlos abging. Da wir nun, als dem Vogel jeder Ausweg verschlossen war, zu lärmen anfingen, um ihn von seinem Sitze gegen das Netz zu treiben, weil wir ihn so leichter mit den Händen zu erhaschen hoffen durften, bemerkten wir, daß er jetzt zwar aufgewacht war, uns aber durch Scheinschlaf zu täuschen suchte, weshalb ich denn unter das Netz in den überdeckten Raum hineinkriechen mußte, worauf er erst von seinem Sitze gegen das Netz flog, als ich schon die Hand nach ihm ausstreckte.“

Alle im Norden der Erde lebenden Arten der Unterfamilie und wahrscheinlich auch diejenigen, welche ein Gebiet bewohnen, in welchem schroffer Wechsel der Jahreszeiten stattfindet, verlassen in den für ihr Leben ungünstigen Monaten ihr Brutgebiet, um mehr oder minder regelmäßig nach anderen Gegenden zu reisen: sie ziehen also, oder sie wandern. Entsprechend der Art und des bedeutenden Verbrauches an Nahrung erscheint unser Nachtschatten in der Heimat erst ziemlich spät, kaum vor Mitte, meist erst Ende April, in höheren Gebirgslagen oder im Norden auch wohl erst Anfang Mai, und verläßt uns von Ende August an allmählich wieder. Im Gegensatze zu manchen anderen Vögeln wandert er langsam und gemächlich, obwohl er, dank seiner Flugbegabung, weite Strecken mit Leichtigkeit durchzieht und selbst Meere anscheinend unnötigerweise überfliegt. Im Frühjahre begegnet man den wandernden Ziegenmelkern meist einzeln, höchstens paarweise, im Herbste dagegen in mehr oder minder zahlreichen Gesellschaften, die weiter nach dem Süden hin stetig an Anzahl zunehmen. Solche Gesellschaften beobachtet man im südlichen Europa wie im Norden Afrikas oder im steinigen Arabien schon Ende August, von dieser Zeit an aber bis in den September und Oktober hinein. Die zuerst abreisenden sind wahrscheinlich diejenigen, welche nicht durch das Brutgeschäft aufgehalten werden, die zuletzt ziehenden die, welche die Erziehung ihrer Jungen erst spät beenden konnten oder durch geeigneten Ortes in besonderer Menge ihnen winkende Beute aufgehalten wurden. Unterwegs scheint den reisenden Vögeln jede einigermaßen Deckung gewährende Örtlichkeit zur Tagesruhe recht und genehm zu sein. Sie ziehen zwar auch hier waldige oder doch bebuschte Strecken vor, nehmen jedoch keinen Anstand, nötigenfalls ebenso auf nackten felsigen Hügeln oder mitten in der Wüste und Steppe sich niederzulassen. Drängt die Zeit, oder vermag eine gewisse Gegend sie nicht zu ernähren, so fliegen sie auch, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, am hellen Tage; von Heuglin beobachtete einen Nachtschatten, der sich um diese Zeit auf einem Dampfschiffe niederließ, um hier einen Platz zu zeitweiligem Ausruhen zu suchen, wie dies bei den über das Meer fliegenden Nachtschwalben nicht allzu selten zu geschehen pflegt. Im nordöstlichen Afrika folgen auch sie der von den meisten Vögeln benutzten Zugstraße, dem Nillaufe nämlich, nach von Heuglins Beobachtungen aber ebenso den Küsten des Roten Meeres, und eine Folge solcher Abweichung von der Regel mag es wohl sein, daß sie sich während des Zuges oft tief bis in die baumlose Wüste verirren. Im September und Oktober begegnete von Heuglin den Einwanderern bereits an

der Danakil- und Somalküste, im Bogoslande, in Abessinien und in Kordofan, ich meinerseits ebenso in den Waldungen zu beiden Seiten der Hauptströme des Nils. Sie halten sich hier genau auf denselben Örtlichkeiten auf wie die einheimischen Arten, pflegen jedoch mit diesen keine Gemeinschaft, sondern ziehen, wie andere Vögel auch, unbekümmert über die seßhaften Arten hinweg. Wieweit sich die Reise unseres Nachtschattens erstreckt, vermögen wir mit Bestimmtheit nicht zu sagen, sondern nur so viel anzugeben, daß der Vogel im südlichsten Teile Afrikas wohl nur sehr selten gefunden wird. Auf dem Rückzuge erscheint er einzeln bereits Ende März, in größerer Menge aber Anfang April in Ägypten, wenige Tage später in Griechenland, woselbst er ebensogut wie in Kleinasien und im Atlas Brutvogel ist, und, da er jetzt eiliger fliegt, wenige Tage später in Deutschland. Nicht allein unsere heimische Art, sondern auch andere Nachtschwalben streichen gelegentlich ihres Zuges über die Grenzen ihres Verbreitungsgebietes hinaus. So wurde die Schleppenschwalbe in der Provence, der Wüstennachtschatten auf Helgoland angetroffen.

Es scheint, daß alle Ziegenmelker nur einmal im Jahre brüten. Diese Zeit ist selbstverständlich verschieden nach der Heimatgegend, die diese oder jene Art bewohnt, fällt aber regelmäßig in den Frühling der betreffenden Länder. Das Männchen wirbt sehr eifrig um die Liebe seiner Gattin und bietet alle Künste des Fluges auf, um ihr zu gefallen. Auch das Schnurren oder laute Rufen ist nichts anderes als Liebeswerbung, der Gesang des verliebten Männchens. Nachdem sich die Paare gefunden und jedes einzelne das Wohngebiet erkoren, legt das Weibchen an einer möglichst geschützten Stelle, am liebsten unter Büschen, deren Zweige bis tief auf den Boden herabreichen, sonst aber auch auf einem bemoosten Baumstrunke, in einem Grasbusche und an ähnlichen Örtlichkeiten seine 2 Eier auf den Boden ab, regelmäßig da, wo man sie nicht sucht. Unser Ziegenmelker scheint mit besonderer Vorliebe Stellen zu wählen, auf welchen feine Späne eines abgehauenen Baumes oder Rindenstückchen, abgefallene Nadeln und dergleichen liegen. Ein Nest wird niemals gebaut, ja die Niststelle nicht einmal von den auf ihr liegenden Stoffen gereinigt. Beide Geschlechter zeigen innige Liebe zur Brut und zeitigen sie wahrscheinlich abwechselnd. Bei herannahender Gefahr gebraucht der brütende Ziegenmelker die gewöhnliche List schwacher Vögel, flattert, als ob er gelähmt wäre, über dem Boden dahin, bietet sich dem Feinde zur Zielscheibe, lockt ihn weiter und weiter vom Neste ab und erhebt sich dann plötzlich, um raschen Fluges davon- und zurückzueilen. Bleibt man ruhig und möglichst unbeweglich in der Nähe der gefundenen Eier sitzen, so bemerkt man, daß der weibliche Nachtschatten nach geraumer Zeit zurückkommt, in einiger Entfernung von den Eiern sich niedersetzt und vorsorglich und mißtrauisch in die Runde schaut. Endlich entdeckt oder erkennt er den lauschenden Beobachter, sieht sich ihn nochmals genau an, überlegt und setzt sich endlich in Bewegung. Trippelnd watschelnden Ganges nähert er sich mehr und mehr, kommt endlich dicht heran, bläht sich auf und faucht, in der Absicht, den Störenfried zu schrecken und zu verscheuchen. Dieses Gebaren ist so außerordentlich belustigend, so überwältigend, daß E. von Homeyer, dem ich die Mitteilung dieser Thatsache verdanke, nie versäumte, tierfreundliche Gäste zu den Eiern eines in seinem Garten brütenden, von ihm geschützten Nachtschattens zu führen, um sie des entzückenden Schauspiels teilhaftig werden zu lassen.

Wie groß muß die Mutterliebe sein, die einen so kleinen Wicht ermutigt, in dieser Weise dem oft unbedachten und leider auch grausamen Menschen entgegenzutreten! Nähert man sich nachts der Brutstätte, so ist das Weibchen äußerst ängstlich und schreit, um das Männchen herbeizurufen. Aber es trifft auch noch andere Vorsichtsmaßregeln, um die einmal aufgespürte Beute der Gewalt des Feindes zu entrücken. Audubon hat, wie schon bemerkt, von einer Art beobachtet, daß die Eltern ihre Eier und selbst ihre kleinen Jungen, wenn das Nest entdeckt wurde, einer anderen Stelle des Waldes zutragen; es ist aber gar nicht

unmöglich, daß alle übrigen Ziegenmelker in ähnlicher Weise verfahren. „Ich habe", erzählt der ausgezeichnete Forscher, „es mich viel Zeit kosten lassen, um mich zu überzeugen, wie der Ziegenmelker dabei verfährt, um Eier und Junge wegzuschaffen, zumal nachdem ich, dank der Hilfe eines ausgezeichneten Hundes, gefunden hatte, daß der Vogel die zarten Pfänder seiner Liebe niemals weit wegträgt. Die Neger, welche die Sitten der Tiere gut zu beobachten pflegen, versicherten mich, daß der Nachtschatten die Eier oder Jungen mit dem Schnabel längs des Bodens fortschöbe oder stoße. Farmer, mit welchen ich mich über den Gegenstand unterhielt, glaubten, daß die Eltern ihre Brut wohl unter die Flügel nehmen und so fortschaffen möchten. Mir erschien die Angabe der Neger glaubwürdiger als die der Farmer, und ich machte es mir zur Aufgabe, das Wahre zu erforschen. Das Ergebnis ist folgendes. Wenn der Nachtschatten, gleichviel ob das Männchen oder Weibchen eines Paares, entdeckt hat, daß seine Eier berührt worden sind, sträubt er sein Gefieder und zeigt eine oder zwei Minuten lang die größte Niedergeschlagenheit. Dann stößt er ein leises, murmelndes Geschrei aus, auf welches der Gatte des Paares herbeigeflogen kommt und so niedrig über den Grund dahinstreicht, daß ich glauben mochte, seine kurzen Füße müßten ihn berühren. Nach einigen leisen Tönen und Gebärden, die Zeichen der größten Bedrängnis zu sein scheinen, nimmt eins ein Ei in sein weites Maul, der andere Vogel thut dasselbe, und dann streichen beide langsam und vorsichtig über den Boden dahin und verschwinden zwischen den Zweigen und Bäumen. Das Wegschleppen der Eier soll übrigens nur geschehen, wenn sie ein Mensch berührt hat, während der Vogel ruhig sitzen bleibt, wenn derjenige, welcher das Nest entdeckte, sich wieder zurückzog, ohne die Eier zu berühren."

Die ausgeschlüpften Jungen werden von den Eltern während des ganzen Tages bedeckt. Mein Vater beobachtete, daß eins der Eltern auch dann noch, als die Jungen fast flügge waren, auf ihnen saß. Wie erklärlich, findet die Atzung der Brut nur des Nachts statt. Anfangs erhalten die Kleinen zarte Kerbtiere, namentlich Hafte und Nachtschmetterlinge; später werden ihnen gröbere Stoffe zugetragen, und schließlich müssen sie unter Führung und Leitung der Alten ihre eigne Jagd beginnen.

Es ist möglich, aber ziemlich schwierig, jung aus dem Neste genommene Ziegenmelker aufzuziehen. Mein Vater versuchte es wiederholt, und es gelang ihm, wenn er nur Nachtschmetterlinge und Käfer fütterte, wogegen ausschließliche Fliegennahrung den Jungen nach kurzer Zeit den Tod brachte. Ein Junges, das mein Vater aufzog, fraß 6—8 Schock Stubenfliegen in einem Tage. Bei reichlicher Nahrung wachsen die Vögel auch in der Gefangenschaft außerordentlich schnell heran. Sie zeigen frühzeitig die Art ihrer Eltern, drücken sich plötzlich nieder, wenn sie einen Menschen auf sich zukommen sehen, und fauchen, wenn sie erzürnt werden. Die Wärme lieben sie wohl, nicht aber den Sonnenschein; denn sie kriechen, wenn sie am Fenster dem Sonnenlichte ausgesetzt werden, stets dahin, wo der Fensterrahmen Schatten gibt, und kauern sich dort nieder. Ein Nachtschatten, den Tschudi pflegte, benahm sich ähnlich. „Während wir dies schreiben", sagt der Schweizer Forscher, „trippelt ein hübscher, weiblicher Ziegenmelker in unserer Arbeitsstube umher. Wir erhalten ihn seit längerer Zeit, indem wir ihn täglich mit Würmern und Kerbtieren stopfen. Freiwillig frißt er nichts. Obgleich ein nächtlicher Vogel, ist er doch auch bei Tage ziemlich thätig, kommt bei Sonnenschein fleißig aus seinem Winkel hervor und setzt sich dicht neben uns auf den Boden, mit Vorliebe auf den wärmsten Platz, wo er behaglich den Schwanz fächerförmig ausbreitet und mit halbgeschlossenen Augen duselt. Verläßt die Sonne das Fenster, so geht er langsam schrittweise wieder in seinen Winkel und legt sich gewöhnlich platt auf den Bauch. Er fliegt sehr ungern und hüpft so ungeschickt, daß er beständig auf die Seite purzelt, wobei er oft unbehilflich liegen bleibt und wartet, bis er aufgestellt wird, obwohl er ganz gesund und stark ist. Fremde schnarrt er leise krächzend an, ist aber

dabei äußerst zahm, sitzt recht gern breit in der warmen, hohlen Hand, wobei er die Leute zutraulich mit seinen großen, schwarzen Augen ansieht, und ist der Liebling des Hauses."

In den letztvergangenen Jahren habe ich wiederholt Ziegenmelker gepflegt und ebenso durch andere mehr oder minder ausführliche Berichte über ihr Gefangenleben erhalten. Wirklich anziehende Käfigvögel sind sie nicht, wohl aber höchst absonderliche und deshalb beachtenswerte. Für denjenigen, welcher auch mit unbeholfenen Vögeln umzugehen weiß, verursacht ihre Pflege keinerlei Schwierigkeiten. Die Jungen muß man allerdings stopfen und auch den herangewachsenen Ziegenmelkern in der Regel das Futter vorhalten; bei einzelnen aber gelingt es doch, sie so weit zu gewöhnen, daß sie in dem von ihnen bewohnten Raume fliegende Beute selbst jagen, überhaupt allein fressen. Friderich erzählt von einem gefangenen Vogel dieser Art eine wahrhaft rührende Geschichte. Der jung aus dem Neste entnommene und aufgefütterte Nachtschatten wurde ungemein zahm. Da aber seine Ernährung dem Pfleger Schwierigkeiten bereitete, wollte dieser ihm die Freiheit schenken und ließ die Thüre des Käfigs offen, um ihn zum Ausfliegen zu bewegen. Als der Vogel keinen Gebrauch davon machte, warf Friderich ihn im Freien eines Abends in die Höhe. Er flog davon, stellte sich aber eine Viertelstunde später wieder ein. Der Versuch wurde wiederholt, und der Nachtschatten gewöhnte sich, nach Belieben aus und ein zu fliegen, war aber am frühen Morgen stets auf dem altgewohnten Platze. Um ihn vor der Zugzeit noch rechtzeitig an die Freiheit zu gewöhnen und das Wiederkommen zu vereiteln, trug Friderich ihn nach einem sehr abgelegenen Orte. Als man aber im nächsten Jahre die ihm zum Aufenthalte angewiesene Kammer ausräumte, fand man den Ziegenmelker in einem Verstecke vor, tot, verhungert, zur Mumie eingetrocknet. Während man ihn im Genusse der goldenen Freiheit wähnte, war der beklagenswerte Vogel, entweder aus Anhänglichkeit oder vom Hunger getrieben, zurückgekehrt und hatte hier unbemerkt seinen Tod gefunden.

Nur im Süden Europas, wo man fast alle lebenden, mindestens alle eßbaren Geschöpfe dem Magen opfert, erlegt man auch den Ziegenmelker, um ihn für die Küche zu verwenden. Bei uns zu Lande stellt außer dem Naturforscher glücklicherweise nur der Bubenjäger ihm nach. Und dies ist sehr erfreulich. Denn nicht nur unser Ziegenmelker, sondern alle Nachtschwalben überhaupt bringen dem menschlichen Haushalte nur Nutzen, niemals Schaden, verdienen daher die allgemeinste und umfassendste Schonung. Wer das Leben und Treiben dieser Vögel aus eigner Erfahrung kennen gelernt hat, muß sie liebgewinnen, und nur der gänzlich Unkundige und Wundersüchtige kann fähig sein, von der übeln Nachrede, die eben Unkenntnis und Wundersucht geschaffen, ein Wörtchen für möglich zu halten. Auch hier geht es wie immer: das Unbegreifliche reizt die Einbildung der Thoren zur Erfindung alberner Geschichten, die von anderen Thoren für bare Münze hingenommen werden. So lächerlich es sein mag, so gewiß ist, daß es noch heutigestags Menschen gibt, die den Namen Ziegenmelker wörtlich nehmen, oder in dem Nachtschatten und der „Hexe" auch wirklich einen Schatten der Nacht oder eines jener unbeschreiblichen, zauberfähigen Wesen sehen. Wer aber, wie ich, im Inneren Afrikas allnächtlich fast Ziegenmelker beobachten konnte; wer die Freude hatte, von ihnen besucht zu werden, während das nächtliche Feuer in der Einöde brannte; wem ihr Spinnen oder ihr Geschrei als freundlicher Gruß entgegentönte, sobald das hereinbrechende Dunkel das Stimmengewirr der Tagvögel verstummen gemacht: der wird sich der Nachtschwalben nur mit warmer Liebe erinnern können und sie gegen jede Verfolgung, ja schon gegen jede alberne Nachrede in Schutz nehmen müssen. Die wehrlosen und nützlichen Nachtschatten haben ohnehin in Griechen und Italienern, die sie als die schmackhaftesten aller Vögel erklären und während ihres Zuges rücksichtslos verfolgen, oder aber bei uns zu Lande in verschiedenen Raubsäugetieren und Raubvögeln der Feinde genug!

*

Von den vorher beschriebenen Gattungen und Arten der Familie unterscheiden sich die Dämmerungsschwalben (Chordeiles) nicht unwesentlich, insbesondere durch ihre Lebensweise. Daß diese Verschiedenheit der Lebensweise auf Eigentümlichkeiten des Baues sich begründet, versteht sich von selbst. Die Unterschiede der Dämmerungs- und der Nachtschwalben sind so bedeutend, daß einzelne Forscher erstere mit einigen Verwandten zu einer besonderen Unterfamilie erhoben haben. Die in Rede stehenden Vögel kennzeichnen sich durch sehr kleinen, fast gänzlich im Kopfgefieder versteckten Schnabel und starke Mundborsten, sehr schwache und kurzzehige Füße, deren Lauf auf der ganzen Hinterseite gefiedert zu sein pflegt, sehr lange und spitzige Flügel, unter deren Schwingen die erste kaum hinter der zweiten zurücksteht, mittellangen, etwas ausgeschnittenen, aus derben Federn gebildeten Schwanz und verhältnismäßig festes Kleingefieder.

Der bekannteste Vertreter dieser Gattung ist der Nachtfalke der Nordamerikaner (Chordeiles virginianus, Caprimulgus popetue, americanus und virginianus), ein unserem Nachtschatten an Größe ungefähr gleichkommender Vogel. Die Länge beträgt 22, die Breite 55, die Fittichlänge 20, die Schwanzlänge 11 cm. Das Gefieder ist oberseits braunschwarz, auf Oberkopf und Schultern durch rostfarbene Federränder, auf den Schläfen und den Deckfedern durch fahlgelbe Querbinden gezeichnet; Zügel, Kopf und Halsseiten haben rostrote Färbung und schwarze Schaftflecken; Kinnwinkel und Kehlseiten sind auf rostfarbenem Grunde schwarz in die Quere gefleckt, Kropf und Brust braunschwarz, durch rostfarbige Schaftflecken, die übrigen Unterteile rostfarben, durch schwarze Querbinden gezeichnet, die Kehle ist wie üblich durch einen weißen, sich verschmälernd bis auf die Halsseiten ziehenden Schild geziert. Die erste und zweite der schwarzen Schwingen zeigen auf der Innenfahne, die dritte bis fünfte auf beiden Fahnen eine weiße Mittelquerbinde, die Armschwingen auf der Innenseite verloschen rostfahle, die schwarzen Steuerfedern sechs bräunlichgraue Fleckenquerbinden, die auf den beiden mittelsten Federn breiter und dunkler gefleckt sind als auf den übrigen, wogegen die äußersten, im Enddrittel einfarbig schwarzen Steuerfedern auf der Innenfahne eine weiße Querbinde tragen. Die Iris ist braun, der Schnabel schwarz, der Rachenrand gelb, der Fuß horngelblich.

Wilson, Audubon, der Prinz von Wied, Ridgway und andere haben das Leben des Nachtfalken ausführlich geschildert. „Etwa am ersten April“, sagt Audubon, „erscheint der nach Osten wandernde Vogel in Louisiana; denn kein einziger brütet in dem gedachten Staate oder in Mississippi. Er reist so schnell, daß man wenige Tage, nachdem man den ersten bemerkte, keinen mehr zu sehen bekommt, während er gelegentlich seines Herbstzuges sich oft wochenlang in den südlichen Staaten aufhält und vom 15. August bis zum Oktober beobachtet werden kann. Gelegentlich seiner Wanderung sieht man ihn über unsere Städte und Dörfer fliegen, zuweilen auch wohl auf Bäumen in unseren Straßen oder auch selbst auf Schornsteinen sich niederlassen, und gar nicht selten hört man ihn von dort seine scharfen Laute herunterschreien zum Vergnügen oder zur Verwunderung derer, welche die ungewohnten Töne gerade vernehmen.“ Seit Audubons Zeiten hat der Vogel sein Betragen nicht unwesentlich geändert, indem er sich in größeren Städten selbst ansiedelte. Nach Ridgway nimmt die Anzahl der in Boston wohnenden Nachtfalken von Jahr zu Jahr merklich zu, und während des Juni und Juli sieht man ihn zu allen Stunden des Tages, insbesondere aber des Nachmittags hoch in der Luft seiner Jagd obliegen, gerade als ob er zu einem Segler geworden wäre. Das reiche Kerbtierleben, das sich, nach Versicherung des Ebengenannten, in der Nähe der großen Städte, vielleicht infolge der sie umgebenden Gärten, entwickelt, und ebenso die flachen Dächer der Häuser mögen wohl in gleicher Weise dazu beigetragen haben, das Kind des Waldes zu fesseln.

Schon Audubon wußte, daß der Nachtfalke weit nach Norden hinaufgeht; denn er selbst hat ihn in Neubraunschweig und Neuschottland gesehen. Durch die seitdem gewonnenen Erfahrungen anderer amerikanischer Forscher, die sich mit Eifer der Tierkunde widmen, ist festgestellt, daß unser Vogel alle Vereinigten Staaten von Florida und Texas bis zum höheren Norden bewohnt und sich von der atlantischen Küste bis zu der des Stillen Meeres verbreitet, ebenso in Westindien brütet und gelegentlich seines Zuges auch Südamerika besucht. In den mittleren Staaten erscheint er gegen den ersten Mai, in den nördlichen selten vor Anfang Juni, verläßt dem entsprechend sein Brutgebiet auch schon ziemlich früh im Jahre, meist bereits zu Anfang des September, spätestens zu Ende dieses Monats. Auf Cuba trifft er, laut Gundlach, vom Süden kommend, im April ein, belebt



Nachtfalke (Chordeiles virginianus). ⅔ natürl. Größe.

von dieser Zeit an alle Blößen in namhafter Menge, verschwindet aber im August oder Anfang September unmerklich wieder, wogegen er auf Jamaika schon überwintern soll. Zu seinem Aufenthalte wählt er sich die verschiedensten Örtlichkeiten, schwach bewaldete Gegenden, Steppen, freie Blößen oder Städte und Ortschaften überhaupt, die Niederung wie das Gebirge, in welchem er bis zu einer Höhe von etwa 3500 m über dem Meere aufsteigt.

Die Verschiedenheit der Lebensweise des Nachtfalken und der eigentlichen Nachtschatten ist so bedeutend, daß Ridgway sich wundert, wie man den einen mit dem anderen überhaupt vereinigen kann. Der Nachtfalke verdient eigentlich seinen Namen nicht, denn er ist nichts weniger als ein nächtlicher, sondern höchstens ein Dämmerungsvogel, der in seinem Thun und Lassen weit mehr an die Segler als an die Nachtschwalben erinnert. In den Morgen- und Abendstunden betreibt er seine Jagd, und sie gilt ganz anderer Beute als solcher, wie sie die Nachtschatten erstreben. Sobald die Dämmerung in das Dunkel der Nacht übergeht, endet diese Jagd, und der Vogel zieht sich zur Ruhe zurück. Ähnliche Angaben, obschon ohne die hieran geknüpften Folgerungen, sind bereits von Audubon gemacht worden. „Der Nachtfalke“, sagt dieser ferner, „hat einen sicheren, leichten und ausdauernden Flug. Bei trübem Wetter sieht man ihn während des ganzen Tages in

Thätigkeit. Die Bewegungen seiner Schwingen sind absonderlich anmutig, und die Spiellust, die er während seines Fluges bekundet, fesselt jedermann. Der Vogel gleitet durch die Luft mit aller erdenklichen Eile, steigt rasch empor oder erhält sich rüttelnd in einer gewissen Höhe, als ob er sich unversehens auf eine Beute stürzen wolle, und nimmt erst dann seine frühere Bewegung wieder auf. In dieser Weise beschreibt er gewisse Kreise unter lautem Geschrei bei jedem plötzlichen Anlaufe, den er nimmt, oder streicht niederwärts, oder fliegt bald hoch, bald niedrig dahin, jetzt dicht über der Oberfläche der Gewässer, dann wieder über den höchsten Baumwipfeln oder Berggipfeln hinweg streichend. Während der Zeit seiner Liebe wird der Flug noch in besonderem Grade anziehend. Das Männchen bemüht sich durch die wundervollsten Schwenkungen, die mit der größten Zierlichkeit und Schnelligkeit ausgeführt werden, der erwählten Gattin seine Liebe zu erklären oder einen Nebenbuhler durch Entfaltung seiner Fähigkeiten auszustechen. Oft erhebt es sich über 100 m vom Boden, und sein Geschrei wird dann lauter und wiederholt sich häufiger, je höher es emporsteigt; dann wieder stürzt es plötzlich mit halb geöffneten Schwingen und Schwanze in schiefer Richtung nach unten und zwar mit einer Schnelligkeit, daß man glauben möchte, es müsse sich auf dem Boden zerschmettern: aber zur rechten Zeit noch, zuweilen nur wenige Meter über dem Boden, breitet es Schwingen und Schwanz und fliegt wieder in seiner gewöhnlichen Weise dahin."

Bei diesem Niederstürzen vernimmt man ein sonderbares Geräusch, das nach Gundlachs Meinung ganz in ähnlicher Weise hervorgebracht wird wie das bekannte Meckern der Heerschnepfe, durch einfache Schwingungen der Flügel- oder Schwanzfedern nämlich. „Zuweilen", fährt Audubon fort, „wenn mehrere Männchen vor demselben Weibchen sich jagen, wird das Schauspiel höchst unterhaltend. Das Spiel ist bald vorüber; denn sobald das Weibchen seine Wahl getroffen hat, verjagt der glücklich Erwählte seine Nebenbuhler. Bei windigem Wetter und bei vorschreitender Dämmerung fliegt der Nachtfalke tiefer, schneller und unregelmäßiger als sonst, verfolgt dann auch die von fern erspähten Kerbtiere längere Zeit auf ihrem Wege. Wenn die Dunkelheit wirklich eintritt, läßt er sich entweder auf ein Haus oder auf einen Baum nieder und verbleibt hier während der Nacht, dann und wann sein Geschrei ausstoßend." Das Geschrei soll wie „preketek" klingen. Die Nahrung besteht vorzugsweise aus sehr kleinen Kerbtieren, namentlich aus verschiedenen Mückenarten, die in unglaublicher Masse vertilgt werden. „Schoß man einen dieser Vögel", sagt der Prinz von Wied, „so fand man in seinem weiten Rachen eine teigartige Masse, wie ein dickes Kissen, die nur aus Mücken bestand." In dieser Beziehung wie in der Art und Weise seines Jagens verhält sich der Nachtfalke ganz wie die Segler; die Zwischenstellung, die er letzteren und den Nachtschwalben gegenüber einnimmt, spricht sich also nicht allein in seiner Gestalt, sondern auch in seiner Lebensweise aus.

Die Brutzeit fällt in die letzten Tage des Monats Mai; die 2 grauen, mit grünlichbraunen und violettgrauen Flecken und Punkten gezeichneten Eier werden ohne jegliche Unterlage auf den Boden gelegt. Im freien Lande wählt das Weibchen hierzu irgend einen ihm passend erscheinenden Platz, auf Feldern, grünen Wiesen, in Waldungen und dergleichen, in den Städten einfach die flachen Dächer, die selten besucht werden. Das Weibchen brütet und bethätigt bei Gefahr nicht allein wirklichen Mut, sondern auch die bekannte List der Verstellung, in der Absicht, die Feinde durch vorgespiegelte Lahmheit von der geliebten Brut abzuhalten. Die Jungen kommen in einem Daunenkleide von dunkelbrauner Färbung zur Welt und werden von beiden Eltern gefüttert. Wenn sie erst größer geworden sind, sitzt die ganze Familie nebeneinander, aber so still und bewegungslos, daß es sehr schwer hält, sie von dem gleichfarbigen Boden, ihrem besten Freunde und Beschützer, zu unterscheiden.

Nach und nach bricht sich auch in Amerika die Erkenntnis Bahn, daß der Nachtfalke wie alle seine Verwandten zu den nützlichen Vögeln zählt, und es deshalb unrecht ist, ihn zu verfolgen. Letzteres geschieht freilich noch immer und eigentlich mehr aus Mutwillen, in der Absicht, sich im Flugschießen zu üben, als um Gebrauch von den erlegten Vögeln zu machen. Das Fleisch soll, wie schon Audubon versichert, eßbar und im Herbste, wenn die Nachtfalken gemästet und fett sind, sogar recht schmackhaft sein, bezahlt jedoch die Mühe und den Aufwand der Jagd in keiner Weise. Abgesehen vom Menschen gefährden wohl nur die gewandtesten Falken den sinnesscharfen und fluggewandten Vogel.

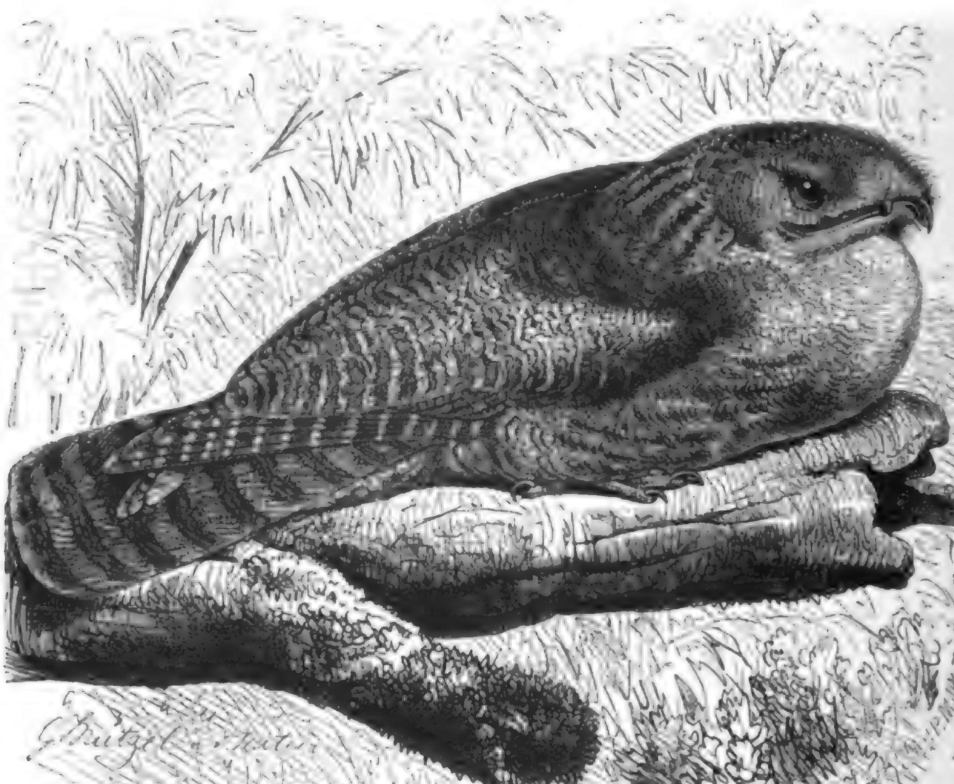
*

In Südamerika leben riesige Nachtschwalben, die sich wegen ihres sehr kräftigen und hakigen Schnabels sowie der derben Füße, deren Mittelzehen keinen gezahnten Nagel tragen, den Schwalmen enger anschließen als die anderen Nachtschwalben. Die von ihnen gebildete Gattung der Schwalke oder Riesennachtschwalben (Nyctibius) kennzeichnet sich durch folgende Merkmale: Der Leib ist kräftig, der Kopf ungewöhnlich groß, der Flügel, in welchem die dritte Schwinge alle anderen überragt, lang und spitzig, der Schwanz verhältnismäßig lang und schwach zugerundet, das Gefieder reich, weich und locker. Dies alles ist wie bei anderen Nachtschwalben; der Schnabel aber weicht bedeutend ab. Auch er ist von oben gesehen dreieckig, an der Wurzel ungemein breit, bis zu den Nasenlöchern hin gleichmäßig abfallend, von hier aus in einen dünneren, rundlichen Nagel zusammengedrückt, der sich sanft bogenförmig über den Unterschnabel herabwölbt und dessen Spitze mit herabbiegt, obwohl letztere zu seiner Aufnahme ausgehöhlt und deshalb bedeutend kürzer ist; der scharfe Mundrand trägt einen linienlangen Zahn, der da hervortritt, wo der Haken beginnt; der Schnabelspalt öffnet sich bis unter das Ohr, und die Rachenöffnung ist deshalb erstaunlich groß. Vom hornigen Teile des Schnabels sieht man übrigens wenig, weil der größte Teil, der Oberschnabel bis zu den Nasenlöchern, der Unterschnabel bis gegen die Spitze hin, befiedert ist. Viele Federn am Schnabelgrunde sind zu feinen Borsten umgestaltet. Die Beine sind kurz, ihre Zehen schlank, die Nägel mäßig groß, etwas bogig; der mittlere zeigt einen scharf vortretenden Rand.

Der Riesenschwalk (Nyctibius grandis), die größte Art der Gattung, ist von den Guaranern Ibijau (Erdfresser) genannt worden und der Name in unsere Lehrbücher übergegangen. Seine Länge beträgt nach den Messungen des Prinzen von Wied 55, die Breite 125, die Fittichlänge 40, die Schwanzlänge 27 cm. Das Gefieder der Oberseite zeigt auf fahlweißlichem Grunde sehr feine, dunkle Zickzackquerbinden, rostbraune Endsäume und dunkle Schaftstriche; Kinn und Kehle sind rostrotbraun, schmal schwarz in die Quere liniiert, Kehle und Brustmitte durch braunschwarze Spitzenflecken unregelmäßig getüpfelt, die unteren Schwanzdecken weiß mit schmalen, dunkeln Zickzackquerlinien, die oberen Flügeldecken längs des Unterarmes rotbraun mit dichtstehenden schwarzen, die Unterflügeldecken schwarz mit fahlweißen Querbinden geziert; die braunschwarzen Handschwingen und deren Deckfedern zeigen außen bräunlichgraue dichtstehende Querbänder, innen undeutliche Flecken, die sich nur im Spitzendritteil zu zwei oder drei breiten, silbergrauen, dunkel gepunkteten Querbändern gestalten, die silbergrauen Armschwingen und Steuerfedern rostbraune, schwarz gemarmelte Ränder und schwarze Fleckenquerbinden. Der Schnabel ist gelblich horngrau, das Auge dunkel schwarzbraun, der Fuß gelblichgrau.

Es scheint, daß der Ibijau in allen Wäldern Südamerikas gefunden wird: man hat ihn ebensowohl in Cayenne wie in Paraguay erlegt. Wahrscheinlich ist er nicht so selten, wie man gewöhnlich annimmt; es hält aber schwer, ihn bei Tage zu entdecken oder des

Nachts zu beobachten. Der Prinz von Wied und Burmeister geben übereinstimmend an, daß er am Tage immer in dicht belaubten Kronen der höchsten Bäume sitze, nach anderer Nachtschatten Art der Länge nach auf einen starken Ast gedrückt. Sein Baumrindengefieder ist sein bester Schutz gegen das suchende Auge des Jägers oder eines anderen Feindes, und seine Regungslosigkeit erschwert noch außerdem das Auffinden. Azara beschreibt unter dem Namen „Urutau" einen verwandten Schwalk und sagt, daß er seinen Sitz gewöhnlich am Ende eines abgestorbenen Astes wähle, so daß er mit dem Kopfe über ihm hervorsehe und den Ast dadurch gleichsam verlängere, demungeachtet aber außerordentlich



Riesenschwalk (Nyctibius grandis). ⅓ natürl. Größe.

schwer zu entdecken sei. Ist solches einmal geschehen, so verursacht es keine Mühe, den schlafenden Vogel zu erbeuten, vorausgesetzt, daß er sich nicht einen sehr hohen Ruhesitz erwählt hat. Von einer anderen Art erzählt der Prinz von Wied, daß seine Leute sie mit einem Stocke totgeschlagen haben, und bestätigt dadurch Azaras Angabe, nach welcher die Jäger Paraguays um die Mittagszeit dem Urutau eine Schlinge über den Kopf werfen und ihn dann vom Baume herabziehen. Auch Burmeister erfuhr Ähnliches. Er sah einen Ibijau frei unter der Krone eines der höchsten Bäume sitzen und feuerte wiederholt nach ihm, ohne den Vogel auch nur zum Fortfliegen bewegen zu können. Gosse erhielt einen Urutau oder, wie der Vogel auf Jamaika genannt wird, einen „Potu", der mit einem Steine von seinem Sitzplatze herabgeworfen worden war, und später einen anderen, der mit solcher Hartnäckigkeit den einmal gewählten Ruheplatz festhielt, daß er sich nicht nur nicht durch die Vorübergehenden stören, sondern ebensowenig durch einen Schuß, der

seine Federn stieben machte, vertreiben ließ. Nach dem gewaltsamen Angriffe war er allerdings krächzend weg- und dem Walde zugeflogen; am nächsten Abend aber saß er wieder ruhig auf der beliebten Stelle und fiel unter einem besser gezielten Schusse als Opfer seiner Beharrlichkeit.

Ganz anders zeigt sich der Vogel in der Dämmerung. Er ist dann verhältnismäßig ebenso behende und gewandt wie alle übrigen. Eine ausführliche Beschreibung seines Betragens ist mir allerdings nicht bekannt; doch nehme ich keinen Anstand, dasjenige, was der Prinz von Wied von einer nahe verwandten Art anführt, auch auf den Ibijau zu beziehen. „Die unbeschreiblich angenehmen Mondnächte heißer Länder sind oft im höchsten Grade hell und klar und gestatten dem Jäger, auf weithin mit ziemlicher Schärfe zu sehen. In solchen Nächten gewahrt man die Ibijaus, in großer Höhe gleich den Adlern dahinschwebend und weite Strecken durchfliegend, mit dem Fange großer Abend- und Nachtfalter sich beschäftigend. Es gibt in Brasilien eine Menge sehr großer Schmetterlinge, die eben nur ein so ungeheurer Rachen zu bewältigen weiß; diese Schmetterlinge aber haben in den Riesenschwalben ihre furchtbarsten Feinde und werden von ihnen in Menge verzehrt. Die Spuren der von den Mahlzeiten zurückbleibenden Schmetterlingsflügel, die nicht mit verschluckt werden, findet man oft massenhaft auf dem Boden der Waldungen." Bei diesen Jagden setzen sich, wie Azara mitteilt, die Riesenschwalke selten auf die Erde, und wenn es geschieht, breiten sie ihre Flügel aus und stützen sich auf sie und den Schwanz, ohne sich ihrer Füße zu bedienen (?). Gosse fand in den Magen der von ihm zergliederten Potus immer nur die Überreste verschiedener Käfer und anderer größerer Kerbtiere. Sie aber bilden nicht die einzige Beute, welcher der Schwalk nachstrebt. Von einer Art erfuhr Euler durch einen verläßlichen Beobachter, daß sie auch bei Tage und in absonderlicher Weise Jagd betreibt. Der Erzähler hatte den Vogel auf einer Viehweide angetroffen, woselbst er auf einem Baumstamme anscheinend regungslos saß. Bei näherer Beobachtung wurde er gewahr, wie jener von Zeit zu Zeit seinen Rachen aufsperrte und dadurch Fliegen anlockte, die sich an der klebrigen Schleimhaut in Menge ansetzten. Wenn ihm nun die Anzahl der Schmarotzer der Mühe wert erschien, klappte er sein Großmaul zu und verschluckte die so gewonnene Beute. Diese ergiebige Fangart wiederholte er längere Zeit bei beständig geschlossenen Augen, und erst als der Beobachter ihn beinahe berührte, flog er ab.

Das langgezogene und traurige Geschrei dieser Vögel vernimmt man mit seltenen Unterbrechungen während der ganzen Nacht, und einer der Gatten des Paares beantwortet den Ruf des anderen. Die Stimme des Potu gleicht, nach Gosse, den Silben „hohu", die zuweilen laut und heiser, zuweilen wiederum leise ausgestoßen werden und aus tiefster Brust zu kommen scheinen. Obgleich der Genannte es bezweifelt, mögen die Eingeborenen doch wohl recht haben, wenn sie angeben, daß der Vogel auch noch andere Laute hören lasse, ein Miauen nämlich, so kläglich, daß der Aberglaube in ihm Nahrung findet, und der Schwalk infolgedessen Gefahr läuft, getötet zu werden. Einer von ihnen, den Gosse erhielt, verlor wenigstens nur seines kläglichen Rufes halber das Leben: die Frau des Hauses, in dessen Nähe er sich umhertrieb, vermochte das Geschrei nicht mehr zu ertragen und forderte ihren Gatten auf, den gefürchteten Unhold totzuschießen. In den Augen der Neger gilt der Schwalk, wohl seines weiten Rachens halber, als eins der häßlichsten Wesen und dient deshalb zu nicht gerade liebsamen Vergleichen. Der größte Schimpf, den ein Neger dem anderen anthun kann, besteht in den Worten: „Du bist so häßlich wie ein Potu."

Azara sagt, daß der Urutau in hohlen Bäumen, Burmeister, daß er in ausgehöhlten, offenen Baumästen niste und in eine kleine Vertiefung zwei braune, dunkler gefleckte Eier auf das bloße Holz lege. Letzterer erhielt auch eins der Eier. Es war länglichrund, am dicken Ende kaum stumpfer als am spitzen, glanzlos und auf rein weißem Grunde mit

graubraunen, leberbraunen und schwarzbraunen Spritzpunkten besetzt, die gegen das eine Ende hin sich am dichtesten zusammendrängten.

Über das Betragen gefangener Schwalke geben Azara und Gosse Auskunft. Zu Ende Dezember erhielt erstgenannter einen alt gefangenen Vogel dieser Art und fütterte ihn mit kleingehacktem Fleische, bei welcher Nahrung er bis zum März aushielt. Als um diese Zeit die Winterkälte eintrat, wurde er traurig und verweigerte eine ganze Woche lang jegliche Nahrung, so daß sich Azara entschloß, ihn zu töten. Dieser Gefangene saß den ganzen Tag über unbeweglich auf einer Stuhllehne, die Augen geschlossen; mit Einbruch der Dämmerung aber und in den Frühstunden flog er nach allen Richtungen im Zimmer umher. Er schrie nur, wenn man ihn in die Hand nahm, dann aber stark und unangenehm, etwa wie „kwa kwa". Näherte sich ihm jemand, um ihn zu ergreifen, so öffnete er die Augen und gleichzeitig den Rachen, soweit er konnte. Einen Potu, den man in einem waldigen Moraste gefunden hatte, pflegte Gosse mehrere Tage. Der Vogel blieb sitzen, wohin man ihn setzte, auf dem Finger ebensowohl wie auf einem Stocke, nahm hierbei aber niemals die bekannte Längsstellung der Ziegenmelker ein, setzte sich vielmehr in die Quere und richtete sich so hoch auf, daß Kopf und Schwanz in eine fast senkrechte Linie kamen. So saß er mit etwas gesträubtem Gefieder, eingezogenem Kopfe und geschlossenen Augen. Wurde er angestoßen, so streckte er den Hals aus, um das Gleichgewicht wiederherzustellen, und öffnete die großen, glänzend gelben Augen, wodurch er mit einem Male einen höchst eigentümlichen Ausdruck gewann. Am Tage gebärdete er sich in der Regel, als ob er vollkommen blind wäre; wenigstens übte, auch wenn er mit offenen Lidern dasaß, das Hin- und Herbewegen eines Gegenstandes vor seinen Augen nicht den geringsten Eindruck aus. Ein- oder zweimal aber bemerkte Gosse, daß der nach jäher Öffnung der Lider meist stark vergrößerte Stern sich plötzlich bis auf ein Viertteil der früheren Ausdehnung zusammenzog, wenn man die Hand rasch gegen das Auge bewegte. Unser Gewährsmann hatte später bei Beleuchtung mit Kerzenlicht Gelegenheit, die ebensowohl hinsichtlich der Ausdehnung wie der Schnelligkeit außerordentliche Beweglichkeit des Auges kennen zu lernen. Hielt man die brennende Kerze ungefähr 1 m vom Auge ab, so war der Stern fast bis auf 2 cm ausgedehnt und nahm den ganzen sichtbaren Kreis des Auges ein, so daß die Iris einen kaum wahrnehmbaren Kreis bildete. Brachte man dagegen das Licht bis dicht an das Auge, so zog sich der Stern bis auf einen Durchmesser von 5 mm zusammen und zwar mit derselben Schnelligkeit, mit welcher man die Bewegung des Lichtes ausführen konnte.

„Als die Nacht anbrach", erzählt Gosse weiter, „erwartete ich, daß er sich ermuntern würde; allein er rührte sich weder, noch zeigte er irgend welche Regung des Lebens. Obgleich ich auf letztere bis zur vollen Dunkelheit wartete, auch im Laufe des Abends wiederholt in den ihm angewiesenen Raum ging, bemerkte ich doch bis 10 Uhr nachts keine Bewegung. Als ich gegen 3 Uhr morgens wiederum mit einem Lichte in der Hand mich zu ihm begab, hatte er seine Stellung nicht verändert, und als endlich der Tag anbrach, saß er noch immer unbeweglich auf seinem Platze, so daß ich glauben mußte, er habe sich während der ganzen Nacht nicht gerührt. So verblieb er während des ganzen folgenden Tages. Ich steckte seinen Schnabel in das Wasser und ließ einige Tropfen davon auf ihn fallen: er weigerte sich zu trinken. Ich fing ihm Käfer und Schaben: er beachtete sie nicht; ich öffnete seinen Schnabel und steckte ihm die Kerbtiere in den breiten, schleimigen Mund: er warf sie augenblicklich mit ärgerlichem Schütteln des Kopfes aus. Gegen Abend jedoch begann er plötzlich warm zu werden, flog einige Male ab und flatterte dann auf den Boden oder zu einem Ruheplatze zurück. Verschiedene kleine Kerfe umflogen meine getrockneten Vogelbälge, und ich nahm an, daß er wohl einige von ihnen fangen möge, weil sein Auge



Guacharo.

dann und wann einen raschen Blick auf irgend einen Gegenstand warf und um sich schaute, als ob es dessen Gange folgen wollte. Die Behauptung Cuviers, daß die Verhältnisse der Schwalke sie vollständig untauglich machen, sich vom ebenen Boden zu erheben, sah ich widerlegt; denn mein Vogel erhob sich ungeachtet der Kürze seiner Fußwurzeln ohne alle Schwierigkeit von dem Fußboden des Raumes. Wenn er hier saß, waren seine Flügel gewöhnlich etwas gebreitet; wenn er auf einem Zweige hockte, erreichten sie ungefähr die Spitze des Schwanzes. Falls ich von dem Wenigen, was ich über das Gebaren des frei lebenden Potu beobachtet und meinem gefangenen abgelauscht habe, zu urteilen wagen darf, muß ich annehmen, daß er ungeachtet seiner kräftigen Schwingen wenig fliegt, vielmehr von einer Warte aus seine Jagd betreibt und nach geschehenem Fange nächtlicher Kerbtiere wiederum zu seinem Sitze zurückkehrt. Da mein Potu nichts fressen wollte, entschloß ich mich, ihn zu töten, um ihn meiner Sammlung einzuverleiben. Um ihn umzubringen, drückte ich ihm die Luftröhre zusammen, fand aber, daß ich mit aller Kraft meiner Finger sie nicht so weit zusammenpressen konnte, um ihn am Atemholen zu verhindern. Ich war deshalb genötigt, ihm einige Schläge auf den Kopf zu versetzen. Während er, sehr gegen mein Gefühl, diese Streiche empfing, stieß er ein kurzes, heiseres Krächzen aus. Mit dieser einzigen Ausnahme war er bis dahin während der ganzen Zeit vollkommen stumm gewesen. Jede Belästigung hatte ihn gleichgültig gelassen, und nur, wenn ich ihn wiederholt dadurch erregt hatte, daß ich ihm irgend einen Gegenstand vorhielt, öffnete er zuweilen seinen ungeheuern Rachen, anscheinend um mich zurückzuschrecken, zeigte jedoch niemals die Absicht, irgend etwas zu ergreifen."

In tiefen Felshöhlen oder Felsschluchten in den mittleren Gebieten Amerikas lebt ein wunderbarer Vogel, der in Gestalt und Wesen allerdings die hauptsächlichen Merkmale der Nachtschwalben und zumal der Riesen dieser Familie zeigt, sich jedoch demungeachtet ein durchaus selbständiges Gepräge bewahrt und deshalb als Urbild einer besonderen, nach ihm benannten Familie, der Fettvögel oder Fettschwalke (Steatornithidae), angesehen wird.

Der Fettschwalk oder Guacharo der Venezuelaner (Steatornis caripensis, Caprimulgus caripensis) erreicht eine Länge von 55 cm und doppelte Breite. Sein Leib ist sehr schlank, der Kopf breit, der Schnabel länger als breit und frei, längs dem Firste in starkem Bogen hinabgekrümmt und zu einer vorragenden, überhängenden Spitze ausgezogen, der Rand vor dieser gezahnt, der Unterschnabel an der Wurzel bogig hervortretend, an der zusammengedrückten Spitze schief abgestutzt, das große eiförmige Nasenloch seitlich in der Mitte und frei gelegen, der Fuß sehr kräftig, der Lauf kurz und nackt, ohne Beschilbung, nur halb so lang wie die Mittelzehe und die dieser fast gleichen äußeren, der Flügel sehr lang mit weit vorragender Spitze. Im Fittiche ist die vierte und fünfte Schwinge die längste, die dritte und sechste ansehnlich kürzer, die erste mäßig verkürzt und an Länge der siebenten gleich. Der Schwanz ist bedeutend kürzer als der Flügel, stark abgerundet und aus steifen, am Ende breiten Federn gebildet, das übrige Gefieder endlich hart und steif, in der Zügelgegend zu langen, den Schnabel überragenden Borsten umgestaltet, so daß das Gesicht wie bei den Eulen mit einem Schleier umgeben wird. Kleine Borstenfedern besetzen auch das Lid und schützen das große, halbkugelige Auge. Die Speiseröhre erweitert sich nicht kropfartig; der Magen ist sehr muskelkräftig, der Darmschlauch mehr als doppelt so lang wie der Leib. Eine Fettschicht breitet sich unter der Haut aus und umgibt die Eingeweide in solcher Stärke, daß man sagen kann, sie seien in Fett eingebettet. Die Färbung des Gefieders ist ein schönes Kastanienbraun; die Zeichnung besteht auf der Oberseite

in sehr verwaschenen, undeutlichen Spritzpunkten, auf dem Mantel, den Schultern und Armschwingen in schmalen, schwach angedeuteten dunkleren Querlinien, auf dem Oberkopfe in sehr kleinen, auf der Unterseite, den Flügeln und den oberen Schwanzdecken in deutlichen, lanzettförmigen, gelblichweißen, sehr schmal gesäumten Flecken auf der Schaftmitte, die auf den mittleren Oberflügeldeckfedern und am Außenrande der beiden ersten Armschwingen größer werden und eine mehr tropfenförmige Gestalt annehmen. Die dunkelbraune Innenfahne der Schwingen zeigt 3—4 rostweißliche Randflecken; die Schwanzfedern tragen schmale schwarze Querbinden, die beiden seitlichen eine Reihe weißer Flecken längs des Außensaumes. Das Auge ist dunkel-, der Schnabel rötlichbraun, der Fuß gelbbräunlich. Beide Geschlechter unterscheiden sich nicht durch die Färbung.

A. von Humboldt beobachtete den Guacharo im Jahre 1799 in der großen Felsenhöhle von Caripe; spätere Reisende fanden ihn aber auch in anderen dunkeln Felsklüften oder Höhlungen, wie sie in Gebirgen häufig vorkommen. Die Kunde, die wir über das Leben und Treiben des merkwürdigen Vogels erhalten haben, ist ziemlich ausführlich; doch bleibt immerhin noch manches aufzuklären. Gewiß ist, daß man keinen Vogel weiter kennt, der lebt wie der Guacharo. Dies wird aus dem Folgenden, das eine Zusammenstellung der wichtigsten Angaben von Humboldt, Funck, Groß und Göring ist, zur Genüge hervorgehen.

„In einem Lande“, sagt von Humboldt, „wo man so großen Hang zum Wunderbaren hat, ist eine Höhle, aus welcher ein Strom entspringt, und in welcher Tausende von Nachtvögeln leben, mit deren Fett man in den Missionen kocht, natürlich ein unerschöpflicher Gegenstand der Unterhaltung und des Streites. Kaum hat daher der Fremde in Cumana den Fuß ans Land gesetzt, so hört er zum Überdrusse vom Augensteine von Araya, vom Landmanne in Arenas, der sein Kind gesäugt, und von der Höhle der Guacharos, die mehrere Meilen lang sein soll. Lebhafte Teilnahme an Naturmerkwürdigkeiten erhält sich überall, wo in der Gesellschaft kein Leben ist, wo in trübseliger Eintönigkeit die alltäglichen Vorkommnisse sich ablösen, bei welchen die Neugierde keine Nahrung findet.

„Die Höhle, welche die Einwohner eine Fettgrube nennen, liegt nicht im Thal von Caripe selbst, sondern drei kleine Meilen vom Kloster gegen Westsüdwest. Sie mündet in einem Seitenthale aus, das der Sierra de Guacharo zuläuft. Am 18. September brachen wir nach der Sierra auf, begleitet von den indianischen Alkalden und den meisten Ordensmännern des Klosters. Ein schmaler Pfad führte zuerst 1½ Stunden lang südwärts über lachende, schön beraste Ebenen; dann wandten wir uns westwärts an einem kleinen Flusse hinauf, der aus der Höhle hervorkommt. Man geht drei Viertelstunden lang aufwärts, bald im Wasser, das nicht tief ist, bald zwischen dem Flusse und einer Felswand auf sehr schlüpfrigem, morastigem Boden. Zahlreiche Erdfälle, umherliegende Baumstämme, über welche die Maultiere nur schwer hinüber kommen, machen dieses Stück des Weges sehr ermüdend.

„Wenn man am Fuße des hohen Guacharoberges nur noch 400 Schritt von der Höhle entfernt ist, sieht man den Eingang noch nicht. Der Bach läuft durch eine Schlucht, die das Wasser eingegraben hat, und man geht unter einem Felsenüberhange, so daß man den Himmel gar nicht sieht. Der Weg schlängelt sich mit dem Flusse, und bei der letzten Biegung steht man auf einmal vor der ungeheuern Mündung der Höhle. Der Anblick hat etwas Großartiges selbst für Augen, die mit der malerischen Szenerie der Hochalpen vertraut sind; denn der gewaltige tropische Pflanzenwuchs verleiht der Mündung eines solchen Erdloches ein ganz eignes Gepräge. Die Guacharohöhle öffnet sich an einer senkrechten Felsenwand. Der Eingang ist nach Süden gekehrt; es ist eine Wölbung, 25 m breit und 22 m hoch. Auf dem Felsen über der Grotte stehen riesenhafte Bäume; der Mamei und der Genipabaum mit breiten, glänzenden Blättern strecken ihre Äste gerade gen Himmel,

während die des Courbaril und der Erythrina sich ausbreiten und ein dichtes, grünes Gewölbe bilden. Pothos mit saftigen Stengeln, Oxalis und Orchideen von seltsamem Baue wachsen in den dürrsten Felsspalten, während vom Winde geschaukelte Rankengewächse sich vor dem Eingange der Höhle zu Gewinden verschlingen. Welch ein Gegensatz zwischen dieser Höhle und jenen im Norden, die von Eichen und düsteren Lärchen beschattet sind!

„Aber diese Pflanzenpracht schmückt nicht allein die Außenseite des Gewölbes; sie dringt sogar in den Vorhof der Höhle ein. Mit Erstaunen sahen wir, daß 6 m hohe, prächtige Helikonien mit Pisangblättern, Pragapalmen und baumartige Arumaten die Ufer des Baches bis unter die Erde säumten. Die Pflanzenwelt zieht sich in die Höhle von Caripe hinein wie in die tiefen Felsspalten in den Andes, in welchen nur ein Dämmerlicht herrscht, und sie hört erst 30—40 Schritt vom Eingange auf. Wir maßen den Weg mittels eines Strickes, und waren gegen 150 m weit gegangen, ehe wir nötig hatten, die Fackeln anzuzünden. Das Tageslicht dringt so weit ein, weil die Höhle nur einen Gang bildet, der sich in derselben Richtung von Südost nach Nordwest hineinzieht. Da, wo das Licht zu verschwinden anfängt, hört man das heisere Geschrei der Nachtvögel, die, wie die Eingeborenen glauben, nur in diesen unterirdischen Räumen zu Hause sind.

„Schwer macht man sich einen Begriff von dem furchtbaren Lärm, den Tausende dieser Vögel im dunkeln Inneren der Höhle verursachen. Er läßt sich nur mit dem Geschrei unserer Krähen vergleichen, die in den nordischen Tannenwäldern gesellig leben und auf Bäumen nisten, deren Wipfel einander berühren. Das gellende, durchdringende Geschrei der Guacharos hallt wieder vom Felsgewölbe, und aus der Tiefe der Höhle kommt es als Echo zurück. Die Indianer zeigten uns die Nester der Vögel, indem sie Fackeln an eine lange Stange banden. Sie staken 20—23 m hoch über unseren Köpfen, in trichterförmigen Löchern, von welchen die Decke wimmelt. Je tiefer man in die Höhle hineinkommt, je mehr Vögel das Licht der Kopalfackeln aufscheucht, desto stärker wird der Lärm. Wurde es ein paar Minuten ruhiger um uns her, so erschallte von weither das Klagegeschrei der Vögel, die in anderen Zweigen der Höhle nisteten. Die Banden lösten sich im Schreien ordentlich ab.

„Der Guacharo verläßt die Höhle bei Einbruch der Nacht, besonders beim Mondenschein. Er frißt sehr harte Samen, und die Indianer behaupten, daß er weder Käfer noch Nachtschmetterlinge angehe; auch darf man nur die Schnäbel des Guacharo und des Ziegenmelkers vergleichen, um zu sehen, daß beider Lebensweise ganz verschieden sein muß.

„Jedes Jahr um Johannistag gehen die Indianer mit Stangen in die Cueva del Guacharo und zerstören die meisten Nester. Man schlägt jedesmal mehrere tausend Vögel tot, wobei die alten, als wollten sie ihre Brut verteidigen, mit furchtbarem Geschrei den Indianern um die Köpfe fliegen. Die jungen, die zu Boden fallen, werden auf der Stelle ausgeweidet. Ihr Bauchfell ist stark mit Fett durchwachsen, und eine Fettschicht läuft vom Unterleibe zum After und bildet zwischen den Beinen des Vogels eine Art Knopf. Daß körnerfressende Vögel, die dem Tageslichte nicht ausgesetzt sind und ihre Muskeln wenig brauchen, so fett werden, erinnert an die uralten Erfahrungen beim Mästen der Gänse und des Viehes: man weiß, wie sehr dieses durch Dunkelheit und Ruhe befördert wird. Die europäischen Nachtvögel sind mager, weil sie nicht wie der Guacharo von Früchten, sondern vom dürftigen Ertrage ihrer Jagd leben. Zur Zeit der ‚Fetternte‘, wie man in Caripe sagt, bauen sich die Indianer aus Palmblättern Hütten am Eingange oder im Vorhofe der Höhle. Wir sahen noch deren Überbleibsel. Hier läßt man das Fett der jungen, frisch getöteten Vögel am Feuer aus und gießt es in Thongefäße. Dieses Fett ist unter dem Namen Guacharoschmalz oder Öl bekannt. Es ist halbflüssig, hell und geruchlos und so rein, daß man es länger als ein Jahr aufbewahren kann, ohne daß es ranzig wird. In der Klosterküche zu Caripe wurde kein anderes Fett gebraucht als das aus der Höhle, und wir haben

nicht bemerkt, daß die Speisen irgend einen unangenehmen Geruch oder Geschmack davon bekämen.

„Die Menge des gewonnenen Öles steht mit dem Gemetzel, das die Indianer alle Jahre in der Höhle anrichten, in keinem Verhältnisse. Man bekommt, scheint es, nicht mehr als 150—160 Flaschen ganz reines Fett; das übrige weniger helle wird in großen irdenen Gefäßen aufbewahrt. Dieser Gewerbszweig der Eingeborenen erinnert an das Sammeln des Taubenfettes in Carolina, von dem früher mehrere tausend Fässer gewonnen wurden. Der Gebrauch des Guacharofettes ist in Caripe uralt, und die Missionare haben nur die Gewinnungsart geregelt. Die Mitglieder einer indianischen Familie behaupten, von den ersten Ansiedlern im Thale abzustammen und als solche rechtmäßige Eigentümer der Höhle zu sein: sie beanspruchen das Alleinrecht des Fettes; aber infolge der Klosterzucht sind ihre Rechte gegenwärtig nur noch Ehrenrechte. Nach dem System der Missionare haben die Indianer Guacharo-Öl für das ewige Kirchenlicht zu liefern; das übrige, so behauptet man, wird ihnen abgekauft.

„Das Geschlecht der Guacharos wäre längst ausgerottet, wenn nicht mehrere Umstände zu seiner Erhaltung zusammenwirkten. Aus Aberglauben wagen sich die Indianer selten weit in die Höhle hinein. Auch scheint derselbe Vogel in benachbarten, aber dem Menschen unzugänglichen Höhlen zu nisten. Vielleicht bevölkert sich die große Höhle immer wieder mit Siedlern, die aus jenen kleinen Erdlöchern ausziehen; denn die Missionare versicherten uns, bis jetzt habe die Menge der Vögel nicht merkbar abgenommen.

„Man hat junge Guacharos in den Hafen von Cumana gebracht; sie lebten da mehrere Tage, ohne zu fressen, da die Körner, die man ihnen gab, ihnen nicht zusagten. Wenn man in der Höhle den jungen Vögeln Kropf und Magen aufschneidet, findet man mancherlei harte, trockene Samen darin, die unter dem seltsamen Namen ‚Guacharosamen‘ ein vielberufenes Mittel gegen Wechselfieber sind. Die Alten bringen diese Samen den Jungen zu. Man sammelt sie sorgfältig und läßt sie den Kranken in tiefer gelegenen Fieberstrichen zukommen.

„Die Höhle von Caripe behält auf 462 m dieselbe Richtung, dieselbe Breite und die anfängliche Höhe. Wir hatten viel Mühe, die Indianer zu bewegen, daß sie über das vordere Stück hinausgingen, das allein sie jährlich zum Fettsammeln besuchen. Es bedurfte des ganzen Ansehens der Geistlichen, um sie bis zu der Stelle zu bringen, wo der Boden rasch unter einem Winkel von 60 Grad steigt, und der Bach einen unterirdischen Fall bildet. Je mehr die Decke sich senkte, um so gellender wurde das Geschrei der Guacharos, und endlich konnte kein Zureden die Indianer vermögen, noch weiter in die Höhle hineinzugehen. Wir mußten uns der Feigheit unserer Führer gefangen geben und umkehren. Auch sah man überall so ziemlich das Nämliche.

„Diese von Nachtvögeln bewohnte Höhle ist für die Indianer ein schauerlich geheimnisvoller Ort; sie glauben, tief hinten wohnen die Seelen ihrer Vorfahren. Der Mensch, sagen sie, soll Scheu tragen vor Orten, die weder von der Sonne, Zis, noch vom Monde, Nuna, beschienen werden. Zu den Guacharos gehen, heißt so viel, wie zu den Vätern versammelt werden, sterben. Daher nehmen auch die Zauberer, Piaches, und die Giftmischer, Imorons, ihre nächtlichen Gaukeleien am Eingange der Höhle vor, um den Obersten der bösen Geister ‚Ivorokiamo‘ zu beschwören. So gleichen sich unter allen Himmelsstrichen die ältesten Mythen der Völker, vor allen solche, welche sich auf zwei die Welt regierende Kräfte, auf den Aufenthalt der Seelen nach dem Tode, auf den Lohn der Gerechten und die Strafe der Bösen, beziehen. Die Höhle von Caripe ist der Tartarus der Griechen, und die Guacharos, die unter kläglichem Geschrei über dem Wasser flattern, mahnen an die stygischen Vögel.“

Durch Funck, der dieselbe Höhle besuchte, erfahren wir, daß die Guacharos nach eingetretener Dunkelheit ihre Höhle verlassen und unter rabenartigem Geschrei wie unter

Klappen mit dem Schnabel nach Nahrung ausfliegen. Letztere besteht ausschließlich aus Früchten. Sie verschlucken solche von der Größe der Taubeneier, speien aber die Kerne wieder aus. Die Nester sollen aus Thon zusammengebaut und napfförmig sein, und das Gelege aus 2—4 Eiern bestehen. Ein Guacharo mit Nest und Eiern wurde von Hautessier an die Pariser Akademie eingesandt und dabei bemerkt, daß das Nest aus den in Form von Gewöllen ausgewürgten Resten der Früchte, die der Vogel verzehrt, hergestellt sein soll. Der Guacharo, meint der Berichterstatter, knete diesen Niststoff mit den Füßen zusammen, so daß das ganze Nest einem Lohballen gleiche und wie ein solcher brenne. Auch ein anderer Berichterstatter beschreibt das Nest in ähnlicher Weise, fügt aber noch hinzu, daß sein Rand mit Flaum umgeben sei. König-Warthausen kann seine Bedenken gegen die Art und Weise des Nestbaues nicht unterdrücken und schließt, daß die massenhaft in jenen Höhlen hausenden Vögel in Spalten, Löchern und Vorsprüngen, die ebensogut ihre täglichen Sitz- wie Nistplätze sind, ihre Gewölle auswerfen und unbekümmert um diese ihre Eier dorthin legen, wo sie Platz finden. Durch den fortwährenden Aufenthalt an jenen Stellen und durch das Sitzen auf dem Neste muß die Masse sehr fest werden, ohne daß es eines besonderen Knetens bedürfte. „Aus scharf begrenzter Umhüllung abgehoben, wird eine solche Unterlage leicht das Aussehen absichtlicher Bereitung erhalten. Unter der Federbekleidung des Randes ist kaum ein regelmäßiger Daunenkranz wie bei Entennestern zu verstehen. Die Federn können auch dort, wo sie eine Niststelle häufiger umgeben, leicht durch Zufall hinzugekommen sein.“ Ein Nest, das ich sah, schien absichtlich erbaut, also nicht vorgefunden und gelegentlich benutzt worden zu sein. Die nach außen gerundete, sehr dicke, in der Mitte schwach muldig vertiefte Masse ähnelte allerdings einem Lohkuchen. Sie enthielt viele Fruchtreste, die offenbar ausgewürgt sein mußten, da die chemische Untersuchung Harnsäure nicht nachzuweisen vermochte. Die Mulde war so regelmäßig, daß sie nur absichtlich ausgetieft, nicht aber zufällig entstanden sein konnte. Die Eier, die an Größe denen einer Haustaube ungefähr gleichkommen, weichen, nach König-Warthausen, von denen der echten Ziegenmelker ebensowohl in der Gestalt wie in der Färbung ab. Ihre größte Breite liegt an dem Mittel der Längenachse, so daß von dem stumpfen Ende die Bahn nach der mehr oder minder augenfälligen Spitze ziemlich schroff abfällt, wodurch sie an Falkeneier, namentlich an diejenigen des Rohrweihen erinnern. Ihre Schale ist mäßig stark, kalkweiß, mit bräunlichen, vom Neste herrührenden Flecken gezeichnet, inwendig dagegen gelblichgrün.

Groß besuchte die Schlucht von Icononzo in Neugranada, die einen Sandsteinfelsen durchbricht, etwa 800 m lang, 10—12 m breit ist und in der Tiefe von 80—100 m von einem wilden Bergstrome durchtost wird. In der grauenhaften Tiefe, aus welcher das Toben des Stromes dumpf heraufhallt, unmittelbar über den mit rasender Eile dahinstürzenden Wellen, hausen ebenfalls Guacharos. Groß ließ sich an einigen Stellen hinab, fußte auf einem schmalen Vorsprunge und wurde sofort von einer Unzahl der nächtlichen Vögel förmlich angefallen, weil es galt, die Nester zu verteidigen. Die gespensterhaften Tiere umschwirrten den Forscher so nahe, daß sie ihn im Vorüberfliegen mit den Flügelspitzen berührten, und das Geschrei der Hunderte und Tausende dieser Tiere war geradezu betäubend. Groß erlegte in weniger als einer Stunde gegen 40 Guacharos, die am Ausgange der Schlucht aufgestellten Indianer fanden aber nicht einen einzigen davon in den Wellen des Flusses auf; deshalb ließ Groß im nächsten Jahre in der Tiefe des Spaltes ein Netz aufspannen, dazu bestimmt, die von ihm getöteten und hinabstürzenden Vögel aufzufangen. Auf diese Weise gelang es ihm, mehrere Guacharos zu erhalten. Die Beobachtungen, die gelegentlich dieser Jagd angestellt wurden, lassen sich in der Kürze zusammenstellen, wie folgt:

Der Fettschwalk schwebt leichten Fluges rasch dahin und breitet dabei Flügel und Schwanz fächerförmig aus, ohne viel mit den Flügeln zu schlagen. Jede andere Bewegung erscheint äußerst unbehilflich. Der Gang ist ein trauriges Fortkriechen, wobei der Vogel seine Flügel mit zu Hilfe nehmen muß. Im Sitzen erhebt er den Vorderteil des Leibes, senkt aber den Kopf so tief nach unten, daß es aussieht, als hinge dieser einfach herab; gewöhnlich stützt er sich dazu noch auf die Handgelenke seiner beiden Flügel. Beim Fortkriechen richtet er den Schwanz ein wenig auf, schiebt den Kopf vorwärts und sucht sich durch allerlei Schwenkungen und sonderbare schlangenhafte Bewegungen des Kopfes und Halses im Gleichgewichte zu erhalten. Fliegend und noch mehr bei Erregung läßt er seine heiser krächzende, aber doch laute Stimme hören, die so eigentümlich und widerlich ist, daß sie auch in einer freundlicheren Umgebung unangenehm oder grauenhaft wirken müßte. Die Nahrung besteht gewiß aus Früchten, deren Körner jedoch nicht ausgespieen, sondern mit dem Kote ausgeschieden werden. Um die Nester herum häufen die freßwütigen Jungen nach und nach Schichten von Kot und Samen an, die bis 25 cm hoch werden können und allerdings wie die Wände eines Napfes erscheinen. Aus Lehm oder ähnlichen Stoffen erbaut sich der Guacharo sein Nest nicht. Er legt seine weißen, birnförmigen Eier ohne jegliche Unterlage in Felsenritzen. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd. Die Jungen sind Mißgestalten der traurigsten Art; sie vermögen sich auch nicht eher zu bewegen, als bis ihr Gefieder sich vollkommen entwickelt hat. Ihre Gefräßigkeit ist ungeheuer groß. Wenn sie erregt werden, fallen sie einander wütend an, packen mit ihrem Schnabel alles, was in dessen Bereich gerät, sogar ihre eignen Füße oder Flügel, und lassen das einmal Ergriffene nur höchst ungern wieder los. Groß versuchte einige von denen, die er aus den Nestern nahm, aufzuziehen, war jedoch nicht im stande, die geeignete Nahrung herbeizuschaffen, und verlor deshalb seine Gefangenen nach wenigen Tagen wieder.

Abgesehen von Taylor, der einen Brutplatz auf Trinidad besuchte und davon eine ziemlich lange, jedoch inhaltslose Beschreibung gibt, schildert später Göring mehrere von ihm besuchte Höhlen und das Treiben der Vögel in anschaulicher Weise. „Die Mitteilungen über den Guacharo im ‚Tierleben'", so schreibt er mir, „sind gut; insbesondere gefallen mir die von Groß herrührenden Angaben über den Vogel. Wesentliches über das Leben des Guacharo glaube ich nicht hinzufügen zu können, beschränke mich daher auf das Nachstehende. Humboldt sagt mit vollem Rechte, daß sich diese Vögel nicht zu vermindern scheinen, weil sie sich aus anderen, den Menschen unzugänglichen Höhlen ersetzen. Letztere sind dieselben, die ich mit den Chacmas aufgesucht habe, um sie zu zeichnen. Sie befinden sich im Südosten von Caripe in den Gebirgen von Terezen und Punceres. Die Abbildung, die für das ‚Tierleben' zu zeichnen mir besondere Freude bereitet hat, stellt den Eingang in die sogenannte kleine Höhle dar.

„Es ist in der That sehr schwer, zu diesen Höhlen zu gelangen. Kein Weg führt durch den üppigen Urwald, der die Berge mit ihren unzähligen Schluchten bedeckt. Die Höhlen sind von Caripe in gerader Linie kaum weiter als 6 Wegestunden entfernt; wir aber brauchten zwei volle Tage, um den Rio Arcacuar zu erreichen. Dieser Bergfluß nimmt das Wasser auf, das aus den Höhlen strömt. Letztere befinden sich auf der uns entgegengesetzten Seite des Flusses, der zur Zeit unseres Besuches infolge anhaltender Regengüsse so angeschwollen war, daß wir zwei Tage warten mußten, ehe es uns möglich wurde, an das andere Ufer zu gelangen. Schon am ersten Abende, den wir im Walde zubrachten, hörten wir das Geschrei der Guacharos. Mit Beginn der Dämmerstunde schwärmten sie aus. Hoch über die riesigen Baumkronen des dichten Waldes erhoben sie sich und erfüllten die Luft mit ihren Rufen, die uns um so schauerlicher in die Ohren klangen, als die Schluchten und Thäler des Gebirges ein tausendfältiges Echo zurückgaben. In das krähenartige, aber

viel lautere und gellendere Geschrei mischt sich schnelles Schnabelgeklapper und trägt nur dazu bei, das Ganze noch unheimlicher erscheinen zu lassen. An einem mondhellen Abende schienen Tausende von Guacharos ihre unterirdischen Wohnungen verlassen zu haben; denn das Geschrei steigerte sich zu einem so entsetzlichen Lärm, daß alle anderen nächtlichen Tierstimmen des Waldes dagegen verstummten, daß es uns vorkommen wollte, als ob ein schrecklicher Kampf in den Lüften über uns ausgefochten würde. Nach und nach erst minderte sich der Höllenlärm, weil die Vögel, wie es schien, in die Baumkronen einfielen, um hier Früchte zu suchen. Wenigstens glaube ich, daß der Guacharo nur dann sein Geschrei ertönen läßt, wenn er fliegt.

„Die Nester, die ich gesehen habe, hatten mehr oder weniger die Form eines trockenen Kuhfladens von dunkelbrauner Farbe. Die Masse bestand aus der lockeren Erde von dem Grunde der Höhle und taubeneiergroßen Samen, welche die Guacharos wieder von sich gegeben hatten. Die Form des Nestes richtet sich natürlich nach den Ritzen, den Vertiefungen, Höhlungen, in welche diese Vögel bauen. Ich habe nur 2 Eier angetroffen, glaube aber, daß die Angabe im ‚Tierleben‘ richtig ist. Von dem unbeholfenen Körper eines jungen Guacharo kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Der ganze Vogel ist nur ein unbeschreiblicher Fettklumpen. Ich zergliederte mehrere von ihnen und fand, daß ihre Magen bereits mit fast taubeneigroßen Samen gefüllt und diese in eine feuchte, blaß rosenfarbige Masse gehüllt waren. Alle Fettklumpen, wie ich die Jungen nennen will, um sie am besten zu bezeichnen, hatten weißgelbliche Färbung und zeigten nur die ersten Spuren von Federn. Einige von den Nestjungen haben wir gegessen. Sie waren so außerordentlich fett, wie ihr äußeres Ansehen vermuten ließ, und es wurden deshalb auch nur einzelne Teile ihrer zerstückelten Leiber in der Suppe mit abgekocht, um diese zu schmalzen. In den Augen der Chacmas aber galten die Jungen als ein außerordentlich schmackhaftes Gericht.

„Später habe ich den Guacharo noch in der Nähe von Caracas, etwa zwei Stunden östlich von der Stadt, gefunden und ebenso in der Provinz Merida am Rio Capaz, einem bisher noch unbekannten Brutplatze, aufgesucht. Der letztgenannte Fluß und der Rio Guayre bei Caracas brechen sich durch enge Schluchten Bahn, die dem Guacharo günstigen Aufenthalt gewähren. Das Vorkommen des Guacharos auf der Insel Trinidad ist bekannt, und ich will deshalb nur noch erwähnen, daß der Einflug in seine an der gebirgigen Nordküste gelegenen unterirdischen Wohnungen hier zum Teil vom Meere aus stattfindet.“

Die Schwalme oder Eulenschwalben (Podargidae) weichen von den Fettvögeln und Nachtschatten nicht unwesentlich ab; berücksichtigt man jedoch sämtliche Merkmale der Schwalme, so wird man sich wohl Fürbringers Ansicht anschließen und sie mit jenen vereinigen müssen, mit welchen sie auch in der Lebensweise vieles gemein haben.

Der Leib der Schwalme ist gestreckt, der Hals kurz, der Kopf breit und flach, der Flügel aber verhältnismäßig kurz und stumpf, der Schwanz lang, der Fuß hoch und kräftig. Der Schnabel hat nur insofern Ähnlichkeit mit dem der Nachtschwalben, als er sich sehr tief spaltet; in jeder anderen Hinsicht unterscheidet er sich. Er ist groß, platt, an der Wurzel sehr breit, breiter als die Stirn, an der Spitze hakig gebogen und durchaus hornig; beide Kiefer sind ungefähr gleich lang, glatt, das heißt zahnlos; die Ränder der Kinnladen sind unbefiedert; die Mundöffnung spaltet sich bis hinter die Augen; die Nasenlöcher liegen nicht auf der Mitte, sondern nahe der Wurzel, teilweise unter den Stirnfedern verborgen. Die Läufe der Füße sind kurz, aber doch viel höher als bei den Nachtschwalben; drei

Zehen richten sich nach vorn, eine entschieden nach hinten. Als bezeichnend hebt Sclater noch hervor, daß die Außenzehe aus fünf Gliedern bestehe. Das Gefieder ist weich und düsterfarbig wie bei den meisten Ziegenmelkern; die Federn am Schnabelgrunde, bei einigen Arten auch die der Ohrgegend, sind zu borstenartigen Gebilden umgewandelt.

Alle bis jetzt bekannten Arten der Schwalme leben in den Waldungen Südasiens und Australiens, einige auf den Festländern, andere auf den großen Eilanden jener Erdgegend. Ihre Lebensweise ist noch wenig erforscht; so viel aber weiß man, daß sie von den Sitten und Gewohnheiten der Nachtschwalben wesentlich abweicht. Aber auch die einzelnen Arten der Familie selbst unterscheiden sich in ihrem Treiben und Wesen, und so läßt sich zur Zeit etwas allgemein Gültiges über die Gesamtheit kaum sagen.

Die Eulenschwalben oder Riesenschwalme (Podargus), die in zwölf Arten Australien, Neuguinea und die benachbarten Inseln bewohnen, kennzeichnen sich durch folgende Merkmale: Der Schnabel ist kurz, auf dem Firste gekielt, vorn stark hakig hinabgebogen, seitlich dachförmig abgeflacht und sehr breit, mit dem Schneidenrande über den flachen Unterschnabel weggreifend. Die Nasenlöcher werden von Borstenfederhaaren bedeckt und die Mundränder von ähnlichen Gebilden umgeben. Der Fuß ist sehr kräftig, der ungefiederte Lauf vorn mit sechs Platten gedeckt. In dem spitz zugerundeten Flügel sind die dritte, vierte und fünfte Schwinge die längsten, die zweite und sechste etwas kürzer. Die Federn des langen stufigen Schwanzes spitzen sich am Ende zu. Das sehr reiche, aus langen und faserig zerschlissenen Federn bestehende Gefieder ist weich wie bei den Eulen; nur sehr wenige von den Federn am Schnabelgrunde sind zu eigentlichen Borsten umgestaltet.

Der Eulen- oder Riesenschwalm (Podargus australis, humeralis, gracilis und cinereus, Caprimulgus podargus und strigoides), den wir den würdigsten Vertreter seiner Gattung nennen dürfen, ist ein Vogel von Krähengröße. Die Federn der ganzen Oberseite sind auf dunkel graubraunem Grunde mit sehr feinen gräulichweißen und schwarzen Punkten wie überspritzt, die Schultergegend auf gräulichweißem Grunde mit Zickzackquerflecken, Oberkopf, Mantel und Flügeldecken mit schmalen, deutlich hervortretenden, schwarzen Schaftstrichen, die kleinen tiefbraunen Flügeldecken am Buge mit feinen, hellen Spritzpunkten gezeichnet, welch letztere unterseits von einer Reihe gräulichweißer, braun punktierter Spitzenflecken begrenzt werden. Die Handschwingen zeigen außen abwechselnd schwarze und gräulichweiße, dunkel überspritzte Querbinden; die Armschwingen und Steuerfedern sind auf graubraunem Grunde mit hellen und schwarzen Pünktchen dicht bespritzt und durch undeutliche, schmale Fleckenquerbinden, die Unterteile endlich auf gräulichweißem Grunde mit braunen Pünktchen und Querflecken sowie mit schmalen schwarzen Schaftstrichen verziert. Letztere bilden auf den Kropfseiten einige größere schwarze Flecken, die unterseits von einigen hell gräulichweißen Querflecken begrenzt werden. Der Schnabel ist lichtbraun, purpurfarbig überlaufen, der Fuß ölbraun, das Auge gelblichbraun. Mehr über die Färbung des Gefieders zu sagen, ist aus dem Grunde unthunlich, weil mehrere Arten der Gattung sich so außerordentlich ähneln, daß nur durch seitenlange Federbeschreibungen die betreffenden Unterscheidungsmerkmale festgestellt werden könnten.

Gould und Verreaux haben uns ziemlich ausführliche Mitteilungen über das Leben der Riesenschwalme gegeben. Aus ihnen geht hervor, daß die verschiedenen Arten auch hinsichtlich ihrer Lebensweise sich fast vollständig gleichen, und daß man daher alles, was von einer Art beobachtet wurde, auf die übrigen beziehen darf. „Wir haben", sagt Gould,



Riesenschwalm.

„in Australien eine zahlreiche Gruppe von Nachtvögeln dieser Form, die, wie es scheint, bestimmt sind, die Baumheuschrecken in Schach zu halten. Sie sind feige und träge Gesellen, die sich ihre Nahrung nicht durch Künste des Fluges, sondern durch einfaches Durchstöbern der Zweige verschaffen. Wenn sie nicht mit dem Fange beschäftigt sind, sitzen sie auf offenen Plätzen, auf Baumwurzeln, Geländern, Dächern, auch wohl auf Leichensteinen der Kirchhöfe und werden deshalb von abergläubischen Leuten als Todesverkündiger betrachtet, wozu ihre unangenehme, rauhe Stimme auch das Ihrige beiträgt. Hinsichtlich ihres Brutgeschäftes unterscheiden sie sich auffallend von ihren Verwandten; denn sie erbauen sich ein flaches Nest aus kleinem Reisig auf den wagerechten Zweigen der Bäume."

Der Riesenschwalm gehört zu den häufigsten Vögeln von Neusüdwales, und es hält deshalb durchaus nicht schwer, ihn zu beobachten. „Er ist das schlafsüchtigste aller Geschöpfe und läßt sich schwerer erwecken als irgend ein anderes. Solange die Sonne am Himmel steht, hockt er schlafend auf einem Zweige, den Leib fest auf seinen Sitz gedrückt, den Hals zusammengezogen, den Kopf zwischen den Schulterfedern versteckt und so bewegungslos, daß er mehr einem Astknorren als einem Vogel gleicht. Ich muß ausdrücklich hervorheben, daß er sich immer der Quere und nicht der Länge nach setzt. Er ist aber so still, und seine düstere Farbe stimmt so genau überein mit der Färbung und Zeichnung der Rinde, daß schon eine gewisse Übung dazu gehört, den großen Vogel bei hellem Tage zu entdecken, obgleich er sich gewöhnlich gar nicht versteckt, sondern auf Ästen niederläßt, die zweiglos sind."

Der Schlaf des Riesenschwalms ist so tief, daß man einen der Gatten vom Baume herabschießen kann, ohne daß der andere dicht daneben sitzende sich rührt, daß man mit Steinen nach dem Schläfer werfen oder mit Stöcken nach ihm schlagen mag, ohne ihn zum Fortfliegen zu bewegen, daß man im stande ist, ihn mit der Hand zu ergreifen. Gelingt es wirklich, ihn aufzuscheuchen, so entwickelt er kaum so viel Thatkraft, daß er sich vor dem Herabfallen auf den Boden schützt. Er flattert scheinbar bewußtlos den nächsten Zweigen zu, klammert sich dort fest und fällt sofort wieder in Schlaf. Dies ist die Regel; doch kommt es ausnahmsweise vor, daß ein Schwalm auch bei Tage eine kleine Strecke durchfliegt.

Ganz anders zeigt sich der Vogel, wenn die Nacht hereinbricht. Mit Beginn der Dämmerung erwacht er aus seinem Schlafe, und nachdem er sich gereckt und gedehnt, die Federn geordnet und geglättet hat, beginnt er umherzuschweifen. Nunmehr ist er das gerade Gegenteil von dem, was er während des Tages war: lebendig, munter, thätig, rasch und gewandt in allen seinen Bewegungen, emsig bemüht, Beute zu gewinnen. Rasch rennt er auf den Zweigen dahin und nimmt hier die Heuschrecken und Cikaden auf, die sich zum Schlummer niedergesetzt; nach Spechtesart hämmert er mit dem Schnabel an der Rinde, um die dort verborgenen Kerfe zum Vorschein zu bringen; ja, er schlüpft wohl selbst in das Innere der Baumhöhlungen, um auch hier nach Nahrung zu suchen. Man kann nicht eben behaupten, daß er ein besonders guter Flieger sei: sein Flug ist vielmehr kurz und abgebrochen, wie es die verhältnismäßig kurzen Schwingen erwarten lassen; ungeschickt aber ist er durchaus nicht: denn er fliegt spielend zu seinem Vergnügen von Baum zu Baum. Mit einbrechender Nacht endigt dieses Vergnügen. Dann bewegt er sich höchstens noch im Gezweige der Bäume, hier alles durchstöbernd. Gould meint, daß die Riesenschwalme nur Kerbtiere fressen, Verreaux hingegen versichert, daß sie auch anderer Beute nachstreben. Während des Winters ziehen sie sich die versteckten Kerfe aus den Ritzen und Spalten der Bäume hervor; mangelt ihnen diese Nahrung, so begeben sie sich nach den Morästen, um dort Schnecken und andere kleine Wassertiere zu suchen. Während der Brutzeit rauben sie junge Vögel, töten sie, wenn sie ihnen zu groß sind, nach Art der Baumeisvögel, indem sie sie mit dem Schnabel packen und wiederholt gegen den Ast schlagen, und schlucken sodann

den Leichnam ganz hinunter. Ihre Jagd währt nur, solange es dämmert; bei dunkler Nacht sitzen sie ruhig auf demselben Aste. Einige Stunden vor Tagesanbruch jagen sie zum zweiten Male, ganz wie die Ziegenmelker auch thun.

Die Stimme des Männchens ist laut und unangenehm, für den, der sie zum ersten Male hört, überraschend. Sie soll, nach Verreaux, dem Rucksen der Tauben ähneln. Am lautesten und eifrigsten schreien die Schwalme selbstverständlich während der Paarungszeit. Dann gibt ihr Ruf das Zeichen zum Streite. Sobald ein anderes Männchen herbeikommt, entspinnt sich heftiger Kampf, bis einer unbestrittener Sieger bleibt. Die Fortpflanzungszeit fällt in den Juli und August. Die Paarung selbst geschieht in der Dämmerung; nach ihr bleiben beide Geschlechter dicht nebeneinander sitzen und verharren unbeweglich, bis ihre Jagd von neuem beginnt. Das kleine, flache Nest wird aus feinen Zweigen zusammengebaut und zwar von beiden Gatten eines Paares. Es ist ein erbärmlicher Bau, der innen nur mit einigen Grashalmen und Federn belegt wird. Gewöhnlich steht es sehr niedrig, etwa 2 m über dem Boden in der Gabel eines Baumastes, so daß es bequem mit der Hand erreicht werden kann. Die 2—4 länglichen, rein weißen Eier sieht man, wie die mancher Tauben, von unten durchschimmern. Beide Geschlechter teilen sich in das Geschäft der Brut; das Männchen brütet gewöhnlich nachts, das Weibchen bei Tage. Ersteres sorgt allein für die ausgebrütete Familie. Ist das Nest den Sonnenstrahlen zu sehr ausgesetzt und sind die Jungen so groß, daß die Mutter sie nicht mehr bedecken kann, so werden sie von den Alten aufgenommen und in eine Baumhöhle gebracht. Diese Sorgfalt ist aus dem Grunde bemerkenswert, weil die Alten sich auf ihren Schlafplätzen den Einwirkungen des Wetters rücksichtslos preisgeben. Anfang November verlassen die Jungen das Nest, bleiben aber wahrscheinlich noch längere Zeit in Gesellschaft ihrer Eltern.

Bei fühlbarer Kälte trifft man zuweilen einzelne freilebende Schwalme über 8 Tage lang auf demselben Aste an, so ruhig und unbeweglich, als ob sie im Winterschlafe lägen. Sie erwachen dann höchstens, wenn man sie anrührt. Dies ist von Gould beobachtet und von Verreaux bestätigt worden. „Obgleich ich nicht vollständige Gewißheit darüber habe“, sagt der erstgenannte, „daß dieser Vogel in gewissen Abschnitten des Jahres eine Art von Winterschlaf hält, so kann ich doch eine Beobachtung nicht verschweigen, die nämlich, daß er sich manchmal zurückzieht und längere Zeit in Baumhöhlen verbleibt. Meine Annahme erklärt es auch, daß einzelne Schwalme, die ich erhielt, ganz außerordentlich fett waren, so sehr, daß mich dies von dem Aufbewahren ihrer Bälge abhielt. Ich sehe keinen Grund ein, warum nicht auch ein Vogel einen Teil seines Lebens im Winterschlafe zubringen soll, wie so viele Arten von Säugetieren thun, obgleich sie höher stehende Tiere sind als jene.“ Nach meinem Dafürhalten darf man Goulds Ansicht nicht ohne weiteres zu der seinigen machen; denn das Zurückziehen und der höhere Grad von Schlafsucht, den die Schwalme zeigen, beweist noch nichts bei Vögeln, die, wie bemerkt, sich nicht einmal durch einen unmittelbar vor ihnen abgefeuerten Schuß aus ihrem schlaftrunkenen Zustande erwecken lassen.

Jung aus dem Neste genommene Schwalme werden, wie Verreaux angibt, bald zahm, lernen ihren Gebieter kennen, setzen sich auf seinen Kopf, kriechen in sein Bett, verjagen auch wohl andere Tiere von dort und ändern ihr Wesen nach einiger Zeit so weit, daß sie selbst bei Tage fressen. In der Neuzeit sind mehrere dieser Gefangenen nach Europa gebracht worden. Der erste lebende Schwalm kam im Jahre 1862 nach London, ein zweiter im Jahre 1863 nach Amsterdam. Einen dritten erhielt ich selbst kurze Zeit darauf, und da ich außerdem in späteren Jahren mehrere gepflegt und andere beobachtet habe, vermag ich aus eigner Erfahrung über das Gefangenleben des Vogels zu sprechen. Der erste, den ich besaß, war so zahm, daß er mir nicht nur das Futter aus der Hand nahm, sondern auch ohne Widerstreben sich ergreifen, auf die Hand setzen und im Zimmer umhertragen

ließ, ohne daß er Miene machte, seinen Platz zu verlassen. Aber auch alle übrigen zeichneten sich durch stille Ruhe und behäbige Trägheit aus. Bei Tage sitzt der gefangene Schwalm, wie er in der Freiheit gewöhnt ist, regungslos auf einer Stelle in der von Gould beschriebenen Haltung; so tief, wie genannter Forscher behauptet, schläft er aber nicht, läßt sich vielmehr schon durch Anrufen ermuntern, und wenn sein Pfleger sich an ihn wendet, ist er sogleich bei der Hand.

Von meinem ersten Pfleglinge vernahm ich anfänglich nur ein leises Brummen, einem langgezogenen „Humm" etwa vergleichbar, vermutete, daß dieser sonderbare Laut sein Lockruf sei, und versuchte, durch dessen Nachahmung seine Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen. Der Erfolg übertraf meine Erwartungen; denn der Schwalm rührte sich nicht nur nach dem Anrufe, sondern antwortete auch sofort, und zwar regelmäßig, so oft ich meinen Versuch wiederholte. Hielt man ihm dann eine Maus oder einen kleinen Vogel vor, so bewegte er sich wiegend hin und her, brummte lebhafter, richtete die weit geöffneten Augen starr auf den leckeren Bissen und flog schließlich auch von seiner Stange herab, um ihn in Empfang zu nehmen. Fette Maden, die ich ihm zuweilen reichte, wurden von ihm nicht bloß aufgelesen, sondern auch aus dem Sande hervorgezogen. Er verschlingt seine Beute ganz und ist fähig, eine große Maus oder einen feisten Sperling, dessen Flügel entfernt sind, hinabzuwürgen. Letzteres geschieht sehr langsam: von einer verschlungenen Maus z. B. ragt die Schwanzspitze oft eine halbe Stunde lang aus seinem Schnabel hervor, bevor sie verschwindet. Seine Verdauung ist vortrefflich; man findet deshalb auch nur selten kleine Gewölle im Käfige. Daß er bei Tage nicht bloß gut, sondern auch scharf in die Ferne sieht, konnte ich wiederholt beobachten. Der eine, den ich pflegte, vermochte von seinem Käfige aus einen Teich zu überblicken, auf welchem Wasservögel umherschwammen. Sie erregten sehr oft seine Aufmerksamkeit; namentlich die auf das Wasser einfallenden Flugenten schienen ihn anzuziehen. Er sah scharf nach ihnen hin und bewegte seinen Kopf nach Art des Käuzchens hin und her oder auf und nieder, wie er überhaupt that, wenn er seine Erregung kundgeben wollte. Nach Sonnenuntergang wird der Schwalm lebhafter; bewegungslustig zeigt er sich jedoch auch dann nicht. Nachdem er gefressen hat, bleibt er mehr oder weniger ruhig auf seinem Platze sitzen; aber er brummt dann öfter als sonst und auch in anderer Weise. Seine Stimme wird hörbarer, und die einzelnen Laute ertönen mehr im Zusammenhange. Dann gleicht das Gebrumme allerdings dem Rucksen einer Taube, am täuschendsten dem eines Trommlers.

Sehr auffallend gebärdete sich mein gefangener Schwalm, als ich ihn in einen kleinen Käfig mit Vögeln setzte. Er mochte sich erinnern, daß er während seines Freilebens mancherlei Anfechtungen von dergleichen Gesindel erlitten hatte und oft als Eule angesehen worden war. Als er sich in so zahlreicher Gesellschaft sah, streckte er sich lang aus, indem er den Hals weit vorschob und den Schnabel so richtete, daß er die eine, der Schwanz die andere Spitze des gerade gehaltenen Leibes bildete. Dabei stieß er ein von seinem Gebrumme durchaus verschiedenes Geschrei aus, das durch die Silben „krä krä kräträ kräkä kräkä kräkäkät" ungefähr ausgedrückt werden kann. Ab und zu sperrte er auch das Maul weit auf, gleichsam in der Absicht, die Vögel zu schrecken, wie überhaupt sein ganzes Gebaren mehr auf Abwehr als auf Lust zum Angriff deutete. Einen Sperling, der ihm zu nahe kam, packte er mit dem Schnabel und schüttelte ihn tüchtig hin und her; doch gelang es dem Spatzen, wieder freizukommen. Mit mehreren anderen Sperlingen war er tagelang zusammengesperrt, vergriff sich aber nicht an ihnen. Demungeachtet zweifle ich nicht im geringsten, daß er Vögel frißt; junge, unbehilfliche nimmt er höchst wahrscheinlich ohne Umstände aus den Nestern.

*

Die Froschschwalme (Batrachostomus), Bewohner Indiens und seiner Inseln, sind kleiner als die Riesenschwalme, besitzen aber verhältnismäßig noch größere Fangwerkzeuge als diese. Der Schnabel ist kräftig und starkkieferig, am Grunde ungemein flach und so verbreitert, daß er in der That einem Froschmaule ähnelt, längs dem Firste leicht, an der Spitze hakig herabgebogen, der Oberkiefer viel breiter als der untere, der von ihm allseitig umschlossen wird, das schmale Nasenloch seitlich gestellt und mit Federn überdeckt, der Fuß kurz, ziemlich stark und insofern von dem allgemeinen Gepräge abweichend, als



Hornschwalm (Batrachostomus auritus). ⅓ natürl. Größe.

die äußere Zehe halb gewendet werden kann, der Fittich kurz zugerundet, der Schwanz endlich allseitig verkürzt oder abgestuft.

Der Hornschwalm (Batrachostomus auritus, Podargus auritus und fullerstonii, Bombycystomus fullerstonii) zeichnet sich ebensowohl durch sonderbare Federbildung wie durch Schönheit des Gefieders aus. Zu jeder Seite des Kopfes in der Ohrgegend, über und hinter den Augen wuchert ein Büschel langer, etwas zerschlissener Federn hervor, der vom übrigen Gefieder des Kopfes absteht, die Augen fast gänzlich beschattet und dem Kopfe eine unverhältnismäßige Größe gibt. Das Gefieder der Oberseite ist hellrostfarben, durch feine, schwarze Zickzacklinien gezeichnet den Nacken ziert ein weißes, halbmondförmiges Band; auf den Schultern stehen große, weißbläuliche Flecken, die durch schwarze Halbkreise an der Spitze der einzelnen Federn hervorgehoben werden, an der Stirn und hinter

den Augen brandgelbe Flecken; Kehlmitte, Vorderhals und Bauch sind weiß, teilweise auch im Zickzack gestreift; die Brust ist rostfarben weiß und schwarz gefleckt, der stark abgestufte Schwanz hell rostfarben, durch 7—8 dunklere, schwarz eingefaßte Bänder und viele schwärzliche Zickzacklinien gezeichnet; die Schwingen sind in ähnlicher Weise gebändert. Das Auge ist rein schwefelgelb, wie bei vielen Raubvögeln, der Schnabel hellgelb, der Fuß bräunlich.

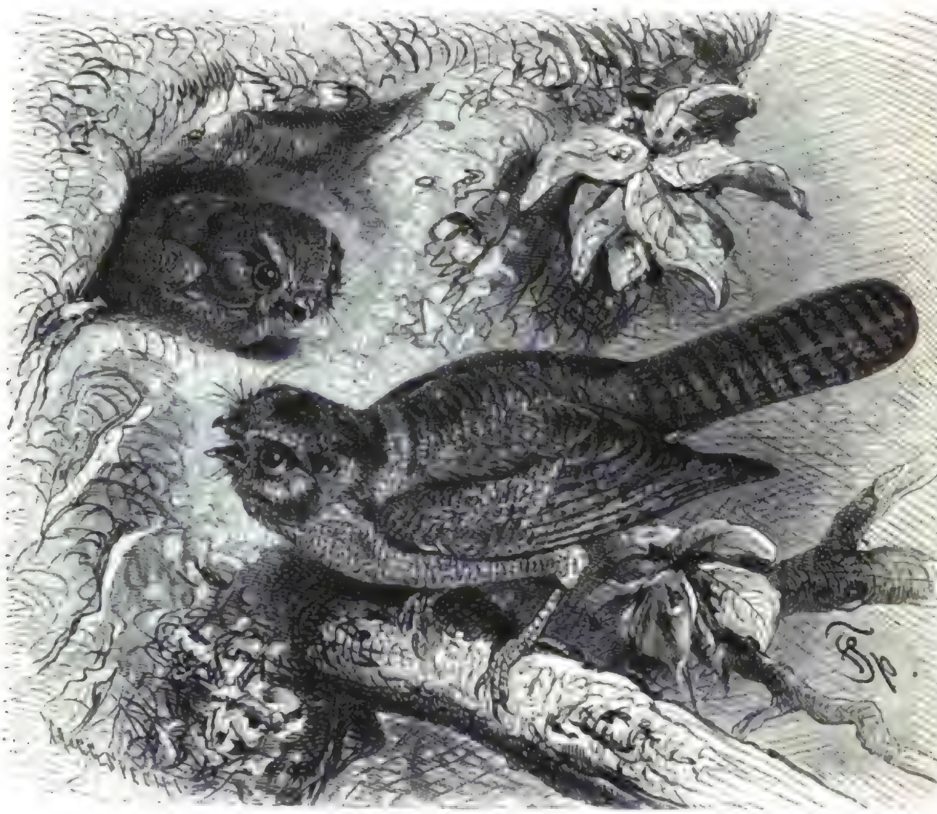
Erst durch Bernstein haben wir einige Nachrichten über Vorkommen und Brutgeschäft dieses wunderlich gestalteten Vogels erhalten. Seine eigentliche Heimat sind die Dickichte, die in einem Höhengürtel von 1000 m über dem Meere so häufig sind. In dem bebauten Lande hat ihn genannter Forscher nie beobachtet, und nach Versicherung der Eingeborenen soll er weder dort, noch in den niedriger gelegenen Ebenen gefunden werden. Über seine Lebensweise, seine Stimme, seine Sitten weiß Bernstein nichts mitzuteilen; dagegen beschreibt er sein Nest, das mitten in einem Röhricht stand und zufällig entdeckt wurde, sehr ausführlich. Es war eirund, niedrig, in der Mitte nur wenig vertieft und bestand bis auf einige kleine, auf der Außenseite befindliche Blattstückchen ausschließlich aus den kleinen, grauen Flaumfedern des Vogels; seine Festigkeit ist deshalb sehr gering. Die Kleinheit des Nestes erlaubt dem brütenden Vogel nicht, sich darauf zu setzen. Der von Bernstein beobachtete Hornschwalm saß auf dem Rohrhalme, der das Nest trug, und zwar der Länge nach, beide Füße dicht nebeneinander gesetzt, so daß sein Längendurchmesser mit dem Rohre dieselbe Richtung hielt. Das Ei wurde nur mit dem Bauche bedeckt, ganz wie es bei den Baumschwalben der Fall ist. Bernstein fand ein einziges, frisch gelegtes Ei im Neste und kann deshalb die Frage, ob der Vogel nur ein Ei oder ob er mehrere legt, nicht beantworten. Das Ei ist länglich eiförmig, an beiden Enden kurz abgerundet. Seine Grundfärbung ist ein mattglänzendes Weiß, von welchem sich größere und kleinere, unregelmäßige, braunrote, am stumpfen Ende etwas dichter kranzartig zusammenstehende Tüpfel, Flecken und Punkte abheben.

*

Einige auf Australien beschränkte Arten unserer Gruppe, welche die Gattung der Zwergschwalme (Aegotheles) bilden, zeigen unter ihren Verwandten die meiste Ähnlichkeit mit den Nachtschwalben. Ihr Leib ist lang, aber kräftig, der Hals kurz, der Kopf rundlich, d. h. weniger platt als bei den übrigen, der Flügel kurz und abgerundet, weil die dritte und vierte Schwinge die anderen an Länge übertreffen, der Schwanz, der die zusammengelegten Flügel bedeutend überragt, mittellang und abgerundet; die Füße sind verhältnismäßig hoch und ihre nackten Läufe schwach, die Zehen kurz, unter sich fast von gleicher Länge und nicht durch Spannhäute verbunden. Der Schnabel ist kurz, dick und breit, im Grunde zusammengedrückt, gegen die Spitze hin plötzlich verschmälert und flachhakig herabgekrümmt, durch eine erhabene, von seiner Spitze an über die Mitte weg bis zur Stirn verlaufende Wulst ausgezeichnet, der Unterschnabel an der Spitze mit einer Rinne versehen, die den Haken des Oberschnabels aufnimmt; die Schnabelränder sind hornig, die Rachenspalte reicht bis gegen das Auge hin. Das Gefieder ist weich und mit Ausnahme der borstenartigen Gebilde in der Schnabelgegend sehr gleichmäßig. Letztere umgeben nicht bloß den Schnabelrand, sondern stehen auch an der Stirn und am Kinne, sind an der Wurzel und teilweise auch auf beiden Seiten gefiedert, und nur wenige von ihnen spitzen sich wirklich borstenförmig zu.

Der Schleierschwalm (Aegotheles novae-hollandiae, Caprimulgus novaehollandiae, cristatus, vittatus und lunulatus) erinnert in Größe und Wesen an unser Käuzchen. Seine Länge beträgt 25, die Breite etwas über 30 cm. Das Gefieder der Oberseite ist auf braunschwarzem Grunde mit sehr feinen gräulichen Pünktchen dicht gespritzt;

diese Pünktchen treten auf den Halsseiten und den Unterteilen deutlicher hervor und bilden verloschene, hellere Querbinden; Bauchmitte, After und untere Flügeldecken sind weiß. Ein verwaschener Flecken, der auf der vorderen Ohrgegend steht, hat bräunlichweiße Färbung, ein Hinterhalsband wird durch heller oder dunkler punktierte Federn angedeutet. Die Schwingen sind dunkel erdbraun, die der Hand außen mit fahlweißlichen Querflecken, die des Armes mit gräulich gepunkteten Querbinden, die braunschwarzen Steuerfedern mit zwölf schmalen, graubraunen, dunkler punktierten Querbändern gezeichnet, die jedoch auf der Innenfahne der zweiten und vierten Feder jederseits fehlen. Den schwarzen Schnabel umgeben lange



Schleierschwalm (Aegotheles novae-hollandiae). 3/5 natürl. Größe.

schwarze Zügelborsten. Die Iris ist nußbraun, der Fuß fleischfarben. Männchen und Weibchen sind in Größe und Färbung kaum zu unterscheiden; die Jungen haben dunkleres Gefieder.

Über die Lebensweise hat Gould Beobachtungen angestellt. Er fand den Schleierschwalm in ganz Südaustralien und Tasmanien als Standvogel, der sowohl im Gebüsche an der Küste als auch in den dünn bestandenen Waldstrecken des Inneren vorkommt. Das Betragen erinnert ebenso sehr an die Käuze wie an die Nachtschwalben. Während des Tages hält sich der Schleierschwalm in Baumhöhlungen auf, namentlich in denen der Gummibäume, und hier verbirgt er sich so vortrefflich, daß man von ihm nicht das Geringste wahrnimmt. Eine sonderbare Gewohnheit des Vogels aber gibt dem Kundigen ein Mittel in die Hand, ihn zu entdecken. Sobald man nämlich an den Stamm seiner Lieblingsbäume klopft, klettert der kleine Bewohner schleunigst bis zur Mündung seiner Höhle empor und schaut

hier heraus, um sich von der Ursache der Störung zu überzeugen. Glaubt er sich sicher, so zieht er sich auf seinen Schlafplatz zurück und verbleibt hier ruhig, bis er von neuem gestört wird. Erst wenn ihm die Sache zu arg dünkt, fliegt er nach einem anderen sicheren Orte hin, gewöhnlich nach einem zweiten hohlen Baume, gar nicht selten aber auch in das dichte Gezweige eines solchen. Sein Flug ist gerade und verhältnismäßig langsam, ohne plötzliche Schwingungen, seine Haltung im Sitzen mehr die der Eulen als die der Ziegenmelker, von welchen er sich auch dadurch unterscheidet, daß er sich nicht der Länge nach, sondern immer der Quere nach auf den Ast setzt. An die Käuze erinnert er auch dadurch, daß er, wenn er überrascht wird, seinen Kopf in verschiedenen Richtungen bewegt oder dreht und, wenn man ihn ergreift, zischt.

Gould behauptet, daß der Schleierschwalm zweimal im Jahre brüte. Auf Tasmanien fand man Junge im Oktober, in Neusüdwales erhielt unser Forscher Eier im Januar. Ein eigentliches Nest baut der Vogel nicht; er legt seine 4—5 rundlichen und rein weißen Eier ohne jegliche Vorrichtung auf den Mulm der Baumhöhlungen.

Über das Gefangenleben fehlen ausführliche Mitteilungen. Gould erwähnt bloß, daß er ein Pärchen eine Zeitlang lebendig hielt, und daß es sich bei Annäherung des Menschen rückwärts mit gesträubten Kopffedern und unter lebhaftem Zischen in eine Ecke des Käfigs flüchtete.

Die am tiefsten stehenden und zugleich am wenigsten von ursprünglichen Vogelordnungen, namentlich den Suchvögeln, abweichenden Baumvögel enthält nach Fürbringer die aus den Familien der Raken und Kurols gebildete Sippschaft der Rakenartigen (Coraciae).

Die Raken (Coraciidae) sind ziemlich große, meist in bunten Farben prangende Vögel, die eine kleine, aus ungefähr 20 Arten bestehende, nur auf der Osthälfte der Erde heimische Familie bilden. Der Schnabel ist mittel- oder ziemlich lang, kräftig, gerade, an der Wurzel etwas verbreitert, gegen die Spitze zusammengedrückt, scharfschneidig und an der Spitze übergebogen, der Fuß kurz, schwachläufig und kurzzehig; die Schwingen sind mittellang oder lang und ziemlich breit; der Schwanz ist in der Regel ebenfalls mittellang, aber bald gerade abgeschnitten, bald schwach gerundet, bald seicht gegabelt; zuweilen sind auch seine beiden äußersten Federn weit über die übrigen verlängert. Das Gefieder ist zerschlissen, aber harsch und rauh; die Schäfte der Federn sind steif, die Bärte glatt, jedoch locker geschlossen; Grün, Blau, Zimtbraun oder Weinrot sind die vorherrschenden Farben. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig, die Jungen unwesentlich von den Alten.

Als der Hauptverbreitungskreis der Raken sind die Gleicherländer der Alten Welt anzusehen. Eine Art der Familie kommt allerdings im Norden und auch in Europa vor; die Mehrzahl aber bewohnt den eben angegebenen Gürtel. Afrika und Asien zählen so ziemlich die gleiche Anzahl von Arten; Australien ist arm an Mitgliedern der Gruppe. Trockene und ebene Gegenden bilden den bevorzugten Aufenthalt; in Gebirgen finden sich die Raken ebenso selten wie in besonders fruchtbaren Gegenden. Nur bedingungsweise kann man sie als Waldvögel betrachten. In den dünn bestandenen Steppenwäldern Afrikas fehlen sie allerdings nicht; dagegen meiden sie im Norden wie im Süden zusammenhängende dichte Bestände. Bedingung für ihren Aufenthalt sind große, einzeln stehende Bäume oder Felswände, Felskegel und unbewohnte Gebäude, von welchen aus sie weite Umschau haben, und deren Höhlen oder Spalten ihnen passende Nistplätze bieten. Hier pflegen sie zu sitzen und

ihr Gebiet sorgfältig zu durchspähen. Ein etwa vorbeifliegendes größeres Kerbtier wird genau in derselben Weise aufgenommen, wie von den Fliegenfängern und Bienenfressern geschieht, ein am Boden unvorsichtig dahinlaufendes Mäuschen, eine Eidechse oder ein kleiner Lurch aber auch nicht verschmäht. Zu gewissen Zeiten fressen die Raken ebenso Früchte, obgleich tierische Nahrung immer die bevorzugte bleiben mag.

Alle Raken sind unruhige und unstete Vögel. „Außerordentliche Scheu und die wachsamste Vorsicht", sagt Gloger, „unermüdliche, wilde Lebhaftigkeit und stete, frohe Munterkeit samt besonderem Hange zum Streiten und Lärmen und bei Alten eine trotzdem nicht zu bezähmende Unbändigkeit in der Gefangenschaft: diese Eigenschaften stechen als Hauptzüge ihres Charakters hervor. Sie sitzen, da sie sich bloß aus Besorgnis, nicht aus Neigung überhaupt verbergen, fast nie lange still, am häufigsten frei und gern auf Baumwipfeln oder auf dürren Astspitzen." Im Gezweige der Bäume hüpfen sie ebensowenig umher wie auf dem Boden: sie gebrauchen zu jeder Ortsveränderung ihre Schwingen. Der gewandte, schnelle und außerordentlich leichte Flug zeichnet sich durch Gauklerkünste der sonderbarsten Art, z. B. ein merkwürdiges Überschlagen, in hervorragender Weise aus. Die Stimme ist ein unangenehm harscher Laut, der dem deutschen, ihm nachgebildeten Namen der Vögel ziemlich genau entspricht.

Nur solange die Sorge um die Brut ein Rakenpaar bindet, verweilt es an einem bestimmten Orte; vor und nach der Brutzeit schweift es im Lande umher. Unsere nordische Art zieht regelmäßig, bleibt aber in der Winterherberge nicht in einem bestimmten Gebiete, sondern durchmißt hier, scheinbar unnütz, weite Strecken, wie die in den Gleicherländern lebenden Arten es thun.

Das Nest wird an sehr verschiedenen Orten, immer aber auf dieselbe Weise angelegt. Bei uns zu Lande nistet die Blaurake in hohlen Bäumen, und deshalb hat man geglaubt, daß nicht bloß sie, sondern alle übrigen Arten hiervon nicht abweichen, während wir jetzt wissen, daß Mauerlöcher, Felsspalten oder selbst Höhlungen in steilen Erdwänden und Gebäuden ebenso oft, vielleicht noch öfter, zur Aufnahme des Nestes dienen müssen. Dieses selbst ist ein sehr liederlicher Bau, der aus Halmen, Gewurzel, Haaren und Federn besteht. Das Gelege enthält 4—5 glänzend weiße Eier. Sie werden von beiden Eltern wechselweise bebrütet und auch die Jungen gemeinschaftlich groß gezogen. Beide Eltern zeigen regen Eifer, soweit es sich um die Bebrütung und Ernährung handelt, vernachlässigen im übrigen aber die Brut sehr, bekümmern sich namentlich nicht im geringsten um die Reinheit des Nestes und gestatten, daß dieses zuletzt zu einem wahrhaften Kothaufen wird. Die Jungen gewinnen bald nach dem Ausfliegen ihre Selbständigkeit und gehen nun ihre eignen Wege, ohne sich viel um ihre Eltern oder andere ihrer Art zu kümmern. Gleichwohl thut man den Raken Unrecht, wenn man sie ungesellig nennt. Wie ich mich an frei lebenden wie an gefangenen überzeugt habe, weisen sie einzig und allein Beeinträchtigung ihrer Bedürfnisse zurück. Um einen hohlen Baum entsteht lebhafter Streit unter den verschiedenen Paaren, aber nur dann, wenn es an Brutgelegenheiten mangelt, wogegen dort, wo Erd- und Felswände, altes Gemäuer, verlassene Gebäude und dergleichen Örtlichkeiten zu Nistplätzen erwählt werden, die als ungesellig verschrieenen Raken sogar Siedelungen bilden können.

Auch auf dem Zuge begegnet man ihnen meist in größeren Scharen; diese aber verteilen sich über einen weiten Raum, um sich im Fange der Beute nicht gegenseitig zu stören. Sie bedürfen viel Nahrung und dem entsprechend ein weites Jagdgebiet, gesellen sich aber, insofern Eifersucht und Futterneid nicht ins Spiel kommen, nicht minder gern als andere Vögel auch. Ja sie thun noch mehr als die meisten anderen: sie paaren sich sogar mit anderen Arten ihrer Familie. Da, wo die Wohngebiete verschiedener Rakenarten aneinander

stoßen, insbesondere in Indien, scheinen solche Mischlingsehen fast ebenso häufig vorzukommen wie unter unserer Nebel- und Rabenkrähe, so spärlich hierüber bisher auch Beobachtungen angestellt werden konnten. Die Erzeugnisse derartiger Ehen, Blendlinge, die ihre gemeinschaftliche Abstammung unverkennbar zeigen, sind insbesondere von unserer heimischen und zwei indischen Arten gefunden worden.

Wohl auf Bechsteins Behauptung sich stützend, hat man bis auf die neueste Zeit die Meinung festgehalten, daß die Raken nicht gefangen gehalten werden könnten, also sich für den Käfig in keiner Weise eignen sollten. Still und ruhig, so sagte man, sitzen die gefangenen auf einer Stelle, beschmutzen Gebauer und Gefieder in häßlicher Weise, gehen nicht an das Futter und ertragen selbst bei der besten Pflege nur kurze Zeit den Verlust ihrer Freiheit. Für alt gefangene Raken mag diese Behauptung bedingungsweise Gültigkeit haben, für jung dem Neste entnommene trifft sie in keiner Weise zu. Pflegt man diese mit Hingebung und Geschick, gewährt man ihnen außerdem einen weiten Raum, so zieht man sich in ihnen Käfigvögel heran, die zu den anziehendsten, weil unterhaltendsten und liebenswürdigsten, zählen und ihrem Pfleger alle aufgewandte Mühe reichlich lohnen.

Nicht bloß die Schönheit des Gefieders, sondern auch das schmackhafte Fleisch zieht den Raken Verfolgung zu. Bei uns zu Lande hält sich jedermann für berechtigt, den auffallenden Vogel herabzuschießen; in Südeuropa jagt man ihm regelrecht nach. Außerdem haben die alten Raken von den Falken aller Art und die jungen von kletternden Raubsäugetieren zu leiden. Der vernünftige Mensch thut wohl, sie zu schützen. Meine Beobachtungen an gefangenen, die ich jahrelang pflegte und mit den verschiedensten kleinen Vögeln zusammen hielt, haben die Meinung in mir hervorgerufen, daß die ihnen nachgesagte Unart, dann und wann ein Vogelnest zu plündern, irrtümlich ist. Aber selbst wenn das Gegenteil wahr sein und eine Rake sich wirklich einmal an jungen Vögeln vergreifen sollte, würde dieser Schade doch in keiner Weise in Betracht gezogen werden können gegenüber dem sehr erheblichen Nutzen, den der Vogel stiftet. Das Nestplündern muß ihm erst bewiesen werden, bevor man ihm solche Schuld aufbürden darf. Auf das gewöhnliche Gerede ist in dieser Beziehung wenig zu geben, wie schon am besten daraus erhellt, daß man ebenso behauptet hat, die Raken fräßen Getreide, verschlängen ganze Ähren und setzten sich nur zu diesem Zwecke auf die Getreidemandeln, wogegen doch jeder unbefangene Beobachter einsehen muß, daß sie letztere einzig und allein als erhabene Sitzpunkte oder Warten benutzen.

Nach allem, was man von ihnen beobachtet hat, darf man sie zu den unbedingt nützlichen Vögeln zählen, und da sie nun außerdem noch in anderer Weise angenehm werden, indem sie einer von ihnen bewohnten Gegend zum höchsten Schmucke gereichen und durch die Pracht ihres Gefieders wie durch ihre köstlichen Flugkünste unser Auge erfreuen, sollte man nicht allein unnützen Bubenjägern, die sie befehden und verfolgen, entgegentreten, sondern auch sonst noch hilfreich sich erweisen, indem man die wenigen hohlen Bäume, die sie benutzen können, stehen läßt, wo dies nur immer möglich ist, vielleicht auch versucht, durch Aushängen geräumiger Nistkasten ihnen Wohnungen zu verschaffen und sie dadurch an eine Gegend zu fesseln. Wollte man anstatt der neuerdings vielfach angepriesenen, massenhaft angefertigten und oftmals unzweckmäßigen Nistkasten hohle Stammstücke zu Bruträumen einrichten und an einzeln stehenden alten Bäumen in passender Höhe befestigen, man würde sie wahrscheinlich vermögen, in ihnen zu nisten. Folgt doch sogar der Gänsesäger einer derartigen Einladung: warum sollte sie ein Rakenpaar verschmähen, das nur deshalb eine sonst sich eignende Gegend verläßt, weil der Mensch ihm rücksichtslos seine Wohnungen raubt? Wer die Raken genauer beobachtet, muß sie liebgewinnen, wer aber einmal Zuneigung zu ihnen gewonnen hat, auch die Verpflichtung erkennen, etwas für sie zu thun.

Unsere **Blaurake** oder **Mandel-**, **Garben-**, **Gold-**, **Grün-** und **Blaukrähe**, die **Heiden-** oder **Küchenelster**, der **Birk-**, **Meer-** oder **Mandelhäher**, der **Galgen-**, **Golk-**, **Helk-** und **Halsvogel** (**Coracias garrula**, garrulus, loquax und viridis) entspricht zumeist dem oben gezeichneten Bilde der Familie. Die Gattung (**Coracias**), die sie vertritt, kennzeichnet sich durch folgende Merkmale: Der Schnabel ist mittellang, ziemlich stark, gerade, kräftig, an der Wurzel verbreitert, auf dem Firste seicht gebogen, an der Spitze hakig, der Lauf kürzer als die Mittelzehe, im Fittiche die zweite Schwinge die längste,



Blaurake (Coracias garrula). ⅔ natürl. Größe.

der Schwanz gerade abgeschnitten. Das Gefieder ist prachtvoll. Kopf, Hals, Unterseite und Flügeldecken sind zart himmelblau, ins Grüne scheinend, die Federn über den Nasenlöchern, am Mundwinkel und Kinne weißlich, die kleinen Deckfedern längs des Unterarms, die Bürzel- und oberen Schwanzdeckfedern tief ultramarinblau, Mantel- und Schulterfedern sowie die hinteren Armschwingen zimtbraun, die Handschwingen schwarz, an der Wurzel himmelblau, die Armschwingen schwarz, dunkelblau scheinend, in der Wurzelhälfte der Außenfahne ebenfalls himmelblau, die Schwingen überhaupt von unten gesehen tiefblau, die beiden mittelsten Schwanzfedern schmutzig graubräunlich, die übrigen düster himmelblau, auf der Mitte der Innenfahne dunkelblau, am Ende vor dem getrübten Spitzenrande hellblau, die äußerste an der Spitze abgeschrägt schwarz. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht durch die Färbung, die Jungen durch ihr minder lebhaftes Kleid. Sie sind auf dem Oberkopfe,

dem Hinterhalse und der Unterseite graugrün, auf dem Rücken matt zimtbraun, auf dem Schwanze matt blaugrün, sonst aber den Alten ähnlich gefärbt. Die Länge beträgt 30 bis 32, die Breite 70—72, die Fittichlänge 20, die Schwanzlänge 13 cm.

Von Skandinavien an südwärts ist die Blaurake überall in Europa gefunden worden; sie verbreitet sich aber viel weiter und durchstreift gelegentlich ihres Zuges ganz Afrika und Südasien. In Ostsibirien hat sie Radde nicht mehr beobachtet; doch kommt sie vom südlichen Altai an durch ganz Mittelasien bis Kaschmir und Nordindien vor und brütet außerdem in Kleinasien, Persien und Nordwestafrika. England, Holland, Norwegen, Schweden, Finnland und Nordrußland besucht sie äußerst selten; die Schweiz und Nordfrankreich soll sie nur auf dem Zuge berühren. Auf Korfu erscheint sie während ihrer Wanderung in großer Anzahl; die Scharen verweilen aber nur wenige Tage, und bloß einzelne Paare nisten auf der Insel oder auf dem benachbarten Festlande. Auch auf Malta ist sie im Frühlinge und Herbste gemein, und auch hier verweilen bloß einige, um zu brüten. In Südrußland, Spanien, Griechenland, Kleinasien und Algerien tritt sie an geeigneten Orten sehr häufig auf; in Griechenland bildet sie förmliche Ansiedelungen; in Spanien haben wir sie ebenfalls oft in zahlreichen Gesellschaften beobachtet. Nach Jerdon soll sie nur in den nordwestlichen Provinzen Indiens gefunden werden.

Erst in den letzten Tagen des April trifft die Blaurake, aus ihrer Winterherberge kommend, bei uns ein, und schon im August begibt sie sich wieder auf die Reise. Junge Vögel wandern, wohl in Gesellschaft älterer ihrer Art, die ihr Brutgeschäft bereits vollendet haben, voran; die älteren folgen später, und um Mitte September haben sie uns alle verlassen. Beim Kommen fliegen die Wanderer von einem Gebüsche oder dünn bestandenen Walde zum anderen; auf dem Rückzuge binden sie sich weniger an die früheren Heerstraßen, breiten sich mehr als im Frühjahre über die Gegend aus, wandern gemächlich von diesem Walde zu jenem, ruhen auf den gehäuften Getreidemandeln aus, betreiben ihre Jagd und fliegen weiter, wenn sie sich gesättigt haben. Im Frühjahre begegnet man immer nur einem Paare, im Herbste in der Regel zwar ebenfalls einzelnen, unter Umständen aber auch Gesellschaften, die aus einer Familie im eigentlichen Sinne des Wortes oder aus mehreren Alten und deren Jungen zusammengesetzt zu sein pflegen. Kaum früher und nicht viel später als bei uns zu Lande gewahrt man die wandernden Raken auch im Süden Europas und im Norden Afrikas, und genau ebenso wie in der Heimat treiben sie es in der Fremde. Während des Frühjahrzuges eilen sie der ersehnten Heimat zu; während des Herbstzuges gönnen sie sich überall Zeit und lassen sich unter Umständen auch wohl durch reichliche Nahrung mehrere Tage an eine Stelle fesseln. Auf den eigentlichen Heerstraßen, beispielsweise im Nilthale, kommt man jetzt tagtäglich mit ihnen zusammen. In den Steppen sammeln sich mehr und mehr der reisenden Vögel, und da, wo jene nur weit zerstreute Büsche aufweisen, kann man fast auf jedem eine Rake sitzen und ihre Jagd betreiben sehen. Häuft sich irgendwo leicht zu erwerbende Beute, hat beispielsweise die gefräßige Wanderheuschrecke einen Teil des Steppenwaldes überfallen: so scharen sich die Raken oft in ganz ungewöhnlicher Menge. Ich traf Flüge, die aus einigen 50 Stück bestanden; von Heuglin aber sah im Oktober 1857 viele Hunderte von ihnen in den von Wanderheuschrecken heimgesuchten Schorawäldern vereinigt. So versprechend aber auch die Steppen Nordafrikas für Raken sein mögen, einen bleibenden Aufenthalt während des Winters nehmen sie hier nicht. Weiter und weiter führt sie die Reise, und erst im Süden des Erdteils, in Natal ebensowohl wie im Damaralande setzt das brandende Meer ihnen eine Grenze. Andersson, der die Blaurake während unseres Winters im Damaralande beobachtete, ist geneigt zu glauben, daß die eine oder andere wohl auch im Südwesten Afrikas wohnen bleibe, hat aber die Art wohl verwechselt; denn schwerlich brütet eine Blaurake im Süden ihres Wandergebietes.

Bei uns zu Lande meidet die Blaurake die Nähe des Menschen fast ängstlich; in südlicheren Gegenden wählt sie zwar ebenfalls mit Vorliebe ungestörte Örtlichkeiten, scheut aber den im allgemeinen freundlicher gesinnten Bewohner der Gegend nicht. Alte, zur Aufnahme ihres Nestes passende Bäume findet sie in Südeuropa noch seltener als bei uns zu Lande; wohl aber fehlt es ihr hier nicht an Ruinen alter oder verlassener Gebäude und nötigen Falls an senkrecht abfallenden Erdwänden oder in Ermangelung einer solchen wohl auch an Klippen, in welchen sie eine geeignete Bruthöhlung findet. Aus diesem Grunde begegnet man ihr dort viel häufiger als bei uns zu Lande auch in Gegenden, die sie hierorts meiden würde.

In ebenso treuer wie anziehender Weise schildert Tristram ihr Treiben in Palästina bald nach der Ankunft im Frühjahre. Hier trifft die Rake bereits um die Mitte des April, von Süden kommend, ein, sammelt sich mit anderen ihrer Art gegen Abend zunächst noch in mehr oder minder zahlreichen Gesellschaften auf Bäumen, die Herberge für die Nacht gewähren sollen, und schwatzt und schreit und lärmt ganz ebenso wie die Saatkrähe auf ihrem Schlafplatze, nur mit etwas mehr Mäßigung. Nachdem alles durcheinander geschrieen, erhebt sich einer oder der andere Vogel von seinem Sitze, fliegt zu einer gewissen Höhe empor und treibt hier, begeistert vom Liebesdrange, die üblichen Spiele, die der Paarung vorauszugehen pflegen. Einige Augenblicke später folgt der ganze Flug, und alles schwebt und fliegt, taumelt und gaukelt durcheinander. Eine Woche später sind die Ankömmlinge verschwunden; aber ein Teil von ihnen, vielleicht 20 oder 30 Paare, läßt sich in einem der benachbarten Thäler wiederfinden, woselbst an einer steil abfallenden Erdwand alle Weibchen eifrig beschäftigt sind, die Nisthöhlungen auszugraben. Fortan erscheint kein Glied der Siedelung mehr auf den vorher so regelmäßig besuchten Bäumen, so nahe die früher beliebten Versammlungsorte dem Nistplatze auch liegen mögen. Die Sorge um die Brut nimmt sie in Anspruch. Anderen begegnet man in der Nachbarschaft der Dörfer, namentlich wenn sich hier verfallene Kirchen oder Moscheen befinden; denn selten wird man eins dieser Gebäude besuchen, ohne den prachtvollen Vogel als Bewohner anzutreffen. Wohin man jetzt auch kommen mag, überall sieht man Raken. Jede Warte ist von einem der spähenden Vögel besetzt, jeder Felsen, jeder Stein, auf welchem er gesehen werden und selbst in die Runde schauen kann, durch einen geziert. In unseren von den Menschen so vollständig in Besitz genommenen Gauen sieht die Rake ihre Lebensbedingungen nicht so leicht erfüllt. Ob infolge vererbter Gewohnheit oder aus anderen Ursachen, vermag ich nicht zu sagen: bis jetzt hat man sie, soviel mir bekannt, in Deutschland immer nur in hohlen Bäumen brütend gefunden. Damit aber erklärt sich ihr vereinzeltes Vorkommen. Baumhöhlen, geräumig genug, das Nest mit dem brütenden Weibchen und der später heranwachsenden Kinderschar in sich aufzunehmen, sind unerläßliche Bedingungen für regelmäßigen Sommeraufenthalt eines Rakenpaares in einer bestimmten Gegend. Fehlen die Bäume, die seit Menschengedenken bewohnt wurden, so sehen sich die Paare gezwungen, die Gegend zu verlassen. In den der Obhut des Oberförsters Hintz unterstellten Forstgebieten nisteten vor Jahren jährlich 3—5 Paare, im Bublitzer Stadtforste 10—12 Paare; nachdem aber hier wie dort die alten Eichen, die den Vögeln früher Wohnung gewährt hatten, gefällt worden waren, verschwanden sie alle und verließen die Gegend. So wie an den angegebenen Orten ergeht es überall, und daher ist es kein Wunder, daß die Zierde unserer Wälder und Fluren von Jahr zu Jahr seltener wird.

Wenige Vögel verstehen eine Gegend so zu beleben wie die Blaurake. Übersehen kann man sie nicht. Sie ist höchst unstet und flüchtig, solange sie nicht die Sorge um die Brut an ein ganz bestimmtes Gebiet fesselt, schweift während des ganzen Tages umher, von Baum zu Baum fliegend, und späht von den Wipfeln oder von den Spitzen dürrer Äste

aus nach Nahrung. Bei trübem Wetter mürrisch und verdrossen, tummelt sie sich bei Sonnenschein oft in hoher Luft umher und führt dabei sonderbare Schwenkungen aus, stürzt sich z. B. plötzlich aus bedeutender Höhe kopfüber in die Tiefe hernieder und klettert dann langsam wieder aufwärts oder schwenkt sich taubenartig unter hastigen Flügelschlägen scheinbar zwecklos durch die Luft, so daß man sie immer leicht erkennen kann. Diese Spiele geschehen unzweifelhaft hauptsächlich zur Freude des Weibchens oder doch des Gatten, werden wenigstens während der Brutzeit viel öfter als sonst beobachtet, dienen aber auch dazu, der Bewegungslust der Racken wie überhaupt jeder Erregung Ausdruck zu geben. Ebenso scheint der Vogel manchmal nur seine Flugkunst zeigen oder selbst erproben zu wollen; denn er treibt solche Spiele auch einzeln, gewissermaßen sich selbst zur Freude. Jedenfalls bekundet die Racke fliegend ihre hervorragendsten Begabungen. Im Gezweige hüpft sie nicht umher, bewegt sich vielmehr wie die meisten übrigen Rackenvögel immer nur mit Hilfe der Flügel von einem Aste zum anderen. Flachen Boden meidet sie; doch kommt es vor, daß sie sich fliegend ihm so weit nähert, um ein dort laufendes Tier aufnehmen zu können. In den Steppen Turkistans, die sie stellenweise häufig bewohnt, muß sie sich wohl oder übel mit jeder Erhöhung behelfen, die dort überhaupt sich findet, und man sieht sie daher sehr häufig auf einer niedrigen Scholle oder überhaupt auf einer winzigen Bodenerhöhung sitzen.

Über die geistigen Begabungen der Racke sind die Meinungen der Beobachter geteilt. Der hohen Entwickelung der Sinne lassen wohl alle Gerechtigkeit widerfahren; Verstand und Wesen aber werden sehr verschieden beurteilt. So viel läßt sich schwerlich in Abrede stellen, daß man die Racke zu den klugen Vögeln zählen darf. Sie erkennt und unterscheidet wirkliche Gefahr sehr wohl von einer eingebildeten, ist aber eher vertrauensselig als unbedingt scheu zu nennen. Wo sie sich des Schutzes seitens des Menschen versichert hat, läßt sie diesen nahe an sich herankommen; wo sie Nachstellungen erleiden mußte, flieht sie schon von weitem und benimmt sich stets höchst vorsichtig. Ihr Wesen scheint nicht gerade liebenswürdiger Art zu sein. Sehr oft sieht man Racken mit anderen Vögeln oder mit ihresgleichen in Streit liegen. Graf von der Mühle versichert, daß sie mit der Dohle, Naumann, daß sie mit anderen um sie wohnenden Vögeln gute Freundschaft halte: das erstere ist richtig, das letztere hat wohl nur bedingungsweise Geltung; denn nicht bloß die Raubvögel, sondern auch Würger, Häher und Krähen werden von ihr heftig angefallen. Die Zweikämpfe mit anderen ihrer Art sind gewiß nicht so ernstlich gemeint, wie es den Anschein hat. Am heftigsten kämpfen die Blauracken, wie bemerkt, um den Nistplatz; außerdem verursacht auch wohl Futterneid Unfrieden, und endlich kann die Eifersucht ins Spiel kommen. Sind aber genügende Brutplätze vorhanden, so beweist der als zänkisch verschrieene Vogel, daß er ebenso wie der Bienenfresser mit seinesgleichen in Eintracht leben und mit anderen Höhlenbrütern, z. B. den Bienenfressern und Seglern, dieselbe Nistwand friedlich bewohnen kann. Daher meine ich, daß die Racke nicht so schlimm sei wie ihr Ruf. Die Stimme entspricht dem Namen: sie ist ein hohes, schnarrendes, beständig wiederholtes „Racker racker racker“, der Laut des Zornes aber ein kreischendes „Räh“ und der Ton der Zärtlichkeit ein klägliches, hohes „Kräh“. — „Bei schönem Wetter“, sagt Naumann, „steigt das Männchen in der Nähe, wo das Weibchen brütet, mit einem ‚Rak rak jack‘ bis zu einer ziemlichen Höhe empor, aus welcher es sich auf einmal wieder herabstürzt, dabei immer überpurzelt, sich in der Luft hin und her wiegt und unter einem schnell aufeinander folgenden ‚Räh räh räh‘, in welches es das ‚Rak‘ verwandelt, sobald es sich zu überpurzeln anfängt, wieder seinen Sitz auf der Spitze eines dürren Astes einnimmt. Dies scheint den Gesang vorzustellen.“

Allerlei Kerbtiere und kleine Lurche, namentlich Käfer, Heuschrecken, Gewürm, kleine Frösche und Eidechsen, bilden die Nahrung der Racke. Eine Maus nimmt sie wohl auch

mit auf, und kleine Vögel wird sie ebenfalls nicht verschmähen. Naumann sagt, daß er sie nie ein fliegendes Kerbtier habe fangen sehen; ich hingegen muß sagen, daß dies doch geschieht, und auch Jerdon versichert, daß die indische Art auf gewisse Strecken fliegende Kerbtiere verfolge, beispielsweise sich eifrig mit dem Fange der geflügelten Termiten beschäftige, wenn diese nach einem gefallenen Regen ihre Nester verlassen und umherschwärmen. Laut Naumann soll sie auch niemals Pflanzenstoffe zu sich nehmen, während Graf von der Mühle erwähnt, daß in Griechenland ihre Federn an der Schnabelwurzel von dem Zuckerstoff der Feigen verkleistert erscheinen, und Lindermayer bestätigend hinzufügt, daß sie noch nach ihrem Wegzuge aus Griechenland auf den Inseln verweile, „wo die Feigen, ihre Lieblingskost, sie noch einige Zeit fesselt, ehe sie ihre Reise nach den afrikanischen Gebieten antritt“. Für gewöhnlich freilich bilden Kerbtiere ihre Hauptnahrung. Von ihrem hohen Sitze schaut sie in die Runde, fliegt schnell nach dem erspähten Kerbtiere hin, ergreift es mit dem Schnabel, verzehrt es und kehrt auf den Stamm zurück. „Kleine Taufrösche“, sagt Naumann, „mag sie gern fressen. Man bemerkte an jung aufgezogenen Blauraken, daß sie selbige mit dem Schnabel bei den Hinterfüßen packten, sie gegen den Boden schlugen, bis sie sich nicht mehr rührten, und so 3—4 Stück hintereinander verschlangen.“ Wasser scheint für sie kein Bedürfnis zu sein: es ist behauptet worden, daß sie niemals trinke und sich auch nicht bade, und diese Angabe gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man den Vogel mitten in der wasserlosen Steppe oder Wüste sich umhertreiben sieht, wie ich es beobachtet habe.

Ich will unentschieden lassen, ob die ursprünglichen Brutplätze der Raken Baumhöhlungen und die selbst ausgegrabenen Erdlöcher oder Ritzen in Gebäuden nur Notbehelfe sind, oder ob das Umgekehrte der Fall ist; so viel aber unterliegt keinem Zweifel, daß unser Vogel im Süden Europas Erdlöcher viel häufiger benutzt als Baumhöhlungen. Wir fanden seine in Erdwänden angelegten Siedelungen in Spanien, Graf von der Mühle und Lindermayer in Griechenland, Parys und Tayler auf Korfu und Malta, Tristram und Krüper in Palästina und Kleinasien. Graf von der Mühle entdeckte in der Maina eine Siedelung nistender Blauraken und zwar am Meeresstrande in einer senkrechten, 100 m hohen Wand, beobachtete aber auf Negroponte, wo zwischen den Olivenwaldungen und Weingärten viele Landhäuser stehen, daß derselbe Vogel hier unter den Dächern der Häuser brütet und zwar mit den Dohlen unter einem Dache. Daß für die in Indien nistenden Arten dasselbe gilt, erfahren wir durch Jerdon. Ebensogut wie zur Dohle gesellt sich die Rake aber auch zu anderen Vögeln, so, wie schon erwähnt, zu Bienenfressern und Seglern, die von Goebel gemeinschaftlich an derselben Sandbank nistend gefunden wurden.

Je nach dem Standorte ist das Nest verschieden, die Mulde aber immer mit zartem Gewurzel, Halmen, Tierhaaren und Federn ausgekleidet. Das Gelege besteht aus 4—6 glänzend weißen Eiern. Beide Geschlechter brüten abwechselnd und so eifrig, daß man sie über den Eiern mit der Hand ergreifen kann. „Die Jungen sitzen“, wie Naumann sagt, „da die Alten deren Kot nicht wegschaffen, im Schmutz und Unrat bis über die Ohren, so daß das Nest einen sehr ekelhaften Geruch verbreitet.“ Sie werden mit Kerbtieren und Maden großgefüttert, fliegen bald aus, begleiten die Eltern dann aber noch längere Zeit und treten endlich mit ihnen gemeinschaftlich die Winterreise an. Gegen Feinde, welche die Jungen bedrohen, benehmen sich die Alten höchst mutig, setzen wenigstens ihre eigne Sicherheit rücksichtslos aufs Spiel.

Die Jagd gelingt am besten, wenn man sich unter den erkundeten Lieblingsbäumen aufstellt. Der Fang ist schwieriger; doch geben sich bei uns zu Lande die Vogelsteller auch gar keine Mühe, einer Rake habhaft zu werden. Anders ist es, laut Jerdon, in Indien. Hier ist dieser Vogel nicht bloß ein Gegenstand der Falkenjagd, sondern wird auch in

eigentümlichen Fallen oft berückt. Man biegt Rohrstäbe sprenkelkrumm, bestreicht sie ringsum mit Vogelleim und hängt in der Mitte des Bogens eine tote Maus oder einen anderen Köder auf. Diesen versucht die Rake fliegend aufzunehmen, berührt dabei aber regelmäßig mit ihren Flügelspitzen die leimbestrichenen Stäbe und bleibt an ihnen hängen.

Jung dem Neste entnommene und aufgefütterte Blauraken haben mir viel Vergnügen bereitet. Nachdem sie eine Zeitlang geatzt worden waren, gewöhnten sie sich bald an ein geeignetes Ersatzfutter und schlangen von diesem gierig verhältnismäßig erhebliche Mengen hinab. Entsprechend dieser Gefräßigkeit schienen sie eigentlich niemals gesättigt zu sein, stürzten sich mindestens, sobald man ihnen Kerbtiere zeigte, mit gleicher Gier auf diese wie vorher auf das erwähnte Futter. Dadurch, daß ich ihnen täglich die Mehlwürmer selbst reichte, wurden sie bald so zahm, wie irgend ein Rabe es werden kann. Schon bei meinem Erscheinen begrüßten sie mich, flogen unter zierlichen Schwenkungen von ihren Sitzen herab auf meine Hand, ließen sich widerstandslos ergreifen, fraßen trotzdem tüchtig und kehrten, sobald ich sie freigegeben hatte, nach einigen Schwenkungen wieder auf die Hand zurück, die sie eben umschlossen hatte. Anderen Vögeln, deren Raum sie teilten, wurden sie nicht beschwerlich, lebten vielmehr, so oft sie unter sich in unbedeutende Streitigkeiten gerieten, mit allen Mitbewohnern ihres Käfigs in Eintracht und Frieden. Nachdem ich jahrelang diese früher auch von mir verkannten Vögel gepflegt habe, darf ich sie allen Liebhabern auf das wärmste empfehlen. Wer ihnen einen weiten, passend hergerichteten Raum anweisen und Kerbtiernahrung, wären es auch nur Mehlwürmer, in genügender Menge beschaffen kann, wird mir beistimmen und sie ebenso liebgewinnen wie ich.

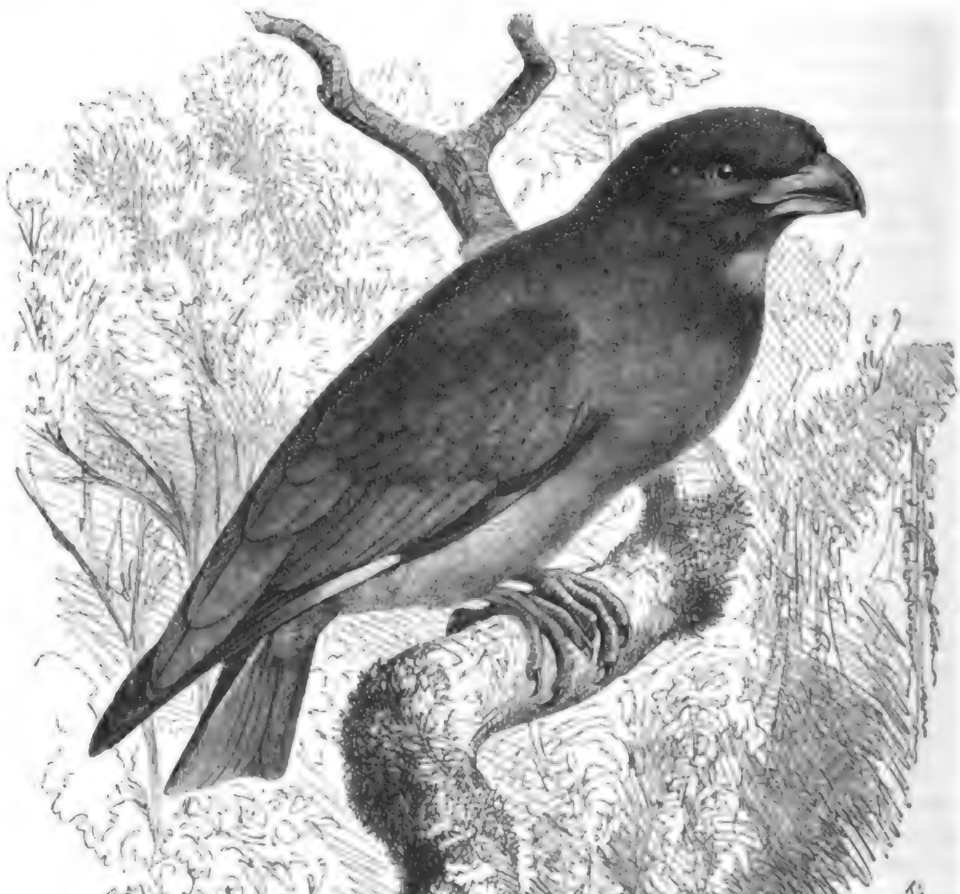
*

Die Roller (Eurystomus) unterscheiden sich von den Raken durch den kurzen, sehr niedrigen, an den Seiten breiten, auf dem Firste abgerundeten und stark gebogenen Schnabel, den kurzläufigen Fuß, dessen mittlere und äußere Zehe mit den mittleren leicht verwachsen sind, und den kurzen, gerade abgeschnittenen Schwanz, wogegen der sehr lange Flügel, in welchem die erste Schwinge der zweiten an Länge gleich kommt, im wesentlichen wie bei jenen gebildet ist.

Wohl die verbreitetste Art der Gattung ist die Rachenrake oder der Breitschnabelroller, der Roller oder Dollarvogel der Europäer Australiens, Tiong-Batu oder Tiong-Lampay der Malayen (Eurystomus orientalis, cyanicollis, fuscicapillus, pacificus, gularis und calorynx, Coracias orientalis, Galgulus pacificus und gularis). Der Vogel hat mit der Blaurake ungefähr gleiche Größe, erscheint aber kürzer und gedrungener als diese. Seine Länge beträgt 32—35, die Fittichlänge 21, die Schwanzlänge 10 cm. Kopf und Hinterhals sind olivenbraun, Mantel und Schultern heller meergrün, Flügel und Unterseite düster seegrün, ein großer Flecken auf Kinn und Kehle hat tiefblaue Färbung. Die schwarzen Schwingen und Schwanzfedern zeigen sehr schmale tiefblaue Außensäume, die ersten sechs Schwingen aber blaue Wurzelflecken, wodurch ein Flügelspiegel entsteht. Die Steuerfedern endlich sehen unterseits tief indigoblau aus. Der Schnabel bis auf die schwarze Spitze und der Fuß sind rot, die Nägel schwarz, ein nackter roter Kreis umgibt das braune Auge. Beide Geschlechter haben gleiche Färbung. Das Kleid der Jungen ist düsterer als das der Alten und entbehrt noch des schönen blauen Kehlfleckens.

Die Rachenrake verbreitet sich über ein außerordentlich weites Gebiet. Sie bewohnt ganz Indien und Südasien überhaupt, das Festland wie die großen Inseln, Ceylon, die Sunda-Inseln, Philippinen sowie das Inselmeer der Molukken und kommt nach Osten hin durch Siam und China bis zum Amurlande, nach Süden hin über Neuguinea bis zum

südlichen Australien vor. Auf dem Festlande Indiens findet man sie, laut Jerdon, am Fuße des Himalaja, im unteren Bengalen und Assam, nicht aber, oder doch nur selten im südlichen Teile des Landes, auf Ceylon, laut Layard, in verschiedenen Gegenden der Insel. In dem übrigen Verbreitungsgebiete tritt sie hier und da ebenfalls stellenweise und nicht selten auf. Gould fand sie nur in Neusüdwales, erfuhr aber durch Elsey, daß sie auch



Nachenrake (Eurystomus orientalis). 1/3 natürl. Größe.

im Victoriabecken sehr häufig wäre. In Neusüdwales ist sie Zugvogel, erscheint im Frühlinge und zieht, sobald sie ihre Jungen aufgefüttert hat, wieder nach Norden. Für andere Stellen ihres Wohngebietes wird mehr oder weniger dasselbe Gültigkeit haben.

Von der Rake unterscheidet sich der Roller und alle seine Verwandten durch größere Fluggewandtheit. Seine Sitten und Gewohnheiten stimmen jedoch in allem wesentlichen mit denen der ihm so nahe verwandten Vögel überein. Layard beobachtete eine Nachenrake, die sich wie ein Specht an die Bäume hing und das vermorschte Holz mit dem Schnabel bearbeitete, um zu verborgenen Kerbtieren zu gelangen; die übrigen Beobachter schildern sie als einen Vogel, der vom erhabenen Sitze aus seine Jagd betreibt und darin besondere

Gewandtheit entfaltet. Nach Gould ist unser Dollarvogel am thätigsten bei Sonnenauf- und -Untergang oder an düsteren Tagen, wogegen er bei schwülem Wetter ruhig auf den abgestorbenen Zweigen sitzt. Er ist immer ein kühner Vogel; aber während der Brutzeit greift er mit wahrer Wut jeden Ruhestörer an, welcher sich seiner Nisthöhle nähert.

Wenn er Kerbtiere fangen will, sitzt er gewöhnlich auf einem abgestorbenen Zweige eines Baumes in sehr aufrechter Stellung, am liebsten in der Nähe von einem Wasser, und schaut in die Runde, bis ein Kerbtier seine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Auf dieses stürzt er zu, versichert sich seines Opfers und kehrt zu demselben Zweige zurück. Zu anderen Zeiten sieht man ihn fast nur im Fluge, gewöhnlich paarweise. Dann umschwebt er die Wipfel der Bäume und ergötzt durch die Schnelligkeit seiner Wendungen. Während des Fluges sieht man den silberweißen Flecken in der Mitte des Flügels sehr deutlich, und daher eben rührt der Name Dollarvogel. Bei düsterem Wetter verursacht er viel Lärm, und namentlich im Fluge läßt er dann ein eigentümlich zitterndes Geschrei vernehmen. Es wird gesagt, daß er junge Papageien aus ihren Nisthöhlen hervorziehe und töte; Gould kann dies aber nicht bestätigen, sondern hat immer nur die Überreste von Käfern in seinem Magen gefunden.

Die Brutzeit währt vom September bis zum Dezember. Die 3 oder 4 perlweißen Eier werden in Baumhöhlen abgelegt, Niststoffe jedoch nicht eingetragen.

Der Kurol (Leptosomus afer, discolor und viridis, Cuculus afer und discolor, Bucco africanus, Leptosoma afra und discolor, Crombus madagascariensis) vertritt als einzige Art die einzige Gattung der Familie der Kurols (Leptosomidae). Er erreicht eine Länge von 43—45 cm, bei 26 cm Fittich- und 19 cm Schwanzlänge, und ist auf Vorderkopf, Hals, Kropf und Oberbrust tief bläulichgrau, auf dem etwas gehäubten Scheitel schwarz, auf dem Rücken, den kleinsten Flügeldecken und Schulterfedern, die schönen kupferroten Glanz zeigen, metallisch grün, auf den großen Flügeldecken mehr kupferrötlich, unterseits grau, auf dem Bauche und unter den Schwanzdecken weiß gefärbt. Die Schwungfedern sind mattschwarz, ihre Innenfahnen an der Wurzel weiß, die Außenfahnen grünlich metallisch, die der Armschwingen kupferrötlich glänzend, die Schwanzfedern schwärzlich, mit ausgeprägtem grünen Metallglanze und schwachem kupferrötlichen Schimmer. Die Iris ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß tiefgelb. Beim Weibchen sind Kopf und Hals rotbraun und schwarz gebändert, die Rückenfedern braun, rötlichbraun gefleckt, grünlich und kupferrötlich schimmernd, die Flügeldecken schwarz, kastanienbraun gefleckt, die Armschwingen rotbraun gerandet und gebändert, kupferrötlich schillernd, die Steuerfedern braun, nach der roströtlich gesäumten Spitze zu mehr und mehr dunkel, unterseits auf hell rötlichfahlem Grunde mit rundlichen, schwarz glänzenden Flecken vor den Spitzen der einzelnen Federn gezeichnet.

Ebenso auffallend wie Gestalt und Färbung sind auch Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten des Kurols, über welchen Grandidier, Newton, Roch, Pollen und von Dam mehr oder minder ausführlich berichtet haben. Der Vogel ist nicht selten in den nordöstlichen, nordwestlichen und südlichen Teilen Madagaskars, kommt aber auch auf Mayotte und einzeln auf der zu den Komoren gehörigen Insel Johanna vor. Unter den Eingeborenen Madagaskars führt er verschiedene Namen. In der Wetsimarak-Gegend heißt er „Cyrombo“, im Sakalawe-Gebiete „Treotreo“, welcher Name ein Klangbild seines kläglichen Geschreies sein soll. Zuzeiten begegnet man ihm in Gesellschaften von 10 oder 12 Stück, die sich hauptsächlich an den Rändern der Waldungen aufhalten, zu anderen Zeiten an ähnlichen Orten in sehr großer Menge, jedoch in kleineren Gesellschaften, unter welchen die Anzahl der

Männchen die der Weibchen so bedeutend überwiegt, daß Pollen glaubt, auf jedes der letzteren mindestens drei Männchen rechnen zu dürfen.

Ein absonderliches Geschöpf ist der Kurol in jeder Beziehung, ein kluger Vogel aber nicht. Unablässig tönt sein Schrei, der durch die Silben „tühutühutühu" ausgedrückt werden kann und gegen das Ende hin an Stärke zunimmt, durch die Waldungen, zuweilen so ununterbrochen und laut, daß er geradezu lästig werden kann. Hierbei bläst er Kehle und Vorderhals so weit auf, daß diese Teile den Anschein eines herabhängenden Sackes gewinnen. Aber so eifrig er auch ruft, so träge und geistlos erweist er sich, sobald er sich auf einen



Kurol (Leptosomus afer). 1/4 natürl. Größe.

Baumzweig gesetzt hat. Hier verweilt er in sehr senkrechter Stellung unbeweglich, als ob er ausgestopft wäre, und gestattet nicht nur, daß der Jäger auf Schußweite herankommt und aus einer Gesellschaft einen nach dem anderen erlegt, sondern läßt sich im buchstäblichen Sinne des Wortes totschlagen, ohne an Flucht zu denken. Folgen mehrere Männchen einem Weibchen, so wird letzteres besonders bemerklich, und wenn einer getötet worden ist, flüchtet der andere nicht, begnügt sich vielmehr, höchstens von einem Zweige zum nächsten zu fliegen. Ganz verschieden zeigt sich derselbe Vogel, wenn er fliegt und sich einmal bis zu einer gewissen Höhe erhoben hat. Hier tummelt er sich ganz nach Art unserer Blaurake mit Lust und Behagen in der Luft umher, steigt über einer bestimmten Stelle des Waldes rasch und hoch senkrecht auf und läßt sich sodann, indem er die Flügel fast gänzlich schließt, wieder herabfallen, gleichzeitig ein Pfeifen ausstoßend, das so täuschend an die Stimme des Adlers erinnert, daß Roch und Newton lange Zeit in Zweifel blieben, ob der Vogel, der die wundervollen Flugspiele vor ihren Augen ausführte, der Kurol oder ein gefiederter Räuber

sei. Erst nachdem sie mit dem Fernglase wiederholt beobachtet hatten, mußten sie die Überzeugung gewinnen, unseren Vogel vor sich zu sehen, und bemerkten bei dieser Gelegenheit, daß ein ruhig auf dem Baume sitzender Genosse nicht selten dem in der Luft spielenden antwortete.

Nach Pollens Befund lebt der Kurol vorzugsweise von Heuschrecken, jagt aber auch auf Chamäleons und Eidechsen und verschafft wohl dadurch seinem Fleische einen unangenehmen Geruch, ähnlich dem, den wir an unserem Kuckucke wahrnehmen.

Bestimmte Kunde über die Fortpflanzung vermochte Pollen nicht zu gewinnen. Während seines Aufenthaltes in Mayotte sah er einen Kurol in der Höhlung eines großen Baumes Binsen zu einem Neste zusammentragen, weiß aber nichts Weiteres mitzuteilen. Nach seiner Ansicht lebt der Kurol in Vielehigkeit. Diese Ansicht stützt sich jedoch nur auf die Beobachtung, daß mehr Männchen als Weibchen gesehen wurden, und will daher wenig besagen. Daß ein so auffallender Vogel die Aufmerksamkeit der Eingeborenen auf sich gelenkt hat, erscheint begreiflich; schwer aber läßt sich erklären, weshalb der Cyrombo in den heiligen Gesängen und Gebeten der Madagassen eine bedeutsame Rolle spielt.

Zweite Ordnung.

Die Papageien (Psittacornithes).

Die artenreiche und in den Wendekreisländern weitverbreitete Familie der Papageien (Psittacidae) stellt nach Fürbringer eine ziemlich hoch entwickelte und bei allem Artenreichtum eng geschlossene Abteilung dar, welche die Entwickelungsstufe der mittelhohen Baumvögel erreicht. Ihr Körperbau und ihre Abgeschlossenheit allen anderen Vögeln gegenüber zeugt von hohem Alter. Die Familie ist die einzige der gleichnamigen Sippschaft (Psittaci), diese die einzige ihrer Unterordnung (Psittaciformes) und Ordnung. Diese Ordnung dürfte aber, nach Fürbringer, wohl zwischen den Taubenvögeln, Hühnervögeln und Baumvögeln in der Mitte stehen und vielleicht von ersteren am wenigsten entfernt sein.

Das auffälligste Merkmal der Papageien oder Sittiche ist der Schnabel, der mit keinem anderen Vogelschnabel verwechselt werden kann, so groß auch seine Ähnlichkeit mit diesem oder jenem erscheinen will. Staude, einer von den vielen, die versucht haben, ein natürliches System der Vögel aufzustellen, nennt die Papageien „Kugelschnäbler“, und dieser Name ist durchaus nicht schlecht gewählt. Bei der ersten oberflächlichen Betrachtung scheint der Papageischnabel dem der Raubvögel zu ähneln; er ist jedoch bedeutend dicker und stärker, verhältnismäßig höher und im ganzen übereinstimmender geformt. Beachtenswert ist das Vorkommen einer Wachshaut, d. h. einer unbefiederten, aber auch nicht hornigen, durch ihren Namen bezeichneten Stelle, die wie ein Sattel auf der Wurzel des Oberschnabels liegt, und außer den Papageien nur noch den Fangvögeln und Eulen zugesprochen werden kann. Als hervorragendste Eigentümlichkeit des Papageischnabels sieht Finsch mit Recht das Verhältnis seiner Höhe zur Länge an: erstere, die an der Wurzel die Breite meist um das Doppelte übertrifft, ist wenig geringer als die Länge, zuweilen sogar größer. Über den Bau dieses Schnabels mag uns Burmeister belehren. „Auf dem Oberschnabel der Papageien bemerkt man einen, wenn auch nur schmalen, so doch scharf abgesetzten Rückenstreifen, von welchem nach beiden Seiten die mäßig gewölbten Flächen dachartig herablaufen. Hinten verlieren sie sich in die kurze, besonders unter dem Nasenloche mit steifen Borstenfedern sparsam bedeckte Wachshaut, die gegen den Mundwinkel hin sich zurückzieht. Das Nasenloch liegt nach oben in der Wachshaut, ist kreisrund und von einem aufgeworfenen Rande umgeben. Die Mundränder des Oberschnabels haben gewöhnlich einen stumpfen, aber starken, zahnartigen Vorsprung in der Mitte, der nach vorn schärfer abgesetzt ist als nach hinten. Die hakige Spitze ist sehr lang und auf der unteren leicht vertieften Fläche feilenartig gestreift. Der beträchtlich kürzere Unterschnabel hat ein dickes, korbartiges Ansehen, ist nur wenig niedriger oder selbst höher als der obere und in der Mitte häufig

mit einer schwachen Längskante versehen, die den Kinnwinkel anzeigt. Neben ihr verlaufen in ziemlichem Abstande noch zwei Seitenkanten, die etwas vorwärts sich vereinigen und die breite, hohe und scharfe Endschneide des Unterschnabels abgrenzen. Vor dieser ist der Mundrand beiderseits, dem Zahne des Oberschnabels entsprechend, tief ausgebuchtet und wird von da nach hinten allmählich höher. Die Seiten des Unterschnabels sind mehr oder weniger gewölbt." Finsch hebt noch hervor, daß die vordere Hälfte der unteren Seite des Oberschnabels von der hinteren rechtwinkelig abgesetzt ist.

Nicht minder bezeichnend ist der Bau anderer Gliedmaßen und des inneren Leibes der Papageien. „Die Beine", fährt Burmeister fort, „sind dick, stark, fleischig, aber nie hoch; der Lauf ist viel kürzer als die Mittelzehe und stets nur mit kleinen Schuppentäfelchen bekleidet. Die ziemlich langen Zehen, deren äußere und innere nach hinten gewendet sind, haben eine starke Sohle, aber nur an der Spitze einen besonderen Ballen; sie sind auf der Oberseite wie der Lauf bedeckt; doch werden die Schuppen gegen die Spitze hin allmählich größer und gehen auf dem letzten Gliede vor der Kralle in kurze Tafel- oder Gürtelschilder über. Die Krallen sind nicht lang, aber stark gebogen und ziemlich spitzig, jedoch nie kräftig. Der innere Vorderfinger hat gewöhnlich die kleinste Kralle, und die des Daumens pflegt nicht viel größer zu sein; die größte sitzt an dem vorderen Außenfinger; doch steht ihr die Kralle des hinteren Außenfingers nur wenig nach." Die Flugwerkzeuge sind, laut Finsch, durchgehends wohl entwickelt, die Flügel groß und spitzig, die Schwungfedern, deren Anzahl zwischen 19 und 22 schwankt, meist aber 20 beträgt, und unter welchen die zweite oder diese mit der dritten, auch wohl die drei ersten, die dritte und vierte ausnahmsweise selbst die sechste und siebente die anderen überragen, durch derbe Schäfte und breite Fahnen ausgezeichnet, am Ende verschmälert oder ab- und zugerundet; die Flügelspitze beträgt meist ebensoviel wie die Länge des Oberflügels oder etwas mehr; am Eckflügel stehen stets vier Federn. Die zwölf Schwanzfedern ändern hinsichtlich ihrer Gestaltung wie ihrer Länge vielfach ab, und die Gestalt des Schwanzes ist demgemäß ein sehr verschiedene.

Das Kleingefieder der Papageien besteht aus einer verhältnismäßig geringen Anzahl, daher zerstreut stehender Außenfedern, die an der Außenseite einen großen Afterschaft zeigen, und Daunen dazwischen. Erstere bilden deutlich begrenzte, jedoch mannigfach abändernde Fluren: die Rückgratflur gabelt sich meist in der Höhe der Schulterblätter, die Unterflur höher oder tiefer am Halse; die Schulterflur pflegt doppelt vorhanden zu sein. Letztere finden sich am Kopfe und Halse, auch auf den Rainen zwischen den Fluren und „schütten", wie Nitsch glaubt, fortwährend einen weißen oder bläulichen Staub aus dem oberen offenen Ende des Balges, der den Schaft umgibt, auf die Außenfedern. Diese Ansicht steht mit meinen Beobachtungen im Widerspruche; denn diese lassen mich annehmen, daß besagter Staub, der leicht abgestreift werden kann, von den Außenfedern selbst herrührt. Bemerken will ich noch, daß die Befiederung oft gewisse Stellen, namentlich Wangen und Augengegend freiläßt. Die Färbung des Gefieders muß bei aller Verschiedenheit im einzelnen als eine für die Glieder der Ordnung sehr übereinstimmende bezeichnet werden. Ein mehr oder minder prächtiges Blattgrün ist vorherrschend; doch gibt es ebenso hyazinthblaue, purpurrote, goldgelbe und düsterfarbige Papageien. Bezeichnend ist die Verteilung der Farben auf dem Papageigefieder: das Vorhandensein von Farbenfeldern, wie wir es vielleicht nennen können, das häufige Vorkommen von Ergänzungs- oder Gegenfarben auf Ober- und Unterseite (Bläulichviolett, Dunkelblau, Hellblau, Grün oben, Hellgelb, Orangegelb, Zinnoberrot, Purpur unten), das sich sogar auf derselben Schwung- oder Steuerfeder ausspricht, nicht minder eigentümlich das Verdecktsein brennender Farben durch weniger lebhafte, wie sich dies z. B. bei einzelnen Kakadus

zeigt, deren zinnoberrote oder gelbe Federwurzeln und Daunen wegen der weißen Federspitzen kaum zur Anschauung kommen. Beide Geschlechter sind meist, aber keineswegs immer, gleich gefärbt, die jungen Vögel in der Regel wenig, ausnahmsweise jedoch erheblich von den alten verschieden.

Der innere Bau der Papageien ist ebenfalls sehr beachtenswert und bietet besonders im Knochengerüste manche Eigentümlichkeiten dar. Der verhältnismäßig auffallend große Schädel ist, laut Finsch, auf seiner Oberseite breit und abgeflacht und hinten gerundet, zeigt aber Besonderheiten, die in der ganzen Klasse nicht wieder gefunden werden. Hierher gehören: die beispiellose Einlenkung des Unterkiefers in dem Quadratbeine, indem der in die Länge gezogene Gelenkknopf des Quadratbeines in einer ebenfalls der Länge nach stehenden Pfanne gelenkt, die Verbindung des Oberkiefers mit dem Stirnbeine, die, obwohl sie nur aus Bandmasse besteht, ein förmliches Gelenk darstellt, die auffallende Höhe und Länge der Unterkieferäste, die das Hinterhaupt öfters überragen, die außergewöhnliche Größe der senkrecht stehenden, breiten, plattenähnlichen Gaumenbeine, die vorn gelenkartig mit dem Oberkiefer verbunden sind, und die Beweglichkeit der Kiefer. Der knöcherne Augenhöhlenrand ist bei vielen, jedoch nicht bei allen Arten vollkommen geschlossen. Die Wirbelsäule besteht aus 11—12 Hals-, 7—9 Rücken-, 5—6 Kreuzbein- und 8—9 Schwanzwirbeln; die Anzahl der Rippenpaare beträgt 8—9. Das Brustbein fällt auf durch hohen, aber schmalen Kamm, bedeutende Länge bei fast gleichmäßiger Breite und abgerundeten hinteren Teil, ohne Ausschnitte oder Ausbuchtungen; das Kreuzbein ist flach, das Becken lang und auf der Oberfläche gerundet. Das Gabelbein fehlt nicht selten und ist, wenn es vorkommt, stets schwach entwickelt, das Hakenschlüsselbein stark und kurz, das Schulterbein flach und mäßig breit. Das Rabenbein zeichnet sich durch Geradheit, Rundung, Dicke und Verbreiterung des oberen Endes aus; der Oberarm ist stets kürzer als der untere, die Speiche sehr dünn und gerade, die Elle nach hinten und außen gekrümmt, der obere Handwurzelknochen abgeplattet, der untere innen wulstig gerandet, die Mittelhand durch ihre Länge, der Mittelfinger durch seine Breite ausgezeichnet. An den Beinen macht sich die Länge des Schienbeines und die auffallende Kürze des Mittelfußknochens oder Laufes besonders geltend; unter den Zehen ist die äußere die längste, die mittlere die zweitlängste.

Unter den Weichteilen verdient namentlich die Zunge besonderer Erwähnung, weil sie sich nicht allein durch Kürze, Dicke und Weichheit, sondern zuweilen auch durch zahllose fadenförmige, ihre Spitze besetzende Wärzchen auszeichnet. Der Schlund erweitert sich zu einem Kropfe, der drüsige Vormagen ist durch eine glatte Strecke, den Zwischenschlund, vom eigentlichen Magen getrennt und letzterer bloß schlaffwandig, auf der Innenseite fast zottig; die Gallenblase und die Blinddärme fehlen; der Darm ist gewöhnlich mehr als noch einmal so lang wie der Leib. Die Bauchspeicheldrüse ist doppelt, die Milz klein, die Niere tief dreilappig. Zu beachten ist ferner das Vorkommen zweier Halsschlagadern, das bisweilige Fehlen der Bürzeldrüse &c. Die Luftröhre hat am unteren Kehlkopfe drei Muskelpaare.

Wir mögen also die Papageien ansehen wie wir wollen, immer werden wir in ihnen eine durchaus selbständige, von den übrigen Klassenverwandten wohl unterschiedene Vogelgruppe erkennen müssen. Eine solche Gruppe aber nennen wir Ordnung, d. h. ein in sich selbst geordnetes Ganzes, das anderen Abteilungen füglich nicht eingereiht werden darf.

Die selbständige Stellung der Papageien zeigt sich aber nicht bloß in ihrem Leibesbau, sondern auch in ihrem Leben: in ihrem Treiben und Wesen, in ihren Sitten und Gewohnheiten. Wir müssen von vornherein annehmen, daß dieses Leben mit dem Leibesbaue im innigsten Einklange stehen, also ein ebenso eigentümliches sein muß wie die Gestalt selbst.

Die großen Arten fliegen schwerfällig auf, dann aber im raschen Zuge dahin, die kleinen Arten sind behender. „Die Araras“, sagt der Prinz von Wied, „haben einen langsamen Flug, schlagen schwer mit ihren Flügeln, und der lange Schweif liegt wagerecht nach hinten hinaus; die Maracanas und Perekittos fliegen außerordentlich rasch, schnellen kräftig mit den Flügeln, durchschneiden pfeilschnell die Luft. Die eigentlichen Papageien fliegen mäßig langsam und schlagen sehr schnell mit ihren kurzen Flügeln, um den dicken, kurzen, schweren Körper fortzutreiben.“ Andere fliegen in Wellenlinien, wiederum andere im Zickzack; die Kakadus zeichnen sich, wenn sie schwarmweise die Luft durchschneiden, durch wundervolle Schwenkungen aus, und nur der Eulenpapagei macht von seinen Flügeln selten Gebrauch.

Viele Papageien scheinen fremd zu sein auf dem Boden und humpeln hier mehr, als sie gehen; es gibt aber auch Erdpapageien, die ebenso schnell und geschickt laufen wie ein Strandvogel: der australische Erdpapagei wird mit einer Schnepfe verglichen; von einem Graspapagei berichtet Gould, daß er über den Boden dahinrenne wie ein Regenpfeifer! Hüpfen im Gezweige fällt den Papageien schwer, keineswegs aber Bewegung im Geäste. Weitere Zwischenräume überfliegen, geringere überklettern sie; einzelne benehmen sich dabei schwerfällig genug. Sie helfen sich mit dem Schnabel und den Füßen fort, andere Vögel mit den Füßen allein. So viel ist aber sicher, daß sie ihre Glieder wohl zu benutzen wissen, zwei sogar weit umfänglicher als alle übrigen Vögel: ihren Fuß und ihren Schnabel nämlich. Ersterer wird fast zur Hand; sie gebrauchen ihn wenigstens nach Art der Hände. Der Schnabel, der bei den meisten Vögeln die Hand vertreten muß, ist bei den Papageien weit beweglicher als bei irgend einem anderen Mitgliede ihrer Klasse, wird auch in vielseitigerer Weise verwendet als von den übrigen Vögeln. Auch der Papagei benutzt seinen Schnabel, um dieses und jenes vom Boden aufzunehmen oder Früchte abzupflücken und aufzuknacken oder Angriffe abzuwehren, außerdem aber, wie das Nagetier seine Schneidezähne, um Holz abzubrechen, zu zerbeißen und zu zerschleißen und endlich noch, um beim Klettern Hilfe zu leisten.

Die Stimme der Papageien ist stark, oft kreischend, aber doch nicht alles Wohlklanges bar, die mancher Arten sehr biegsam und entschieden ausdrucksvoll. Wenn große Arten gesellschaftsweise zusammenleben und gemeinschaftlich schreien, ist es allerdings kaum zum Aushalten für den menschlichen Hörer. „Man muß“, sagt A. von Humboldt, „in den heißen Thälern der Andes gelebt haben, um es für möglich zu halten, daß zuweilen das Geschrei der Araras das Brausen der Bergströme, die von Fels zu Felsen stürzen, übertönt.“ Auch die Kakadus machen sich durch weithin tönendes Geschrei bemerklich; das Kreischen einer zahlreichen Gesellschaft von Edelsittichen ist ohrzerreißend; der Lärm, den eine Schar von Zwergpapageien verursacht, wird mit dem Getöse einer Sensenschmiede verglichen. Einzelne Arten lassen bellende, andere pfeifende, andere schnurrende, andere leise murrende Laute vernehmen; diese stoßen kurze, helle Schreie, jene quakende Laute, andere gellende Rufe aus. Einige Arten schwatzen ihren Weibchen so allerliebste Liedchen vor, daß man sie zu den Sängern zählen würde, wären sie nicht Papageien; andere Arten lernen mit solcher Reinheit Lieder pfeifen, daß sie einen Gimpel beschämen. Die Begabung der Papageien für Nachahmung menschlicher Laute und Worte ist bekannt. Sie übertreffen hierin alle übrigen Tiere; sie leisten Bewunderungswürdiges, Unglaubliches; sie plappern nicht, sondern sie sprechen. Man verstehe mich recht: ich meine damit selbstverständlich nicht, daß sie die Bedeutung der von ihnen nachgeahmten Worte verständen oder im stande wären, Sätze zu erfinden und zu gliedern, sondern behaupte nur, daß sie die ihnen gelehrten Worte bei passender Gelegenheit richtig anwenden, beispielsweise, wenn sie sachgemäß unterrichtet wurden, morgens bei Begrüßung von Bekannten auch geziemend „guten Morgen“, nicht aber „guten Abend“ sagen. Sie verbinden also insofern Begriffe mit den von ihnen

erlernten Worten und Satzbruchstücken, als sie im Gedächtnis behalten, bei welcher Gelegenheit oder zu welcher Tageszeit ihnen diese gelehrt wurden, und sie bei einer ähnlichen Gelegenheit oder Zeit die betreffenden Worte, für sie offenbar nur Lautgliederungen, wieder gebrauchen. Genau ebenso verfährt ein Kind, das sprechen lernt; ihm aber kommt mit der Zeit das volle Verständnis der Worte, während dieses dem Papagei wohl für immer versagt bleibt.

Auch hinsichtlich des eben Gesagten stimmen Vogelwirte, die viele Jahre lang Sittiche mit Achtsamkeit und Liebe gepflegt haben, vollständig mit mir überein. „Nicht immer", bemerkt Linden, „ist das Sprechen der Papageien bloß ein Nachplappern von Worten, sondern sehr häufig der Ausdruck eines Wunsches oder des Dankes für eine empfangene Wohlthat; oft liegt sogar eine gewisse Innigkeit im Aussprechen von Worten und ganzen Sätzen, die durch damit verbundenes Gebärdenspiel noch besonders bekräftigt wird. Wer so viele Jahre täglich in Gesellschaft der Sittiche lebt, Beweise der Anhänglichkeit und hingebenden Zärtlichkeit von einzelnen, besonders ausgezeichneten erhielt, wie ich, wird mir glauben, daß schon bei manchem Verluste Rührung mich beschlich, als ob ein lieber Mensch gestorben wäre. Manche mißmutige Stunde wird verscheucht in Gesellschaft von Geschöpfen, die in ihrer Mehrzahl dem Dasein immer die heiteren Seiten des Lebens abgewonnen haben und zum Ausdrucke bringen. Daß das Sprechen die Innigkeit des Umganges wesentlich befördert, wird niemand in Abrede stellen: es bringt die Sittiche ihrem Pfleger menschlich näher und erhebt sie, in meinen Augen mindestens, hoch über die Affen.

„Wohl sämtliche Arten der Ordnung haben die Befähigung zum Sprechen oder zum Nachahmen anderer Vogelstimmen, von Gesängen, die sie dann trotz der besten Sänger zum Ausdrucke bringen, freilich aber auch von Lauten, die durch Mark und Seele bringen. Ich bin überzeugt, daß diese Begabung der Nachahmung den größten wie den kleinsten Arten eigen ist, weiß aber auch, daß nicht alle Stücke einer Art sie zur Geltung zu bringen vermögen. Bei Freund Stölker sah ich einen Goldstirnsittich, der sehr hübsch und deutlich spricht, und schon vor mehr als 20 Jahren hielt ich einen männlichen Wellensittich in Gesellschaft von Kanarienvögeln und Stieglitzen, der bald deren Gesang so lustig schmetterte wie der beste Schläger. Ebenso besaß ich eine Rosella, die das Lied der Schwarzamsel herrlich wiedergab, und noch gegenwärtig pflege ich einen Singsittich, der schwebend singt wie eine Lerche.

„Regelrechten Unterricht kann ich meinen Sittichen nicht erteilen, finde auch kein Behagen an dem Eindrillen einzelner Worte, die man beibringt, ohne Verständnis zu erwecken. Während der langen Zeit meines täglichen Zusammenseins mit meinen Pfleg- und Lieblingen stellt sich dagegen unfehlbar ein verständnisvolles Angewöhnen her; dabei gibt es natürlich Fragen und Antworten, und diese sind für mich beredtes Zeugnis, daß die Äußerungen seitens der Papageien oft mit vollem Verständnis geschehen."

Die Papageien bewohnen, mit Ausschluß Europas, alle Erdteile. Von den 429 Arten, die Marshall im Jahre 1889 aufführt, leben 161 in Amerika, 213 in Australien mit den Papua-Inseln, den Molukken und den Südseeinseln, 25 in Afrika und 30 in Südasien, einschließlich der Sunda-Inseln. Neuere Entdeckungen haben die Anzahl der bekannten Arten kaum vermehrt und das Verhältnis der Verteilung nicht geändert. Die große Mehrzahl gehört dem heißen Gürtel an: von jenen 429 überschreiten etwa 8 den Wendekreis des Krebses und ungefähr 60 den Wendekreis des Steinbocks. Eine amerikanische Art verbreitet sich nach Norden hin bis zum 43. Grade der Breite, eine andere findet sich auf der südlichen Halbkugel sogar in den „unheimlichen Öden" des Feuerlandes; Breitschwanzsittiche finden sich auch auf dem Macquarie-Eilande unter dem 54. Grade südlicher Breite. In Afrika und Asien überschreiten sie die Grenzen des heißen Gürtels wenig oder nicht, in Westafrika kaum

den 16. Grad nördlicher Breite; in Ostafrika finden sie sich nach meinen Erfahrungen nicht nördlich des 15. Grades, während sie in der Südhälfte sich weiter vom Gleicher entfernen, etwa bis zum 26. Grade; in Asien kommen einige Arten im gemäßigten Gürtel vor. Im allgemeinen sind sie an die Wälder gebunden, obwohl keineswegs ausschließlich, weil einzelne Arten auch die baumlosen Ebenen, z. B. Steppen, bewohnen, andere in den Andes in Höhen über den Holzgürtel, bis über 3000 m emporsteigen, ebenso hoch in Abessinien und zeitweilig auch im Himalaja. In Nordostafrika ist mir aufgefallen, daß sie so gut wie ausschließlich da vorkommen, wo auch Affen leben, daß sie gewissermaßen als unzertrennliche Gefährten von diesen betrachtet werden müssen. Je großartiger die Wälder sind, d. h. je reicher die Pflanzenwelt ist, um so häufiger treten sie auf. „Die Papageien", sagt der Prinz von Wied, „machen in den tropischen Wäldern einen großen, ich möchte sagen, den größten Teil der befiederten Schöpfung aus." Dasselbe gilt für Australien, für manche Gegenden Indiens und teilweise auch für Afrika. Hier treten sie so häufig auf, wie bei uns zu Lande die Krähen, dort sind sie so gemein, wie in Deutschland die Sperlinge.

Und sie verstehen es, sich bemerklich zu machen. Sie schmücken die Wälder und erfüllen sie mit ihrem Geschrei. „Papageien", sagt der Prinz von Wied, „verschönern mit ihrem verschwenderisch gefärbten Gefieder die dunkeln Schatten der tropischen Wälder." — „Es ist unmöglich", versichert Gould, „den Zauber des Anblicks zu beschreiben, den gewisse Papageien, zumal die hochrot gefärbten Arten, gewähren, wenn sie sich in Flügen in den silberblätterigen Akazien Australiens umhertummeln. Ihr herrliches Gefieder sticht wunderbar ab gegen die Umgebung." — „Die Kakadus", ruft Mitchell begeistert aus, „verwandeln die Höhen, in welchen sie leben, zu Gefilden der üppigsten Wonne." — „Ich habe", berichtet Audubon, „Baumzweige von Papageien so vollständig bedeckt gesehen, wie es nur möglich sein konnte." — „Morgens und abends" bestätigt Schomburgk, „sieht man die unzählbaren Mengen von Papageien in bedeutender Höhe unter unerträglichem Geschrei dahinziehen. Eines Nachmittags sah ich solch einen riesigen Zug sich auf die Uferbäume niederlassen; die Zweige bogen sich tief herab unter der Last der Vögel." Nicht anders verhält es sich in bewaldeten Teilen Westafrikas. Aus Loango schreibt Pechuel-Loesche: „An Zahl allen übrigen Bewohnern der Galeriewälder voran stehen die Graupapageien, die sich namentlich in der Kuilu-Niederung in erstaunlicher Menge finden. Des Abends ziehen sie, bald allenthalben verstreut, bald in locker fliegende Scharen vereint, dem Stromlaufe folgend, über dem Walde landeinwärts nach ihren Schlafplätzen. Dann überläubt ihr unaufhörliches Kreischen, ihr lustiges Plappern und Pfeifen fast gänzlich alle übrigen Tierstimmen; nur das rauhe, heisere Trompeten einer Ibisart (Ibis hagedash) durchdringt noch dieses Tongewirr." Wie es an den Schlafplätzen der Vögel zugeht, schildert uns G. Valdau, der das Treiben auf einer Insel im Nickardsee am Kamerunberge beobachtete: „Einige große Bäume im Dorfe und die ganze übrige Insel bilden das Nachtquartier für Millionen Papageien aus dem umliegenden Lande. Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang beginnen sie von allen Richtungen her einzutreffen und bilden bald einen ununterbrochenen, immer dichter und dichter werdenden Flug. In kurzer Zeit sind alle Bäume derartig von ihnen besetzt, daß auch nicht ein kleiner Vogel sich dort setzen könnte, ohne Verwirrung hervorzubringen. Unter betäubendem Lärm und Geschrei drängen und schlagen sie sich hier um die Plätze. Bisweilen kommt ein großer Schwarm und läßt sich auf einen schon besetzten Baum nieder, was zur Folge hat, daß ein paar hundert von ihren Plätzen herabfallen. Nach einem kleinen Ausflug zum See kehren diese zu demselben oder einem benachbarten Baum zurück, um dort wieder dieselbe Verwirrung anzurichten. Erst mit Einbruch der Dunkelheit tritt Ruhe unter der bunten Menge ein, allein beim ersten Tagesgrauen, bevor noch die Sonne über dem Horizont erschienen ist, geht der Lärm von neuem los. Jetzt

müssen sie an ihre Tagesarbeit, sich Futter zu schaffen. Bald erhebt sich eine Wolke, dicht genug, die Sonne zu verdunkeln, wenn diese schon so frühzeitig aufgegangen wäre. Die Wolke teilt sich jedoch schnell nach allen Richtungen der Windrose, und zu der Zeit, wenn die Menschen aus ihren Wohnungen blicken, ist gewöhnlich keine Spur mehr von den Vögeln zu sehen. Die Papageien werden von den Bewohnern der Insel für heilig gehalten und deswegen nie gestört."

Was wäre einer jener wunderbaren Wälder unter den Wendekreisen ohne Papageien? Der tote Garten eines Zauberers, ein Gefilde des Schweigens, der Öde. Sie sind es, die das Leben wachrufen und wachhalten, die Auge und Ohr in gleicher Weise zu beschäftigen wissen.

Außer der Brutzeit leben die meisten Papageien in Gesellschaften oder in oft äußerst zahlreichen Scharen. Sie erwählen sich einen Ort des Waldes zur Siedelung und durchstreichen von ihm aus tagtäglich ein weites Gebiet. Die Gesellschaften halten treuinnig zusammen und teilen gemeinsam Freud und Leid. Sie verlassen gleichzeitig am frühen Morgen ihren Schlafplatz, fallen auf einem Baume oder Felde ein, um sich von deren Früchten zu nähren, stellen Wachen aus, die für das Wohl der Gesamtheit sorgen müssen, achten genau auf deren Warnungen, ergreifen alle zusammen oder wenigstens kurz nacheinander die Flucht, stehen sich in Gefahr treulich bei und suchen sich gegenseitig nach Kräften zu helfen, kommen zusammen auf demselben Schlafplatze an, benutzen ihn so viel wie möglich gemeinschaftlich, brüten auch, falls es irgendwie angeht, in Gesellschaft. „Schon bei dem ersten Schimmer der heiteren tropischen Morgensonne", erzählt uns der Prinz von Wied, „erheben sie sich von ihrem nächtlichen Standorte, trocknen die vom Tau der Nacht stark benetzten Flügel, üben sie, scherzend und laut rufend, mannigfaltige Schwenkungen über dem hohen Walde beschreibend, und ziehen dann schnell dahin, ihrer Nahrung nach. Am Abend kehren sie unfehlbar auf ihren Stand zurück." Auch Tschudi beobachtete in Peru die täglichen Wanderungen der Papageien. Eine der dort lebenden Arten wird wegen der Regelmäßigkeit, mit welcher sie täglich vom Gebirge herabkommt und dahin wieder zurückkehrt, vom Landvolke „Tagarbeiter" genannt. Diese täglichen Wanderungen erstrecken sich zuweilen auf Entfernungen von 12—20 km und geschehen offenbar der Nahrung halber. Levaillant fand, daß ein im südöstlichen Afrika wohnender Papagei in kleinen Scharen nach Nahrung ausflog, gegen Mittag badete, während der glühenden Sonnenhitze sich im Schatten des Laubes verbarg, gegen Abend sich nochmals zerstreute, abends oft wiederum badete und dann derselben Nachtherberge zuflog, von welcher er am Morgen ausgezogen war.

Die Schlafplätze sind recht verschieden. Es kann dazu eine dichte Baumkrone, eine durchlöcherte Felsenwand, eine Baumhöhlung gewählt werden. Letztere scheint besonders bevorzugt zu werden. „Ihr Schlafplatz", sagt Audubon von dem Karolinasittich, „ist ein hohler Baum oder ein von den größeren Spechtarten ausgemeißeltes Nistloch, falls dieses nicht von den rechtmäßigen Eigentümern selbst bewohnt wird. In der Dämmerung kann man starke Flüge der Papageien um alte hohle Sykomoren oder ähnliche Bäume sich versammeln sehen. Unmittelbar vor der Höhlung hängen sich die Vögel an die Rinde, und einer nach dem anderen schlüpft ins Innere, um hier die Nacht zu verbringen. Wenn solch eine Höhle für die Menge nicht ausreicht, hängen sich die übrigen mit Kralle und Oberschnabel vor dem Eingange an die Rinde an. Es sieht dann aus, als ob der Schnabel allein die Last des Leibes tragen müßte; ich habe mich aber zu meiner Beruhigung mit Hilfe des Fernglases vom Gegenteile überzeugen können." Auch ich habe in den Urwäldern am Blauen Strome die Papageien in der Dämmerung wiederholt in Höhlen einschlüpfen sehen und andere so regelmäßig auf den vielfach durchlöcherten Adansonien beobachtet, daß

mir eine derartige Nachtherberge nach Art der Spechte wohl glaublich erscheint. In Indien schläft der Halsbandsittich, wie uns Layard mitteilt, in Bambusdickichten. „Alle Papageien, Bienenfresser, Krakeln, Krähen der Umgegend, einige Meilen in die Runde, nächtigen gesellschaftlich in größeren Bambusbeständen, und das dumpfe Geräusch, das man vernimmt, von Sonnenuntergang an bis zu völliger Dunkelheit, und vom ersten Grauen im Osten bis lange nach Sonnenaufgang, kommt dem Beobachter vor, als ob eine große Anzahl von Dampfmaschinen im Gange wäre. Viele von den Schwärmen kehren erst spät abends von ihren Ausflügen zurück und fliegen dabei so niedrig über dem Boden dahin, daß sie eben über die Hindernisse hinstreichen — wenn auch nicht immer; denn mehrere Nächte nacheinander wurden Papageien gefunden, die gegen Mauern und andere feste Gegenstände angeflogen und zu Schaden gekommen waren.“

Eine sehr lebendige Schilderung des Lebens und Treibens an solchem Schlafplatze gibt Layard von dem Halsbandsittich, der auf Ceylon sehr häufig ist. „Zu Chilaw habe ich solch massenhafte Flüge von Papageien zu ihren Schlafplätzen, Kokosnußbäumen, die den Markt beschatteten, kommen sehen, daß das durch sie hervorgebrachte Geräusch das babylonische Stimmengewirr der Käufer vollständig verschlang. Man hatte mir vorher von den Schwärmen erzählt, die zu diesem Platze kamen, und ich stellte mich deshalb eines Abends auf einer nahe gelegenen Brücke auf, in der Absicht, diejenigen Flüge, welche von einer einzigen Richtung herkämen, zu zählen. Ungefähr um 4 Uhr nachmittags begann der Zuzug: zerstreute Schwärme wendeten sich heimwärts. Ihnen folgten bald stärkere, und im Verlauf einer halben Stunde war der Zug in vollem Gange. Ich fand sehr bald, daß es mir unmöglich wurde, die Flüge noch zu zählen; denn sie vereinigten sich zu einem lebendigen, brausenden Strome. Einzelne flogen hoch in der Luft bis gerade über ihre Schlafplätze und stürzten sich dann plötzlich unter verschiedenen Wendungen auf die Kronen der Bäume hinab; andere schwärmten längs des Bodens dahin, so dicht über ihm, daß sie fast mein Antlitz streiften. Sie eilten vorüber mit der Schnelligkeit des Gedankens, und ihr glänzendes Gefieder leuchtete mit prächtigem Schimmer im Strahle der Sonne. Ich wartete auf meinem Schaupunkte, bis der Abend hereinbrach, und konnte, nachdem ich nichts mehr zu sehen vermochte, noch lange die ihrer Herberge zufliegenden Vögel vernehmen. Als ich einen Schuß abfeuerte, erhoben sie sich mit einem Geräusche, gleich dem Rauschen eines gewaltigen Windes; bald aber setzten sie sich wieder fest, und es begann nun solch ein Getöse, daß ich es niemals vergessen werde. Das schrillende Geschrei der Vögel, das flatternde Geräusch ihrer Schwingen, das Rasseln der Blätter auf den Palmen war so betäubend, daß ich mich herzlich freute, als ich, glücklich entronnen, mein Haus wieder erreicht hatte.“

Nächst einem gesicherten Schlafplatze sind dichte Baumkronen ein Haupterfordernis für das Wohlbehagen der Papageien. Es kommt ihnen weniger auf Schutz gegen die Witterung als auf gute Versteckplätze an. Allerdings lieben sie die Wärme vor allem; sie scheuen jedoch auch die Kühle nicht gerade und noch weniger, mindestens zeitweilig, die Nässe. „Bei den heftigen tropischen Gewitterregen, die zuweilen die Luft verdunkeln“, sagt der Prinz von Wied, „sieht man die Papageien oft unbeweglich auf den höchsten dürren Astspitzen der Bäume sitzen, und munter erschallt ihre Stimme, während das Wasser von ihnen herabfließt. Dichtes Laub und dicke Baumäste, wo sie Schutz finden könnten, mögen in der Nähe sein; allein sie ziehen den warmen Gewitterregen vor und scheinen sich darin zu gefallen. Sobald aber der Regen vorüber ist, suchen sie sogleich ihre festen Federn von der Nässe zu befreien.“ Auch die Graupapageien in Afrika lieben den Regen und sind viel ausgelassener und lauter, wenn sie sich einem tüchtigen Gusse aussetzen können oder wenn überhaupt Regen zu erwarten ist. Sie sind deswegen recht gute Wetterpropheten: schwillt abends der Lärm der ziehenden und auf den Schlafplätzen angelangten zu schier unerträglicher

Stärke, so darf man mit ziemlicher Sicherheit auf bald eintretenden Regen rechnen. Auch gefangen gehaltene Graupapageien verkünden, wenigstens in Afrika, den nahen Witterungswechsel durch ausgelassenes Gebaren. Anders ist es bei gutem Wetter. Dann bevorzugen sie, wie mich Stumpfschwanzpapageien und Halsbandsittiche der afrikanischen Waldungen belehrt haben, die dichtesten Bäume entschieden, sei es, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, sei es, um sich zu verbergen. Das letztere thun sie gewiß, sobald sie irgend welche Gefahr merken. Sie wissen, welchen Schutz ihnen, den in die Blattfarbe gekleideten Vögeln, eine dichtbelaubte Baumkrone gewährt. Es ist nicht leicht, in ihr Papageien zu bemerken. Man weiß, daß vielleicht ihrer 50 auf einem Baume versammelt sind und sieht keinen einzigen. Beim Versteckenspielen kommt nicht bloß die Blattfarbe des Gefieders, sondern auch die fast allen Papageien eigne List zur Geltung. Sie wollen nicht gesehen werden. Einer der Gesellschaft hat den sich nahenden Feind rechtzeitig bemerkt und gibt ein Zeichen; alle übrigen schweigen sofort still, ziehen sich in die Mitte der Krone zurück, gewinnen, lautlos weiter kletternd, die dem Feinde entgegengesetzte Seite des Wipfels, fliegen weg und lassen erst, wenn sie bereits außer Schußweite sind, ihre Stimme vernehmen, wie es scheinen will, mehr zum Hohne des glücklich getäuschten Widersachers, als um andere der Gesellschaft zu locken. Solch feines Spiel treiben sie namentlich dann, wenn sie sich, um zu fressen, auf einem Baume versammelt haben, wie denn überhaupt ihre diebischen Einfälle stets mit bemerkenswerter List und Vorsicht ausgeführt werden.

Die Nahrung der Papageien besteht vorzugsweise aus Früchten und Sämereien. Viele Loris aber ernähren sich fast oder ganz ausschließlich von Blütenhonig, Blütenstaub und vielleicht noch von den Kerbtieren, die in den Blütenkelchen sitzen; Araras und Keilschwanzsittiche fressen neben den Früchten und Körnern wohl auch Knospen und Baumblüten, und einzelne Kakadus nehmen gern Kerbtierlarven, Würmer und dergleichen zu sich. Überhaupt ist es mir gar nicht unwahrscheinlich, daß die großen Arten der Ordnung weit mehr tierische Nahrung verzehren, als wir glauben. Dafür scheint der Blutdurst gewisser Papageien zu sprechen, ebenso auch die Gier, die gefangene nach Fleischkost an den Tag legen, sobald sie einmal daran gewöhnt wurden. Papageien, die ich im Käfige hielt, überfielen andere ihrer Art, bissen ihnen den Schädel auf und entleerten das Hirn: ob sie es auch fraßen, ist mir nicht mehr erinnerlich. Ein anderer Papagei, der aus und ein flog, beschlich, wie sein Besitzer mir erzählte, junge Sperlinge oder andere vor kurzem ausgeflogene Vögel, fing sie, rupfte sie sehr hübsch, fraß sie an und warf sie dann weg. Nach solchen Erfahrungen dürfen wir uns kaum verwundern, wenn uns die neuesten Berichte über die Nestorpapageien erzählen, daß wenigstens einzelne Arten dieser beachtenswerten Gattung ausgesprochene Fleisch-, ja selbst Aasfresser sind. Demungeachtet bleibt festzuhalten, daß Pflanzenstoffe die hauptsächliche Nahrung der Papageien bilden.

Ergötzlich ist, die Papageien bei ihren diebischen Einfällen auf Fruchtbäume und Felder zu beobachten. Sie zeigen sich hierin, wie überhaupt in der Art und Weise, sich zu ernähren, gewissermaßen als befiederte Affen. Die List und Verschlagenheit, mit welcher sie ihre Räubereien betreiben, fällt jedem Beobachter auf. Ein mit reifen Früchten beladener Baum, ein gerade ergiebiges Feld zieht sie von weitem herbei. „Manche Lieblingsfrucht“, sagt der Prinz von Wied, „lockt die sonst äußerst scheuen Araras weit hinaus an die Grenzen der Waldungen.“ Die pinselzüngigen Loris fand Gould ausschließlich auf Eukalypten, deren Blüten ihnen die erwählte Nahrung in hinreichender Menge gewähren; auf anderen Bäumen sah gedachter Forscher sie nie. Alle großen Arten sind höchst vorsichtig beim Aufsuchen ihrer Nahrung; sie gebaren sich auch im Walde, als ob sie stehlen wollten. „In Flügen“, so berichtet Pöppig, „fallen die großen, goldgrünen Araras der Andes auf die hochroten Erythrinen und gelben Tachien nieder, deren Blüten sie gern verzehren. Furchtbar

ist ihr Geschrei; allein ihre List lehrt sie seine Gefährlichkeit kennen, wenn sie die Plünderung eines reifenden Maisfeldes beginnen. Jeder bezwingt dann seine Neigung zum Lärmen, und nur unterdrückte, murrende Laute sind hörbar, während das Werk der Zerstörung unglaublich rasch vorschreitet. Nicht leicht vermag der Jäger oder der erbitterte Indianer die schlauen Diebe zu beschleichen; denn stets bleiben ein paar der ältesten als Wachen auf den höchsten Bäumen ausgestellt. Dem ersten Warnungszeichen antwortet ein allgemeiner halblauter Ruf der gestörten Räuber; beim zweiten Krächzen entflieht unter betäubendem Geschrei der ganze Haufe, nur um nach der Entfernung ihres Feindes sogleich ihre verderbliche Thätigkeit von neuem zu beginnen." Schomburgk bestätigt diese Mitteilung durch seine eignen Beobachtungen und fügt ihr hinzu, daß die Gegenwart einer zahlreichen Menge von Papageien gewöhnlich nur durch das Herabfallen der ausgefressenen Hülsen verraten wird, die, wenn sie auf die breiten Blätter der Gesträuche des Unterholzes stürzen, ein weit hörbares Geräusch verursachen, „als wenn eine Hagelwolke ihren Inhalt ausschüttet". Levaillant erfuhr das Verstummen der Papageien bei Ankunft eines verdächtigen Wesens gelegentlich ihrer Massenversammlungen während der Mittagszeit. „Sie halten sich dann", sagt er, „so still, daß man auch nicht das leiseste Geräusch von ihnen hört, wenngleich sie zu Tausenden versammelt sind. Fällt aber zufällig ein Flintenschuß, so erhebt sich plötzlich der ganze Haufe mit wütendem Geschrei in die Luft." Ganz anders benehmen sie sich da, wo sie erfahren haben, daß die Gutmütigkeit des Menschen sie unbehelligt läßt, auch wenn sie, wie überall, ihm lästig werden. In Indien kommen sie, nach Jerdon, nicht nur dreist bis in die Städte herein, sondern setzen sich auch ungescheut auf die Firste der Häuser nieder und plündern dann wahrscheinlich von hier aus Gärten und Felder.

Unglaublich groß und die ernsteste Abwehr seitens des Menschen rechtfertigend sind die Verwüstungen, die Papageien im Felde und Garten anrichten. Vor ihnen ist wenig sicher, nichts eigentlich geschützt. „Sie und besonders die großen Araras", sagt der Prinz von Wied, „zersplittern mit ihrem riesenhaften, kräftigen, beweglichen Schnabel die härtesten Früchte und Nüsse"; aber ebenso gut verarbeiten sie auch eine schlüpfrige Frucht oder ein kleines Korn. Die Riefen- oder Feilkerben im Oberschnabel erleichtern das Festhalten glattschaliger oder kleiner Nahrung ungemein, und die bewegliche Zunge hilft dabei wesentlich mit. Im Nu ist eine Nuß zerknackt, eine Ähre entkernt, ein Samenkorn enthülst. Reicht der Schnabel allein nicht aus, dann wird auch der Fuß noch zu Hilfe genommen, und geschickt führen sie die mit ihm festgehaltene Speise zum Munde. Wie die Affen, verwüsten sie weit mehr, als sie verzehren. Die Unmassen, die vereint auf die Felder und Fruchtbäume fallen, fressen dort soviel sie können, beißen noch mehr ab, tragen wohl auch noch einige Kornähren auf die Bäume, um sie dort mit größerer Ruhe für ihren vielbegehrenden Magen zu verwerten. Sie erscheinen in Obstgärten, untersuchen jeden Baum, der in Frucht steht, pflücken von dieser nach Belieben, beißen sie an, werfen sie, falls sie nicht allen Ansprüchen solcher Schlecker genügt, auf den Boden hinab und nehmen dafür eine andere. Während des Fressens klettern sie allgemein von unten nach oben; sind sie auf der Spitze des Wipfels angekommen, so schweben sie, meist ohne Flügelschlag, einem zweiten Baume zu, um dort dieselbe Verwüstung zu beginnen. In Nordamerika oder in Chile überfallen sie die Obstbäume, auch wenn deren Früchte noch unreif sind, der milchigen Kerne wegen: man kann sich denken, was sie dabei vernichten! Feimen im Felde sind ihnen, nach Audubons Erfahrungen, zuweilen äußerst erwünscht. Sie setzen und hängen sich außen an, ziehen mit dem Schnabel die Kornähren aus den Garben und ersparen dem Bauer dafür das Dreschen. Den langschnäbeligen Kakadus sagt man nach, daß sie die keimenden Getreidepflanzen aus dem Boden ziehen und dadurch die europäischen Ansiedler schwer schädigen. In manchen

Gegenden werden sie zur wirklichen Landplage; hier und da machen sie den Anbau mancher Feldfrüchte geradezu unmöglich. Die einen haben für diese, die anderen für jene Feld- oder Gartenfrucht besondere Vorliebe: gefährdet ist also alles, was der Mensch zu eignen Gunsten säet und pflanzt, und an Freundschaft zwischen ihm und den Vögeln selbstverständlich nicht zu denken.

Nach eingenommener Mahlzeit fliegen die Papageien zur Tränke und zum Bade. Sie trinken viel, nach Audubon und Schomburgk auch Salz- oder wenigstens Brackwasser. Außer gelegentlichen Regenbädern nehmen sie auch solche in Lachen. Wie Levaillant uns mitteilt, baden sie sich, „daß die Tropfen sie wie in einen Regen einhüllen“. Nach Audubons Beobachtungen paddeln sie sich gern im Sande, wie die Hühner, und stäuben dabei ihr Gefieder ordentlich ein, kriechen auch wohl in die Nisthöhlen der größeren Eisvögel, um dasselbe zu erreichen. Salzhaltige Erde suchen sie auf; bei Sulzen im Walde erscheinen sie regelmäßig.

Die Fortpflanzung der Papageien fällt in die Monate, die in ihrer Heimat unserem Frühlinge entsprechen und der Fruchtreife vorausgehen. Alle Arten, über deren Lebensweise wir unterrichtet sind, leben in strenger Ehe auf Lebenszeit, und beide Gatten hängen mit innigster und treuester Liebe aneinander. Gegen die Paarungszeit hin vermehren sie die Beweise gegenseitiger Anhänglichkeit, so wenig sie sonst auch mit solchen kargen. Männchen und Weibchen verlassen einander jetzt keinen Augenblick mehr, thun alles gemeinschaftlich, sitzen dicht aneinander geschmiegt und überhäufen sich gegenseitig mit Zärtlichkeiten. Mit Recht hat man einzelne Arten die „Unzertrennlichen“ genannt; mit demselben Rechte könnte man alle so nennen. Die größeren Arten scheinen nur einmal im Jahre zu brüten und bloß 2 Eier zu legen; die australischen Graspapageien und die anderen Breitschwänze überhaupt weichen jedoch von dieser Regel ab: sie legen regelmäßig 3—4, ja einzelne sogar 6—10 Eier und brüten, wie aus Beobachtungen an gefangenen zu schließen, 2—3 mal im Jahre. Auch Kakadus und andere legen regelmäßig mehr als 2 Eier, brüten aber wohl nur einmal. Die Eier selbst sind immer weiß von Farbe, glattschalig und rundlich.

Baumhöhlungen sind die bevorzugten, nicht aber ausschließlichen Nistplätze der Papageien. Einige amerikanische Arten brüten in Erd- oder Felsenhöhlen, indische Sittiche, nach Jerdon, häufig in den Höhlungen alter Gebäude, in Pagoden, Grabmälern, Häusern ꝛc.; der Mönchsittich erbaut aus dicken Zweigen große, ungefüge Nester; die Erdpapageien legen die Eier auf den nackten Boden. Audubon versichert, daß mehrere Weibchen in dieselbe Nesthöhle legen; ich halte jedoch diese Angabe für irrtümlich. Soviel ist aber richtig, daß die Papageien in größeren Gesellschaften und zuweilen in ungeheueren Scharen vereinigt nisten. Schon Molina erzählt von einer zahlreichen Ansiedelung nistender Papageien in Chile; Pöppig schildert sie, wohl die derselben Art, ausführlicher. „Die Uneingeweihten“, sagt er, „mögen diese geselligen Niederlassungen sehr überraschen. Man nähert sich bei einer mühsamen Streiferei um die Mittagsstunde einer senkrechten Felsenwand und glaubt sich ganz allein; ringsumher herrscht die tiefste Stille, die in allen wärmeren Gegenden Amerikas die Mitte des Tages bezeichnet, wann die meisten Tiere in Schlaf versunken sind. Eine Art von Knurren wird von allen Seiten her hörbar; allein man sieht sich umsonst nach den Tieren um, die es hervorbringen könnten. Plötzlich ertönt der Warnungsruf eines Papageien; er wird von vielen anderen beantwortet, und ehe man noch recht das Ganze begreift, ist man von Scharen jener zänkischen Vögel umringt, die mit augenscheinlichem Zorne in engem Kreise um den Wanderer fliegen und auf ihn zu stoßen drohen. Aus der Menge von Löchern in der mürben Felswand blicken, possierlich genug, die runden Köpfe der Papageien hervor, und was von ihnen nicht umherfliegt, stimmt wenigstens durch lautes Schreien in den Aufruhr ein. Jede Öffnung bezeichnet

ein Nest, das von den Eignern in den Thonschichten, die sich zwischen den Felswänden befinden, ausgehöhlt wird, und gar nicht selten mag man von ihnen einige Hundert zählen. Immer sind aber solche Ansiedelungen so klug angelegt, daß weder von unten noch von oben ein Raubtier sich ihnen nähern kann.“ Derartige Gesellschaften können sich im Walde nicht sammeln, weil hier die Schwierigkeit der Nestanlage größer ist. Alte, hohe, womöglich unersteigliche Bäume mit vielen Höhlungen werden sehr gesucht, in Mittelafrika vor allem die Adansonien.

Nicht immer finden die Papageien einen Nistbaum, dessen hohles Innere ein geschickter Specht oder ein freundlicher Zufall erschloß, sondern oft genug müssen sie selbst die ihnen nötige Kinderstube herrichten. Dann beweisen sie, wie vielseitig ihr Schnabel verwendet werden kann. Mit ihm arbeitet der Papagei, und zwar hauptsächlich, nicht aber ausschließlich, das Weibchen, ein kleines Loch, das einen versprechenden Einblick in das morsche Innere gestattet, zweckmäßig aus. Der Vogel zeigt sich dabei sehr geschickt, hängt sich wie ein Specht an der Rinde an und nagt mehr, als er schneidet, mit dem Schnabel einen Holzspan nach dem anderen ab, bis das Haus gegründet. Das währt manchmal wochenlang; aber Ausdauer erringt das Ziel. Übrigens ist die Höhle die Hauptsache: auf das Nest selbst kommt es nicht an. Selbst eine Höhle, die viel zu wünschen übrig läßt, befriedigt die bescheidenen Anforderungen des brütenden Papageien. „An dem weißen Stamme einer Irimipalme“, schildert Pöppig, „wird ein glänzender Schweif von himmelblauen Federn sichtbar; er verrät die gelbe Arara, die dort beschäftigt ist, ein Spechtloch mit ihrem starken Schnabel zum Neste zu erweitern, aus dem jedoch der halbmeterlange Schmuck auch beim Brüten heraushängt.“ Derselbe Nistplatz wird, falls nicht besondere Umstände eintreten, alljährlich wieder benutzt. Bei den alten Mexikanern, die mit Papageifedern Handel trieben, waren, laut Hernandez, Nistbäume der Papageien Eigentum und vererbten sich von dem Vater auf den Sohn. Ausfütterung der Nesthöhle kümmert die Papageien wenig. Der nackte, morsche Boden genügt vielen, einige Späne anderen. Doch gibt es Ausnahmen. Zwergpapageien kleiden, wie ich an gefangenen beobachtete, die Nisthöhlung mit fein zerschlissenen Spänen oder Holzfasern oder Stroh aus, und einzelne Plattschweifsittiche sollen aus Grashalmen und Federn eine Nestunterlage herstellen.

In der Regel brüten beide Gatten des Paares abwechselnd. Bei kleineren Arten, wie z. B. bei dem Wellensittich, beträgt die Brutzeit 16—18 Tage; von anderen Papageien sind 19, 23, 25 Tage vermerkt worden; wie lange Araras brüten mögen, ist unbekannt. Die Jungen entschlüpfen dem Ei als äußerst hilflose Wesen; ihre Entwickelung geht aber überraschend schnell vor sich. Sie sind anfänglich mit Flaum sehr spärlich bekleidet; nach 5—6 Tagen brechen die ersten Federstoppeln hervor; am 8. oder 10. Tage ihres Lebens öffnen sie die Augen. Wellensittiche verließen am 33. Tage ihres Daseins das Nest und flogen 2 Tage später umher. Bemerkenswert ist, daß sich im Schnabel einzelner junger Papageien zahnartige Gebilde entwickeln, die später wieder verschwinden, indem sie ausfallen und durch Knorpelmasse ersetzt werden.

Beide Eltern tragen den Jungen Nahrung zu und atzen sie auch einige Zeit nach dem Ausfliegen noch. Die Nahrung wird, wenn sie aus Körnern besteht, vor dem Verfüttern im Kropfe der Alten aufgeweicht und den Jungen in den Schnabel gespieen. Schomburgk beobachtete, daß ein Paar, das in der Nähe seines Lagerplatzes im Walde genistet hatte, seine Jungen nur zweimal des Tages fütterte, und zwar um 11 Uhr vormittags und um 5 Uhr nachmittags. „Sobald sie ankamen, setzten sie sich erst auf einen Ast in der Nähe des Loches, und bemerkten sie, daß sie beobachtet wurden, so blieben sie ruhig sitzen, bis ihnen die Gelegenheit günstig schien, unvermerkt in die Öffnung zu schlüpfen.“ An zärtlicher Sorge für das Wohl ihrer Kinder lassen es die Eltern nicht mangeln. Sie verteidigen

ihre Sprossen bei drohender Gefahr mit aufopferndem Mute auch in der Gefangenschaft und gegen den sonst von ihnen geliebten Pfleger. Einzelne Arten nehmen sich mit derselben Zärtlichkeit, die sie ihren eignen Kindern widmen, verwaister Jungen an, und nicht bloß hilfloser ihrer eignen Art, sondern auch fremder. „Der Arzt des Schiffes ‚Triton‘, unser Reisegefährte zwischen Australien und England“, so erzählt Cunningham, „besaß einen Allfarblori und einen anderen sehr schönen, kleineren, den er so jung aus dem Neste gehoben hatte, daß er seine Nahrung noch nicht selbst aufraffen konnte. Der ältere übernahm es, ihn zu füttern, sorgte eifrig für seine Bedürfnisse und bewachte ihn mit der innigsten Zärtlichkeit. Die gegenseitige Freundschaft der Vögel schien mit der Zeit zuzunehmen; sie brachten den größten Teil des Tages mit Liebkosen zu, schnäbelten sich, und der ältere breitete seine Flügel aufs zierlichste über den kleinen Schützling aus. Ihre Freundschaftsbezeigungen wurden aber zuletzt so laut, daß man sie trennte, um den Reisenden keinen Anlaß zur Klage zu geben. Der jüngere wurde also zu mehreren anderen in meine Kajütte versetzt. Nach einer zweimonatlichen Trennung gelang es dem Allfarblori, zu entkommen, und siehe da, die Stimme seines jungen Freundes leitete ihn gerade in meine Kajütte, wo er sich an den Käfig anklammerte. Nunmehr wurden die beiden Freunde nicht wieder getrennt; aber 14 Tage später starb der jüngere an den Folgen einer Verletzung, die der Fall des Käfigs ihm verursacht hatte. Sein Freund war seitdem stumm und folgte ihm bald nach.“ Diese Erzählung steht nicht vereinzelt da. Wer viele Papageien hält, wird früher oder später ähnliche Züge von Edelmut und Barmherzigkeit erfahren. Ein Karolinasittich, den Buxton aussetzte, litt in dem harten Winter von 1860 derartig vom Froste, daß er beide Beine verlor. Des bemitleidenswerten Vogels erbarmte sich ein Amazonenpapagei, setzte sich an seine Seite, reinigte ihm die Federn und verteidigte ihn gegen die Angriffe anderer Papageien, die ihn umzubringen drohten und schließlich auch wirklich töteten. Der Gegensatz zwischen dem armseligen Krüppel und seinem von Gesundheit strotzenden, glänzenden Pfleger konnte nicht größer sein.

Ebenso wie verschiedenartige Sittiche solche Freundschaften schließen, treten sie miteinander auch in Liebesverhältnisse, die, obgleich sie anfänglich gewissermaßen gezwungene waren, mit der Zeit sich derartig befestigen, daß sie auch dann nicht gelöst werden, wenn beiden Verliebten Gelegenheit gegeben wird, sich mit ihresgleichen zu verbinden. Besonders häufig gehen verschiedenartige Kakadus solche Vereinigungen ein; man beobachtet sie jedoch auch bei anderen Sittichen. „Von einem Pärchen Mohrenköpfe (Pionias fuscicollis)“, schreibt mir Linden, „verlor ich durch einen unglücklichen Zufall das Weibchen. Das überlebende Männchen gesellte sich hierauf zu einem weiblichen Alexandersittich, der sich alle Liebenswürdigkeiten des Fremdlings gefallen ließ. Viele Male konnte ich beider Begattung beobachten; auch wurden viele Eier gelegt und, leider ohne Erfolg, bebrütet. Doch waren diese Eier keineswegs taub; denn viele, die ich öffnete, enthielten teilweise schon weit entwickelte Keimlinge. Kein anderer Sittich, der den großen Raum mit dem ungleichen Pärchen teilte, durfte es wagen, in die Nähe des Alexandersittichs zu kommen; denn sein Gespons bewachte ihn mit lebhaftester Eifersucht, benahm sich selbst mir gegenüber feindlich, wenn jener, ein vollkommen zahmer und zutraulicher Vogel, nach seiner Gewohnheit, während ich fütterte, auf meine Schulter flog und, wie üblich, um ein Stückchen Milchbrot bettelte, das er dann mit seinem Gemahl zu teilen pflegte. Wenn ich ihn länger als gewöhnlich auf der Achsel sitzen ließ und liebkoste, wurde der Mohrenkopf sehr unwillig und kam mit gesträubten Federn und eigenartigen Lauten auf die untersten Sitzstangen herab. Auch der Alexandersittich machte mich durch sanftes Zupfen am Ohre oder den Haaren auf die gemeinsamen Wünsche aufmerksam. An einem kalten Winternachmittage entkam mir der letztere, weil ich nicht daran gedacht hatte, daß er auf meiner Schulter saß, als ich ins Freie ging, und flog

auf einen unersteigbaren Baum. Die Locktöne des Buhlen konnten die entflohene Gattin nicht bestimmen, freiwillig herabzukommen; erst die Kälte des Abends trieb sie von hinnen und brachte sie wieder in meinen Besitz. Doch hatte sie sich bei ihrem Ausfluge eine Lungenentzündung zugezogen, an welcher sie bald darauf starb. Der Mohrenkopf suchte sie mit klagenden Lauten in allen Nistkasten und behielt ihr Angedenken in treuem Herzen. Während sie noch krankte, hatte ich ein Pärchen Alexandersittiche erworben; dem Weibchen wandte sich der vereinsamte Mohrenkopf zu, nachdem er sich überzeugt hatte, daß alles Suchen nach der gestorbenen Geliebten vergeblich war. Das Paar befand sich in einem Käfige seines Flugraumes; es gelang ihm aber, das ersehnte Weibchen durch Zerstören des Käfiges zu befreien, und ich gewährte seine Wünsche. Seitdem lebt er mit dem zweiten Alexandersittichweibchen ebenso vertraut wie mit seiner ersten Buhlin, während dessen wirklicher Gatte das Nachsehen hat. Öfters versuchte ich, ihn in demselben Raume wie den Mohrenkopf fliegen zu lassen, allein der letztere, der den ganzen Raum beherrscht, empfängt ihn stets höchst unfreundlich und zwingt ihn, schleunigst in seinen Käfig zurückzukehren."

Auch mit völlig andersartigen Vögeln gehen Papageien Liebesverhältnisse ein. „Ein Allfarblori des Frankfurter Tiergartens", schreibt Haacke, „war so in ein weibliches Sultanshuhn (Porphyrio smaragdonotus) verliebt, daß er nicht nur häufig Begattungsversuche an diesem ausübte, sondern auch wütend und schreiend den Wärter anfiel, sobald letzterer das liederliche Sultanshuhn, das sowohl dem Wärter als auch dem Lori gegenüber die Begattungsstellung einnahm, streichelte. Nicht einmal Beschauer außerhalb des Flugkäfigs durften dem Sultanshuhn ihre Aufmerksamkeit zuwenden; geschah dieses doch, so kam der Lori erregt geflogen und suchte durch zorniges Schreien und Kopfnicken den Nebenbuhler zu vertreiben. Nach dem Tode der Geliebten suchte der Lori bei einem Guiraweibchen Trost, das sich seine Liebkosungen nicht minder gern gefallen ließ als das Sultanshuhn."

Wie verschiedenartige Sittiche freundschaftliche Bündnisse eingehen, bethätigen sie auch feindschaftliche Gesinnungen und nicht allein anders-, sondern auch gleichartigen gegenüber. Namentlich die australischen Plattschweifsittiche zeichnen sich, sehr zu ihrem Nachteile, durch Unverträglichkeit aus. Unter Männchen derselben und verschiedener Arten bricht sehr oft ernste Fehde aus, und gar nicht selten endet sie mit dem Tode des schwächeren. Bei den einen wird Eifersucht, bei den anderen Futterneid, bei wieder anderen Herrschsucht Ursache zu blutigen Kämpfen; einzelne aber stürzen sich auch ohne erkennbaren Grund auf schwächere ihres Geschlechtes: ich selbst erfuhr, daß ein von uns gezüchteter Wellenpapagei sofort nach seinem Eintritte in die Welt des Gesellschaftsbauers von anderen seiner Art überfallen und so arg gebissen wurde, daß er infolge dieser Mißhandlung zu Grunde ging! Wie so manche Tiere überhaupt, bethätigen fast alle Sittiche tiefgehende Abneigung gegen Kranke oder Krüppel ihrer eignen oder einer fremden Art; Ausnahmen, wie die oben mitgeteilte, sind selten. Ein erkrankter Papagei, der mit anderen denselben Raum teilen muß, verfällt nicht selten, ein verwundeter fast regelmäßig der Mordlust seiner Genossen.

Durchschnittlich scheinen die Papageien bereits im zweiten Jahre ihres Lebens die volle Pracht ihres Gefieders erlangt zu haben und fortpflanzungsfähig zu sein. Die kleineren Arten der Ordnung sind erfahrungsmäßig schon im ersten Jahre ihres Lebens zeugungsfähig. Demungeachtet leben sie lange Jahre. Man hat an Gefangenen wunderbare Erfahrungen gemacht. Sie haben die Familie, in deren Mitte sie die Jugendzeit ihres Lebens verbrachten, lange überdauert; sie haben, wie in Amerika eine Sage geht, ein ganzes Volk dahinsterben und vergehen sehen. „Es ist wahrscheinlich", bemerkt A. von Humboldt, „daß die letzte Familie der Aturer erst spät ausgestorben ist. Denn in Maipures lebt noch ein alter Papagei, von welchem die Eingeborenen behaupten, daß man ihn darum

nicht verstehe, weil er die Sprache der Aturer rede. Dieser Aturenpapagei ist der Gegenstand eines lieblichen Gedichtes von E. Curtius geworden:

'In der Orinokowildnis
Sitzt ein alter Papagei,
Kalt und starr, als ob sein Bildnis
Aus dem Stein gehauen sei.

'Schäumend drängt durch Felsendämme
Sich des Stroms zerrissne Flut,
Drüber wiegen Palmenstämme
Sich in heitrer Sonnenglut.

'Wie hinan die Welle strebet,
Nie erreichet sie das Ziel;
In den Wasserstaub verwebet
Sich der Sonne Farbenspiel.

'Unten, wo die Wogen branden,
Hält ein Volk die ew'ge Ruh',
Fortgedrängt aus seinen Landen
Floh es diesen Klippen zu.

'Und es starben die Aturen,
Wie sie lebten, frei und kühn;
Ihres Stammes letzte Spuren
Deckt des Uferschilfes Grün.

'Der Aturen allerletzter
Trauert dort, der Papagei;
Am Gestein den Schnabel wetzt er,
Durch die Lüfte tönt sein Schrei.

'Ach, die Knaben, die ihn lehrten
Ihrer Muttersprache Laut,
Und die Frauen, die ihn nährten,
Die ihm selbst das Nest gebaut:

'Alle liegen sie erschlagen,
Auf dem Ufer hingestreckt,
Und mit seinen bangen Klagen
Hat er keinen aufgeweckt!

'Einsam ruft er, unverstanden,
In die fremde Welt hinein;
Nur die Wasser hört er branden,
Keine Seele achtet sein.

'Und der Wilde, der ihn schaute,
Rudert schnell am Riff vorbei;
Niemand sah, dem es nicht graute,
Den Aturenpapagei.'"

Möglicherweise erliegen die meisten größeren Papageien der Last des Alters, nicht aber ihren Feinden. Solche haben auch sie, doch keinen schlimmeren als den Menschen. Den Raubtieren entgehen viele dank ihrer Klugheit; andere mögen den Räubern, die im stande sind, sie zu verfolgen in ihrer sicheren Höhe, vielleicht zu schaffen machen. Die kleineren Arten fallen wohl oft Falken oder kletternden Raubsäugetieren zum Opfer; die größeren wissen ihren Schnabel auch zur Abwehr mit Erfolg zu benutzen. Aber dem Menschen gegenüber nützt ihnen freilich weder List noch Wehrhaftigkeit. Sie müssen der einen oder der anderen seiner unzähligen Listen schließlich doch erliegen.

Die Papageien werden allerorten verfolgt und mit einer gewissen Leidenschaft gejagt. Es geschieht dies ebensowohl, um sie zu nutzen, wie um sich ihrer zu erwehren. Letzteres macht sich überall notwendig, wo Pflanzungen an Wälder stoßen, die von Papageien bewohnt werden. „Man bilde sich nicht ein", sagt Audubon, „daß alle die Übergriffe, welche die Papageien sich zu schulden kommen lassen, seitens der Pflanzer ohne ernste Vergeltung hingenommen werden. Im Gegenteil: die Vögel werden wegen ihrer räuberischen Einfälle in das Besitztum des Bauers von diesem massenhaft abgeschlachtet. Mit geladenem Gewehre in der Hand schleicht sich der erboste Landmann herbei, und 8 oder 10 von den Räubern erliegen dem ersten Schusse. Die überlebenden erheben sich, schreien laut auf, fliegen 4 oder 5 Minuten lang in Kreisen umher, kehren zu den Leichen der Genossen zurück, umschwärmen sie mit lautem, klagendem Geschrei und fallen als Opfer ihrer Anhänglichkeit, bis schließlich so wenige übrigbleiben, daß sie der Bauer nicht für zahlreich genug hält, sein Kraut und Lot fernerhin an sie zu wenden. Ich habe im Laufe weniger Stunden mehrere hundert von ihnen in dieser Weise vertilgt und Körbe mit den erbeuteten gefüllt. Die angeschossenen wissen übrigens sich ihrer Haut zu wehren und bringen mit ihrem scharfen Schnabel gefährliche Wunden bei." Die Chilenen sprengen, wenn sich die Vögel auf den Feldern niedergelassen haben, mit größter Schnelligkeit unter sie und schlagen mit Ruten unter den auffliegenden Schwarm; die Australier scheuchen sie von ihren Schlafplätzen auf und schleudern ihre Wurfhölzer in die umherwirbelnden Scharen;

kühne Waghälse lassen sich an den Felsenwänden, in welchen südamerikanische Arten brüten, hinab und ziehen die Jungen mit Haken aus den Nesthöhlen; Sonntagsschützen und zünftige Jäger versuchen sie zu beschleichen, während sie fressen. Die Jungen werden, wenn die Nestbäume unersteigbar sind, durch Fällen der Stämme gewonnen; es werden Netze, Leimruten und dergleichen gestellt ꝛc. Das Fleisch der erbeuteten Papageien wird, obgleich es hart und zähe ist, doch gern gegessen, mindestens zur Herstellung kräftiger Brühen verwendet. Schomburgk rühmt die Papageisuppen nach eigner Erfahrung als vorzügliches Gericht; die Chilenen sind förmlich erpicht darauf. Auch die Indianer Amerikas oder die Wilden Australiens stellen den Papageien ihres Fleisches wegen eifrig nach.

Noch öfter werden die Vögel ihrer schönen Federn halber gejagt. „Nichts ist natürlicher“, sagt der Prinz von Wied, „als diese einfachste und schönste Art des Putzes, worauf der Wilde sogleich verfallen mußte. Wie schön sind die rohen Federarbeiten völlig ungebildeter Völker, wovon die Reisenden in den verschiedenen Teilen unserer Erde Nachricht gegeben haben! Viele der Urvölker von Brasilien haben sich in dieser Hinsicht ganz besonders ausgezeichnet! Man hat ihnen die Kraft zugeschrieben, das Gefieder der Papageien mit Hilfe des Blutes eines Frosches bunt zu machen.“ Unser Gewährsmann hält diese Angabe jedoch für ein Märchen, daß möglicherweise auf Unwahrheiten fußen mag, welche die Wilden selbst erfanden und gläubigen Europäern erzählten. Die Vorliebe der Urvölker für Papageienfedern ist uralt und allgemein. „In lang vergangenen Zeiten“, berichtet Pöppig, „brachten die Bewohner der wärmeren Waldgegenden den Inkas die Federn der Araras als Frongabe zur Schmückung ihrer Paläste, und die früheren Geschichtsschreiber Perus melden, daß diese Federn und die Koka die einzigen Erzeugnisse waren, welche die Urbarmachung und Anvölkerung der gefürchteten ‚heißen Wälder‘ ehemals veranlaßten.“ So wurden die Papageien Ursache zu einer weltgeschichtlichen Begebenheit. Und dieser Fall steht nicht vereinzelt da; denn gerade unsere Vögel wirkten, unwillentlich freilich, später noch einmal bedeutungsvoll ein auf eine der weltgestaltenden Umwälzungen. Ein Flug Papageien half Amerika entdecken. Pinzon, der Begleiter und Untergebene des großen Genuesers, hatte diesen dringend gebeten, den bisher festgehaltenen Lauf der Schiffe zu ändern. „Es ist mir“, versicherte er, „wie eine Eingebung, daß wir anders steuern müssen.“ — „Die Eingebung aber und was das Herz ihm sagte“, so belehrt uns von Humboldt in seinem Kosmos, „verdankte Pinzon, wie den Erben des Kolumbus ein alter Matrose erzählte, einem Fluge Papageien, den er abends hatte gegen Südwesten fliegen sehen, um, wie er vermuten konnte, in einem Gebüsche am Lande zu schlafen. Niemals hat der Flug der Vögel gewichtigere Folgen gehabt. Man konnte sagen, er habe entschieden über die ersten Ansiedelungen im neuen Kontinent, über die ursprüngliche Verteilung romanischer und germanischer Menschenrassen.“

Es liegt mir fern, diese zufällige Großthat der Papageien ihnen zuschreiben und auf Rechnung ihres Nutzens für die Menschheit stellen zu wollen; ich habe nur gemeint, daß die Erwähnung jenes Geschehnisses in ihrer Geschichte nicht fehlen dürfe.

Der Nutzen, den die Papageien uns bringen, ist genau derselbe, den wir den Affen abzugewinnen wissen. Außer der Verwendung des Fleisches und Kleides der Vögel dienen sie uns als gern gesehene Gesellschafter im Zimmer. Wir gewinnen sie lieb, trotz ihrer Unarten, vergeben ihnen auch die Beleidigungen unseres Gehörs und den nur zu häufigen Mißbrauch ihres zerstörungsfähigen Schnabels, der, so unglaublich das auch klingen mag, nicht einmal das Eisen verschont, weil wir uns durch ihr schönes Gefieder bestechen, durch ihre Klugheit einnehmen lassen.

Die Zähmung der Papageien erinnert in gewisser Hinsicht an die Unterjochung unserer Haustiere. Sie ist uralt. Auf den altägyptischen Denkmälern fehlen, wie ich durch

Dümichen erfahre, Abbildungen von ihnen noch gänzlich, und auch die Bibel gedenkt ihrer nicht; in Indien aber fand sie bereits Onesikrit, Feldherr Alexanders des Großen, als gezähmte Hausgenossen der Eingeborenen vor und brachte solche Hausvögel lebend nach Griechenland. Später gelangten sie häufig nach Rom. Plinius beschreibt ihr Gebaren in anschaulicher Weise, kennt aber immer noch ausschließlich Ring- oder Halsbandsittiche. Ihre Schönheit und Klugheit befreundete sie den Römern so, daß diese Liebhaberei auf öffentlichem Markte gerügt wurde. „O unglückliches Rom“, rief der strenge Zensor Marcus Portius Cato aus, „in welche Zeiten sind wir verfallen, da die Weiber Hunde auf ihrem Schoße ernähren und die Männer Papageien auf der Hand tragen!“ Man setzte sie in Käfige von Silber, Schildpatt und Elfenbein, ließ sie von eigens bestellten Lehrern unterrichten, lehrte sie hauptsächlich das Wort „Cäsar“ auszusprechen und bediente sich eines besonderen Werkzeuges zu ihrem Unterrichte. Der Preis eines sprechenden Sittichs überstieg oft den Wert eines Sklaven. Ovid fand einen Papagei würdig, dichterisch besungen zu werden; Heliogabal glaubte seinen Gästen nichts Köstlicheres vorsetzen zu können als Papageiköpfe. Noch unter Neros Regierung kannte man wahrscheinlich nur indische Arten; später mögen wohl auch die afrikanischen Papageien eingeführt worden sein. Um die Zeit der Kreuzzüge schmückten sie die Käfige in den Häusern reicher Leute unseres Vaterlandes und wurden auch hier zum Sprechen abgerichtet, wie Christian von Hameln mitteilt, der singt:

„Ich wollte, daz der anger sprechen solte
als der sytich in den glas.“

In Amerika fanden die ersten Entdecker gezähmte Papageien in und vor den Hütten der Eingeborenen. Als die Spanier unter Nicuesa und Hojeda im Jahre 1509 das an der Landenge von Darien gelegene Caribendorf Yurbaco überrumpeln wollten, verrieten die wachsamen Papageien in den Wipfeln der Bäume vor den Hütten den Anzug der Feinde und ermöglichten ihren Pflegern, rechtzeitig zu flüchten. Durch Schomburgk erfahren wir, daß der Eingeborene Südamerikas seine gezähmten Papageien noch heutigestags frei fliegen läßt, ohne ihnen die Flügel zu stutzen. „Ich sah mehrere“, schreibt er, „die sich des Morgens unter die Flüge der wilden mischten, die über das Dorf hinwegflogen und bei der Rückkehr am Abend sich wieder auf die Hütte ihres Herren niederließen.“ — „Wir sahen“, heißt es an einer anderen Stelle des anziehenden Werkes dieses Reisenden, „mehrere vereinzelte Bäume, die mit ungewöhnlich großen gelben Blüten bedeckt zu sein schienen. Schon wurde die Hoffnung in mir rege, daß meiner hier eine neue botanische Entdeckung harre, als ich plötzlich bemerkte, daß sich die vermeintlichen Blüten bewegten und ihren Standort veränderten: es waren zahme Kessi-Kessi-Papageien (Conurus solstitialis), die sich bei unserer Annäherung unter einem wahren Höllenlärm erhoben und nach einer der nahen Hütten flogen.“ Aus Schomburgks Erzählungen geht hervor, daß zu den indianischen Niederlassungen im Walde die Papageien gehören, wie zu unseren Bauernhöfen die Hühner. Nur nehmen jene weit innigeren Anteil an dem menschlichen Treiben, als unser Hausgeflügel zu thun pflegt. „Auffallend ist die Zuneigung der zahmen Papageien und Affen gegen Kinder. Ich habe selten einen Kreis spielender Indianerkinder bemerkt, dem sich nicht auch Affen und Papageien beigesellt gehabt hätten. Diese lernen bald alle Stimmen ihrer Umgebungen nachahmen, das Krähen der Hähne, das Bellen der Hunde, das Weinen der Kinder, Lachen 2c.“ Bewunderungswürdig und uns noch nicht recht verständlich ist die Fertigkeit der Indianer, Papageien binnen kürzester Frist zu zähmen. Als Bates auf seiner Reise im Gebiete des Amazonenstromes über den Fluß Aveyros setzte, fiel aus einem in der Luft dahinziehenden Fluge von Keilschwanzsittichen plötzlich einer ins Wasser herab. Der Reisende ließ den Vogel auffischen

und beabsichtigte, da er keine Wunde zeigte, ihn im Käfige zu halten; der Papagei aber betrug sich äußerst wild, biß nach jedem und verschmähte alle Nahrung, so daß Bates seine Mittel erschöpft sah. Eine alte Indianerin, die den Ruf einer ausgezeichneten Papageizähmerin besaß, übernahm die Pflege des Wildlings und brachte ihn binnen zwei Tagen vollkommen gezähmt wieder. Von nun an war er das liebenswürdigste Geschöpf unter der Sonne, lernte sprechen und hatte seine früheren Unarten gänzlich vergessen. Welche Mittel die Indianerin angewendet haben mochte, konnte Bates nicht ergründen; ein Bekannter versicherte ihm aber, daß die rasche Zähmung durch den Speichel bewirkt worden sei, den die Frau dem Papagei gegeben habe. Auch der Graupapagei soll, wie manche Westafrikaner versichern, mittels Speichels sehr schnell an seinen Herrn gewöhnt werden können.

Im Vergleiche zu den frei die Hütten der Indianer umfliegenden Gefangenen hat der für Europa bestimmte Papagei freilich ein trauriges Los. Am übelsten ergeht es ihm, bevor er den Ort seiner Bestimmung erreicht. Der Bewohner des Urwaldes, der ihn fing, um ihn gegen die Erzeugnisse Europas zu vertauschen, übergibt ihn in der ersten besten Hafenstadt den Händen eines Matrosen, der weder von der Pflege noch von der einem derartigen Vogel ersprießlichen Nahrung etwas weiß. Kaum mehr als die Hälfte aller Papageien, welche an Bord eines Schiffes gebracht werden, überstehen die weite Seereise, und von denen, die glücklich in Europa angelangt sind, gehen auch noch viele in den dunkeln, schmutzigen, verpesteten Buden mancher Händler zu Grunde. Erst wenn der Vogel in geeignete Pflege kommt, bessert sich sein Schicksal: er ist dann aber oft leutescheu, mißtrauisch, heftig und unartig geworden und verliert erst nach längerer Behandlung die Herbheit seines Wesens.

Aber er ist klug und lernt es bald, sich in veränderte Umstände zu finden. Zunächst gewöhnt er sich an allerlei Kost. Anstatt der saftigen Früchte und der Körner seiner heimatlichen Wälder werden ihm die Nahrungsmittel des Menschen geboten. Sie behagen ihm um so besser, je mehr von ihnen er kennen lernt. Anfänglich genügt ihm Hanf oder Kanariensamen, bald aber verlangt er mehr. Durch Darreichung von Süßigkeiten wird er zum verwöhnten Schlecker, der sich mit einfacher Nahrung nicht mehr begnügt. Man kann ihn fast an alle Stoffe gewöhnen, welche der Mensch genießt, auch an Kaffee, Thee, Wein, Bier und dergleichen: er berauscht sich sogar durch Genuß geistiger Getränke. Bloß auf die kleinsten Arten der Ordnung paßt vorstehende Schilderung nicht: sie verschmähen außer ihrem Körnerfutter und Kräuterblättern andere Nahrung. Es wird behauptet, daß Fleischnahrung, die man unseren Vögeln reicht, die Ursache einer Unart sei: viele gefangene Papageien nämlich ziehen sich selbst ihre Federn aus, rupfen sich zuweilen vollständig kahl. Sie verfolgen die hervorsprossende Feder mit einem gewissen Eifer und lassen sich durch keine Strafe, gegen welche sie sonst höchst empfindlich sind, von ihrem Beginnen abschrecken. Ich weiß nicht, wie groß hierbei der Einfluß unpassender Nahrung ist. Manche Beobachter meinen, daß die Haut reizendes Ungeziefer die geplagten Vögel zu der Unart veranlasse, noch andere wollen die Ursache des Federausrupfens einfach auf die Langweile, zu welcher die im Freien sehr thätigen Papageien während ihrer Gefangenschaft verurteilt werden, zurückführen, und versichern, daß man den Vögeln ihre Unart abgewöhnen könne, wenn man ihnen jederzeit in genügender Menge weiches Holz reiche und gestatte, es nach Belieben zu zerkleinern, ihnen also Beschäftigung gewähre. Nach meinen Beobachtungen ist es ganz richtig, daß Papageien, denen man überhaupt eine gewisse Zerstörungslust nicht absprechen kann, mit Eifer über Sitzstangen, Nistkasten und andere Holzteile eines Käfigs herfallen und sie, dank der Fertigkeit ihres Schnabels, auch in kürzester Zeit zerstören; niemals aber habe ich trotz aller entgegenstehenden Angaben beobachtet, daß so beschäftigte

Papageien abgelassen hätten, ihr eignes Gefieder zu zerstören. Als wirklich durchschlagendes Mittel kann ich demgemäß Darreichen von weichem Holze nicht erkennen. Auch der sehr erfahrene Vekemans, Vorsteher des Tiergartens zu Antwerpen, durch dessen Hände alljährlich Tausende von lebenden Papageien gingen, stimmte in dieser Beziehung mit mir überein und wußte auf Befragen, wie federnagenden Sittichen ihre Unart abzugewöhnen sei, nur ein einziges allerdings durchschlagendes Mittel anzugeben: ihnen den Hals umzudrehen. Demungeachtet will ich nicht in Abrede stellen, daß durch das oben angegebene Mittel einer oder der andere Papagei seine unangenehme Gewohnheit sich abgewöhnen kann, und empfehle Darreichen von weichem Holze schon aus dem Grunde, um gefangenen Papageien eine ihnen erwünschte Beschäftigung zu gewähren. Wichtiger aber erscheint mir jedenfalls Auswahl einer für sie passenden Nahrung. Erfahrungsmäßig genügen den meisten größeren Papageiarten Hanf, hartgekochter Reis, Hafer, Mais, Salat, Kohl und Früchte, den kleineren Hirse, Kanariensamen, Salat und Pflanzenblätter. Bittere Mandeln und Petersilie sind Gift für sie und werden ihnen verderblich.

Wie unter allen hochstehenden Tieren gibt es auch unter den Papageien, ich meine innerhalb einer Art, mehr oder minder gelehrige oder, was dasselbe sagen will, höher oder geringer begabte. Der eine lernt rasch und viel, der andere langsam und wenig, der dritte gar nichts. Doch vermag ein regelrechter Unterricht viel, sehr viel. Ihr vortreffliches Gedächtnis kommt ihnen dabei sehr zu statten. Sie bewahren sich empfangene Eindrücke jahrelang. Ihr Gedächtnis ist für das Sprechenlernen ebenso wesentlich wie die Beweglichkeit ihrer Zunge, die ihnen das Nachahmen menschlicher Laute ermöglicht. Sie erfassen einen Begriff, erlernen ein Wort; zu dem einen erwerben sie sich mehrere, und ihre Fähigkeit wächst, je mehr sie diese üben. So nimmt das gefiederte Kind des Urwaldes im Umgange mit dem Menschen mehr und mehr von diesem an und wird nach und nach zu einem Wesen, dem wir Anerkennung nicht versagen. Der Papagei wird gewissermaßen menschlich im Umgange mit Menschen, sowie ein Hund durch Erziehung gebildet, ich möchte sagen, gesittet wird. Als eine Vermenschlichung des Vogels darf man es bezeichnen, daß er nicht allein Sitten und Gewohnheiten des Hauses seines Pflegers annimmt, sondern auch sein ohrzerreißendes Geschrei seltener und immer seltener ertönen läßt und zuletzt, von besonderer Aufregung abgesehen, nur noch die ihm angelernten Worte und Singweisen zum besten gibt. Ein derartiges Anbequemen an die Wünsche des Menschen spricht unbedingt für die trefflichen Geistesanlagen des Papageis.

Sein hoher Verstand bekundet sich jedoch noch anderweitig, ich möchte sagen, bei jeder Gelegenheit. Er unterscheidet genau, nicht allein, wie so manche andere Vögel auch, Männer und Frauen oder Hausgenossen und Fremde, sondern verschiedene Menschen überhaupt. Wer wissen will, ob er einen männlichen oder weiblichen Papagei besitzt, kommt in den meisten Fällen, bei den großen, verständigsten Arten fast immer, zum Ziele, wenn er abwechselnd einen Mann und eine Frau ersucht, dem Papagei zu nahen, mit ihm zu kosen, ihn zu erzürnen. Geht er leicht auf Liebkosungen eines Mannes ein, so ist er höchst wahrscheinlich ein Weibchen, läßt er sich leicht erzürnen, ein Männchen. Ebenso verhält es sich, wenn eine Frau einen männlichen Papagei liebkost und einen weiblichen reizt. Ich habe dies nicht glauben wollen, mich aber von der Richtigkeit der Angabe selbst überzeugt. Verschiedenen Menschen des gleichen Geschlechtes gegenüber benimmt sich derselbe Papagei keineswegs einmal wie das andere. In den meisten Fällen prüft er, bevor er urteilt oder handelt; zuweilen aber bekundet er gegen jemand von vornherein Abneigung, und diese mindert sich nicht, sondern vermehrt sich eher mit der Zeit. Oft muß man seine Menschenkenntnis bewundern. Auf alles dieses muß man Rücksicht nehmen, wenn man einen Papagei unterrichten oder erziehen will. Ebenso wie jedes andere Wesen, das von einem

höher Stehenden Lehre annehmen soll, verlangt dieser einen regelmäßigen Unterricht und bei aller Liebe in der Behandlung milden Ernst. Sonst läßt er sich wohl verziehen, nicht aber erziehen. Übergroße Zärtlichkeit in der Behandlung verdirbt ihn ebenso sicher wie übergroße Strenge. Einzeln stehende Frauen, die Papageien pflegen, ziehen sich oft in ihnen ganz unleidliche Tiere heran, weil sie ihre Zöglinge allzu gut, allzu nachsichtig behandeln. Bedingung zur Erziehung ist, daß der betreffende Vogel anfangs in engem Gewahrsam bleibe, damit sein Pfleger im stande sei, sich jederzeit mit ihm zu beschäftigen. Läßt man ihn frei in einem größeren Raume umherfliegen, so wird er selten zahm und lernt noch seltener sprechen. Größere Freiheit darf man ihm erst gestatten, wenn der ihm gewordene Unterricht fast beendet ist.

Dagegen verlangen die Papageien eine gewisse Freiheit, wenn sie einem Wunsche der wahren Liebhaber entsprechen, nämlich brüten sollen. Letzteres geschieht in der Gefangenschaft gewiß einzig und allein aus dem Grunde selten, weil man den Vögeln die erforderlichen Bedingungen nicht gewährt. Es liegen genügende Erfahrungen vor, um zu beweisen, daß es nicht schwer ist, gefangenen Papageien zur Fortpflanzung behilflich zu sein. Erstes Erfordernis ist und bleibt, dem Pärchen, von welchem man erfuhr, daß es sich verträgt, Raum, Ruhe und einen genügenden Nistbaum zu geben. Ein halbwegs geräumiges Zimmer, in welchem Papageien jahraus jahrein ungestört verweilen können, und ein ausgehöhlter, mit entsprechendem Schlupfloch versehener, sonst aber geschlossener Baumstrunk einer weichen Holzart: das sind die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, bevor man hoffen darf, sie zur Fortpflanzung schreiten zu sehen. Sie sind gewiß leicht befriedigt, diese Vögel, die sich, mehr als andere, in die verschiedensten Lagen des Lebens zu finden wissen!

Ich meinesteils gestehe gern, daß mir Papageien, die im bunten Durcheinander einen großen wohnlichen Gesellschaftsraum beleben, ungleich lieber sind, als die im engen Käfige eingesperrten, selbst wenn diese prächtig sprechen sollten.

Bisher wurden sie auch in Tiergärten, die für die Hebung der Tierpflege außerordentlich genützt haben, arg vernachlässigt. Man setzte sie, wie in den Tierschaubuden, angekettet auf Holzgestelle oder stellte sie reihenweise in Käfigen nebeneinander. Es war und ist noch für die Besucher eines zahlreich bevölkerten Papageienhauses mit wirklicher Qual der Gehörwerkzeuge verbunden, in solchem Hause längere Zeit zu verweilen. Papageien, die gewöhnt sind, ihresgleichen und andere Vögel in einer gewissen Ordnung zu sehen, erheben, sobald diese Ordnung gestört wird, ein Zetergeschrei. Sie zeigen dem Wärter ganz unfehlbar jedes von dem alltäglich gewohnten abweichende Ereignis durch ohrzerreißendes Schreien an und unterstützen dieses noch besonders durch lebhafte Gebärden, durch Schlagen mit den Flügeln, schnelles, wiederholtes Verneigen des Kopfes und dergleichen Zeichen ihrer Erregtheit. Genau ebenso benehmen sie sich, wenn ein ihnen auffallender Mensch in ihren Wohnraum tritt, und wenn einmal einer zu schreien begann, stimmen die anderen gewiß sofort mit ein. Dann ist es in ihrer Gesellschaft wirklich kaum zum Aushalten, und alle die Einwendungen, welche gegen das Gefangenhalten von Papageien gäng und gäbe sind, werden laut. So kommt es, daß die Papageienhäuser in den Tiergärten beinahe gemieden werden.

In der Neuzeit hat man wiederholt, namentlich in England und bei uns zu Lande, versucht, freigelassene Papageien einzubürgern. Die Vögel haben wenigstens in Großbritannien sich bald an unser europäisches Klima gewöhnt, sich in den Waldungen seßhaft gemacht, wiederholt genistet und Junge aufgebracht, würden auch sicherlich trefflich gedeihen, wenn es nicht, wie ein englischer Berichterstatter sich ausdrückt, „so viele erbärmliche Flinten gäbe“. Man schießt die auffallenden Fremdlinge einfach tot, wo man sie bemerkt, und bereitet damit allen Einbürgerungsversuchen ein jähes Ende.

Die umfassendsten und gelungensten Versuche, Papageien einzubürgern, hat wohl Buxton auf zweien seiner in England gelegenen Güter ausgeführt. Ein Amazonenpapagei, der 20 Jahre in Gefangenschaft verlebt hatte und als „Redner" ersten Ranges bezeichnet wird, brachte ihn zuerst auf den Gedanken, Papageien auszusetzen; denn dieser Vogel blieb, nachdem er entronnen war, nahezu 3 Monate auf benachbarten Buchen und Eichen und kam erst, als der Winter begann, in das Haus zurück. Sein Gefieder hatte sich während des Freilebens so prachtvoll entwickelt, daß der Gedanke, weitere Aussetzungsversuche zu unternehmen, sich Buxton wie von selbst aufdrängte. Die Eingewöhnungsversuche wurden in ziemlich großem Maßstabe betrieben. Unser Engländer wählte graue und Amazonenpapageien, vier Arten Kakadus, Edel- und Plattschweifsittiche und zwei Arten Loris. Alle flogen nach Belieben umher, siedelten sich in dem Parke und den nachbarlichen Wäldern an, trieben es ganz wie in der Freiheit und wußten auch in England sich so trefflich zu verstecken, daß nur ein geübtes Auge sie im Schatten des Gelaubes der mächtigen Bäume aufzufinden vermochte. Einzelne unternahmen weitere Ausflüge und kehrten von diesen nicht zurück, sei es, daß sie sich verflogen oder ihren Tod durch eine der erwähnten „erbärmlichen Flinten" gefunden hatten; die übrigen hielten sich mehr in der Nähe des Hauses, von welchem aus sie in den Park geflogen waren, und erschienen morgens und abends, um ihr Futter zu holen. „Sobald der Korb mit dem Papageifrühstücke auf einen Dreifuß gesetzt wurde", schreibt Buxton, „eilt ein Paar von den weißen Kakadus, das die Vorbereitungen zur Fütterung unausgesetzt von dem Baume oben beobachtet hatte, hernieder und geht sogleich ans Werk. Ein Barettsittich schießt nun herbei und flattert für wenige Minuten fast senkrecht in der Luft, genau in der Stellung, wie Kolibris abgebildet werden, Kopf und Schweif nach innen gekrümmt, die Flügel ausgestreckt. Zwei oder drei Rosenkakadus folgen und hängen an dem Dreifuße, ohne zu wagen, an den Ecken des Korbes Stellung zu nehmen, solange ihre dreisteren Brüder bei der Mahlzeit sind. Aber jetzt kommt über den Rasenplatz einer der großen Gelbhaubenkakadus schwerfällig herniedergeflogen und treibt die kleineren im Nu in die Flucht. Doch sammeln sie sich wieder, und ein in Rot und Grün strahlender Lori jagt durch die Luft und schimmert auf der Spitze des Dreifußes, wobei seine brennenden Farben von dem reinen Weiß der Kakadus lebhaft abstechen. Vervollständigt wird die Gruppe durch eine Alpenkrähe, deren glänzend blauschwarzes Gefieder und korallenroter Schnabel und Füße nicht minder in die Augen fallen. Sie gerät sofort mit ihren Nebenbuhlern in Streit, wobei ihr der lange Schnabel Vorteile über diese gewährt. Ich kann versichern, daß ein Schauspiel dieser Art, wie ich es hundertmal mit angesehen, von ausgezeichneter Schönheit ist, namentlich an einem hellen Wintermorgen mit Schnee auf dem Boden, der die Farben der Vögel besonders glänzend erscheinen läßt. Die Kälte beeinträchtigt sie wenig. Jakos sind bedachtsam genug, in ein Haus zu gehen, das als Obdach für sie gebaut wurde; aber alle übrigen Vögel trieben sich während des ganzen Jahres in den Wäldern umher. Selbst im Winter von 1867 auf 1868, als der Wärmemesser in meiner Nachbarschaft auf 6 Grad unter Null fiel, blieb mit Ausnahme eines auf unerklärte Weise verschwundenen Kakadus der Rest so lebendig und munter wie vorher. In der That glaube ich, daß gesunden und gut gefütterten Vögeln dieser Art die Kälte nicht nachteilig ist. Thatsächlich haben sie solch wundervolles Feder- und Daunenkleid und so lebhaften Blutumlauf, daß die Kälte sie selten tötet, und wenn ich auch nicht glaube, daß sie Kälte lieben, erscheint es doch immerhin merkwürdig genug, Papageien aus Afrika, Sittiche aus Indien und Loris von den Philippinen von unserem Froste und Schnee nicht leiden zu sehen. Bemerken will ich, daß der Gärtner erklärt, die Jakos merkten ein Unwetter im voraus und nähmen, bevor es hereinbräche, oft ihre Zuflucht in den Glashäusern.

„Nichts kann auffallender sein, als der Gegensatz zwischen dem Gefieder der Papageien, wenn sie zuerst ankommen und nachdem sie einige Wochen umhergeflogen sind. Ihr Kleid nimmt dann einen Glanz und Schimmer an wie geglättetes Erz. Abwechselung im Futter ist nicht minder wichtig für sie als Reinlichkeit, verbunden mit gehöriger Leibesbewegung. Einige von ihnen, die nicht fliegen können oder vorziehen, im Hause zu träumen, sehen immer betrübt aus, sind mürrisch und reizbar, wogegen die lebhafteren Papageien, die umherfliegen, um ihren Unterhalt selbst zu erwerben, sich lustig, zufrieden und freundlich zeigen. Den Untergärtner, der sie füttert, lieben sie außerordentlich, und man kann ihn im Garten selten an der Arbeit anders sehen als mit einem oder zwei Kakadus auf Kopf und Schulter.

„Ein Paar Kakadus machten den ersten Versuch zum Nisten, indem sie sich höchst erfolglos bestrebten, in einem der Schornsteine ein Nest anzulegen; bevor es jedoch halb vollendet war, gab der Bau nach und Nest und Kakadus fielen ins Innere. Da dies während des Sommers geschah, wurden sie erst entdeckt, nachdem sie einen Tag und eine Nacht im Ruße zugebracht hatten und wie kleine Schornsteinfeger aussahen. Sie waren jedoch beharrlich und bauten ein anderes Nest in einem Nistkasten, der für derartige Zwecke am Hausgiebel angehängt war. Aber obschon das Weibchen zwei Eier legte und sehr ausdauernd bis September brütete, zeitigte es doch kein Junges. Nachmals baute ein Paar verschiedenartiger Amazonenpapageien sein Nest in einem der Brutkasten und zog ein Junges auf. Als dieses fast flügge war, hielt einer der Kakadus für angemessen, es umzubringen. Im folgenden Jahre erzielte dasselbe Mischpärchen zwei Junge, und es war wirklich ein herrlicher Anblick, die ganze Familie, alle Mitglieder immer zusammen, umherfliegen und auf dem zärtlichsten Fuße leben zu sehen. Unglücklicherweise wurden die Mutter und der älteste Sohn geschossen. Später paarten sich ein gelber Hauben- und Inka-Kakadu und höhlten sich selbst ein eignes Nest in dem abgestorbenen Aste eines Akazienbaumes aus, legten zwei Eier und brachten die Jungen auf. Diese Mischlinge sind sehr hübsch, ähneln aber keinem der Eltern, indem sie sehr schöne rotorangefarbene Federbüsche, sonst aber rein weißes Gefieder haben. Die Alten waren so zufrieden mit dem Erfolge ihres Versuches, daß sie ihn wiederholten und drei Junge erzeugten. Es war nun ein Flug von sieben Stück zusammen. Leider aber wurde einer der beiden Erstlinge im Winter angeschossen und kam schwer verwundet nach Hause. Seitdem erlaubten die anderen Vögel ihm nicht mehr, sich zu ihnen zu gesellen, und er lebte fortan immer in einem Busche, getrennt von den übrigen, nahe dem Hause. Eines Tages setzte ich ihn in den Garten, worauf einige der anderen Kakadus, jedoch keiner seiner Verwandten, über ihn herfielen und ihn töteten. Im Jahre 1868 hofften wir, daß dasselbe Paar wieder nisten würde; aber unglücklicherweise nahm ihnen ein Paar Jakos die Asthöhlung weg und erzielte zwei Junge. Höchst lächerlich war es zu sehen, als das erwähnte Kakadupärchen in dem Akazienbaume nistete, welche übertriebene Teilnahme die anderen Vögel ihrer Art hieran nahmen. Sie saßen fast den ganzen Tag auf dem Zweige des Baumes gerade über dem Neste, und sowie eines der Eltern ausflog, wurde es von einem Trupp der anderen begleitet, die zu seiner Ehre entsetzlich schrieen."

Auch in England verbringen die Papageien den Tag in geregelter Weise. „Sie haben", so schließt Buxton, „eine bestimmte Stundeneinteilung. Bald nach Anbruch der Dämmerung können ihre Stimmen von einem entfernten Walde gehört werden, in welchem die meisten von ihnen schlafen; sie kommen dann und warten auf ihr Frühstück; über Mittag wird geschlafen, dann Futter gesucht, schließlich zum Abendbrot herbeigeflogen. Bevor sie zur Ruhe gehen, geben sie sich wie Rabenvögel einer ausgelassenen Lustigkeit hin. Die Papageien steigen dann oft in der Runde in bedeutende Höhe, vor Entzücken kreischend, während die Kakadus mit aufgerichteter Haube von Baum zu Baum flattern und dabei ihre Stimme

insbesondere dann, wenn sie Menschen im Garten sehen, nach Lust ertönen lassen. Ich muß zugestehen, daß einige von ihnen, wenn nicht alle, namentlich durch Abpflücken von Obst, unnütze Streiche verüben; aber wir glauben, mehr als entschädigt zu sein durch das anmutige Leben, das sie dem Garten verleihen und durch die auserlesene Schönheit ihres Gefieders."

Reichenows Einteilung der Papageien folgend, unterscheiben wir innerhalb der Familie 9 Unterfamilien, deren erste von den Stumpfschwanzpapageien (Pioninae) gebildet wird. Sie sind durch einen kurzen, geraden und breiten Schwanz von ungefähr halber Flügellänge gekennzeichnet. Nur 2 Arten besitzen einen anders geformten Schwanz. Die meisten Stumpfschwanzpapageien sind in den Wendekreisländern Amerikas heimisch; nur wenige finden sich in Afrika. Wie die meisten übrigen Papageien, sind auch sie gesellige Vögel.

*

Wenn auch vielleicht nicht das schönste, so doch eins der auffallendsten Glieder der reichen, vielfach gegliederten Unterfamilie ist der Fächerpapagei (Deroptyus accipitrinus, Pionias accipitrinus, Psittacus accipitrinus, elegans, coronatus und clusii, Derotypus accipitrinus, Amazona accipitrina), der einzige Vertreter seiner Gattung (Deroptyus). Das Gefieder des Hinter- und Seitenhalses, der ganzen Oberseite und der Schenkel ist glänzend dunkelgrün, das des Vorder- und Oberkopfes licht bräunlichgelb, wie heller Milchkaffee, der Schläfen, Ohrgegend, Zügel und Kopfseiten sowie des Kinnes bräunlichfahl, durch verwaschene fahlweiße Schaftstreifen und Schaftflecken gezeichnet, das aus breiten Federn bestehende, sehr verlängerte, aufrichtbare und dann eine fächerförmige Holle bildende des Hinterkopfes und Nackens dunkel karminrot, ins Veilchenfarbene spielend, jede Feder an der Wurzel braunfahl, an der Spitze durch einen breiten, blauen Saum geziert, das der ganzen Unterseite, mit Ausnahme der seitlichen, außen grünen Brustfedern, ebenso gefärbt und gezeichnet; die Handschwingen und deren Deckfedern sind ganz, die vorderen Armschwingen nur in der Wurzelhälfte der Innenfahne schwarz, die drei letzten grün, die Schwanzfedern, mit Ausnahme der äußersten innen schwarzen, außen dunkel schwarzblauen, grün wie der Rücken, innen breit mattschwarz gerandet, die Unterschwanzdecken endlich grün. Der Augenstern ist braun; Schnabel, Füße sowie die nackten Augenkreise sehen braunschwarz aus. Die Länge beträgt, nach Burmeister, 27, die Fittichlänge 18, die Schwanzlänge 14 cm.

Soviel bis jetzt bekannt, bewohnt der Fächerpapagei vorzugsweise die Waldungen um den Amazonenstrom, Surinam und Guayana, wie es scheint, überall minder häufig als andere Papageien.

Am Amazonenstrome bei Villanova traf ihn von Spix; Schomburgk gedenkt in dem bekannten Reisewerke seiner nur zweimal. Er fand ihn am Rupununi und gezähmt in den Hütten der Warrau. Obgleich er einmal erwähnt, daß eine zahllose Menge dieser herrlichen Papageien die Sawaripalmen belebte und die Reisenden mit ohrerschütterndem Geschrei begrüßte, er also wohl Gelegenheit zu beobachten hatte, teilt er uns doch nur äußerst wenig mit. „Im Zorne ist der gedachte Vogel ohne Zweifel einer der schönsten Papageien, da sich dann die glänzend gefärbten Federn des Hinterkopfes in die Höhe sträuben und einen förmlichen Kreis um seinen Kopf bilden. Die Ansiedler nennen ihn ‚Hia', welchem Worte seine Stimme vollkommen ähnelt." Aus dem wissenschaftlichen Anhange seiner Reisebeschreibung erfahren wir noch, daß der Fächerpapagei die niederen Wälder in der Nähe der Ansiedelungen bevorzugt, zutraulich und leicht zähmbar, aber weichlich und ungelehrig sei, in Baumlöchern niste und mehr als 2, mitunter 4 Eier lege.

Ich habe längere Zeit einen Fächerpapagei gepflegt und zwei andere in Tiergärten gesehen. Alle drei, insbesondere aber mein Pflegling, waren höchst anmutende Vögel. Zutraulich und hingebend wie irgend ein wohlgezähmter Papagei, sanft und ruhig, ich möchte sagen leidenschaftslos, befreundete sich mein Gefangener bald innig mit mir, begrüßte mich durch verlangendes Gebärdenspiel, wenn ich an seinem Käfige vorüberging, und gab sich mit ersichtlichem Behagen Liebkosungen hin, die ich ihm spenden durfte, ohne befürchten zu müssen, von ihm gebissen zu werden. Die oft zu förmlicher Arglist ausartende Bosheit mancher Papageien lag ihm fern. Auch er liebte es, wenn man ihm im Gefieder nestelte,



Fächerpapagei (Deroptyus accipitrinus). ¼ natürl. Größe.

und hob dann gewöhnlich langsam die verlängerten Federn seines Hinterhauptes, um den ihn außerordentlich schmückenden Fächer nach und nach voll zu entfalten. Dies aber geschah keineswegs im Zorne, wie Schomburgk meint, sondern viel öfter bei freudiger Erregung.

Hinsichtlich seiner Bewegungen unterschied sich der betreffende Vogel merklich von allen Verwandten, welche ich im Freien beobachtet, gepflegt und sonst in Gefangenschaft gesehen habe. Von der Hast und Unruhe, die viele Stumpfschwanzpapageien bethätigen, bemerkte man nichts an ihm. Für gewöhnlich saß er still und schaute ernsthaft vor sich hin; doch ließ das lebhafte Auge keinen Zweifel aufkommen, daß er alles um sich her sehr genau beobachtete; auch kündigte er, ebensogut wie Kakadus, alles Ungewohnte oder ihm besonders Auffällige durch Unruhe und Geschrei an. Bewegte er sich, so geschah es in gemessener, scheinbar überlegter Weise. Sein Geschrei war gellend, entsprach jedoch den von Schomburgk bezeichneten Lauten nicht.

Ein anderer Fächerpapagei, den ich beobachtete, gab so verschiedenartige Töne und Laute zu hören, daß ich glauben mußte, sie seien ihm angelernt worden, und er würde, hätte man sich zweckentsprechend mit ihm abgegeben, sprechen gelernt haben. Über die hohe geistige Begabung des Vogels konnten Zweifel nicht bestehen. Zwar fehlten ihm fast alle die ausdrucksvollen Gebärden, durch welche beispielsweise ein Kakadu sich verständlich zu machen strebt; er unterschied aber sehr genau zwischen ihm bekannten und fremden Leuten, bekundete rege Teilnahme für alles um ihn her, achtete auf den Ruf seiner Freunde und ging zuvorkommend auf deren Wünsche ein. So konnte es nicht fehlen, daß er bald zu einem mit vollstem Rechte bevorzugten meiner Lieblinge wurde.

Nachdem ich vorstehende Zeilen niedergeschrieben hatte, empfing ich von **Linden** über einen von ihm seit 9 Jahren gepflegten Gefangenen die nachfolgenden Mitteilungen: „Aus der früheren Abbildung im ‚Tierleben‘ glaubte ich schließen zu dürfen, daß der Fächerpapagei zu den unfreundlichen Vögeln gezählt werden müsse, und war nicht gerade erfreut, als mir der Tierhändler **Jamrach** in London unaufgefordert einen dieser Papageien übersandte, freilich zu einem für einen so seltenen Gast äußerst geringfügigen Preise. Bei Ankunft des verkommenen und krankhaft aussehenden Vogels mußte ich alle Hoffnung verlieren, ihn am Leben zu erhalten; zu meiner Freude aber hatte er sich nach kurzer Zeit vollständig erholt und prangte nicht lange darauf in voller Pracht seines Gefieders. Schon unmittelbar nach Empfang fiel mir sein sanftes Wesen auf. Ich hatte gemeint, daß die aufrichtbaren Federn, die keine Holle, sondern einen schönen Fächerkragen bilden, nur im Zorne gesträubt würden, fand aber bald, daß dies nicht der Fall war, und habe eigentlich bis jetzt noch nicht zu ergründen vermocht, aus welcher Ursache er dann und wann seinen Fächer aufrichtet. Oft geschieht es allerdings im Zorne; versuche ich aber, ihn zu reizen, um ihn zum Aufrichten des Kragens zu veranlassen, so weist er solche Störung nur mit Bissen ab, ohne die Federn zu bewegen. Nicht minder oft drückt er durch Entfaltung des Kragens seine Freude aus: dies geschieht namentlich, wenn ich seine gewöhnliche Stimme, ein angenehm lautendes Pfeifen, nachahme oder ihn damit aufmuntere. Aber auch in solchem Falle ist seine jeweilige Laune maßgebend. Will ich ihn einem Besucher in seiner vollen Schönheit zeigen, so thut er mir gewiß nicht den Gefallen, den Fächer aufzurichten, wogegen er ein anderes Mal ohne Aufforderung nicht müde wird, mit ihm zu spielen. Daß er wirklich launenhaft ist, bekundet er auch bei seinem Fressen. Oft sucht er sich den Mais aus seinem Körnerfutter heraus und wirft alles übrige zur Seite; dann wiederum nimmt er nur Sonnenblumenkörner. Das eine Mal kann er es nicht erwarten, bis ich ihm ein Stückchen in Milch eingeweichten Zwieback gebe; das andere Mal will er nichts von diesem Futter wissen und wünscht sich anstatt dessen eine Feige oder Orange, die er wochenweise oft gänzlich verschmäht. Saftige Weidenzweige sind ihm immer willkommen.

„Ein Gewitter versetzt ihn in die höchste Aufregung und verursacht ihm größte Angst. Er zittert am ganzen Leibe und drückt sich beim Donner ängstlich in eine Ecke, bekundet auch noch stundenlang nach dem Aufhören des Gewitters durch furchtsames Gebaren, wie sehr er sich gefürchtet hatte. Beim Scheine der Laterne dagegen ermuntert er sich sogleich, ohne die mindeste Aufregung zu zeigen. Obwohl sich der Fächerpapagei durch Lebhaftigkeit nicht auszeichnet, hat er mich doch zu seinem warmen Freunde gewonnen und verdient meine Zuneigung durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens, seine Zuthulichkeit und innige Anhänglichkeit, die er mir erweist.“

*

Eine der zahlreichsten Gattungen der Unterfamilie umfaßt die **Amazonen-** oder **Grünpapageien** (*Androglossa*), große oder mittelgroße, gedrungen gebaute Vögel, mit sehr

kräftigem, mäßig gewölbtem Schnabel, dessen First nur nach hinten zu scharfkantig abgesetzt ist, mäßig langem Fittiche, unter dessen Schwingen die zweite und dritte die längsten sind, wenig oder kaum vorragender Flügelspitze, kurzem, höchstens mittellangem, etwas gerundetem Schwanze und derbem, breitem, am Ende abgestutztem Kleingefieder, das Wachshaut und Augenkreis in der Regel frei läßt.

Die Amazonenpapageien, von welchen man gegen 40 Arten unterschieden hat, sind so übereinstimmend gebaut und gefärbt, daß Finsch in ihnen die höchsten Papageien erkennen zu dürfen glaubt. Diese Ansicht wird durch die hohe geistige Begabung unserer Papageien unterstützt und ist vielleicht berechtigt. Das Verbreitungsgebiet der Gruppe erstreckt sich von den La Plata-Staaten bis Südmexiko; als dessen Brennpunkt darf der Amazonenstrom gelten. Einige Arten bevölkern Westindien und vertreten sich hier auf den verschiedenen Eilanden gegenseitig, haben auch einen so beschränkten Wohnkreis, daß man geneigt ist, sie als ständige Abarten einer Form aufzufassen. Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten, Wesen und Betragen sämtlicher Arten stimmen in allen Zügen überein; das von einem zu Sagende gilt mit unerheblichen Beschränkungen für alle.

Am Morgen ziehen sie, wie die übrigen kurzschwänzigen Papageien schnell und stark mit den Flügeln schlagend, laut rufend und schreiend durch die Luft, wenden sich den mit Früchten behangenen Waldbäumen oder Pflanzungen zu, fressen hier während des Tages, ruhen in den Mittagsstunden, fliegen abends nochmals nach Futter aus und vereinigen sich außer der Brutzeit gegen Abend in zahlreichen Gesellschaften, die lauten Lärm verursachen, bevor ein jeder sich seinen nächtlichen Stand erwählt hat.

Als Vertreter der Gattung mag uns der Amazonenpapagei, Kurika und Papagaio der Kreolen (Androglossa amazonica, Chrysotis amazonica und jamaicensis, Psittacus amazonicus, luteus, luteolus und aourou, Amazona amazonica), gelten. Er zählt zu den mittelgroßen Arten seiner Gattung: die Länge beträgt 35, die Breite 56, die Fittichlänge 19, die Schwanzlänge 10 cm. Das Gefieder ist dunkel grasgrün, das des Hinterhalses durch verwischte schwärzliche Endsäume der Federn gezeichnet, ein breiter Stirnrand lilablau, der Oberkopf nebst Backen hochgelb, der Flügelbug grün, an der Handwurzel gelb; die Handschwingen sind mit Ausnahme der ersten schwarzen an der Wurzel der Außenfahne mattgrün, dahinter indigoblau, die zweite bis vierte Armschwinge an der Wurzel grün, in der Mitte zinnoberrot, an der Spitze indigoblau, die übrigen, ausgenommen die zwei letzten grünen, außen grün, innen schwarz und am Ende blau, die Unterseite aller Schwingen schwarz, innen in der Wurzelhälfte grün, die unteren Flügeldecken grün, die vier äußeren Schwanzfedern jederseits innen licht zinnoberrot, außen dunkelgrün, an der Spitze grüngelb; die fünfte Steuerfeder zeigt auf der grünen Innenfahne einen roten Flecken, die zweite und dritte einen ebenso gefärbten, aber verwaschenen an der Wurzel und am Schafte; das Rot der übrigen ist in der Mitte durch einen breiten grünen Querstreifen getrennt; die unteren Schwanzdecken haben gelbgrüne Färbung, die Schwanzfedern, von unten gesehen, auf matt zinnoberrotem Grunde in der Mitte einen grünen Quer- und einen breiten gelbgrünen Endstreifen. Der Augenstern ist zinnoberrot, der Schnabel horngelb, an der Spitze dunkelbraun, der Fuß bräunlich. Gefangene ändern leicht ab und stellen dann verschiedene, zum Teil sehr hübsche Spielarten dar.

Das Verbreitungsgebiet des Amazonenpapageis erstreckt sich vom mittleren Brasilien bis Britisch-Guayana und Trinidad und reicht nach Westen hin bis Bogota, Ecuador und Venezuela.

„In allen von mir bereisten Gegenden der brasilischen Ostküste“, sagt der Prinz von Wied, der die Kurika oder Kuricke am ausführlichsten schildert, „ist dieser Papagei einer

der gemeinsten. Ich fand ihn überall in Menge, wo dichte Urwälder an die Mangrovensümpfe und Flußmündungen grenzen; denn er brütet sowohl hier als dort, scheint aber die Früchte der Mangrove zu lieben. Schon in den Umgebungen von Rio de Janeiro, da, wo große Waldungen sind, trifft man diese Papageien in Menge an; aber auch an den nördlichen Flüssen, am Parahiba, Espirito Santo, am Belmonte, überall haben wir sie gefunden und besonders morgens und abends ihre laute Stimme in den sumpfigen, häufig von der



Amazonenpapagei (Androglossa amazonica). ⅓ natürl. Größe.

Flut unter Wasser gesetzten Gebüschen der Flußmündungen gehört. Diese Gebüsche sind für die brasilischen Flüsse etwa dasselbe, was an den europäischen die Weidengebüsche; nur sind gewöhnlich die Bäume höher, weshalb auch oft die Papageien in deren starken hohlen Ästen oder Stämmen nisten.

„In der Brutzeit fliegt die Kuricke paarweise, gewöhnlich hoch in der Luft, laut schreiend und rufend, schnell dahin. Außer der Paarungszeit hält sie sich immer in manchmal höchst zahlreichen Gesellschaften. Ich habe solche, ich möchte sagen unzählbare Gesellschaften kurzgeschwänzter Papageien in den Waldungen des Mucuri und an anderen Orten zusammengesehen, wo der ganze Wald von ihnen und ihrem außerordentlichen Geschrei erfüllt war.

Auch waren hier mehrere Arten dieser Vögel vereint. Es dauerte lange, bis die Flüge vorüber waren, und ihr vereinter Ruf war merkwürdig anzuhören. Eine Gesellschaft trieb die andere von den Bäumen auf, und diese Unruhe belebte ganz besonders ihre Stimme. Solche Vereinigungen unter den Papageien sind zwar zahlreich, doch kann man sie mit den ungeheueren Zügen der Wandertaube in Nordamerika nicht vergleichen. Fallen diese Vögel in dem Urwalde auf einen hohen, dicht belaubten Baum, so ist es oft schwer, sie zu sehen. Die grüne Farbe schützt sie sehr; man bemerkt aber ihr Dasein an dem Herabfallen der Fruchthülsen und Kerne. Während sie fressen, sind sie still; sobald sie jedoch aufgeschreckt werden, geben sie sogleich ihre laute Stimme von sich. Man schießt sie in Menge, weil sie ein kräftiges Essen geben: eine Papageibrühe ist nicht bloß in Brasilien, sondern auch in Surinam ein beliebtes Gericht."

Von dem auf Cuba lebenden Amazonenpapagei (Androglossa leucocephala) gibt Gundlach einige Mitteilungen über das Freileben, die als Ergänzung des Vorstehenden dienen mögen. Wenn im freien Zustande sich mehrere vereinigen, verursachen sie meist lauten Lärm, den man von weitem vernimmt, verhalten sich dagegen andere Male ganz still oder lassen, namentlich wenn sie im Gebüsche ausruhen, leise, gleichsam murmelnde Laute hören. Zuweilen fliegen plötzlich viele von ihnen sehr nahe vor dem Beobachter auf, ohne daß dieser sie vorher bemerkt hätte. Gern setzen oder hängen sie sich auch an die jungen, noch stangenartig emporstehenden Palmenblätter und ebenso an freie dürre oder blätterlose Äste, um an ihnen auf und nieder zu klettern. Sie halten sich stets paarweise zusammen, fliegen auch so, vereinigen sich jedoch oft zu zahlreichen Gesellschaften. Ihr Flug geschieht in gerader Richtung und fördert schnell, erfordert aber viele Flügelschläge. Wenn man einen von ihnen herabschießt oder besonders, wenn man einen verwundet, kommen viele herbeigeflogen, um die Ursache der Angelegenheit zu erforschen, und der Jäger benutzt dies, um reichere Beute zu gewinnen.

Sämtliche Amazonenpapageien werden hinsichtlich ihrer Fortpflanzung wahrscheinlich sich ähneln. Diejenigen, über deren Lebensweise auch in dieser Beziehung Beobachtungen veröffentlicht wurden, legen während des Frühlings 3—4 weiße Eier in Baumhöhlungen auf die losgebissenen Späne der Höhlenwandungen selbst. Sie brüten, ungestört, nur einmal im Jahre und zwar im Frühlinge jener Länder. Die aus dem Neste genommenen Jungen werden außerordentlich zahm und lernen deutlich sprechen. Deshalb findet man sie in Brasilien häufig in den Wohnungen und bringt sie in Menge in die Städte, wo Seeleute sie kaufen, um sie mit sich nach Europa zu nehmen. Hier gehören sie zu den gewöhnlichsten Papageien. Sie erweisen sich gelehrig, wenigstens gegen ihre rechtmäßigen Gebieter oder gegen diejenigen, welche sich am meisten mit ihnen beschäftigen, sind auch ziemlich sanft und liebenswürdig, verdienen also wohl das Lob, das man ihnen spendet. Auch von ihnen lassen sich ähnliche Geschichten erzählen wie vom Jako. „Einer meiner Amazonenpapageien", schreibt mir Linden, „singt anmutende, melodienreiche Lieder ohne Worte und geht dazu im Takte und mit halbgeöffneten Flügeln auf seiner Stange hin und her. Erfahrene Leute, die ihn singen hörten, sagten mir, daß er Negerlieder vorträgt, wie man sie in Brasilien hört. Über ein halbes Jahr hatte der Vogel gänzlich geschwiegen, und erst nach Ablauf dieser Frist trat er mit seiner Kunstfertigkeit hervor. Wie dieser Amazonenpapagei einen glänzenden Beweis seines Gedächtnisses erbrachte, lieferten andere Belege ihrer außerordentlichen Begabung im Nachahmen von ihnen gehörter Laute oder Worte. Einer meiner Gefangenen singt ein hübsches deutsches Liedchen, spricht außerdem noch vieles und stets genau in derselben Betonung wie sein nicht selten nur zufälliger Lehrmeister. So plaudert er jedem anderen Vogel nach, was und wie dieser spricht. Einige Tage, nachdem mein Helmkakadu gestorben war, sprach er vollständig mit dessen Betonung, aber mit

auffallend sanfter Stimme: ‚Kakadu, Kakadu, lieber Kakadu‘, äffte gleichzeitig aber auch dessen Bewegungen nach, als wolle er keinen Zweifel aufkommen lassen, wen er meine. Jetzt steht er neben einem Molukkenkakadu und ahmt dessen Worte und Gebärden aufs getreueste nach. Wenn angeklopft wird, ruft er: „Herein!‟, thut dies aber niemals, wenn auf Eisen oder Blech geklopft wird.“ Ein Amazonenpapagei, der Burton entflogen war und sich 3 Monate lang im Garten umhertrieb, bis der herannahende Winter ihn veranlaßte, das gastliche Dach des Hauses wieder aufzusuchen, ergötzte nach seiner Rückkehr allgemein durch genaueste Wiederholung der von verschiedenen Stubenmädchen in ängstlichem Tone an ihn ergangenen Einladungen, doch zurückkehren zu wollen.

Ein Amazonenpapagei, den mein Vater sah, hing mit inniger Liebe an der Tochter des Hauses, während er nicht nur gegen Fremde, sondern selbst gegen die anderen Glieder der Familie sich bösartig zeigte. Diese mochten noch so freundlich mit ihm reden: er antwortete ihnen nicht und bekümmerte sich nicht um sie. Ganz anders aber benahm er sich, wenn seine Gönnerin erschien. Er kannte ihren Schritt und gebärdete sich höchst erfreut, wenn er sie auf der Treppe kommen hörte. Sobald sie in das Zimmer trat, eilte er ihr entgegen, setzte sich auf ihre Schultern und gab durch verschiedene Bewegungen und Laute seine Zufriedenheit zu erkennen oder schwatzte, als ob er sich mit seiner Herrin unterhalten wolle. Liebkosungen, die ihm gespendet wurden, erwiderte er, indem er sanft seine Wangen an die seiner Gebieterin drückte, und immer ließ er dabei zärtliche Laute vernehmen. Das Fräulein durfte unbesorgt mit ihm spielen; er nahm ihre Finger in den Schnabel, ergriff selbst die Oberlippe, ohne solches Vertrauen jemals zu mißbrauchen. Wenn seine Herrin abwesend war, gebärdete er sich traurig, saß ruhig auf einer Stelle, fraß gewöhnlich nicht und war mit einem Worte ein ganz anderer geworden als sonst. Ich habe mehrere Amazonenpapageien gesehen, auch selbst solche gepflegt, welche sich im Wesentlichen ebenso liebenswürdig zeigten, auch erfahren, daß Wildlinge sich leicht zähmen lassen, darf sie daher jedermann empfehlen.

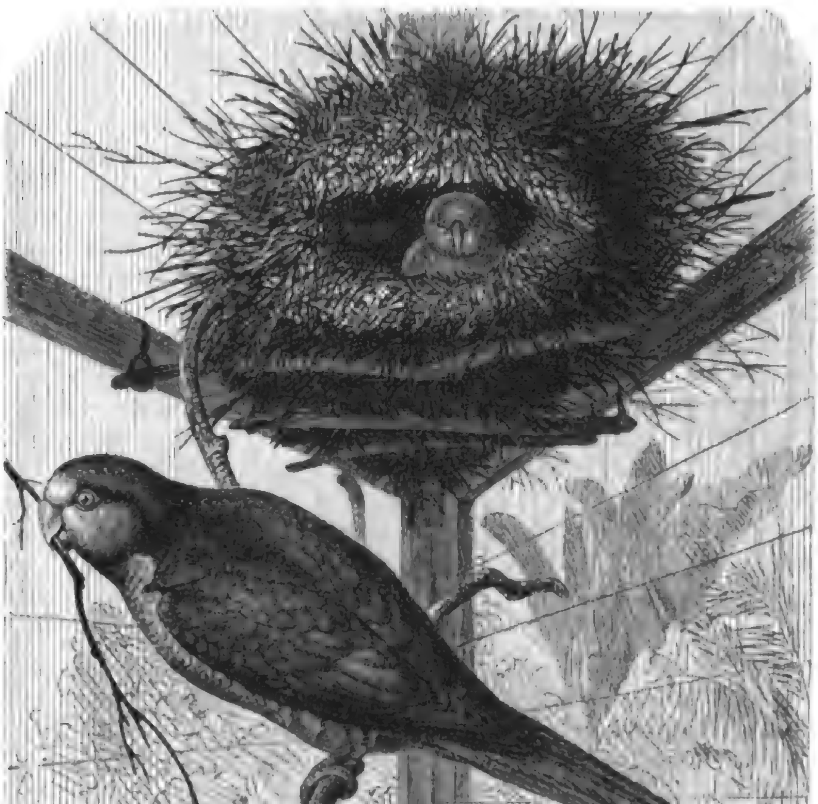
Durch Besitz eines langen, stufigen Schwanzes zeichnen sich alle Keilschwanzsittiche (Conurinae) bis auf eine Gattung von den übrigen Papageien Amerikas und den meisten altweltlichen Arten aus. Die Familie ist in 93 Arten über Amerika vom 40. Grad nördlicher bis zum 50. Grad südlicher Breite verteilt, aber trotz der hohen Artenzahl und ausgedehnten Verbreitung in Form, Farbe und Lebensweise von großer Übereinstimmung.

*

Durch den sehr kräftigen, dicken, kurzen, stark abgerundeten, auch seitlich erweiterten Oberschnabel, vor dessen kurzer, breiter und stumpfer Spitze ein seichter Zahnausschnitt bemerklich ist, den hohen, auf der Dillenkante breiten und abgerundeten, vor der abgestutzten Spitze sanft ausgebuchteten Unterschnabel, die kurzen, kräftigen Füße, die langen Fittiche, unter deren am Ende zugespitzten Schwingen die drei ersten, unter sich fast gleichen, die anderen überragen, und den keilförmig abgestutzten Schwanz sowie das weiche, wenig lebhaft gefärbte Gefieder kennzeichnen sich die Dickschnabelsittiche (Bolborhynchus), kleine Arten von Star- bis Drosselgröße, die sich vorzugsweise über die Länder des westlichen, südlichen und mittleren Teiles von Südamerika, insbesondere die La Plataſtaaten, Uruguay, Paraguay, Bolivia und Peru verbreiten.

Die bekannteste Art der Gattung ist der Mönchsittich oder Quäkerpapagei, Cotorra und Calita der Südamerikaner (Bolborhynchus monachus, Psittacus

monachus, murinus, cinereicollis, choraeus, cotorra und calita, Conurus monachus, murinus, canicollis, griseicollis und calita, Sittace murina, canicollis, Myiopsitta murina, canicollis und calita), ein Vogel von 27 cm Länge, dessen Flügel 15 und dessen Schwanz 12 cm mißt. Das Gefieder ist grasgrün, in der Mantelgegend blaß olivenbräunlich, grau verwaschen; Stirn, Vorderkopf, Zügel, Backen, Hals und Brust sind hellgrau, die



Mönchsittich (Bolborhynchus monachus). ⅔ natürl. Größe.

Federn des Kropfes bräunlich, durch schmale, gräulich fahle Endsäume, die sich zu Wellenlinien ordnen, gezeichnet, Unterbrust und Bauch einfarbig hellgrau, Unterbauch, Schenkel, Aftergegend und untere Schwanzdecken gelbgrün, die Handschwingen wie der Eckflügel indigoblau, außen grün, innen breit schwärzlich gerandet, die Deckfedern der Handschwingen und die Armschwingen, mit Ausnahme der letzten grünen, dunkler indigoblau, alle Schwingen unterseits dunkel meerblau, grünlich verwaschen, die großen Unterflügeldecken gleich gefärbt, die kleinen aber grün, die Schwanzfedern endlich innen hellgrünlich, unterseits grünlich meerblau, innen gelbgrün gerandet. Die Iris ist braun, der Schnabel gelblich=, der Fuß

bräunlichgrau. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht voneinander, und auch die jungen Vögel tragen nach dem Ausschlüpfen im Wesentlichen das Kleid der alten.

Das Verbreitungsgebiet des Mönchsittichs scheint in den La Plata-Staaten seinen Brennpunkt zu haben und erstreckt sich über Paraguay, Uruguay, den Argentinischen Freistaat und Bolivia, vielleicht auch über den südwestlichen Teil Brasiliens, nach Westen hin bis Mato Grosso. Über das Freileben sind eingehende Berichte nicht veröffentlicht worden; nur über das Brutgeschäft wissen wir mehr als von vielen anderen Papageien der am besten durchforschten Gegenden Südamerikas. Aus den wenigen Angaben der Reisenden, insbesondere Renggers und Darwins, geht hervor, daß der Mönchsittich in Paraguay wie in der Banda Oriental zu den gemeinsten Vögeln zählt, außer der Brutzeit in Flügen von 30—200 Stück im Lande umherstreift und dann den Getreide-, zumal den Maisfeldern äußerst nachteilig wird, daher auch die rücksichtsloseste Verfolgung herausfordert. Rengger schildert diese Papageien als so zahlreich und zudringlich, daß es trotz eigens ihretwegen angestellter Wächter, die während des ganzen Tages in den Feldern auf und ab gehen müssen, nicht möglich sei, sie gänzlich zu verscheuchen. Man gebraucht daher alle Mittel, um sich der gefräßigen Diebe zu erwehren, fängt sie in erstaunlicher Anzahl und zahlt dem Fänger für jedes Dutzend Köpfe eine gewisse Summe. Wie man Darwin erzählte, wurden in einem Jahre bei Colonia del Sacramiento am La Plata nicht weniger als 2500 Stück erbeutet.

Das Fortpflanzungsgeschäft des Mönchsittichs erscheint aus dem Grunde besonders beachtenswert, weil er, soviel bis jetzt bekannt, der einzige Papagei ist, der große, freistehende Nester auf Bäumen errichtet. Die erste Mitteilung hierüber rührt von Azara her, der die Nester als sehr groß, oft über 1 m im Durchmesser haltend, oben bedeckt, innen mit Gräsern ausgepolstert beschreibt und bemerkt, daß sich oft einige auf einem Baume befinden und eins von mehreren Weibchen gemeinsam benutzt wird. Die Angabe des gewissenhaften Reisenden war für einzelne Forscher so überraschend, daß diese sich für berechtigt hielten, sie zu bezweifeln. Andere Reisende bestätigten jedoch Azaras Bericht vollständig. Darwin fand auf einer Insel des Paraná viele Nester des Mönchsittichs und eine Anzahl von ihnen so dicht zusammen, daß sie eine große Masse von Reisig bildeten. Castelnau beobachtete, wie Azara, daß mehrere Weibchen in einem Neste brüten, da er in den Sümpfen von Jarayas auf ein außerordentlich großes, aus kleinen Holzstücken erbautes und mit 4—5 Öffnungen versehenes Nest stieß, das von einem zahlreichen Fluge des in den Sümpfen häufigen und von den Bewohnern „Sumpfpapagei“ genannten Sittichs bewohnt war. Auch Burmeister sah solche Nester. „In Ermangelung anderer Beschäftigung“, sagt er in der Beschreibung seiner Reise durch die La Plata-Staaten, „betrachtete ich einzelne hohe, blattleere Bäume, die ich für abgestorben halten mußte, an welchen große Ballen ineinander gefilzten Strauchwerkes, Stroh und Reiser hingen, und deren Ursprung und Bedeutung ich mir nicht recht erklären konnte. Denn für Vogelnester waren sie offenbar zu groß, auch zu freihängend angebracht. Aber meine Begleiter behaupteten, daß es dennoch Vogelnester seien und zwar die Bauten des grünen Papageies mit grauer Kehle, den man im Lande ‚Calita‘ nennt. Der Vogel habe die Gewohnheit, sein Nest gesellig anzulegen, und darum erschienen die Gebäude so umfangreich. Bald sah ich auch die Vögel paarweise ab und zu fliegen.“

Wir haben in der neuesten Zeit Gelegenheit gehabt, in unseren Käfigen den eigentümlichen Nestbau des Mönchsittichs zu beobachten. Schon Azara bemerkt, daß man letzteren in Südamerika gern im Gebauer halte und als einen sehr empfehlenswerten Vogel bezeichnen müsse, der seines zierlichen und gefallsüchtigen Betragens halber den ihm beigelegten Namen „Junge Witwe“ verdiene, mit seinem angepaarten Genossen fortwährend in anmutigster Weise kose und sich auch leicht zur Fortpflanzung im Gebauer entschließe.

Alle diese Angaben sind richtig. In den letzten Jahrzehnten wurde der auf unserem Tiermarkte bis dahin spärlich anlangende Mönchsittich in größerer Menge eingeführt und hat sich trotz seines gellenden Geschreies manchen Liebhaber erworben. Schmidt war der erste, der über seine Fortpflanzung im Käfige berichten konnte. Der Mönchsittich gehörte zu denjenigen, welche von dem genannten Forscher zu seinen Versuchen, Papageien im Freien zu überwintern, erwählt wurden. Das Ergebnis dieser Versuche war im Allgemeinen befriedigend, beim Mönchsittich sogar außerordentlich günstig. Als die wirkliche Winterkälte begann, sah Schmidt, daß die Mönchsittiche sich trefflich gegen sie zu schützen verstanden, indem sie jedesmal gegen Abend denjenigen Nistkasten des freistehenden Fluggebauers zur Nachtruhe aufsuchten, dessen Flugloch von dem Winde abgewendet war, bei sehr kalten Tagen solchen Nistkasten auch nur auf kurze Zeit verließen, um die nötige Nahrung einzunehmen. Beim Eintritte des Frühjahres prangten sie in überraschend schönem und vollständigem Gefieder, zum Beweise, daß ihnen das freiere Leben in der frischen Luft trefflich bekommen war. Im April begannen sie hier und da Zweige von den im Fluggebauer freistehenden Gebüschen abzupflücken und gegen Erwartung des Beobachters in das Innere des Nistkastens zu tragen. Letzteren bauten sie innen vollständig aus, und in ihm erzogen sie ihre Brut, auf welche ich zurückkommen werde. Bei anderen Liebhabern geschah das nämliche, und fast wollte es den Anschein gewinnen, als ob auch die Mönchsittiche Höhlungen mit Vorliebe zu benutzen pflegten. Da erfuhr ich durch Paare, die ich selbst pflegte, das Gegenteil; ein anderes Pärchen, das im zoologischen Garten zu Berlin brütete, nistete ebenfalls in der bei den meinen bemerkten Weise. Es ist dasselbe Pärchen, das Mützel samt dem von ihm erbauten Neste gezeichnet (Abbildung S. 289) und während seiner regelmäßigen Besuche im Tiergarten genau beobachtet hat. Hierüber berichtet er mir das Nachstehende:

„Das Mönchsittichpaar bewohnt einen Gesellschaftskäfig zugleich mit afrikanischen und australischen Papageien, Steindrosseln und zwei jungen Schwarzspechten. In der frei in das Zimmer ragenden Ecke des Käfigs, offenbar der für seinen Zweck am geeignetsten Stelle, begann das Paar in ungefährer Höhe von 3 m über dem Fußboden Besenreiser durch das Gitter zu flechten. Der aufmerksame Wärter kam, als er Nistgelüste erkannte, den Vögeln sofort zur Hilfe, indem er drei Holzknüppel querüber im Drahtnetze befestigte. Die Mönchsittiche erkannten dies dankbar an und benutzten sie sofort als Grundlage ihres zukünftigen Nestes. Der Bau wurde von jetzt an eifrig weitergeführt. Das Männchen schleppte eifrig Reiser herbei, und das Weibchen ordnete sie, zunächst um die Grundfläche zu bilden, die möglichst glatt, rund und schüsselförmig hergestellt wurde. Hierauf wölbte es das Dach, und gleichzeitig damit wurde das Eingangsrohr angelegt, eine flach gedrückte, nach außen etwas gesenkte Röhre darstellend. Beides, Dach und Röhre, erschien anfänglich leicht gebaut und durchsichtig, gewann jedoch bald durch Überflechten an Haltbarkeit und Stärke. Je weiter der Bau vorschritt, um so mehr verschwand die erkennbare Form der Röhre, und das endlich fertige Nest bildete eine mächtige Stachelkugel von mehr als 1 m Durchmesser, an welcher alle Reiser mit dem dicken Ende nach außen standen und nur eine wenig regelrechte Öffnung die Röhre noch andeutete.

„Alle zum Nestbaue erforderlichen Stoffe wurden von dem unermüdlichen Männchen herbeigetragen und zwar indem es das aus dem Vorrate gewählte Reis mit dem Schnabel faßte und kletternd zur Baustelle trug. Das Weibchen dagegen war auf das emsigste beschäftigt, die ihm gebrachten Reiser an- und einzupassen, zu verflechten oder auch zu verwerfen.

„Man glaube nicht, daß diese rührige und freudvolle Thätigkeit des liebenden Paares in ungestörter Behaglichkeit vor sich gegangen wäre. Im Gegenteile: jeden Augenblick mußten die fleißigen und sorglichen Gatten den Bau unterbrechen, um ihn gegen die Käfiggenossen zu verteidigen. Fortwährend störten die Kameraden das Werk. Die Neugier aller übrigen

Papageien war mächtig erregt worden: sie wollten sehen und bewundern, näherten sich dabei jedoch zu sehr und in Besorgnis erregender Weise der Baustätte. Sofort ließ das Weibchen seine Arbeit liegen, wandte sich den dreisten und zudringlichen Gesellen zu und kreischte sie laut und heftig an. Augenblicklich ließ auf solches Zeichen hin das Männchen ein Reis, das es bereits im Schnabel hatte, fallen, flog den Feind an, und dicht neben ihm am Gitter Fuß fassend, bearbeitete es ihn mit Schnabelhieben und Flügelschlägen derartig, daß man das Äußerste befürchten konnte. Wütendes Gekreisch war sein Kampfruf, eine oder die andere ausgerissene Feder des Kampfes Preis, schleunige Flucht des angstvoll schreienden Besiegten seines Kampfes Erfolg. Der um sein Nest besorgte Vogel biß und hackte mit dem Schnabel, wohin er traf, schlug auf die Flügel, den Kopf, den Rücken, packte mit dem Schnabel Schwingen und Steuerfedern. Ja einmal sah ich ihn, nachdem leichtere Mittel wirkungslos geblieben waren, in heller Wut die gegnerische Rosella, die sich in ihrer Bestürzung kaum verteidigte, durch 10—12maliges Reißen und Hin- und Herschleudern an den festgepackten Schwanzfedern so gründlich zausen, daß der bedrängte Vogel nur nach Verlust der Schwanzfedern sich zu retten vermochte. Die jungen Schwarzspechte machten sich durch ihre Tölpelei und Ängstlichkeit, die sie verhinderten, rechtzeitig zu fliehen, dem Mönchsittichpaare sehr unbequem. Noch schülerhaft unbeholfen im Gebrauche ihrer Flügel und Neulinge in der Gesellschaft, wußten sie sich nicht zu retten, trugen daher manchen wütenden Biß der erregten Sittiche davon. Schließlich setzten sich die letzteren bei ihren Käfiggenossen jedoch derartig in Achtung, daß die Nähe des Nestes zur Zeit nur noch zufällig berührt wird. Das Männchen hält meistens auf einem aus der Nestdachung hervorstehenden stärkeren Zweigende sitzend treue Wacht, begibt sich ab und zu in das Innere, um nach der brütenden Gattin zu sehen, oder holt eine Birkenrute, um eine durch das Zusammentrocknen der Baustoffe locker gewordene Stelle nachzubessern. Das Weibchen sitzt fest im Inneren; doch sieht man seinen runden Kopf in der tiefen Dämmerung der Höhle sich bewegen, und manchmal, wenn der Gatte ihr zu lange Zeit auf dem Baue über ihrem Kopfe herumwirtschaftet, erscheint es auch wohl am Rande der Öffnung, um nachzusehen, was vorgeht."

Über das Brutgeschäft und die Erziehung der Jungen lagen bereits Mitteilungen vor. „Im Anfange des Mai", so beschreibt Schmidt die Thätigkeit des oben erwähnten Paares, „zog sich das Weibchen in das Nest zurück und wurde nunmehr von dem Männchen fleißig gefüttert. Es zeigte sich sehr wenig am Flugloche und kam ganz selten und dann stets nur auf einige Augenblicke heraus. Das Männchen saß den größten Teil des Tages vor dem Flugloche auf der Sitzstange und schien das Nest zu bewachen; denn es erhob, sobald es eine Störung befürchten mochte, ein rätschendes Geschrei. Am 28. Mai lag unter dem Nistkasten am Boden des Fluggebauers die Hälfte einer Eischale, aus welcher offenbar ein junger Vogel ausgeschlüpft war; denn an deren innerer Auskleidung waren deutliche Gefäßbildungen sichtbar. Die Vögel verkehrten von da an sehr häufig in dem Neste; namentlich das Weibchen hielt sich viel darin auf, streckte aber meistens den Kopf aus dem Flugloche hervor. Von einer Beschäftigung, die mit der Aufzucht eines jungen Vogels in irgend welcher Beziehung stand, war nichts zu bemerken. Doch glaubte ich, hierauf keinen besonderen Wert legen zu dürfen, da ich gesehen hatte, daß die Vögel ihr Thun und Treiben zu verbergen suchten, wenn sie sich beobachtet glaubten. Es kam aber auch nach Wochen keine Spur eines jungen Vogels zum Vorschein, und ich mußte daher wohl annehmen, daß er gestorben sei, und erwartete, daß die Eltern demnächst aufs neue brüten würden.

„Anfang Juli vermißte ich einen grünen Kardinal, der mit den Papageien dasselbe Fluggebauer bewohnte, und da er trotz sorgfältigen Suchens nirgends zu entdecken war, vermutete ich, daß er sich in einem der Nistkästen verkrochen haben könnte und dort gestorben sei. Der Wärter nahm daher am 8. Juli einen Kasten nach dem anderen herab und fand

zu seiner und meiner nicht geringen Überraschung in dem Neste der Papageien einen lebenden, offenbar noch nicht lange ausgeschlüpften jungen Vogel sowie 4 weiße Eier. Der junge Papagei war etwa 2 cm lang und mit dunkelgrauem Flaume besetzt, das Nest mit Gras sorgfältig ausgefüttert, das Reiserwerk der Unterlage ganz davon bedeckt. Natürlich wurden, um die Vögel ferner nicht zu stören, weitere Beobachtungen an dem Inhalte des Nestes nicht angestellt, sondern der Kasten möglichst schnell wieder an seine Stelle gebracht, und die Folge zeigte, daß die Besichtigung ohne Nachteil für die Brut geblieben war.

„Höchst auffallend erschien hierbei, daß das Weibchen, das allein und ohne unmittelbare Hilfe des Männchens das Brutgeschäft besorgte, nicht ruhiger und ununterbrochener auf den Eiern gesessen hatte, so daß wir trotz genauer Beobachtung diesen Vorgang ganz übersehen mußten. Ich vermutete, daß der junge Vogel erst ganz kürzlich ausgeschlüpft sei, und daß von den Eiern doch wohl noch etwas zu erwarten stünde. Auch jetzt sah man die Vögel nicht füttern, da das Weibchen sich zu diesem Behufe, wenn beide sich nicht beobachtet wähnten, in das Innere des Kastens begab, während das Männchen auf der Sitzstange vor dem Flugloche Wache hielt. Bemerkten sie, daß man selbst aus größerer Entfernung nach ihnen blickte, so kam auf den Ruf des Männchens sofort das Weibchen aus dem Neste, und beide erhoben ein häßliches Geschrei, das erst aufhörte, wenn der unliebsame Späher sich zurückzog. Sie hatten quer vor das Flugloch ein ziemlich kräftiges Stückchen biegsamen Holzes gespannt, welches das Weibchen jedesmal beim Verlassen des Nestes mehr gegen die Mitte der Öffnung schob, als wolle es dadurch die Kleinen verhindern, das Nest zu verlassen oder etwaigen Feinden den Eingang erschweren. Schalen von ausgeschlüpften Eiern wurden nicht herausbefördert; kein Ton verriet die Anwesenheit eines jungen Vogels. Aber schon nach kurzer Zeit ließ sich aus der Menge der verwendeten Nahrung entnehmen, daß wohl mehrere tüchtige Fresser im Neste sein müßten. Die Alte fütterte anfänglich vorzugsweise Salat, von dem täglich zwei bis drei starke Köpfe verbraucht wurden; später nahm sie außerdem eingeweichtes Weißbrot und schließlich auch Hanfsamen.

„Am 7. August sah ich zum ersten Male, daß die Mutter fütterte. Sie würgte unter nickender Bewegung des Kopfes, die sich dem ganzen Körper mitteilte, Nahrung aus dem Kropfe, und obwohl sie sich mit dem größten Teile ihres Leibes in dem Nistkasten befand, glaubte ich doch wahrzunehmen, daß sie an mehreren Stellen Futter austeilte. Jedenfalls mußten die Jungen schon ziemlich groß sein, da das Weibchen ihre Schnäbel erreichen konnte, ohne in den Kasten hinabzusteigen. Am Nachmittage des 10. August ließen sich die Köpfe von zwei jungen Papageien am Flugloche des Nistkastens blicken, und am folgenden Tage flog der erste aus und lief munter am Boden umher. Nach ziemlich kurzer Zeit saß er jedoch trübselig mit gesträubtem Gefieder in einer Ecke, und da die Witterung überdies regnerisch zu werden versprach, ließ ich ihn trotz des heftigen Schreiens der Eltern in den Nistkasten zurückversetzen, an dessen Flugöffnung bei dieser Gelegenheit die Köpfe von zwei weiteren Jungen zum Vorschein kamen. Erst am 15. August flog er abermals aus und diesmal in Gesellschaft eines seiner Geschwister. Man bemerkte sofort, welcher Vogel der ältere war, da er weit kräftiger und lebhafter schien als der andere, der nach kaum einer Stunde struppig wie frierend in einer Ecke hockte. Er wurde gegen Abend in das Nest zurückgesetzt, während der größere sich nach dem bedeckten Teile des Fluggebauers verfügte, wo er seitdem allnächtlich seinen Aufenthalt nahm. Am 18. August flog wieder ein junger aus; doch vermag ich nicht zu sagen, ob es der zweite war, den wir in das Nest zurückgebracht hatten, oder der dritte Bruder, der seinen ersten Spaziergang wagte. Sein Zustand war vollkommen zufriedenstellend, so daß keine Sorge für ihn erforderlich wurde. Am 20. August kam der letzte aus dem Nistkasten und zwar ebenfalls in augenscheinlich gesundem und kräftigem Zustande.

„Die jungen Vögel befanden sich, als sie ausgeflogen, in vollständigem Gefieder; nur hatten die Schwanz- und Steuerfedern noch nicht die Länge wie bei den Alten. Ihre Färbung war dieselbe wie bei diesen, nur das Grün weniger lebhaft, die Schwungfedern sahen mehr grün als blau aus, und die hellen Ränder der grauen Federn am Kopfe und der Brust traten weniger hervor, so daß sie viel matter und einfarbiger erschienen. Der Körper hatte annähernd die Größe wie beim ausgewachsenen Vogel, der Kopf war verhältnismäßig groß, der Schnabel weniger gekrümmt. Sie waren anfänglich nicht sehr lebhaft, hockten vielmehr den größten Teil des Tages über dem Boden auf einem Baumaste, der ihnen zu diesem Zwecke dorthin gelegt worden war. Wenn die Alten sich ihnen näherten, verlangten sie durch Nicken mit dem Kopfe und Schlagen mit den Flügeln nach Nahrung, die ihnen in der Regel auch gereicht wurde. Die Eltern, die beide sich diesem Geschäfte unterzogen, nahmen den Schnabel des Jungen, indem sie den Kopf seitwärts wendeten, so in den ihrigen, daß sie dessen Seite faßten, worauf sie mit der geschilderten Bewegung das Futter einflößten. Die Kleinen legten dabei den Kopf in den Nacken und wiederholten die Gebärden, mit welchen sie ihr Verlangen nach Nahrung auszudrücken pflegen. Nach wenigen Tagen wußten sie indes auch die Futterschüssel zu finden und selbständig zu fressen. Doch erhielten sie noch Ende August einen großen Teil ihrer Nahrung von den Eltern. Allmählich wurden sie beweglicher und bald kletterten sie an dem Gitter des Fluggebauers empor. Diese Stellung wurde von den Alten in der Regel benutzt, um das Gefieder der Kleinen in Ordnung zu bringen; sie kletterten hinter diesen her und zogen eine Feder nach der anderen durch den Schnabel, um sie zu reinigen und zu glätten, ganz wie sie es mit den eignen zu thun pflegen.

„Die Dauer der Brutzeit hat sich bei dieser ersten Beobachtung noch nicht ermitteln lassen, dagegen darf wohl als gewiß angenommen werden, daß die Jungen etwa 40 Tage brauchen, bis sie flügge sind."

*

Eine wenig zahlreiche, nur 11 Arten zählende Gattung bilden die Schmalschnabelsittiche (Brotogerys), kleine Keilschwanzsittiche von Star- bis Dohlengröße mit schlankem, ziemlich langem, seitlich stark zusammengedrücktem, auf dem Firste kantigem, in eine lange, dünne, stark herabgekrümmte Spitze ausgezogenem, vor dieser mit tiefem Ausschnitte versehenem Oberschnabel und entsprechend schmalem Unterschnabel, ziemlich schwachen, kurzläufigen Füßen, langen und spitzigen Flügeln, unter deren Schwingen die zweite die längste ist, mittellanger Flügelspitze, mäßig langem, keilförmigem Schwanze, in welchem die mittleren Federn etwas vorragen und die äußeren wenig verkürzt sind, sowie endlich weichem Gefieder von eintönig grüner Färbung, von welchem sich meist ein orangegelber Kinnflecken und die gelben Flügeldeckfedern abheben. Alle bis jetzt bekannten Arten der Gattung leben in Südamerika und verbreiten sich hier ziemlich gleichmäßig über den Osten und Westen wie über den Süden und Norden, von Paraguay an bis Honduras hinauf. Ihre Lebensweise scheint so übereinstimmend zu sein, daß es vollkommen genügt, eine Art zu schildern.

Die Tirika, der Blumenau- oder Blauflügelige Schmalschnabelsittich (Brotogerys viridissima, Brotogerys tirica, Psittacus tirica, viridissimus, Psittacula tiriacula, Conurus viridissimus, rufirostris und tiriacula, Sittace tirica, Aratinga acutirostris und viridissimus, Tirica tiriacula, brasiliensis und viridissima), zählt zu den größeren Arten und ist schön grasgrün, oberseits etwas dunkler, an Stirn, Backen und auf der Unterseite heller, auf den Unterflügeldecken fast gelb gefärbt, auch dadurch ausgezeichnet, daß ihr der orangefarbene Kinnflecken fehlt. Die Deckfedern der innen schwarz geranderten, unterseits düster grünen, längs der Schaftmitte blauen Handschwingen sind schön

dunkelblau. Das Auge ist graubraun, der Schnabel hell rötlich fleischfarben, die Wachshaut weißlich, der Fuß hell bräunlich. Das Weibchen unterscheidet sich durch etwas mattere, der junge Vogel durch mehr gräulichgrüne Färbung und das Fehlen des durch die Deckfedern gebildeten blauen Flügelfleckens.

Die Tirika verbreitet sich über den größten Teil des östlichen Südamerika, bewohnt das ganze Küstenwaldgebiet Brasiliens und findet sich ebenso in den Waldungen Guayanas.



Tirika (Brotogerys viridissima). 4/5 natürl. Größe.

Im östlichen Brasilien gehört sie zu den gewöhnlichsten Papageien überhaupt, lebt in sehr zahlreichen Schwärmen, zuweilen mit kleineren Keilschwanzpapageien gesellt, jedoch nicht vermischt, fliegt pfeilschnell von einem Waldesteile zum anderen oder auch auf die Felder hinaus und läßt dabei ihren kurzen, scharfen, hellen Schrei vernehmen, macht überhaupt von ihren Stimmmitteln umfassenden Gebrauch und verursacht bei ihren geselligen Vereinigungen mit anderen einen geradezu betäubenden Lärm. In den Reis- und Maispflanzungen zählt der kleine Vogel zu den unliebsamsten Gästen, schadet sehr und wird deshalb von den Landwirten unerbittlich verfolgt. Da er wenig scheu ist, büßt er seine Raubzüge

sehr oft mit dem Tode durch Pulver und Blei, und da er anderen seiner Art die größte Anhänglichkeit bekundet, seine Treue nicht minder oft mit dem Verluste seiner Freiheit. Unzählige seiner Art werden mit Hilfe eines Lockvogels auf Leimruten gefangen und im Käfige gehalten. Denn gerade die Schmalschnabelpapageien sind ihres sanften Wesens und ihrer leichten Zähmbarkeit halber bei den Brasiliern als gefangene Vögel sehr beliebt. Gewöhnlich hält man sie angekettet auf einem Stocke, den man an der äußeren Seite der Wohnung anbringt, indem man das eine Ende in der Lattenwand befestigt.

Solche Gefangene gelangen regelmäßig auch auf unseren Tiermarkt und finden hier ebenso wie in Brasilien Liebhaber und Freunde, nach meinen Erfahrungen nicht mit Unrecht. Regsam, munter, klug, anmutig und anspruchslos, vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Thätigkeit, zutraulich und menschenfreundlich, vereinigen sie in der That eine Reihe trefflicher Eigenschaften in sich und schmücken namentlich einen Gesellschaftskäfig in hohem Grade. Ihre Bewegungen sind rasch und behende. Sie laufen mit kleinen, trippelnden Schritten, aber für Papageien auffallend schnell auf dem Boden dahin, klettern leicht und eilfertig und fliegen auch in engem Raume geschickt und gewandt. Mit anderen Vögeln der verschiedensten Art vertragen sie sich ausgezeichnet; das bissige, angriffslustige Wesen anderer Papageien scheint ihnen fremd zu sein. An die Nahrung stellen sie die geringsten Ansprüche, nehmen vielmehr mit allem vorlieb und halten auch in kühlen und selbst kalten Räumen ohne Nachteil aus.

„Tirikas und überhaupt alle Schmalschnabelsittiche“, schreibt mir von Schlechtendal, „zeichnen sich in ihren Bewegungen durch eine gewisse Hast und Eilfertigkeit aus, lärmen dabei viel und thun namentlich jede Gemütsaufregung durch lautes Zetergeschrei ihrer Umgebung kund und zu wissen. Mit derselben Eile, mit welcher sie auf den Sitzzweigen ihres Käfigs einherklettern, steigen sie auch am Gitter auf und nieder und mit demselben Gezeter, mit welchem sie untereinander einen Streit auskämpfen, um gleich darauf wieder sich zu versöhnen, begrüßen sie mich, wenn ich mich mit einem Büschel grünen Hafers dem Käfige nähere. Wer gegen Vogellärm empfindlich ist, dem kann ich kaum raten, Schmalschnabelsittiche im Zimmer zu halten. Ist ihr Geschrei auch bei weitem nicht so durchdringend wie das der Zwergpapageien und mancher Keilschwanzsittiche, so lärmen die kleinen Burschen doch recht viel, namentlich wenn man ihrer mehrere zusammen hält. Auf der anderen Seite gewährt gerade eine Gesellschaft dieser Vögel in geräumigem Käfige weit mehr Vergnügen als ein einzelnes Pärchen, und man kann sie nach meinen bisherigen Erfahrungen auch recht gut mit den kleineren Arten der Keilschwanzsittiche zusammenhalten. Abgesehen von ihrem Lärmen haben die Vögel viele gute Eigenschaften. Ihre Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit empfehlen sie auch dem unfertigen Pfleger. Hanf, gespelzter Hafer, Sonnenblumensamen, reifendes Getreide, namentlich Hafer, Hirse und Mais, Früchte und Beeren, insbesondere die der Eberesche, bilden die Nahrung, bei welcher man sie jahrelang bei bestem Wohlsein in Gefangenschaft erhalten kann. Anfänglich in der Regel etwas ängstlich und schreckhaft, jedenfalls nur infolge erlittener Unbilden, werden sie bei angemessener Behandlung bald zutraulich und zahm, verdienen daher wohl die Lobsprüche, die von vielen Pflegern ihnen erteilt werden.“

*

Was der Nasenkakadu unter seinesgleichen, ist der Langschnabelsittich, der Choroy der Chilenen (**Henicognathus leptorhynchus**, Psittacara leptorhyncha und rectirostris, Sittace, Enicognathus und Conurus leptorhynchus, Psittacus, Conurus, Arara und Stylorhynchus erythrofrons, Leptorhynchus ruficaudus), in seiner Familie: ein Erdvogel mit auffallend gestrecktem, langspitzigem Schnabel, der deshalb mit Fug

und Recht zum Vertreter einer besonderen Gattung (Henicognathus) erhoben worden ist. Im Baue seiner Fittiche und des Schwanzes stimmt besagter Vogel fast vollständig mit den ihm am nächsten stehenden Keilschwanzsittichen überein, durch den Schnabel unterscheidet er sich von diesen und allen Papageien überhaupt. Dieser Schnabel ist mittelstark, schlank und viel länger, der Oberschnabel zweimal so lang wie hoch, sehr wenig gebogen, seitlich abgeflacht, auf dem Firste breit abgerundet und in eine lange, verschmälerte, fast wagerecht vorragende Spitze ausgezogen, an deren Grunde ein deutlicher Zahnausschnitt



Langschnabelsittich (Henicognathus leptorhynchus). 5/6 natürl. Größe.

sich befindet, der Unterschnabel so hoch wie der obere, seitlich abgeflacht, an der Dillenkante abgerundet, mit den Schneiderändern sanft in die Höhe gebogen. Die Füße und Zehen sind kräftig, letztere mit besonders stark gekrümmten Nägeln bewehrt. In dem langen, spitzigen Fittiche überragt die zweite Schwinge die übrigen, in dem langen, spitzigen und keilförmig abgestuften Schwanze, dessen äußerste Feder noch nicht die halbe Länge der Mittelfeder erreicht, verschmälern sich alle Federn gleichmäßig gegen die Spitze hin. In dem harten Gefieder herrscht dunkles Olivengrasgrün, auf der Unterseite Olivengrün vor; der Stirnrand, die Befiederung der Wachshaut, die Zügel und ein schmaler Augenrand sind düster kupferpurpurrot, die mittleren Bauchfedern mit dieser Farbe überhaucht, wodurch ein undeutlicher roter Bauchflecken entsteht, die Federn des Oberkopfes durch breite schwarze Endsäume

gezeichnet, die Handschwingen und ihre Deckfedern außen bläulichgrün, schwarz gerandet, am Ende schwärzlich umsäumt, die größten unteren Flügeldecken wie die Schwingen unterseits grauschwärzlich, am Rande der Innenfahne blaß olivengelblich verwaschen, die Steuerfedern oben und unten düster kupferpurpurrot. Das Auge hat goldgelbe Iris, Schnabel und Füße sind blaugrau. Beim Weibchen ist das Gefieder trüber und der rötliche Bauchflecken kleiner und blässer. Eine gelbe Spielart, von den Chilenen „Rey de Choroy“ oder Choroykönig genannt, ist nicht selten. Die Länge beträgt 38, die Fittichlänge 20, die Schwanzlänge 17 cm; der Vogel erreicht also ungefähr die Größe unserer Elster.

Der Langschnabelsittich, eine der drei Papageiarten, die Chile bewohnen, verbreitet sich über das ganze Land und von hier aus nach Süden hin bis zur Magalhãesstraße hinauf, kommt auch auf Chiloe vor. Über sein Freileben ist noch wenig bekannt, genug jedoch, um erkennen zu lassen, daß der Vogel seinen absonderlichen Schnabel entsprechend zu benutzen versteht. Hierüber danken wir Boeck, Gay und später Landbeck einige kurze Mitteilungen. Der Vogel ist sehr gemein und vereinigt sich oft zu Scharen von mehreren Hunderten und Tausenden, deren Geschrei betäubend wirkt, und Gay, wie er versichert, oft am Schlafen verhinderte, wenn er gezwungen war, im Freien zu nächtigen. Seine eigentlichen Wohnsitze sind die Wälder. Von ihnen aus unternimmt er jedoch der Nahrung halber regelmäßige Streifzüge. In Valdivia trifft er Anfang Oktober ein und verweilt bis zum April in der Gegend. Während dieser Zeit erscheint er täglich morgens flugweise, von Norden her kommend, und begibt sich abends wieder dorthin zurück. Die Züge folgen, wie bei den meisten Papageien, einer bestimmten Straße, und jeder einzelne Trupp zieht genau in der Richtung der vorangegangenen dahin. Da der Choroy mehr Erd- als Baumvogel ist, sieht man ihn oft weite Strecken der Pampas, leider aber auch der Felder bedecken. Denn er ist der gefährlichste Feind der Weizen- oder Maissaaten, indem er mit seinem fast geraden Schnabel ebensogut keimenden Weizen oder Mais wie Wurzeln von Gräsern, die sein ursprüngliches Futter bilden, aus der Erde zieht. Zum Kummer des Landwirtes läßt er es nicht einmal bei solchen Räubereien bewenden, sondern fällt plündernd auch in den Obstgärten ein und zerstört hier, ausschließlich der Kerne halber, die Äpfel. Kein Wunder daher, daß er von den Bauern Chiles gehaßt und aufs eifrigste verfolgt wird. Durch Landbeck erfahren wir, daß er abweichend von einem anderen chilenischen Papagei, der sich bis 3 m tiefe Nisthöhlen in die Erde gräbt, in hohlen Bäumen brütet, durch Boeck, daß die Jungen, die man ohne besondere Mühe großziehen kann, vom Landvolke oft nach der Stadt gebracht werden. Das Fleisch ist hart und zähe.

Neuerdings gelangt auch dieser Sittich nicht allzuselten lebend auf den europäischen Tiermarkt. Ich selbst habe mehrere von ihnen gepflegt, absonderliche Gewohnheiten oder Eigenarten an ihnen nicht wahrgenommen, jedoch wohl nur deshalb, weil ich meine Gefangenen in einem großen Gesellschaftskäfige hielt, wo sie sich dem Verkehre mit mir entziehen konnten. Dagegen teilt mir Mützel das Nachstehende mit: „Dem Choroy unseres zoologischen Gartens hatte ich bisher geringe Beachtung geschenkt. Sein Käfig ist unbequem aufgestellt, und ich sah in ihm nur einen Keilschwanzsittich wie die anderen. Dies aber änderte sich, als ich durch die Aufgabe, ihn für das ‚Tierleben‘ zu zeichnen, angeregt wurde, genauer zu beobachten. Bei meiner Annäherung an seinen Käfig verließ er sogleich den Futternapf und schaute mich scharf und gleichsam fragend an. Ich näherte meine Hand dem Gebauer: er senkte den Hals herab, streckte den Kopf wagerecht vor, sträubte die Federn der Stirn, des Nackens und der Schultern, richtete die Augen nach vorn, öffnete den Schnabel, so daß dessen sehr gestreckter Oberteil in gleiche Lage mit der Stirn kam, und stieß plötzlich wie ein Reiher nach meinem Finger, den ich selbstverständlich schleunigst zurückzog. In demselben Augenblicke hatte auch er den Kopf wieder in die vorige Lage gebracht

und lauerte auf eine neue Gelegenheit zum Angriffe. Um das überraschende Gebaren weiter zu beobachten, brachte ich die Hand an die entgegengesetzte Seite des Käfigs. Sofort stürzte der Vogel mit gesträubtem Gefieder und großen Schritten dahin und wiederum schnellte er mit wilder Bewegung den Kopf vor. Mit dem Bleistifte in der anderen Hand lenkte ich ihn auf die erste Seite, und blitzschnell drehte er sich jetzt nach dieser zurück. In jeder dieser Stellungen war er ein sprechendes Bild mächtiger Erregung. Geradezu grimmig sah er aus, wie er sich so bei den abwechselnden Reizungen zurücklegte und bald rechts, bald links, sozusagen mit eingelegter Lanze, um sich stach. Sein Zorn steigerte sich zuletzt so, daß er mit den Füßen bis an das Gitter emporsprang, ohne die sonst den Papageien eigne Vorsicht in deren Sicherung zu üben; ja, in der Hitze des Gefechtes fiel er sogar von der Stange herab. Bei diesen heftigen Bewegungen, die ich nur mit dem Gebaren eines äußerst gereizten, wütenden Hundes vergleichen kann, blieben die Flügel ruhig in ihrer Lage; nur ein lebhaftes, ruckweises Wippen, Drehen und Wenden des Schwanzes, wobei jede Bewegung mit Ausbreiten und Schlagen begleitet wurde, diente zur Erhaltung des Gleichgewichts. Da sich der Choroy über ein halbes Jahr im Besitze des zoologischen Gartens befindet, kann man seine Erregsamkeit wohl kaum auf allgemeine Wildheit oder Mangel an Erziehung zurückführen. Sie war auch nur ein schnell auflodernbes und schnell verlöschendes Strohfeuer. Durch keinerlei unmittelbare Beleidigung hatte ich ihn gereizt, ihn weder berührt, noch sonst behelligt, und doch zeigte er eine so außerordentliche Aufregung bei meinem Anblicke. Bald jedoch war letztere auch vergessen. Denn als ich ihm ruhig den Stift vorhielt, ergriff er diesen, anscheinend in der Absicht, sich auf das genaueste von dem Gegenstande zu überzeugen. Das zu diesem Zwecke ausgeführte Drehen und Wenden des Kopfes übersteigt alles mir Bekannte und erinnert an die Beweglichkeit der Falken und Eulen. Die Drehungen folgten einander rechtsherum und linksherum mit bewunderungswürdigster Eile und ließen ihm kaum Zeit, die ihm doch höchst notwendig erscheinenden Nageversuche auszuführen. Endlich hatte er die richtige Stelle gefunden, faßte, hielt und zog: da, ein Ruck meinerseits und der eben noch so ruhige Forscher wurde plötzlich wieder zum wilden Angreifer, der in herausfordernder Ruhe zu warten schien, um dem verwegenen Störenfriede offenen Schnabels die Spitze zu bieten.

„Der Choroy machte auf mich den Eindruck eines äußerst streitbaren, wirklichen Feinden gegenüber gefährlichen Tieres. Die Leichtigkeit und Gewandtheit seiner Bewegungen, die Schnelligkeit seiner Entschlüsse wie die Sicherheit in der Führung seiner Waffe rissen mich ebenso zur Bewunderung hin, wie mich die völlige Grundlosigkeit seines Grimmes belustigte. An keinem anderen Papagei hatte ich bisher eine derartige Äußerung ungerechtfertigtster Bosheit bemerkt, noch weniger aber eine derartige Angriffsweise beobachtet; denn keiner von allen, welche ich kennen lernte, sprang und stach auf seinen Gegner los.“

*

Die **Keilschwanzsittiche** (Conurus) kennzeichnen sich durch starkgekrümmten, seitlich zusammengedrückten Schnabel, dessen Länge der Höhe ungefähr gleichkommt und dessen stumpf abgesetzter, schmaler First eine seichte Rinne zeigt, kräftige Füße mit kurzen Läufen und mittellangen, durch derbe Nägel bewehrten Zehen, lange, spitzige Fittiche, unter deren Schwingen die zweite und dritte die längsten sind, langen, keilförmigen, abgestuften, im Wesentlichen wie bei dem Langschnabelsittich gebildeten Schwanz sowie endlich hartes Gefieder, von dessen vorwiegend grünem Grunde mannigfach verschiedene Zeichnungen und Farbenfelder sich abheben.

Die Gattung, an Arten reicher als jede andere, hat in Amerika ihre Heimat, verbreitet sich aber von der Magalhãesstraße bis zum 42. Grade nördlicher Breite, obschon sie im

Norden des Erdteiles nur durch eine einzige Art vertreten wird. Die meisten Keilschwanzsittiche finden sich im mittleren Teile Südamerikas, insbesondere den feuchten Niederungen des Amazonenstromes und seiner Zuflüsse. Einzelne Arten verbreiten sich über weite Flächen, andere wiederum scheinen auf weniger ausgedehnte Landstrecken beschränkt zu sein. Über ihre Lebensweise haben wir, dank den Beobachtungen des Prinzen von Wied, ein ziemlich ausführliches Bild. Überall beleben diese Vögel in Menge die Waldungen und namentlich diejenigen, welche von den Menschen noch wenig behelligt wurden; doch umschwärmen sie an der Seeküste die menschlichen Wohnungen ziemlich nahe. Sie vereinigen sich außer der Paarzeit stets in ziemlich starke Flüge, die, aufgeschreckt, mit lautem Schreien pfeilschnell durch die hohen Baumkronen dahineilen und dann gemeinschaftlich auf einem Baume einfallen. Noch ist der Tag kaum angebrochen, so hört man schon ihr lautes, durchdringendes, aber etwas schnarrendes Geschrei. Unter lebhaftem Rufe fallen sie in die Gebüsche ein, sind still, sobald sie sitzen, jedoch nicht ruhig; denn in den Baumkronen klettern sie sehr behende und geschickt auf und nieder, wobei der Schnabel viel von ihnen gebraucht und der lange Schwanz sorgfältig vor der Berührung an den Zweigen behütet wird. Bei ihrer grünen Farbe ist es oft schwer für den Jäger, sie aufzufinden; wenn sie Gefahr vermuten, halten sie sich unbeweglich und sind ganz still. Erst wenn sie wieder auffliegen, erheben sie laut und schnell wiederholt ihre Stimme. Sie tragen wesentlich zur Belebung der Waldungen bei, namentlich in den sogenannten einsamen Waldungen, wo ihre Stimme oft die einzige ist, die man vernimmt. Wo Pflanzungen in der Nähe des Waldes sind, verursachen sie Schaden wie alle übrigen Papageien; sie sind aber dem Mais weniger gefährlich als dem Reis. Nach der Brutzeit erscheinen sie häufiger als sonst am Rande der Waldungen und zwar mit ihren Jungen, die sie, obgleich diese schon vollkommen ausgewachsen sind, noch aus dem Kropfe füttern.

Das Nest wird in den Höhlungen alter Bäume erbaut und enthält 2—3 weiße Eier. Die Jungen wachsen ziemlich unbehelligt von den Menschen auf, weil man in Brasilien allgemein der Ansicht ist, daß die Keilschwänze ungelehrig sind, niemals sprechen lernen und auch in der Gefangenschaft nicht leicht ausdauern. Nur wenige Arten werden mit günstigeren Augen angesehen und häufig zahm gehalten, hauptsächlich ihres sanften Wesens halber. Einzelne Arten gehören, nach Schomburgk, zu den Lieblingen der Indianer, daher man denn gewöhnlich ganze Flüge von gezähmten in den Niederlassungen findet. Die Brasilier setzen sie in der Regel auf einen Stock, den sie an der äußeren Seite ihrer Wohnung anbringen. Des Fleisches wegen werden sie nicht verfolgt; als Wild sind sie zu klein. Der Naturforscher, der andere Rücksichten zu befolgen hat, erlegt sie ohne sonderliche Mühe und oft viele von ihnen auf einen Schuß.

Nach Europa kommen mehrere Arten recht häufig, und hier finden auch sie ihre Liebhaber, obwohl diese schwerlich verkennen werden, daß die Brasilier mit ihren Anschauungen über die Keilschwanzsittiche recht haben.

Zu den Keilschwanzsittichen gehört der einzige Papagei, der in Nordamerika vorkommt und deswegen nach einem Teile seiner Heimat Karolinasittich genannt wurde (Conurus carolinensis und ludovicianus, Psittacus carolinensis, ludovicianus, luteocapillus und thalassinus, Aratinga carolinensis und ludoviciana, Arara und Centurus carolinensis, Sittace ludoviciana). Seine Länge beträgt 32, die Breite 55, die Fittichlänge 18, die Schwanzlänge 15 cm. Hauptfärbung ist ein angenehmes dunkles Grasgrün, das wie gewöhnlich auf dem Rücken dunkler, auf der Unterseite gelblicher ist; Stirn und Wangen sind rötlichorange, und dieselbe Farbe zeigt sich auch auf dem Hinterkopfe, den Schultern und den Schwingen, wogegen der Nacken rein goldgelb ist. Die

großen Flügeldeckfedern sind olivengrün mit gelblicher Spitze, die Schwingen dunkel grasgrün, innen tief purpurschwarz, die letzten Armschwingen und die Schulterfedern in der Endhälfte olivenbräunlichgrün, die Schwanzfedern dunkelgrün, in der Nähe des Schaftes blau, innen schwärzlich graugelb gesäumt, unterseits dunkel graugelb, außen schwärzlich. Der Augenstern ist graubraun, der Schnabel hornweißlich fahl, der Fuß gelblich fleischfarben. Der weibliche Vogel ist blässer gefärbt, und der junge bis auf den orangenen Vorderkopf einfarbig grün.



Karolinasittich (Conurus carolinensis). ⅓ natürl. Größe.

Der Karolinasittich kam vormals in Nordamerika bis zum 42. Grade nördlicher Breite vor und schien das dort oft recht rauhe Wetter wohl zu vertragen. Wilson versichert, höchlich überrascht gewesen zu sein, während eines Schneesturmes im Februar einen Flug dieser Vögel laut schreiend längs der Ufer des Ohio dahinfliegen zu sehen. Dann und wann begegnet man einzelnen auch noch nördlicher, selbst in der Nähe Albanys. Diese Verhältnisse haben sich inzwischen sehr geändert. Schon Audubon bemerkt in seinem trefflichen Werke, das im Jahre 1831 erschien, daß der Karolinasittich ungemein rasch abnehme und in einigen Gegenden, die er 25 Jahre früher massenhaft bewohnte, kaum noch gefunden werde, ja daß man längs des Mississippi zur angegebenen Zeit kaum noch die Hälfte von denen beobachte, die vor 15 Jahren dort gelebt hätten. Die Verminderung

ist stetig weitergeschritten. „Hunderte dieser Prachtvögel", klagt Allen, „werden in jedem Winter am oberen St. Johnsflusse von handwerksmäßigen Vogelstellern gefangen und nach den nördlichen Städten gesandt, Tausende unnützerweise von Jägern getötet." In anbetracht dieser unnützen Schlächtereien fürchtet Boardman mit Recht, daß der Karolinasittich in kurzer Zeit gänzlich ausgerottet werden möge. Manche Jäger erlegen 40—50 Stück mit wenigen Schüssen, einzig und allein zu ihrem Vergnügen, indem sie die treue Anhänglichkeit der Vögel mit ihrem Tode lohnen und einen nach dem anderen von denen, die zu den Gefallenen herbeifliegen, herabschießen, bis der ganze Flug vernichtet ist. Ihre räuberischen Einfälle in den Feldern ziehen ihnen außerdem die Verfolgung der Landwirte zu. So kann es niemand Wunder nehmen, daß der Karolinasittich aus weiten Strecken der Vereinigten Staaten verschwunden ist. Im Gegenteile, diese Thatsachen deuten nur zu verständlich auf das zukünftige Schicksal des Vogels, das kein anderes sein wird als gänzliche Vernichtung. Glücklicherweise gibt es jedoch innerhalb des ausgedehnten Heimatgebietes unseres Sittichs immer noch Örtlichkeiten, wo er sich eines verhältnismäßig wenig angefochtenen Daseins erfreut. Noch lebt er in Florida, Illinois, Arkansas, Kansas, Nebraska, Michigan und Missouri, und noch kommt er, wie die Forschungen Haydens ergeben haben, in den dichtbewaldeten Thälern des Missourigebietes, nach Norden hin bis zum Fort Leavenworth, möglicherweise bis zur Mündung des Platte unter dem 41. Grade im Norden vor. In den Waldungen um die großen Ströme Indianas und des östlichen Texas begegnet man ihm noch häufig; im östlichen Kansas aber ist er neuerdings nicht mehr beobachtet worden. Bevorzugte Wohnplätze von ihm sind alle Gegenden, deren reicher Boden mit einem Unkraute, Runzelklette genannt, bewachsen ist, weil dessen Kapseln ihm ungeachtet der dichten Bewaffnung mit langen Stacheln nicht unangreifbar sind und eine gesuchte Nahrung liefern. Nebenbei fällt er freilich auch massenhaft in die Pflanzungen ein und thut hier oft großen Schaden, weil er weit mehr verwüstet, als er frißt.

Über Lebensweise und Betragen unserer Vögel haben wir durch Wilson, Audubon und den Prinzen von Wied ausführliche Berichte erhalten.

„Der Karolinasittich", sagt Audubon, „begnügt sich keineswegs mit Runzelkletten, sondern frißt oder zerstört die verschiedensten Arten von Früchten und ist deswegen der unwillkommenste Besucher für den Pflanzer, den Bauer oder den Gärtner. Die Getreidefeimen in den Feldern werden oft von Flügen dieser Vögel besucht und von ihnen so vollständig bedeckt, daß die Haufen den gleichen Anblick gewähren, als wenn sie mit einem glänzend gefärbten Teppiche belegt wären. Sie hängen sich rund herum am Feimen auf, ziehen das Stroh heraus und zerstören zweimal so viel von den Körnern, wie zur Stillung ihres Hungers genügen würden. Sie überfallen Birnen- und Apfelbäume, wenn die Frucht noch sehr klein und unreif ist, und zwar hauptsächlich der Samenkerne wegen. Ebenso wie im Kornfelde, fallen sie haufenweise auf den Obstbäumen im Garten ein, pflücken eine Frucht, öffnen sie an einer Stelle, nehmen die weichen und milchigen Kerne heraus, lassen sie fallen, pflücken eine andere und gehen so von Zweig zu Zweig, bis der Baum, der vorher so versprechend aussah, seiner Früchte völlig ledig ist. Den meisten übrigen Früchten bringen sie eben solchen Schaden; nur der Mais zieht niemals ihre Aufmerksamkeit auf sich. Es versteht sich von selbst, daß diese Übergriffe in die Gerechtsame des Pflanzers von diesem gerächt und den Papageien förmliche Schlachten geliefert werden. Oft fällt ein einziger Schuß ihrer 10 oder 20; aber die Überlebenden kehren doch immer und immer wieder zu demselben Orte zurück: so habe ich erfahren, daß mehrere hundert dieser Vögel in wenig Stunden erlegt wurden."

„Der Karolinapapagei", erzählt Wilson, „ist ein sehr geselliger Vogel, der seinesgleichen die treueste Anhänglichkeit in Freud und Leid beweist. Wenn man unter einen Flug

von ihnen schießt und einen verwundet, kehrt die Gesellschaft augenblicklich zu diesem zurück, umschwärmt ihn unter lautem, ängstlichem Geschrei, in der Absicht, ihm Hilfe zu leisten, und läßt sich auch wohl auf dem nächsten Baume nieder. Auch die nachfolgenden Schüsse verändern dann ihr Betragen nicht; sie scheinen vielmehr die Aufopferung der anderen zu erhöhen, die immer näher und rücksichtsloser die Gefallenen klagend umfliegen. Ihre Geselligkeit und gegenseitige Freundschaft zeigt sich auch oft wie bei den Unzertrennlichen: der eine putzt und kratzt den anderen, und dieser erwidert dieselben Liebkosungen; das Pärchen sitzt immer dicht nebeneinander ꝛc.

„Schwerlich kann es einen auffallenderen Gegensatz geben, als den raschen Flug der Karolinapapageien, verglichen mit ihrem lahmen, unbehilflichen Gange auf den Zweigen und noch mehr auf dem Boden. Im Fluge ähneln sie sehr den Tauben. Sie halten sich in geschlossenen Schwärmen und stürmen mit großer Schnelligkeit unter lautem und weitschallendem, spechtartigem Geschrei dahin, gewöhnlich in einer geraden Linie, gelegentlich aber auch in sehr anmutig gewundenen Schlangenlinien, die sie, wie es scheint, zu ihrem Vergnügen plötzlich und wiederholt verändern. Ihre Lieblingsbäume sind die großen Sykomoren und Platanen, in deren Höhlungen sie Herberge finden. Ihrer 30 und 40 und zuweilen, namentlich bei strenger Kälte, noch mehr, schlüpfen oft in dieselbe Höhle. Hier hängen sie sich an den Seitenwänden wie die Spechte an, indem sie sich mit den Krallen und dem Schnabel anklammern. Es scheint, daß sie viel schlafen; wenigstens ziehen sie sich oft bei Tage in ihre Höhlen zurück, um einen kurzen Mittagsschlummer zu halten.

„Eigentümlich ist, daß sie gern Salz fressen. In der Nähe von Salinen sieht man sie immer in großer Anzahl, und hier bedecken sie sowohl den ganzen Grund als auch die benachbarten Bäume, manchmal in solcher Menge, daß man nichts anderes sieht als ihr glänzendes und schimmerndes Gefieder.“

In Anbetracht des regen Forschungseifers, den die nordamerikanischen Vogelkundigen bethätigen, erscheint es verwunderlich, daß wir über die Fortpflanzung des Karolinasittichs noch nicht genügend unterrichtet sind. Ridgway verweist in dieser Beziehung auf die Angaben Wilsons und Audubons und bemerkt ausdrücklich, daß kein anderer amerikanischer Schriftsteller besser unterrichtet sei als die beiden genannten. Nach Wilsons Erkundigungen brütet der Vogel, wie andere seinesgleichen, in Baumhöhlungen und zwar, wie unter Papageien üblich, ohne hier ein Nest zu errichten. Einige der Gewährsleute Wilsons bezeichneten die Eier als weiß, andere als getüpfelt. Ein Mann versicherte unserem Forscher, daß er in der Höhle eines gefällten Baumes Überbleibsel von mehr als 20 Papageieneiern und zwar in einem aus Zweigen hergestellten Neste gefunden habe. Aus allen diesen widersprechenden Angaben glaubte Wilson nur das eine feststellen zu können, daß mehrere Papageien gemeinschaftlich in einem Neste brüten. Diese offenbar falsche Ansicht wird von Audubon festgehalten. Seinen Forschungen zufolge benutzt der Karolinasittich dieselben Höhlungen, die ihm als Schlafplätze dienen, und legt seine 2 Eier einfach auf den Boden der Nisthöhle ab. Audubon glaubt ebenfalls an das gemeinschaftliche Legen mehrerer Papageienweibchen und klärt somit das Dunkel, das über der Fortpflanzungsgeschichte des Vogels schwebt, noch keineswegs auf. Wie schwierig es für den nordamerikanischen Naturforscher sein muß, Eier des Karolinasittichs zu erhalten, geht wohl am besten daraus hervor, daß Nehrkorn von einem der bekanntesten Eierkundigen der Vereinigten Staaten befragt wurde, ob es nicht möglich sei, aus Deutschland in der Gefangenschaft gelegte Eier des Vogels zu beschaffen. Der Tiergarten in Hannover erwies sich als ergiebige Bezugsquelle und konnte die Wünsche des Amerikaners erfüllen. Aus den über das Brutgeschäft unseres Vogels in besagtem Tiergarten veröffentlichten Mitteilungen geht hervor, daß der Karolinasittich in einem passenden Nistkasten auf einer Unterlage von abgeklaubten

Holzspänen im Juni 2 Eier legte. Ihr größter Durchmesser beträgt 32, der kleinste 30 mm. Sie sind demgemäß fast kugelig, schneeweiß und ungemein stark glänzend, nach Versicherung kundiger Sammler wesentlich von denen anderer Papageien abweichend.

Über das Gefangenleben teilt Wilson Folgendes mit: „Neugierig, zu erfahren, ob der Papagei sich leicht zähmen lasse oder nicht, beschloß ich, einen am Flügel leicht verwundeten in meine Pflege zu nehmen. Ich bereitete ihm eine Art von Bauer am Sterne meines Bootes und warf ihm hier Kletten vor, die er sofort nach seiner Ankunft an Bord annahm. Während der ersten Tage teilte er seine Zeit ziemlich regelmäßig ein in Schlafen und Fressen. Dazwischen benagte er die Stäbe seines Käfigs. Als ich den Strom verließ und über Land reiste, führte ich ihn in einem seidenen Schnupftuche mit mir, ungeachtet aller Beschwerde, die ein derartiges Beginnen notwendigerweise mit sich brachte. Die Wege waren damals unter aller Beschreibung schlecht: es gab gefährliche Bäche und Flüsse zu durchschwimmen, ganze Meilen im Moraste oder im Dickicht zurückzulegen und andere Hindernisse zu besiegen. Sehr häufig entkam der Papagei aus meiner Tasche, zwang mich, vom Pferde abzusteigen und ihn in dem Dickicht oder Moraste wieder aufzusuchen. Bei solchen Gelegenheiten dachte ich oft daran, ihn im Stiche zu lassen; doch führte ich meinen Vorsatz niemals aus. Wenn wir nachts zusammen in den Wäldern lagerten, setzte ich ihn auf mein weniges Gepäck neben mich; am anderen Morgen nahm ich ihn wieder auf. Auf diese Weise habe ich ihn mehr als 1000 Meilen mit mir geführt. Als ich in die Jagdgründe der Indianer kam, wurde ich regelmäßig von diesen Leuten umringt, von Männern, Frauen und Kindern, die unter lautem Lachen und anscheinend verwundert meinen neuen Gefährten betrachteten. Die Chickasaws nannten ihn in ihrer Sprache „Kelinky", änderten diesen Namen aber sofort um, als sie hörten, daß ich den Papagei „Polly" benamset hatte. Ja, Polly wurde später immer das Mittel zur Befreundung zwischen mir und diesem Volke. Nachdem ich bei meinem Freunde Dunbar angekommen war, verschaffte ich mir einen Käfig und setzte diesen unter den Vorbau des Hauses. Hier rief mein Gefangener sehr bald die vorübereilenden Flüge herbei, und tagtäglich sahen wir nunmehr zahlreiche Scharen um unser Haus herum, welche die lebhafteste Unterhaltung mit Polly begannen. Einen von ihnen, der ebenfalls leicht am Flügel verwundet worden war, steckte ich in Pollys Käfig, zum größten Vergnügen der bisher vereinsamten. Sie näherte sich ihm augenblicklich, flüsterte ihm ihre Teilnahme an seinem Unglücke zu, streichelte ihm mit dem Schnabel Haupt und Nacken und schloß sich ihm überhaupt aufs innigste an. Der Neuling starb, und Polly war mehrere Tage lang ruhelos und untröstlich. Ich brachte nun einen Spiegel neben den Platz, wo sie gewöhnlich saß; sie erschaute ihr Bild, und ihre frühere Glückseligkeit schien zurückzukehren: sie war wenigstens eine Zeitlang außer sich vor Freude. Rührend war es, zu sehen, wie sie, wenn der Abend sich nahete, ihr Haupt hart an das Bild im Spiegel legte und dann ihre Befriedigung durch flüsternde Rufe ausdrückte. Nach kurzer Zeit kannte sie den ihr beigelegten Namen und antwortete, wenn sie angerufen wurde. Sie kletterte auch auf mir herum, setzte sich auf meine Schulter und nahm mir den Bissen aus dem Munde. Zweifellos würde ich ihre Erziehung ganz vollendet haben, hätte nicht ein unglücklicher Zufall sie um das Leben gebracht. Die arme Polly verließ eines Morgens, während ich noch schlief, ihren Käfig, flog über Bord und ertrank im Golfe von Mexiko."

Der Prinz von Wied bestätigt im Wesentlichen vorstehende Schilderung. Er fand die Vögel am Mississippi während der Frühjahrsmonate oft in ungeheueren Scharen, obwohl sie von ihren erbittertsten Feinden, den Pflanzern, arge Verfolgung erlitten. Am unteren Missouri wurden sie noch bemerkt, am oberen kamen sie nicht mehr vor. Indianer in der Nähe des Fort Union trugen Bälge dieser Vögel als Zierat am Kopfe. Die Gefangenen, die der Prinz von Wied hielt, nahmen sogleich Nahrung an und wurden

auch bald zahm. Anfangs bissen sie allerdings denjenigen, welcher sie angriff; bald aber gewöhnten sie sich an den Menschen. Ein Gefangener unseres Gewährsmannes endete ebenfalls auf traurige Weise. Er war in der kalten Jahreszeit gefangen worden und suchte im Zimmer sehnsüchtig die Wärme, anfänglich die Sonnenstrahlen, später die Nähe des Kamins. Aber das Feuer wurde ihm verderblich; denn die Hitze bewirkte eine Gehirnentzündung, an welcher er zu Grunde ging.

In späteren Jahren wurden so viele Karolinasittiche lebend auf unseren Tiermarkt gebracht, daß ihr Preis in kurzer Zeit bis auf wenige Mark herabsank. Gegenwärtig sieht man gefangene Vögel dieser Art nur selten in Tiergärten und in den Käfigen der Liebhaber. Einer von diesen bezeichnet den Karolinasittich als „unverbesserlich dummscheu". E. Rey sieht sich veranlaßt, einiges zur Ehrenrettung des Vogels mitzuteilen. „Schon seit mehreren Jahren", sagt er, „halte ich neben anderen Papageien auch Karolinasittiche, die sich trotz ihres allerdings nicht gerade angenehmen Geschreies und trotz ihres unersättlichen Appetits auf Fensterkreuze meine Zuneigung durch andere, höchst liebenswürdige Eigenschaften in dem Grade erworben haben, daß ich mich niemals entschließen konnte, sie abzuschaffen. Schon nach kurzer Zeit hatten sich diese Vögel so an mich gewöhnt, daß sie mir beispielsweise ohne weiteres auf die Hand oder den Kopf flogen, wenn ich ihnen eine Walnuß, die sie besonders gern fressen, vorhielt. Nahm ich dabei die Nuß so, daß sie von der Hand völlig bedeckt wurde, so blieben die Vögel ruhig auf ihrem Beobachtungsposten. Zerbrach ich aber die Nuß in der Hand, ohne sie dabei sehen zu lassen, so rief sie das dadurch entstandene Knacken sofort herbei. Später, als ich diese Papageien in ein Gebauer brachte, gaben sie mir noch mehr Gelegenheit, ihre hohe geistige Begabung näher kennen zu lernen. Eine ihrer gewöhnlichsten Untugenden bestand darin, das Wassergefäß, nachdem ihr Durst gestillt war, sofort umzuwerfen oder zur Thür des Bauers hinaus auf die Erde zu werfen, wobei sie auf die unzweideutigste Weise ihre Freude an den Tag legten, wenn ihre Schelmerei den gewünschten Erfolg hatte, d. h. wenn das Wassergefäß dabei zerbrach. Alle Versuche, letzteres zu befestigen oder die Thür des Käfigs zuzuhalten, scheiterten an dem Scharfsinne der Vögel, so daß jede darauf bezügliche Vorrichtung sehr kurze Zeit ihrem Zwecke entsprach, weil die Papageien nur zu bald begriffen, wie der Widerstand zu beseitigen sei und so, dank der unverdrossenen Bemühung, immer sehr schnell im stande waren, ihr Vorhaben auszuführen. Da ich auf diese Weise nichts erreichte, schlug ich einen anderen Weg ein, indem ich die Vögel jedesmal, wenn ich sie bei solcher Ungezogenheit erwischte, mit Wasser bespritzte. Es gewährte einen unbeschreiblich komischen Anblick, wenn sie sich verstohlenerweise über die vorzunehmende Unthat zu verständigen suchten und gemeinschaftlich vorsichtig die Schiebethür des Käfigs öffneten, indem der eine unten den Schnabel als Hebebaum einsetzt und der andere an der Decke des Käfigs hängt und die Thür mit aller Anstrengung festhält, bis sein Gefährte sie von unten wiederum ein neues Stück gehoben hat. Ist dann nach kurzer Zeit die entstandene Öffnung groß genug, um den unten Beschäftigten herauszulassen, so lugt er erst mit weit vorgestrecktem Halse hervor, bis er mich an meinem Schreibtische sitzen sieht. Hat er sich nun überzeugt, daß ich nichts bemerkte, so holt er ganz vorsichtig den Wassernapf herbei, und dieser geht dann, wenn ich nicht schnell einschreite, demselben Schicksale entgegen wie so mancher seiner Vorgänger. Habe ich sie ruhig gewähren lassen, oder war ich während der Ausführung nicht zugegen, so bekunden sie durch ihr ganzes Wesen das deutliche Bewußtsein ihres begangenen Unrechtes, sobald ich mich zeige.

„Was mir jedoch vor allem anderen diese Papageien lieb und wert macht, ist der Umstand, daß es mir geglückt ist, sie ohne Schwierigkeit an Aus- und Einfliegen zu gewöhnen. Sie treiben sich manchmal von morgens 9 Uhr bis gegen Abend, wenn es

anfängt zu dunkeln, im Freien umher und kommen nur dann und wann, um auszuruhen oder um Nahrung zu sich zu nehmen, in ein Fenster meines Arbeitszimmers, in welchem ich ihnen eine Sitzstange angebracht habe. An einzelnen Tagen fliegen sie wenig und halten besonders um die Mittagszeit einige Stunden Ruhe. Frühmorgens unternehmen sie die weitesten Ausflüge, und des Abends, wenn sie schlafen wollen, kommen sie an ein anderes Fenster am entgegengesetzten Ende meiner Wohnung, in dessen Nähe ihr Käfig seit längerer Zeit steht. Finden sie dieses Fenster verschlossen, so erheben sie ein wahrhaft fürchterliches Geschrei oder suchen sich durch Klopfen an die Scheiben Einlaß zu verschaffen. Ist jedoch zufällig niemand in jenem Zimmer anwesend, so nehmen sie auch wohl ihren Weg durch das ersterwähnte Zimmer und durch mehrere andere, um an ihren Schlafplatz zu gelangen.

„Der Flug selbst ist leicht und schön. Oft stürzen sie sich fast senkrecht von ihrem Sitze im Fenster auf die Straße hinab und fliegen dicht über dem Pflaster dahin, oder sie erheben sich auch wohl über die höchsten Häuser, weite Kreise beschreibend. Fliegen sie nur kurze Strecken, so ist der Flug meist flatternd, bei größeren Ausflügen, die oft 20—25 Minuten dauern, mehr schwebend und pfeilschnell. Wenn sie so mit rasender Schnelligkeit am Fenster vorbeifahren und blitzschnell hart um eine Hausecke biegen oder senkrecht an einer Wand hinauf- und herabfliegen, wird man sehr deutlich an den Flug unserer Edelfalken erinnert. Werden sie von anderen Vögeln verfolgt, so wissen sie diese gewöhnlich durch raubvogelartige Stöße zu verscheuchen. Besonders mit den Turmseglern waren sie fast immer in Neckereien verwickelt. Ein Sperling war einmal so verblüfft über die bunten Fremdlinge, daß er längere Zeit wie gebannt den einen Papagei verfolgte, sich neben ihn setzte und die seltene Erscheinung anstarrte, als dieser zum Fenster zurückgekehrt war, auch solches Spiel mehrmals wiederholte, ohne mich zu bemerken, der ich noch mit einem anderen Herrn am geöffneten Fenster stand.

„Selbstverständlich erregt jedoch das Umherfliegen von Papageien nicht nur die gerechte Verwunderung unserer Vögel, sondern lenkt auch die Aufmerksamkeit der menschlichen Bevölkerung auf sich. Obgleich, besonders in der ersten Zeit, die liebe Jugend die Straße vor meinem Hause förmlich belagerte und es dabei natürlich nicht an dem üblichen Lärm fehlte, so ließen sich doch meine Vögel durchaus nicht stören, sondern setzten ihre Flugübungen fort, ohne sich um die tobende Menge zu bekümmern.

„Unter allen langschwänzigen Papageien, welche ich selbst gefangen hielt oder anderweitig in der Gefangenschaft beobachten konnte, stelle ich den Karolinasittich hinsichtlich seiner geistigen Fähigkeit obenan. Meiner Ansicht nach übertrifft er hierin sogar viele der sonst hochbegabten Kurzschwänze. Zutraulich in der Weise wie die anderen Papageien, die Loris und Kakadus, wird er allerdings nie. Denn er bleibt immer ein mißtrauischer und vor allen Dingen ein sehr vorsichtiger Vogel. Die Bezeichnung ‚dummscheu‘ aber will nun einmal für ihn unbedingt nicht passen.“ Ich stimme hinsichtlich der Würdigung der geistigen Anlagen des Karolinasittichs mit Rey ziemlich überein. Über Vögel, die, wie beschrieben, aus und ein flogen, vermag ich allerdings aus eigner Anschauung nicht zu urteilen; in weiteren oder engeren Käfigen aber habe ich Karolinasittiche oft und viel beobachtet und immer gefunden, daß sie den klügsten und listigsten Papageien an die Seite gestellt werden dürfen. Daß solche Vögel mit der Zeit ebenso zahm werden wie andere ihrer Ordnung, kann für mich keinem Zweifel unterliegen. Es kommt in solchem Falle immer auf die rechte Behandlung an.

*

Unter den Keilschwanzsittichen sind die größten die Araras (Sittace), Papageien von Raben- bis Dohlengröße, die durch den sehr kräftigen und außerordentlich großen,

seitlich zusammengedrückten, auf dem Firste stark gekrümmten und in eine weit überhängende Spitze ausgezogenen Schnabel sowie die nackte Stelle am Vorderkopfe, die Zügel, Augenkreis und den vorderen Teil der Wange in sich begreift, in selteneren Fällen auf eine faltige Haut um den Unterschnabel sich beschränkt, endlich sich auch durch den sehr langen Schwanz von allen übrigen Papageien unterscheiden. Zur Kennzeichnung möge außerdem noch dienen, daß der Oberschnabel vor der Spitze einen deutlichen Zahnausschnitt besitzt, der Unterschnabel höher als der obere und seitlich abgeflacht ist, eine breite Dillenkante und vor der abgestutzten Spitze jederseits eine gerundete Bucht zeigt, daß die nackten Kopfseiten oft mit kurzen, in weit voneinander getrennten Reihen geordneten Federn gekleidet sind, daß in dem langen und spitzigen Fittiche die dritte Schwinge alle anderen überragt, die Flügelspitze sehr lang vorgezogen ist, und daß in dem langen, keilförmigen Schwanze die äußerste Feder ungefähr ein Drittel der Länge der mittelsten besitzt. Das derbe, harte Gefieder prangt in lebhaft grüner, roter oder blauer Färbung. Beide Geschlechter unterscheiden sich nicht und die Jungen unerheblich von den Alten.

Die Araras, fälschlich auch wohl Aras genannt, verbreiten sich vom nördlichen Mexiko bis ins südliche Brasilien und Paraguay, reichen aber nicht bis Chile hinüber. In den Andes steigen einzelne Arten bis zu 3500 m Höhe empor. Die meisten Arten bewohnen den Urwald fern von dem Menschen und seinem Treiben, ziehen sich vor dem Pflanzer auch weiter und weiter zurück und werden mit der zunehmenden Bevölkerung überall seltener. Abweichend von den meisten übrigen Papageien, leben sie paarweise, manchmal einzeln, von anderen Paaren ganz getrennt, öfter mit diesen insofern in einem gewissen Verbande, als sie sich nach der Paarungszeit zu kleinen Gesellschaften scharen; aber nur selten wachsen diese Gesellschaften zu großen Haufen an. Jedes Paar scheint an seinem Wohnsitze treulich festzuhalten und sich wenig von ihm zu entfernen, wohl aber vom Mittelpunkte aus tagtäglich regelmäßige Streifzüge zu unternehmen. Als Mittelpunkt eines solchen Wohngebietes darf man wahrscheinlich den Nistbaum betrachten; denn ein solcher wird von demselben Paare wenigstens alljährlich wieder aufgesucht. Diese Thatsache war schon den alten Peruanern bekannt und eine Quelle des Erwerbes für sie, wie noch heutigestags für viele Indianerstämme Guayanas und Brasiliens; solche Nistbäume waren es, welche vom Vater auf den Sohn vererbt wurden. So anspruchslos die Arara in Bezug auf ihren Nistbaum auch ist: eine weite Höhlung verlangt sie; Bäume aber, die solche bieten, sind auch im Urwalde selten, die Vögel daher an gewisse Gegenden gebunden. Hinsichtlich ihres Wesens unterscheiden sich die Araras durch verhältnismäßige Ruhe und einen gewissen Ernst von anderen Papageien, denen sie im übrigen beziehentlich ihrer Begabungen gleichstehen. Zur Nahrung dienen ihnen vor allem die verschiedenen Baumfrüchte ihrer heimatlichen Wälder. Doch fallen auch sie plündernd in die Felder ein und richten da, wo sie häufig auftreten, erklärlicherweise viel Schaden an. In den Frühlingsmonaten ihrer Heimat legen sie in das altgewohnte Nest 2 Eier, die, wie es scheint, nur vom Weibchen bebrütet werden, wogegen beide Eltern mit ebenso warmer Liebe an ihren Jungen hängen wie die treuen und zärtlichen Gatten aneinander. Die Jungen werden, wie schon seit alten Zeiten, von den Indianern ausgehoben und aufgezogen, die Alten, wie von jeher, noch heutigestags ihrer prachtvollen Federn halber verfolgt.

Unserem Zwecke genügt, wenn ich von den 18 dieser Gattung angehörigen Arten die größte und außerdem diejenigen beschreibe, welche als Gefangene am häufigsten zu uns gelangen.

Größe und eigentümliche Schönheit würdigen die Hyacinth-Arara (Sittace hyacinthina, Psittacus hyacinthinus und augustus, Macrocercus hyacinthinus und augustus,

Ara und Arara hyacinthina, Anodorhynchus hyacinthinus und maximiliani, Abbildung S. 309), obenan gestellt zu werden. Dieser herrliche Vogel, schon an seinem riesenhaften Schnabel kenntlich, ist einfarbig dunkel kobaltblau, auf Kopf und Hals etwas lichter, die Wurzel der Federn grau, die Innenfahne der Schwingen schwärzlich gerandet. Schwingen, Steuerfedern und größte Unterflügeldeckfedern sind glänzend schwarz, wie deren Schäfte. Das Auge ist tief braun, der große nackte Augenkreis und die sehr ausdehnbare nackte Haut um den Unterschnabel hoch orange, der Schnabel schwarz, der Fuß schwärzlichbraun. Die Länge wird von Burmeister zu 1 m, die Fittichlänge zu 42, die Schwanzlänge zu 58 cm angegeben.

Das Verbreitungsgebiet der Hyacinth-Arara beschränkt sich auf den nördlichen Teil des mittleren Brasilien, ungefähr vom 16. Grade südlicher Breite an bis zum Amazonenstrome. Innerhalb dieses Wohnkreises tritt sie jedoch überall nur einzeln auf, gehört deshalb auch zu den selteneren Erscheinungen unseres Vogelmarktes.

Viel häufiger und weiter verbreitet ist die Arakanga (Sittace coccinea und macao, Psittacus ambiguus, macao und aracanga, Arara macao und aracanga, Ara jamaicensis und aracanga, Macrocercus macao und aracanga), ein ebenfalls sehr stattlicher Vogel von 86 cm Länge, 15 cm Breite, 40 cm Fittich- und 32 cm Schwanzlänge. Das Kleingefieder ist scharlachrot, auf Stirn- und Ohrgegend etwas heller, der Hinterrücken und Bürzel sowie die oberen und unteren Schwanzdecken schön himmelblau; die Hand- und Armschwingen nebst ihren Deckfedern und dem Eckflügel sind Berliner Blau, erstere an der Innenfahne breit schwärzlich gerandet, die größten Oberflügeldecken nebst den langen Schulterfedern orangegelb, mit grünem Endflecken geziert, die Steuerfedern scharlachrot, am Ende himmelblau, die beiden äußersten Paare dunkelblau, die unteren Flügeldecken, wie die Schwingen und Steuerfedern unterseits, glänzend scharlachrot. Das Auge ist gelblichweiß, die nackte Wange bräunlich-fleischfarben, der Oberschnabel hornweiß, unten am Wurzelrande mit schwarzem, dreieckigem Flecken geziert, der Unterschnabel schwarz, der Fuß gräulichschwarz.

Die Arakanga lebt in den nördlichen Ländern Südamerikas, von Bolivia und dem nördlichen Brasilien bis Guatemala und Honduras hinauf, kommt jedoch auch in Peru und ebenso wahrscheinlich in Mexiko vor.

Sehr häufig wird mit der vorher beschriebenen Art die Grünflügelarara (Sittace chloroptera, Ara brasiliensis, Macrocercus chloropterus, Arara chloroptera) verwechselt, obwohl sie sich an ihrem dunkel scharlachroten Gefieder und den grünen Oberflügel- und Schulterdecken ersichtlich unterscheidet. Sie vertritt die Arakanga in Mittel- und Südbrasilien, verbreitet sich aber auch weit nach Norden, Süden und Westen hin.

Die letzte Art, die ich erwähnen will, ist die Ararauna (Sittace caerulea und ararauna, Psittacus ararauna und caeruleus, Ara, Arara und Macrocercus ararauna). Alle oberen Teile nebst den Schwanzdecken sind dunkel himmelblau, die Halsseiten und alle Unterteile hoch orangefarben, ein Randstreifen, der Backen und Kinn einfaßt, endlich schwarz. Das Auge ist grünlich-perlgrau, die nackte Kopfseitenstelle bräunlich-fleischfarben, der Schnabel schwarz, der Fuß bräunlichschwarz. Die Länge beträgt 97, die Fittichlänge 40, die Schwanzlänge 52 cm. Das Verbreitungsgebiet stimmt mit dem der Arakanga überein.

Die Araras zählen zu den Charaktervögeln der Urwaldungen. Ebene, von Flüssen durchzogene Wälder bilden ihren bevorzugten Aufenthalt. Früher lebten sie in unmittelbarer Nähe auch der großen Städte; gegenwärtig haben sie sich vor der andringenden Bevölkerung längst zurückgezogen und verschwinden da, wo Pflanzer den Urwald lichten, früher



ARARAS.

oder später. Einzelne Arten beschränken sich nicht auf den Wald, sondern finden sich ebenso in jenen trockenen, höheren Gegenden, welche von der Hitze des Sommers verbrannt sind, und auch in den wilden, felsigen Gebirgen der Provinz Bahia bildet ihr Geschrei die Unterhaltung der Reisenden. „Während man auf den Flüssen der Küstenwälder schifft", sagt der Prinz von Wied, „erblickt man die stolzen Vögel und erkennt sie an ihrer Stimme, Größe



Hyacinth-Arara (Sittace hyacinthina). ⅕ natürl. Größe.

und dem langen Schweife sogleich, wenn sie mit ihren großen, langen Flügeln schlagend langsam durch die hohe dunkelblaue Luft dahinrudern." Die Reisenden pflegen von solchen, den Europäer im höchsten Grade fesselnden Erscheinungen gewöhnlich in übertriebenen Ausdrücken zu reden. So sagt Waterton, ein großartiger Anblick sei, Tausende von Araras in hoher Luft dahinfliegen zu sehen, während der Prinz von Wied und alle übrigen gewissenhaften Beobachter behaupten, daß eine solche Menge wohl noch von niemand vereinigt gesehen worden ist.

„Die Lebensweise dieser schönen Vögel", fährt der Prinz von Wied fort, „ist im allgemeinen nicht verschieden von der anderer Papageien. Am Mittage während der größten

Hitze sieht man sie auf den unteren starken Ästen eines schattenreichen Baumes ausruhend sitzen. Der Hals ist eingezogen, und der lange Schweif hängt gerade herab. Jedoch wird ihre Thätigkeit schon nach ein paar Stunden der Ruhe wieder rege. Sie ziehen außer der Paarungszeit in Gesellschaften nach verschiedenen Früchten umher, die mehrerer Palmenarten, des Sapucajabaumes und anderer aufsuchend, an deren steinharten Schalen sie die Kraft ihrer gewaltigen Schnäbel zu versuchen pflegen. So laut sie sich gewöhnlich hören lassen, so verhalten sie sich doch nach Art aller Papageien still, sobald sie einen Baum mit ihnen angenehmen Früchten entdeckt und sich hierauf niedergelassen haben. Hier erkennt man alsdann ihr Dasein besonders durch das Herabfallen der zerbissenen Fruchthülsen. In vielen Gegenden fanden wir sie namentlich in der kalten Jahreszeit mit der Aufsuchung der Frucht einer Pflanze beschäftigt, die man dort Spinha nennt. Sie kletterten sehr geschickt an den verworrenen Ranken dieser Gewächse herum und waren alsdann dort leichter zu schießen als gewöhnlich. Die Samenkörner dieser Frucht füllten ihren ganzen Kropf an, und zu anderen Zeiten fanden wir ihren Schnabel von gewissen Früchten blau gefärbt.

„Levaillant sagt in seiner ‚Naturgeschichte der Papageien‘, daß die Araras stumpfsinnige Vögel seien, die den Schuß des Jägers nicht fürchten; ich muß aber aus eigner Erfahrung bekennen, daß man in den menschenleeren Wäldern von Brasilien, wo diese Tiere sehr zahlreich sind, sie für die scheuesten und listigsten Vögel hält.“

Daß die Ansicht der Brasilier berechtigt ist, beweisen die Gefangenen, die zu uns gelangen. Man müßte blind sein, wenn man ihre höheren Begabungen verkennen wollte. Die Lebhaftigkeit und Regsamkeit vieler ihrer Verwandten geht ihnen allerdings ab; jedoch würde man ihnen Unrecht thun, wenn man sie als träge oder unbehilflich bezeichnen wollte. Im Vergleiche zu anderen Sittichen erscheinen sie als ruhige, bedächtige und ernste Vögel: Entwickelung der Sinne und Verstand aber kann ihnen nur derjenige absprechen, welcher sie nicht beobachtet hat. Auch sie gewöhnen sich leicht, leichter vielleicht als viele andere Papageien, an veränderte Umstände, gehen, ich will mich so ausdrücken, auf die Wünsche und Eigenschaften des Menschen ein, fügen sich zwar nicht jeder, aber doch einer sanften und verständigen Behandlung und machen nur dann von ihrer bedeutenden Kraft Gebrauch, wenn man sie reizt. Mit ihresgleichen leben sie in innigstem Verbande, mit anderen unschädlichen Vögeln oder Tieren in tiefstem Frieden. Ihr Wesen macht sie, wie ich schon an anderen Orten gesagt habe, angenehm und liebenswert. Sie sind nicht allein gutmütige und anhängliche, sondern auch gegen den Gatten und ihre Brut und ebenso dem geliebten Pfleger gegenüber hingebend zärtliche Vögel.

Wenn Araras auf einem Baume sitzen und fressen, schweigt gewöhnlich die ganze Gesellschaft; höchstens lassen sie leise Laute vernehmen, die einer menschlichen Unterhaltung nicht unähnlich sind. Ihre kreischende Stimme hört man immer dann, wenn sie beunruhigt sind oder wenn sie fliegen; am lautesten schreien sie, wenn der Jäger sich leise herangeschlichen und durch einen Schuß die sorglos fressende Bande erschreckt hat. Dann erheben sie ein Geschrei, das geradezu betäubend werden kann. Auf sie bezieht A. von Humboldt die weiter oben mitgeteilten Worte: ihr Geschrei ist es, welches das Brausen der Bergströme übertönt. Die laute Stimme selbst ist ein sehr rauher, ziemlich einsilbiger Laut, der mit der Stimme unserer Rabenkrähe Ähnlichkeit hat. Der Prinz von Wied sagt, daß man sie nicht durch die Silben „Aras“ oder „Arara“ wiedergeben könne; Burmeister dagegen versichert, Arara oder Aras auch aus dem Geschrei der Freilebenden herausgehört zu haben, und ich meinesteils kann ihm, soweit es sich um Gefangene handelt, nur zustimmen.

Ursprünglich auf die Früchte, Nüsse und Sämereien der Bäume des Urwaldes angewiesen und auch wohlbefähigt, mit ihrem gewaltigen Schnabel selbst die steinharten Schalen

der Früchte verschiedener Palmen zu zertrümmern, erscheinen doch auch die Araras dann und wann als unliebsame Gäste in den Pflanzungen des Menschen. Wie so viele andere fruchtfressende Vögel des Urwaldes, ziehen sie außer der Paarungszeit reifenden Früchten nach, und bei dieser Gelegenheit mag es geschehen, daß sie ihre Wanderungen bis über die Grenzen des Urwaldes ausdehnen und plündernd in Feldern und Obstpflanzungen einfallen. Schomburgk schildert ihre Raubzüge in sehr anschaulicher Weise: „Finden sie ein reifes Feld, so werden rundherum auf den nächsten Bäumen Wachen ausgestellt. Das sonst immerwährende Lärmen und Gekreisch der rauhen Stimmen ist verstummt; nur hin und wieder hört man einen halb unterdrückten knurrenden oder murrenden Laut. Nähert sich der plündernden Gesellschaft ein verdächtiger Gegenstand, so läßt augenblicklich die Wache, die diesen zuerst bemerkt hat, einen leisen Warnungsruf erschallen, den die Räuber, um jener anzuzeigen, daß er gehört worden ist, mit halb unterdrücktem Krächzen beantworten. Sowie die Gefahr dringender wird, fliegt die Wache unter lautem Aufkrächzen von ihrem Posten auf, und mit ihr zugleich erhebt sich die plündernde Herde unter wildem Geschrei, um ihr Heil in schleuniger Flucht zu suchen."

Wie alle Papageien, sind auch die Araras sehr treue Gatten. „Im Monat April des Jahres 1788", erzählt uns Azara, „jagte Manuel Palomares eine Meile von der Stadt Paraguay, schoß eine Arara und befestigte sie am Sattel seines Pferdes. Der Gatte des Vogels folgte dem Jäger bis zu seinem mitten in der Hauptstadt gelegenen Hause, stürzte sich dort auf seinen toten Genossen, verweilte mehrere Tage an derselben Stelle und ließ sich endlich mit Händen greifen. Er blieb sodann als Gefangener in dem Hause." Ähnliche Mitteilungen erhalten wir auch von anderen Forschern, die Araras im Freien beobachteten. Die Gattenliebe ist bei ihnen so ausgeprägt, daß man sagen darf, zwei gepaarte Araras leben nur sich und ihrer Brut. Die gerühmten Zwergpapageien können gegeneinander nicht zärtlicher sein als diese großen Vögel. Immer sieht man Männchen und Weibchen zusammen, und selbst wenn ihrer mehrere fliegen, kann man, wie bei anderen Papageien auch, die einmal verbundenen Paare unterscheiden. Diese gegenseitige Anhänglichkeit ist eine den Brasiliern so wohlbekannte Thatsache, daß sie der Jäger benutzt, um mehrere aus einem Fluge zu erlegen. Denn wenn einer herabgeschossen wurde, erscheint sofort der überlebende Gatte bei ihm, um sich über die Ursache des Trauerfalles aufzuklären, und sein Geschrei lockt dann auch wohl andere desselben Fluges herbei.

„In der Paarungszeit", erzählt der Prinz von Wied weiter, „pflegen die Araras den Brutort oder Stand wieder aufzusuchen, den sie sich einmal erwählt haben, wenigstens dann, wenn sie daselbst nicht beunruhigt worden sind. Man sieht sie somit lange Jahre hindurch an derselben Stelle. Sie wählen, um ihr Nest anzulegen, immer einen hohen Waldbaum von gewaltigem Umfange, an welchem ein hohler Ast oder eine eingefaulte Öffnung sich befindet, die sie dann mit ihrem starken Schnabel bis zu der gehörigen Weite öffnen. Hier legt das Weibchen 2 weiße Eier, wie die meisten Arten der Papageien." Die Eier stehen einem Hühnerei an Größe wenig nach, sind ungleichhälftig, stumpf zugespitzt, nach dem dicken Ende sanft zugerundet und zeigen ein zartes Korn mit dichten, runden, mäßig tiefen Poren. Ob nur das Weibchen brütet oder dann und wann auch vom Männchen abgelöst wird, konnte bisher noch nicht festgestellt werden. Letzteres scheint mir glaublich, mindestens nicht unwahrscheinlich zu sein. Der lange Schwanz wird, wie Schomburgk angibt, beim Brüten zum Verräter, indem er weit aus der Öffnung hervorragt. Nach Azaras Versicherung verliert das Paar sein Nest nicht aus dem Auge und trägt deshalb abwechselnd Atzung zu. Wenn sich jemand naht, verrät es große Unruhe. Die Jungen schreien nicht nach Futter, sondern drücken ihr Begehren dadurch aus, daß sie mit dem Schnabel gegen die Wandung ihrer Nesthöhle klopfen. In ihrer ersten Jugend sind sie, wie alle Papageien,

überaus häßlich und unbeholfen; aber auch nach dem Ausfliegen verlangen sie noch lange Zeit die Obhut und Pflege der Eltern. Die Eingeborenen pflegen sie auszunehmen, bevor sie ihr volles Gefieder erhalten haben; dann werden sie sehr zahm.

Gefangene Araras scheinen von jeher Lieblingstiere der Indianer gewesen zu sein. „Mit reger Teilnahme“, sagt von Humboldt, „sahen wir um die Hütten der Indianer zahme Araras, die auf den Feldern umherflogen wie bei uns die Tauben. Diese Vögel sind eine große Zierde der indianischen Hühnerhöfe; sie stehen an Pracht den Pfauen, Goldfasanen, Baumhühnern und Hockos nicht nach. Schon Kolumbus war die Sitte aufgefallen, Papageien, Vögel aus einer dem Hühnergeschlechte so fern stehenden Familie, aufzuziehen; und gleich bei der Entdeckung Amerikas hatte er beobachtet, daß die Eingeborenen auf den Antillen statt Hühner Araras oder große Papageien essen.“

Etwas Gefährliches bleibt es immer, Araras um sich zu haben; denn nur zu oft gebrauchen sie ihren furchtbaren Schnabel in unerwünschter Weise. Doch gibt es einzelne, die sehr zahm werden. Mein Vater sah einen dieser Vögel in dem Arbeitszimmer des Prinzen von Wied. Die Arara hatte volle Freiheit, in den Gemächern umherzufliegen, hielt sich aber gern in der Nähe ihres Gebieters auf, ließ sich von diesem ruhig ergreifen, auf der Hand im Zimmer umhertragen und streichelte ihm mit ihrem gefährlichen Schnabel die Wangen in zärtlicher Weise. Fremde Besucher sah sie mit den kleinen lebhaften Augen so scharf an, daß es den Anschein hatte, als wolle sie sich deren Gesichtsbildung merken und die Züge tief einprägen. Ich habe mehrere gepflegt, die kaum weniger zahm wurden, jedoch keinen einzigen kennen gelernt, der, wie Kakadus, gegen alle gleich freundlich sich bezeigte. Araras unterscheiden scharf zwischen Bekannten und Fremden, beweisen ihrem Pfleger Anhänglichkeit, zeigen sich Fremden gegenüber jedoch oft launisch und selbst tückisch, verlangen daher immer eine vorsichtige Behandlung. Der Wärter wird freudig begrüßt und darf sich alles mit ihnen erlauben; anderen gegenüber nehmen sie gewöhnlich eine zornige Miene an, indem sie die Kopffedern sträuben und den Schnabel in verdächtiger Weise bewegen.

„Was aus einer Arara werden kann“, schreibt mir Linden, „beweist mir eine Ararauna, die jetzt zu meinen Lieblingsvögeln zählt. Ich bekam sie als einen scheuen, betäubend schreienden, bissigen Vogel, dem ich selbst das nötige Futter nur mit List beibringen konnte, um nicht währenddem von ihm gebissen zu werden. Eine Hungerkur, wie unverständige Pfleger wohl anraten, nahm ich selbstverständlich nicht vor, weil ich erfahrungsmäßig wußte, daß Güte viel eher zum Ziele führt als derartige Maßregeln. Und in der That haben gute Worte und liebevolle Behandlung meiner Arara bald alle früheren Unarten abgewöhnt. Berühren der Schwanzfedern kann sie zwar auch jetzt noch nicht leiden; dagegen läßt sie sich gern Streicheln ihres Kopfes gefallen und streckt dabei nicht selten ihre große fleischige Zunge seitwärts zum Schnabel heraus, gleichsam, als wolle sie damit die ihr gespendete Liebkosung erwidern. Einmal hatte sie einen tüchtigen Schnupfen und infolgedessen verstopfte Nasenlöcher, die ich ihr mit einer Feder reinigte; diese Maßnahme schien ihr offenbar Erleichterung zu verschaffen; denn sie verfehlte nicht, in der unter Papageien üblichen Weise ihre Zufriedenheit zu äußern. Mutwillige Streiche mancher Art läßt sie sich freilich fortwährend zu schulden kommen. An der Thür ihrer Behausung war die Schließfeder zu schwach. Sie erkannte dies bald, untersuchte und fand, daß das Schloß aufsprang, wenn sie hinten die Thür in die Höhe drückte. Nunmehr verließ sie sofort ihr Gebauer, flog im Vogelhause umher und spielte den Holzkäfigen übel mit. Endlich kam ich der Sache auf den Grund und änderte den Verschluß. Hierüber war sie anfänglich höchst verdrießlich, vergaß aber nach und nach die Angelegenheit und wurde im Verlaufe der Zeit so artig, daß ich sie jetzt herauslassen darf, ohne Mutwillen befürchten zu

müssen. Sie bleibt einfach auf der Thür sitzen, und wenn ich ihr sage: ‚Geh' wieder in dein Haus!‘ gehorcht sie sogleich. Von einem großen Wassertopfe macht sie fleißig Gebrauch, um sich zu baden. Hatte ich ihr diesen früher leer in den Käfig gestellt und nicht sogleich gefüllt, so wurde der Topf sofort entzweigeschlagen, wogegen dies andernfalls niemals geschah. Beim Schlafen saß sie selten auf der Stange, sondern hielt sich mit Schnabel und Füßen am Gitter fest; oft auch scharrte sie sich den Sand zusammen und legte sich platt auf den Boden nieder. Anfänglich glaubte ich, daß ihr etwas fehle. Sie wurde aber sehr aufgebracht, wenn ich versuchte, sie vom Boden wegzujagen, und bewies mir dadurch, daß sie jede Störung übel vermerkte. Seitdem ließ ich sie gewähren. Ihre Behausung ist so gestellt, daß sie den ganzen Garten vor sich hat und alle Wege übersehen kann. Infolgedessen hat sie sich zum Wächter und Warner meiner ganzen Papageiengesellschaft aufgeschwungen. Wenn ein Hund oder eine Katze des Weges kommt, verfehlt sie nie, dies mit einem eigentümlichen Aufschrei anzuzeigen. Ihre Nachbarn, Kakadus und Amazonen, wiederholen den Warnungsruf, und es tritt dann plötzlich eine so tiefe, minutenlange Stille ein, daß man nicht zweifeln kann, die Warnung sei von jedem anderen Vogel vollkommen verstanden worden.“

Araras lernen selten so gut sprechen wie andere Papageien, entbehren jedoch durchaus nicht aller Begabung hierzu. „Meine Arara“, schreibt Siedhof meinem Vater, „hat eine große Befähigung zum Sprechen entwickelt und zwar unter der alleinigen Leitung meiner zahmen Elster, die sehr gut spricht. Mehr als 4 Monate nach dem Empfange war die Arara bis auf das entsetzliche Schreien vollständig stumm. Da mußte ich sie einst an eine andere Stelle bringen, wo sie meiner unaufhörlich schwatzenden Elster gegenüber hing. Sie hatte dort gerade 10 Tage gehangen, als sie begann, der Elster alles nachzusprechen. Jetzt ruft sie meine Kinder mit Namen und lernt sogleich, was man ihr noch vorsagt; nur hat sie die Eigenheit, daß sie regelmäßig bloß dann spricht, wenn sie allein ist.“ Auch die vorher geschilderte Ararauna hat sprechen gelernt, ohne von ihrem Pfleger unterrichtet worden zu sein. Hierüber berichtet mir Linden: „‚Guten Tag, Aras‘, ist jetzt das erste des Morgens, wenn der Vogel mich sieht. Früher kam es ihm nicht darauf an, zu jeder Tagesstunde so zu grüßen; gegenwärtig bringt er seinen Gruß mit der Zeit vollständig in Einklang. ‚Jakob ist ein Kakadu, nein, ein Papagei, ein Spitzbub. Polly, guter Polly, komm zu mir.‘ Gebe ich ihm eine Feige, ein Stückchen Apfel, so verzehrt er es mit dem Ausspruche: ‚Das ist gut, gelt Jakob.‘ Bei einem Stückchen Zucker dagegen sagt er: ‚Das ist ganz gut‘ und bekräftigt den Ausspruch noch außerdem mit verschiedenen Kopfbewegungen. Für Darreichen seines gewöhnlichen Futters gibt es keinen Dank, im Gegenteile oft einen Hieb, wogegen er bei Leckereien solchen niemals austeilt. Das auf dem Boden seines großen Kastenkäfigs stehende Futtergeschirr wurde von ihm oft umgeworfen und hin und her geschleppt, was ich ihm mit den Worten ‚Keine solche Dummheiten machen‘ verwies. Jetzt sagt er, wenn er in die alte Gewohnheit verfällt, selbst ‚das sind Dummheiten‘, und wenn ich ihm das Geschirr wegnehme, tröstet er sich, indem er mit dem Schnabel im Sande hin und her streicht, und sagt dazu mitunter ‚Gelt, Dummheiten‘. Dem oben erwähnten Amazonenpapagei, der sehr deutlich und mit vielem Ausdrucke spricht: ‚Laura, du hast ja Augen wie Perlen; mein Schätzchen, was willst du noch mehr‘, hat er dieses abgelauscht, verwechselt jedoch noch oft Worte und Satzstellung.“

Zweckmäßig gepflegte Araras erreichen in Gefangenschaft ein hohes Alter. Azara verbürgt ein Beispiel, daß eine 44 Jahre in einer Familie lebte, zuletzt aber altersschwach wurde und schließlich nur gekochten Mais zu verdauen vermochte. Einer Angabe Bourjots zufolge soll im Jahre 1818 ein Pärchen Ararauna, das in Caen gefangen gehalten wurde, auch genistet haben.

Die Jagd der Araras wird von Eingeborenen und Weißen mit gleichem Eifer betrieben; auch der europäische Jäger schätzt sich glücklich, wenn ein wohlgezielter Schuß ihm den herrlich gefärbten Vogel in die Hände liefert. „Vorsichtig", sagt der Prinz von Wied, „und von dem dichten Gebüsche oder den Stämmen gedeckt, schleicht sich der Jäger an ihre Gesellschaften heran und erlegt dann zuweilen mehrere von ihnen auf einen Schuß. Ihre laute Stimme, die, wie bemerkt, immer gehört wird, wenn sie fliegen oder beunruhigt sind, macht gewöhnlich den Jäger aufmerksam. Man erlegt sie mit schwerem Blei, da man meistens in die Wipfel der höchsten Waldbäume nach ihnen schießen muß. Verwundet, klammert sich der Vogel mit seinem starken Schnabel und seinen Krallen oft fest an die Zweige an und bleibt noch eine Zeitlang in dieser Stellung. Erhält der Jäger aber die ersehnte Beute, so gibt sie ihm eine erwünschte Speise. Das Fleisch kocht gleich dem Rindfleische und ist an alten Vögeln hart, in der kalten Jahreszeit oft sehr fett, gibt aber eine kräftige Brühe. Die schönen Federn werden vielfältig benutzt; jeder Jäger, welcher eine Arara erlegte, wird seinen Hut mit schönen roten und blauen Schwung- und Steuerfedern zieren. Die Brasilier gebrauchen die Schwungfedern zum Schreiben, viele Stämme der Wilden alle übrigen zum Putze. Die bunten Schwungfedern nehmen sie am liebsten zur Befiederung ihrer Pfeile, und noch heutzutage schmücken sich viele von ihnen mit dem Prachtgefieder. Ehemals arbeiteten die jetzt wenigstens in einem gewissen Grade gebildeten Stämme der Lingoa geral mancherlei Putzgegenstände aus solchen Federn, die sie in hohlen, mit Wachs verklebten Büchsen bis zum jedesmaligen Gebrauche aufbewahrten. Die Tupinamben an der Ostküste, die den von mir bereisten Strich bewohnten, begingen das Fest eines zu erschlagenden oder zu verzehrenden gefangenen feindlichen Kriegers auf feierliche Art. Der Totschläger, der die Keule führte, war mit einem gewissen Gummi und darauf über und über mit kleinen Ararafedern beklebt. Auf dem Kopfe trug er eine Krone von den Schwanzfedern dieser schönen Vögel. Ararafedern waren bei diesen Wilden das Zeichen des Krieges. Heutzutage noch lieben die Völker jenen ebenso natürlichen wie schönen Putz, von dessen Gebrauch die Jesuiten nur nach langen Anstrengungen die jetzt entwilderten Küstenstämme entwöhnten."

Ein allgemein bekannter Vogel, der Jako (Psittacus erithacus, cinereus, ruber, erythroleucus und varius), Vertreter der Gattung der Graupapageien (Psittacus) und der gleichnamigen Unterfamilie (Psittacinae), ist der gelehrigste aller Papageien. Die Merkmale der Gattung sind kräftiger, auf dem Firste abgerundeter Schnabel, lange Flügel mit wohl entwickelter Flügelspitze, mittellanger, fast gerade abgeschnittener Schwanz und großfederiges Gefieder, das Nasenlöcher, Wachshaut, Zügel und Augenkreis unbekleidet läßt. Der Jako selbst ist leicht beschrieben, denn er zeigt eigentlich nur zwei Hauptfarben auf seinem Gefieder. Der Schwanz ist scharlachrot; alle übrigen Federn sind aschgrau, etwas lichter gerandet. An Kopf und Hals treten diese Ränder stärker hervor als im übrigen Gefieder, und deshalb erscheinen diese Teile lichter. Wenn der feine Puderstaub, der in der Regel das Gefieder dick bedeckt, abgewischt wird, sehen die Federn schiefer-schwarzblau aus. Mancherlei, zum Teil prachtvoll gefärbte Spielarten, bei welchen einige Armschwingen oder auch andere Teile des Gefieders rot angeflogen sind, kommen vor, gelangen aber selten nach Europa, weil die an der Westküste wohnenden Kaufleute solche Vögel, in Westafrika „Königspapageien" genannt, für sich zu behalten pflegen. Der junge Jako unterscheidet sich vom alten durch fahleres, bräunliches Grau des Gefieders und durch grauen Augenstern. „Die Streitfrage", schreibt mir Reichenow, „ob die Schwanzfedern der Graupapageien

in der Jugend rot oder grau sind, habe ich trotz besonderer Aufmerksamkeit, die ich dieser Frage widmete, nicht entscheiden können. Mehrfach erhielt ich freilich junge Vögel, bei welchen die Grundteile der Federn dunkelgrau, die Seiten schmutzig rotbraun gefärbt waren, so daß es den Anschein hatte, als wenn hier eine allmähliche Verfärbung vom Grunde aus stattfinde; solche Stücke stammten jedoch stets aus den Bergen des Binnenlandes und gehörten, wie neuerliche Forschungen festgestellt zu haben scheinen, der längst bekannten, nahe verwandten Art Psittacus timneh an.“ Der Augenstern des alten Jako



Jako (Psittacus erithacus). ⅔ natürl. Größe.

ist gelb, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau. Das Männchen ist ein wenig größer als das Weibchen. Die Länge beträgt 31, die Breite 65, die Fittichlänge 22, die Schwanzlänge 8 cm.

Das Verbreitungsgebiet des Jako erstreckt sich in Westafrika von der Goldküste bis nach Benguela sowie auf Fernando Po und die Prinzeninsel und reicht durch das Innere bis zum Tsadsee und etwa bis zu der Wasserscheide der Nordhälfte des Kongogebietes, fällt demnach hier ungefähr mit dem der Ölpalme zusammen. In den Hinterländern von Angola und Benguela und in den südlicheren Teilen des Kongogebietes scheint er nicht vorzukommen. Innerhalb des bekannten Verbreitungskreises tritt der Vogel fast überall, wo einigermaßen zusammenhängende größere Waldungen oder auch bloß vollwüchsige, langgestreckte Galeriewälder sich finden, sehr häufig auf, und es erscheint daher sehr befremdend, daß wir über sein Freileben erst in neuerer Zeit Kunde erlangt haben.

Meine Leser danken mit mir Reichenow, der den Graupapagei eingehender und sachgemäßer beobachtet hat als jeder andere und so freundlich gewesen ist, seine Erfahrungen mir zur Verfügung zu stellen, das Nachstehende:

„Wohin man sich auch wendet, überall begleitet einen das Gekrächze der Jakos. Sie sind in Westafrika, namentlich aber an der Goldküste, im Nigerdelta, am Kamerun und Gabun überaus häufig; denn die Natur bietet ihnen hier in den unzugänglichen Waldungen des Schwemmlandes der Flußmündungen so außerordentlich geschützte und zusagende Wohnorte, daß die Verfolgung, die sie seitens der Eingeborenen und der wenigen sie bedrohenden Feinde zu erleiden haben, kaum in Betracht kommt. Hauptsächlich die Mangrovenwaldungen nahe der Küste sind es, in welchen sie nisten, indem sie vorhandene Höhlungen in den Bäumen benutzen oder Astlöcher mit Hilfe ihres kräftigen Schnabels zu geeigneten Brutstellen erweitern. Während der Brutzeit, die in die Regenmonate, je nach Lage der betreffenden Örtlichkeit nördlich oder südlich des Gleichers, also in unsere Sommer- oder Wintermonate fällt, leben die Paare mehr oder weniger einzeln; nach der Brutzeit dagegen schlagen sie sich nebst ihren Jungen mit anderen Artgenossen zu Gesellschaften zusammen, die vereint umherstreifen, gemeinschaftlich Nahrung suchen und gemeinsam Nachtruhe halten. Sie wählen nunmehr zu bestimmten Schlafplätzen die höchsten Bäume eines Wohngebietes und vereinigen sich hier allabendlich. Aus verschiedenen Richtungen her erscheinen um Sonnenuntergang größere oder kleinere Trupps, so daß die Anzahl der endlich versammelten Vögel oft viele Hunderte erreichen kann. Solche Schlafplätze werden bald bemerkbar. Weithin durch die Gegend schallt das Gekrächze der ankommenden und aufbäumenden Vögel, und erst mit Eintritt der Dunkelheit verstummt es gänzlich. Am nächsten Morgen erhebt es sich von neuem und verkündet jetzt den allgemeinen Aufbruch. Fortwährend lärmend, krächzend und kreischend, ziehen die Graupapageien dem Binnenlande zu, um sich in den auf den Hochebenen mit Vorliebe angelegten Maisfeldern der Neger gütlich zu thun. Halbreifer Mais bildet ihre Lieblingsnahrung, und erschreckend sind die Verheerungen, die sie in den Feldern anrichten. Gegen Sonnenuntergang erst treten sie den Rückzug an, um sich wiederum auf ihren Schlafplätzen zu versammeln. Bei diesen regelmäßigen Streif- und Raubzügen halten sie stets dieselben Zugstraßen ein, insofern sie auf letzteren nicht beunruhigt werden. Wir benutzten solche bald erkundeten Wechsel zum Anstande, um unserer Küche aufzuhelfen, konnten jedoch einen Platz niemals längere Zeit nacheinander behaupten, weil die klugen Vögel sich die betreffenden Stellen merkten und in weitem Bogen umflogen. (Vergleiche auch S. 265.)

„Der Flug der Graupapageien ist erbärmlich zu nennen. Mit kurzen, schnellen Flügelschlägen streben sie in gerader Richtung ihrem Ziele zu: es gewinnt den Anschein, als ängstigten sie sich und fürchteten, jeden Augenblick herabzufallen. Als wir die Küste betraten und zum erstenmal in der Ferne fliegende Jakos bemerkten, glaubten wir Enten vor uns zu sehen; denn deren Fluge glich der ihrige. Ein Schuß bringt die fliegenden Jakos vollständig außer Fassung: sie stürzen nach dem Knalle, oft förmlich sich überschlagend, tief herab und erheben sich erst langsam wieder. Lautes Krächzen, wie sie es sonst nur angesichts eines sie bedrohenden Raubvogels ausstoßen, verrät die Angst, die sie ausstehen. Schreckhaft zeigen sie sich überhaupt bei jedem ungewöhnlichen Ereignisse."

Über das Brutgeschäft vermochte Reichenow eigne Beobachtungen nicht zu gewinnen, und wir sind daher auf die Angaben von Keulemans angewiesen. Auf der Prinzeninsel, wo der letztgenannte Reisende sammelte, findet die Brutzeit im Dezember, nach der Regenzeit, statt. Als Nest dient eine meist sehr tiefe Baumhöhlung. Das Weibchen legt bis 5 rein weiße, ungleichhälftige, nach dem stumpfen Ende sanft, nach dem spitzen stark abfallende und stumpf zugespitzte Eier. Da die Vögel ihre Nester nur im unzugänglichsten

Waldesdickicht anlegen, ist es nicht leicht, diese zu finden. In einem gewissen Umkreise findet man oft einige hundert brütende Paare, meist aber nur ein Nest in je einem Baume. Die Alten wissen ihre Brut gut zu verteidigen und werden hierbei von ihren Genossen unterstützt. Die Eingeborenen nehmen die Jungen nicht aus dem Neste, weil sie glauben, es herrsche darin eine solche Hitze, daß man sich die Finger verbrennen würde, wollte man mit der Hand in die Nesthöhle greifen.

„Unter den gefiederten Räubern", fährt Reichenow fort, „scheint namentlich der Geierseeadler (Gypohierax angolensis) ein gefährlicher Feind der Graupapageien zu sein. Ich sah ihn mehrfach letztere verfolgen und erkannte an ihrer entsetzlichen Angst, wie sehr sie diesen Raubvogel fürchteten. Daß dieser, trotzdem er kein gewandter Flugkünstler ist, die ungeschickten Flieger einzuholen und zu überwältigen vermag, unterliegt keinem Zweifel." Reichenows Angabe steht mit einer von Keulemans ausgesprochenen Behauptung durchaus im Widerspruche. Letzterer bezeichnet die Jakos als sehr unverträgliche Gesellen und versichert, daß Raubvögel von ihnen gemeinschaftlich angegriffen und in die Flucht geschlagen würden. Ich weiß nicht, ob sich diese Behauptung auf bestimmte Beobachtungen stützt, glaube aber nicht an ihre Richtigkeit, weil alle Papageien, über deren Freileben wir Kunde haben, sich so benehmen, wie Reichenow schildert.

Dohrn rühmt den Braten, den ein zweckentsprechend zubereiteter Jako liefert, als vortrefflich von Geschmack; Reichenow dagegen läßt nur einer aus dem sehr fetten Fleische gekochten Suppe Gerechtigkeit widerfahren und sagt von dem Fleische, das wie Rindfleisch aussieht, es sei so zähe, daß man trotz scharfer Messer und guter Zähne es nicht zu zerkleinern vermöge. Auch andere Reisende nennen das Fleisch zähe und höchstens zum Auskochen für Suppen geeignet. Die Eingeborenen urteilen mehr wie Dohrn, doch ist hierauf nicht viel zu geben, weil die Afrikaner meist sehr geringe Ansprüche an ihnen gelegentlich zufallende Fleischnahrung machen. Indessen sagt auch Schweinfurth von dem im Monbuttulande weit verbreiteten Vogel, daß ihm „des wohlschmeckenden Fleisches wegen" sehr häufig nachgestellt werde. Den Jako jagt man übrigens weniger seines Fleisches als seiner roten Schwanzfedern halber, weil alle Neger die letzteren zu kriegerischem Kopfputze und anderem Zierat benutzen oder zu allerlei Zauberwerk verwenden.

Überall, wo der Jako vorkommt, wird er von den Eingeborenen gefangen, gezähmt und zum Sprechen abgerichtet, auch als Tauschgegenstand oder als Handelsware verwertet. Denham, Clapperton und Oudney brachten lebende Jakos vom Tsadsee nach England, von Heuglin traf denselben Vogel im Lande der Njam-Njam und Bongo; alle Reisenden, welche die Westküste Afrikas besuchten, fanden ihn lebend im Besitze der Eingeborenen, bei dem einen Stamme häufiger, bei dem anderen seltener. „Der Jako", bemerkt Reichenow ferner, „ist der einzige Vogel, der von Westafrika aus regelmäßig auf den europäischen Tiermarkt gelangt; denn die verhältnismäßig wenigen anderen Käfigvögel, die aus diesen an anziehenden und fesselnden Erscheinungen so reichen Gegenden zu uns kommen, treffen mehr oder weniger unregelmäßig ein. Der Grund zur Erklärung dieser Thatsache liegt in der Teilnahmlosigkeit und Unzugänglichkeit der Eingeborenen jener Gegenden. Die Neger der Westküste Afrikas sind zu träge, um sich mit dem Vogelfange zu befassen. Vollständig stumpf gegen die sie umgebende Natur, empfinden sie auch keine Freude an gefiederten Hausgenossen. Die Vogelwelt hat für ihren Haushalt nur die eine Bedeutung: den Magen zu füllen. Ich sah daher auch bloß bei den geweckten Bewohnern der Goldküste kleine Käfigvögel. Der Jako aber macht fast allerorten eine Ausnahme von dieser Regel."

Keulemans gibt an, daß man die Graupapageien auf der Prinzeninsel immer erst nach dem Ausfliegen in Schlingen fange, daß sie leicht in Fallstricke aller Art fallen sollen und dann durch entsetzliches Geschrei sich verraten. Auch diese Angabe gilt, nach Reichenow,

für das Festland nicht. „Kein einziger aller Jakos, der lebend zu uns gelangt", schließt mein Gewährsmann, „wird als alter Vogel gefangen; alle werden jung, noch vor dem Ausfliegen, von den Negern aus den Nestern gehoben. Im Binnenlande sammeln die Häuptlinge oder die vornehmsten Bewohner der Negerdörfer die jungen Vögel auf, die sie nach und nach erlangen, um sie später in größerer Anzahl gleichzeitig nach der Küste zu bringen. Inzwischen lassen sie die Tiere mit beschnittenen Flügeln frei umherlaufen. Man sieht daher die Papageien in den Dörfern allenthalben auf den Strohdächern der Hütten oder auf Bäumen, die für sie vor den Hütten aufgerichtet sind, nach Art unserer Haustauben sitzen und erfreut sich des ungewohnten Schauspieles in so hohem Maße, daß das entzückte Auge das gemarterte Ohr beschwichtigt. Unmittelbar nach der Brutzeit kann man einen jungen Jako an der Küste mit 3 Mark unseres Geldes kaufen und im Inneren des Landes gegen Waren von noch viel geringerem Werte eintauschen; später steigen die Preise, und auf den englischen Postdampfern werden oft 15—18 Mark für einen Graupapagei gezahlt. Ältere, durch längere Gefangenschaft bereits gezähmte Vögel stehen höher im Preise als junge, weshalb die Neger an vielen Orten, besonders die gewinnsüchtigen, halbgebildeten, in den Missionshäusern erzogenen Schwarzen, Jakos längere Zeit zu halten und ihnen einige Worte ihrer Sprache oder kauderwelsches Englisch zu lehren pflegen. Jedes Schiff, welches die Küste Westafrikas verläßt, führt eine mehr oder minder erhebliche Anzahl von Jakos mit sich. Von dieser Anzahl gehen während der kurzen Seereise, trotz der höchst mangelhaften Pflege, nur wenige ein; um so bedeutender aber ist die Sterblichkeit unter denen, die nach Europa gelangten. Die schlechte Behandlung unterwegs legt den Todeskeim. Der größte Mangel der Pflege beruht darin, daß ein absonderlicher, aber allgemein verbreiteter Irrtum die Schiffer verleitet, den Papageien unterwegs Trinkwasser vorzuenthalten. Da nun hauptsächlich trockenes Hartbrot als Futter gereicht, Trinkwasser aber entzogen wird, müssen notwendigerweise Verdauungsstörungen und damit Krankheiten der Verdauungswerkzeuge eintreten, denen die Vögel zum größten Teile erliegen. Das Schiff, auf welchem ich zurückkehrte, brachte einige 30 Graupapageien mit herüber. Sie erhielten auf meine Veranlassung zweimal täglich Trinkwasser und kamen, bis auf einen einzigen, in bester Gesundheit in Europa an. Beachtet man ferner, daß die Jakos in der Freiheit vorzugsweise mehlige Sämereien fressen, und reicht man ihnen anfänglich nur solche, nicht aber Hanf und andere Ölsamen, so wird man schwerlich Verlust dieser harten Vögel zu beklagen haben."

„Die von der Loangoküste stammenden Jakos", schreibt Pechuel-Loesche, „werden auf dem europäischen Markte als ‚Kongovögel' am höchsten geschätzt und von den Händlern in England unter Hunderten von ankommenden sogleich mit Sicherheit erkannt. Auch an anderen westafrikanischen Küstenstrecken, wo Graupapageien heimisch sind, werden dennoch die von Loango, die ungewöhnlich groß und sehr schön befiedert sind, begehrt. Je nach ihrer Schönheit haben sie bereits im Lande einen Wert bis zu 10 und 15 Mark. Besonders hohe Preise erzielen die sogenannten ‚Königsvögel', deren Gefieder mehr oder minder hervortretend die rote Färbung des Schwanzes zeigt. Es sind seltene Vögel, die noch seltener nach Europa gelangen. Die Eingeborenen könnten mit Graupapageien gute Geschäfte machen, wenn ihr Fang nicht so schwierig und teilweise auch gefährlich wäre. Sie nisten in Baumlöchern, aber nur je ein Pärchen auf einem Urwaldriesen. Sind die Jungen flügge und haben sie sich bereits umherkletternd vor dem Neste gezeigt, so besteigt man nach eingebrochener Dunkelheit den erkundeten Baum, hält einen Sack oder ein Netz vor die Öffnung der Bruthöhle und klopft mit einem Knüppel an den Stamm. Sofort fährt die ganze erschreckte Familie heraus und in den Sack. Am nächsten Morgen wird dieser geöffnet; die Alten läßt man davonfliegen, da sie leider niemals zahm werden, die Jungen, 3—5, zieht

man auf. Es ist sehr zu bedauern, daß die alten Jakos nicht zu zähmen sind, denn die in der Wildnis aufgewachsenen Vögel sind ausnahmslos viel schöner und stattlicher als alle vom Menschen aufgezogenen Nestlinge.“

Der Jako ist einer der beliebtesten aller Stubenvögel und verdient die Gunst, die er genießt; denn er besitzt Sanftmut, Gelehrigkeit und Anhänglichkeit an seinen Herrn, die Bewunderung erregen. Sein Ruhm wird sozusagen in allen Sprachen verkündigt; von ihm erzählt jede Naturgeschichte, ja jedes Buch überhaupt, das einen Teil des Tierlebens behandelt. Eine Menge anmutiger Geschichten von ihm sind aufgezeichnet worden. Schon Levaillant erzählt sehr ausführlich von einem dieser Papageien, der in der Gefangenschaft eines Kaufmanns in Amsterdam lebte, und rühmt die guten Eigenschaften des Vogels. „Karl, so hieß dieser Papagei, sprach fast so gut wie Cicero; denn ich würde einen ganzen Band mit den schönen Redensarten anfüllen können, die er hören ließ und die er mir, ohne eine Silbe zu vergessen, wiederholte. Dem Befehle gehorsam, brachte er die Nachtmütze und die Pantoffeln seines Herrn und rief die Magd herbei, wenn man sie im Zimmer brauchte. Sein bevorzugter Aufenthalt war der Kaufladen, und hier erwies er sich nützlich; denn er schrie, wenn in Abwesenheit seines Herren ein Fremder eintrat, so lange, bis jemand herbeikam. Er hatte ein vortreffliches Gedächtnis und lernte ganze Sätze und Redensarten des Holländischen vollkommen genau. Erst im 60. Jahre seiner Gefangenschaft wurde das Gedächtnis schwach, und er vergaß täglich einen Teil von dem, was er schon konnte. Er wiederholte nie mehr als die Hälfte einer Redensart, indem er selbst die Worte versetzte oder die eines Satzes mit denen eines anderen mischte.“

Levaillant hat mit Vorstehendem keineswegs eine erschöpfende Beschreibung gegeben. Nach ihm haben viele über diesen Papagei berichtet und mehr oder minder wichtige Beobachtungen gesammelt. Aus ihnen geht zur Genüge hervor, daß fast alle Gefangenen im wesentlichen dieselben Eigenschaften besitzen. Doch gibt es unter ihnen ausgezeichnete, und ein solcher, vielleicht der ausgezeichnetste aller Papageien überhaupt, lebte jahrelang in Wien und Salzburg und fand treue und fleißige Beobachter. Deren Mitteilungen sind bereits wiederholt gedruckt worden, demungeachtet müssen sie hier ihre Stelle finden. Lenz hat vollkommen recht, wenn er sagt, daß vielleicht niemals, seit Vögel auf Erden leben, ein Papagei oder sonst ein Vogel Höheres in Kunst und Wissenschaft geleistet habe als gedachter Papagei. Das Wundertier wurde im Jahre 1827 von dem Ministerialrat Andreas Mechletar im Auftrage des Domkapitulars Joseph Marchner zu Salzburg von einem Schiffskapitän zu Triest für 25 Gulden erkauft und kam im Jahre 1830 in den Besitz des Domceremoniarius Hanikl. Dieser gab ihm täglich vormittags von 9—11 oder abends von 10—11 Uhr regelrechten Unterricht, beschäftigte sich außerdem viel mit ihm und bewirkte so die hohe Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten. Nach Hanikls Tode wurde der Papagei für 150 Gulden und im Jahre 1840 zum zweitenmal für 370 Gulden verkauft. Ein Freund meines verstorbenen Vaters, Graf Gourcy Droitaumont, war der erste, der im Jahre 1835 in Okens „Isis“ einen Bericht über den Vogel gab. Diesen Bericht hat der letzte Besitzer, von Kleimayrn, auf Wunsch unseres Lenz vervollständigt, und so konnte letzterer das ihm Mitgeteilte zusammenfassen, wie folgt:

„Der ‚Jako‘ achtet auf alles, was um ihn her vorgeht, weiß alles zu beurteilen, gibt auf Fragen die richtige Antwort, thut auf Befehl, was ihm geheißen wird, begrüßt Kommende, empfiehlt sich Gehenden, sagt nur früh ‚Guten Morgen‘ und nur abends ‚Gute Nacht‘, verlangt Futter, wenn er Hunger hat. Jedes Mitglied der Familie ruft er bei seinem Namen, und das eine steht mehr bei ihm in Gunst als das andere. Will er mich bei sich haben, so ruft er: ‚Papa komm her!‘ Was er spricht, singt und pfeift, trägt er ganz so vor wie ein Mensch. Zuweilen zeigt er sich in Augenblicken der Begeisterung als Improvisator,

und seine Rede klingt dann genau wie die eines Redners, den man von weitem hört, ohne ihn zu verstehen.

„Nun das Verzeichnis dessen, was der ‚Jako‘ spricht, singt, pfeift &c.: ‚Geistlicher Herr! guten Morgen.‘ — ‚Geistlicher Herr! ich bitt' um a Mandl.‘ — ‚Magst a Mandl? Magst a Nuß? Bekommst schon 'was. Da hast 'was.‘ — ‚Herr Hauptmann, grüß Gott, Herr Hauptmann.‘ — ‚Frau Baumeisterin, gehorsamer Diener.‘ — ‚Bauer, Spitzbub, Spitzbub, Bauer, Wilddieb, gehst weiter? gehst weiter, gehst nach Haus, gehst nach Haus oder nicht? wart du Kerl!‘ — ‚Du Lump du! Du Kerl, du abscheulicher du!‘ — ‚Braver Paperl, guter Paperl!‘ — ‚Du bist a braves Buberl, gar a brav's Buberl!‘ — ‚Bekommst an Kukuruz, bekommst schon 'was.‘ — ‚Nani! Nani!‘ — ‚Herr Nachbar! Zeit lassen! Herr Nachbar! Zeit lassen!‘ Wenn jemand an der Thür klopft, so ruft er sehr laut, sehr deutlich und ungemein täuschend, wie ein Mann: ‚Herein, herein! Befehl mich, Herr Bräu, gehorsamer Diener! Freut mich, daß ich die Ehre hab', freut mich, daß ich die Ehre hab'.‘ Er klopft auch selbst an sein Haus und ruft obiges. — Er ahmt den Kuckuck sehr gut nach. — ‚Gib mir a Busserl, a schön's Busserl; kriegst a Mandl.‘ — ‚Schau her da!‘ — ‚Komm heraus!‘ — ‚Komm herauf, komm her da!‘ — ‚Mein liebes Paperl!‘ — ‚Bravo, bravissimo!‘ — ‚Beten, gehen wir zum Beten!‘ — ‚Gehen wir zum Essen!‘ — ‚Gehen wir zum Fenster!‘ — ‚Hieronymus, steh auf!‘ — ‚Ich geh', bsiet Gott!‘ (behüt' dich Gott). — ‚Es lebe unser Kaiser! er lebe recht lange!‘ — ‚Wo kommst du her? Verzeihen Ihr' Gnaden, ich hab' 'glaubt, Sie sei'n a Vogel.‘ — Wenn er etwas zerbeißt oder in seinem Hause etwas ruiniert, so sagt er: ‚Nicht beißen, gib Ruh'! Was hast 'than?‘ — ‚Was hast du gethan? Wart, du Spitzbub du! Du Kerl du! Wart, ich hau' dich!‘ — ‚Paperl, wie geht's dir denn, Paperl?‘ — ‚Hast 'was z'essen?‘ — ‚Guten Appetit!‘ — ‚Bst! Bst! Gute Nacht!‘ — ‚Der Paperl darf herausgehen, komm, allo komm!‘ — ‚Paperl, schieß, schieß, Paperl!‘ Dann schießt er, indem er laut ruft ‚Puh!‘ — ‚Gugu! Gugu!‘ (da da da da da). ‚Geh nach Haus! Gehst nach Haus? Allo marsch!‘ — ‚Gleich geh nach Haus! Wart, ich hau' dich!‘ Er läutet an einer Glocke, die in seinem Hause angebracht ist, und ruft laut: ‚Wer läut'? Wer läut'? Der Paperl.‘ — ‚Kakadu, Kakadu!‘ — ‚Gagagaga! Wart mit dein Ga, du — — du!‘ — ‚'s Hunderl ist da, a schön's Hunderl ist da, gar a schön's Hunderl!‘ Dann pfeift er dem Hunde. — Er fragt: ‚Wie spricht's Hunderl?‘ Dann bellt er. Darauf spricht er: ‚Pfeif 'n Hunderl!‘ Dann pfeift er dem Hunde. Wenn man ihm befiehlt: ‚Schieß!‘ so schreit er ‚Puh!‘ Dann macht er ein ordentliches Kommando: ‚Halt! richt' euch! Halt, richt'! Macht euch fertig! Schlagt an, hoch! Feuer! Puh! Bravo, bravissimo!‘ Bisweilen läßt er das ‚Feuer‘ aus und ruft nach dem ‚Schlagt an, hoch!‘ gleich ‚Puh!‘ worauf er aber nicht ‚Bravo, bravissimo!‘ ruft, gleichsam im Bewußtsein seines Fehlers. — ‚Bsiet Gott, a Dio! Bsiet Ihnen Gott!‘ So sagt er zu den Leuten, wenn sie fortgehen. ‚Was? mich beuteln? was? mich beuteln?‘ Er macht ein Zetergeschrei, als wenn er gebeutelt würde. Dann ruft er wieder: ‚Was? mich beuteln? mich beuteln? Wart du Kerl! Mich beuteln?‘ — ‚Ja, ja, ja, so geht's auf der Welt! A so, A so!‘ Dann lacht er mit der größten Deutlichkeit. ‚Der Paperl ist krank, der arme Paperl ist krank.‘ — ‚Hörst den Hansel?‘ — ‚Gugu, Gugu! Das ist der Paperl!‘ — ‚Wart, ich will dich beuteln, dich!‘ Wenn er den Tisch decken sieht oder von dem zweiten oder dritten Zimmer aus es hört, so ruft er gleich: ‚Gehen wir zum Essen! Allo komm zum Essen!‘ Wenn sein Herr im zweiten oder dritten Zimmer frühstückt, so ruft er: ‚Kakau! (Kakao) bekommst an Kakau, bekommst schon 'was!‘

„Wenn er zur Chorzeit das Glöcklein von der Domkirche läuten hört, so ruft er: ‚Ich geh', bsiet Gott! ich geh'!‘ Wenn sein Herr außer der Chorzeit ausgeht, so ruft der Papagei, ist er auch die ganze Zeit still gewesen, beim Öffnen der Thür fast jederzeit so recht gutherzig: ‚Bsiet Gott!‘ Waren aber fremde Personen da, so ruft er bei ihrem Fortgehen:

‚Bhiet Ihnen Gott!‘ Wenn er bei Nacht im Zimmer seines Herrn ist, so bleibt er so lange ruhig, wie sein Herr schläft. Ist er aber bei Nacht in einem anderen Zimmer, so fängt er mit Tagesanbruch zu sprechen, zu singen und zu pfeifen an.

„Der Eigentümer des ‚Jako‘ hatte eine Wachtel. Als sie im Frühjahre das erste Mal ihr ‚Pickerwick‘ schlug, kehrte sich der Papagei gegen sie und rief: ‚Bravo! Paperl! Bravo!‘ Um zu sehen, ob es möglich wäre, ihm auch etwas singen zu lehren, wählte man anfangs solche Worte, welche er ohnehin aussprechen konnte, z. B. wie folgt: ‚Ist der schöne Paperl da? ist der brave Paperl da? ist der liebe Paperl da? ist der Paperl da? Ja, ja!‘ Später lernte er das Liedchen singen: ‚O Pitzigi, o Pitzigi, blas anstatt meiner Fagott, blas anstatt meiner Fagott, blas, blas, blas, blas anstatt meiner Fagott, blas anstatt meiner Fagott!‘ Er stimmt auch Akkorde an und pfeift eine Skala auf- und abwärts sehr geläufig und sehr rein, pfeift andere Stückchen und Triller; doch pfeift und singt er dieses alles nicht jederzeit im nämlichen Tone, sondern bisweilen um einen halben oder ganzen Ton tiefer oder höher, ohne daß er falsche Töne hervorbringt. In Wien lernte er auch eine Arie aus der Oper ‚Martha‘ pfeifen, und da ihm dabei von seinem Lehrmeister nach dem Takte vorgetanzt wurde, so ahmte er den Tanz wenigstens dadurch nach, daß er einen Fuß nach dem anderen hob und dabei den Körper possierlich hin und her bewegte.

„Kleimayrn starb im Jahre 1853. ‚Jako‘ begann, und wie es schien aus Sehnsucht nach seinem geliebten Herrn, zu kränkeln, wurde im Jahre 1854 ganz matt in ein kleines Bettchen gelegt, sorgfältig gepflegt, schwatzte da noch fleißig, sagte oft mit trauriger Stimme: ‚Der Paperl ist krank, armer Paperl ist krank‘ und starb.“

Von einem anderen Jako berichtet mir eine hochstehende Dame Folgendes:

„Der Papagei, von welchem ich einiges mitteilen will, wurde uns von einem Manne, der lange in Ostindien gelebt hatte, zum Geschenke gemacht. Er sprach schon viel, aber nur Holländisch. Bald jedoch lernte er Deutsch und Französisch. In diesen drei Sprachen schwatzte er so deutlich wie ein Mensch. Dabei war er so aufmerksam, daß er oft Redewendungen auffaßte, die ihm niemals vorgesagt worden waren; sie wandte er dann zu aller Erstaunen gelegentlich passend an. Er sprach einzelne Worte und zusammenhängende Sätze in holländischer Sprache, brachte aber auch holländische Worte sinnig zwischen deutschen an, wenn ihm in dieser Sprache das passende Wort mangelte oder nicht einfiel. Er fragte und antwortete, forderte und bedankte sich; er wandte die Worte mit Verständnis der Zeit, des Ortes, der Personen an.

„‚Papchen will Klukkluk machen (trinken).‘ ‚Papchen will 'was zu fressen haben.‘ Erhielt er das Verlangte nicht sogleich, so rief er: ‚Papchen will und muß aber 'was zu fressen haben.‘ Geschah es noch nicht, so warf er alles durcheinander, um seinen Zorn auszulassen. Er grüßte des Morgens mit ‚bon jour‘, des Abends mit ‚bon soir‘; er verlangte nach Ruhe und nahm Abschied. ‚Papchen will schlafen gehen.‘ Wurde er weggetragen, so empfahl er sich durch wiederholtes ‚bon soir, bon soir‘. Seiner Gebieterin, die ihm gewöhnlich Futter reichte, war er überaus zugethan. Wenn er von ihr Nahrung empfing, drückte er ihr küssend den Schnabel auf die Hand und sagte: ‚Küss' der Frau die Hand.‘ Er nahm an allem teil, was seine Gebieterin that, und oft, wenn er sie mit irgend etwas beschäftigt sah, fragte er sie mit unendlich komischem Ernst: ‚Ja, was macht denn da die Frau?‘ Und als er sie nicht mehr sah, weil der Tod sie entführt, da fühlte auch er den Verlust und den Schmerz. Man hatte Mühe, ihm Speise beizubringen und ihn am Leben zu erhalten. Ja, oft weckte er von neuem den herben Kummer der Trauernden, indem er sie fragte: ‚Wo ist denn die Frau?‘ Er pfiff wundervoll, namentlich die Weise: ‚Ich dank' dir schon durch deinen Sohn‘; er sang auch ganz prächtig. ‚Das Papchen muß 'mal singen‘, ermahnte er sich selbst, und dann begann er:

‚Perroquet mignon,
Dis-moi sans façon,
Qu'a-t-on fait dans ma maison
Pendant mon absence?‘

oder:

‚Ohne Lieb' und ohne Wein,
Können wir doch leben.‘

„Nun setzte er bisweilen auch zusammen:

‚Ohne Lieb' und ohne maison,
Können wir doch leben.‘

oder:

‚Ein Kuß — sans-façon‘,

was ihn dann so erheiterte, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach.

„‚Papchen, wie sagt denn Lottchen?‘ fragte er sich bisweilen und antwortete darauf ebenso, als ob diese Frage von sonst jemand gethan worden wäre: ‚O, mein schönes, schönes Papchen, komm, küsse mich.‘ Und das sagte er mit dem richtigen Ausdrucke der Zärtlichkeit, wie es Lottchen nur sagen konnte. Seine Selbstzufriedenheit drückte er mit den Worten aus: ‚Ach, ach, wie ist doch das Papchen schön‘, und dabei strich er sich mit seinem Fuße über den Schnabel. Er war aber keineswegs schön, denn auch er hatte die Unart, sich seine Federn auszuziehen. Es wurden nun als Gegenmittel Weinbäder verordnet, die man ihm vermittelst einer feinen Brause beibrachte. Die Bäder waren ihm höchst unangenehm; sobald er merkte, daß man dazu Anstalten traf, begann er flehentlich zu bitten: ‚Papchen doch nicht naß machen, — ach, das arme Papchen — nicht — naß — machen.‘

„Fremde liebte er nicht, und diejenigen, welche seinetwegen kamen und ihn sprechen hören wollten, erreichten ihren Wunsch gewöhnlich nur dann, wenn sie sich vor ihm verbargen. In ihrer Gegenwart blieb er mäuschenstill. Um so lebhafter schwatzte er, wenn sie sich versteckt oder wirklich empfohlen hatten: es schien, als wolle er sich für den sich selbst angethanen Zwang entschädigen. Doch konnte man sich seine Zuneigung erwerben, und mit solchen Leuten, welche oft zu uns kamen, sprach er gern, machte wohl auch, sie betreffend, einen seiner Witze. Ein dicker Major, den er gut kannte, machte eines Tages Versuche, ihm Kunststücke zu lehren. ‚Geh' auf den Stock, Papchen, auf den Stock!‘ befahl der Krieger. Papchen war entschieden verdrossen. Da plötzlich lacht er laut und sagt: ‚Major auf den Stock, Major!‘ Ein anderer seiner Freunde war längere Zeit nicht im Hause zu Besuch gewesen. Es wurde darüber gesprochen und erwartet, daß Roth, so hieß der Ersehnte, heute sich einstellen werde. ‚Da kommt Roth‘, sagte plötzlich Papchen: er hatte zum Fenster hinausgesehen und den Erwarteten von ferne erkannt.

„Ein Sohn des Hauses, George, wurde nach längerer Abwesenheit erwartet und darüber natürlich in der Familie gesprochen. George kam erst spät abends an, als Papchen bereits im Dunkel seines verdeckten Käfigs schlief. Nach der ersten Begrüßung wandte sich der Heimgekehrte zu aller Liebling und lüftete die Decke: ‚Ah, George, bist du da? Das ist schön, sehr schön‘, sagte der Vogel. Er hatte bemerkt, daß sein Herr, wenn er ans Fenster ging, oft den Verwalter oder Vogt aus dem Hofe heraufrief. Sah er nun, daß sein Gebieter wiederum dem Fenster rasch zuging, so rief er jedesmal die Namen, aber die beider, weil er ja doch nicht wissen konnte, welchen der Herr rufen wollte. Was der Vogel sonst noch alles gesprochen und gethan, vermag ich nicht aufzuzählen: er war ein halber Mensch!

„Papchen endete auf klägliche Weise. Er wurde einem alten Verwandten des Hauses, der kindisch geworden war und den Vogel kindisch liebgewonnen hatte, geschenkt. Alle weinten, als das herrliche Tier weggetragen wurde; Papchen weinte zwar nicht, die Trennung von seinen Lieben konnte er aber doch nicht ertragen: wenige Tage später war er tot.“

Ich könnte noch von mehreren Graupapageien berichten, die es ebenfalls weit brachten in der Kunst zu sprechen; doch schließt Vorstehendes eigentlich alles in sich ein, was ein Vogel dieser Art hierin leisten kann. Nur erwähnen will ich noch, daß das wundervolle Gedächtnis und die Nachahmungsgabe des begabten Tieres auch ihre Schattenseiten hat. Die ersten Lehrmeister des grauen Papageis pflegen die Matrosen zu sein, die später oft in den Bediensteten des Hauses entsprechende Hilfe finden. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß in solcher Schule der Wortschatz des Papageis nicht immer mit dem Edelsten und Feinsten bereichert wird. Leider kommen später auch dem wohlgezogensten Vogel oft genug alte Worte wieder in Erinnerung, und mitten unter seine hübschen Sätze und Redensarten mischt er sie ein. Zudem findet der Papagei die absonderlichsten Töne, Laute und Geräusche oft äußerst nachahmungswert, lernt mit derselben Fertigkeit wie Worte das Knarren einer Thür in seiner Nähe, das Bellen des Hundes, das Miauen der Katzen, das Husten eines alten Menschen nachahmen und stört durch alles dies oft wesentlich sein im übrigen liebenswürdiges Geplauder.

Unnötig würde es sein, über die geistigen Fähigkeiten dieser Vögel noch ein Wort zu sagen. Das Vorstehende spricht für sich selbst. Aber nicht bloß über den Verstand, sondern auch über das Gemüt des grauen Papageis sind hübsche Beobachtungen bekannt geworden. „Ein Freund von mir", erzählt Wood, „besaß einen Vogel dieser Art, der die zierlichste und liebenswürdigste Pflegemutter anderer kleiner hilfloser Geschöpfe war. In dem Garten seines Eigners gab es eine Zahl von Rosenbüschen, die von einem Drahtgehege umwoben und von Schlingpflanzen dicht umsponnen waren. Hier nistete ein Paar von Finken, das beständig von den Einwohnern des Hauses gefüttert wurde, weil diese gegen alle Tiere freundlich gesinnt waren. Die vielen Besuche des Rosenhaines fielen Polly, dem Papagei, bald auf; er sah, wie dort Futter gestreut wurde, und beschloß, so gutem Beispiele zu folgen. Da er sich frei bewegen konnte, verließ er bald seinen Käfig, ahmte den Lockton der alten Finken täuschend nach und schleppte den Jungen hierauf einen Schnabel voll nach dem anderen von seinem Futter zu. Seine Beweise von Zuneigung gegen die Pflegekinder waren aber den Alten etwas zu stürmisch; unbekannt mit dem großen Vogel, flogen sie erschreckt von dannen, und Polly sah jetzt die Jungen gänzlich verwaist und fand für ihre Pflegebestrebungen den weitesten Spielraum. Von Stund an weigerte sie sich, in ihren Käfig zurückzukehren, blieb vielmehr Tag und Nacht bei ihren Pflegekindern, fütterte sie sehr sorgfältig und hatte die Freude, sie großzuziehen. Als die Kleinen flügge waren, saßen sie auf Kopf und Nacken ihrer Pflegemutter, und dann kam es vor, daß Polly sehr ernsthaft mit ihrer Last umherging. Doch erntete der Papagei wenig Dank; als den Pflegekindern die Schwingen gewachsen waren, flogen sie auf und davon."

Einen noch auffallenderen Zug aus dem Gemütsleben des Jakos teilt Buxton mit. „Der elterliche Trieb eines Pärchens grauer Papageien, die zu den frei fliegenden Ausländern des Parkes gehörten, nahm eine sehr närrische Form an. Eine Katze richtete sich in einem der Nistkasten ein und nährte dort ihre Jungen. Unsere Papageien, die nicht unternehmend genug sein mochten, um es zu einer eignen Familie zu bringen, schienen diese Kätzchen als ihre Kinder zu betrachten. Sie lebten auf beständigem Kriegsfuße mit der alten Katze, und sobald diese den Kasten verließ, schlüpfte einer der Papageien hinein und setzte sich neben die Kätzchen. Ja, sie achteten auf letztere selbst dann mit Aufmerksamkeit und Spannung, wenn die Mutterkatze zu Hause war."

Gefangene Jakos schreiten selten zur Fortpflanzung. Doch sind einige Fälle bekannt, daß sie auch im engen Gebauer legten, brüteten und Junge zogen. Schon Buffon berichtet von einem Pärchen, das 5—6 Jahre nacheinander jedesmal 4 Eier legte und seine Jungen regelmäßig aufbrachte. Auch Labac erzählt Ähnliches, und neuerdings hat Buxton

an seinen frei fliegenden Jakos erfahren, daß sie in einer Baumhöhlung 3 Junge aufzogen. Eins von diesen starb; die beiden anderen aber flogen lustig mit den übrigen Papageien, die Burton aussetzte, umher und fanden sich mit ihnen jeden Morgen ein, um ihr Futter in Empfang zu nehmen.

Zweckmäßig gepflegte, möglichst einfach gefütterte Jakos erreichen ein hohes Alter. Derjenige, welchen der Kaufmann Minninck-Huysen in Amsterdam besaß, hatte, bevor er durch Erbschaft seinem späteren Besitzer zufiel, bereits 32 Jahre in der Gefangenschaft gelebt und hielt dann noch 41 Jahre aus. Ungefähr 4—5 Jahre vor seinem Ende wurde er altersschwach. Seine Lebhaftigkeit und seine Geistesfähigkeiten, namentlich sein Gedächtnis, nahmen ab und schwanden endlich gänzlich dahin. In den letzten 2 Jahren konnte er nicht mehr auf seiner Stange sitzen, sondern nur noch auf dem Boden hocken. Zuletzt war er nicht mehr im stande, selbst zu fressen und mußte geatzt werden. Auch seine Mauser ging in den letzten Jahren seines Lebens nur sehr unvollkommen von statten. Altersmatt und schwach, schwand er ganz allmählich dahin. Aus diesem einen Beispiel geht hervor, daß die von A. von Humboldt mitgeteilte und von E. Curtius bearbeitete Sage, der ich oben Raum gegönnt habe, wohl auf thatsächlichem Grunde beruhen kann.

Die durch starken, hohen, glänzenden und meistens rot gefärbten Schnabel ausgezeichnete Unterfamilie der Edelpapageien (Palaeornithinae) besitzt die weiteste westöstliche Verbreitung von allen Unterfamilien der Papageien. Sie finden sich im äthiopischen, orientalischen und australischen Reiche, von der Westküste Afrikas bis zu den Salomonsinseln. Ihre 56 Arten werden auf 7 Gattungen verteilt.

*

Unter allen mir bekannten Arten der durch sehr kurzen, stark gerundeten Schwanz ausgezeichneten Gattung der Unzertrennlichen (Agapornis) stelle ich den Rosenpapagei (Agapornis roseicollis, Psittacula roseicollis, Psittacus roseicollis und parasiticus) obenan. Er zählt zu den größeren Arten der Gattung: seine Länge beträgt 17, die Fittichlänge 10, die Schwanzlänge 5 cm. Die vorherrschende Färbung des Gefieders ist ein schönes Grasgrün, das unterseits etwas lichter wird und auf den Seiten einen gelben Schimmer zeigt; ein Stirnstreifen und die Augenbrauen sind blaß scharlach-, Zügel, Backen, Ohrgegend und Kehle zart pfirsich- oder blaß rosenrot, nach unten zu unmerklich in die grüne Färbung übergehend, Bürzel und obere Schwanzdecken himmelblau, die Schwingen außen grasgrün, nach der Spitze zu dunkler, fast schwärzlich, unterseits schwärzlich, innen verloschen bläulich gesäumt, die beiden mittelsten Steuerfedern einfarbig grün, die übrigen grün, am Ende grünlichblau, vorher durch eine schwärzliche Querbinde, in der Wurzelhälfte aber mit einem zinnoberroten Flecken gezeichnet. Der Augenstern ist dunkelbraun, der schmale Augenkreis weißlich, der Schnabel wachsgelb, an der Spitze grünlich, der Fuß blaugrünlich. Der junge Vogel unterscheidet sich von beiden gleichgefärbten Eltern durch düsterere Färbung und den Mangel der roten Stirnbinde.

Das Vaterland des Rosenpapageis ist der Süden und Südwesten Afrikas, namentlich das Kaffer-, Nama- und Damaraland sowie Angola; doch scheint der Vogel, wie Kirk angibt, auch im Südosten, zumal im Sambesigebiete, vorzukommen. Nach Ortlepps Angabe ist er ein großer Liebling der Boers am Limpopo und wird häufig im Käfige gehalten.

Mitteilungen über sein Freileben gibt meines Wissens nur Andersson. „Dieser hübsche, kleine Papagei ist über ganz Damara- und Großnamaland verbreitet, wird aber

auch am Okavango und Ngamisee gefunden. Man begegnet ihm stets in kleinen Flügen und niemals weit entfernt von einem Gewässer. Zu einem solchen begibt er sich mindestens einmal täglich und kann demgemäß dem durstigen Reisenden zu einem verläßlichen Führer werden, falls dieser erfahren genug ist, um hieraus Vorteil zu ziehen und die oft sehr kleinen oder an ungewöhnlichen Stellen belegenen Trinkplätze aufzufinden. Der Rosenpapagei



Rosenpapagei (Agapornis roseicollis). ¾ natürl. Größe.

hat einen ungemein schnellen Flug; die kleinen Schwärme eilen gedankenschnell an einem vorüber, wenn sie ihre Futterplätze wechseln oder sich zur Tränke begeben, durchmessen jedoch selten verhältnismäßig weite Strecken in einem Zuge. Während sie fliegen, stoßen sie in rascher Folge scharfe Laute aus, und ebenso lassen sie sich vernehmen, wenn sie plötzlich erschreckt wurden. Ihre Nahrung besteht aus Beeren und großen beerenartigen Sämereien.

„Diese Papageien bereiten sich kein eignes Nest, sondern nehmen von dem anderer Vögel, insbesondere des Siedelsperlings und Mahaliwebers Besitz. Ich vermag nicht zu sagen, ob sie die rechtmäßigen Eigentümer vertreiben oder sich nur ihrer verlassenen Nester bedienen; Rosenpapageien und Siedelsperlinge aber habe ich in annähernd gleicher Anzahl

im Schutze desselben Nestdaches hausen sehen. Die rein weißen Eier sind länglicher als die der Spechte."

Gefangene Rosenpapageien, die ich mehrere Jahre nacheinander pflegte und beobachtete, haben mich in hohem Grade angezogen. Ihr Wesen und Gebaren sticht vorteilhaft ab von dem Thun und Treiben anderer kleiner Papageien: sie sind offenbar begabter, leiblich und geistig reger als diese, besitzen alle ihre anmutenden Eigenschaften und noch andere dazu, die sehr für sie einnehmen. Vielleicht sagt man nicht zu viel, wenn man sie zu den anmutigsten aller Papageien überhaupt rechnet. Sie halten ihr Gefieder stets in bester Ordnung, sehen daher immer höchst sauber aus, gefallen auch wegen ihrer schlanken Haltung, sind sehr munter, lebhaft und rege, viel in Bewegung, laut, verträglich, mindestens gegen ihresgleichen, äußerst zärtlich gegen ihren Gatten und hingebend in der Pflege ihrer Brut. In ihren kletternden Bewegungen ähneln sie anderen kurzschwänzigen Papageien, erinnern aber auch an die Zierpapageien, da sie sich zuweilen wie diese, den Kopf nach unten gerichtet, an der Decke ihres Käfigs aufhängen. Ihre Stimme ist für ein kleines Zimmer fast zu gellend, behelligt jedoch in einem größeren Raume, zumal im frei stehenden Fluggebauer, wenig oder nicht; am besten bezeichnet man sie, wenn man sie ein Zwitschern nennt, das zuweilen in Trillern übergeht. Nach meinem Gehöre läßt sich der gewöhnliche Stimmlaut durch ein 10—20mal wiederholtes „Zickzick", der Warnungston durch „tirrirrirrirrit zit tit zit tiet tiet" oder auch durch „ziterititititie" mit angehängtem „Zit" übertragen. Zuweilen sitzt das Männchen in lässiger Haltung, mit etwas gesträubten Federn und geschlossenen Augen, wie in sich versunken, regungslos auf einer Stelle und gibt einen zwitschernden Gesang zum besten, dessen einzelne Silben zwar dieselben sind, die man auch beim Locken und Schwatzen vernimmt, jedoch durch verbindende Laute erweicht und vertönt werden, hinsichtlich ihrer Stärke und Betonung auch sehr verschieden sind, so daß ansprechende Mannigfaltigkeit entsteht.

Fesseln die Rosenpapageien schon, wenn man sie einzeln oder in größeren Gesellschaften hält, jeden achtsamen Pfleger, so entfalten sie ihre ganze Eigenartigkeit doch erst, wenn sie sich zum Brüten anschicken. Der Zufall belehrte mich über die unerläßlichen Bedürfnisse dieser Vögel. Anderssons Angaben über das Freileben waren zur Zeit, als ich die ersten Rosenpapageien erwarb, noch nicht veröffentlicht worden; ich konnte daher nicht ahnen, daß sich deren Fortpflanzungsgeschäft so wesentlich von dem anderer kleiner Papageien und Sittiche überhaupt unterscheidet. Meine Pfleglinge waren gepaart, die Pärchen überhäuften sich auch gegenseitig mit Zärtlichkeiten, schritten aber nicht zum Brüten. Gegen ihre Käfiggenossen, kleine Webefinken, benahmen sie sich ebenso unfriedfertig wie gegen ihresgleichen verträglich, zerstörten deren Nester und trieben anderweitigen Unfug. Ich hielt das für Übermut, wie man ihn an Papageien oft beobachtet, und ließ sie gewähren. In die für sie bestimmten Nistkasten schlüpften sie aus und ein, schienen sie aber mehr als Verstecke denn als Nistplätze zu betrachten. Sie waren unzweifelhaft brütlustig; es fehlte ihnen aber offenbar an etwas. Da sie bisher nur Körnerfutter, Glanz, Hirse, Hanf und Hafer, angenommen, Mischfutter aber verschmäht hatten, kam ich auf den Gedanken, daß sie vielleicht Knospenfresser sein möchten, und ließ ihnen grüne, beblätterte Weidenzweige reichen. Wenige Minuten später saßen sie auf diesen, entblätterten sie rasch und benagten Knospen und Rinde. Anfänglich wollte es mir scheinen, als ob diese Arbeit ebenfalls nur aus Zerstörungslust, nicht aber, um sich zu ernähren, unternommen werde; als ich jedoch aufmerksam weiter beobachtete, bemerkte ich, daß meine Vögel nunmehr endlich erwünschte Baustoffe gefunden hatten. Geschickt trennten sie ein Schalenstück von 6—10 cm Länge ab, faßten es hierauf so mit dem Schnabel, daß das eine Ende etwa 3 cm weit hervorragte, drehten sich um, sträubten die Bürzelfedern, nestelten mit dem Schnabel in ihnen,

und der Splitter blieb zwischen den wieder geglätteten Federn haften. Ein zweiter, dritter, sechster, achter wurde in derselben Weise abgelöst und befestigt; manch einer fiel dabei zum Boden herab, ohne weitere Beachtung zu finden, manch einer wurde von dem allzu eifrigen Gatten wieder zwischen den Federn hervorgezogen: schließlich aber blieben doch einige haften; der Papagei erhob sich, schwirrte langsam und vorsichtig zum Nistkästchen auf, schlüpfte mit voller Ladung ein und kehrte leer zurück. Ob auch andere Edelpapageien in ähnlicher Weise verfahren, weiß ich nicht, halte es jedoch für wahrscheinlich. Die gesamte Lebensgeschichte der Vögel bietet nichts Ähnliches dar; kein einziger aller Vögel, über dessen Fortpflanzung wir unterrichtet sind, den Mönchssittich, der frei stehende Nester baut, nicht ausgeschlossen, trägt in gleicher Weise zu Neste.

Wenige Tage nach Beginn des Eintragens der Niststoffe erfolgte die erste Begattung des einen Pärchens, einige Tage später die eines zweiten. Man kann schwerlich etwas Ansprechenderes sehen als die tiefsinnige, langwährende Vereinigung, die zärtliche Dankbarkeit des einen Gatten gegen den anderen! Wann das erste Ei gelegt wurde, wie lange die Brütezeit, wie lange die Wiegenzeit der Jungen währt — dies alles vermag ich nicht zu sagen, weil ich den Vögeln durch Untersuchen ihres Nestes nicht hinderlich oder lästig werden wollte. Ich habe bloß erfahren, daß das Nest aus den von den Weidenzweigen abgelösten Teilen sauber hergestellt wird und ungefähr zwei Dritteln einer hohlen Halbkugel gleicht, daß das weiße Ei sehr rundlich und verhältnismäßig groß ist, daß die 2—5 Jungen 10 oder 11 Wochen nach der ersten Paarung ausschlüpfen, und daß deren oben beschriebenes Kleid im 3. oder 4. Monate durch Verfärbung in das ihrer Eltern übergeht, aber erst im 8. Monate des Lebens durch Vermauserung neu gebildet wird, wogegen der anfangs schwärzliche Oberschnabel schon etwa 4 Wochen nach dem Ausfliegen verbleicht. Geatzt wurden die Jungen von den beiden Eltern und zwar nicht allein mit Pflanzenstoffen, sondern auch mit Nachtigallenfutter, was die Folgerung erlaubt, daß die Alten in der Freiheit ihnen wahrscheinlich nebenbei Kerbtiere zutragen werden. Ihr Gebaren ist ganz das ihrer Eltern: sie bekunden deren Munterkeit, Regsamkeit und Achtsamkeit vom ersten Tage ihres Lebens an, bald auch deren Scheu und Vorsicht, lernen ihren Erzeugern bald die listige Art ab, sich zu verstecken, und sind vom 5. Monate ihres Lebens an nicht mehr von jenen zu unterscheiden. Unmittelbar nach der ersten Brut, noch bevor die Jungen von dieser recht selbständig geworden sind, schreiten die Alten zur zweiten und, wie es scheint, letzten des einen Jahres.

Abgesehen von dem Mitgeteilten, habe ich gelegentlich der Fortpflanzung des Rosenpapageis alle Beobachtungen gesammelt, welche man an brütenden Papageien zu machen pflegt. Meine Vögel bekundeten überaus große Zärtlichkeit gegen die eignen, Feindseligkeit gegen die fremden Jungen ihrer Art, überfielen letztere, obgleich sie mit deren Eltern im besten Einvernehmen gelebt hatten und, von etwas Eifersucht und Mißtrauen abgesehen, auch während der Brutzeit lebten, und gingen ihnen in unverkennbar böswilliger Absicht zu Leibe, so daß ich sie vor ihren Angriffen retten mußte. Einige Weibchen gingen an Legenot zu Grunde, und mehrere Bruten schlugen fehl; demungeachtet glaube ich, daß kein kleiner Papagei sich besser zum Stubenvogel eignet und wärmer empfohlen zu werden verdient als der Rosenpapagei.

*

Auf Neuguinea und den benachbarten Inselgruppen leben die **Edelpapageien** (**Eclectus**), große Vögel mit sehr kräftigem, auf dem Firste abgerundetem, mit schwachem Zahnausschnitte versehenem Schnabel, langem Fittiche, unter dessen Schwingen die dritte die längste ist, weit vorragender Flügelspitze, mittellangem, etwas abgerundetem Schwanze und

hartem, weitstrahligem Gefieder, das auch die Gegend um das Auge sowie Nasenlöcher und Wachshaut bedeckt und in lebhaft grüner oder roter Färbung prangt.

Bis in die neueste Zeit glaubte man, teils grüne und teils rote Arten dieser Gattung unterscheiden zu müssen, deren Männchen und Weibchen dasselbe oder doch ein sehr ähnliches Kleid tragen sollten; diese Ansicht stellten jedoch die höchst überraschenden Mitteilungen A. B. Meyers als falsch dar. Als der genannte Reisende die auf Masur von ihm erlegten Vögel musterte, fiel es ihm auf, daß alle von ihm erbeuteten grünen Edelpapageien männlichen und alle roten weiblichen Geschlechtes waren. Spätere umfassendere Untersuchungen hatten dasselbe Ergebnis, und Nachfragen bei malayischen Jägern wurden dahin beantwortet, daß die grünen und roten Edelpapageien Männchen und Weibchen seien. Wir unterscheiden gegenwärtig 5 Arten.

Der Grünedelpapagei (Eclectus pectoralis und polychlorus, Psittacus sinensis, aurantius, magnus, viridis und lateralis, Mascarinus polychlorus und prasinus, Psittacodus und Polychlorus magnus), ein stattlicher Vogel, der den Jako an Größe merklich übertrifft, ist lebhaft grasgrün, oberseits etwas dunkler als unterseits. Ein großer Flecken an den Brustseiten wie die Achselbeckfedern und unteren Flügeldecken haben scharlachrote, der Eckflügel und die kleinen Deckfedern längs des Unterarmes hellblaue, die innen schwarz gerandeten Handschwingen indigoblaue, die außen bis über die Wurzelhälfte grünen Armschwingen dunkelblaue, die drei hinteren grüne Färbung; die äußersten Schwanzfedern jederseits sind dunkel indigoblau, innen schwarz gerandet, die vierte und fünfte nur am Ende blau, im übrigen aber grün wie die beiden Mittelfedern. Der Augenstern ist orangegelb, der Oberschnabel korallenrot, an der Spitze wachsgelb, der Unterschnabel wie die Füße schwarz. Bei dem Weibchen sind Kopf, Hals, Brust und Unterschwanzdecken scharlachrot, Rücken, Flügel, Schwanz und Steiß kirschrot; die Schwanzspitze ist hellrot, Augenringe und eine Nackenbinde, Bauch, Flügelrand und Unterflügeldecken blau; der Schnabel schwarz.

Über das Freileben der Edelpapageien insgemein fehlen uns noch immer Berichte. Nur das Verbreitungsgebiet konnte bisher ziemlich genau festgestellt werden. Die oben beschriebene Art wurde auf Ternate, Halmahera und Batjan, außerdem auf Neuguinea, Guebe, Waigiu und Mysol eingesammelt. Aus der Bemerkung E. von Martens', daß die Edelpapageien im Walde eher einsam als scharenweise leben, scheint hervorzugehen, daß sie minder gesellig sind als andere Arten, was auch Haacke nach Beobachtungen in Neuguinea bestätigen kann. Weiteres über ihr Freileben ist mir nicht bekannt. Nach Aussage eines von A. B. Meyer befragten Malayen, bebrüten grüne und rote Edelpapageien abwechselnd die Eier eines Nestes.

Über gefangene Edelpapageien sind wir etwas genauer unterrichtet. Die stattlichen Vögel gelangen noch immer, obschon weit seltener als vor Jahrzehnten, auf unseren Tiermarkt und zwar die grünen wie die roten in annähernd gleicher Anzahl. Sie gehören nicht zu den besonders anziehenden Gliedern ihrer Ordnung. Ihre Farbenpracht fesselt das Auge, ihr ernstes, um nicht zu sagen trauriges Wesen unterstützt den ersten Eindruck jedoch in keiner Weise. Auch sie werden leicht zahm oder kommen, wie alle australischen Vögel überhaupt, bereits bis zu einem gewissen Grade gezähmt, freilich oft auch verdorben, in unsere Hände, zeigen sich hingebend gegen Pfleger, die ihr anfängliches Mißtrauen zu besiegen wußten, und lernen auch wohl sprechen. Hinfällig oder nicht so widerstandsfähig wie andere Arten gleicher Größe, ertragen sie die Gefangenschaft selten lange und gehen oft aus nicht erkennbaren Ursachen plötzlich ein. Fortpflanzung im Käfige hat, soviel mir bekannt, bisher noch niemals stattgefunden; man hat aber auch kaum irgendwo so viele dieser Vögel gleichzeitig in Gefangenschaft gehabt, wie zu Versuchen in dieser Hinsicht erforderlich sein dürften.

Einzelne, und zwar rote, haben im Käfige Eier gelegt, ohne befruchtet worden zu sein; andere haben jahrelang miteinander gelebt, und zwar grüne ebensowohl mit grünen wie mit roten, ohne sich fortpflanzungslustig zu zeigen.

*

Zu den schönsten, anmutigsten und zierlichsten aller Papageien zählen die **Edelsittiche (Palaeornis)**, eine aus 22 bekannten, drossel- bis dohlengroßen Arten bestehende, der



Grünedelpapagei (Eclectus pectoralis). ¼ natürl. Größe.

Mehrzahl nach in Südasien und sonst noch in Afrika heimische Gattung, die sich durch folgende Merkmale kennzeichnet. Der verhältnismäßig sehr kräftige Schnabel ist ebenso lang wie hoch, der Oberschnabel in der Wurzelhälfte kantig abgesetzt und hier mit einer seichten Längsrinne versehen, seitlich sanft gewölbt, mit der Spitze stark abwärts gekrümmt und überhängend, vor ihr durch einen schwachen Zahnausschnitt ausgekerbt, der Unterschnabel mit breiter, abgerundeter Dillenkante, längs welcher meist ein schwacher Leistenvorsprung verläuft, der Fuß kurz und kräftig, der Fittich, unter dessen Schwingen die zweite die anderen

überragt, lang und spitzig, der im ganzen keilförmige, stark abgestufte Schwanz aus mäßig breiten, an der Spitze abgerundeten Federn zusammengesetzt und meist dadurch ausgezeichnet, daß die beiden mittleren Federn weit über die übrigen hervorstehen. In dem ziemlich harten Gefieder ist ein schönes Blattgrün die vorherrschende Färbung; von ihm aber hebt sich der lebhaft gefärbte Kopf, ein schwarzer Bartflecken und ein bunter Halsring meist ansprechend ab. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht; die Jungen dagegen weichen stets von den Alten ab.

Wenige andere Papageigattungen sind so übereinstimmend gebaut und gezeichnet wie die Edelsittiche. Sie erscheinen, um mich so auszudrücken, wie aus einem Gusse gestaltet, und die Verteilung ihrer Farben, so verschieden diese auch sein mögen, steht hiermit vollständig im Einklange. Aber auch die Lebensweise entspricht dieser Einhelligkeit in so hohem Grade, daß man schwerlich zu viel behauptet, wenn man sagt, daß das Thun und Treiben des einzelnen in allen wesentlichen Stücken ein Bild der Sitten und Gewohnheiten der ganzen Gattung ist.

Das Verbreitungsgebiet der Edelsittiche ist nicht viel kleiner als das der Keilschwänze; denn die Ländergebiete, in welchen erstere hausen, umfassen den größeren Teil des heißeren Gürtels von Afrika und Asien oder, um Genaueres zu sagen, alle zwischen dem 6. und 17. Grade nördlicher Breite gelegenen Länder Afrikas, von Senegambien an bis an das Rote Meer und den größten Teil des südasiatischen Festlandes, vom Indus an bis Südchina und von Kaschmir und Ladak an bis Ceylon und den großen Sunda-Inseln. Im südlichen Arabien, Persien und Belutschistan sind sie bis jetzt noch nicht beobachtet worden; dagegen hat Armand David neuerdings erwiesen, daß eine Art der Gattung allsommerlich in China erscheint und in dem oberen Thale des Jang-tse-kiang bis zum 30. Grade nach Norden hin vordringt. Drei Arten von ihnen kommen auf Madagaskar und den benachbarten Eilanden vor.

Zu ihrem Aufenthalte bevorzugen die Edelsittiche ebene oder hügelige Gegenden und Gebirge. In letzteren überschreiten sie, soviel bis jetzt bekannt, eine Höhe von 1500 m wohl nur sehr ausnahmsweise. Von ihrem wie bei den meisten Ordnungsverwandten geregelten Tageslaufe gewinnt man eine Vorstellung, wenn man das Leben einer Art ins Auge faßt. Ich glaube ein durchschnittlich richtiges Bild zu geben, wenn ich die Mitteilungen hier folgen lasse, die Bernstein über den Alexandersittich gegeben hat: „Am Tage durchstreift genannter Sittich paarweise oder in kleinen Trupps die Gärten und Gehölze seines Wohnortes; gegen Abend aber versammeln sich alle Vögel dieser Art, welche ein gewisses Gebiet bewohnen, auf einem bestimmten, großen, dicht belaubten Baume oder auch in dichten Bambusgebüschen und verbringen hier gemeinschaftlich die Nacht. Kennt man einen solchen Baum und stellt sich hier gegen Abend auf, so kann man ein anziehendes Schauspiel gewahren. Mit dem Sinken der Sonne kommen die Vögel allmählich von allen Seiten herbeigeflogen; sobald die ersten glücklich angelangt sind, erheben sie frohlockend ihre Stimme und beginnen ein Tonstück, in welches alle neuen Ankömmlinge einfallen, so daß es schließlich zu einem ohrbetäubenden Lärm anschwillt, der nicht früher endet, als bis der letzte Schein der Abendröte am Himmel verschwunden ist. Dann tritt schnell allgemeine Ruhe ein, und sie wird nur zuweilen vorübergehend gestört, wenn einzelne, die vielleicht ein minder bequemes Sitzplätzchen gefunden haben, aufflattern, um ein anderes zu suchen und dabei einen ihrer schon eingeschlafenen Genossen von dem seinigen vertreiben wollen. Unter solchen Umständen wird allgemeiner Unwille laut und der Ruhestörer mit einigen kräftigen Schnabelhieben zurechtgewiesen. So dauert es, bis völlige Dunkelheit eingetreten ist. Mit dem ersten Schimmer des anbrechenden Tages zerteilt sich der Schwarm, um am nächsten Abend auf demselben Baume oder Busche wieder zusammenzukommen und die Nacht gemeinschaftlich zu verbringen.

„Während der Brutzeit leben die Edelsittiche paarweise, und dann finden die erwähnten abendlichen Zusammenkünfte nicht statt. Ihr Nest legen sie in Baumhöhlen an, und ihr starker Schnabel kommt ihnen bei deren Erweiterung sehr zu statten.“ Das Gelege besteht aus 3—4 Eiern, die wahrscheinlich von beiden Geschlechtern bebrütet werden. Die Jungen entwickeln sich langsam, werden nach dem Ausfliegen noch einige Zeit lang von ihren Eltern unterrichtet, betragen sich dann aber bald ganz wie die Alten. Für die Gefangenschaft eignen sich alle Arten der Gattung in besonderem Grade. Die Schönheit ihrer Färbung, ihre vorzüglichen Anlagen und ihre Zutraulichkeit vereinigen sich, um sie zu anziehenden und deshalb allgemein beliebten Käfigvögeln zu stempeln.

„Dieser Papagei“, sagt Plinius, „stammt aus Indien, woselbst er Sittace heißt. Er ahmt die menschliche Stimme nach und führt ordentliche Gespräche, begrüßt den Kaiser und spricht die Worte nach, die er hört. Sein Kopf ist so hart wie sein Schnabel. Soll er sprechen lernen, so schlägt man ihm mit einem eisernen Stäbchen auf den Kopf, weil er sonst die Schläge nicht fühlt. Fliegt er nieder, so setzt er sich, statt auf die Füße, auf den Schnabel und stützt sich dann auch noch auf diesen, um sich leichter zu machen, weil seine Beine zu schwach sind.“

Anderweitige Mitteilungen desselben Naturforschers stellen außer Zweifel, daß mit diesen Worten der Halsbandsittich gemeint ist. Dieser war es, welcher schon im Altertum sich die Zuneigung aller Tierfreunde erwarb, und welcher noch im Mittelalter vorzugsweise in Käfigen gehalten und als ein kostbarer Gegenstand betrachtet wurde. Ihn brachte Onesikrit, Feldherr Alexanders des Großen, von seinem Kriegszuge nach Indien mit nach Griechenland; ihn fanden die Römer später auch bei Tergedum, am mittleren Nil, wieder; seiner gedenkt Diodorus Siculus, wenn er von Papageien spricht, die im äußersten Syrien gefunden werden.

Der Halsbandsittich (Palaeornis torquatus und cubicularis, Psittacus torquatus, cubicularis, manillensis, docilis, inornatus, streptophorus, bitorquatus, parvirostris, rufirostris und sincialo, Conurus torquatus rc.), Tiga oder Tia, Gallar, Leibar, Ragu und Kiru der Inder, Dura und Babaghan der Araber, Hersei der Abessinier, ist ein ebenso anmutig gebauter wie zarter und ansprechend gefärbter Vogel. Er gehört zu den mittelgroßen Arten seiner Gattung; die Gesamtlänge des Männchens beträgt 35 bis 40 cm, wovon mehr als 25 cm auf den Schwanz kommen, die Länge des Fittichs vom Buge bis zur Spitze dagegen nur 15 cm. Die Färbung des Gefieders ist im allgemeinen ein sehr lebhaftes, leicht ins Gelbliche ziehendes Grasgrün, das auf dem Scheitel am frischesten, auf der Unterseite am blässesten, auf den Schwingen aber am dunkelsten ist. Zu beiden Seiten des Halses und der Wangengegend geht diese Färbung in zartes Lila- oder Himmelblau über, das durch einen dunkeln, schwarzen Kehlstreifen und durch ein prächtiges rosenrotes Band von dem Grün des Halses getrennt wird. Die dunkelgrünen Schwingen sind an der Innenfahne schwärzlich gerandet und blaßgelb gesäumt, die beiden mittelsten und die Spitzen der übrigen, sonst grasgrünen, auf der Innenfahne lebhaft gelben Schwanzfedern sind blau, die Unterteile des Schwanzes aber wie die Unterteile der Schwingen grüngelblich. Der Augenstern ist geblichweiß, der schmale Augenring rot, der Schnabel mit Ausnahme der dunkleren Spitze des Oberschnabels lebhaft rot, der Fuß grau. Beide Geschlechter unterscheiden sich nicht durch die Färbung, die jungen Vögel vor der Mauser durch ihre blässere und gleichmäßigere lichtgrüne Färbung von den alten.

Unter allen Papageien hat der Halsbandsittich das größte Verbreitungsgebiet; denn er kommt ebensowohl in Südasien wie in Afrika vor. Allerdings unterscheiden sich die afrikanischen Halsbandsittiche von den indischen durch etwas geringere Größe, eine mehr ins

Gelbgrüne ziehende Färbung, merklich breiteren Bartstreifen, durch das in der Mitte unterbrochene Nackenhalsband und den deutlicher blau angeflogenen Hinterkopf: alle diese Unterschiede scheinen jedoch zur Trennung in zwei verschiedene Arten nicht auszureichen, und die Vogelkundigen stimmen darin überein, daß indische und afrikanische Vögel als gleichartig betrachtet werden müssen. Wenn man letzteres auch zugesteht, darf man doch nicht unterlassen, hervorzuheben, daß die Lebensweise des Halsbandsittichs in Indien und Afrika so



Halsbandsittich (Palaeornis torquatus). 2/3 natürl. Größe.

verschieden ist, wie sie unter Edelsittichen überhaupt sein kann. Die eigentümlichen Verhältnisse beider Heimatsgebiete mögen diese Abweichungen begründen und geben uns vielleicht ein lehrreiches Beispiel für die Annahme, daß derselbe Vogel unter veränderten Umständen auch eine andere Lebensweise führen kann.

In Asien bewohnt der Halsbandsittich die indische Halbinsel von Bengalen an bis Nepal und Kaschmir und vom Indus an bis Tenasserim oder Pegu, außerdem die Insel Ceylon. Die Angabe Chesneys, daß er auch in Syrien vorkomme und im Frühlinge dort gemein sei, stimmt zwar mit der Behauptung von Diodorus Siculus überein, fordert jedoch trotzdem zu Zweifeln heraus, da kein anderer Reisender eines Papageis gedenkt,

der so weit nördlich vorkommen sollte. Wahrscheinlich bildet die Kette des Himalaja für unseren Sittich die nördliche Grenze. Auf den Andamanen hat Tytler Ende der sechziger Jahre mehrere Paare ausgesetzt, die sich dort vielleicht einbürgern werden, ebensogut, wie einst entflogene sich in der Umgegend der Kapstadt ansiedelten.

Innerhalb des indischen Verbreitungsgebietes gehört unser Sittich zu den häufigsten Vögeln des Landes, insbesondere, jedoch nicht ausschließlich, der Ebenen. Hier bevorzugt er, laut Blyth, bebaute Gegenden allen übrigen und ist dem entsprechend der einzige indische Papagei, der die Nachbarschaft des Menschen geradezu aufsucht. Denn nicht allein in Gärten und Baumpflanzungen oder auf den die Straßen und Wege beschattenden Bäumen, sondern auch in passenden Höhlungen größerer Gebäude, in Mauerlöchern und Ritzen, siedelt er sich an, um seine Jungen zu erziehen. Hier und da lebt er fern von allen Waldungen und begnügt sich dann mit den wenigen Bäumen, die der Städter oder Dörfler der Früchte oder des Schattens halber anpflanzte. In vielen indischen Städten sieht man ihn, wie bei uns Dohlen, auf den Dachfirsten sitzen; in anderen beobachtet man, daß er einzelne Bäume, unbekümmert um das unter ihm wogende Marktgewühl, zu seinen Versammlungsorten erwählt und allabendlich zu ihnen zurückkehrt: Layards anmutige Schilderung, die ich oben (S. 267) gegeben habe, bezieht sich auf ihn. Unter solchen Umständen kann es nicht fehlen, daß er allerorten das Besitztum des Menschen in empfindlichster Weise schädigt, und nur der Gutmütigkeit und Tierfreundlichkeit der Inder insgemein dankt er, nicht ebenso rücksichtslos verfolgt zu werden wie der Karolinasittich. Plündernd fällt er in die Fruchtgärten, zerstörend in die Getreidefelder ein. Noch ehe die Frucht gereift, klammert er sich an die Äste, um sie zu pflücken; noch ehe das Korn sich gehärtet, klaubt er es aus der Ähre; und wenn das Getreide eingeheimst ist, sucht er nach Art unserer Tauben auf dem Stoppelacker noch nach Körnern umher oder erscheint, wie der Karolinasittich, an den Feimen, um sich hier der ihm etwa noch erreichbaren Ähren zu bemächtigen. Zuweilen unternimmt er, zu großen Gesellschaften geschart, weite Raubzüge, und wenn ein solcher Schwarm einen in Frucht stehenden Baum entdeckt hat, zieht er gewiß nicht an ihm vorüber, sondern umfliegt ihn in weiten Kreisen und schwebt dann mit ausgebreiteten Schwingen und Steuerfedern auf ihn hinab, und seine Früchte fallen in kürzester Frist der Vernichtung anheim. Hier und da vereinigt er sich wohl auch mit Verwandten und streift in deren Gesellschaft im Lande umher.

Anders verläuft, wie schon bemerkt, sein Leben in Afrika. Hier verbreitet er sich vom 17. bis zum 8. Grade nördlicher Breite über alle Länder des Inneren und bewohnt daher von der Westküste an bis zum Ostrande des abessinischen Gebirges jede günstig gelegene, ihm und seinem Treiben entsprechende Waldung. Er verlangt nicht immer den ausgedehnten, ununterbrochenen Urwald, der im Inneren Afrikas viele Niederungen bedeckt, sondern findet sich oft auch in beschränkteren Waldesteilen, vorausgesetzt, daß es hier einige immergrüne Bäume gibt, deren dicklaubige Kronen ihm zu jeder Jahreszeit gesicherte Ruheorte bieten. In Westafrika scheint er an der Küste des Meeres vorzukommen; in Nordafrika habe ich ihn südlich des 15. Grades der nördlichen Breite gefunden, in den von mir durchreisten Teilen des abessinischen Küstengebirges aber nicht bemerkt. Auffallend war mir, daß er immer nur da auftritt, wo auch Affen leben. Nach wiederholten Beobachtungen rechneten wir zuletzt mit aller Sicherheit darauf, in demselben Gebiete, in welchem wir Affen getroffen hatten, Papageien zu bemerken, und umgekehrt diesen da zu begegnen, wo jene beobachtet worden waren. Langgestreckte Waldungen in wasserreichen Thälern bieten freilich beiden Tierarten alle Erfordernisse zu behaglichem Leben und Gedeihen.

Es dürfte dem Reisenden in jenen Gegenden schwer werden, die Halsbandsittiche zu übersehen. Sie verkünden sich auch dem Naturunkundigen vernehmlich genug durch ihr

kreischendes Geschrei, welches das Stimmengewirr der Wälder immer übertönt und um so bemerklicher wird, als auch die Sittiche regelmäßig in mehr oder minder zahlreichen Trupps leben. Eine solche Gesellschaft, welche sich oft mit anderen verbindet und dann zum Schwarme anwächst, hat sich einige Tamarinden oder andere dicht belaubte Bäume zum Wohnsitze auserkoren und durchstreift von hier aus tagtäglich ein größeres oder kleineres Gebiet. In den Morgenstunden sind die Vögel noch ziemlich ruhig; bald nach Sonnenaufgange aber ziehen sie schreiend und kreischend nach Nahrung aus, und man sieht dann die Schwärme eiligen Fluges über den Wald dahinstreichen. Afrikas Wälder sind verhältnismäßig noch immer arm an Baumfrüchten; aber die unter dem Schatten der Bäume wuchernde Pflanzenwelt ist reich an Sämereien aller Art, und diese locken auch die Papageien auf den Boden herab. Nur wenn die kleinen rundlichen Früchte des Christusdornes reif oder wenn die zarten Schoten der Tamarinde genießbar geworden sind, kommen die Papageien wenig oder nicht zur Erde hernieder. Nicht unwahrscheinlich ist, daß sie auch tierische Nahrung zu sich nehmen; wenigstens habe ich sie oft in der Nähe von Ameisenhaufen oder Termitengebäuden sich beschäftigen sehen und an Gefangenen eigentümliche Gelüste nach Fleischnahrung beobachtet. In den Feldern, welche die Innerafrikaner am Waldesrande anlegen, sieht man sie selten, obgleich die Gefangenen mit den hauptsächlichsten Getreidearten jener Gegenden leicht erhalten werden können. Es scheint, daß ihnen die Früchte und Sämereien des Waldes besser munden als das Getreide. Bis gegen den Mittag hin beschäftigt sich der Schwarm mit Aufsuchen seiner Nahrung; dann fliegt er zur Tränke, und hierauf begibt er sich nach einer jener dichten Baumkronen, um hier einige Stunden zu verweilen. Dabei wird viel geschwatzt und auch gekreischt; die Gesellschaft macht sich also bemerklich genug, ist aber demungeachtet schwer zu entdecken. Dasselbe, was Prinz von Wied über die südamerikanischen Papageien sagte, gilt auch für unsere Sittiche; man muß sich sehr anstrengen, wenn man die grünen Vögel in dem gleichfarbigen Gelaube wahrnehmen will. Dazu kommt, daß sie augenblicklich stillschweigen, wenn sie eine ihnen auffallende Erscheinung bemerken, oder sich leise und vorsichtig davonstehlen, wenn sie Verfolgung fürchten. Je länger man unter einem Baume verweilt, aus dessen Kronen herab man Hunderte von Stimmen erschallen hörte, um so stiller und ruhiger wird es, und schließlich ist kein einziger mehr oben: einer nach dem anderen ist lautlos einem ähnlichen Baume zugeflogen und verkündet nun von dorther mit freudigem Geschrei, daß er seine listig angelegte Flucht glücklich beendet.

Nach einigen Stunden der Ruhe fliegen die Sittiche zum zweitenmal nach Speise und Trank aus; dann sammeln sie sich gegen Abend wieder auf ihren Lieblingsbäumen und erheben womöglich ein noch lebhafteres Geschrei als vorher; denn jetzt handelt es sich nicht bloß um den besten Zweig zum Ausruhen, sondern vielmehr um den sichersten Schlafplatz.

So geschickt und rasch diese Papageien fliegen, so täppisch, langsam und unbeholfen bewegen sie sich auf dem flachen Boden, und auch ihr Klettern im Gezweige der Bäume ist sehr stümperhaft. Der Flug ist reißend schnell, scheint aber zu ermüden; wenigstens erfordert er viele schwirrende Flügelschläge und geht nur dann in ein leichtes Schweben über, wenn sich der Papagei eben niederlassen will. Aus reiner Lust zum Fliegen treibt sich der Halsbandsittich niemals in der Luft umher; er verbindet mit seinem Dahineilen immer einen ganz bestimmten Zweck und endet seinen Flug, sobald er glaubt, diesen erreichen zu können. Der Gang auf dem Boden ist kaum noch Gang zu nennen, sondern eher als ein Dahinwackeln zu bezeichnen: die Kletterfüße wollen zum Laufen keine rechten Dienste thun. Der Leib wird gleichsam fortgeschleppt, und der lange Schwanz muß beträchtlich erhoben werden, damit er nicht auf dem Boden nachschleife. Eine solche gehende Papageiengesellschaft reizt unwillkürlich zum Lachen, weil sie scheinbar einen überaus erheiternden Ernst an den Tag legt.

In Indien brütet, wie wir durch Jerdon erfahren, der Halsbandsittich in den Monaten Januar bis März; im Inneren Afrikas sind die Regenmonate, die den Frühling über jene Länderstriche bringen, die Zeit der Fortpflanzung. Dort dienen, wie bemerkt, nicht allein Bäume, sondern auch allerlei andere Höhlungen, zumal solche in den verschiedensten Gebäuden, zur Brutstätte; hier werden ausschließlich jene benutzt. Nach dem ersten Regen hat auch die riesenhafte Adansonie ihre gewaltige Krone in den dichtesten Blätterschmuck gehüllt, und alle die zahlreichen Höhlen in den Ästen sind in wünschenswertester Weise verdeckt worden. Hier siedeln sich nun die Brutvögel an, nach den Mitteilungen, die mir gemacht wurden, ebenfalls in Gesellschaften, deren Paare nach einigem Streite um die besten Höhlungen friedlich zusammenleben. Das Gelege besteht aus 3—4 rein weißen, etwas glänzenden Eiern, deren größter Durchmesser 28 und deren kleinster 22 mm beträgt. In Afrika sieht man schon gegen Ende der Regenzeit die Alten mit ihren leicht kenntlichen Jungen, und diese Familien vereinigen sich nun wiederum bald zu größeren Schwärmen. Nach meinen an Gefangenen gesammelten Beobachtungen brauchen die Jungen mindestens 3 Jahre, bevor sie das Kleid, namentlich das bezeichnende rote Halsband, ihrer Eltern erhalten.

Ungeachtet ihrer Wehrhaftigkeit haben die Halsbandsittiche von den größeren Raubvögeln viel zu leiden und sollen nach Versicherung indischer Beobachter selbst den ungeschickteren von diesen zur Beute fallen. Philipps bemerkt, daß der dortige Milan zuweilen unter sie stößt, wenn sie auf Bäumen sitzen und dann und wann einen von ihnen davonträgt, ebenso, daß sie oft von den größeren Eulen angegriffen werden; Anderson dagegen bezeichnet den Schahinfalken (Falco peregrinator) als einen ihrer gefährlichsten Feinde. „Kleine Flüge von Edelsittichen", so erzählt er, „zogen in schneller Folge eilig ihren Schlafplätzen zu, als zu meinem Vergnügen einer der genannten Falken in einen ihrer Flüge stieß und wenige Schritt von dem Kopfe meines Pferdes vorbeijagte. Dreimal wiederholte er seinen Angriff, und jedesmal drängten sich die Sittiche in größtem Schrecken und äußerster Verwirrung aneinander und fielen, als ob sie aus der Luft geschossen wären, in die Stoppeln, über welche ich ritt. Als sie sich wieder erhoben, verdoppelte der Falke seine Anstrengungen, fehlte aber wiederum und setzte sich endlich verdrießlich auf einen Baum, von welchem ich ihn herabschoß." In Afrika habe ich derartige Angriffe nicht gesehen, zweifle aber nicht im geringsten, daß die dortigen Edelfalken ebenfalls auf Halsbandsittiche stoßen.

In den von mir bereisten Gegenden Mittelafrikas jagt nur der sammelnde Europäer die Halsbandsittiche mit dem Feuergewehre; der Eingeborene behelligt sie nicht mit der Waffe und fängt sie höchstens, wenn er Aussicht hat, die lebenden Papageien gut zu verwerten. Ungeachtet der Häufigkeit dieser Vögel ist es nicht gerade leicht, sie zu schießen; ihre Schlauheit täuscht auch den geübten Jäger und vereitelt dessen Anstrengungen. Ich habe ihr listiges Gebaren später mit großem Vorteile benutzt, um sie leicht und sicher zu erlegen. Wenn ich eine Gesellschaft im Walde aufgefunden hatte, spähte ich einfach nach dem nächsten dichten, grünen Baume, stellte mich in dessen Nähe an und ließ nun durch meine Jagdgehilfen den anderen Baum bedrohen. Die Folge davon war, daß die Papageien sich zurückzogen und dabei gewöhnlich mir zum Schusse kamen.

Der Fang geschieht in Mittelafrika nicht planmäßig. Man hebt höchstens die jungen, fast flüggen Vögel aus oder überrascht einen oder den anderen der Alten nachts in den Baumhöhlen. Netze und Schlingen werden nicht zum Fange dieser Vögel benutzt, obgleich die Eingeborenen derartige Werkzeuge zu verwenden wissen. Am Senegal scheint man den Fang in ausgedehnterem Maße zu betreiben; von dorther kommen auch die meisten Halsbandsittiche, die wir in der Gefangenschaft sehen.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Afrika wiederholt Halsbandsittiche gefangen gehalten, mich aber nicht besonders mit ihnen befreunden können. Einmal besaß ich 18 Stück

von ihnen zu gleicher Zeit lebendig. Ich gewährte ihnen möglichste Freiheit, ließ sie in einem großen Zimmer fliegen, fütterte sie gut und hoffte den ganzen Trupp zu erhalten. Meine Erwartungen wurden jedoch auf das schmachvollste getäuscht: die Papageien fielen mörderisch übereinander her und die stärksten bissen die schwächeren tot. Gewöhnlich brachen sie den erlegten die Hirnschale auf und fraßen das Gehirn, ganz nach Art unserer Kohlmeise. Von ihrer besseren Seite lernte ich die Halsbandsittiche später kennen und damit auch lieben. So scheu und unfreundlich Junge sich zeigen, so zahm und liebenswürdig werden diejenigen, welche man einzeln im Gebauer pflegt. Auch sie entwöhnen sich ihres gellenden, durchdringenden Geschreies und lernen ohne besondere Schwierigkeiten sprechen, erfüllen somit alle Anforderungen, welche man an einen gefangenen Sittich stellen kann. Weit schöner als in Einzelhaft aber nehmen sie sich unter einer größeren Papageiengesellschaft aus. Hier paaren sich bald die Männchen den Weibchen an, und wenn solcher Liebesbund geschlossen ist, erwirbt sich das Pärchen jedwedes Zuneigung. Das Männchen überhäuft die Gattin mit allen Zärtlichkeiten, welche Papageien sich gegenseitig erweisen, schnäbelt und atzt sie, nestelt in ihrem Gefieder, umhalst sie förmlich, biegt sich darauf zurück, lüpft die Flügel und breitet den Schwanz, das Bild des Adlers im Wappen darstellend, weist eifersüchtig jede Annäherung eines Nebenbuhlers oder eines anderen Papageien zurück und hält scharfe Wacht, namentlich vor dem Eingange zu dem Nistkasten, der bald erwählt und entsprechend hergerichtet wird. Allerliebst sieht es aus, wenn die Gattin in diesem arbeitend verweilt und das Männchen durch Anklopfen mit dem Schnabel sie hervorruft, während sie mit dem Kopfe zum Schlupfloche herausschaut, einen Augenblick mit ihr kost und dann, nachdem sie sich von neuem zurückgezogen, wiederum seinen Wachtposten vor dem Käfige einnimmt. Gefangene Halsbandsittiche haben, laut K. Ruß, mehrfach erfolgreich genistet und sind besonders von Wigand in Zeitz gezüchtet worden.

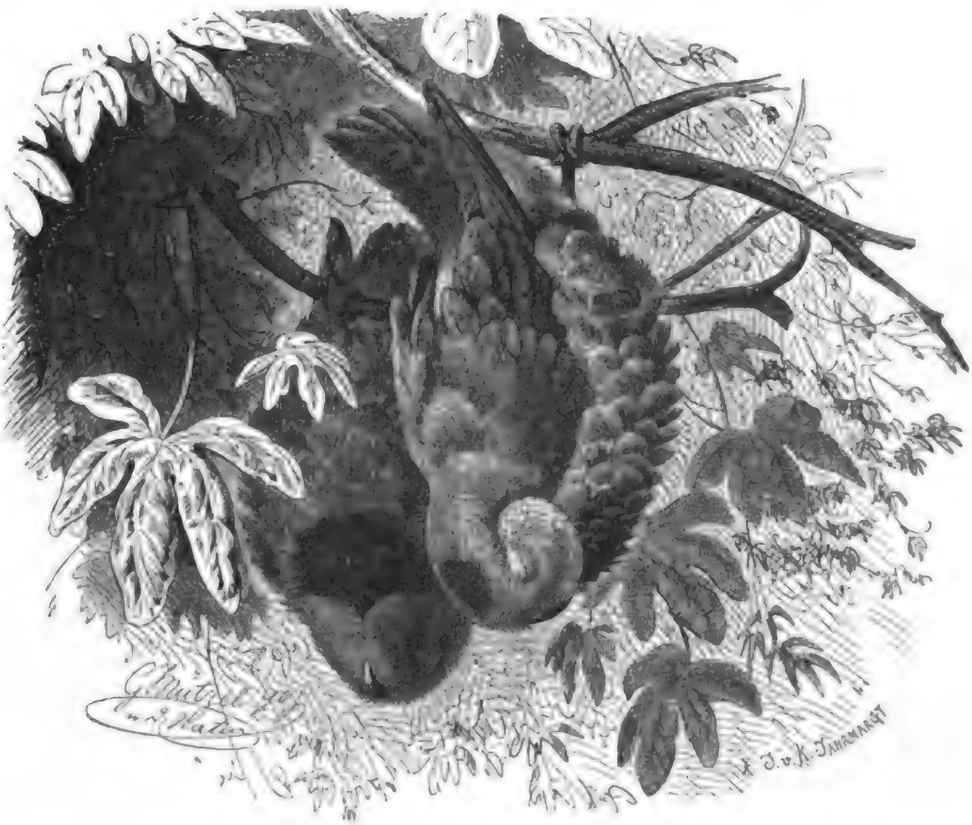
Die an der Spitze faserige Zunge, die nur bei den Fledermauspapageien die gewöhnliche Bildung zeigt, und eigentümliche Schnabelform kennzeichnet die Loris (Trichoglossinae), eine in 88 Arten und 4 Gattungen über Indien und Australien verbreitete Unterfamilie.

*

Obwohl zu dieser Unterfamilie gerechnet, entbehren die Fledermaus- oder Zierpapageien (Coryllis) der Zungenfaserung. Ihr Schnabel ist sehr schwach, viel länger als hoch, seitlich zusammengedrückt, der Oberschnabel auf dem sanft gebogenen, in eine lange, sanft gekrümmte, dünne Spitze auslaufenden Firste kantig, der Unterschnabel niedriger als der obere und vor der Spitze schwach ausgebuchtet, die undeutliche Wachshaut bogig vortretend, das runde Nasenloch frei gelegen, der Fuß kurz und kräftig, der Flügel, der zusammengelegt mehr als die Hälfte des Schwanzes bedeckt, und unter dessen Schwingen die zweite alle anderen überragt, lang, die Flügelspitze weit vorragend, der etwas abgerundete Schwanz kurz, das Gefieder, von dessen lebhaft grüner Hauptfärbung rote, gelbe oder blaue Flecken auf Oberkopf und Kehle sowie der stets rote Bürzel abstechen, hart und dicht, aus weitstrahligen Federn bestehend.

Die Zierpapageien, etwa 20 verschiedene, unter sich sehr übereinstimmende Arten, sind Bewohner der indisch-malayischen und papuanischen Länder und Inseln: ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich von Ceylon bis Malabar und von der Halbinsel Malaka bis Neuguinea. Innerhalb dieses ausgedehnten Länderkreises treten sie auffallend vereinzelt auf; nur die Philippinen beherbergen vier Arten von ihnen und dürfen daher als ihr Hauptwohnsitz

betrachtet werden. Über ihr Freileben mangelt eingehende Kunde; wir wissen nur, daß sie im engsten Sinne des Wortes Baumvögel sind, zuweilen in unzählbaren Schwärmen zusammenleben, sich von Beeren, Baumblüten, Knospen und Sämereien nähren, beim Ausruhen sich nach Art der Fledermäuse an den Beinen aufhängen, wenig, obwohl geschickt fliegen, ansprechend singen und in Baumhöhlungen ihre Jungen erbrüten. Von den Eingeborenen ihrer Heimatländer werden sie oft und gern in Gefangenschaft gehalten, zählen aber zu den hinfälligen Arten und gelangen daher selten in unsere Käfige.



Blaukrönchen (Coryllis galgulus). ⅘ natürl. Größe.

Da ich das Glück gehabt habe, einen Ziersittich länger als 2 Jahre zu pflegen, wähle ich ihn zum Vertreter der Gattung. Das **Blaukrönchen**, wie ich das reizende Vögelchen nennen will (Coryllis galgulus, Psittacus galgulus, pumilus und flavigulus, Psittacula galgula und cyaneopileata, Loriculus galgulus und pumilus), **Silindit** oder **Silinditum** der Javanen, **Serindit** der Sumatraner, **Serendak**, **Sindaba** und **Burung Slinde** der Malayen, **Talisok** der Dajaken, ist etwa ebenso groß wie unser Feldsperling, das Gefieder vorherrschend grasgrün, ein runder Flecken auf der Scheitelmitte dunkel ultramarinblau, ein dreieckiger, mit der Spitze nach unten gerichteter Flecken auf dem Rücken orangefarben, ein großer, länglich runder Querflecken auf der Kehle wie die Bürzel- und oberen Schwanzdeckfedern brennend scharlachrot, ein schmaler Querstreifen auf dem Unterrücken, über dem roten Bürzel, wie die Säume der unteren Schenkelseitenfedern hochgelb; die Schwingen sind innen schwarz, unterseits wie die Schwanzfedern ebenda,

meerblau, ihre unteren Deckfedern grün. Der Augenstern hat dunkelbraune, der Schnabel einfarbig schwarze, die Wachshaut hellgraue, der Fuß gräulichgelbe Färbung. Das etwas lichter als das Männchen gefärbte Weibchen zeigt anstatt des blauen, einen grünen Scheitel- sowie einen kleineren, bläulichgrünen Oberrückenflecken und entbehrt des roten Kehlfleckens. Beim jungen Vogel ist das Gefieder düsterer, der Scheitelflecken nur angedeutet und weder der Rücken- noch der Kehlflecken vorhanden.

So viel bis jetzt nachgewiesen werden konnte, lebt das Blaukrönchen ausschließlich auf Borneo, Sumatra, Banka und der Südspitze der Malayischen Halbinsel. Über das Freileben gibt nur Salomon Müller, der die lieblichen Vögel im Süden Borneos beobachten konnte, einige Nachrichten. Der thätige und kenntnisreiche Reisende fand unseren Zierpapagei bei den Dajaken als beliebten Käfigvogel, gewöhnlich gesellschaftlich eingebauert in einem runden, drehbaren Käfige aus Bambusrohr, der durch das Klettern des Papageien in Bewegung gesetzt wird. In der Freiheit nährt er sich von Baumknospen, zarten Sprossen und Baumblüten, zumal denen der Erythrinen; in der Gefangenschaft erhält er gekochten Reis und ab und zu rohe Bananen, die er gern verzehren soll. Im übrigen bemerkt Müller nur noch, daß man den kleinen Vogel zwischen dem grünen Laube und den roten Blüten der Erythrinen schwer wahrzunehmen im stande sei.

Zu meiner Freude gelang es mir mehrmals, gefangene Blaukrönchen zu erwerben; ein Pärchen habe ich jahrelang gepflegt. Die Blaukrönchen und wohl alle Ziersittiche überhaupt gehören unbedingt zu den liebenswürdigsten Gliedern ihrer Ordnung. Sie müssen als allerliebste Geschöpfe bezeichnet werden, bekunden harmlose Zuthulichkeit, sind regsam, nicht aber stürmisch und schwatzen singend oder singen schwatzend, ohne durch lautes, gellendes Geschrei oder Gekreisch abzustoßen. Alle Bewegungen erfolgen mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und Zierlichkeit. Eilfertig, trippelnden, nicht aber watschelnden Ganges, rennen sie über den Boden dahin; ohne Bedenken wagen sie einen Sprung von einer, für die kurzen Beinchen bedenklichen Weite; rasch und gewandt klettern sie, Schnabel und Füße mit gleicher Sicherheit gebrauchend, am Gitter empor.

Der Flug, den ich, obschon in beschränktem Maße, im Gesellschaftskäfige beobachten konnte, ist leicht und anscheinend mühelos, so rasch auch die Schwingen bewegt werden. Das polternde Geräusch, das ein auffliegender Zwergpapagei verursacht, habe ich von ihnen nicht vernommen. Um auszuruhen, verweilen sie bloß ausnahmsweise in der üblichen Stellung, nehmen vielmehr regelmäßig, beim Schlafen stets die Lage der rastenden Fledermaus an, indem sie sich mit den Beinen an der Decke des Käfigs oder einem dürren Sitzzweige anklammern und nicht allein den Leib, sondern auch den Kopf gerade herabhängen lassen, so daß der Rücken, der eingezogene Hals, der Scheitel und der Schnabel eine gerade Linie bilden, während der Schwanz, wohl um nicht anzustoßen, schief nach hinten und oben gerichtet und das Gefieder lässig gesträubt wird. Die schmucken Tierchen erhalten in dieser Lage ein gänzlich anderes Aussehen als sonst: sie erscheinen noch einmal so dick als während des Sitzens, förmlich kugelig. Oft hängt sich der eine oder der andere nur an einem Beine auf und zieht das andere so weit ein, daß die geschlossene Kralle eben noch sichtbar ist, wechselt auch wohl ab, um das eine Bein zeitweilig zu entlasten. Erschreckt flüchten sie stets zur Decke empor, gleichsam, als ob sie sich am sichersten fühlten, wenn sie sich aufgehängt haben. In dieser Lage werden auch unbedeutende Geschäfte erledigt, beispielsweise die Federn ein wenig geordnet, ebenso einige Behaglichkeit ausdrückende Laute hergeplaudert, obschon das eine wie das andere regelmäßiger im Sitzen geschieht. Fühlt der Papagei das Bedürfnis, sich zu entleeren, so wird der Schwanz ein wenig mehr als sonst gestelzt, der Leib etwas gebogen und hierauf der meist in einem umhäuteten Klümpchen bestehende Unratballen gegen 30 cm weit weggeschleudert. Im Zustande tieferer Ruhe oder während des

Schlafes bläht sich die kleine Gestalt noch mehr als sonst, und schließen sich die Lider bis auf einen kleinen Spalt. Daß die Blaukrönchen auch alle übrigen Stellungen, welche Sittichen möglich sind, und zwar mit spielender Leichtigkeit annehmen, bedarf kaum besonderer Erwähnung: kopfoberst und kopfunterst gilt ihnen vollständig gleich. Die beschriebene Fledermausstellung ist jedoch diejenige, welche man am häufigsten sieht, und so bezeichnend, daß man die Vögel „Fledermauspapageien“ genannt hat.

Die geistigen Anlagen der Ziersittiche dürften mit denen der Zwergpapageien annähernd auf einer Stufe stehen. Die Blaukrönchen sind harmlos und mit Bewußtsein zutraulich. Sie lernen bald ihren Pfleger und dessen Familienglieder kennen, lassen sich weder durch ihn, noch durch diese im geringsten stören, gestatten, daß man dicht an ihren Käfig tritt, zeigen sich auch dann nicht ängstlich, wenn man letzteren hin und her trägt, gehen meist nicht einmal aus ihrer hängenden Stellung in eine andere über. Sie erkennen fremde Leute recht wohl, vertrauen aber auch ihnen, während sie das Erscheinen eines Hundes in die größte Aufregung versetzt. Doch gebärden sie sich nach Art kleiner Papageien überhaupt niemals so ausdrucksvoll wie ihre größeren Ordnungsverwandten, zetern auch nicht, wenn sie erregt werden, wie dies selbst die Zwergpapageien zu thun pflegen. Ihr Betragen ist in jeder Hinsicht ruhig und gemessen; sie leben sozusagen still vor sich hin. Beide Gatten des Paares vertragen sich ausgezeichnet gut; keiner aber erweist dem anderen ersichtliche Zärtlichkeiten: das gegenseitige Nesteln im Gefieder, das Schnäbeln und anscheinende Küssen anderer Papageien habe ich bei ihnen niemals beobachtet. Eine größere Gesellschaft von Ziersittichen, die ich sah, lebte ebenfalls im tiefsten Frieden; als ich jedoch zu meinem Pärchen noch ein Männchen setzte, gebärdete sich jenes wohl mehr aus Furcht vor dem neuen Ankömmlinge als infolge eifersüchtiger Regung äußerst unruhig. Demungeachtet glaubte ich auch in diesem Falle eine gewisse Neugier, wie sie ihnen eigen, wahrnehmen zu können.

Höchst ansprechend ist der Gesang des sonst ziemlich schweigsamen Männchens. Mit dem Schlage eines Finken kann er sich freilich in keiner Weise messen, besteht vielmehr aus schwatzenden, schwirrenden, zwitschernden und einigen pfeifenden Lauten, wird aber mit so viel Behagen vorgetragen und wirkt so anmutend, daß man ihn recht gern hört. An Reichhaltigkeit sowie an Wendungen und Vertönungen steht er dem Gesange des Wellensittichs vielleicht etwas nach, schwerlich aber, für mein Ohr entschieden nicht, in der Gesamtwirkung. Der Sänger pflegt sich während des Vortrags hoch aufzurichten, den Hals soviel wie möglich zu strecken und trotzdem die roten Kehlfedern zu sträuben, so daß deren Bewegungen jene der Kehlmuskeln wiedergeben oder doch andeuten. Jeder einzelne Vortrag währt 1—2 Minuten; dann tritt eine kurze Pause ein, und das singende Geschwätz beginnt von neuem. Im Winter geschieht es nicht selten, daß der singfertige Vogel, nachdem er stundenlang geschwiegen, auch wohl ein wenig geschlafen, noch in später Abendstunde bei Lampenlicht ein Liedchen anhebt. Das Weibchen, das dann und wann denselben Lockton wie das Männchen, ein scharfes „Zit“, vernehmen läßt, hört dem Gesange des Gatten ohne merkliche Erregung, scheinbar sogar teilnahmslos zu, frißt währenddem unbehelligt weiter, klettert auf und nieder, hängt sich zur Ruhe an, putzt sich ꝛc., treibt es mit einem Worte nach Belieben, ohne das Männchen zu beirren, da dieses, wie man glauben muß, mehr zu seinem Vergnügen als in der Absicht singt, die Gattin zu erheitern.

Glanz oder Kanariensamen, der wohl während der Seereise gereicht worden sein mag, in Stückchen geschnittenes Obst und frische Ameisenpuppen bildeten das Futter der von mir gepflegten Ziersittiche. Hierbei befanden sie sich wohl und überstanden die Mauser, ohne von ihrer Lebhaftigkeit etwas einzubüßen, auch ohne ihr Kleid irgendwie zu verändern, gelangten jedoch nicht zur Fortpflanzung. Andere Stücke derselben Art, die ich erwarb, starben bald nach ihrer Ankunft; gleichwohl meine ich nicht, daß sie insgemein hinfälliger

seien als Zwergpapageien oder Plattschweifsittiche. Ich vermag also nicht, mich der Ansicht anzuschließen, daß sie die Gefangenschaft nicht ertragen können, bin auch überzeugt, daß man sie selbst in unseren Käfigen früher oder später zur Brut schreiten sehen wird.

*

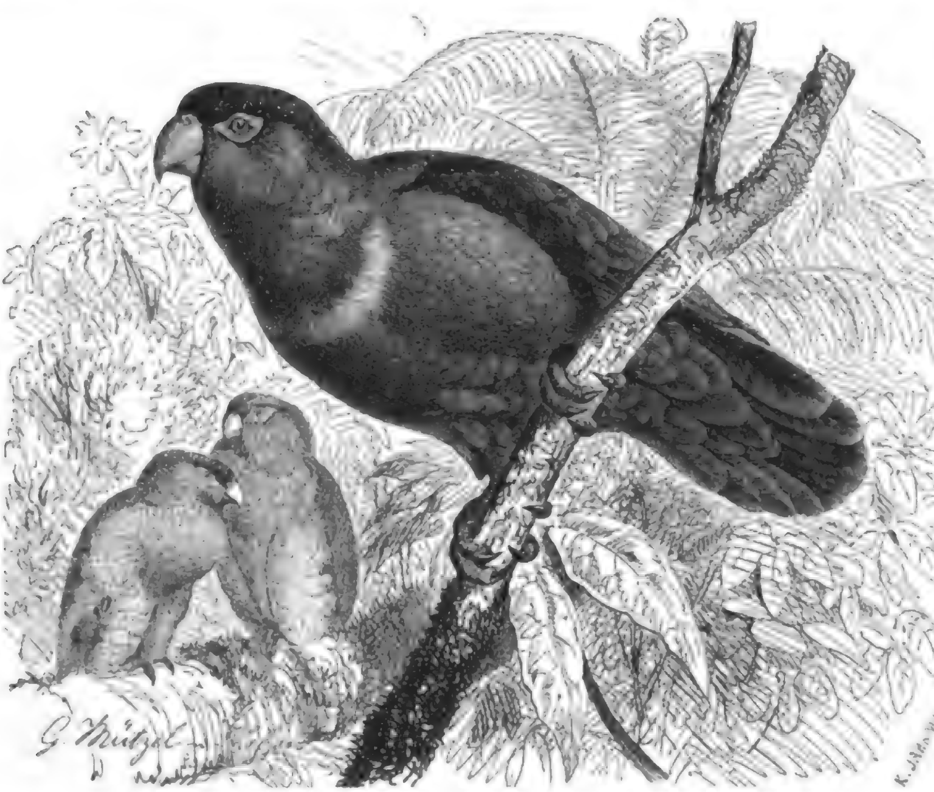
Die Breitschwanzloris (Domicella) sind schlank gebaute Papageien von Sperlings- bis Dohlengröße. Sie kennzeichnen sich durch meist kräftigen, ebenso hohen wie langen, seitlich zusammengedrückten Schnabel mit abgerundetem Firste und stark herabgebogener, überhängender Spitze des Oberschnabels, der vor dem Ende der Spitze sanft ausgebuchtet ist, seitlich zusammengedrückten, an der Dillenkante geradlinig aufsteigenden Unterschnabel, dessen Schneiden keine Ausbuchtung zeigen, sehr kräftige Füße mit gestreckten Zehen und derben, stark gekrümmten Nägeln, lange, spitzige Flügel, die zusammengelegt bis über das Ende der oberen Schwanzdecken hinabreichen, eine lange Flügelspitze haben, und unter deren Schwingen die zweite und dritte die längsten zu sein pflegen, abgerundeten, aus breiten, gleichmäßig zulaufenden, an der Spitze oft sogar verbreiterten, aber stets stumpf zugerundeten Federn bestehenden, gleichmäßig abgestuften Schwanz und ziemlich hartes Gefieder, das besonders im Nacken, auf dem Halse und der Oberseite lang und haarig zerschlissen ist und auf dem Oberkopfe und Hinterhalse zuweilen durch die langen, schmalen und starren Schäfte sich auszeichnet, hier auch wohl einen ungeregelten Schopf bildet. Die Färbung ist sehr glänzend, vorwaltend rot mit blauer Zeichnung, zuweilen auch einfarbig schwarz oder blau, die des Schnabels entweder lebhaft orange oder schwarz, die der Füße stets dunkel.

Als Vertreter der Gattung mag eine der uns am längsten bekannten Arten dienen, die ich Erzlori genannt habe, Kastorie der Bewohner Amboinas, Luri oder Ninrie der Bewohner Cerams (Domicella atricapilla, Psittacus domicella, raja, radhea und rex, Lorius domicella). Im Gefieder herrscht ein prachtvolles Scharlachrot vor; Stirn und Schulter sind tiefschwarz, gegen den Hinterkopf zu dunkelviolett; ein breites Schild auf dem Kropfe, das sich zuweilen bis zur Brust herabzieht, hat lebhaft hochgelbe Färbung. Der Flügelbug ist blau, jede Feder mit weißlichem Endsaume geziert; die Flügel sind dunkel grasgrün, in der Schultergegend olivengelbbräunlich verwaschen, die Handschwingen erster Ordnung innen schwefelgelb und nur im Spitzendrittel schwarz, die Armschwingen, mit Ausnahme der zwei letzten grünen, innen ganz gelb, die kleinen Unterflügeldeckfedern wie die Befiederung des Unterschenkels kornblumenblau. Um den Stern zieht sich ein schmaler gelber Ring, die übrige Iris ist braun, der Schnabel hochorange, der Fuß grauschwarz. Beide Geschlechter gleichen sich in der Färbung; bei jüngeren Vögeln ist diese im allgemeinen düsterer. Die Federn des Oberrückens sind in der Wurzelhälfte grün, und der gelbe Brustschild fehlt. Laut von Rosenberg kommen Farbenabweichungen nicht selten vor. So kann die Kopfplatte rosenrot und der Flügel gelb sein.

Ich verdanke der Güte des eben genannten Forschers die nachstehenden Angaben über das bis dahin gänzlich unbekannte Freileben des Erzloris: „Der schöne Vogel bewohnt ausschließlich Ceram und Amboina und wird ebensowenig wie ein anderer seines Geschlechtes auf Borneo oder auf dem Festlande gefunden. In seiner Heimat tritt er häufig auf. Er lebt ebensowohl in der Einsamkeit des Waldes wie in der Nähe der menschlichen Wohnungen; in den Gebirgen Cerams beobachtete ich ihn jedoch meines Wissens nie. In kleinen Familien raschen Fluges von Ort zu Ort schweifend, sah ich ihn öfters über die Stadt Amboina dahinstreichen, die zierlichsten Schwenkungen in der Luft beschreiben, wobei sein Geschrei und das prächtige, in der Sonne flimmernde Gefieder ihm zum Verräter wurden. Seine Nahrung besteht, außer Pflanzenhonig, in weichen Baumfrüchten, zumal denjenigen

des Pisangs. Das Nest steht in Baumhöhlen; die Eier sind, wie bei allen Papageien, glänzend weiß und etwas größer als die unserer Schwarzdrossel.

„Auf Amboina findet man keinen Vogel häufiger in der Gefangenschaft als gerade den Erzlori, und in der Stadt Amboina gibt es kaum ein Haus, kaum eine Hütte, in welcher er fehlt. Er ist der Lieblingsvogel der Amboinesen und verdient es auch zu sein, sowohl was seine Schönheit und Sanftmut als auch seine Gelehrigkeit anlangt. Er lernt ziemlich rasch sprechen und ist dann der Stolz seines Pflegers. Unter dem Preise von 8—10 holländischen Gulden ist ein gelehrter Vogel, während andere für 1½—2 Gulden feilgeboten werden, nicht



Erzlori (Domicolla atricapilla). ⅓ natürl. Größe.

zu bekommen. Freilich gibt es auch störrische und heimtückische Erzloris. Man füttert sie mit rohem und gekochtem Reis, in Wasser geweichtem Sago und Pisangfrüchten, gibt ihnen auch täglich frisches Wasser, da sie viel trinken und zumal gern baden, wobei sie sich das Gefieder über und über bespritzen."

In unsere Käfige gelangt der Erzlori nicht allzu selten, und ich habe daher mehrfach Gelegenheit gehabt, ihn und andere seiner Gattung zu pflegen oder doch zu beobachten. Die Loris machen ganz den Eindruck munterer, lebhafter, geweckter und kluger Vögel. Sie sind rege vom Morgen bis zum Abend; alles, was in ihrem Bereiche sich zuträgt, erregt ihre Aufmerksamkeit, und sie findet dann in heftigem Nicken mit dem Kopfe beredten Ausdruck. An Beweglichkeit und Kletterfertigkeit stehen sie hinter keinem anderen Papagei zurück. Sie sind dabei ebenso rasch wie gewandt und noch besonders dadurch ausgezeichnet, daß sie sich oft zu weiten Sprüngen entschließen. Bei guter Laune gefallen auch sie sich

in förmlichen Tänzen, die sie auf ihren Sitzstangen ausführen. Ihre Stimme ist sehr laut und oft in hohem Tone unangenehm kreischend. Sie lautet, wie Linden nach längerer Beobachtung feststellte, wie ein scharf ausgesprochenes „Wihe wihe wi wi“ und wird mit Pfeifen, Schnurren und Schnalzen eigentümlichster Art begleitet. Auch sie trägt dazu bei, die geistige Regsamkeit des Wesens zu bekunden, die man auch sonst bei jeder anderen Gelegenheit bemerkt. Alle Breitschwanzloris, welche wir in Gefangenschaft beobachten konnten, sind nichts weniger als verträglich, vielmehr in hohem Grade streitlustig. Ein von mir gepflegter Erzlori begann mit den verschiedenartigsten Genossen seines großen Käfigs Streit, versetzte sie durch eigentümliche Kopfbeugungen, abwechselndes Ausbreiten und Zusammenziehen der Federn, Sträuben der Kopffedern und vorschnellende Bewegungen in die größte Aufregung oder den heftigsten Zorn, flog dann scheinbar befriedigt weg, um sich mit dem einen oder dem anderen Vogel zu beschäftigen, kehrte aber immer wieder zu dem einen ins Auge gefaßten Gegner zurück. Alle schwächeren Vögel hatte er binnen kurzer Frist unterjocht, bei seinem Hauptgegner, einem Nasenkakadu, aber durch sein herausforderndes Benehmen eine Feindschaft hervorgerufen, die ihm das Leben kosten sollte. Denn als der Nasenkakadu, der in einem besonderen Käfige hauste, einmal diesem entschlüpfte, stürzte er sich nun seinerseits auf den verhaßten Gegner, und nur durch unser Dazwischentreten gelang es, den Lori zu retten. Seine Aufregung war jedoch eine so tiefgehende gewesen, daß er ihr am nächsten Tage erlag. Auch unter sich leben Loris nicht in Frieden; selbst die Paare streiten oft miteinander. Bei ihren Angriffen gehen sie anders zu Werke als ihre Ordnungsgenossen. Sie packen sich mit den Krallen womöglich am Kopfe und am Schnabel und gebrauchen den letzteren nur gelegentlich, anscheinend bloß zur Abwehr. Ihrem Pfleger gegenüber bekunden sie Zu- oder Abneigung, je nachdem. Einzelne kommen schon als vollkommen gezähmte Vögel in unseren Besitz und sind dann die liebenswürdigsten Gesellen unter der Sonne, lassen sich berühren, streicheln, auf die Hand nehmen, im Zimmer umhertragen, ohne jemals ihren Schnabel zu gebrauchen; andere sind unliebenswürdig und bissig. Jedenfalls aber hat Linden vollständig recht, wenn er sagt, daß sie insgemein in Bezug auf Verstand, Zähmbarkeit und Dauerhaftigkeit weit über ihren nächsten Verwandten, den Keilschwanzloris, stehen. “

Bei geeigneter Pflege dauern die Breitschwanzloris recht gut im Käfige aus; es ist aber nicht allzuleicht, ihnen solche Pflege angedeihen zu lassen. Vor allem verlangen sie einen warmen Raum und sodann geeignetes Futter. Mit gekochtem Reis, Möhren und anderen Früchten, nebenbei auch verschiedenen Sämereien und Milchbrot, befriedigt man die Bedürfnisse einzelner, aber nicht aller, und ein kleiner Fehler, ein gut gemeinter Versuch, ihnen eine Leckerei zu bieten, kann für sie verhängnisvoll werden. So erfuhr Linden, daß seine gefangenen Loris schwarze Kirschen mit Behagen verzehrten und dabei gediehen, unmittelbar nach dem Genusse von Brombeeren aber starben. Eine Hauptbedingung ihres Wohlbefindens ist, ihnen jederzeit Gelegenheit zum Baden zu geben. Sie gehören zu den wasserbedürftigsten Arten ihrer ganzen Ordnung und baden sich wenn nicht täglich, so doch sicher einen Tag um den anderen. Hierbei legen sie sich jedoch nicht in das Wasser, wie andere Papageien zu thun pflegen, sondern setzen sich einfach in den Badenapf und nässen sich Rücken, Brust, Bauch, Flügel und Schwanz, nicht aber den Kopf durch Schlagen mit den Schwingen und Steuerfedern vollständig ein, trocknen sich hierauf ihr Gefieder und bekunden sodann durch erhöhte Beweglichkeit, wie behaglich sie sich fühlen. „Eigentümlich ist“, schreibt mir Linden, „daß sie auf dem Boden des Käfigs schlafen und in einer Ecke sich ganz platt niederlegen. Ihr Schlaf ist sehr leise und wird, wie sie durch Pfeifen bekunden, durch das unbedeutendste Geräusch, selbst durch jeden Fußtritt außerhalb ihrer Behausung, unterbrochen.“

„Bei keiner anderen Papageiengattung“, bemerkt Linden ferner, „nahm ich die Vermauserung aus Federstoppeln so deutlich und auffallend wahr wie bei den Breitschwanzloris. Die weißen Kiele kommen so stark hervor, daß sie sich wie Borsten anfühlen und namentlich den Kopf und Hals oft förmlich struppig erscheinen lassen.

„Ob Breitschwanzloris jemals in unseren Käfigen zum Nisten schreiten werden, ist sehr fraglich und dürfte bei den mangelnden Einrichtungen, die man ihnen zu bieten vermag, verneint werden. Einen dichten Urwald können wir ihnen nicht herstellen, eine ihnen durchaus zuträgliche, auch für die Fütterung ihrer Jungen ausreichende Nahrung schwerlich reichen. Dazu sind sie auch viel zu neugierig und unruhig, als daß sie sich dem angepaarten Gatten voll hingeben sollten. Sie müssen die Ursache jedes Geräusches und Lautes ergründen und vergessen dabei regelmäßig ihren Genossen. Gleichwohl will ich nicht in Abrede stellen, daß auch bei ihnen ein glücklicher Zufall Schwierigkeiten aus dem Wege räumen kann, die uns bis jetzt unüberwindlich scheinen.“

*

Die Keilschwanzloris (Trichoglossus) sind schlank gebaute Arten von Sperlings- bis Taubengröße mit mittellangem, seitlich zusammengedrücktem Schnabel, dessen First kantig und dessen verschmälerte, dünne, stark herabgebogene, überhängende Spitze sanft, aber deutlich ausgebuchtet ist, während die geraden Schneiden des an der Dillenkante schief aufsteigenden Unterschnabels eine solche Ausbuchtung nicht zeigen, kurzen, kräftigen, dickzehigen durch starke, gekrümmte Nägel bewehrten Füßen, spitzigen langen Flügeln, unter deren Schwingen eine der drei ersten die längste ist, langer Flügelspitze und keilförmigem Schwanze, dessen stark abgestufte, an der Wurzel ziemlich breite Federn gegen das Ende gleichmäßig sich verschmälern und an der Spitze zugerundet sind, sowie endlich mit ziemlich derbem, breitfederigem, glänzendem Gefieder, in welchem oberseits Grün, auf der Brust Rot vorherrscht, dort ein helleres Querband im Nacken, hier dunklere Querzeichnung vorhanden zu sein pflegt.

Das Verbreitungsgebiet der Keilschwanzloris fällt beinahe mit dem Wohnkreise der Plattschweifsittiche zusammen, erstreckt sich jedoch etwas weiter nach Westen hin. Das Festland Australiens bildet den Brennpunkt; doch erreicht es bereits in Tasmanien seine südliche Grenze, wogegen die nördliche auf den Molukkeninseln Halmahera und Morotai zu suchen ist. Unter den Südseeinseln werden nur Neucaledonien, die Neuen Hebriden und Salomoninseln von Keilschwanzloris bevölkert; dagegen verbreiten sich diese in westlicher Richtung noch bis Sumbawa und Flores. Über ihr Freileben haben wir, dank den Forschungen Goulds, ziemlich eingehende Kunde erhalten. Ein Hauptzug ihres Wesens ist der Trieb zur Geselligkeit. Die gleiche Lebensweise und die gleichartige Nahrung vereinigen sie mehr als andere Papageien, und so kann es geschehen, daß man auf demselben Baume drei bis vier verschiedene Arten in friedlichster Weise untereinander verkehren sieht. Wie die meisten australischen Papageien sind auch sie gezwungen, zu wandern, und namentlich diejenigen Arten, welche im Süden brüten, kommen und gehen alljährlich mit einer gewissen Regelmäßigkeit. Während ihrer Wanderungen vereinigen sie sich oft zu unzählbaren Schwärmen, die so dicht geschart sind, daß sie einer Wolke ähneln, gleichzeitig auch verschiedene Schwenkungen ausführen und durch das in der Nähe geradezu betäubende Geschrei schon von ferne die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich lenken. Ihr Flug ist kraftvoll, gewandt und pfeilschnell; namentlich bei dem Auffliegen erheben sie sich mit reißender Geschwindigkeit unter lautem, gleichmäßigem Schreien in die Höhe und stürmen dann durch die Luft dahin. Auf den Bäumen klettern sie mit ziemlicher Gewandtheit in allen erdenklichen Stellungen umher, doch mehr meisen-, als papageienartig. Nach Sonnenaufgang sind sie so eifrig mit dem Aufpinseln des Honigs beschäftigt, daß sie von den Bäumen, auf welchen

sie sich niedergelassen haben, kaum verscheucht werden können. Ein Schuß hat dann keinen anderen Erfolg, als daß die Vögel schreiend von dem beschossenen Zweige auf einen anderen fliegen, wo sie dann sofort wieder die Blüten untersuchen. Sie sind so geschickt im Aufpinseln des Honigs, daß dieser den Erlegten klar aus dem Schnabel strömt, wenn man sie an den Beinen emporhält.

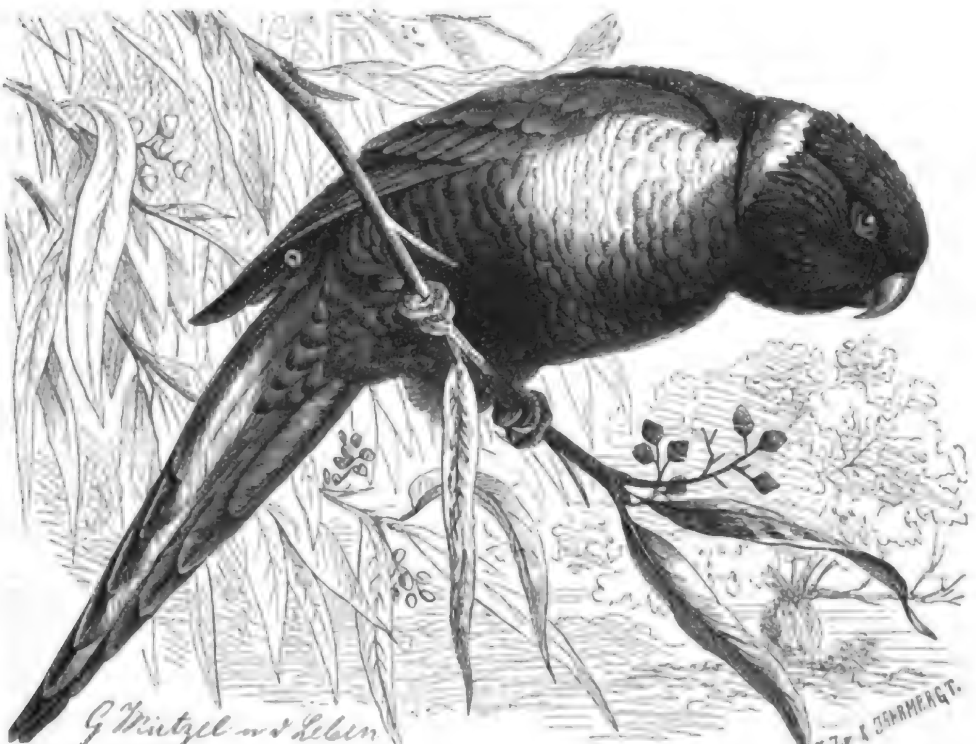
Über das Brutgeschäft haben die Reisenden erst wenige Beobachtungen sammeln können. Es scheint, daß die Schwärme auch während der Fortpflanzungszeit vereinigt bleiben, daß mindestens so viele Paare, wie auf einem Baume Unterkommen finden, gesellig nisten. Baumhöhlungen bilden auch für sie die Bruträume. Das Gelege besteht, wie man sagt, aus 2—4, bei einzelnen Arten wahrscheinlich mehr, weißlichen, länglichrunden Eiern.

Die Pracht des Gefieders unserer Vögel besticht selbst die für die Schönheiten der Natur und ihrer Erzeugnisse anscheinend so gleichgültigen Eingeborenen Australiens; wenigstens beobachtet man, daß sie hier und da sorgfältig die Köpfe aller von ihnen erlegten Keilschwanzloris aufbewahren und daraus kettenartige Gehänge anfertigen, mit welchen sie sich schmücken. Die Ansiedler europäischer Abkunft stellen den gedachten Loris einzig und allein aus dem Grunde nach, um sie für den Käfig zu gewinnen. Ihr Fleisch ist hart und zähe und außerdem noch mit unangenehmem Geruche behaftet, der sie wenigstens vor den Verfolgungen des nach eßbarem Wilde strebenden Jägers schützt. Im Käfige halten sich gerade diese Papageien besser, als man zu erwarten berechtigt war. Wenn auch die Reisenden angeben, daß sie sich vorzugsweise von Pflanzenhonig nähren und Sämereien vermeiden, gewöhnen sie sich doch leicht an letztere und dauern deshalb viel länger bei uns aus als Plattschweifsittiche und manche andere Papageien, die uns als Körnerfresser bezeichnet werden. Eine Art hat sich, soviel mir bekannt, bei uns zu Lande sogar fortgepflanzt; mehrere andere haben wenigstens Eier gelegt. Inwiefern Vorstehendes allgemeine Gültigkeit hat, vermag ich nicht zu sagen, weil von den 40 unterschiedenen Arten der Gattung noch nicht einmal die Hälfte lebend zu uns herübergebracht wurde.

Am häufigsten sieht man in unseren Käfigen wohl den Allfarb- oder Gebirgslori, Warie der Eingeborenen von Neusüdwales, Guril derer von Botanybai (Trichoglossus novae-hollandiae, haematodus, multicolor, haematopus und swainsonii, Psittacus novae-hollandiae, haematodus, haematopus, cyanogaster, multicolor und semicollaris, Australasia novae-hollandiae), eine der größten Arten der Gattung, die dem Karolinasittich ungefähr gleichkommt. Kopf, Backen und Kehle sind lilablau, Hinterhals, Mantel, Bürzel und Schwanz dunkel grasgrün, die Federn des Oberrückens in der Mitte gelb, an der Wurzel rot, die des Nackens, die ein verwaschenes Halsband bilden, gelbgrün, Kropf, Brust und untere Flügeldecken schön zinnoberrot, unregelmäßig und breit dunkler und lichter quergewellt, die Brustseiten hochgelb, die Bauchfedern dunkelblau, an der Wurzel rot, die der Bauchseiten rot mit blauem Endflecken, Schenkel, Schienbein, Aftergegend und untere Schwanzdeckfedern grasgrün, die Federn an der Wurzel rot, hierauf gelb und endlich an der Spitze grün, die Schwingen innen schwarz, in der Mitte durch einen breiten, gelben Flecken gezeichnet, die Schwanzfedern innen zitrongelb, gegen die Wurzel hin etwas ins Rote spielend. Die Iris ist orangerot, der Schnabel blutrot, die Wachshaut dunkelbraun, der Fuß braunfahl.

Obgleich Gould nur Südaustralien als Heimat des Allfarbloris angibt, ist er doch über ganz Australien verbreitet und kommt ebenso auf Tasmanien vor. Hier lebt der prachtvolle Vogel in Menge, weil die Blüten der Gummibäume ihm überflüssige Nahrung bieten. Er ist aber auch so ausschließlich auf die Gummiwälder beschränkt, daß er in anderen gar nicht gesehen wird. Diejenigen Bäume, welche erst kürzlich ihre Blüten geöffnet

haben, werden allen anderen vorgezogen, weil sie an Honig und Blütenstaub am reichsten sind. Der Anblick eines Waldes dieser blütenbedeckten Gummibäume, auf welchen sich außerdem noch mehrere Arten Honigvögel und anderer Papageien umhertreiben, ist nicht mit Worten zu beschreiben. Oft sieht man 3—4 Arten der Gattung auf demselben Baume beschäftigt und manchmal gemeinschaftlich die Blüten desselben Zweiges berauben. Noch weniger ist es möglich, die tausendstimmig lärmenden Töne und die Schreie dazwischen zu beschreiben, wenn etwa ein Flug sich mit einem Male von einem Baume erhebt, um in einen anderen Teil des Waldes überzugehen. Solche Schwärme muß man selbst gesehen und gehört haben, wenn man sich eine klare Vorstellung machen will.



Allfarblori (Trichoglossus novae-hollandiae). 1/2 natürl. Größe

Bei einem seiner Morgenspaziergänge in den Buschwaldungen am Hunterflusse kam Gould an einen ungeheuern Gummibaum von ungefähr 60 m Höhe, der gerade in vollster Blüte stand. Hunderte von Vögeln waren durch diese Blüten angelockt worden, und die verschiedensten Arten von Papageien und Honigfressern umschwärmten den Baum. Gould erlegte von einem einzigen Zweige die vier Keilschwanzloris, welche die Gegend bewohnen.

Über das Fortpflanzungsgeschäft vermochte Gould eigne Beobachtungen nicht zu sammeln, erfuhr jedoch durch die Eingeborenen, daß der Allfarblori 2 Eier in Höhlungen der höchsten Gummibäume lege und vom Juli bis September brüte. Daß diese Angabe schwerlich begründet sein dürfte, lassen gefangene Vögel derselben Art, die 6 Eier legten, glaublich erscheinen.

Calay glaubt, daß der Allfarblori sich ausschließlich vom Blumensafte ernähre, auch in Gefangenschaft niemals Sämereien verzehre und deshalb schwierig zu erhalten sei.

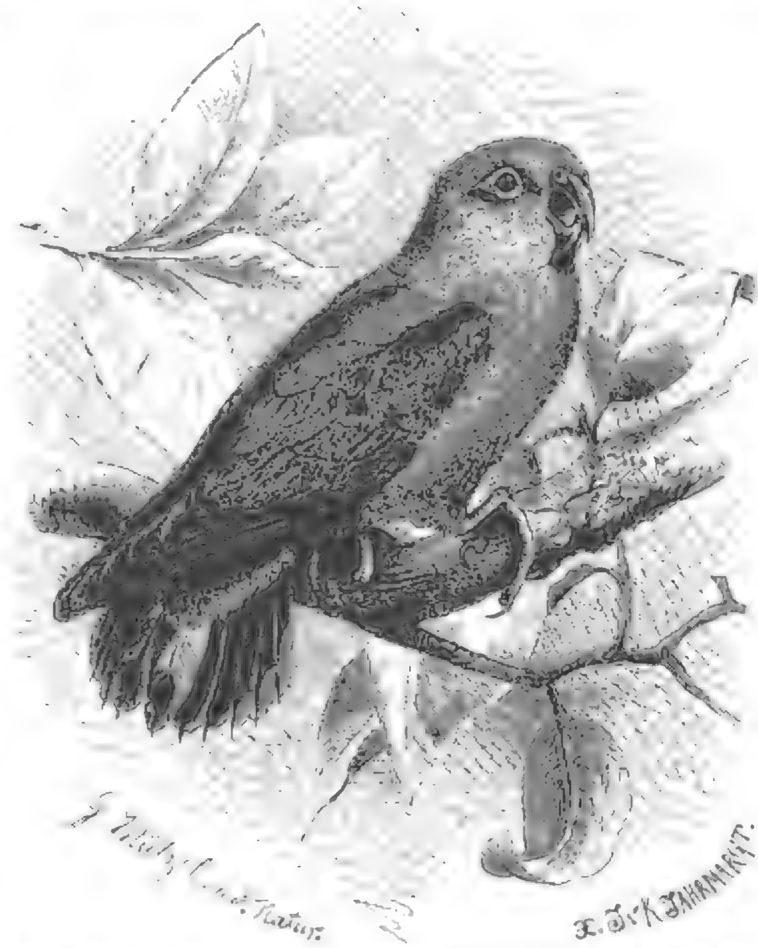
Diese Angabe ist unbedingt falsch; denn neuerdings gelangt, wie bereits bemerkt, gerade dieser Keilschwanzlori häufiger als jeder andere und in immer steigender Anzahl in unsere Käfige. Noch vor einigen Jahrzehnten fehlte er unserem Tiermarkte gänzlich, bis plötzlich eine erhebliche Anzahl zugeführt und unter den verschiedensten Namen zum Verkaufe ausgeboten wurde. „Ich erhielt“, schreibt mir Linden, „eins der ersten Paare mit der Weisung zugeschickt, nur Glanz und Wasser zu füttern. Ich befolgte dies anfänglich auch. Als ich aber sah, daß das Futter kaum berührt wurde, gab ich noch Früchte, die begierig genommen wurden; die Folge war jedoch, daß wenige Tage später beide Vögel unter furchtbaren Krämpfen zu Grunde gingen. Ein zweites Paar, das ich erwarb und hauptsächlich mit etwas in Milch eingeweichtem Weißbrote fütterte, hielt länger aus, starb aber unter gleichen Erscheinungen. Die Zergliederung ergab weder in dem ersten noch in dem zweiten Falle irgend welchen Anhaltspunkt für Aufklärung der Todesursache. Andere pflegte ich mit wechselndem Glücke, muß mich im allgemeinen aber dahin entscheiden, daß die Vögel zu denjenigen gehören, welche schwer zu halten sind. Allerdings habe ich auch das Gegenteil vernommen. Es ist mir versichert worden, daß man Junge erzielt habe, und man hat mir sogar das Paar, von welchem letztere abstammten, zugesandt; beim Tode der Vögel aber ergab sich, daß beide Weibchen waren! In dieser Weise werden nur zu häufig Angaben veröffentlicht und geglaubt.“

Nach meinen allerdings nicht weit reichenden Erfahrungen muß ich Linden darin beistimmen, daß sich im allgemeinen die Keilschwanzloris nicht gut halten; doch gibt es Ausnahmen. So schreibt mir Staatsminister Geßler, daß er einen Allfarblori 5 Jahre lang bei bestem Wohlsein erhalten habe, was letzterer unter anderem dadurch bethätigte, daß er sechs Eier legte. Gefüttert wurde dieser Vogel mit Glanz, geriebenem mageren Ochsenfleische, geriebenen Möhren und Zucker, alles in gleichen Teilen untereinander gemischt, und die Lust, mit welcher der Allfarblori stets auf das in dieser Weise zusammengesetzte Futter losstürzte und bis zum letzten Bröcklein auffraß, bewies, daß er es seinen Neigungen entsprechend fand. Kerbtiere, die ihm wiederholt geboten wurden, verschmähte er beharrlich und warf sie weg, wenn man sie in den Schnabel brachte.

„Das Wesen des Allfarbloris“, bemerkt Linden ferner, „ist viel lebhafter als das der Breitschwanzloris: man kann es geradezu als stürmisch bezeichnen. Meine Vögel befanden sich stets in einer gewissen Aufgeregtheit und durften deshalb nicht in einer sogenannten Vogel- oder Papageienstube gehalten werden, weil es ihnen hier viel zu laut hergeht, sie zu leicht erschrecken, dann blindlings umherfliegen und häufig das Opfer ihrer Aufgeregtheit werden. Der Flug ist reißend schnell und wird stets mit lautem Gekrächze begleitet. Zum Boden herab kommen sie nur, wenn sie das Bedürfnis fühlen, sich zu baden. Ihre Stimmlaute lassen sich schwer beschreiben, denn sie sind ein Mittelding zwischen Pfeifen und Krächzen, aber gellend und durchdringend.“

Der Unterfamilie der Zwergpapageien (Micropsittacinae) gehören die Spechtpapageien (Nasiterna) an. Nicht allein innerhalb ihrer engsten Verwandtschaft, sondern unter allen Papageien überhaupt zeichnen sie sich aus durch ihre außerordentlich geringe Größe; denn sie sind neben den Zierpapageien die kleinsten Arten der gesamten Ordnung. Ihr Verbreitungsgebiet hat in Neuguinea seinen Brennpunkt und erstreckt sich von hier aus nur über die benachbarten Eilande, insbesondere Misul, Salawati, Mafur, Waigiu, Guebe, die Aru-, Kei- und Salomoninseln. Bis in die neueste Zeit kannte man nur 2 Arten; gegenwärtig unterscheidet man deren 9.

Ihr Schnabel ist sehr kräftig, viel höher als lang, stark herabgekrümmt, seine Spitze kurz und kaum übergreifend, der Oberschnabel an der Wurzel breit und gewölbt, gegen die Spitze zu seitlich stark zusammengedrückt, auf dem Firste gekielt, vor der Spitze mit einem tiefen, spitzwinkeligen Einschnitte versehen, der Unterschnabel höher als der obere, seitlich abgeflacht und durch die breite, abgerundete Dillenkante sowie die ausgebuchteten Schneiden ausgezeichnet. An dem dünnen Fuße fallen die verhältnismäßig sehr langen, gestreckten, mit schwachen, wenig gekrümmten Nägeln bewehrten Zehen besonders auf, da sie doppelt so lang wie der Lauf sind. Der Fittich ist lang, spitzig, so daß er zusammengelegt fast bis zum Schwanzende reicht, die zweite Schwinge die längste, die Flügelspitze weit vorgezogen. Der kurze und abgerundete Schwanz fällt besonders auf durch seine steifen, am Ende etwas nach unten gebogenen, spitzigen und vorragenden Schäfte.


Rotbrüstiger Spechtpapagei (Nasiterna pygmaea). Natürliche Größe.

Die uns am längsten bekannte Art der Gattung ist der **Rotbrüstige Spechtpapagei** (Nasiterna pygmaea, Psittacus pygmaeus, Psittacula und Micropsitta pygmaea, Micropsittes pygmaeus), ein Vogel, der unseren Zeisig an Größe nicht wesentlich überbietet und grasgrün, unterseits etwas heller, auf dem Oberkopfe gelb, auf den Zügeln einschließlich des Augenkreises gelbbräunlich gefärbt ist und durch die schwarzen, breit grün umsäumten, kleinen Flügeldecken gezeichnet wird. Die schwarzen Handschwingen zeigen einen schmalen, die Armschwingen einen breiteren grünen Saum an der Innenfahne, die letzten sind ganz grün, die Schwanzfedern schwarz, am Ende der Innenfahne durch einen gelben Flecken geschmückt, die beiden mittelsten meerblau, die äußersten zwei Paare außen schmal grünlich gesäumt, die Unterschwanzdeckfedern gelb, gegen die Spitze hin grünlichgelb. Der Schnabel sieht schwarzgrau, der Fuß horngraubraun aus. Beide Geschlechter unterscheiden sich nicht durch die Färbung.

Über die Lebensweise sind wir noch wenig unterrichtet. Das erste Pärchen, das **Quoy** und **Gaimard** von ihrer Weltreise heimbrachten, kam durch bloßen Zufall in ihren Besitz, indem einer ihrer Jäger auf einem Baume nach einem anderen Vogel schoß und statt diesen die beiden bis dahin noch gänzlich unbekannten Papageien erlegte. Erst in den letzteren Jahren gelangten mehrere Stücke in unsere Sammlungen, und durch **Bernstein**, von **Rosenberg**, **Wallace** und endlich **Beccari** wurden uns auch dürftige Mitteilungen über das Freileben. Mit Ausnahme des Letzteren stimmen die genannten Reisenden darin überein, daß dieser Papagei wegen seiner Kleinheit und seines Aufenthaltes in den

höchsten Wipfeln dicht belaubter Bäume äußerst schwer zu erkennen und demgemäß zu erlangen sei. Erst Beccari bemerkt, daß man Spechtpapageien, wenn man einmal ihre Lieblingsbäume kennen gelernt habe, ohne besondere Schwierigkeit aufzufinden und zu erlegen vermöge. Ähnliches berichtet Haacke: „In den Urwäldern am Fly- und Strickland-flusse habe ich im Laufe von 4 Monaten nur einmal Spechtpapageien gesehen, bei dieser einzigen Gelegenheit aber in großer Anzahl. Eine Gruppe niedriger Feigenbäume trug reichliche Früchte, und hier hatten sich die winzigen Papageien eingefunden, um, wie ich annehme, deren Samenkörner zu fressen. Sie waren so zutraulich, daß ich sie aus allernächster Nähe beobachten konnte. Ein Klettern nach Art der Spechte, wie andere Beobachter es angegeben haben, habe ich nicht wahrgenommen, obwohl ich mich stundenlang mit ihnen beschäftigte. Aber es ist wohl möglich, daß sie ihren Schwanz gelegentlich als Stütze beim Zerkleinern der Feigen, die wohl ihre Hauptnahrung bilden, gebrauchen, da viele Feigenbäume Neuguineas ihre Früchte am Stamme tragen. Es war mir möglich, eine große Anzahl der Vögelchen zu erlegen, weil weder der Flintenschuß noch der Tod eines Genossen die übrigen zum Fortfliegen bewog. Beim Schießen mußte ich einen entsprechenden Abstand nehmen, um die kleinen Vögel nicht völlig zu zerschmettern." Von den Papua werden Spechtpapageien oft lebend gefangen, d. h. aus den Baumhöhlungen, in welchen sie ihr Nest anlegen, hervorgezogen. Die Eier fand Allen denen kleiner südamerikanischer Papageien ähnlich.

Die artenreichste Papageigattung, die im australischen Reiche heimisch ist, umfaßt die Plattschweifsittiche (Platycercus), mehr oder minder prachtvoll gefärbte Arten von Drossel- bis Krähengröße. Sie sind die bekanntesten Vertreter der gleichnamigen Unterfamilie (Platycercinae). Ihre Merkmale liegen in dem kurzen, kräftigen Schnabel, der fast immer höher als lang, oben, seitlich und auf dem Firste abgerundet und vor der stark übergebogenen, aber meist sehr kurzen Spitze mit einem stumpfen Zahnausschnitte versehen ist, während der meist dem oberen gleich hohe Unterschnabel eine etwas breite, abgerundete, zuweilen durch einen schwachen Leistenvorsprung ausgezeichnete Dillenkante zeigt, den schwachen, aber verhältnismäßig hochläufigen Füßen, den spitzigen und langen Fittichen mit langer Flügelspitze, unter deren Schwingen die zweite bis vierte die längste ist, dem fast immer sehr langen, stufenförmigen Schwanze, der aus auffallend breiten, an der Spitze zugerundeten Federn besteht, sowie endlich dem weichen, in der Regel sehr bunten, ausnahmsweise auch nur grün und rot gefärbten Gefieder.

Die Arten der Gattung, etwa 40 an der Zahl, spielen in Australien und auf den übrigen zu ihrem Verbreitungsgebiete gehörigen Eilanden die Rolle der Edelsittiche Indiens und Afrikas. Als bemerkenswert hebt Finsch die Thatsache hervor, daß sie da fehlen, wo Edelsittiche vorkommen, und ihr Verbreitungsgebiet erst dort beginnt, wo das jener aufhört. Timor, Buru, Ceram, die östlichen Molukken, Neuguinea, Australien, Tasmanien, die Neuen Hebriden, Neucaledonien, Neuseeland, die Norfolkinsel, die Aucklandinseln und einige Gruppen der Südsee-Eilande, die Fidschi-, Freundschafts- und Gesellschaftsinseln, bilden den Kreis, über welchen die Gattung sich ausbreitet. Dagegen fehlt sie auf dem Festlande Asiens, den Philippinen, ja merkwürdigerweise auch auf Celebes sowie der Timor und die großen Sunda-Inseln verbindenden Gruppe Flores, Sumbawa, Bali und Lombok. Eine Art dringt bis auf die Macquarie-Insel oder bis zum 54. Grade südlicher Breite und damit bis zum südlichsten Punkte des Papageienverbreitungsgebietes überhaupt vor.

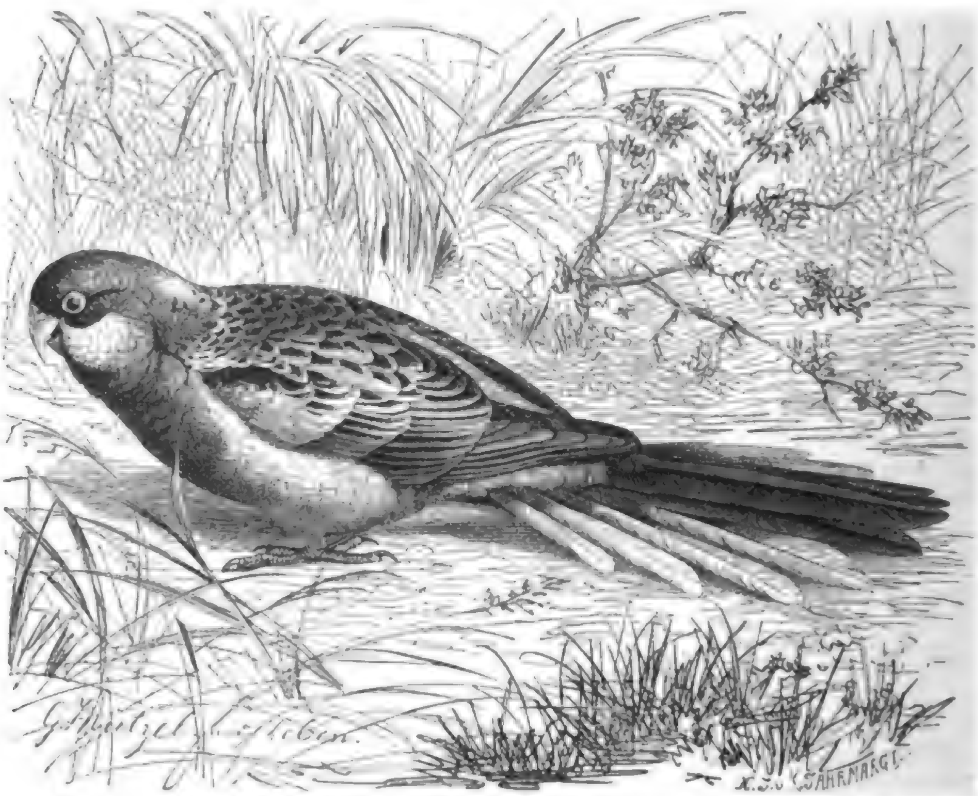
Unsere Kenntnis des Freilebens der durch Farbenpracht und Anmut bestechenden Plattschweifsittiche ist noch dürftig und mangelhaft. Goulds und anderer Forschungen haben

uns insofern unterrichtet, als sie uns belehrt haben, daß die genannten Vögel wie die meisten ihrer in Australien lebenden Verwandten mehr auf dem Boden als auf den Bäumen sich aufhalten. In Australien bilden jene weiten, parkartigen Ebenen, welche in einzelnen Jahren reiche Nahrung bieten, in anderen gänzlich verarmen, ihre Aufenthaltsorte und zwingen sie wie Corellas, Wellen- und Grassittiche zu mehr oder minder ausgedehnten, unregelmäßigen Wanderungen. Sie zählen zu den besten Fliegern ihrer Ordnung, sind meist auch treffliche Läufer, stehen aber in der Fertigkeit zu klettern hinter anderen Verwandten merklich zurück. Ihre Stimme unterscheidet sie zu ihrem Vorteile von den meisten übrigen Papageien. Widerwärtig kreischende, gellende oder knarrende Laute vernimmt man selten von ihnen, häufiger klangvolles Pfeifen und nicht selten wohllautenden Gesang oder singendes Geschwätz. Ihre höheren Fähigkeiten sind nicht in dem Grade entwickelt wie bei anderen Papageien. Sie stehen diesen wohl an Sinnesschärfe annähernd gleich, aber an Verstand bei weitem hinter ihnen zurück. Viele Arten leben im Freien wie auch in der Gefangenschaft gesellig und verträglich untereinander; andere bekunden jedoch zur Überraschung und zum Kummer des Liebhabers gerade die entgegengesetzten Eigenschaften, fallen zuweilen, ohne eigentlich erkennbaren Grund, über ihresgleichen oder Sippschaftsgenossen her und töten sie durch heimtückisch versetzte Bisse in den Nacken, fressen die getöteten auch wohl teilweise auf. Bis zur Brutzeit hin leben sie in ihrer Heimat in kleinen Trupps und jede Art in gesonderten Flügen, obgleich ein Nährgebiet mehrere Arten vereinigen kann. Diese Flüge streifen ziemlich regellos im Lande umher, besuchen dabei auch die unmittelbare Nähe menschlicher Behausungen, kommen selbst bis in das Innere der Städte hinein, treiben sich in den Früh- und Abendstunden geschäftig auf dem Boden umher und nehmen währenddem ihre Nahrung ein, die in allerhand Grassämereien besteht. Gegen die Brutzeit hin vereinzeln sich diese Trupps, je nachdem reichlichere oder spärlichere Baumhöhlungen dies erfordern. In einer solchen legt das Weibchen entweder auf den losgebissenen Mulm am Boden der Höhlung oder nachdem es einige leichte Niststoffe herbeigetragen, 4–8, nach einzelnen Angaben sogar bis 12 glänzend weiße Eier und bebrütet sie, wie es scheint ohne Hilfe des Männchens, mit treuester Hingebung. Beide Geschlechter vereinigen sich sodann, um die zahlreiche Brut groß zu ziehen und fliegen, wenn die Jungen so weit erwachsen sind, daß sie ihren Eltern folgen können, wiederum in das weite Land hinaus.

Seit etlichen Jahrzehnten führt jedes von Australien kommende Schiff, das sich mit der Überführung lebender Vögel befaßt, auch Plattschweifsittiche auf unseren Tiermarkt. Die schönen, zum Teil prachtvollen Vögel verfehlten nicht, die Aufmerksamkeit der Liebhaber auf sich zu ziehen. Diese aber erfuhren bald, daß es überaus schwer ist, Plattschweifsittiche im Käfige zu erhalten, richtiger vielleicht, daß wir bis heutigestags noch nicht ergründet haben, wie wir die Vögel pflegen müssen. Keine einzige Papageiengruppe ist hinfälliger als sie. Allerdings gibt es einzelne Ausnahmen, die selbst bei offenbar mangelhafter Pflege jahrelang im Käfige ausdauern; die Regel aber ist, daß man die Vögel, ohne erkennbare Ursache, nach kurzer Gefangenschaft verliert. „Für keine andere Papageigruppe", bemerkt Linden durchaus im Einklange mit meinen eignen Erfahrungen, „gilt das Sprichwort: ‚heute rot, morgen tot' mehr als für die Plattschweifsittiche. Ein anscheinend ganz gesunder Vogel dieser Gattung liegt am Morgen tot am Boden oder steckt morgens den Kopf unter die Flügel und ist mittags nicht mehr am Leben. Man kann alles Denkbare versuchen; das Ergebnis ist und bleibt mehr oder weniger dasselbe." Die Vögel ertragen, wie Versuche erwiesen haben, unser Klima recht gut, halten sich sogar besser als sonst, wenn man sie im Freien überwintert; wer aber glaubt, dadurch ihr Dasein zu fristen, irrt sich ebenso wie derjenige, welcher einige von ihnen im geheizten Zimmer hielt und dadurch zu der Meinung verleitet wurde, daß sie eine derartige Behandlung verlangen möchten. Einige

Arten haben sich in unseren Käfigen auch fortgepflanzt; im allgemeinen aber sind die Errungenschaften auch in dieser Beziehung als höchst geringfügig zu bezeichnen.

Einer der bekanntesten Vertreter der Gattung ist die Rosella der australischen Ansiedler, Bundullock der Eingeborenen von Neusüdwales (Platycercus eximius, Psittacus eximius, capitatus und omnicolor), ein Vogel von der Größe einer großen Drossel oder etwa 32 cm Länge. Kopf, Kehle und Brust sowie die unteren Schwanzdecken sind lebhaft scharlachrot, die Federn an der Wurzel gelb, die des Hinterhalses, der Halsseiten,



Rosella (Platycercus eximius). ⅔ natürl. Größe.

des Mantels und der Schultern schwarz, breit blaßgelb umsäumt, die der Unterbrust hochgelb, der Brustseiten gelb mit schwarzem Mittelflecken, die des Bauches, der Schenkel, des Bürzels und die oberen Schwanzdecken schön hellgrün, fahlgelblich verwaschen, die Schwingen schwarzbraun, außen dunkelblau, die Handschwingen prachtvoll lilablau, die letzten 3—4 Armschwingen außen breit hellgrün gerandet, alle unterseits grauschwarz, die beiden mittelsten Schwanzfedern dunkel olivengrün, gegen die Spitze zu bläulichgrün, die übrigen in der Wurzelhälfte tiefblau, in der Endhälfte hell lilablau, an der Spitze weiß. Ein weißer Bartflecken zieht sich vom Oberschnabel bis zur Ohrgegend, ein großer schwarzer Flecken ziert die Unterarmgegend. Das Auge ist tiefbraun, der Schnabel wie der Fuß dunkelbraun. Das Weibchen unterscheidet sich nicht erheblich vom Männchen, der junge Vogel, der im allgemeinen mit den Alten übereinstimmt, durch minder lebhafte Farben, grüne Säume der Federn auf der Schultermitte, grüne Nackenfedern und grün umrandete

Hinterhals-, Mantel- und Schulterfedern, minder lebhaft rote Kehle und Brust und gelblichgrüne Unterbrust; auch ist der weiße Bartflecken schwach bläulich überlaufen.

Das südliche Australien, Neusüdwales und Tasmanien beherbergen diesen lieblichen Sittich. Hier ist er einer der gemeinsten Vögel, lebt jedoch in bestimmten Gegenden, die oft durch einen Bach, über den er kaum oder nicht hinausgeht, begrenzt sein können. Zahlreiche Schwärme bildet er nicht; dafür aber trifft man ihn familien- oder gesellschaftsweise überall. Lieblingsplätze von ihm sind offene Gegenden, die wellenförmigen, grasigen Hügel und Ebenen, welche hier und da mit hohen Bäumen oder Buschgruppen bestanden sind. Diese Bäume werden dann zu Mittelpunkten des Wohngebietes, von denen er nach den sandigen kleinen Ebenen oder den offenen Stellen in den Wäldern hinausfliegt, um Nahrung zu erbeuten. Auf den von ihm besuchten Plätzen ist er ebenso regelmäßig zu finden wie auf unseren Straßen der Sperling, fliegt auch, aufgescheucht, nur auf den nächsten Baum am Wege und kehrt bald wieder auf den Boden zurück. Die Reisenden versichern, daß der Eindruck, den solcher Prachtvogel auf den Nordländer macht, nicht zu schildern sei.

Die Rosella fliegt mit raschen Flügelschlägen in wellenförmigen Linien dahin, selten aber weit; denn, wie es scheint, ermüdet sie bald. Um so geschickter bewegt sie sich auf dem Boden, woselbst sie einem Finken wenig oder nichts an Gewandtheit nachgibt. Ihre Stimme ist wie bei den meisten Verwandten ein recht angenehmes Pfeifen, das man fast Gesang nennen möchte. Die Nahrung besteht aus Samen der verschiedensten Art, namentlich aber Grassämereien; gelegentlich soll sie auch Kerbtiere fangen. Die Brutzeit fällt in die Monate Oktober bis Januar. Das Weibchen legt 7—10 schöne, weiße, längliche Eier in die Asthöhlung eines Gummibaumes oder eines ähnlichen Waldriesen.

Das Ei ist kurz, fast gleichhälftig, nach den Polen hin sanft, nach der Höhe etwas mehr abfallend, 25 mm lang und 21 mm breit, grau gelblichweiß von Farbe und inwendig grünlichweiß durchscheinend. Nach Calays Bericht finden sich nur 6 Junge im Neste. Die Baumhöhle mag so tief in den Stamm hinabreichen, wie sie will, benutzt wird sie doch, da der Vogel mit der Geschicklichkeit eines Opossums bis zum Boden hinabsteigt.

Auf unserem Tiermarkte zählt die Rosella zu den häufigeren Arten ihrer Gattung, hat sich auch hier und da in Europa fortgepflanzt. Für ihr Gefangenleben gilt in jeder Beziehung das bereits Mitgeteilte; wie K. Ruß anführt, hat eine von Holtz gepflegte gelernt, Worte nachzusprechen.

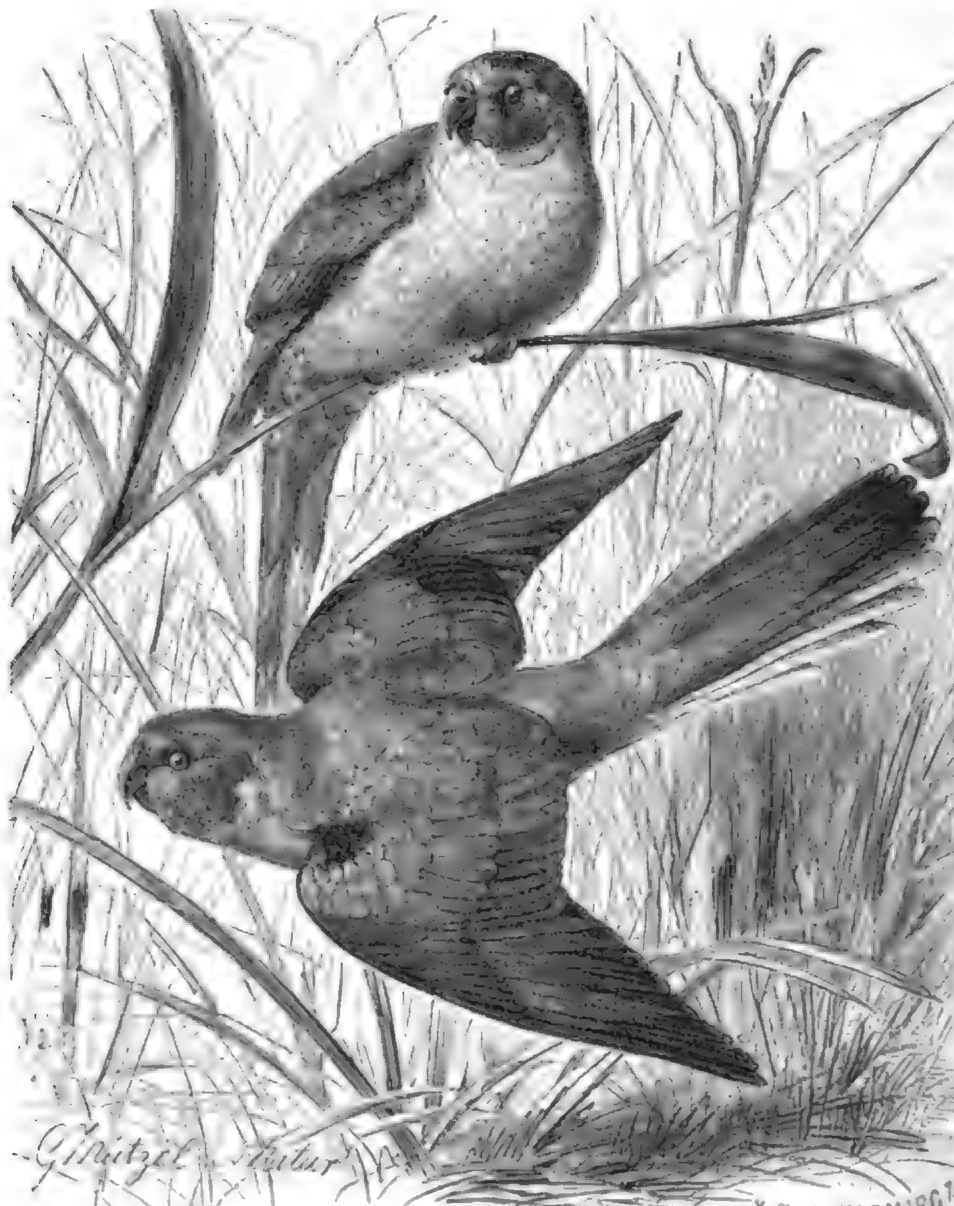
*

Die Grassittiche (Euphema) verbringen einen großen Teil ihres Lebens auf dem Boden. Man begreift unter dem Namen kleine, ungefähr finkengroße Sitticharten Australiens, sieben an der Zahl, die sich kennzeichnen durch schwachen und kurzen, auf dem Firste abgerundeten Schnabel, mit stark herabgebogener Spitze, ohne Zahnausschnitt, schwache, dünnläufige und höchstens mittellange Füße, spitzige Flügel, unter deren Schwingen die zweite und dritte die längsten sind, und sehr lange, an der Wurzel breite, gegen die stumpfe Spitze hin stark verschmälerte, nach außen stufig abgekürzte Schwanzfedern. In dem reichen Gefieder, das die Vögel viel größer erscheinen läßt, als sie sind, und auch Zügel und Augenkreis bedeckt, bildet Olivengrün die vorherrschende Färbung; Stirn und Flügeldecken pflegen blau, Bauch und die äußeren Schwanzfedern gelb gefärbt zu sein.

Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich über Australien und Tasmanien; jedoch scheinen Grassittiche im Nordosten des Festlandes zu fehlen.

Eine der häufigsten Arten ist der Schönsittich (Euphema pulchella, Psittacus pulchellus und edwardsii, Nanodes pulchellus, Lathamus azureus). Das ganze Gesicht bis zu den Augen und die Oberflügeldeckfedern, mit Ausnahme eines kastanienrotbraunen,

durch die kleinsten Deckfedern längs des Unterarmes hervorgebrachten Fleckens, sind himmelblau, die Schultern, der Rücken und die übrigen Oberteile grasgrün, die ganze Unterseite vom Kinne an bis zu den unteren Schwanzdecken hochgelb, an den Brust- und Bauchseiten grünlich angeflogen, die Schwingen schwarz, außen indigoblau, schmal grünlich umrandet, die beiden mittleren Schwanzfedern grasgrün, die äußersten fast ganz hochgelb, nur an der Wurzel grün und schwarz, welche Farben gegen die Mitte an Ausdehnung zunehmen.



Schönsittich (Euphema pulchella). ⅔ natürl. Größe.

Die Iris ist braun, der Schnabel schwärzlich, der Fuß hell graubraun. Beim Weibchen sind Backen, Kinn, Kropf und Brust gelbgrün, und der rotbraune Flecken auf dem Unterarme tritt weniger hervor. Junge Vögel ähneln dem Weibchen; die Geschlechtsunterschiede zeigen sich jedoch schon bald nach dem Ausfliegen.

Über das Freileben der beschriebenen Art und aller Grassittiche überhaupt fehlen eingehende Berichte. Aus Goulds Mitteilungen geht hervor, daß die Vögel in größeren oder kleineren Gesellschaften die öderen Küstenstriche Australiens beleben, mit Beginn des Frühlings erscheinen, um zu brüten, und nach der Fortpflanzungszeit wieder verschwinden,



NYMPHENSITTICH.

um dem tieferen Inneren zuzuwandern. Unter besonders günstigen Bedingungen, namentlich wenn die Grassämereien gut geraten sind, vereinigen sich solche Scharen zu Schwärmen von unzählbarer Menge, die dann auf weithin die Graswaldungen erfüllen. Wie die meisten australischen Sittiche insgemein verbringen sie, mit Aufsuchen ihrer Nahrung beschäftigt, einen großen Teil des Tages auf dem Boden. Hier laufen sie mit der Behendigkeit kleiner Sumpfvögel umher, trippelnden Ganges zwar, aber doch ohne ersichtliche Beschwerde rasch sich fördernd und, dank ihrer Kletterfertigkeit, jede Unebenheit des Bodens gewandt überwindend. Ihr Flug führt sie mit reißender Schnelligkeit unter schönen Schwenkungen in der Regel niedrig über dem Boden hinweg, zuweilen aber auch in hoher Luft dahin. Aufgescheucht, eilen sie selten Bäumen zu, lassen sich vielmehr auch da, wo solche sich finden, bald wieder auf den Boden hinabfallen. Ihre Stimme besteht aus zwitschernden, scharf klingenden Lauten, die nicht eben dazu beitragen, sie anziehend erscheinen zu lassen. Ihre höheren Fähigkeiten stellen sie mit dem kleinen Plattschweifsittich annähernd auf dieselbe Stufe, vielleicht etwas hinter den Wellensittich zurück. Der Schönsittich brütet, wie die meisten seiner Verwandten, in Baumhöhlungen; eine Art dagegen wählt Ritzen und Spalten in Felswänden zu ihrer Niststätte. Das Gelege besteht aus etwa 8 Eiern. Nach den Beobachtungen Fiedlers brütet nur das Weibchen, und das Männchen hält sich sogar vom Nistkasten entfernt.

Mit den nächstverwandten Plattschweifsittichen teilen die Grassittiche auffallende Hinfälligkeit. Sie gehören zu denjenigen Arten, welche sich im Käfige am schwierigsten erhalten lassen. Alle bis jetzt angestellten Versuche, ihnen die nötigen Lebensbedingungen zu gewähren, scheiterten. Man hat sie im geheizten Raume wie im Freien überwintert, ihnen die verschiedenste Nahrung gereicht, alle nur denkbaren Vorkehrungen getroffen, um ihnen Schutz gegen die verschiedensten Einflüsse zu gewähren, ihnen passenden Aufenthalt und geeignete Nahrung zu verschaffen: und bis jetzt nur das eine Ergebnis gewonnen, daß sie in der Gefangenschaft nicht ausdauern. Ihre Schönheit und die Anmut ihrer Bewegungen besticht jeden Liebhaber; ein jeder aber läßt, nachdem er böse Erfahrungen gesammelt, bald ab, sich mit ihnen zu beschäftigen.

*

Zu den von dem Gesamtgepräge der Unterfamilie am meisten abweichenden Arten zählt der Nymphensittich, die Corella oder der Kakadupapagei der Ansiedler Australiens (Callipsittacus novae-hollandiae, Psittacus, Palaeornis, Nymphicus, Callopsitta und Platycercus novae-hollandiae, Leptolophus auricomus), Vertreter einer besonderen, wohlbegründeten Gattung, deren Kennzeichen die folgenden sind: Der Schnabel ist dem der Kakadus ähnlich, jedoch schwächer, der Fuß kurzläufig und schwachzehig, der Fittich auffallend lang und spitzig, in ihm die zweite Schwinge am längsten, die Flügelspitze ungewöhnlich lang, der Schwanz, in welchem die beiden mittelsten Federn die anderen ansehnlich überragen, stark keilförmig, das Gefieder sehr weich, die Färbung nach dem Geschlechte verschieden. Die Corella kommt einer unserer größten Drosseln ungefähr gleich, erscheint aber des langen Schwanzes halber größer. Das Gefieder ist sehr bunt und ansprechend gezeichnet, die Hauptfärbung ein dunkles Olivengraubraun, das unterseits in Grau übergeht; Oberkopf, Zügel und Backen sind blaß strohgelb, die Haubenfedern ebenso, an der Spitze aber grau; ein runder Flecken in der Ohrgegend ist safranrot, nach hinten weißlich gerandet; die schiefergrauen Handschwingen haben dunkelbraune Innenfahnen und Spitzen, die Armschwingen, mit Ausnahme der letzten, einfarbig braunschwarzen, weiße Außen-, aber braunschwarze Innenfahnen und Enden; die Oberflügeldeckfedern sind braunschwarz, die unteren wie die Schwingen unterseits schwarz, die Steuerfedern,

mit Ausnahme der beiden mittelsten grauen, aschgrau, innen am Rande und unterseits schwarz, die oberen Schwanzdecken aschgrau, die unteren etwas düsterer. Der Augenring ist tiefbraun, der nackte Augenkreis grau, der Schnabel grauschwärzlich, an der Wurzel bräunlich, die Wachshaut grau, der Fuß graubraun. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen durch die hellere Oberseite und die blaßrötlich graubraune Unterseite, den blaß strohgelben Ohrflecken, die schmutzig graugelbe Färbung des Kopfes und der Haube, die Schwingen, die innen mit 4 oder 5 runden, blaßgelben Flecken gezeichnet sind, und die Steuerfedern, deren äußerstes Paar jederseits blaßgelb, marmorartig schwarz in die Quere gebändert ist, während die übrigen auf der ganzen Unterseite mehr oder minder deutliche Querflecken zeigen. Der junge Vogel ähnelt dem Weibchen, ist schmutzig braun, unterseits gelblich überflogen, hat schmutzig braune Haubenfedern und einen je nach dem Geschlechte dunkleren oder helleren, stets aber schmutzig gelben Ohrflecken.

Gould, dem wir die erste Lebensbeschreibung der Corella verdanken, fand den schönen Vogel in namhafter Menge im Inneren Australiens. An den Küsten ist er seltener; mindestens zeigen sich im Verhältnis zu den Tausenden, die man auf den inneren Flächen sieht, nur sehr wenige auf den Ebenen zwischen dem großen Gebirgszuge und der See. Im Osten Australiens scheint er häufiger zu sein als im Westen: im Sommer brütet er allerorten in den Ebenen des oberen Hunter oder am Peel und anderen nördlich strömenden Flüssen, wo sich die geeigneten Bäume finden. Nach der Brutzeit versammelt er sich in unermeßlichen Flügen, die den Boden auf große Strecken hin bedecken oder sich auf abgestorbene Zweige der Gummibäume am Wasser niederlassen. Im September treten diese Scharen eine Wanderung an und erscheinen dann auf den Brutplätzen; im Februar und März ziehen sie wieder nach Norden. Sie verzehren Grassämereien, wie die meisten Verwandten, können aber das Wasser nicht entbehren und müssen sich deshalb immer in der Nähe der Ströme aufhalten; daher nisten sie auch nur in den Waldungen längs der Flußufer. Sie sind sehr beweglich, laufen geschickt auf dem Boden umher, klettern gut und fliegen zwar gemächlich, aber leicht, oft weithin in einem Zuge Vor dem Menschen scheuen sie sich wenig oder nicht; vom Boden aufgescheucht, wenden sie sich einem der nächsten Bäume zu und lassen sich hier auf den dürren Zweigen nieder. Wenn die Gefahr vorüber zu sein scheint, kommen sie wieder auf den Boden herab. Sie sind durchaus nicht scheu und werden deshalb häufig erlegt und gefangen, ebensowohl ihres schmackhaften Fleisches wegen als ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit im Käfige halber. Die 5—6 weißen Eier, die gewöhnlich ein Gelege bilden, sind ungefähr 2 cm lang.

Durch Engelhart, einen sehr aufmerksamen Beobachter, der ein halbes Menschenalter in Australien verlebt hat, erhielt ich ergänzende Mitteilungen. „Die Corella", so schreibt mir der Genannte, „ist sehr unstet in ihren Wanderungen. Oft vergehen 3—4 Jahre, bevor sie in Südaustralien die angebauten Gegenden wieder einmal mit ihrem Besuche beehrt. Es geschieht dies stets nach einem guten Winter und nassem Frühlinge. Dann weiß sie gewiß, daß auch für sie Weizen gewachsen ist, daß das Känguruh- und wilde Kanariengras reichen Samen für ihre Jungen liefern wird. Um die Zeit, wenn der Weizen abgeblüht hat und die Ähren sich füllen, künden betäubendes Geschrei und durchdringende, auf weithin vernehmbare Locktöne ihre Ankunft an, und unmittelbar darauf bemerkt man, daß sie sich inmitten der Landgüter niedergelassen hat, ohne in Bezug auf den Wohnbaum besonders wählerisch zu sein. In manchem Jahre erscheinen unschätzbare Scharen, die auf weite Strecken hin den Boden oder die gewaltigen Rotgummibäume buchstäblich bedecken.

„Unser Vogel erfreut sich einer ungleich größeren Beachtung als irgend ein anderer seiner Ordnung, den Wellensittich nicht ausgeschlossen. Baut er in der Nähe der Landhäuser

seine Nester, die er, kunstlos genug, mit seinem Schnabel aus dem mürben Holze herausarbeitet, am liebsten da, wo ein ausgefaultes Astloch ihm einigen Vorsprung gewährte, so wird sein Thun und Treiben von der lieben Jugend sicherlich scharf bewacht, bis endlich der lang ersehnte Tag anbricht, an welchem die Nester ausgehoben werden können. Dann ist der Jubel groß allüberall. Jeder Landwirt hat fortan sein Pärchen Kakadupapageien, und jeder bemüht sich nach Kräften, die gelehrigen Vögel abzurichten, sie zahm und zutraulich zu machen, sie das Nachpfeifen eines Liedes zu lehren, was alles nur wenig Anstrengung und Mühewaltung erfordert. Auch bringt man jetzt Hunderte und Tausende von Jungen zur Stadt, um sie hier zu verkaufen, und ist zufrieden, wenn man für das Stück einen Preis von 2—2,5 Mark unseres Geldes erzielt. Trotz der eifrigen Nachstellung, die der brütenden Corella droht, gelingt es mancher jungen Brut, allen Verfolgungen zu entgehen, und dann vereinigen sich bald mehrere Familien zu zahlreichen Trupps. Allerliebst sieht eine solche Gesellschaft aus, wenn sie mit hoch aufgerichteter Haube in langen Reihen auf den Ästen der hohen Bäume scheinbar atemlos dasitzt, besorgt auf den nahenden Fußtritt achtend, um dann plötzlich eilenden Fluges das Weite zu suchen. Die erste Brut der Corella fällt wie die so vieler Vögel Südaustraliens in den Oktober, den dortigen Frühling; die zweite findet kurz vor Weihnachten oder noch etwas später statt. Jedes Gelege zählt 6—8 weiße Eier, aus welchen meist dieselbe Anzahl von Jungen schlüpft, so daß eine Familie aus 8—10 Stücken zu bestehen pflegt. Die Jungen werden noch lange nach dem Ausfliegen von den Alten gefüttert, wie ich dies einst beobachten konnte, als sich Corellas dicht vor meinem Fenster angesiedelt hatten. Sie arbeiteten bereits eifrig an dem Neste für die zweite Brut, fütterten jedoch trotzdem die halb erwachsenen der ersten noch fort.

„Mit Beginn der Regenzeit verläßt auch dieser Papagei den Süden Australiens und bricht in ungeheuern Scharen nach dem Norden des Festlandes auf.“

Von allen australischen Papageien kommt die Corella nächst dem Wellensittich am häufigsten auf unseren Tiermarkt. Sie dauert bei geeigneter Pflege besser aus als jeder andere Papagei, pflanzt sich auch ohne besondere Umstände im Käfige fort. Anspruchslos wie nur irgend einer ihrer Ordnungsgenossen begnügt sie sich mit Körnerfutter, Hafer, Hirse, Glanz und Hanf, Grünzeug aller Art, geschnittenen und zerriebenen Möhren, gewöhnt sich auch wohl, wenn man sie mehr als üblich gezähmt hat und im Zimmer hält, an die Speisen, die auf den Tisch kommen, und würde jeden Vogelfreund entzücken, könnte sie es über sich gewinnen, mit ihrem durchdringenden, gellenden Geschrei die Ohren weniger zu beleidigen, als sie dies zu thun pflegt.

*

Unter allen Papageien, welche in unseren Käfigen gezüchtet werden, steht ein kleiner australischer Sittich unbedingt obenan. Schwerlich eignet sich auch ein Papagei in dem Maße zum Stubenvogel wie er. Andere Sittiche bestechen durch die Pracht ihrer Färbung, der Wellensittich, den ich meine, durch Anmut und Liebenswürdigkeit, ich möchte sagen, durch seinen Liebreiz. Schönheit besitzt auch er im hohen Grade, aber seine Liebenswürdigkeit ist größer als die Pracht seines Gefieders. Er gereicht jedem Zimmer zur Zierde und erwirbt sich bald auch das sprödeste Herz.

Der Wellensittich (**Melopsittacus undulatus**, Psittacus und Nanodes undulatus, Euphema und Euphemia undulata), bis jetzt der einzige bekannte Vertreter seiner Gattung (**Melopsittacus**), gehört zu den kleineren Papageien, doch läßt ihn der lange Schwanz größer erscheinen, als er ist. Seine Länge beträgt 20—22, seine Breite 26—27, die Fittichlänge 9, die Schwanzlänge fast 10 cm. Seine Gestalt ist höchst zierlich, der Leib schlank, der Schnabel höher als lang, seitlich und auf der Rückenfläche abgerundet, der

Oberschnabel fast senkrecht herabgebogen und in eine weit überhängende Spitze ausgezogen, vor ihr tief ausgebuchtet, der Unterschnabel so hoch wie der obere und an der Dillenkante abgerundet, der Fuß dünn, schlank, verhältnismäßig hochläufig und mit langen Zehen und Nägeln ausgerüstet, der Fittich lang und spitzig, unter den Schwingen die zweite die längste, die Flügelspitze fast ebenso lang wie der Oberflügel, der lange Schwanz, dessen beide Mittelfedern die anderen erheblich überragen, stufig, so daß das äußerste Paar nur ein Drittel



Wellensittich (Melopsittacus undulatus). 4/5 natürl. Größe.

der Länge des mittelsten besitzt, das Gefieder außerordentlich weich und höchst ansprechend gezeichnet, nach dem Geschlechte kaum, nach dem Alter wenig verschieden. Stirn, Oberkopf, Zügel und die Gegend um den Unterschnabel sind schwefelgelb, seitlich begrenzt und geschmückt durch je vier hochblaue, die Spitzen verlängerter Federn einnehmende Flecken, von welchen der auf den Wangen stehende der größte ist, während die drei übrigen wie runde Tüpfel erscheinen; Ohrgegend, Hinterkopf, Hinterhals, Mantel, Schultern und der größte Teil der Flügeldecken haben grünlichgelbe Färbung, jede Feder aber wird durch vier feine, schwarze Querlinien, die auf Schultern und Flügeldecken auf zwei sich verringern und verbreitern, gezeichnet; Hinterrücken, Bürzel und obere Schwanzdecken sowie die Unterseite vom

Kinne an sind prachtvoll grasgrün, die Handschwingen und deren Deckfedern düster grün, außen schmal gelb, innen schwärzlich gesäumt, auf der Mitte mit breiten, keilförmigen, gelblichen Flecken gezeichnet, die Armschwingen außen grün, schmal gelblich gerandet, innen gelb, an der Wurzel schwärzlich, die letzten Armschwingen und die letzten Schulterfedern braunschwarz mit breiten, gelben Endsäumen, die beiden Spießfedern des Schwanzes düster dunkelblau, die übrigen Steuerfedern grünblau mit breitem, zitrongelbem Mittelflecken, der sich über beide Fahnen erstreckt, und breiten schwarzen Säumen an der Wurzel der Innenfahne. Das Auge ist blaßgelb, der Schnabel horngelb, an der Wurzel grünlichgrau, die Wachshaut dunkelblau, der Fuß bläulichgrün. Das etwas kleinere Weibchen unterscheidet sich vom Männchen dadurch, daß die Bartflecken nicht ganz so groß sind und die Wachshaut in der Regel graugrün gefärbt ist; der junge Vogel läßt sich an seiner düsteren Färbung, verloschenen Zeichnung und der Ausdehnung der Wellenlinien über die ganze Oberseite sowie dem Fehlen der blauen Tropfenflecken erkennen; auch sind die Brustseiten dunkel quergewellt.

Shaw war der erste Naturforscher, der den Wellensittich kennen lernte und beschrieb, Gould der erste Reisende, der uns einiges über das Freileben mitteilte. Gegenwärtig wissen wir, daß der Vogel in ungeheuern Scharen das ganze innere Australien und zwar hauptsächlich die mit Gras bewachsenen Ebenen bewohnt und hier von den Samen der Gräser sich nährt. Alle Beobachter, welche ihn im Freien sahen, sind ebenso einstimmig in ihrem Lobe wie die Liebhaber, die ihn nur im Käfige beobachten konnten.

Als Gould Anfang Dezember die Ebenen des Inneren besuchte, sah er sich von Wellensittichen umgeben und beschloß, längere Zeit an derselben Stelle zu verweilen, um ihre Sitten und Gewohnheiten zu beobachten. Sie erschienen in Flügen von 20—100 Stück in der Nähe einer kleinen Lache, um zu trinken, und flogen von hier zu regelmäßigen Zeiten nach den Ebenen hinaus, um dort die Grassämereien, ihre ausschließliche Nahrung, aufzunehmen. Am häufigsten kamen sie frühmorgens und abends vor dem Dunkelwerden zum Wasser. Während der größten Tageshitze saßen sie bewegungslos unter den Blättern der Gummibäume, deren Höhlungen gerade jetzt von brütenden Paaren bewohnt wurden. Solange sie sich auf den Bäumen ruhig hielten, waren sie schwer zu entdecken; wenn sie aber zur Tränke gehen wollten, setzten sie sich frei und in Massen auf die abgestorbenen Zweige der Gummibäume oder auf die zum Wasser herniederhängenden Äste. Ihre Bewegungen sind wundervoll. Der Flug ist gerade und reißend schnell, falken- oder schwalbenartig, dem anderer Papageien kaum ähnelnd, der Gang auf dem Boden verhältnismäßig gut, ihr Klettern im Gezweige wenigstens nicht ungeschickt. Im Fluge lassen sie eine kreischende Stimme vernehmen; im Sitzen unterhalten sie sich mit kosendem Gezwitscher, das man nur deswegen nicht Gesang nennen kann, weil die einzelnen Töne der lautgebenden Vögel mit denen unzähliger anderer sich vermischen und hierdurch ein Wirrwarr von Tönen entsteht.

Auch während der Brutzeit halten sich die Wellenpapageien in Gesellschaften zusammen, obwohl die einzelnen Paare unter diesen ihres treuinnigen Zusammenhaltens wegen leicht zu erkennen sind. Das Nest steht in den Löchern und Spalten der Gummibäume und enthält im Dezember 4—6 Eier von weißlicher Farbe und ziemlich rundlicher Gestalt. Ende Dezember sind die Jungen gewöhnlich ausgeflogen und im stande, sich selbst zu versorgen. Sie sammeln sich dann in großen Flügen, die mit den ungepaarten Alten umherschweifen; denn gepaarte schreiten, wenn man von dem Benehmen der Gefangenen schließen darf, zu einer zweiten und dritten Brut. Nach Beendigung des Brutgeschäftes treten die Scharen ihre Wanderung an. Sie ziehen regelmäßig von Süden nach Norden und kehren erst dann wieder zu ihrem Brutorte zurück, wenn die Grassamen reif sind. Im südlichen Australien erscheinen sie im Frühlinge, unserem Herbste also, mit gleicher Regelmäßigkeit

wie unsere Zugvögel. Die Eingeborenen behaupten, daß sie sich zuweilen in Gegenden zeigen, in welchen man sie früher nicht gesehen hatte, und dies ist bei ihrer Bewegungsfähigkeit recht wohl zu glauben.

Goulds Mitteilungen sind durch einen Bericht, den ich der Freundlichkeit Engelharts danke, wesentlich erweitert worden; ich lasse daher den Bericht hier folgen. „Zu den unsteten Gästen Südaustraliens gehört auch der hier wie überall so beliebte Muschel- oder Kanariensittich der Ansiedler, unser Wellensittich. Einer der bevorzugten Brutplätze, der Gegenstand meiner unmittelbaren Beobachtung wurde, ist jedenfalls der Malleescrub, ein köstlicher Eukalyptenwald, der sich gleichlaufend mit dem Murray von dessen Mündung bis zur ersten großen Biegung des Flusses zieht. Fällt in dieser unwirtsamen Gegend nach einem nassen Winter auch noch im Frühlinge, d. h. Ende September und im Oktober, reichlicher Regen, so wächst hier das Gras zu einer ungeahnten Dichtigkeit und Höhe auf. Ganze Geviertmeilen, die sonst das unverkennbare Gepräge einer trostlosen Sandwüste an sich tragen, bedecken sich plötzlich mit dem schönsten Känguruhgrase, das unter dem Einflusse der warmen Sonne Südaustraliens freudig bis zu Meterhöhe emporschießt. Rasch entwickelt sich die Blüte, und in etwa 5—6 Wochen trägt die Ähre bereits Samen. Doch schon lange vorher haben sich unzählbare Scharen des niedlichen Sittichs eingefunden und betreiben eifrig das Brutgeschäft. Der eigentümliche Wuchs des Mallee, der aus einem Wurzelstocke etwa 8—12 weißrindige, 6 m hohe Stämme mit dürftigen Laubkronen emportreibt, in welchen sich unzählbare Astlöcher befinden, begünstigt dieses Geschäft in hohem Grade. Jeder hohle Stamm, jedes Astloch, im Notfalle sogar jeder geeignete Raum im Wurzelstocke wird zum Nestbaue benutzt. In wenigen Wochen ist alles lebendig von Sittichen. Der reiche Grassame dient als vortreffliche Atzung für die Jungen. Wer um diese Zeit sich zufällig in eine solche Gegend verirren sollte, könnte leicht Hunderte dieser mit den Händen fangen. In zahlreichen Scharen fliegen sie vor seinem Fußtritte von dem Rasen auf, setzen sich in langen Reihen auf die nackten Zweige, mit zwitscherndem Gesange sich unterhaltend, und sehen harmlos zu, wie der mordsüchtige Mensch seine Flinte nimmt, um ihnen eine Ladung zuzusenden, die oft Dutzende auf einmal fällt. Endlich sind die Vorräte an Sämereien aufgezehrt; vielleicht ist auch Wassermangel eingetreten, und der Wandertrieb regt sich in den prächtigen Vögeln und führt sie weiter. Ihr nächstes Ziel sind der Alexandrina- und der Wellington-See, die beide vom Murray durchströmt werden, ehe er in das Meer mündet. Ob hier die Sümpfe grasreichere Nahrung liefern, oder ob die Nähe des Süßwassers sie lockt, mag unentschieden bleiben; jedenfalls ist dies der Platz, wohin alljährlich die Vogelfänger ziehen, um ihre Netze zu stellen, und wo sie viele Tausende unserer Sittiche erbeuten.

„Diese Schilderung gilt, wie nochmals zu bemerken, nur für die Jahre, in welchen es reichlich regnet. In anderen dagegen, in welchen der Regenfall hinter dem jährlichen Durchschnitte zurückbleibt, scheinen die Wellensittiche gänzlich verschwunden zu sein. Ohne Zweifel sind sie dann dem fernen Norden zugezogen, weil hier oft im heißen Sommer heftige Gewitterregen fallen und in kurzer Zeit aus einer vollständigen Sandwüste eine grasreiche Steppe zaubern. Es ist, als ob alle wandernden Papageien dies im voraus wüßten. Denn da, wo ihnen die Natur den Tisch gedeckt hat, ja man möchte fast sagen da, wo sie ihnen den Tisch decken wird, stellen sie sich ein."

Nach Mitteilung eines anderen Deutschen, der viele Jahre in Australien lebte, werden die Wellensittiche gegen Abend in großen Beutelnetzen zu Hunderten und Tausenden gefangen, in rohe Kistenkäfige gesperrt und so den Händlern übermittelt. Nach Melbourne bringt man sie in unglaublicher Menge. Wenn ihrer viele auf dem Markte sind, kauft man das Paar im einzelnen mit ungefähr 2,5 Mark unseres Geldes, während bei Massenkäufen höchstens 1,5 Mark für das Pärchen gezahlt wird. Nach der Fangzeit füllt man mit ihnen

alle größeren lichtvollen Räume der Schiffe, und mancher Kapitän tritt während der Heimreise von Australien nach Europa den Vögeln seine Kajütte ab. Noch vor 3 Jahrzehnten waren sie seltene Erscheinungen auf unserem Tiermarkte; gegenwärtig treffen sie alljährlich annähernd zu derselben Zeit in größerer oder geringerer Menge ein, je nachdem drüben der Fang günstig ausfiel, und ebenso, je nachdem ein Schiffsführer Glück oder Unglück mit ihnen gehabt hatte. Aufmerksamere Vogelhändler setzen sie in Australien gesellschaftsweise in kleine Käfige, deren Sitzstangen wie Treppenstufen hinter- und übereinander liegen, damit auf möglichst wenig Raum die größtmögliche Anzahl von Vögeln Platz finden kann. Ein solches Reisegebauer gewährt ein überaus liebliches Bild. Die ganze Gesellschaft sitzt auf den Stangen in Reih und Glied, und eine Reihe Gesichter schaut über die Köpfe der anderen herüber; aller Augen richten sich nach dem Beschauer, und jedes scheint um Erlösung aus der engen Haft zu bitten. Streit und Zank, wie er bei anderen Papageien so häufig vorkommt, werden bei dem Wellensittich wohl auch, aber doch immer nur ausnahmsweise beobachtet. Bis zur Brutzeit leben Tausende äußerst verträglich untereinander und zwar die gleichen wie die verschiedenen Geschlechter. Ich habe in London das große Zimmer eines Vogelhändlers, der eben eine neue Sendung der Wellensittiche erhalten hatte, mit mehr als 1000 Paaren und große Zuchträume mit mehreren Hunderten dieser Vögel erfüllt gesehen und auch hier dieselbe Eintracht bemerkt wie im Käfige.

Der Wellensittich gehört nicht zu denjenigen Papageien, welche aus Trauer über den Verlust ihres Gefährten oft dahinwelken und sterben, verlangt aber Gesellschaft und erklärlicherweise am liebsten die des entgegengesetzten Geschlechtes seiner eignen Art. Im Notfalle findet er auch in einem verschiedenartigen kleinen Papagei einen Ersatz; niemals jedoch behandelt er einen andersartigen Vogel mit jener liebenswürdigen Zärtlichkeit, welche er gegen seinesgleichen an den Tag legt. Es ist deshalb notwendig, ihn immer paarweise zu halten; erst dann gibt er seine ganze Liebenswürdigkeit kund. Sollte einer der Gatten des Paares durch irgend welchen unglücklichen Zufall sein Leben verlieren, so ersetzt ein anderer Gefährte des betreffenden Geschlechtes den verlorenen rasch und vollständig wieder.

Ein wesentlicher Vorzug des Wellensittichs ist seine Genügsamkeit. Kein zweiter Stubenvogel verlangt so wenig Abwechselung in seinem Futter wie jener kleine Papagei. Ihm genügt eine Art Nahrung jahrelang. Wir ersetzen ihm die Grassämereien Australiens durch Hirse, Kanariensamen und Hanf: dabei befindet er sich wohl und zufrieden. Vielfache Versuche, ihn an andere Körner zu gewöhnen, haben keinen Erfolg gehabt. Dagegen nimmt er gern saftige Pflanzenblätter zu sich, vor allem Salat, Kohl, Kraut und ähnliches Grünzeug, Mäusegeschirr und dergleichen. Früchte, Zucker und andere Leckereien verschmäht er anfänglich gewiß, läßt sich jedoch nach und nach daran gewöhnen. Trotz seiner Liebhaberei für trockenes Futter trinkt er sehr wenig, zuweilen wochenlang nicht; demungeachtet darf man nicht versäumen, ihn fortwährend mit frischem Wasser zu versehen. Salz, Kalk und Sand gehören zu seinen unabweislichen Bedürfnissen. Es springt in die Augen, daß die Leichtigkeit der Erhaltung wesentlich dazu beiträgt, den Vogel beliebt zu machen.

Aber der Wellensittich versteht es auch noch in anderer Weise, sich die Zuneigung des Menschen zu erwerben. An geistigen Begabungen steht er unzweifelhaft hinter den größeren Sittichen zurück, läßt jedoch diesen Mangel kaum merkbar werden. In seinen Bewegungen kommt er jedem seiner Ordnungsverwandten gleich. Sein Gang ist ein geschicktes, rennendes, trotz der kleinen Schritte förderndes Laufen, sein Klettern ein vollendetes Turnen, sein Flug ein köstliches, jeden Beobachter begeisterndes Durcheilen der Luft. Man muß gesehen haben, wie ein frei gekommener und entfliehender Wellensittich dahinjagt, um seine volle Fluggewandtheit beurteilen zu können. Er jagt mit einem Falken um die Wette, führt die zierlichsten Wendungen, Schwenkungen und Biegungen im Fluge aus, versteht es, die

größten und geringsten Entfernungen abzumessen, und läßt sich mit einem Worte nur den vollendetsten Fliegern an die Seite stellen. Erwirbt schon diese Beweglichkeit dem Vogel unsere Zuneigung, so bewahrt er sie sich dauernd durch seine Stimme. Die meisten anderen Papageien, selbst jene Arten, welche wahre Menschenvögel genannt werden können, werden, so liebenswürdig sie sonst sind, zuweilen unerträglich durch ihr Geschrei. Diejenigen unter ihnen, welche sich in Worten mit ihren Pflegern unterhalten, können ihrem angeborenen Hange zum Lärmen oft nicht widerstehen, und zwischen den nachgeschwatzten Worten der menschlichen Sprache gellt das abscheuliche Kreischen hindurch. Es gibt wenige Menschen, die diese Ungezogenheit der Papageien auf die Dauer ertragen können. Ganz anders ist es bei den Wellensittichen. Auch sie haben reiche Stimmmittel; aber sie verwenden diese niemals in lästiger, vielmehr in anmutender Weise. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß der männliche Wellenpapagei den singenden Vögeln beigezählt werden muß; denn sein Geplauder ist mehr als ein Gezwitscher: es wird zu einem wenn auch bescheidenen, so doch recht ansprechenden Liedchen. Für mich hat der Gesang dieses Prachtvogels etwas höchst Angenehmes, und andere Tierzüchter sind nicht bloß derselben Meinung, sondern haben auch erfahren, daß der Wellensittich Lehre annimmt, die reichen Lieder anderer guter Sänger nämlich, die er hört, bald täuschend nachahmt. Einzelne haben sogar gelernt, Worte nachzusprechen.

Wie G. Schaepe brieflich mitteilt, hat es sein Wellensittich, der bereits über 12 Jahre ein Liebling der Familie ist, zu einer ganz ungewöhnlichen Fertigkeit im Sprechen gebracht. Der Vogel kam sehr jung, nachdem er erst seit 8 Tagen das Nest verlassen hatte, in den Besitz seiner Pfleger, wurde vielfach mit durchspeichelten Leckerbissen aus dem Munde gefüttert und wurde sehr schnell außerordentlich zahm. Da er nach einer glücklich überstandenen Krankheit auf einmal das oft gehörte Wort „Hanschen“ ganz deutlich aussprach, gab man sich Mühe, ihn auch andere Worte und ganze Sätze zu lehren. „Er lernte überhaupt sehr schnell und leicht“, schreibt Schaepe. „Sprechen kann er folgendes: ‚Mein liebes kleines Hanschen.‘ — ‚Mein Nuchelchen.‘ — ‚Bist du Papa gut, mein liebes kleines Hanschen?‘ — ‚Na, gleich zu Papa kommen, eins, zwei, drei, gleich hierher kommen‘, was er durch dreimaliges Aufschlagen mit dem Schnabel bekräftigt. ‚Kommst du gleich her.‘ — ‚Wirst du gleich herkommen‘, alles im befehlenden Tone gesprochen. ‚Jungchen, Jungchen, du mußt raus.‘ — ‚Hanschen wird hübsch artig sein.‘ — ‚Ei, ei, wie schickt sich das.‘ — ‚Herein! wer klopft da, bist du Papa?‘ Diesen Satz spricht er selten, aber vollständig rein aus. ‚Freust du dich, mein liebes Hanschen?‘ — ‚Gott sei Dank, wir sind zu Hause.‘ — ‚Guten Morgen Papa, dein Hanschen ist da.‘ — ‚Gib doch Kußchen, Kußchen‘, wozu er dreimal mit der Zunge schnalzt. ‚Bist du krank?‘ und so fort. Er verstellt auch häufig die Worte, und das hört sich dann äußerst komisch an. Er sagt dann unter anderem: ‚Gott sei Dank, Papa ist krank‘ oder ‚Ei, ei, Papa, wie schickt sich das.‘ Bitten war nie sein Fall, und er hat derartige Sätze auch nie gelernt; das Befehlen macht ihm mehr Spaß, und er spricht dann trotz seiner schwachen Stimme recht laut. Musikalisch ist unser Liebling weniger beanlagt, hat freilich auch keine Gelegenheit, etwas zu lernen. Außer einem Trompetensignal pfeift er den Nachtigallenschlag leidlich gut.“

Der Tierzüchter, der Wellensittiche paarweise hält, sie entsprechend pflegt, möglichst wenig stört und ihnen passende Nisthöhlen schafft, wird fast ausnahmslos die Freude erleben, daß sich seine Gefangenen vermehren. Geschieht dies nicht, so liegt die Schuld in der Regel am Pfleger. Es handelt sich dabei keineswegs um geringe Versehen, sondern in den meisten Fällen um unverantwortlich grobe Fehler. Man läßt es dem Pfleglinge an dem Nötigsten fehlen und ist dann thöricht genug, ihm aufzubürden, was man selbst verschuldet. Am vorteilhaftesten ist es freilich, wenn man einen Schwarm dieser Vögel

zusammenbringen und ihm einen größeren, womöglich frei stehenden und luftigen Raum gewähren kann. Dann erregt ein Männchen das andere, die Eifersucht thut das ihrige und läßt die Liebe eher und stärker zum Durchbruche kommen. Ein kleines Zimmer, das, ohne die Vögel zu stören, beliebig gelüftet und geheizt werden kann, dessen Fußboden mit Sand bestreut ist, und dessen Wände mit Nistkasten behangen sind, genügt allen Erfordernissen, welche die bescheidenen Wellensittiche an einen Aufenthaltsort stellen. Nicht gerade nötig, aber doch sehr zu empfehlen ist, wenn der Nistbaum außerdem noch durch lebende und durchaus unschädliche Pflanzen geziert werden kann; denn diese bieten der munteren Schar geeignete Orte zum Ruhen und Versteckenspielen. Eine dauernde Annehmlichkeit bietet man den Vögeln dadurch freilich nicht. Denn sie verwüsten, wie alle Papageien, grüne Zweige oder Gewächse in kürzester Frist. Allein solche sind ihrem Wohlbefinden entschieden förderlich, und man thut deshalb wohl, ihnen zu bieten, was man im Sommer leicht und ohne Schaden gewähren darf. Ein Bündel frisch abgeschnittener Weiden- oder Baumzweige überhaupt wird mit ersichtlicher Befriedigung, um nicht zu sagen dankbar, angenommen und binnen kürzester Frist entblättert und entschält. Dabei fressen die Vögel Knospen, Blatt und Schalenteile und verschaffen sich so eine unbedingt zuträgliche Abwechselung in dem Einerlei ihrer täglichen Nahrung. Selbst im Winter kann man ihnen solche Annehmlichkeit verschaffen; denn auch entblätterte Zweige behagen ihnen sehr. Noch mehr lieben sie unreife Ähren unserer Getreidearten, vor allem Hafer, solange die Körner noch milchig sind. Schneidet man ihnen davon ein Büschel ab, so stürzen sie sich mit wahrer Gier darauf und verlassen es nicht, bevor das letzte Korn ausgeklaubt und verzehrt worden ist.

Zu den Nisthöhlen eignen sich am besten hohle Weidenbäume, deren inneren Raum man an mehreren Stellen durch Bretter abgetrennt hat, um das ganze Stück für mehrere Paare bewohnbar zu machen. Es genügt aber auch schon ein gewöhnlicher Nistkasten mit entsprechend engem Loche, der dem brütenden Weibchen erwünschte Sicherheit vortäuscht. Da sie nach Art der meisten Papageien überhaupt ihre Eier einfach auf den Boden legen, empfiehlt es sich, solchen seicht auszuhöhlen und mit grobem Sägemehle zu bestreuen. Sie sorgen dann selbst für Herstellung einer geeigneten Mulde, indem sie nach eignem Belieben so viel von dem Sägemehle aus dem Kasten werfen, als ihnen erforderlich erscheint. Ein derartig ausgerüstetes Brutzimmer liefert die günstigsten Ergebnisse; doch genügt in den meisten Fällen auch schon ein mittelgroßer Bauer. Wer es über sich gewinnen kann, Wellensittiche im Zimmer frei umherfliegen zu lassen, kann einer besonderen Vogelstube gänzlich entbehren.

„Ich kenne", so schreibt mir von Hinkelbey, „keinen Vogel, der sich so dazu eignet, in einem großen Wohnzimmer frei umherzufliegen wie der Wellensittich. Man hänge das Gebauer, in welchem man sie beherbergt, an einem beliebigen Ort im Zimmer auf, lasse nach wenigen Tagen die Käfigthür offen, das Futter aber im Bauer stehen, und man wird bemerken, daß die Sittiche zwar sehr bald aus ihrem Gebauer heraus, aber nach einigen Rundflügen im Zimmer auch wieder in ihn zurückfliegen. Binnen wenigen Tagen gewöhnen sie sich, ihr Futter im Bauer zu nehmen, setzen sich niemals an einen anderen Ort, und die Folge davon ist, daß sie fast gar keinen Schmutz im Zimmer verursachen und durch ihren raschen Flug und ihre prächtigen Bewegungen dem Liebhaber neues Vergnügen gewähren. Noch nie flog ein Wellensittich bei mir gegen ein Fenster an oder zur offenen Stubenthüre hinaus. Unmittelbar an mein Wohnzimmer grenzt eine Schlafkammer, die durch eine Doppelthür getrennt ist. Diese ist stets offen und in der Kammer, ja sehr oft auch in der Stube, ein Fenster unverschlossen; es ist mir aber noch nie ein Wellensittich entflogen. In diesem Frühjahre ließ ich drei von ihnen, die kürzlich zu Schiffe angekommen waren, in meinem

Wohnzimmer fliegen, und sie gewöhnten sich sofort an die vorbeschriebene Lebensart. Die täglichen Geschäfte im Wohnzimmer beeinträchtigen die Vögel nicht im mindesten. Ihre Nistkasten hängen an der Wand." Ich habe zu Vorstehendem nur das eine zu bemerken, daß nicht alle Wellensittiche offen stehende Fenster so unbeachtet lassen wie die von Hinkeldey geschilderten; im übrigen glaube ich gern, daß sie unter den erwähnten Umständen noch mehr Vergnügen gewähren als sonst.

Man muß selbst die liebenswürdigen Tiere gepflegt und ihre Fortpflanzung beobachtet haben, um die Begeisterung verstehen zu können, mit welcher alle wahren Liebhaber von ihnen sprechen. Je länger man sie kennt, um so mehr gewinnt man sie lieb. Die Beobachtung ihres Treibens und Lebens, ihrer Sitten und Gewohnheiten ist eine unversiegliche Quelle von Vergnügen und Genuß. Während der Paarungszeit wird eigentlich ihre ganze Liebenswürdigkeit erst kund und offenbar. „Das Männchen", sagt Devon, „ist ein Muster von einem Gatten, wie das Weibchen das Muster von einer Mutter ist. Jenes beschäftigt sich ausschließlich mit seinem erwählten und nie mit einem anderen Weibchen, das etwa zugleich in demselben Raume sein möge; es ist stets eifrig, aufmerksam, glühend, ja sogar sinnlich gegen sein Weibchen. Auf einem Zweige vor der Öffnung des Nestes sitzend, singt es der Gattin seine schönsten Lieder vor, und während sie brütet, atzt es sie mit ebensoviel Eifer wie Vergnügen. Es ist niemals traurig, still oder schläfrig, wie so viele andere Papageien, sondern immer heiter und liebenswürdig." Wer selbst Wellensittiche gepflegt hat, wird diesen Worten beistimmen.

Der Ausbau des Nestes ist ausschließlich Sache des Weibchens. Es arbeitet mit dem Schnabel so lange an dem Eingangsloche, bis dieses seinen Wünschen entspricht, nagt dann im Inneren größere oder kleinere Spänchen los und legt auf sie in Zwischenräumen von 2 Tagen seine 4—8 kleinen, rundlichen, glänzend weißen Eier, die das Gelege bilden. Dann brütet es sehr eifrig 16—20 Tage, und während der ganzen Zeit wird es von dem Männchen gefüttert, verläßt deshalb auch nur seine Nisthöhle, um den dringlichsten Bedürfnissen zu genügen. Die Jungen, die etwa 30—35 Tage im Neste verweilen, verlassen letzteres erst dann, wenn sie ganz befiedert sind. Während der ganzen Zeit ist das Weibchen eifrig bemüht, das Nest rein zu halten; es kehrt wie eine ordentliche Hausfrau jeden Morgen sein Zimmer aus und putzt und reinigt seine Kinder mit unvergleichlicher Sorgfalt. Sofort nach dem Ausfliegen gehen die Jungen ans Futter, und wenige Tage später benehmen sie sich ganz wie die Alten; doch muß man um die Zeit des Ausfliegens eine gewisse Vorsicht anwenden, namentlich wenn man nur ein Paar Brutvögel im Käfige hat; denn die erwähnte Eifersucht des Vaters macht sich dann oft in unbegreiflicher Weise geltend. Derselbe Vogel, der seine Brut mit hingebender Zärtlichkeit fütterte, fällt zuweilen über die flügge gewordenen Kinder wütend her, greift sie mörderisch an und verletzt sie nicht selten so, daß sie infolge der jetzigen Lieblosigkeit zu Grunde gehen. Noch unfreundlicher als die Männchen zeigen sich einzelne Weibchen, allerdings nicht gegen ihre eignen, so doch gegen Kinder von ihresgleichen. Solche dürfen selbstverständlich nicht unter der Gesellschaft geduldet, sondern müssen sobald wie möglich herausgefangen und verbannt werden.

Sofort nachdem die erste Brut selbständig geworden ist, schreiten die Alten zu einer zweiten, und wenn diese ausgeflogen, gewöhnlich zu einer dritten und vierten; ja F. Schlegel, Vorsteher des Tiergartens zu Breslau, hat beobachtet, daß ein Paar ein volles Jahr ununterbrochen brütete! Solche Fälle gehören zu den Ausnahmen: zwei Bruten nacheinander aber scheinen nach meinen Erfahrungen Regel zu sein. In einem Fluggebauer des Frankfurter Tiergartens erhielt man, wie Haacke mitteilt, von drei Paaren im Laufe eines Jahres über 120 Nachkommen. Die Jungen ließ Haacke mit den Alten zusammen. Junge Wellensittiche zeigen sich gleich von Anfang an ebenso liebenswürdig wie die Eltern. Sie

haben eine wahre Sucht, ihre jüngeren Geschwister zu pflegen, und füttern diese trotz der Alten. Dabei äffen sie sich gegenseitig alles nach: was der eine thut, unternimmt auch der andere, im Klettern, Fliegen, Fressen und Schwatzen. Der Lärm in solchen Kinderzimmern wird oft betäubend und manchmal selbst den Alten zu toll, die sich dann bemühen, ihm aus dem Wege zu gehen; und wenn nun erst ein ganzer Schwarm zusammenhalten wird, wenn vielleicht zehn Elternpaare zu gleicher Zeit Junge ausbrüten und in die Welt schicken, geht es meist lustig und erregt im Raume her. Dann wird auch der Friede selten gestört; denn die Eifersucht des Männchens kommt kaum oder nicht zur Geltung, wahrscheinlich weil sie sich nicht auf einen Gegenstand richten kann, sondern auf Hunderte richten müßte.

Wie notwendig es ist, Wellensittiche paarweise zusammen zu halten, sieht man erst dann, wenn man längere Zeit zwei desselben Geschlechtes gepflegt hat. Wird zu solchen ein Genosse des anderen Geschlechtes gebracht, so gibt es augenblicklich ein Pärchen und brennende Eifersucht. Neubert, der zwei Paar Wellenpapageien besaß, verlor beide Männchen und erhielt erst nach geraumer Zeit Ersatz für eins von ihnen. Die beiden Witwen hatten sich recht hübsch zusammen gefunden; sie waren munter und lebten gemütlich miteinander, als ob sie Männchen und Weibchen wären. Als aber das neue Männchen in den Bauer gebracht wurde, änderte sich dieses schöne Verhältnis augenblicklich. „Die beiden Weibchen", erzählt er, „saßen in der Höhe des Käfigs dicht beisammen, als das Männchen hineinflog, und beobachteten es sehr aufmerksam. Nach wenigen Augenblicken sah es zu ihnen empor, rührte sich aber nicht von der Stelle und gab einen eigentümlichen Locton von sich, der von dem einen Weibchen beantwortet wurde. Als es den Locton wiederholte, schoß das antwortende Weibchen herab, und es gab jetzt eine Szene wie nach lang erwarteter Heimkehr. Das andere Weibchen sah ganz ruhig zu; als aber das Liebespärchen nach oben und in die Nähe der Witwe kam, da wurde diese fast rasend, fuhr auf die beglückte Braut los, hing sich ihr an den Schwanz und zerrte so lange daran, bis die Federn ausgingen. Nun war es Zeit einzuschreiten. Sie wurden auseinander getrieben, die Xantippe gefangen und von ihrem neuen Herrn, der sie vermählen wollte, mitgenommen. Spätere Nachrichten sagten aber, daß sie sich mit dem ihrer harrenden Bräutigam gar nicht in gutes Vernehmen setzen wollte, sondern, als seltene Ausnahme, ein sehr mürrisches Leben mit ihm führte."

Wollte ich alle von mir und anderen gesammelten Beobachtungen über das Fortpflanzungsgeschäft der Wellensittiche wiedergeben, ich müßte noch mehrere Seiten füllen. Dafür will ich noch eine Beobachtung mitteilen, die ich selbst an meinen Papageien machte. Das erste Pärchen, das ich besaß, liebte sich ebenfalls sehr zärtlich, dachte aber nicht an die Fortpflanzung, weil die rechte Zeit hierzu noch nicht gekommen war. Es bewohnte einen großen Bauer und schien sich darin sehr wohl zu fühlen: die goldene Sonne aber, die oft freundlich durch das Fenster hereinlachte, mochte doch in ihm Sehnsucht nach der Freiheit erweckt haben. Eines Tages hatte sich das Weibchen geschickt einen Ausgang zu verschaffen gewußt, und ehe wir es uns versahen, war es durch das Fenster hinaus ins Freie entflohen. Ich lernte es jetzt von einer ganz anderen Seite kennen als bisher; denn ich hatte Gelegenheit, den prachtvollen Flug zu beobachten. Und ich muß gestehen, dieser Flug entzückte mich so, daß mein Ärger über den wahrscheinlichen Verlust des Vogels mit jedem Augenblicke mehr zu schwinden begann. Das entflohene Weibchen stieg hoch auf in die Luft und schwirrte und schwebte mit unvergleichlicher Schnelligkeit über den benachbarten Garten dahin. Bald hatte es sich meinen Blicken gänzlich entzogen: aber siehe da, nach einigen Minuten war es wieder im Garten erschienen, wahrscheinlich infolge des eifrigen Rufens seines Gatten; denn diesen hatte ich selbstverständlich sofort ans Fenster gebracht. Jetzt antwortete es dem Genossen im Käfige und ließ sich dicht unter dem Fenster auf einem Baume nieder, eifrig

rufend, lockend und zwitschernd. Dies hatte noch etwas anderes zur Folge, woran ich nicht gedacht. Der Liebhaber, der Wellenpapageien gehalten hat, wird erfahren haben, daß deren Lockton zuweilen täuschend dem unserer Sperlinge gleicht. Ich hatte früher darauf wenig geachtet, mußte dies aber jetzt wohl thun, weil mich neben dem Papagei bald auch die Sperlinge beschäftigten. Es war gerade Hochsommer und alle Dächer umher bedeckt mit jungen Spatzen. Unter ihnen nun zeigte sich sofort, nachdem der schöne Fremdling erschienen war, lebhafte Bewegung. Der Wellensittich hatte sich auf einem Pflaumenbaume unter dem Fenster niedergelassen und unterhielt sich von dort aus mit seinem Gatten. Die jungen Spatzen aber mochten meinen, daß sein lockendes „Tschilp" wohl ihnen gelten könne, und kamen in Scharen herbei, ungeachtet des warnenden und bedenklichen „Zerrrr" der älteren Weisen ihres Geschlechtes. Diese schienen allerdings auch verwundert zu sein, ließen sich jedoch als erfahrene Vögel durchaus nicht täuschen, sondern sahen zunächst den grünen Australier vorsichtig an; die jungen Sperlinge hingegen umringten ihn bald in Menge. Er beachtete sie nicht im geringsten; sie aber ließen sich deshalb nicht zurückhalten, wurden förmlich zudringlich, hüpften dicht an ihn heran, beschauten ihn scheinbar höchst erfreut und erwiderten sein „Tschilp" nach Kräften. Wenn er, ärgerlich hierüber, sich erhob und einem anderen Baume zuflog, folgte die ganze Rotte, und nur wenn er einige seiner prächtigen Flugbewegungen ausführte, blieben die schwerfälligen Spatzen verdutzt unten sitzen. Dieses Schauspiel mochte wohl eine halbe Stunde währen, und der Garten war schließlich förmlich erfüllt von allen Sperlingen weit und breit, bis die Sehnsucht nach dem Gatten den Wellensittich bewog, ins Zimmer zurückzufliegen. Hier wurde er eingefangen, wieder in den Käfig gesperrt, höchst zärtlich von seinem Männchen begrüßt, und damit löste sich von selbst die Volksversammlung draußen im Garten auf.

Zum Schlusse will ich noch anführen, daß Wellenpapageien sich auch bei uns im Freien erhalten können. Auf dem Gute eines bedeutenden Tierliebhabers in Belgien entflogen im Frühlinge des Jahres 1861 zwei Pärchen Wellenpapageien aus einem Gebauer. Sie verloren sich alsbald in den Baumwipfeln einer großen Parkanlage und wurden längere Zeit gar nicht oder nur sehr flüchtig gesehen. Doch blieben sie in ihrem Gebiete wohnen, und wie sich später ergab, hatten sie hier sogar in Baumhöhlungen genistet und eine Anzahl Junge erzogen. Der Besitzer überraschte im Herbste einen ganzen Flug von 10—12 Stück in einem Haferfelde, woselbst sie sich gütlich thaten. Von nun an wurden die Vögel durch vorsichtiges Füttern allgemach herbeigelockt, und vor Eintritt des Winters wurden 10 Stück gefangen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Wellensittiche in unserem Klima vortrefflich gedeihen würden, und es erklärt sich daher, daß von dieser und jener Seite vorgeschlagen worden ist, ihre Einbürgerung bei uns zu Lande zu versuchen. Was aber würden wir damit gewinnen? Angenommen auch, daß die an das Wandern gewöhnten Vögel in einem ihnen sozusagen angewiesenen Gebiete während des Winters verbleiben und nicht, was wahrscheinlicher ist, davon- und dem Süden zufliegen würden; angenommen ferner, daß die „erbärmlichen Flinten", die Buxtons Versuchen so hinderlich wurden, bei uns zu Lande nicht in Wirksamkeit treten sollten, so würden wir uns doch in dem Wellensittiche einen zwar sehr schönen, aber auch recht schädlichen Vogel erwerben und damit den Streit über schädliche und nützliche Vögel fördern.

Unter den zahlreichen Papageiarten, die Australien bevölkern, nehmen die Kakadus einen hohen Rang ein. Sie bilden eine ziemlich scharf in sich abgeschlossene Gruppe der Papageien und werden deshalb mit Recht in einer besonderen Unterfamilie (**Plissolophinae**)

vereinigt. Ihr am meisten in die Augen fallendes Merkmal ist die nur bei den Nestorkakadus fehlende, aufrichtbare Federhaube, die den Kopf schmückt, und dieses eine Kennzeichen genügt auch, sie von allen übrigen Papageien mit Ausnahme des Nymphensittichs zu unterscheiden.

Das Verbreitungsgebiet der Kakadus erstreckt sich von den Philippinen bis Neuseeland und von Timor und Flores bis zu den Salomoninseln. Innerhalb dieses Kreises beherbergen fast alle Länder und Inseln Kakadus; einzelne Arten verbreiten sich jedoch über weite Landstriche oder über mehrere Eilande, während die Mehrzahl ein auffallend beschränktes Wohngebiet zu haben scheint. Hier leben die meisten Arten in großen, oft ungeheuern Scharen, die sich in Waldungen verschiedenen Gepräges ansässig machen, von hier über die Fluren und Felder dahinstreichen und den Beschauern unter allen Umständen ein zauberhaft erhabenes Schauspiel gewähren. Selbst der Forscher stimmt gern in die dichterischen Worte der Reisebeschreiber ein, die dieses Schauspiel gar nicht hoch genug rühmen können.

In ihrem Wesen und Treiben ähneln die Kakadus den übrigen Papageien. Sie gehören aber zu den liebenswürdigsten von allen. Wenn sie in Massen von Tausenden zusammen leben, mag ihr unangenehmes Geschrei allerdings so betäubend werden können, daß sie die Gunst des Menschen verscherzen; wenn man jedoch den einzelnen Vogel kennen lernt, wenn man sich mit ihm befreundet, gewinnt man ihn lieb. Alle Kakadus sind kluge und verständige, die meisten ernste und sanfte Vögel. Ihre geistige Begabung ist außerordentlich entwickelt, ihre Neugier ebenso groß wie ihr Gedächtnis, die Eigenart des einzelnen bemerkenswert. Kaum zwei von ihnen haben genau dasselbe Benehmen. Der Kakadu befreundet sich gern und innig mit den Menschen, zeigt weniger Tücke als andere Papageien und erkennt dankbar die ihm gespendete Liebe, die er von jedem in gleicher Weise zu begehren scheint. Erst schlimme Erfahrungen machen ihn unfreundlich und unliebenswürdig. Man mag sich hüten, einen Kakadu von sich abzuwenden; denn sein vortreffliches Gedächtnis bewahrt die empfangenen Eindrücke treulich jahrelang auf. Er vergißt empfangene Beleidigungen schwer oder nicht, und das einmal erwachte Mißtrauen kann kaum wieder besänftigt werden; ja, es geschieht nicht selten, daß der beleidigte Vogel sich sogar rachsüchtig zeigt und später den, der ihm eine Unbill zufügte, gefährdet. Dieser Charakterzug ist vielleicht der einzige unangenehme, den der Kakadu bekundet; im Allgemeinen ist mildes Wesen bei ihm vorherrschend. Er will lieben und geliebt sein und bekundet dies seinem Pfleger bald auf alle erdenkliche Weise. Hat er sich einmal mit dem Lose seiner Gefangenschaft ausgesöhnt und an einen Menschen angeschlossen, so läßt er sich gern von ihm und bald von allen anderen streicheln, neigt willig seinen Kopf, sobald man Miene macht, ihn zu liebkosen, lüftet sein Gefieder der Hand förmlich entgegen. Es mag sein, daß ihm ein behagliches Gefühl erwächst, wenn man mit den Fingern in seinem Gefieder nestelt und auf der zwischen den dünn stehenden Federn leicht erreichbaren nackten Haut reibt und kraut; jene Willigkeit gewinnt jedoch stets den Anschein vergessender Hingebung und muß deshalb bestechen. „Ich besitze", so schreibt mir Linden, „einen Kakadu, dessen Zahmheit und Zutraulichkeit jede Beschreibung übertrifft. Wenn auch im Wesen der Papageien immer etwas Tücke liegt und man sich bei dem zahmsten von ihnen gelegentlich auf einen Hieb gefaßt machen kann, sei es, indem man ihre Bosheit, ihre Eifersucht oder ihren Widerwillen weckte, so bildet dieser eine Ausnahme. In den 10 Jahren, seitdem er in meinem Besitze ist, hat er sich stets als dasselbe liebenswürdige Geschöpf bewiesen. Er läßt alles mit sich thun und beträgt sich immer wie ein gutgeartetes Kind. Höchstens, wenn man seinem Genossen zu lange schmeichelt, regt sich Eifersucht in ihm, und er streicht sich dann mit einem Fuße über Hals und Kopf, um seinen Wunsch, auch geschmeichelt zu werden, zu erkennen zu geben."

Aber der Kakadu besitzt noch andere gute Eigenschaften. Seine hohe Begabung bekundet sich nicht bloß in einem vortrefflichen Gedächtnisse, sondern auch durch eine große

Gelehrigkeit. Er wetteifert hierin mit den begabtesten aller Papageien. Auch er lernt mit ziemlicher Leichtigkeit und Fertigkeit sprechen, verbindet verschiedene Worte in sinngebender Weise und wendet ganze Sätze bei passender Gelegenheit an, läßt sich abrichten zu Kunststücken mancherlei Art: ein sehr hoher Verstand ist nicht zu verkennen.

„Wohl keine Sippe der Sittiche insgemein", bemerkt Linden ferner, „verdient den Namen ‚gefiederte Affen' mehr als die Kakadus. Dies zeigt sich insbesondere auch in der Lust, alles nachzuahmen. Was in einem Nachbarkäfige geschieht, erregt ihre Aufmerksamkeit, und wenn sie es vermögen, thun sie es nach, ungewöhnliche Bewegungen und Gebärden oder Stimmlaute ebensowohl wie uns angenehme und unangenehme Handlungen. Einer meiner Gelbwangenkakadus läuft in gewissem, gleichmäßigem Takte auf seiner Sitzstange hin und her, tanzt, turnt und treibt allerlei Künste. Alles dies wird von den anderen nachgeahmt, zuerst vielleicht stümperhaft, später besser, zuletzt so ausgezeichnet, daß der ursprüngliche Lehrmeister sich übertroffen sehen muß. Wie erheiternd dieses Gebaren auf den Beschauer wirkt, läßt sich nicht schildern. Es liegt in der Nachahmung ein gewisser Mutwille und zugleich Eifer, etwas ebensogut oder noch besser auszuführen. Wird von einem ein Futtergeschirr losgebrochen und als Spielball im Käfige umhergeworfen, so ruht der Nachbar nicht, bis auch er dasselbe gethan hat. Er bekundet dabei eine Kraft und Beweglichkeit des Schnabels ohnegleichen; denn dieses eine Werkzeug wird als Hammer, Zange, Schraubenzieher benutzt und leistet Erstaunliches. Mit aller List habe ich Futtergeschirre befestigt, sie mit Draht an den Eisenstäben befestigt, von außen mit Mutterschrauben fest angezogen ꝛc.; aber meine Kakadus wissen den Schraubenwindungen ganz gut entgegenzuarbeiten und bringen früher oder später alles los. Meine Käfige bestanden vormals aus Drahtgeflecht; allein es war immer nur eine Frage der Zeit, bis wieder ein enggeflochtener Teil losgetrennt und dann die Öffnung rasch genug erweitert wurde, um das Durchschlüpfen, behufs Verübung von allerlei Unfug, zu ermöglichen." Die Lust zum Zerstören ist, wie ich hinzufügen will, bei den Kakadus besonders ausgeprägt, und die Leistungen der Vögel übertreffen in der That alle Vorstellungen. Sie zernagen, wie ich aus eigner Erfahrung verbürgen kann, nicht allein Bretter von 5—6 cm Dicke, sondern sogar Eisenblech von 1 mm Stärke; sie zerbrechen Glas und versuchen selbst das Mauerwerk zu durchhöhlen. Von gewöhnlichen Vogelketten, die sie an einen Ständer befestigen sollen, befreien sie sich mit Leichtigkeit. Die sinnreichsten Vorkehrungen, um sie an der Flucht zu verhindern, schützen wohl manchmal, aber keineswegs immer. Fiedler schreibt mir, daß sie selbst eine doppelt, also gegeneinander wirkende Schraube aufzudrehen verstehen.

Über einen von ihm gepflegten Kakadu berichtet Haacke: „In Australien besaßen wir einen Gelbhaubenkakadu (Plissolophus galeritus), der gewöhnlich im Garten oder auf dem Hofe lang angekettet auf einer Sitzstange saß, die ihm den Besuch des Bodens ermöglichte und je nach Bedürfnis hierhin und dorthin gestellt wurde. Er vertrat gewissermaßen einen Kettenhund, denn er biß ihm erreichbare Fremde und bellte, wenn Leute an der Hausthür in landesüblicher Weise durch Pochen Einlaß begehrten, wie ein solcher. Gegen meine Frau und mich war er äußerst zärtlich und forderte uns nicht nur durch ein im höchsten Grade einschmeichelndes ‚Kiss Cockey', ‚pretty Cockey', ‚Cockey wants a kiss' zum Küssen auf, sondern bot auch gleichzeitig unter oft und schnell wiederholter Nachahmung des betreffenden Lautes seinen Schnabel zum Kusse dar. Er biß indessen auch zuweilen, besonders meine Frau mit ihrem ersten, seine Eifersucht erregenden Kinde auf dem Arme. Lange Zeit konnte er die blauen Pantoffeln nicht leiden, die er an demselben Tage wie unseren kleinen Sohn an meiner Frau kennen gelernt hatte. Als ich ihm einst, durch einen Biß in Zorn versetzt, heftige Schläge gab, suchte er mich durch ein eindringlichst gesprochenes und in völlig menschlicher Weise betontes ‚pretty Cockey' milder zu stimmen. Alles, was

er sprechen konnte, wurde nur bei passender Gelegenheit angewandt. Wenn wir zu Tisch saßen, fiel es ihm nicht ein, ‚kiss cockey‘ oder dergleichen zu sagen, er begehrte vielmehr dann durch ‚Mary, cockey wants to drink‘ seinen Teil. Von seiner Auffassungsgabe, seiner Nachahmungslust und seinem Gedächtnis hat er mir überraschende Kunde gegeben. Einmal hatten wir Besuch von Brüdern meiner Frau, jungen Leuten, die sich auf unserem Hofe damit vergnügten, übereinander weg zu springen. Der Kakadu schaute eine Weile zu, rutschte dann an seiner Stange zum Boden herunter und begann hier in höchst ergötzlicher Weise zu springen; einige Wochen später waren meine jungen Schwäger wieder dort, ohne aber dieses Mal zu springen, indessen nicht ohne durch ihre Anwesenheit den Papagei an seine bei ihrem letzten Besuche erlernte, inzwischen aber nicht geübte neue Kunst zu erinnern und dadurch zu abermaligem Springen zu veranlassen. Wir hatten zu jener Zeit eine Aufwärterin, die den Vogel sehr in ihr Herz geschlossen hatte, ohne viel Gegenliebe zu finden, eine alte, geschwätzige Berlinerin. Diese mußte auf einige Zeit fortgehen und nahm durch ein langes, deutsch-englisches Geplapper, aus welchem sich nur die von Zeit zu Zeit wiederholten Worte ‚good-bye, good-bye‘ deutlich heraushoben, von ihrem Lieblinge Abschied. Kaum hatte sie sich zehn Schritt weit entfernt, als der Kakadu mich durch eine täuschende Nachahmung des Kauderwälsches der Alten unter deutlichem Ausrufen der Worte ‚good-bye, good-bye‘ in entsprechenden Zwischenräumen ergötzte. Jene Worte waren dem Vogel indessen längst geläufig und wurden von ihm gebraucht, wenn er einen von uns ausgehen sah.“

Die natürliche Stimme der Kakadus ist ein abscheuliches, unbeschreibliches Kreischen. Die Laute „Kakadu“ und ähnliche angelernte Worte sprechen die meisten in bestechend zarter Weise aus; mit ihnen pflegen sie auch ihre freundschaftlichen Gesinnungen oder ihre Hingebung an den Pfleger auszudrücken.

Wie andere Papageien, leben auch die Kakadus im Freien in Gesellschaften, die selbst während der Brutzeit noch in einem gewissen Vereine bleiben. Die Nacht verbringen sie wohlverborgen in den dichtesten Kronen der höchsten Bäume; den Morgen begrüßen sie mit weithin tönendem Geschrei. Dann erheben sie sich und fliegen mit leichten Schwingenschlägen, viel schwebend und gleitend, dahin, irgend einem Fruchtfelde oder einem anderen, nahrungversprechenden Orte zu. Sie beuten ihr Gebiet nach Möglichkeit aus. Früchte, Körner und Sämereien bilden wohl ihre Hauptnahrung; nebenbei fressen sie aber auch kleine Knollen und Zwiebeln, die sie mit dem langen Oberschnabel sehr geschickt aus dem Boden graben, oder sie nehmen Pilze auf und verschlingen außerdem, wie die Hühner thun, kleine oder mittelgroße Quarzstücke, jedenfalls aus demselben Grunde wie andere Körnerfresser, um die Nahrung zu zerkleinern. Der Kropf und Magen der getöteten enthält stets die verschiedensten Nahrungsstoffe durcheinander. Auf frisch gesäeten Feldern und im reifenden Mais können sie höchst empfindlichen Schaden anrichten. Sie sind mit Ausnahme der Mittagsstunden während des ganzen Tages in Thätigkeit und achtsam auf alles, was vorgeht. Jedes neue Ereignis wird mit Geschrei begrüßt; namentlich wenn ein Flug sich niedergelassen hat und ein anderer vorüberkommt, erhebt sich ein ohrenzerreißender Lärm, dessen Mißtöne man sich einigermaßen vorstellen kann, wenn man das Geschrei einiger weniger Gefangener durch eigne Erfahrung kennen gelernt hat. Sobald ein Flug sich gesättigt hat, kehrt er wieder nach dem Ruheorte im Walde zurück und verweilt nun eine Zeitlang wenigstens verhältnismäßig ruhig, um zu verdauen. Dann geht es zum zweiten Male nach Nahrung aus, und mit einbrechender Nacht versammelt sich die Masse wiederum auf dem gewohnten Schlafplatze.

So ungefähr leben die Scharen bis zur Brutzeit. Nunmehr trennen sie sich in Paare, von welchen dann jedes eine passende Höhlung zur Aufnahme des Nestes aussucht. Das Nest findet sich je nach den Umständen in Baumhöhlen aller Art, namentlich in hohlen Ästen,

aber auch in den Spalten der Felsen. Steile Felswände an den Flüssen Südaustraliens werden alljährlich von Tausenden unserer Vögel besucht, in gleicher Weise wie die Klippen der nordischen Meere von den in noch größeren Mengen auftretenden Möwen. Man behauptet, daß einzelne dieser Wände von den Papageien ganz durchlöchert seien, und die Kraft und Festigkeit des Schnabels läßt Arbeiten im Gestein in der That glaublich erscheinen. Das Gelege besteht immer nur aus 2, höchstens 3 rein weißen, etwas spitzigen Eiern, die denen einer Zwerghenne ungefähr an Größe ähneln, aber durch ihren Glanz sich hinlänglich unterscheiden. In welcher Weise das Brutgeschäft besorgt und die Jungen aufgefüttert werden, ist mir nicht bekannt. Auch Buxton, der wohl Gelegenheit gehabt hätte, bei seinen freigelassenen Vögeln Beobachtungen in dieser Richtung zu sammeln, sagt nichts hierüber.

Freundschaften zwischen zwei Kakadus verschiedener Art sind etwas durchaus Gewöhnliches, und wenn die Freunde beiden Geschlechtern angehören, bildet sich zwischen ihnen regelmäßig ein Liebesverhältnis heraus, das früher oder später zu einem innigen Ehebunde wird. Beide Genossen oder Gatten pflegen dann ebenso unzertrennlich nebeneinander zu sitzen wie manche kleine Papageien und sich mit Zärtlichkeiten aller Art zu überhäufen. In Lindens Vogelhause hatte sich ein riesiger Gelbhaubenkakadu einem kleinen Ducorpskakadu zugesellt und erwies der erwählten Genossin eheliche Liebkosungen. „Schon wiederholt“, schreibt mir Linden, „habe ich die Paarung beobachtet. Die Zärtlichkeit, die dieser vorausgeht und nachfolgt, ist auffallend. Beide umhalsen sich gegenseitig, umschlingen sich förmlich mit den Flügeln und küssen sich wie zwei Verliebte. Zum Eierlegen haben sie es jedoch noch nicht gebracht, und alle Nistkasten, welche ich ihnen gab, verfielen binnen wenigen Stunden ihrem unermüdlichen Schnabel.“ Daß auch das Entgegengesetzte stattfindet und verschiedenartige Kakadus sich erfolgreich fortpflanzen, haben wir oben (S. 281) gesehen.

Des Schadens wegen, den die oft in so großer Menge auftretenden Kakadus den Landwirten zufügen, werden sie in ihrer Heimat eifrig verfolgt und zu Hunderten erlegt. Erfahrene Reisende erzählen, daß sie, wenn sie feindliche Nachstellungen erfahren, sich bald ungemein vorsichtig zeigen wie andere Papageien auch, oder wie die Affen, mit wirklicher List ihre Raubzüge ausführen und deshalb schwer oder nicht von den Feldern abzuhalten sind. In eigentümlicher Weise betreiben die Eingeborenen die Jagd auf diese Vögel. „Vielleicht“, erzählt Grey, „kann es kein fesselnderes Schauspiel geben als die Jagd der Australier auf Kakadus. Sie benutzen hierzu die eigentümliche, unter dem Namen ‚Bumerang‘ bekannte Waffe, ein sichelartig geformtes, plattes Geräte aus hartem Holze, das mit der Hand mehr als 30 m weit geschleudert wird, die Luft wirbelnd durchschneidet und trotz der vielfachen Abweichungen von dem geraden Wege mit ziemlicher Sicherheit das Ziel trifft. Ein Eingeborener verfolgt einen starken Flug unserer Vögel im Felde oder im Walde, am liebsten da, wo hohe, prachtvolle Bäume ein Wasserbecken umgeben. Solche Orte sind es hauptsächlich, welche die Kakadus aufsuchen, und hier sieht man sie oft in unzählbaren Scharen versammelt, kletternd im Gezweige oder fliegend von Baum zu Baum. Hier pflegen sie auch ihre Nachtruhe zu halten. Der Eingeborene schleicht mit Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln zu solchen Lachen hin, drückt sich von einem Baume zum anderen, kriecht von Busch zu Busch und gibt sich die größte Mühe, die wachsamen Vögel sowenig wie möglich zu beunruhigen. Aber so lautlos sein federnder Gang auch ist, die Kakadus nehmen ihn doch wahr, und ein allgemeiner Aufruhr bekundet das Nahen des gefährlichen Feindes. Die Vögel wissen, daß Gefahr im Anzuge ist; sie sind nur noch ungewiß über sie. So kommt der Verfolger zuletzt bis an das Wasser heran und zeigt unverhüllt seine dunkle Gestalt. Mit ohrenzerreißendem Schreien erhebt sich die weiße Wolke in die Luft, und in demselben Augenblicke schleudert der Jäger seine Waffe unter sie. Der Bumerang tanzt in den wunderbarsten Sprüngen und Drehungen über das Wasser hin, erhebt sich aber im Bogen mehr

und mehr und gelangt bald genug mitten unter die Vögel. Eine zweite, dritte, vierte gleichartige Waffe wird nachgesandt. Vergeblich versuchen die überraschten Tiere zu entrinnen: die scheinbar regellose Bahn des Wurfholzes macht sie verwirrt und lähmt ihre Flucht. Einer und der andere kommt mit dem Bumerang in Berührung und wird zu Boden geworfen, sei es, indem die sausende Waffe ihm den Hals abschlägt oder einen Flügel zertrümmert. Schreiend vor Schmerz und Grimm stürzen die getroffenen herab, und erst wenn der dunkle Jäger seinen Zweck erreicht hat, besinnt sich die Masse und fliegt schreckerfüllt davon oder sucht in den dichtesten Baumkronen Zuflucht."

Das Fleisch der erlegten wird als erträglich wohlschmeckend bezeichnet, und namentlich die Suppe, die man von ihm bereitet, sehr gerühmt.

Daß die Kakadus auch leicht gefangen werden können, beweisen die vielen, die lebend zu uns kommen. Allerdings ertragen gerade sie bei einfacher Nahrung die Gefangenschaft ohne Beschwerde und sind deshalb vortrefflich geeignet, weite Reisen zu überstehen; wenn man aber bedenkt, daß man in Deutschland aus dritter und vierter Hand einen Kakadu für wenige Mark kaufen kann, ergibt sich von selbst, daß er an Ort und Stelle sehr niedrig im Preise stehen muß.

Bei geeigneter Pflege hält der Kakadu auch in Europa viele Jahre lang aus: man kennt Beispiele, daß einer länger als 70 Jahre im Bauer lebte. Seine Haltung erfordert wenig Mühe; denn er gewöhnt sich nach und nach an alles, was der Mensch ißt. Doch thut man wohl, ihm nur die einfachsten Nahrungsstoffe zu reichen: Körner mancherlei Art, gekochten Reis und etwas Zwieback etwa, weil er bei zu reichlichem Futter leicht allzu fett wird oder auch mancherlei Unarten annimmt, die dann schwer auszurotten sind. Wer sich ihn zum Freunde gewinnen will, muß sich viel und eingehend mit ihm beschäftigen, ihm liebevoll entgegentreten und ihm manche Unart verzeihen. Unter guter Pflege wird früher oder später jeder Kakadu zahm und lohnt dann durch die treueste Anhänglichkeit die auf ihn verwendete Mühe.

Doch darf man sich nicht verleiten lassen zu glauben, daß er, unter so glücklichen Verhältnissen er auch leben möge, jemals vergessen könnte, wozu ihm die Schwingen gewachsen sind. „Daß selbst lange Zeit in Gefangenschaft gehaltene Papageien, die anscheinend nur klettern oder hüpfen können", so schreibt mir Linden ferner, „im ersten Augenblicke ihres Freiwerdens aus dem Käfige von ihrer ungeschwächten Flugkraft den umfassendsten Gebrauch zu machen wissen, sollte ich an einem Gelbwangenkakadu erfahren. Ich hatte die Unklugheit, ein sehr großes Gebauer, in welchem er und sein bereits erwähnter Genosse, um nicht zu sagen Buhle, schon seit langem in guter Freundschaft lebten, in das Freie zu stellen. Eines Morgens beim Füttern entkam mir besagter Kakadu unbemerkt unter dem Arme weg. Im nächsten Augenblicke schon saß er auf dem höchsten Baume des Gartens, entfaltete seine Flügel, richtete seine gelbe Haube empor und nahm sich in der frühen Morgenstunde prachtvoll aus. Ich rief ihn mit den besten Worten, streckte ihm sein Lieblingsfutter empor; er aber hatte keinen Sinn mehr für alles, und nachdem er kurze Zeit in den schwankenden Zweigen geklettert, schwang er sich plötzlich mit Geräusch und Geschrei in die Höhe, flog höher und immer höher, so daß ich ihn kaum noch mit den Augen verfolgen konnte, und nahm dann die Richtung nicht über den nahen Bodensee, wie ich befürchtete, sondern nach der Landzunge, die sich von hier aus eine Wegstunde lang in den See erstreckt. Mein sofortiges Suchen nach ihm war umsonst, obwohl ich jeden Obstbaum, das Weidengestrüpp und die Pappeln längs der Ufer genau durchforschte. Am Abend hatte ich die Hoffnung aufgegeben und konnte mir nicht anders denken, als daß er dennoch über den See in die Waldungen des anderen Ufers entkommen sei. Doch ging ich am nächsten Morgen noch vor Tagesanbruch nochmals zum Suchen aus und glaubte wirklich nach kaum

einer Viertelstunde Weges seine Stimme zu hören, folgte ihr und entdeckte ihn in einem Obstgarten, wo er sich belustigte, Zweige in ganz bedeutender Menge von den Bäumen abzureißen. Mein Rufen beantwortete er; als ich jedoch Hilfe und eine Leiter geholt hatte, auf welcher einer den Baum erkletterte, flog er auf den nächsten, beschrieb plötzlich wieder eine weite Schraubenlinie, stieg höher und höher auf und ließ sich endlich ganz oben auf der höchsten Pappel, hart am Ufer, nieder. Ihn aus solcher Höhe herabzulocken, schien mir unmöglich. Doch hatte ich seinen geliebten Genossen in einem kleinen Käfige mitgenommen und setzte letzteren auf den Boden, einen anderen leeren aber nebenan. Beide riefen sich, gaben sich gegenseitig Antwort, und endlich kam der Flüchtling aus seiner Höhe, zuletzt auch auf den Boden herab. Ein zufällig vorübergehender Mann verscheuchte ihn zum zweiten Male, und im Nu saß er wieder auf dem alten Standpunkte. Mir war die Geduld ausgegangen. Ich stellte daher eine Wache ganz in die Nähe und kehrte ohne Hoffnung nach Hause zurück. Allein kaum eine Viertelstunde später wurde mir der Flüchtling überbracht. Seine Genossin hatte ihn an sich gelockt, er der alten Freundschaft und Anhänglichkeit nicht zu widerstehen vermocht. Seit diesem Ausfluge befindet er sich längst wieder unter gutem Verschluß und lebt nach wie vor mit seinem Kameraden in größter Freundschaft."

*

Auf Neuguinea und den benachbarten Inseln, namentlich auf Salawati, Misul, Waigiu und den Aru-Inseln, auch Australiens Nordspitze, lebt der **Ararakakadu** (**Microglossus aterrimus**, alecto, griseus und goliath, Psittacus aterrimus, gigas und goliath, Cacatua aterrima, intermedia und alecto, Microglossum aterrimum und alecto, Solenoglossus ceylonicus). Der Vogel zählt zu den größten aller Papageien, und sein Schnabel ist der gewaltigste, der einen von ihnen bewehrt. Dieser riesige Schnabel ist länger als der Kopf, viel länger als hoch, stark seitlich zusammengedrückt, der Oberschnabel im Halbkreise herabgebogen und in eine lange, dünne, nach innen gekrümmte Spitze ausgezogen, vor ihr mit einem rechtwinkeligen Vorsprunge versehen, an welchen die Spitze des von jenem nicht umschlossenen, durch seine breiten Laden und die rechtwinkelig von diesen abgesetzte Dille ausgezeichneten Unterschnabels stößt. Der an und für sich kräftige, verhältnismäßig aber dennoch schwache Fuß hat kurzen, bis über die Fußbeuge nackten Lauf und mittellange Zehen. In dem ziemlich langen Fittiche ist die Flügelspitze sehr kurz und unter den Schwingen die vierte die längste. Der lange und breite, seitlich etwas verkürzte Schwanz besteht aus sehr breiten, am Ende abgerundeten, das ziemlich weiche Gefieder, mit Ausnahme der zugespitzten, die Haube bildenden, aus ähnlich gestalteten Federn; die hohe Haube ist nach oben und hinten gebogen. Die Familienangehörigkeit des Vogels begründet sich hauptsächlich auf den kurzen, viereckigen Schwanz und die Federholle auf dem Kopfe, die übrigens ganz anders gebildet ist als bei den echten Kakadus. Durch die nackte Wange und den ungeheuern Schnabel erinnert der Vogel aber auch wieder an die Araras. Ihm eigentümlich ist die ziemlich lange, fleischige, walzige, oben ausgehöhlte und an der vorderen Spitze abgeflachte, tiefrote, am Ende hornige und wie mit einem schwarzen Panzer gedeckte Zunge, die ziemlich weit aus dem Schnabel vorgeschoben und wie ein Löffel gebraucht werden kann, indem der Vogel mit ihr die von dem Schnabel zerkleinerten Nahrungsmittel aufnimmt und der Speiseröhre zuführt. Die Zungenränder sind sehr beweglich und können vorn von rechts und links her gegeneinander gewölbt werden, so daß sie den ergriffenen Speisebissen wie in einer Röhre einschließen, in welcher er leicht zum Schlunde hinabgleitet.

Der **Nasmalos**, wie der Ararakakadu in einer Gegend Neuguineas genannt wird, übertrifft die meisten Araras an Stärke. Sein Gefieder ist gleichmäßig tiefschwarz gefärbt

und schillert etwas ins Grünliche, bei dem lebenden Vogel aber vorherrschend ins Gräuliche, weil mehliger Staub auf den Federn liegt. Die nackten, faltigen Wangen sind rot gefärbt. Die Holle besteht aus langen und schmalen Federn, deren Färbung mehr ins Gräuliche spielt als das übrige Gefieder.

Über das Freileben des Vogels ist wenig bekannt. M'Gillivray fand ihn in der Nähe des Vorgebirges York ziemlich häufig, in der Regel paarweise. Er lebte hier auf den



Ararakakadu (Microglossus aterrimus). 1/4 natürl. Größe.

höchsten Gummibäumen, ließ ein gellendes Geschrei wie „wit wit“ vernehmen, war sehr scheu und ernährte sich vorzugsweise von Palmnüssen, die neben Quarzstücken den Magen der getöteten füllten. „Der Ararakakadu“, sagt von Rosenberg, „ist nicht selten auf Waigiu, Misul, Salawati und an der Küste von Neuguinea selbst. Meistens sitzt er in der Krone der höchsten Bäume, ist daselbst beständig in Bewegung und läßt während des Sitzens oder, wenn er mit kräftigem Flügelschlage in hoher Luft dahinfliegt, seine schnarrende, von der weißer Kakadus ganz verschiedene Stimme hören. Die Eingeborenen nehmen die jungen Vögel aus dem Neste, ziehen sie auf und verkaufen sie nachher an Händler. In der

Gefangenschaft verzehren sie am liebsten die Frucht des Kanaribaumes, deren eisenharte Schale sie gemächlich aufsprengen. Sie werden sehr zahm. Einer dieser sogenannten Kakadus, einem Bewohner von Amboina gehörig, streicht fliegend in der ganzen Stadt umher und kommt zu gehöriger Zeit nach Hause, um zu essen und zu schlafen."

Wallace beobachtete und sammelte ihn auf den Aru-Inseln. „Er bewohnt hier die niedrigen Stellen des Waldes und wird einzeln, aber meist zu zweien oder dreien gesehen, fliegt langsam und geräuschlos und verzehrt verschiedene Früchte und Samen, besonders aber den Kern der Kanarinuß, die an hohen, in Fülle vorhandenen Waldbäumen auf allen von ihm bewohnten Inseln in Menge wächst. Die Art, wie er diesen Samen frißt, deutet auf eine Wechselbeziehung zwischen Bildung und Gewohnheit, welche die Kanarinuß als seine besondere Nahrung erscheinen läßt. Die Schale dieser ziemlich dreieckigen, außen ganz glatten Nuß ist so außerordentlich hart, daß nur ein schwerer Hammer sie aufbrechen kann. Der Ararakakadu nimmt ein Ende in seinen Schnabel, hält es mit seiner Zunge fest und schneidet durch seitlich sägende Bewegungen der scharfrandigen unteren Kinnlade ein queres Loch hinein. Darauf faßt er die Nuß mit dem Fuße, beißt ein Stück davon ab und hält es in der tiefen Kerfe des Oberkiefers fest, ergreift sodann die Nuß, die jetzt durch das fasernde Gewebe des Blattes am Hinausgleiten gehindert ist, wieder, setzt den Rand des Unterkiefers in dem Loche ein und bricht mit einem mächtigen Rucke ein Stück der Schale aus. Nunmehr nimmt er die Nuß wieder in seine Krallen, sticht die sehr lange und scharfe Spitze des Schnabels in das Innere und bohrt den Kern heraus, den er Stück für Stück verspeist. So scheint jede Einzelheit in Form und Bau des außerordentlichen Schnabels seinen Nutzen zu haben, und wir können leicht einsehen, daß die Ararakakadus im Wettkampfe mit ihren thätigen und zahlreicheren weißen Verwandten sich erhalten haben durch ihre Fähigkeit, eine Nahrung zu verwenden, die kein anderer Vogel aus seiner steinigen Schale herauszulösen vermag. Anstatt des rauhen Gekreisches der weißen Kakadus läßt er ein klagendes Pfeifen vernehmen." Als besonders auffallend wird von Wallace auch noch die Hinfälligkeit des gewaltigen Vogels hervorgehoben, der einer verhältnismäßig leichten Wunde erliegt.

E. von Martens sah einen Gefangenen dieser Art auf Mahai. „Der schwarze Kakadu", bemerkt er, „ist ein drolliger Gesell. Steif dasitzend mit dem roten Gesichte, dem mächtigen Schnabel und seinem stets aufgerichteten Federbusche sieht er aus wie ein alter General, und macht namentlich wegen seiner Häßlichkeit einen lebhaften Eindruck. Auch er ist ruhig und langweilig, läßt aber bei Annäherung eines Fremden, wie auch sonst zuweilen zum Vergnügen seine knarrende Stimme hören. Die Eingeborenen und deshalb natürlich auch die einheimisch gewordenen Europäer behaupten, die Speiseröhre sitze bei ihm in der Zunge."

Auf Amboina wird der Ararakakadu nach von Rosenbergs Angabe oft gesehen. Das Stück kostet dort 20—25 holländische Gulden. In Europa gehört er zu den größten Seltenheiten der Sammlungen. Westermann hat die Güte gehabt, mir Nachstehendes über einen im Tiergarten zu Amsterdam lebenden Vogel dieser Art mitzuteilen: „Wir besitzen unseren Nasmalos seit dem 28. Mai 1860. Es ist uns nur mit großer Mühe geglückt, ihn an ein geeignetes Futter zu gewöhnen. In der Freiheit scheinen diese Vögel ausschließlich von Kernfrüchten zu leben; der unserige ist auf der ganzen Reise mit Kanarinüssen gefüttert worden und hat sich erst nach und nach zu anderem Futter bequemt. Jetzt frißt er Hanf und alles, was ich esse, Fleisch ausgenommen. Bei dieser Nahrung befindet er sich gesund und wohl. Abweichend von allen anderen mir bekannten Papageien, gebraucht der Nasmalos seine eigentümlich gestaltete Zunge in absonderlicher Weise. Er nimmt das Futter mit dem Fuße an, bringt es an den Schnabel, zerstückelt es und drückt nur die Spitze seiner Zunge, die mit einem runden, hornartigen Blättchen versehen ist, auf den abgetrennten



Nasen- und Rabenkakadu.

Bissen, der auf dem Blättchen kleben bleibt. Nun wird die Zunge zurückgezogen und der Bissen verschluckt. Das geht langsam vor sich, und daraus folgt, daß die Mahlzeit sehr lange währt."

Auch Schmidt schildert die Art und Weise, wie der Ararakakadu frißt, in eingehender Weise. „Die Nahrung, ein Hanfkorn z. B.", sagt er, „wird unter stetem Betasten mit der Zunge und von beiden Schnabelhälften ergriffen, mit der Zunge gegen den zahnartigen Absatz des Oberschnabels gestemmt und durch die untere Lade aufgeknackt. Nun fassen Unterschnabel und Zunge das Korn, und der Zahn des Oberschnabels reibt den Kern heraus, der zwischen beiden Schnabelhälften unter steter Mitwirkung der Zunge vorsichtig zerdrückt und zerrieben wird. Ist dies geschehen, so klemmt ihn die letztere, indem sie sich etwas aufrichtet, zwischen sich und den Zungenbeinapparat in die dort befindliche Querfurche. Nun wird rasch die Zunge zurückgezogen, der Bissen gegen den Gaumen geführt und, indem die Zunge wieder vorschnellt, an der vordersten Querwulst des Gaumens abgestreift, wobei er über die Stimmritze hinweg in den Bereich der Schlundkopfmuskeln gelangt. Während des Zerkleinerns wird das Futter zuweilen mit dem Fuße festgehalten, ein kleineres Stück auch wohl auf den Rücken der Zehen gestützt. Da der Vogel jede Nahrung nur in durchaus zermahlenem und zerfasertem Zustande und überdies in ganz kleinen Stücken hinabschluckt, dauert das Fressen jedesmal sehr lange. Beim Trinken steckt der Ararakakadu den vorderen Teil des Unterschnabels in das Wasser, hebt hierauf den Kopf rasch schief vorwärts nach oben und schöpft sich so förmlich seinen Trank. Rohes Fleisch verzehrt er sehr gern, Reis liebt er nicht besonders, und von dem Mais nimmt er nur den innersten zarten und mehligen Kern heraus. Brot und in noch höherem Grade Obst sind Leckerbissen für ihn."

Die Stimme, die durch die Laute „ira=a" wiedergegeben werden kann, erinnerte Schmidt an das Knarren einer Thür. Wenn der Laut leise hervorgebracht wird, scheint er Behaglichkeit auszudrücken, wenn er laut hervorgestoßen wird, Langweile oder Sehnsucht zu äußern; unter solchen Umständen stößt der Rasmalos die Laute rasch und wiederholt aus. Im Zerstören leistet der riesige Vogel Außerordentliches. „Nicht wenig verwundert habe ich mich", schließt Schmidt seinen trefflichen Bericht, „über die Härte und Kraft, die der Schnabel besitzt. Unser Gefangener hatte sich die Vernichtung seiner Futtergeschirre zur Lieblingsaufgabe erkoren und leistete darin fast Unglaubliches. An zwei Schüsseln von gebranntem und verglastem Thone biß er eines Tages den etwa 6 mm hohen und 15 mm dicken Rand vollständig weg. Am folgenden Tage wurden ihm zwei Porzellangefäße von gleicher Stärke vorgesetzt, doch auch ihre Ränder waren in kürzester Frist bis auf den Boden abgenagt. Nunmehr ließ ich gußeiserne Schmelzpfännchen als Futtergeschirre verwenden. Aber schon nach zwei Stunden hatte der Rasmalos in den Rand des einen Gefäßes eine bis zum Boden hinabreichende Scharte gebrochen. Das Spiel fand erst dadurch ein Ende, daß ich schwere Geschirre aus Schmiedeeisen anfertigen ließ, die er weder zu zerbeißen noch umzustürzen vermochte. Ich muß ausdrücklich bemerken, daß ihn Bedürfnis nach Kalk nicht zu diesen Ausschreitungen nötigte. Denn er berührte weder die zu seinem Verfügen stehende Rückenschulpe des Tintenfisches noch den seinem Schnabel erreichbaren Kalkanwurf der Wand. Leider ging das merkwürdige Tier, nachdem es nur 3 Jahre bei uns gelebt hatte, an Abzehrung ein."

Über die Fortpflanzung des Ararakakadus sind mir keinerlei Mitteilungen bekannt.

*

Als die nächsten Verwandten der geschilderten Art dürfen wir wohl die Rabenkakadus (Calyptorhynchus) betrachten, meist sehr große Arten von Raben= bis

Dohlengröße, die, ihrer langen Flugwerkzeuge halber, noch größer aussehen, als sie thatsächlich sind. Der auffallend kräftige Schnabel ist höher als lang, in einem Halbkreise herab und mit der kurzen Spitze nach innen gekrümmt, der Oberschnabel an der Wurzel breit und stark gewölbt, auf dem Firste scharf gekielt, gegen die Spitze zu seitlich zusammengedrückt, vor ihr mit einer tiefen, sanft gerundeten Ausbuchtung versehen, der Unterschnabel niedriger als der obere, sehr breit, mit auffallend breiter Dillenkante und geraden, an der Spitze hakig in die Höhe gekrümmten Ladenschneiden, der Fuß stark, durch kurze, nackte Läufe und kräftige, mit starken, langen, sichelförmigen Nägeln bewehrte Zehen ausgezeichnet, der Fittich lang und spitzig, in ihm die dritte Schwinge die längste, die Flügelspitze weit vorragend, der Schwanz lang, breit und stark abgerundet, das weiche Gefieder, das meist einen breiten Augenkreis und einen Teil der Zügel freiläßt, aus breiten, am Ende abgerundeten Federn gebildet und am Hinterkopfe zu einer nach hinten gekrümmten, selten hohen Haube verlängert. Im Gegensatze zu den Kakadus ist die vorherrschende Färbung des ausgebildeten Kleides ein stahlglänzendes Schwarz, das meist durch eine rote oder gelbe Schwanzbinde oder einen lebhaft gelben Ohrflecken gehoben wird. Das Kleid des Weibchens und der jungen Vögel unterscheidet sich dadurch von dem des Männchens, daß die Unterseite gelb oder rötlich quer gewellt und die Schwanzbinde quer gebändert und gefleckt ist, Haube, Backen und Oberflügeldecken aber meist punktiert sind.

Als Verbindungsglied der echten Kakadus und der Rabenkakadus darf der Helmkakadu (Calyptorhynchus galeatus, Psittacus galeatus, fimbriatus und phoenicocephalus, Cacatua galeata, Coryodon und Banksianus galeatus, Callocephalon australe und galeatum) bezeichnet werden. Der Vogel, der einem mittelgroßen Kakadu ungefähr gleichkommt, ist dunkel schieferschwarz, licht quer gewellt, weil jede Feder am Ende einen schmalen, hell gräulichweißen Saum trägt; Kopf, Nacken, Backen und Haube prangen in prachtvollem Scharlachrot; die Armschwingen zeigen außen düster erzgrüne Säume; die Unterdeckfedern und die Unterseite der Schwingen und des Schwanzes sind grauschwarz. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel hornweiß, der Fuß schwärzlich. Bei jungen Vögeln, vielleicht auch alten Weibchen, ist das Gefieder dunkel schieferbraungrau, und die Federn der Oberseite sind an der Wurzel und in der Mitte durch eine weißliche Querbinde und einen schmalen, mennigroten Endsaum, die der Unterseite durch undeutliche, aschgraue Endränder, die des Schwanzes und die Schwingen in der Wurzelhälfte durch verwaschene, hellgraue Querbinden gezeichnet, Kopf und Haube fast einfarbig schiefergraubraun.

Über das Freileben des Helmkakadus fehlen zur Zeit noch eingehende Berichte, und auch über das Gefangenleben vermag ich wenig zu sagen, obgleich ich den Vogel mehrfach bei Vogelhändlern und in Tiergärten gesehen habe. Gould berichtet, daß er in den Waldungen an der Südküste Australiens und auf einigen benachbarten Inseln sowie in den nördlichen Teilen von Tasmanien vorkomme, woselbst er die höchsten Bäume bewohne und die Samen verschiedener Gummibäume genieße; Peron fand ihn auf der Kinginsel, und das Museum zu Sydney besitzt ihn von der Moretonbai. Auf unserem Tiermarkte gehört er immer noch zu den Seltenheiten. Haltung und Bewegung, Sitten und Gewohnheiten sind die anderer Kakadus; ich wenigstens habe niemals besondere Unterschiede finden können. Schmidt bezeichnet ihn als einen ernsten, mürrischen Vogel, der sich begnügt, alles freundliche Zureden und Darbieten von Leckerbissen mit kurzen, knarrenden Lauten zu beantworten und höchstens gegen den vorgehaltenen Finger einige wuchtige Schnabelhiebe führt, von welchen der Käfig dröhnt, in der Regel aber steif und gerade auf seiner Stange sitzt und nur schwer und unter Widerstreben in Bewegung versetzt werden kann, auch zum Zahmwerden nicht die mindeste Neigung zeigt. Andere Pfleger, beispielsweise Linden, rühmen seine Zutraulichkeit,

seine erheiternden Bewegungen und die Sanftheit, mit welcher auch von ihm das Wort „Kakadu“ ausgesprochen wird.

Genauer als über den Helmkakadu sind wir über andere Mitglieder seiner Gattung unterrichtet. Als deren bezeichnendster Vertreter darf der **Rabenkakadu** oder **Gering-Gora** der Eingeborenen Australiens (Calyptorhynchus banksi, leachi, temminckii,



Helmkakadu (Calyptorhynchus galeatus). ⅓ natürl. Größe.

cookii und macrorhynchus, Psittacus banksi, magnificus, funereus, cookii und leachi, Cacatua banksi, Banksianus australis) angesehen werden. Er übertrifft alle bisher genannten Kakadus an Größe: seine Gesamtlänge beträgt ungefähr 70, die Fittichlänge 42, die Schwanzlänge 30 cm. Das Gefieder, mit alleiniger Ausnahme der Schwanzfedern, ist beim Männchen glänzend schwarz, grünlich schimmernd, beim Weibchen grünlichschwarz, am Kopfe, an den Halsseiten und auf den Flügeldecken gelb gefleckt, auf der Unterseite blaßgelb gebändert. Ein breites scharlachrotes Band zieht sich bei dem Männchen mitten über den Schwanz, läßt jedoch die beiden mittelsten Schwanzfedern und die Außenfahne der beiden

seitlichen Federn frei. Bei dem Weibchen verlaufen breite gelbe, rotgelb gesprenkelte Bänder in derselben Weise, und auch die unteren Schwanzdeckfedern sind derartig gezeichnet.

Die sieben Arten der Rabenkakadus sind ausschließlich in Australien zu Hause, hier aber auf verschiedene Strecken des Erdteiles verteilt. Gould gibt von ihnen eine ziemlich ausführliche Lebensbeschreibung. Aus dieser ersehen wir, daß sich die verschiedenen Arten im wesentlichen ähneln, und somit dürfte es gerechtfertigt sein, wenn ich hier nicht ausschließlich von Banks Rabenkakadu, sondern von allen Arten überhaupt spreche.

Die Rabenkakadus sind echte Baumvögel, die sich hauptsächlich von dem Samen der Gummi- und anderer Bäume ihres Vaterlandes nähren, gelegentlich aber auch, abweichend von anderen Papageien, fette Maden verzehren. Im Gegensatze zu den übrigen Kakadus halten sie sich nur in kleinen Gesellschaften von 4—8 Stück zusammen, die nur zuweilen, namentlich wenn sie wandern oder streichen, Flüge bilden. Jeder Strich des Erdteiles, von der Nordküste an bis Tasmanien, besitzt seine eigne Art. Der beschriebene Rabenkakadu gehört Neusüdwales an und findet sich hauptsächlich in den Landstrichen zwischen der Moretonbai und Port Phillip. In unmittelbarer Nachbarschaft von Sydney und anderen großen Städten ist er noch heutigestags nicht selten. Sein Flug ist schwerfällig; die Flügel werden schlaff und mit Beschwerde bewegt. Er steigt selten hoch in die Luft, fliegt jedoch demungeachtet zuweilen meilenweit in einem Zuge. Dabei läßt er oft seine Stimme hören, die von der rauhen anderer Kakadus verschieden, d. h. wenig kreischend ist. Andere Arten haben sich durch ihren Ruf die Namen erworben, die ihnen die Australier gegeben haben. Einige lassen im Fluge ein eigentümlich weinerliches Geschrei hören, andere schreien, wenn sie sitzen und fressen, wie unsere Raben. Auf dem Boden bewegen sie sich ziemlich schwerfällig, wie andere Papageien auch, in den Kronen der Bäume dagegen geschickt, obwohl immer langsam.

Über die Begabungen und das geistige Wesen der Vögel teilt Gould wenig mit. Die meisten Arten sind, wahrscheinlich aber bloß infolge der vielfachen Nachstellungen, die sie erleiden, sehr scheu und mißtrauisch. Nur wenn sie fressen, vergessen sie oft ihre Sicherheit. Ihren Gefährten sind sie mit treuer Liebe zugethan. Wenn einer getötet oder verwundet worden ist, verlassen die übrigen nur selten den Hilflosen; sie fliegen vielmehr um ihn herum, setzen sich auf die benachbarten Bäume, schreien kläglich und opfern sich so rückhaltlos auf, daß der Jäger, der sich diese hingebende Anhänglichkeit zu nutze macht, nach und nach den ganzen Flug erlegen kann.

Eigentümlich ist die Art und Weise, wie sich die Rabenkakadus ernähren. Einige Arten haben die Gewohnheit, beim Fressen die kleinen Zweige der dortigen Fruchtbäume abzuschneiden, anscheinend aus Mutwillen, und alle benutzen ihren starken Schnabel, um versteckt lebende Kerbtiere, namentlich Larven, aus dem Holze herauszuarbeiten. Die großen Raupen, die sie von den Gummibäumen ablesen, genügen ihnen nicht immer; sie verfolgen auch, wahrscheinlich durch den Geruch geleitet, die tief im Holze arbeitenden Maden, schälen geschickt die Rinde der Äste ab und nagen erstaunlich große Höhlungen in die Zweige, bis sie auf die gesuchte Beute gelangen. Einige Arten scheinen Kerbtiernahrung jeder anderen Speise vorzuziehen, die anderen halten sich mehr an Sämereien und namentlich an die Samen der Kasuarinen und Banksien. Früchte scheinen sie zu verschmähen; sie üben aber ihren Übermut auch an diesen, indem sie sie abbeißen, noch bevor sie reif sind, zum großen Ärger und Schaden der Einwohner.

Soviel man bis jetzt weiß, brüten die Rabenkakadus ausschließlich in Baumlöchern. Sie erwählen dazu immer die höchsten und unzugänglichsten Bäume, regelmäßig solche, an welchen selbst die Eingeborenen nicht emporklettern können. In der Höhlung bereiten sie sich kein eigentliches Nest, sondern sammeln höchstens die behufs der Ausglättung abgebissenen

Späne am Boden an. Die 2—5 weißen Eier, die sie legen, sind ziemlich groß, 4,5 cm lang und 4 cm dick. Über Brutgeschäft und Erziehung fehlen Berichte.

Außer dem Menschen sollen Raubbeuteltiere und große Raubvögel den Rabenkakadus mit Erfolg nachstellen. Ihr Fleisch wird von den weißen Bewohnern Australiens nicht, von den Eingeborenen dagegen, wie alles Genießbare, welches das arme Land bietet, sehr hoch geschätzt.

Gefangene Rabenkakadus sind seltene Erscheinungen unseres Tiermarktes; sie dauern auch im Käfige meist nur kurze Zeit aus. Der Eindruck, den sie auf den Beobachter machen, ist kein günstiger. Sie sind viel ruhiger und offenbar in jeder Beziehung minder begabt als ihre lichtfarbenen Verwandten. Ihre gewöhnliche Haltung ist eine unschöne, fast wagerechte; nur in tiefster Ruhe richten sie sich auf, sehen aber auch dann noch steif und unbeholfen aus. Ihre hauptsächlichste Beweglichkeit entfalten sie im Gehen auf dem Boden und im Hin- und Herlaufen auf einem Zweige. Wie die meisten australischen Papageien überhaupt gehen sie mit trippelnden Schritten, ziemlich rasch, fast rennend, und führen auf einem Zweige tanzende Bewegungen aus, die den großen dunkeln Vögeln absonderlich genug zu Gesichte stehen. Beim Klettern packen sie langsam und vorsichtig einen Stab ihres Käfigs oder einen Ast mit dem Schnabel, ziehen den schweren Leib anscheinend mühselig in die Höhe, setzen die Füße an und suchen mit dem Schnabel neuen Halt zu gewinnen. An glatten Stäben vermögen sie nicht emporzuklimmen, und wenn sie zum Boden herabkommen wollen, brauchen sie auffallend lange Zeit, gerade als ob sie sich beständig fürchteten, hinabzufallen, rutschen auch in der That unter ersichtlicher Angst oft an den Stäben hernieder. Stellungen, wie sie andere Kakadus mit Behagen einnehmen, sind ihnen fremd; kopfunterst sieht man sie fast nie an einem Zweige hängen. Hält man sie in einem großen Fluggebauer, so erwählen sie sich eine bestimmte Stelle, z. B. einen leicht zu erklimmenden Ast, bleiben, solange sie nicht fressen, dort sitzen und führen höchstens einige tänzelnde Bewegungen aus, wobei sie rasch mit dem Kopfe nicken, ohne jedoch dabei den Ernst ihres ganzen Wesens einen Augenblick zu verleugnen. Eine Lieblingsbeschäftigung von ihnen besteht darin, irgend einen benachbarten Ast zu benagen; aber auch hierbei beschränken sie sich möglichst auf eine Stelle und nehmen nicht, wie andere Papageien, bald nacheinander verschiedene in Angriff. Zum Fliegen entschließen sie sich selbst in einem weiten Fluggebauer nur im größten Notfalle, und wenn sie es wirklich thun, fallen sie in der Regel plump zu Boden herab, weil sie die Entfernungen nicht richtig zu schätzen wissen. Hiermit in gewisser Beziehung scheint es zu stehen, daß sie in heftiger Erregung ihre Flugwerkzeuge nicht lüften, vielmehr sich darauf beschränken, die Gesichtsfedern zu sträuben. Oft lassen sie ihre Stimme vernehmen, gewöhnlich ein lautes und undeutliches, heiser klingendes „Krru“ oder „Grru“, das dem bekannten Rufe des Kranichs ähnelt, jedoch bei weitem leiser ist. Auch vernimmt man dann und wann ein sanftes „Gäeh“, das Behaglichkeit auszudrücken scheint. Sie schlafen länger und gehen früher zur Ruhe als andere Papageien, sind dafür aber während des ganzen Tages munter. Vor dem Schlafengehen schreien sie nicht, wie ihre Verwandten dies bekanntlich stets zu thun pflegen, sind im Gegenteile noch stiller als gewöhnlich, stecken endlich den Kopf zwischen die Schulterfedern und bekümmern sich nun nicht mehr um die Außenwelt.

Mit ihresgleichen vertragen sie sich keineswegs gut, geben sich vielmehr als zänkische Gesellen zu erkennen, sind aber so feige, daß sie sich durch den kleinsten Papagei in die Flucht schlagen lassen. Nähert sich ihnen ein solcher, so schreien sie etwas lauter als sonst, nicken heftig mit dem Kopfe und suchen so schleunig wie möglich zu entfliehen. Bemerkenswert ist ihre Unreinlichkeit: sie putzen ihr Gefieder niemals mit besonderer Sorgfalt, gleichviel, ob sie sich selbst beschmutzt haben oder von anderen beschmutzt worden sind. Ihre Nahrung in der

Gefangenschaft beschränkt sich auf wenige Körnerarten, namentlich Hanf und Hafer. Letzteren lieben sie besonders dann, wenn er geschält wurde. Gekochter Mais behagt ihnen wohl auch, rohen lassen sie liegen, als wären sie nicht im stande, ihn mit ihren ungeheuern Schnäbeln zu zerkleinern. Dagegen fressen sie sehr gern Engerlinge und Schnecken, auch wohl Regenwürmer, erstere und letztere ohne Vorbereitung, die Schnecken, nachdem sie deren Haus zertrümmert und den Inwohner sorglich herausgeschält haben.

*

Die einleitende Schilderung der Unterfamilie bezieht sich im wesentlichen auf die Kakadus im engeren Sinne des Wortes (Plissolophus), große oder mittelgroße, also ungefähr zwischen Krähen- und Dohlengröße schwankende, sehr gedrungen gebaute Papageien. Die Kennzeichen der Gattung, von welcher gegenwärtig etwa 15 Arten unterschieden werden, sind folgende: der sehr kräftige Schnabel ist meist ebenso hoch wie lang, selten höher, seitlich flach gewölbt und sehr deutlich zusammengedrückt, der First bis zur Spitze rundlich abgeflacht, zuweilen durch eine schwache Längsrinne ausgetieft, der Oberschnabel stark im Bogen und mit der Spitze nach innen gekrümmt, vor der meist ansehnlichen, zuweilen weit vorragenden und überhängenden Spitze mit einer tiefen, gerundeten Ausbuchtung versehen, der Unterschnabel niedriger als der obere, an den Seitenteilen flach, an der bogig aufsteigenden Dillenkante breit, am Endteile der sonst glatten Schneidenränder bogig in die Höhe gekrümmt. Der sehr starke Fuß zeichnet sich durch die Kürze des Laufes und die kräftigen, mit sichelförmigen Nägeln bewehrten Zehen aus. Der Fittich, in welchem die dritte oder vierte Schwinge die anderen überragt, ist lang und spitzig, die Flügelspitze meist wenig vorragend, der Schwanz mittelmäßig breit, am Ende gerade, schwach ab- oder sanft ausgerandet, das Gefieder, das einen mehr oder minder breiten Kreis um das Auge freiläßt, aus breiten, am Ende abgerundeten, seidenartig weichen Federn zusammengesetzt und durch die aus den verlängerten Stirn- und Oberkopffedern gebildete, sehr verschiedenartig gebaute Haube ausgezeichnet, seine vorherrschende Färbung weiß, die der Haube dagegen bunt.

Die Gattung umfaßt den Kern der Unterfamilie und diejenigen Arten, welche ihr Gepräge am deutlichsten zur Schau tragen. Ihr Verbreitungsgebiet dehnt sich fast über alle oben angegebenen Länder und Inseln aus, wo überhaupt Kakadus vorkommen; ihre Lebensweise ist die bereits geschilderte.

Der Molukkenkakadu (Plissolophus moluccensis, Plictolophus moluccensis, Psittacus moluccensis, rosaceus und malaccensis, Cacatua moluccensis, rosacea, erythrolophus und rubrocristatus), Golabi-Kakatua der Inder, dürfte als würdigster Vertreter der Gattung allen übrigen vorangestellt werden. Er ist neben einem australischen Verwandten die größte Art und trägt ein weißes, blaß rosenrot überhauchtes Kleid von hoher Schönheit, dem die 17 cm langen, mennigroten, durch weiße gedeckten Federn der Haube zu hohem Schmucke gereichen. Die Wurzelhälfte der Schwingen und des Schwanzes sind unterseits gelblich, der Augenstern ist tief braun, der kleine Augenkreis graublau oder bläulichweiß, der Schnabel wie der Fuß schwarz, grau überpudert, bei frei lebenden pflaumenblau angehaucht. Im Freileben nimmt, laut brieflicher Mitteilung von Rosenbergs, das zarte Rosenrot des Gefieders mit dem Alter so an Tiefe zu, wie man es an gefangenen Vögeln niemals sieht.

Über das Freileben des Molukkenkakadus danke ich der Freundlichkeit von Rosenbergs eingehende Mitteilungen, die meinen Lesern um so willkommener sein dürften, als wir bisher in dieser Beziehung noch nicht das Geringste wußten. „Der Molukkenkakadu“, so schreibt mir der erfahrene Reisende, „bewohnt so gut wie ausschließlich die Insel Ceram.

Nur sehr selten fliegt er einmal auf die zwei ganze Minuten südlicher gelegene Insel Amboina hinüber: ich meinesteils habe ihn hier bloß ein einziges Mal beobachtet und auch erlegt. Auf Amboina und bei den Strandbewohnern Cerams führt er den Namen ‚Katalla‘. In seiner Heimat gehört er zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Hauptsächlich er ist es, der sowohl an der Küste als auch im Inneren, in der Ebene wie im Gebirge den stillen Wald der im allgemeinen an Vögeln nicht reichen Insel belebt. Einen prächtigen Anblick gewährt



Molukkenkakadu (Plissolophus moluccensis). ¼ natürl. Größe.

es, ihn, unstreitig den schönsten seiner Gattung, in seinem Thun und Treiben zu beobachten. Sein Flug ist geräuschvoll, kräftig, führt in gerader Richtung dahin, wird auch zuweilen, namentlich wenn man den Vogel aufgescheucht hatte, mit lautem Geschrei begleitet. Man sieht unseren Kakadu auf dem Boden wie auch in den höchsten Baumkronen und zwar stets beschäftigt, ebenso auch beständig auf seine Sicherheit bedacht. In einsamen Gebirgswäldern ist er allerdings leicht zu beschleichen, in bewohnten Gegenden aber, zumal da, wo er vielfache Nachstellungen erfahren mußte, außerordentlich scheu. Gewöhnlich sieht man ihn paarweise, nach der Brutzeit jedoch ebenso in Flügen, und zu solchen schart

er sich stets, wenn es gilt, ein Fruchtfeld zu plündern. Nach Aussage der Eingeborenen hält das Männchen Zeit seines Lebens treu zum erwählten Weibchen. Getreide, Körner und verschiedene Baumfrüchte bilden die Nahrung.

„Gegen Ende der trockenen Jahreszeit sucht sich das Weibchen eine passende Baumhöhlung, arbeitet diese mehr oder weniger sorgfältig aus und legt auf den zu Boden gefallenen Spänen und Mulmstücken 3—4 glänzend weiße Eier von etwas mehr als 40 mm Länge, die binnen 25 Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen legen schon im Neste das Kleid ihrer Eltern an. Von den eingeborenen Alfuren, die gute Baumsteiger sind, werden die Jungen häufig ausgehoben, gezähmt und dann verkauft. Auf Ceram gilt das Stück 1 holländischen Gulden und weniger, auf Amboina 2—3 Gulden.“

Man darf wohl sagen, daß der gefangene Molukkenkakadu alle Eigenschaften seiner Familie und Gattung insbesondere in sich vereinigt. Er ist ein Prachtvogel, den man um so lieber gewinnt, je länger man mit ihm verkehrt. Fast immer gelangt er bereits gezähmt in unseren Besitz, und wenn er auch etwas unwirsch ankommen sollte, so fügt er sich, dank seiner außerordentlichen Klugheit, doch bald in seine veränderte Lage und erkennt ihm gespendete Freundlichkeiten ungemein dankbar an, belohnt sie auch mit hingebender Zärtlichkeit. Aber er ist ein geistig lebhafter, reger und infolgedessen sehr beweglicher Vogel. „Selbst wenn er ruhig auf seiner Sitzstange sitzt“, bemerkt Linden mit vollstem Rechte, „beweist er wenigstens durch Erheben und Senken seiner prachtvollen Haube, daß er alles beobachtet, was um ihn vorgeht, und wenn er irgendwie in Aufregung gerät, erhebt er nicht bloß die lang herabfallenden Federn der Haube, sondern sträubt zugleich die des Halses, Nackens und der Brust, die dann wie ein großer Kragen von ihm abstehen, breitet die Flügel zur Hälfte und den Schwanz, bis er als Fächer erscheint, und gewährt so einen geradezu prachtvollen Anblick. Die roten Haubenfedern gleichen leuchtenden Flammen, die Federn rund um den Unterschnabel werden zu einem Barte, und die gelüfteten Flugwerkzeuge tragen dazu bei, den ganzen Vogel als ein Bild selbstbewußter Stärke erscheinen zu lassen. Steigert sich seine Aufregung, so bewegt er sich auf das lebhafteste, ohne das gesträubte Gefieder zu glätten, und wenn er sich dann in einem weiten Käfige oder einem größeren Flugraume befindet, schwingt er sich auf seiner Sitzstange hin und her und entfaltet dabei nicht nur seine vollste Schönheit, sondern auch alle Kunstfertigkeit eines vollendeten Turners. Mein Molukkenkakadu ist ein ebenso prachtvoller wie anmutiger, ebenso stolzer wie zärtlicher Vogel und unzweifelhaft seiner Schönheit sich bewußt. Sein Geschrei ist niemals so durchdringend wie bei Gelbwangen- oder Inka-Kakadus, nach meinem Dafürhalten eher wohllautend, seine Begabung zum Sprechen nicht geringer als bei jeder anderen Art. Sehr herzlich weiß er eine Anrede zu erwidern, und wenn ich ihm die Thüre öffne und ihm seinen Kopf und Flügel streichele, legt er sein Gesicht an das meinige und spricht in sanftestem Tone: ‚Kakadu, guter Papagei, gelt ein guter, guter.‘ Wäre ich ein geduldigerer Lehrmeister, es würde nicht schwer halten, ihm viel mehr beizubringen. Eine rasche Bewegung, ungewohntes Geräusch oder plötzlicher Anblick eines fremdartigen Gegenstandes erschreckt ihn oft heftig, doch ermannt er sich bald wieder und gewöhnt sich rasch an Neues. Gegen andere Kakadus ist er niemals abstoßend, aber auch nicht zu freundlich. Dagegen sitzt er auf seiner geöffneten Käfigthür gern einige Zeit neben einem blaustirnigen Amazonenpapagei, den er zwar oft liebkost und schnäbelt, aber noch öfter in verschiedenster Weise zu necken sucht, ohne jemals seine Überlegenheit geltend zu machen. Es ist Mutwille, den er an dem Verwandten auslassen will, und er läßt davon sogleich ab, wenn es dem Spielkameraden zu bunt wird. Gern würde ich ihm besagten Amazonenpapagei als immerwährenden Spielgenossen lassen, aber die Amazone lebt in einem sehr innigen Verhältnisse mit einer kleinen Arara, die so eifersüchtig ist, daß ich beide unmöglich trennen kann.



INKA-KAKADU.



„An die Nahrung stellt der Molukkenkakadu nicht mehr Ansprüche als irgend ein anderer seiner Verwandtschaft. Dagegen verlangt er, wie es scheint, öfter als diese ein Bad und nutzt daher seinen großen Wassernapf in der ausgiebigsten Weise aus. Sein Behagen am Bade gipfelt, wenn er sich nach Herzenslust im Wasser herumwälzen kann. Auch ein reichlicher Guß, der ihn von oben herab trifft, gefällt ihm wohl. Erst wenn er pudelnaß geworden ist, verläßt er seine Badewanne, und dann thut man wohl, sich in einige Entfernung von ihm zurückzuziehen, bis er sich genügend geschüttelt hat.“

Unter den australischen Arten tritt der Inka-Kakadu, der Jakkul der Eingeborenen Australiens (Plissolophus leadbeateri und erythropterus, Cacatua und Lophochroa leadbeateri), durch seine Schönheit besonders hervor. Sein weißes Gefieder ist am Vorderkopfe, an der Stirn und den Halsseiten, auf der Mitte und Unterseite der Flügel, der Bauchmitte und auf dem Wurzelteile der Innenfahne der Schwanzfedern rosa- und unter den Flügeln schön lachsrot. Prächtig ist die Haube. Die einzelnen Federn sind hochrot an der Wurzel, gelb gefleckt in der Mitte und weiß zugespitzt am Ende. Bei niedergelegter Haube sieht man nur die weißen Spitzen; sowie aber der Vogel seinen Schopf aufrichtet, tritt das brennende Rot leuchtend hervor, und die gelben Mittelflecken vereinigen sich dann zu einem Bande, durch welches die Haube nur noch schöner wird. Der Augenring ist lichtbraun, der Schnabel licht hornfarbig, der Fuß dunkelbraun. Das Weibchen unterscheidet sich durch weniger lebhafte Färbung der Unterseite und kleinere gelbe Flecken in den Federn der Haube. In der Größe steht der Inka-Kakadu hinter dem Molukkenkakadu zurück, ist namentlich schlanker gebaut.

Nach Gould ist dieser Prachtvogel weit über den Südosten Australiens verbreitet, hält sich aber vorzugsweise an die hohen Gummibäume und an das Buschholz, das im Inneren des Landes die Ufer der Flüsse bekleidet, und läßt sich niemals in der Nähe des Strandes sehen.

An den Ufern des Darling und Murray soll er häufig sein, an der Nord- und Nordwestküste Australiens dagegen fehlen. Zur Brutzeit erscheint er alljährlich an bestimmten Plätzen und zwar in großer Menge. Die eintönigen Wälder des Inneren belebt er in der angenehmsten Weise. Seine Stimme ist mehr klagend als die seiner Verwandten und hat nicht den rauhen Ausdruck wie die der anderen. Die Pracht des Vogels reißt jeden, welcher ihn sieht, zum Entzücken hin.

Der Inka-Kakadu ziert die reichste Papageiensammlung und erfreut jedermann ebensowohl durch seine anmutige Farbenpracht wie durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens. Die Gefangenschaft verträgt er ebensogut wie irgend ein anderer seiner Familie; einzelne Liebhaber wollen beobachtet haben, daß er noch sanfter und gutmütiger wäre.

*

Zwei Kakadu-Arten unterscheiden sich von den übrigen durch ihren sehr gestreckten Schnabel, dessen Oberteil ungewöhnlich verlängert ist, und dürfen daher als Vertreter einer besonderen Gattung, der Nasenkakadus (Licmetis), aufgefaßt werden. Sie halten sich mehr auf der Erde auf als andere Kakadus.

Der Nasenkakadu (Licmetis nasicus, nasica und tenuirostris, Plictolophus nasica, Psittacus nasicus und tenuirostris, Cacatua nasica und tenuirostris) zeigt die vorherrschende Färbung der echten Kakadus und wenigstens eine kleine, aufrichtbare Federholle am Vorderkopfe. Seine Länge beträgt 45, die Fittichlänge 27, die Schwanzlänge 11 cm; die Breite finde ich nicht angegeben. Der Schnabel mißt längs des Firstes gegen 5 cm.

Beide Geschlechter sind gleichgefärbt. Das Gesamtgefieder ist weiß, die Schwingen sind unterseits auf der Innenfahne blaß, die Steuerfedern ebenda lebhafter schwefelgelb. Alle Federn des Kopfes und Halses bis zur Oberbrust sind wie die Daunen zinnoberrot am Grunde, weiß an der Spitze. Ein Band über die Stirn, das bis zum Unterschnabel herabreicht und über das Auge hin brauenartig verläuft, zeigt dieselbe Färbung, und ebenso kommt das Rot auf der Brust in einem Querbande zum Vorschein. Das dunkelbraune Auge wird von einer nackten schieferblauen Stelle umgeben, die ihrerseits oben durch die erwähnte rote Braue, hinten und unten aber durch einen, wie Stirnband und Augenbraue aus strahligen Federn bestehenden, rotgelben Federkranz eingefaßt ist. Der Schnabel ist licht horngelb, der Fuß aschgrau. Sämtliche Federn der Wangengegend können gesträubt werden.

Die zweite Art der Gattung ist der Wühlerkakadu (Licmetis pastinator), der auf Westaustralien beschränkt ist, während der Nasenkakadu Südaustralien bewohnt. Hier bevorzugt er das Innere vor der Nachbarschaft der Küste. Auch er sammelt sich in großen Flügen, die des Nachts und in den Mittagsstunden auf den hohen Waldbäumen verweilen, sonst sich aber viel auf dem Boden umhertreiben, indem sie hüpfend, jedoch ziemlich langsam, umherlaufen. Der Flug dagegen ist reißend schnell, viel leichter und besser als der anderer Kakadus. Die Nahrung besteht allerdings auch noch in Körnern und Sämereien, vorzugsweise aber doch in Knollen und Zwiebeln verschiedener Pflanzen, namentlich auch der Orchideen, zu deren Ausgrabung der Vogel seinen langen und so sonderbar gestalteten Schnabel vortrefflich zu benutzen versteht. Die 2 weißen Eier werden meist auf einem Lager faulen Holzes im Boden einer Baumhöhlung der großen Gummibäume gelegt.

Der Nasenkakadu erträgt die Gefangenschaft ohne Beschwerde. In Europa ist er namentlich in der letzten Zeit häufiger eingeführt worden als früher; demungeachtet gehört er nirgends zu den häufigen Vögeln in den Sammlungen. Schon Gould bemerkt, daß der gefangene Nasenkakadu mürrischer und reizbarer sei als andere Verwandte; ich muß mich dieser Ansicht anschließen. Der Vogel gewöhnt sich in der Regel schwer an seinen Pfleger, tritt diesem anfänglich oft recht unwirsch entgegen, weist versuchte Liebkosungen thatkräftig zurück, gestattet weder Berührungen noch anderweitige Annäherung und läßt sich durch alles Ungewohnte erregen, selbst zu hell loderndem Zorne reizen. Er sträubt dann die kleine, hufeisenförmig gestaltete Federholle auf der Stirn, so daß der prächtige rote Federgrund hier ganz vors Auge tritt, nickt wiederholt und heftig mit dem Kopfe, bewegt kauend den Schnabel und kreischt endlich wütend auf. Durch die von ihm gelernten und gesprochenen Worte klingt ebenfalls das Kreischen durch; sie werden ganz anders betont als bei seinen Verwandten. Diese sprechen bekanntlich sehr sanft und zusammenhängend; der Nasenkakadu dagegen stößt die Silben kreischend hervor, spricht aber gleichwohl oft sehr deutlich.

Auffallend ist die Leichtigkeit, mit welcher unser Papagei seinen Schnabel nach allen Richtungen hin bewegen kann. Kein anderer besitzt in den beiden Kiefern ähnliche Gelenkigkeit und Biegsamkeit. Der Schnabel des Nasenkakadus ist eine natürliche Greifzange

Zur Rechtfertigung des Nasenkakadus muß ich Vorstehendem hinzufügen, daß auch er gelehrig ist und sehr zahm werden kann. Ein Freund von mir kannte einen unserer Vögel, der nicht nur viele Worte und Sätze zu sprechen wußte, sondern sie auch verständig gebrauchte; im Tiergarten zu Antwerpen lebte ein zweiter, der zum allgemeinen Liebling der Besucher geworden war, weil er sich förmlich mit diesen unterhielt. Seine Bekannten grüßte er regelmäßig, wenn er sie von ferne erblickte. Ein dritter derartiger Vogel, den fast jeder Bewohner Frankfurts kennt, lebt im dortigen Tiergarten.

*



NESTORPAPAGEI.

Das an eigenartigen Vögeln so reiche Neuseeland beherbergt eine in hohem Grade bemerkenswerte Vogelgattung, die der Nestorkakadus (Nestor). Von den sechs Arten, die man kennt, sind bereits zwei gänzlich ausgerottet worden, die eine wohl schon im Anfange unseres Jahrhunderts, die zweite kaum vor dessen Mitte; die vier übrigen beleben jedoch die Waldungen beider Hauptinseln noch in so erfreulicher Menge, daß ihr Fortbestand auf viele Jahrzehnte hinaus gesichert erscheint.

Die Nestorkakadus, sehr kräftig und gedrungen gebaute Papageien von Dohlen- bis Rabengröße, kennzeichnen sich durch ihren starken, langen, seitlich zusammengedrückten Schnabel, dessen oberer Teil auf dem schmalen, abgerundeten Firste eine seichte, bis gegen das Spitzendrittel hin verlaufende Längsrinne und an der Seite einen sanft gerundeten Leistenvorsprung zeigt, mit der Spitze in flachem Bogen nach unten gekrümmt, in eine lange, weit vorragende Spitze ausgezogen und vor dieser mit schwachem Zahnvorsprunge ausgerüstet ist, dagegen der Feilkerben ermangelt, und dessen unterer Teil eine breitflächige, ebene Dillenkante und glatte Schneiden ohne Ausbuchtung besitzt, ferner durch kräftige, ziemlich langläufige und langzehige, mit derben, stark gekrümmten Nägeln bewehrte Füße, lange und spitzige, zusammengelegt weit über die oberen Schwanzdecken herabreichende Fittiche mit mäßig langer Flügelspitze, unter deren Schwingen die dritte und vierte die längsten sind, mittellangen, geraden, nur am Ende etwas verkürzten, aus breiten, an der Spitze klammerförmigen Federn zusammengesetzten Schwanz und reiches, breitfederiges, düster olivenbraun oder grün, im Nacken und am Bauche lebhafter gefärbtes Federkleid, das nach dem Geschlechte nicht verschieden ist. Die Zunge ist, laut Potts, dick, auf der Oberseite abgeflacht, auf der Unterseite gerundet und hier mit einer Reihe kurzer, steifer, bürstenartiger Warzen versehen, die zur Zunge eine ähnliche Stellung einnehmen wie der Rand des Nagels zum menschlichen Finger.

Während die beiden untergegangenen Nestorarten kleine Inseln bewohnten und hier mit der Besiedelung durch Europäer ihrem Schicksale anheimfielen, hausen die übrigen noch lebenden in den großen Waldungen des Inneren, insbesondere in den schwer zugänglichen Gebirgen, und zwar, je nach den Arten, in den Waldungen des mittleren Gürtels und in denen, welche die obere Holzgrenze bilden, bevölkern somit die verschiedensten Höhengürtel der Eilande vom Meeresspiegel an bis zu reichlich 2000 m Höhe. Bis in die neuere Zeit waren wir über die Lebensweise keiner einzigen Art unterrichtet; gegenwärtig liegen treffliche Beobachtungen vor, unter welchen die von Potts und Buller herrührenden an erster Stelle genannt zu werden verdienen, so daß wir uns jetzt rühmen dürfen, besagte Papageien genauer zu kennen als so viele andere, seit Jahrhunderten gezähmte.

Als der am besten bekannte Vertreter der Gattung darf der Kaka der Maoris (Nestor meridionalis, australis, novae-zealandiae und hypopolius, Psittacus meridionalis, nestor, australis und hypopolius, Centrourus australis) angesehen werden. Seine Länge beträgt 47, die Breite 83, die Fittichlänge 28, die Schwanzlänge 18 cm. Das außerordentlich abändernde Gefieder ist in der Regel auf Stirn, Ober- und Hinterkopf nebst den Zügeln weißlichgrau, auf den Kopf- und Halsseiten, dem Nacken, am Kinne, der Kehle, dem Kropfe und der Oberbrust dunkel umberbraun, in der Ohrgegend ockergelb, auf den unteren Backen und an der Kehle, woselbst die Federn sich zuspitzen, düster purpurrotbraun, am Hinterhalse, dessen Federn ein weißes Querband bilden, am Bürzel, den oberen Schwanzdecken und den noch nicht erwähnten Unterteilen dunkel purpurrotbraun, jede Feder an der Wurzel braun, am Ende deutlich purpurrot, die Federn des Hinterhalses schmal orangebräunlich gesäumt. Rücken, Mantel und obere Flügeldeckfedern haben olivenbraune, ins Grüne scheinende Färbung und sind am Ende deutlich schwarz, die mittelsten Flügeldecken aber purpurbraun

gesäumt; die dunkelbraunen, in der Wurzelhälfte der Außenfahne grün scheinenden Handschwingen zeigen auf der Innenfahne 5—6 spitz zulaufende, blaß zinnoberrote Randflecken, ihre Deckfedern und die Armschwingen sind heller olivenbraun, letztere innen ebenfalls mit 5 roten Randflecken gezeichnet, ihre Deckfedern dunkelbraun, außen deutlich dunkelgrün, die Achselfedern und die kleinen Unterflügeldeckfedern düster zinnoberrot mit verwaschenen braunen Querstreifen, die mittleren Unterflügeldeckfedern mattbraun, mit breiten, blaßroten Randflecken, die Schwanzfedern dunkel olivenbraun, gegen das Ende zu schwarz, unterseits, in der Wurzelhälfte, auf der Innenfahne und an einem schwarzen Endrande glänzend rötlichbraun, mit 6 zinnoberroten Randflecken in der Wurzelhälfte der Innenfahne. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel dunkel bläulichgrau, der Unterschnabel an der Wurzel zuweilen gelblichbraun, der Fuß blaugrau. Männchen und Weibchen tragen dasselbe Kleid, junge Vögel ein den Alten sehr ähnliches, nur minder lebhaftes, weil die schwarzen Endsäume der Federn sehr undeutlich und die roten Randflecken auf der Innenfahne der Schwanzfedern klein und rundlich sind.

Der Kea der Eingeborenen oder **Gebirgspapagei** der Ansiedler (Nestor notabilis) ist größer als der beschriebene Verwandte, volle 50 cm lang; der Fittich mißt 32, der Schwanz 20 cm. Im Gefieder herrscht Olivengrün vor. Jede Feder zeigt an der Spitze einen halbmondförmigen braunen Flecken und einen schmalen braunen Schaftstrich; die Federn des Hinterrückens und die oberen Schwanzdecken sind am Ende schön scharlachrot verwaschen, die Handschwingen und deren Deckfedern braun, an der Wurzel außen grünlichblau gerandet, sie und die Armschwingen immer mit breiten, sägezahnförmigen, lebhaft gelben, namentlich unten ersichtlichen Flecken gezeichnet, die von unten an gesehen drei und zwei Bänder bilden, die Schwanzfedern matt grün, die seitlichen an der Innenfahne braun und mit orangegelben, sägezahnförmigen Flecken gezeichnet, die drei deutlich hervortretende Bänder herstellen, die Achsel- und Unterflügeldeckfedern scharlachrot mit brauner Endspitze. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel gelblichbraun, der Fuß gelblich ölfarben.

Das Wohngebiet des Kakas erstreckt sich über einen großen Teil der westlichen Alpen, von dem Fuße des Gebirges an bis zur Grenze der hochstämmigen Waldungen hinauf; das des Keas dagegen beschränkt sich auf einen zwischen 1500 und 2000 m Höhe gelegenen Gürtel der südlichen Alpen, von wo er nur während strenger Winter in die Tiefe hinabgetrieben wird. Jener hat sich da, wo der Ansiedler vordringt, bereits in die wenig betretenen Wälder zurückgezogen und ist in vielen Gegenden, woselbst er vormals sehr häufig war, schon recht selten geworden, erscheint aber auch hier noch oft in zahlreichen Schwärmen und tritt im Inneren der Waldungen noch ebenso häufig auf wie je; das Leben des Keas hat der Mensch bis jetzt noch nicht beeinflussen können. Sein Wohngebiet liegt in einem Höhengürtel, der nur von einzelnen goldgrabenden Abenteurern und jagenden Forschern besucht wird. Wilde Gebirge, wasserreiche, tiefe, schnell fließende und rauschende Flüsse hemmen hier den Fuß des Wanderers und gewähren dem Vogel noch vollste Sicherheit, zerrissene Felsen mit unersteiglichen Wänden voller Höhlen und Spalten bieten ihm geeignete Ruhe- und Nistplätze und die reichen Matten, deren zwerghafte Pflanzenwelt allsommerlich in reichstem Blütenschmucke prankt, Nahrung in Hülle und Fülle. Vielleicht teilt einzig und allein der neuseeländische Edelfalke (Falco zealandiae) mit ihm das wilde Gebiet, das seinen Lebensbedürfnissen so vollständig entspricht und außer dem eben genannten Feinde nur noch einem zweiten, vielleicht aber dem schlimmsten, einem strengen Winter, Einlaß gewährt. Unter solchen Umständen freilich, wenn der ganze Kamm des Gebirges bis tief abwärts unter Schnee begraben liegt und kaum wiederzuerkennen ist, sieht er sich genötigt,

seine sicheren Felsen zu verlassen und in die Tiefe hinabzusteigen, um hier in den Waldungen Nahrung zu finden.

Wie der Kea, unternimmt auch der Kaka zu bestimmten Zeiten des Jahres mehr oder minder regelmäßige Wanderungen. Die Ursachen werden dieselben sein, obgleich die Notwendigkeit des Wanderns bei diesem Vogel nicht so klar vorliegt wie bei jenem. Vielleicht gelangt auch Wanderlust im eigentlichen Sinne des Wortes bei ihm zur Geltung. Während des Sommers fesselt ihn seine Brut und deren Erziehung an einen bestimmten Ort; sobald aber die Jungen selbständig geworden sind und der elterlichen Führung und Leitung nicht mehr bedürfen, macht er sich auf, um das Land auf weithin zu durchstreifen. Dann sieht man ihn zuweilen in den Waldungen in sehr zahlreichen Gesellschaften, die, durch reichliche Nahrung angelockt, allgemach sich zusammengefunden haben. Denn die Wanderer selbst reisen nicht in Gesellschaften von erheblicher Stärke, sondern, nach Potts' Beobachtungen, einzeln, zu zwei oder drei, höchstens zu sechs oder acht. Sie versäumen aber nie, ihren Lockruf von Zeit zu Zeit hören zu lassen, offenbar um sich zu vergewissern, ob schon andere ihrer Art desselben Weges gezogen sind oder sich an einer Stelle versammelt haben. Wird ihnen Antwort, so senken sie sich aus der Höhe herab, die sie bis dahin innehielten, indem sie gemessenen, langsamen, anscheinend mühseligen Fluges ihres Weges dahinzogen und von Zeit zu Zeit, gleichsam ermüdet, auf den dürren Ästen eines weite Umschau gewährenden Baumes sich niederließen. Wer die Vögel nur auf ihrem Zuge beobachtet, bekommt schwerlich eine Vorstellung von der Leichtigkeit und Gewandtheit, die sie sonst bekunden. Oft, zumal bei hellem Sonnenschein, sieht man, laut Potts, in den Waldungen, wo sie ihren Sommeraufenthalt genommen haben, Gesellschaften von ihnen unter lautem Schreien und Schwatzen sich erheben, emporschweben, weite Kreise beschreiben und durch allerhand Flugkünste sich unterhalten; denn daß diese Flugübungen zur gegenseitigen Unterhaltung geschehen, erfährt man, wenn man wahrnimmt, wie einer, vielleicht der heiterste der Vögel, plötzlich mit eingezogenen Schwingen fast senkrecht hinunterstürzt und die übrigen seinen Fall mit lauten Rufen begleiten. Der Kaka ist ein vollendeter Baum-, der Kea ein ebenso entschiedener Erdvogel. Jener bewegt sich auf dem Grunde so schwerfällig wie die meisten übrigen Papageien, nach Art der Raben, jedoch viel tölpelhafter hüpfend, ist dagegen in den Bäumen vollständig zu Hause, klettert mit bewunderungswürdiger Gewandtheit auf- und abwärts und tänzelt mit überraschender Fertigkeit längs der Zweige auf und nieder; der Kea hingegen läuft mit der Schnelligkeit der australischen Grassittiche oder Nasenkakadus auf dem Boden umher und kann kaum noch ein Baumvogel genannt werden.

Mit den meisten Papageien teilen die beiden Nestorarten einen ausgesprochenen Hang zur Geselligkeit. Nicht allein die Gatten eines Paares, sondern auch die Artgenossen halten auf das treueste zusammen. Der Jäger, der die Waldungen durchstreift und nur hin und wieder einen einzelnen Kaka zu Gesicht bekommt, erfährt zu seiner nicht geringen Überraschung, daß sie von allen Seiten herbeieilen, wenn er einen von ihnen verwundet und dieser einen Angstschrei ausstößt. Der bis dahin stille Wald hallt jetzt plötzlich wider von dem vereinigten Schreien der zur Stelle kommenden Vögel, und das lebhafteste Gebärdenspiel verrät, welch innigen Anteil sie an dem Schicksale ihres Gefährten nehmen. Abgesehen von derartigen Veranlassungen ist während des Sommers ihr Thun und Treiben wenig auffallend. Während der heißen Stunden des Tages halten sie sich verborgen und still, und erst mit Beginn der Kühle kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, ebenso wie sie am Morgen mit dem ersten Tagesgrauen ihre Stimme vernehmen lassen und bei Mondlicht, oft längere Zeit nach Sonnenuntergang noch, in Bewegung und Thätigkeit gesehen werden. So still sie waren, während sie ruhten, so laut gellt jetzt ihr eigentümlicher Schrei, ein Klangbild ihrer einheimischen Namen, durch den Wald. Man sieht sie nunmehr in vollster

Beschäftigung frei auf den höchsten Zweigen sitzen, an den dünneren oder an Ranken umherklettern und ihren kräftigen Schnabel hier und dort einsetzen, um ein Stück Rinde loszuschälen, ein Loch zu erweitern, Mulm zu durchwühlen, Beeren zu pflücken oder sonstige Arbeiten zu gunsten des verlangenden Magens oder aus Lust am Arbeiten und Zerstören auszuführen. Die Aufnahme des Futters beansprucht ihre Thätigkeit in vollstem Maße. Sie sind Allesfresser im ausgedehntesten Sinne des Wortes. Während der Brutzeit nähren sie sich, dem Baue ihrer Zunge entsprechend, allerdings vorwiegend von Pflanzenhonig; außerdem aber genießen sie fast alle Beeren und Früchte, welche in den Waldungen wachsen, überfallen selbst größere Tiere und gehen im ärgsten Notfalle sogar Aas an. Ihr sehr kräftiger Schnabel erleichtert ihnen die Arbeiten im morschen Holze, und wenn sie hier einmal Jagdbeute gewittert haben, lassen sie es sich nicht verdrießen, tiefe Löcher in die Baumstämme zu nagen. Potts hebt den Nutzen ihrer Thätigkeit für die Waldungen Neuseelands, denen Spechte bekanntlich fehlen, vielleicht mehr als gebührend hervor und scheint geneigt zu sein, sie den Waldhütern beizuzählen, bemerkt auch, daß sie durch ihre Liebhaberei für Pflanzenhonig insofern noch anderweitigen Nutzen stiften, als sie zur Befruchtung der Blüten beitragen helfen. In Wirklichkeit dürften ihre Verdienste wohl nicht so hoch angeschlagen werden, als dies nach Vorstehendem scheinen will. Auch wissen andere Beobachter von mancherlei Unthaten zu erzählen, die sie sich zu schulden kommen lassen. Potts bezweifelt, daß sie jemals einen in Blüte stehenden, gesunden Baum angreifen sollten, während Buchanan einen Kaka ertappte, als er die Rinde von einem in vollem Safte stehenden Baume abschälte, in der Absicht, den ausfließenden Saft aufzusaugen.

Noch Schlimmeres berichtet man vom Kea. Man bemerkte, daß die Schafherden im Gebirge ohne erklärliche Ursache von einer eigentümlichen, bis dahin unbekannten Krankheit heimgesucht wurden, indem auf verschiedenen Stellen ihres Felles handgroße Wunden entstanden, die bis auf die Muskellage in die Tiefe reichten, durch das ausfließende Blut die Wolle verbarben und nicht selten den Tod im Gefolge hatten. Zuletzt beobachtete ein Schäfer, daß diese Wunden durch die Gebirgspapageien verursacht wurden. Einer der Vögel setzte sich auf das erkorene Schaf und fraß ihm, ohne daß das dumme Tier sich von seinem Peiniger befreien konnte, ein Loch in den Leib. Nachdem die Hirten auf den Übelthäter aufmerksam geworden waren, wurden sie, wenn sie im hohen Gebirge weideten, wiederholt Zeugen derartiger Angriffe. Einzeln oder in Trupps erschienen die Keas, setzten sich auf den Rücken eines Schafes, rupften die Wolle aus, brachten dem Tiere eine Wunde bei und ängstigten es so lange, bis es die Herde verließ. Nunmehr verfolgten und quälten sie es durch fortwährende Angriffe, bis es vollständig verwirrt wurde. Wenn es sich endlich, gänzlich erschöpft, niederlegte und seinen Rücken soviel wie möglich vor den Vögeln zu schützen suchte, fraßen diese ihm auf der Seite andere Löcher in den Leib und führten so oft den Tod herbei. Solche Angriffe geschehen vorzugsweise in einem zwischen 1600 und 1800 m Höhe gelegenen Gürtel des Gebirges und besonders während des Winters, werden auch bloß von einzelnen Übelthätern ausgeführt; an anderen, ebenso hoch gelegenen Stellen des Gebirges, wo der Kea häufig ist, kam Ähnliches nicht vor. Später hat der Kea, wie Potts mitteilt, glücklich ausgekundschaftet, daß in der Nähe der Ansiedelungen auch eine zugängliche Fleischniederlage sich zu befinden pflegt. In gerechter Würdigung einer so vorzüglichen Einrichtung, die im Notfalle ausgezeichnete Gelegenheit bietet, sich mit Fleisch zu versorgen, beeifert sich jetzt der Kea, diese Speicher auszunutzen. Aus diesem Grunde erscheint er ebenso regelmäßig in der Nähe der Schafschlächtereien, um dort den Abfall, insbesondere die Köpfe der geschlachteten Schafe aufzufressen, soweit er dies im stande ist. Die Vorräte von Rind- und Schaffleisch mindern sich, dank der Gefräßigkeit des Vogels, in gleicher Weise, und nicht einmal die trocknenden Schaffelle bleiben verschont. Für gewöhnlich

muß er sich allerdings mit Aas begnügen. In der Regel erscheinen die Diebe während der Nacht, und gewöhnlich unternehmen sie gemeinschaftliche Raubzüge; wenigstens ist es nichts Seltenes, eine Schar der lärmenden Gesellen gleichzeitig auf dem Giebel einer Hütte zu sehen.

Julius von Haast bezeichnet den Kea als einen höchst neugierigen Vogel, der nicht unterlassen kann, jeden ihm in den Weg kommenden Gegenstand auf das genaueste zu untersuchen. Bei einem seiner Forschergänge im Gebirge hatte er mit schwerer Mühe ein Bündel wertvoller Alpenpflanzen gesammelt und einstweilen auf einem Felsenvorsprunge niedergelegt. Während seiner kurzen Abwesenheit hatte einer der Vögel dieses Kräuterbündel ausgekundschaftet und seine Teilnahme für die Pflanzenkunde insofern bethätigt, als er den ganzen Pack auf Nimmerwiedersehen über den Felsen hinab zu werfen bestrebt gewesen war. Bei einer anderen Gelegenheit wurde ein Schäfer nicht wenig überrascht, als er nach zweitägiger Abwesenheit in seine wohlverschlossene Hütte zurückkehrte und in ihr absonderlichen Lärm vernahm. Dieser rührte von einem Kea her, der durch den Schornstein Eingang gefunden und in Abwesenheit des rechtmäßigen Besitzers sich damit beschäftigt hatte, seinen kräftigen Schnabel an allen Gegenständen des Inneren zu erproben. Kleider, Betten, Tücher und was sonst noch diesem Schnabel nicht widerstand, war zerrissen und zerfetzt, Pfannen, Töpfe und Teller umgeworfen, überhaupt jeder nicht niet- und nagelfeste Gegenstand verrückt oder zerbrochen, selbst der Fensterrahmen nicht verschont geblieben.

Gegen die Brutzeit hin bekunden die Nestorkakadus die übliche Zärtlichkeit und gegenseitige Hingebung. Das Paar, das sich vereinigte, bleibt stets zusammen, und wenn der eine von einem Baume zum anderen fliegt, folgt ihm der aufmerksame Gatte sofort nach. Nunmehr handelt es sich darum, eine passende Niststelle auszufinden oder eine solche zu bereiten. Beide untersuchen die Bäume, deren Inneres hohl, vermorscht und vermulmt ist und wenigstens an einer Stelle durch eine kleinere oder größere Öffnung mit der Außenwelt in Verbindung steht. Diese Eingangsröhre wird zunächst erweitert oder geglättet, und man sieht das Paar mit dieser Arbeit eifrigst beschäftigt. Doch bemerkt man auch, daß es sehr wählerisch verfährt und nicht selten einen bereits fast vollendeten Nistraum wieder verläßt, um einen noch geeigneter scheinenden anzunehmen und auszuarbeiten. Eine Nisthöhlung, in welcher Buller am 23. Dezember zwei, etwa 10 Tage alte Junge entdeckte, befand sich nur 1 m über dem Boden und bestand aus einem Eingangsloche von 60 cm Länge und 35 cm Durchmesser, das in einen Brutraum von etwa 40 cm Durchmesser führte. Die Wände der Höhlung waren geglättet und der Boden mit einer dicken Lage von Mulm und einigen Rindenbruchstücken bedeckt, die von den Vögeln offenbar in das Innere gebracht sein mußten. Ebenso werden aber auch Hohlräume zwischen dem Gewurzel eines Baumes oder geeignete Klüfte im Gefelse von dem Kaka als Bruthöhlungen benutzt. Die 4 rein weißen Eier, deren größter Durchmesser 4 und deren kleinster 3 cm beträgt, werden Anfang November gelegt, mit Hingebung bebrütet und die Jungen, die man um Weihnachten findet, von beiden Eltern aufgefüttert. Als ein Beispiel der selbstvergessenden Zärtlichkeit der Alten ihren Jungen gegenüber erwähnt Potts, daß er nach einem Waldbrande einen der alten Vögel tot im Eingange der Nesthöhlung fand, offenbar weil er sich nicht hatte entschließen können, die im Inneren des Baumes liegenden hilflosen Jungen zu verlassen. Die Eingeborenen, die Junge oft aus dem Neste nehmen, versichern, daß zuweilen zwei Weibchen einem Männchen sich anpaaren, und die Thatsache, daß man während der Brutzeit nicht selten drei Vögel gesellt findet, scheint diese Angabe einigermaßen zu bestätigen.

Mit der Brut und Aufzucht der Jungen vergeht fast der ganze Sommer, und erst gegen den Herbst, unser Frühjahr, hin gestaltet sich das Leben des Vogels sorgenlos. Infolge reichlicher Nahrung wird er bald ungemein fett und gilt dann mit Recht als leckeres

Wild, erfährt daher auch eifrige Nachstellungen. Um so schlimmer ergeht es ihm im Winter, der als sein schlimmster Feind angesehen werden muß. Der so schöne und reiche Wald liegt unter schneeiger Decke begraben; die Nahrung ist kärglicher oder mit Schnee überschüttet worden, und der Vogel, der jetzt um seinen Lebensunterhalt besorgt sein muß, sitzt mit gesträubten Federn verdrossen und fast schweigsam hier und da auf einer Stelle, ein Bild des düstersten Trübsinnes. Nunmehr sind ihm, der im Sommer wählerisch sein durfte, alle Nahrungsstoffe recht, und selbst die härtesten und bittersten Samen werden jetzt von ihm gern gefressen, auch wohl die Gärten besucht und die Knospen sorgfältig zusammengelesen. So verbringt er den Winter, und erst wenn der Frühling im Lande einzieht, kehren Frohsinn und Lebensfreudigkeit wieder.

Ein grausamerer Feind noch als der Winter ist der Mensch, der alle Nestorarten eifrig verfolgt, sei es, um das Fleisch zu genießen, sei es, um die Jungen zu erziehen. Kaka- und Keanestor lassen sich außerordentlich leicht fangen, jener in Schlingen und Netzen verschiedenster Art, dieser in einer Weise, die an die Erbeutung lebender Zeisige oder Leinfinken mittels der an einer Stange befestigten Leimrute erinnert. Namentlich der Kea ist so sorglos und vertrauensselig, daß man ihm, wenn er die Hütten besucht, ohne besondere Vorsichtsmaßregeln eine Schlinge über den Leib streifen kann. Der gefangene Vogel benimmt sich auffallend gelassen, tobt und flattert nicht und verhält sich so lange ruhig, bis man die Schlinge wieder entfernt hat. Demungeachtet denkt er anfänglich an seine Befreiung und weiß sie leichter zu erlangen, als der Fänger gewöhnlich annimmt. Ihn in einen Holzkäfig sperren zu wollen, wäre vergebliches Bemühen; denn er zerstört ihn in kürzester Frist. Aber er weiß sich auch in schwierigeren Lagen zu helfen. Einer, den man in Ermangelung eines passenden Gebauers unter einem umgestürzten Eimer aufbewahrt hatte, fand sehr bald heraus, daß dieser auf einer Seite, des Henkels halber, mit den Rändern nicht fest auflag, stemmte seinen Schnabel zwischen Boden und Rand des Gefäßes, stürzte es um und entflog. An das Futter geht der Gefangene übrigens ohne weitere Umstände, und bei guter Behandlung erweist er sich so dankbar, daß er binnen wenigen Wochen zu einem ungemein zahmen Haustiere wird. Noch leichter als alt gefangene gewöhnen sich selbstverständlich jung aus dem Neste gehobene Nestorkakadus an den Verlust ihrer Freiheit, und sie sind es deshalb auch, die am häufigsten von Eingeborenen und Europäern für die Gefangenschaft gewählt werden. Erstere nahen sich einem erkundeten Kakaneste stets mit größter Vorsicht, um die mißtrauischen Alten nicht gänzlich zu verscheuchen, hüten sich sogar, im Anfange der Brutzeit die Höhle mit ihren Händen zu berühren oder in das Innere zu hauchen, weil sie glauben, daß schon dies hinreiche, um die Alten zum Verlassen des Nestes zu bewegen. Die jungen, bereits einigermaßen herangewachsenen Nestvögel können leicht aufgefüttert werden, da sie alles genießen, was der Mensch auf seinen Tisch bringt. „Wer noch daran zweifelt, daß sie Allesfresser sind“, bemerkt **Potts**, „braucht einen Gefangenen bloß im Milchkeller freizulassen; er wird hier sehen, wie geschickt der Vogel den Rahm von den Schüsseln abzuschöpfen weiß.“ Solche Junge lassen sich leicht ans Umherfliegen gewöhnen, dauern auch trefflich in der Gefangenschaft aus, um so besser natürlich, je größere Freiheit sie genießen.

Für den Europäer ist es nicht ratsam, ihnen Freiheit zu gewähren; denn aus dem Schoßtiere im Käfige wird regelmäßig ein Thunichtgut, dessen lose, oft mit ersichtlicher Bedachtsamkeit ausgeführte Streiche jeder Nachsicht spotten. Für einen zahmen Nestor, der aus und ein fliegen kann, gibt es weder im Hause noch im Garten irgend einen Gegenstand, an welchem er nicht seine Kräfte und seine Lust am Zerstören bethätigen sollte. **Buller** versichert, einen Kaka gekannt zu haben, der in einem einzigen Tage Tausende von Birnenblüten abpflückte und ebenso über Reben und andere Pflanzen herfiel. Läßt man solchen

zerstörungslustigen Gesellen aber im Zimmer frei, so verfallen alle Einrichtungsgegenstände unrettbar seinem gewaltigen Schnabel. Die Eingeborenen, die derartige Rücksichten nicht zu nehmen brauchen, schätzen den gefangenen Kakanestor weit höher als einen anderen Haus- oder Stubenvogel. Seine ausgezeichnete Nachahmungsgabe befähigt ihn, Worte und Sätze der Maorisprache zu lernen, seine Klugheit, sich als Lockvogel für andere seiner Art gebrauchen zu lassen. Ein sprechender Nestorkakadu steht hoch im Preise; ein Kaka, der seine frei lebenden Artgenossen in das Netz des Fängers zu locken versteht, ist seinem Besitzer selbst um hohe Summen nicht feil. Der zahme, sprechende Kaka dient dazu, das junge Volk eines Maoridorfes zu unterhalten, der Lockvogel wird für seinen Besitzer zu einer Quelle der Nahrung und des Gewinnes, und da seine Fähigkeiten mit den Jahren wachsen, darf man sich nicht wundern, wenn ein eingeborener Vogelsteller solche abgerichtete Sirenen nicht einmal für die Summe von 200 Mark unseres Geldes verkauft.

Nach Vorstehendem erscheint es auffallend, daß gefangene Nestorpapageien so selten auf unseren Tiermarkt gelangen. Erst in der neueren Zeit sind einige der absonderlichen Vögel eingeführt worden. Finsch sah einen Kaka lebend im Tiergarten zu London. „Er unterschied sich", sagt er, „in seinem Betragen ziemlich von allen übrigen Papageien, da er meist auf dem Boden des Käfigs sehr schnell trabend umherlief. Dabei hielt er den Körper ziemlich aufrecht und besonders den Hals lang in die Höhe, so daß er in der Haltung an einen Falken erinnerte. Indessen sah ich ihn auch geschickt nach Art anderer Papageien mit Hilfe des Schnabels an den Sprossen emporklettern. Eine Stimme bekam ich nicht zu hören." Später wurden dem Londoner Tiergarten und ebenso auch dem Tiergarten zu Amsterdam andere Gefangene derselben Art übermittelt. Eingehende Berichte über die einen wie die anderen sind meines Wissens nicht veröffentlicht worden.

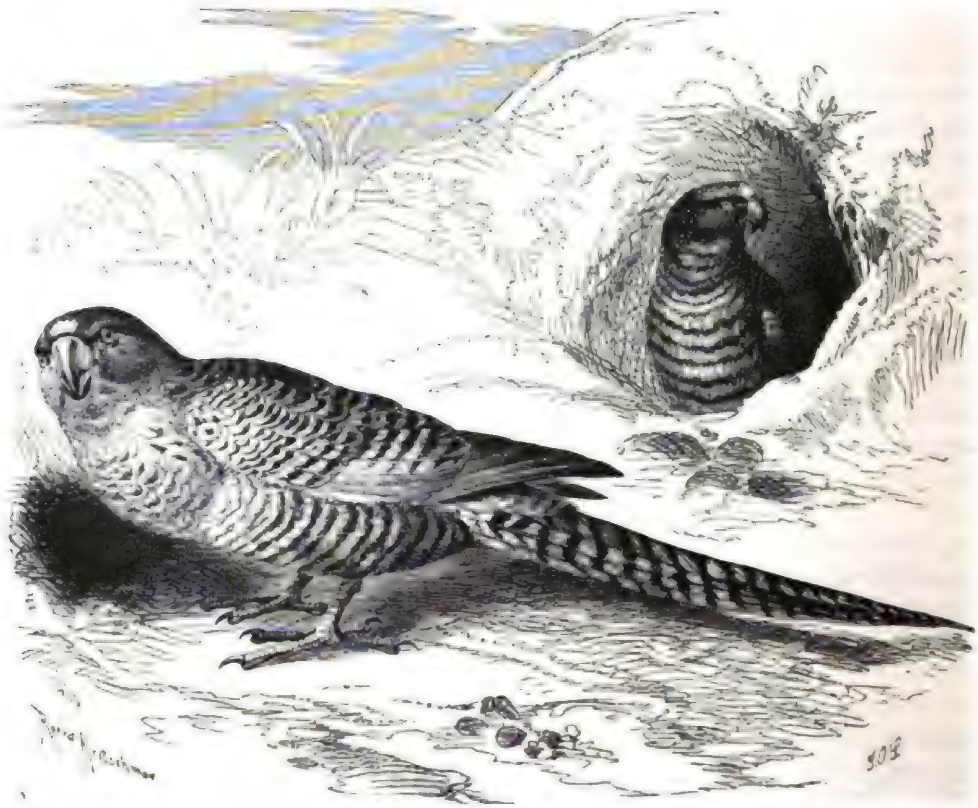
Nachtvögel sind die Eulenpapageien (**Stringopinae**), eine kleine, nur vier Arten zählende Unterfamilie des australischen Reiches. Sie sind vor allem durch ihr weiches Gefieder ausgezeichnet.

*

Der Erdsittich, soviel wir bis jetzt wissen, der einzige Vertreter einer gleichnamigen Gattung (**Pezoporus**), die sich durch kurzen, dicken, abgerundeten, in eine kurze überhängende, etwas stumpfe Spitze ausgezogenen Schnabel ohne Zahnausschnitt, kräftige, auffallend hochläufige und langzehige, mit schwachen, wenig gekrümmten Nägeln bewehrte Füße, lange, spitzige Fittiche, unter deren Schwingen die zweite und dritte die längsten sind, und lange, abgestufte, gleichmäßig zugespitzte Federn kennzeichnet. Das weiche, vorherrschend grüne Gefieder wird durch eine eigentümliche Querzeichnung auf der Unterseite und Flecken auf der Oberseite gezeichnet. Beide Geschlechter unterscheiden sich nicht durch die Färbung.

Der **Erdsittich, Sumpf- oder Grundpapagei** der Ansiedler Australiens (**Pezoporus formosus** und terrestris, Psittacus formosus und terrestris, Euphema formosa), hat die Größe einer Drossel und ziemlich buntes Gefieder, obgleich nur wenige Farben miteinander abwechseln. Die Grundfärbung ist ein schönes Olivengrasgrün; die Federn des Oberkopfes werden in der Mitte durch schwarze Schaftstriche, die des Mantels, der Schultern, der Flügeldecken und des Hinterrückens, die schwarz sind, durch 2—3 gelbe schmale Querlinien und einen breiten, grünen Rand gezeichnet. Letzterer verschmälert sich auf den oberen Schwanzdeckfedern und läßt sie deshalb schwärzer erscheinen. Die Backen-, Kinn-, Kehl- und Kropffedern sind bis auf den schwarzen Schaft einfarbig

olivengrün, die der Brust, des Bauches und der Seiten sowie die unteren Schwanzdeckfedern olivengelb, mit drei schwarzen, breiten Querbinden gezeichnet und schmal grün umrandet. Ein schmaler Stirnrand endlich ist mennigrot. Die dunkel olivenbraunen Hand- und Armschwingen sind auf der Außenfahne grün und haben in der Mitte der Innenfahne von vorne nach hinten sich vergrößernde blaßgelbe Flecken, die von der vierten Schwinge an eine breite, gelbe Querbinde bilden. Die Oberflügeldecken sind einfarbig grün, die kleinen unteren ebenso, die größeren wie die Unterseite der Schwingen grauschwarz, die vier mittelsten



Erdsittich (Pezoporus formosus). ⅓ natürl. Größe.

Schwanzfedern dunkelgrün, durch schmale, gelbe Querbinden gezeichnet, die übrigen olivengelb, an der Innenfahne mit schwarzen, an der Außenfahne mit breiteren grünen Querbinden. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarzbraun, der Fuß hornbraun.

Wie Gould in Erfahrung brachte, verbreitet sich der Erdsittich über alle Teile Südaustraliens mit Einschluß von Tasmanien. In den nördlichen Gebieten des Erdteiles ist er noch nicht beobachtet worden. Er bewohnt ständig ein gewisses Gebiet, aber fast ausschließlich den Boden; im Gezweige der Bäume sieht man ihn äußerst selten. Unfruchtbare sandige Gegenden, die mit niedrigen Gräsern und Kräutern bestanden sind, oder mit Binsen bedeckter Moorboden bilden seine Aufenthaltsorte. Hier lebt er einzeln oder paarweise und sehr zurückgezogen, ist deshalb auch ohne Hunde schwer oder nicht zu finden. Er läuft mit großer Schnelligkeit und Ausdauer nach Art einer Schnepfe im Grase dahin, benutzt jedes passende Versteck geschickt und drückt sich gelegentlich wie ein Huhn oder ein Sumpfvogel fest

auf den Boden nieder, in der Hoffnung, übersehen zu werden. Nur wenn er plötzlich überrascht wird, erhebt er sich, wie Sumpfvögel oder Hühner thun, fliegt dann reißend schnell über den Boden hin, führt verschiedene Zickzackwendungen in der Luft aus, fällt schnell wieder ein und rennt eiligst weiter. Von den Hunden läßt er sich stellen; der Jäger, der seine oder andere Sumpfjagd betreibt, weiß nie, wenn sein Hund steht, ob er einen Erdsittich oder eine Schnepfe vor sich hat.

Die weißen Eier werden auf den nackten Boden gelegt und von beiden Alten bebrütet. Die Jungen erhalten frühzeitig das Gefieder ihrer Eltern und trennen sich sehr bald, nachdem sie selbständig geworden, von diesen.

Goulds Angaben sind neuerlich durch Beobachtungen Ferdinand von Müllers wesentlich erweitert worden. Gedachte Beobachtungen betreffen allerdings die einzige Art der nächstverwandten Gattung, den Höhlensittich (Geopsittacus occidentalis); es erscheint mir jedoch sehr wahrscheinlich, daß sie auch auf den Erdsittich Gültigkeit haben. Jener ist ein Nachtvogel, der sich am Tage in Höhlen aufhält und diese erst nach Sonnenuntergang verläßt, um seiner Nahrung nachzugehen. Ein Gefangener, der lebend dem Tiergarten in London zukam, hielt sich bei Tage still und ruhig auf der erwählten Schlafstelle, wurde mit Einbruch der Dämmerung lebendig und begann erst dann zu fressen. Zu seiner Nahrung wählte er nicht bloß Körner, sondern nagte, wie der Kakapo, gern Grasspitzen ab, weshalb man ihm, sobald man dies in Erfahrung gebracht hatte, frisch ausgestochene Rasenstücke zur Verfügung stellte. Niemals setzte er sich auf einen Ast, sondern immer verweilte er auf dem Boden, den er mit eiligen Schritten durchmaß. Seine Stimme war ein scharfes, eintöniges Pfeifen; andere Laute vernahm man nicht.

Das Fleisch des Erdsittichs gilt im Gegensatze zu der allgemeinen Regel als vortrefflich, soll zarter als Schnepfenfleisch sein, im Geschmacke dem Wildbret der Wachtel ähneln, aber noch einen besonderen Beigeschmack haben, der es dem Jäger ziemlich gleichgültig erscheinen läßt, ob er von seinen Jagden einen dieser Papageien oder eine Schnepfe mit nach Hause bringt.

*

Der merkwürdigste aller Papageien, der Kakapo, ein Nachtvogel Neuseelands, erinnert auffallend an die Eulen. Um ihn zu kennzeichnen, genügt es, wenn man das Eulenartige seines Gefieders und den Schleier hervorhebt, der sein Gesicht umgibt. Der Schnabel ist kräftig, dick, höher als lang, der Oberschnabel an der Wurzel so breit wie hoch, auf dem Firste abgerundet und in eine kurze, stumpfe Spitze ausgezogen, vor welcher die Schneiden schwach ausgebuchtet erscheinen, die untere Hälfte niedriger als die obere, mit abgeflachten Ladenschneiden und breiter, im Bogen aufsteigender Dillenkante, auf welcher vier tiefe Längsfurchen verlaufen, der Fuß sehr kräftig, lang- und dickläufig, auch lang- und dickzehig, mit stark gekrümmten, spitzigen Krallen bewehrt, der Fittich kurz und abgerundet, in ihm die fünfte Schwinge die längste, die Flügelspitze wenig vorragend, der ziemlich lange Schwanz am Ende sanft abgerundet, das Gefieder hart, aus breiten, weitfaserigen, am Ende abgerundeten Federn gebildet, die an der Stirn und an den Backen schmal und fast zerschlissen sind, verlängerte, haarartige Schäfte zeigen, mit ihnen die Schnabelwurzel strahlig umgeben und eine Art von Federschleier bilden. Das Gerippe kommt namentlich wegen des Schädels mit dem der Kakadus am meisten überein, unterscheidet sich aber durch das unvollkommene Brustbein mit verkümmertem Kamme von dem Gerippe aller übrigen Papageien.

Der Kakapo, Tarapo oder Eulenpapagei (Stringops habroptilus, Strigops und Strigopis habroptilus), nebst einem Verwandten Vertreter einer gleichnamigen Gattung (Stringops), gehört überhaupt zu den größten Papageien und kommt wegen seines

dichten Federkleides fast einem Uhu an Größe gleich. Beim Männchen ist die ganze Oberseite lebhaft olivengrün, jede Feder auf dem braunschwarzen Wurzelteile durch breite olivengelbliche Querbinden und Schaftflecken gezeichnet, unterseits grünlich olivengelb, jede Feder mit verdeckten, auf der Schaftmitte unterbrochenen, schmalen, dunkelbraunen Querbinden geziert. Der eulenartig ausgebreitete Gesichtsschleier, der die Stirn mit bedeckt und die Ohrgegend in sich einschließt, sowie das Kinn sind lebhaft blaß strohgelb, nur in der Ohrgegend



Kakapo (Stringops habroptilus). ¼ natürl. Größe.

hell olivenbräunlich verwaschen. Die Schwingen haben an der Innenfahne nächst den Schäften dunkel schwarzbraune, an der Außenfahne olivengelbbraune Färbung und zeigen hier schwarze Marmelflecken. Die olivengelbbraunen Steuerfedern sind auf der Innen- und Außenfahne schwarz gemarmelt, die unteren Schwanzdecken fast einfarbig olivengrün. Der Schnabel ist hell hornweiß, der Fuß hell horngraubraun. Beim Weibchen ist die grüne Färbung der Oberseite dunkler, die Federn sind an der Wurzel breiter braunschwarz und tragen hier olivengelbliche Schaftflecken und vereinzelte olivengelbliche Querflecken. Der Gesichtsschleier ist olivenbräunlich, indem die Federn nur sehr schmale, helle Schaftstriche besitzen. So beschreibt Finsch ein prachtvolles Pärchen dieser merkwürdigen Vögel.

Trotzdem Neuseeland uns schon lange bekannt war, blieb es doch erst der neueren Forschung vorbehalten, den Kakapo zu entdecken und auch über seine Lebensweise Kunde zu gewinnen. Bekannt wurde der merkwürdige Vogel zuerst durch die grünen Federn, die den Eingeborenen als Schmuck dienten, oder aber durch seine Köpfe, die zu gleichem Zwecke Verwendung fanden. Aufenthalt und Lebensweise wirkten zusammen, um ihn der Beobachtung zu entziehen, und so kam es, daß erst im Jahre 1845 der erste Balg nach Europa gelangte. In den inzwischen verlaufenen Jahrzehnten haben wir den Kakapo ziemlich genau kennen gelernt, zugleich aber auch die Befürchtung aussprechen hören, daß er binnen kurzem wohl das Schicksal der Dronte teilen und ausgerottet werden möge. Auf Neuseeland beschränkt und gegenwärtig nur noch in entlegenen Alpenthälern der Südinsel häufig, auf der Nordinsel dagegen schon fast gänzlich vernichtet, scheint der Vogel allerdings Grund zu dieser Befürchtung zu geben; doch teilt diese der beste Kenner des Vogels, J. von Haast, glücklicherweise nicht. „Wer, wie ich, mit der Natur Neuseelands bekannt ist, muß einsehen, daß es noch Tausende von Geviertmeilen unbewohnten Landes gibt, die für Jahrhunderte hin außer für den Forscher unbetreten bleiben werden, und in welchen der merkwürdige Vogel noch für lange Zeit ungestört sein Wesen forttreiben kann. Die Hoffnungen für das Fortbestehen der Art werden um so größer, wenn wir bedenken, daß der Kakapo vom Ufer des Meeres an bis in eine Höhe von 1600 m vorkommt. Sollte er also selbst in den niedrig gelegenen Strecken ausgerottet oder vertrieben werden, so bieten ihm die oft nur mit den größten Schwierigkeiten zu erreichenden Gebirgshöhen sicheren Aufenthalt."

Außer von Haast sind es namentlich Lyall und Sir George Grey, die uns über die Lebensweise des Kakapos berichten; ihre Angaben stelle ich hier zusammen. „Obgleich man annimmt", sagt der erstere, „daß der Kakapo noch gelegentlich in den hohen Gebirgen des Inneren der Nordinsel Neuseeland angetroffen wird, war doch die einzige Örtlichkeit, wo wir diesen Vogel während der Umschiffung und Untersuchung der Küsten Neuseelands fanden, das Südwestende der Mittelinsel. Dort an den tiefen Fjorden, die in jenen Teil der Insel einschneiden, begegnet man ihm noch in beträchtlicher Anzahl. Er bewohnt hier die trockenen Abhänge der Hügel oder flache Stellen nahe dem Ufer der Flüsse, wo die Bäume hoch und die Waldungen einigermaßen frei von Farnkraut oder Unterholz sind. Der erste Platz, an welchem wir ihn erhielten, war ein etwa 1200 m über der Meeresfläche liegender Hügel; doch trafen wir ihn auch und zwar gemeinschaftlich lebend auf flachen Stellen in der Nähe der Flußmündungen unfern des Meeres an."

„Höchst auffallend", bestätigt und ergänzt von Haast, „ist es, daß der Kakapo, das Thal des Makaroraflusses, der den See Wanaka bildet, ausgenommen, niemals auf der Ostseite der Alpen sich findet, obgleich auch da große Wälder vorkommen. Es scheint, daß er auf die Westseite der Hauptkette beschränkt, nur den niederen, bewaldeten Paß überschreitet, der von den Quellen des Haastflusses zu jenen des Makarora führt, und, die Mündung dieses Flusses in den See Wanaka erreichend, wahrscheinlich in dem Mangel an Wäldern für sein Vordringen eine Grenze findet. Er ist im Thale des letztgenannten Flusses und im Makarorawalde sehr häufig, obwohl daselbst zahlreiche Holzfäller arbeiten. Am Rande dieses Waldes gelagert, hörten wir unaufhörlich seinen Ruf; aber keiner der Arbeiter vermutete die Nähe eines so großen Vogels, obgleich der auffallende, gellende Ruf ihre Aufmerksamkeit oft erregt hatte. Weniger zahlreich kommt er im Wilkinthale vor (wo ich, nebenbei bemerkt, die Spuren wilder Hunde fand). Im Hunterthale, nur durch eine nicht sehr hohe Bergkette und einige niedere Sättel getrennt, ist keine Spur von ihm zu bemerken, obgleich ihm die großen Buchenwälder einen günstigen Aufenthalt bieten würden."

„An solchen Orten", fährt Lyall fort, „konnte man seine Spuren bemerken. Sie sind ungefähr 30 cm weit, regelmäßig niedergedrückt bis zum Rande, der 5—7 cm tief bis

in das Moos hineinreicht, und kreuzen einander gewöhnlich in rechten Winkeln. Dabei sind sie so eigentümlich, daß sie denen, die von Menschen herrühren, oft täuschend ähneln, und anfänglich glaubten wir wirklich, es müßten Eingeborene in der Nähe gewesen sein.

„Der Kakapo lebt in Höhlen unter dem Gewurzel der Bäume, wird auch wohl unter der Wölbung überhängender Felsen bemerkt. Da die Wurzeln vieler Baumarten Neuseelands sich teilweise über den Boden erheben, sind Höhlungen unter ihnen sehr gewöhnlich; es schien uns aber, als wären diese da, wo wir den Kakapo trafen, zum Teil erweitert worden, obgleich wir uns vergeblich nach ausgescharrter Erde umsahen." J. von Haast kommt zu derselben Ansicht: „Obgleich alle die verschiedenen Aufenthalte, welche ich untersuchte, natürliche Höhlen waren, so fand ich doch eine, die künstlich gegraben war. Am nördlichen, durch Auswaschung der Ablagerungen 2—3 m hohen Ufer des Haastflusses nächst der Mündung des Clarkflusses waren nahe unter der Oberfläche mehrere runde Löcher, durch welche der Hund nicht eindringen konnte. Alsbald schnüffelte er an der Oberfläche und begann an einer Stelle den Boden aufzukratzen, wo er gerade das Ende der Höhle traf und auch bald den Vogel hervorzog. Diese Höhle war bestimmt künstlich gebildet, so daß es wohl glaublich ist, der Vogel besitze die Fähigkeit zu graben." Häufig haben die Höhlen zwei Öffnungen; zuweilen waren die Bäume über ihnen eine Strecke hinauf hohl.

Bei Tage erblickt man den Kakapo nicht anders, als wenn man ihn aus seiner Höhle treibt. „Wir sahen uns", bemerkt Lyall, „nur mit Hilfe von Hunden im stande, ihn aufzufinden. Vor Einführung der Hunde, als der Vogel in den bewohnten Teilen der Inseln noch häufig war, pflegten ihn die Eingeborenen bei Nacht mit Fackeln zu fangen. Gegenwärtig ist eine Rasse halbwilder Hunde, die in den nördlichen Gegenden dieser Insel haust, dem Kakapo beständig auf den Fersen und er dort beinahe ganz ausgerottet. Man sagt, daß die Verbreitung dieser Hunde zunächst noch durch einen Fluß begrenzt sei, und daß die gänzliche Ausrottung des Vogels zu fürchten stehe, wenn es ersteren gelänge, den Fluß zu überschreiten; denn obgleich er Krallen und Schnabel sehr empfindlich zu gebrauchen weiß und erklecklichen Widerstand leistet, muß er seinen vierfüßigen Feinden doch erliegen und ihm da, wo diese sich finden, früher oder später das Schicksal der Dronte werden."

„Die Maoris versicherten mich", sagt von Haast, „der Kakapo sei ein sehr tapferer Vogel, der mit den Hunden öfter mit Erfolg kämpfe; allein dies ist nicht zu glauben, falls man nicht annehmen will, daß ihre Hunde sehr schwach gewesen seien; denn bei meinem gab es nie einen ernsthaften Kampf. Anfangs wurde der Hund allerdings von Schnabel und Klauen des Vogels arg mitgenommen; doch lernte er bald, sein Wild rasch zu bewältigen, indem er es immer gleich durch den Schädel biß.

„Man war bisher der Ansicht, daß der Kakapo eine nächtliche Lebensweise habe; aber ich glaube, diese Ansicht dürfte durch meine Beobachtungen wohl dahin abgeändert werden, daß dies nicht ausschließlich der Fall ist. Denn obwohl man seinen Ruf gewöhnlich eine Stunde nach Sonnenuntergang, wann die dichte Laubdecke große Dunkelheit schafft, ringsum vernimmt, und er alsdann herumzuschweifen beginnt (wobei er, angezogen vom Lichte, unserem Zelte nahe kam und von unserem Hunde gefangen wurde), so fanden wir ihn doch zweimal auch während des Tages fressend und sehr achtsam auf eine nahende Gefahr. Das erste Mal war es eines Nachmittags bei bewölktem Himmel im lichten Walde, als wir von der Westküste zurückkehrten, daß wir einen Kakapo auf einem umgestürzten Baume unweit des Haastflusses bemerkten. Als wir in die Nähe kamen, verschwand er schnell, wurde jedoch vom Hunde gefangen. Das zweite Mal sahen wir einen ebenfalls noch am hellen Tage, als wir in einer tiefen Felsenschlucht gingen, auf einem Fuchsienbaume 3 m über dem Boden sitzend, dessen Beeren fressend. Als er uns bemerkte, stürzte er wie geschossen zu Boden und verschwand unter den umherliegenden großen Felsblöcken. Das überraschendste für uns war,

daß der Vogel keinen Gebrauch von seinen Flügeln machte, ja sie nicht einmal öffnete, um seinen Sturz zu mildern. Um zu erkunden, ob er denn gar nicht fliegen oder doch flattern werde, wenn er verfolgt wird, ließ ich einen ohne Schaden vom Hunde gefangenen Kakapo auf einen großen, freien, kiesigen Platz setzen, wo er hinreichend Raum hatte, um sich mittels der Schwingen zu erheben, wenn er überhaupt zu diesem Zwecke eines größeren Raumes bedurfte. Ich war jedoch überrascht, daß er nur dem nächsten Dickichte zulief, und zwar schneller, als ich in Anbetracht seiner Zehen und plumpen Gestalt erwartet hatte, und daß er in seinen Bewegungen den Hühnervögeln ähnelte. Ich stand seitlich von ihm, und mir schien, er halte die Flügel vollkommen geschlossen am Leibe; allein jene meiner Gefährten, welche hinter ihm standen, bemerkten, daß sie etwas geöffnet waren, jedoch nicht bewegt wurden, also wohl ohne Zweifel mehr dazu dienten, das Gleichgewicht zu erhalten, als seinen Lauf zu beschleunigen. Er zieht auch, obwohl sein Bau nicht zum Laufen geeignet erscheint, ziemlich weit, wie wir an den Spuren sehen konnten, die oft über eine halbe Meile über Sand und Geröll bis ans Flußufer führten." Lyall hat den Vogel jedoch fliegen sehen, wenn auch bloß über unbedeutende Strecken hinweg. „Bei unseren Jagden", sagt er, „sahen wir den Kakapo nur dann fliegen, wenn er in einem hohlen Baume emporkletterte, um weiter oben einen Ausweg zu suchen. Von hier aus flog er regelmäßig nach tieferstehenden Bäumen hinab, arbeitete sich an diesen aber und zwar kletternd mit Hilfe des Schwanzes rasch wieder empor. Die Flügelbewegung war kaum wahrzunehmen.

„Das Geschrei des Kakapos ist ein heiseres Krächzen, das in ein mißtöniges Kreischen übergeht, wenn der Vogel erregt oder hungrig ist. Die Maoris behaupten, daß der Lärm, den die Vögel verursachen, zuweilen betäubend werden könne, weil sie sich während des Winters in großen Gesellschaften zusammenhalten und bei ihrer ersten Zusammenkunft oder beim Auseinandergehen lebhaft begrüßen sollen. Die Magen der von uns erlegten Kakapos enthielten eine blaßgrüne, mitunter fast weiße, gleichartige Masse ohne Spur von Fasern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Nahrung zum Teil in Wurzeln, teils aber auch in den Blättern und zarteren Schößlingen verschiedener Pflanzen besteht. Wir bemerkten, daß an einer Örtlichkeit, wo die Vögel sehr zahlreich waren, alle jungen Triebe einer an den Ufern des Flusses wachsenden Schotenpflanze abgezupft waren, und erfuhren von unserem Steuermanne, der hier viele Jahre behufs des Walfanges verkehrt hatte, daß der Kakapo der Thäter sei; auch fanden wir dessen Schnabel fast immer mit verhärtetem Schmutze bedeckt." J. von Haast konnte die Nahrung noch genauer bestimmen. „Der Kakapo", berichtet er, „scheint Flußwasser sehr zu benötigen, um die breiigen Pflanzenmassen in seinem Kropfe damit zu mischen. Wir fanden den Kropf, mit Ausnahme von zwei Stücken, die Beeren gefressen hatten, stets mit fein zerteiltem Moose gefüllt, und davon so ausgedehnt und schwer, daß er viele Unzen wog. Der Vogel erscheint auch viel kleiner, wenn der Kropf ausgeleert wird. Die Menge dieses wenig nahrhaften Futters, mit welchem er sich vollstopfen muß, dürfte seine Bestimmung, auf der Erde zu leben, erklären, und ihn befähigen, in jenen Wildnissen fortzukommen, wo keine andere Art seiner Familie lebt.

„Eine andere Eigentümlichkeit, vielleicht ebenfalls Folge dieser Pflanzenkost, ist, daß er statt des öligen, weichen Fettes, wie es andere Vögel unter der Haut haben, viel festes, weißes Fett besitzt und auch sein Fleisch weit derber und besser ist als das der anderen Papageienarten und einen ausgezeichneten Geschmack hat. Man wird mir wohl vergeben, wenn ich bemerke, daß dieser Vogel eine köstliche Speise ist für die in diesen Wildnissen herumstreifenden Leute, und ich kann es sehr wohl begreifen, daß der alte Maori von der Westküste schon mit den Lippen schmatzt, wenn man nur vom Kakapo spricht."

Über die Fortpflanzung gibt Lyall Folgendes an: „Während der letzten Hälfte des Februar und der ersten des März, welche Zeit wir inmitten der Wohnplätze des Kakapos

verweilten, fand ich in vielen seiner Höhlen Junge, oft nur eins und nie mehr als zwei. In einem Falle fand ich neben dem Jungen auch ein faules Ei. Gewöhnlich, jedoch nicht immer, wurde ein alter Vogel zugleich mit den Jungen in der Höhle angetroffen. Ein eigentliches Nest ist nicht vorhanden; der Kakapo scharrt sich nur eine seichte Höhlung in der trockenen Masse des vermoderten Holzes. Das Ei ist rein weiß, einem Taubenei an Größe ungefähr gleichkommend. Die Jungen, die wir fanden, waren sehr verschiedenen Alters, einige fast ganz ausgefiedert, andere noch mit Daunen bedeckt.

„Viele Junge wurden uns lebend an Bord des Schiffes gebracht. Die meisten von ihnen starben nach wenigen Tagen, wahrscheinlich infolge ungenügender Pflege, einige hielten einen oder mehrere Monate aus. Gewöhnlich bekamen sie schon nach wenigen Wochen der Gefangenschaft verkrüppelte Beine, mutmaßlich wegen ihres zu engen Käfigs oder aus Mangel an gehöriger Nahrung. Man fütterte sie hauptsächlich mit eingeweichtem Brote und gekochten Kartoffeln. Wenn wir sie frei im Garten umherlaufen ließen, fraßen sie Kohl und Gras und knabberten an jedem grünen Blatte, das ihnen in den Weg kam. Ein Kakapo, den ich glücklich bis auf 600 englische Meilen der britischen Küste nahe brachte, fraß während unseres Aufenthaltes in Sydney die Blätter einer Banksie und mehrerer Eukalypten, schien aber auch Nüsse und Mandeln zu lieben und lebte während der letzten Hälfte unserer Heimfahrt fast ausschließlich von brasilischen Erdnüssen. Zu verschiedenen Zeiten wurde dieser Vogel von Krämpfen befallen. Dann genoß er 2—3 Tage lang nichts, schrie wütend und hackte mit dem Schnabel zu, wenn jemand ihn zu berühren versuchte. Überhaupt war wenig Verlaß auf ihn; denn oft biß er gerade dann sehr heftig, wenn man dies am wenigsten erwarten konnte. In der glücklichsten Stimmung schien er zu sein, wenn man ihn morgens früh zuerst aus dem Käfige nahm. Er beschäftigte sich dann, sobald man ihn aufs Verdeck gesetzt hatte, mit dem ersten besten Gegenstande, oft mit meinen Beinkleidern oder Stiefeln. Letztere liebte er sehr, hockte auf ihnen nieder, schlug mit den Flügeln und gab alle Zeichen behaglichen Vergnügens von sich. Dann erhob er sich, rieb sich mit den Seiten an ihnen, rollte mit dem Rücken darauf herum und bewegte dabei aufs lebhafteste seine Füße. Durch einen unglücklichen Zufall kam er ums Leben. Ein anderer dieser Vögel, den Kapitän Stokes ans Land gesetzt und der Sorge von Major Murrey überantwortet hatte, durfte frei im Garten umherlaufen. Er zeigte große Zuneigung für die Gesellschaft von Kindern und folgte ihnen wie ein Hund auf Schritt und Tritt."

Außer Lyall berichten Sir George Grey und neuerdings Sale über das Gefangenleben des Eulenpapageis. „Der Kakapo", sagt erstgenannter, „ist ein gutmütiger und kluger Vogel und faßt warme Zuneigung zu denjenigen, welche ihm Gutes erweisen. Er bekundet die Zuneigung, indem er an seinen Freunden umherklettert und sich an ihnen reibt, ist auch in hohem Grade gesellig und spiellustig. In der That würde er, wenn er nicht so viel Schmutz verursachte, einen besseren Gesellschafter abgeben als irgend ein anderer der mir bekannten Vögel; denn die Art, seine Zuneigung durch Spielen und Liebkosen zu zeigen, ist mehr die eines Hundes als eines Vogels." Sale, der im Jahre 1870 den ersten lebenden Kakapo nach England brachte, schließt sich vorstehenden Bemerkungen im wesentlichen an. „Während der ganzen Zeit, in der ich den Vogel besaß", sagt er, „ließ er nicht das geringste Zeichen von Unmut bemerken, war vielmehr unverändert heiter oder gut aufgelegt und geneigt, jede ihm gespendete Aufmerksamkeit dankbar entgegenzunehmen. Bemerkenswert ist seine Spiellust. Er kommt aus einer Ecke des Zimmers herbei, ergreift meine Hand mit Krallen und Schnabel, wälzt sich, die Hand festhaltend, wie ein Kätzchen auf dem Boden und eilt zurück, um sich zu einem neuen Angriffe einladen zu lassen. Sein Spiel wird zuweilen ein wenig derb; aber die geringste Zurechtweisung besänftigt ihn wieder. Er ist ein entschieden launiger Gesell. Zuweilen habe ich mich damit ergötzt,

einen Hund oder eine Katze dicht vor seinen Käfig zu bringen: er tanzte mit ausgebreiteten Flügeln vor- und rückwärts, als ob er zornig scheinen wolle, und bezeigte, wenn sein ungewohnter Anblick die Tiere einschüchterte, durch ausgelassene Bewegungen und Stellungen Freude über den erzielten Erfolg. Eine seiner Eigenheiten besteht darin, daß er beim Umhergehen den Kopf umdreht und den Schnabel in die Höhe hält, als beabsichtige er, sich zu überzeugen, wie die Dinge umgekehrt aussähen. Die höchste Gunst, die er mir erweisen kann, ist die, sich in meine Hand zu kauern, seine Federn aufzublähen und mit den herabhängenden Flügeln die Hand abwechselnd zu schlagen. Schüttelt er dann noch seinen Kopf, so befindet er sich im höchsten Zustande der Wonne. Ich glaube, man zeiht ihn mit Unrecht, daß er viel Schmutz verursache, denn er ist in dieser Beziehung gewiß nicht schlimmer als irgend ein anderer Papagei. Überrascht war ich, zu hören, daß er während der Zeit, die er im Tiergarten zu London verbrachte, sich selten am Tage zeigte. Nach meinen Erfahrungen war das Gegenteil der Fall. Er war für gewöhnlich zwar nicht so laut und lebhaft wie des Nachts, aber doch munter genug."

Dritte Ordnung.

Die Taubenvögel (Peliornithes).

In der Nachbarschaft der Papageien, zwischen Such- und Hühnervögeln, haben nach Fürbringer die Taubenvögel ihren Platz zu finden. Die Ordnung und einzige gleichnamige Unterordnung (Columbiformes) umfaßt zwei bisher meistens getrennte Sippschaften, die über die ganze Erde verbreiteten Tauben und die altweltlichen Flughühner.

Eine nach außen hin fast ebenso streng wie die der Papageien abgegrenzte Familie ist die der Tauben (Columbidae), die als einzige die gleichnamige Sippschaft (Columbae) vertritt.

Die Tauben sind mittelgroße, kleinköpfige, kurzhalsige, mit großen und harten Federn bekleidete Vögel. Der Schnabel ist stets kurz, bei der Mehrzahl auch schwach, höher als breit, am Rande eingezogen, zuweilen selbst klaffend, an seiner Wurzel weich, nur an der Spitze hornig, hier etwas aufgeworfen, gewölbt und sanfthakig gebogen, bei einzelnen kräftiger, dicker, härter, ausnahmsweise auch sehr gewölbt und sein Unterteil nahe der Spitze sogar gezahnt; die Nasenlöcher liegen ziemlich weit nach vorn, sind gewöhnlich schlitzförmig und werden oft von einer bauchigen, knorpeligen, mit der Wachshaut überkleideten Schuppe bedeckt. Der kurze Fuß ist vierzehig, sein Lauf selten höher als die Mittelzehe lang, ausnahmsweise nur bis unter die Ferse befiedert; die Zehen, von welchen drei nach vorn sich richten, sind geteilt oder höchstens durch eine sehr kurze Spannhaut teilweise verbunden, die Krallen stark, aber kurz, meist auch wenig gebogen; die Bekleidung des Laufes wird vorn durch kurze Querschilde, hinten durch netzartige Schuppen gebildet. Der Flügel besteht aus harten Schwungfedern, von welchen 10 am Handteile, 11—15 am Unterarme sitzen, und unter welchen die zweite die anderen überragt. Der Schwanz wird regelmäßig aus 12, ausnahmsweise aus 14—16 Federn zusammengesetzt, ist meist kurz und schwach gerundet, zuweilen aber auch lang und dann gewöhnlich seitlich verkürzt. Das derbe und feste Gefieder liegt ziemlich glatt an; die einzelnen Federn sind verhältnißmäßig groß, breit abgerundet und unten daunig. Sanfte Farben sind vorherrschend, lebhafte, hell schimmernde aber keineswegs ausgeschlossen; namentlich der Hals und die Flügeldecken schillern oft in den prachtvollsten Metallfarben. Die Geschlechter unterscheiden sich bei den meisten Arten wenig voneinander; die Jungen hingegen weichen gewöhnlich von den Alten ab. Bezüglich der Größe läßt sich sagen, daß der Riese unter den bisher bekannten Taubenvögeln einer kleinen Truthenne, der Zwerg einer Lerche etwa gleichkommt.

Hinsichtlich des inneren Baues bemerkt Nitzsch, daß die Tauben in mehreren Bildungsverhältnissen, zumal in der Form des Brustbeines, der Gabel, des Vorderarmes, des Beckens, des Magens, der Luftröhre &c., eine nicht geringe Ähnlichkeit mit den Hühnern zeigen, anderseits aber auch gar merklich von diesen abweichen. Im Knochengerüste zeichnet sich zunächst die luftführende Hirnschale durch Breite und Wölbung des Stirnteiles vor der aller sogenannten echten Hühner aus. Das Thränenbein bildet keinen oberen, plattenartigen Vorsprung, und die kurzen und schwachen Schläfenborne laufen nicht in eine Spitze zusammen, die Gaumenknochen sind breiter, als bei den Hühnern der Fall. Die Wirbelsäule besteht aus 12—13 Hals-, 7 zum Teil untereinander verwachsenen Rücken- und 7 Schwanzwirbeln. Das Brustbein ähnelt dem der Hühner wegen seines gegen das Becken hin vorspringenden Hinterrandes, unterscheidet sich aber durch die Anordnung der sogenannten Buchten und durch die auffallende Höhe des Kammes, der nur von den Seglern, Kolibris und Flughühnern an Ausdehnung übertroffen wird. Dem schwachen, schmächtigen Gabelbeine fehlt der bei den Hühnern ausgeprägte untere unpaare Fortsatz; der Handteil der Flügel ist im Gegensatze zu dem der Hühner länger als der Vorderarm und dieser länger als der Oberarm. Das Becken ist ebenso breit und flach wie bei den Hühnern, die Hinterglieder denen dieser Vögel ähnlich gebildet. Die Anlage der Muskeln erinnert in mancher Hinsicht an die der Hühner; es zeichnen sich namentlich die, welche die Vorderglieder bewegen, durch die außerordentliche Stärke ihrer Bäuche und die Kürze ihrer Sehnen aus. Die weiche Zunge ist schmal, spitzig, pfeilförmig, ihr fein gezähnelter Hinterrand eingezogen, der hintere unpaare Stiel des Zungenbeines ein besonderes bewegliches Stück. Der Schlund erweitert sich zu einem wahren Kropfe, dessen Wände in der Brutzeit sich verdicken und dann auf der inneren Oberfläche netzartige Falten und Zellen zeigen, die unter erhöhter Thätigkeit der Blutgefäße einen milchartigen Stoff absondern und damit die erste Speise der kleinen Jungen bereiten. Soviel bis jetzt bekannt, unterscheiden sich die Tauben hierdurch von allen übrigen Vögeln. Der Vormagen ist gestreckt und drüsenreich, der eigentliche Magen sehr muskelkräftig; der Darmschlauch etwa 6—8mal so lang wie der Leib; die Blinddärme sind immer klein. Die Leber ist ungleichlappig; die Gallenblase fehlt; die Bauchspeicheldrüse ist doppelt, die Milz drehrund, der Eierstock einfach und nur auf der linken Seite entwickelt.

Man darf die Tauben wohlbegabte Geschöpfe nennen. Sie gehen gut, wenn auch nicht gerade schnell, so doch ausdauernd, nicken aber bei jedem Schritte mit dem Kopfe, weil ihre Beine niedrig sind. Einzelne Arten laufen hühnerartig und sehr rasch über den Boden dahin, andere zeigen sich auf ihm ungeschickt, um so gewandter dagegen im Gezweige der Bäume. Diejenigen, welche am besten zu Fuße sind, fliegen am schlechtesten; die große Mehrzahl aber besitzt einen sehr schnellen und kraftvollen, rascher Wendungen fähigen, gewandten Flug, der mit laut pfeifendem Geräusche verbunden zu sein pflegt. Daß die Tauben aus freien Stücken zuweilen schwimmen, habe ich in Ägypten beobachtet; daß sie im Falle der höchsten Not sogar tauchen, haben Naumann und E. von Homeyer erfahren. Die Stimme hat im allgemeinen viel Übereinstimmendes, ändert bei den einzelnen Arten aber doch mannigfach ab. Die meisten Tauben „rucksen“, d. h. stoßen abgebrochene, hohlklingende, tiefe Laute aus, in welchen die Silbe „ruck“ oder „rucks“ vorherrschend ist; andere „girren“ oder lassen sanft zitternde Töne vernehmen, die dem Klange des letztgebrauchten Zeitwortes entsprechen; einzelne Arten heulen, andere lachen; einige geben höchst klangvolle, wohlgerundete, volltönige Laute zum besten, andere knurren abscheulich. Unter den Sinnen steht unzweifelhaft das Gesicht obenan, wie dies schon das verhältnismäßig große, wohlgebaute und oft sehr schön gefärbte, ausdrucksvolle Auge vermuten läßt; kaum minder ausgezeichnet ist das Gehör, über dessen Schärfe man leicht ein

bestimmtes Urteil gewinnen kann; verhältnismäßig sehr entwickelt dürften auch Geschmack, Geruch und Gefühl sein. Die geistige Begabung hat man, bestochen von der mehr scheinbaren als wirklichen Anmut des Wesens, oft erheblich überschätzt. Die Tauben sind regelmäßig scheu und vorsichtig, unterscheiden aber keineswegs mit derselben Schärfe wie andere Vögel zwischen wirklicher und vermeintlicher Gefahr, sondern nehmen stets das Gewisse für das Ungewisse und weichen deshalb dem Bauer oder Schäfer ebenso ängstlich aus wie dem Jäger. Sie wirklich zu zähmen, ist schwierig, weil ihre Beurteilungsgabe gering, ihr Gedächtnis wenigstens nicht hervorragend ist; doch übertreffen die Tauben auch in geistiger Hinsicht entschieden Hühner- und Suchvögel.

Das Betragen hat so viel Bestechendes, daß sie schon seit altersgrauer Zeit als Sinnbilder betrachtet und sogar der Ehre gewürdigt worden sind, übersinnlichen Begriffen Gestalt zu verleihen. Dem unbefangenen Auge stellt sich ihr Wesen in minder günstigem Lichte dar. Ihre Anmut wird gewiß niemand in Abrede stellen wollen, und auch an ihrer Zärtlichkeit gegen den Gatten kann sich ein gleichgestimmtes Gemüt erfreuen, da das Schnäbeln nun einmal an unser Küssen erinnert: die gerühmte eheliche Treue der Tauben ist jedoch keineswegs über jeden Zweifel erhaben, und von einer hingebenden Anhänglichkeit an die Kinder wenigstens bei vielen nichts zu bemerken. Manche, jedoch keineswegs alle Tauben lieben die Geselligkeit und halten sich paarweise zusammen; ob aber ein Paar wirklich zeitlebens verbunden bleibt, wie man gewöhnlich annimmt, ist sehr fraglich: es liegen auch Beobachtungen vor, die kein günstiges Zeugnis abgeben für ihre eheliche Treue. Ihr Fortpflanzungstrieb ist zwar nicht so ausgeprägt wie bei den Hühnern, immerhin aber sehr heftig, und wenn wir das Gebaren der verliebten Tauben im günstigsten Sinne auffassen, so vergessen wir andere, in ihrer Zärtlichkeit noch viel anmutiger erscheinende Vögel. Wahrhaft abscheulich erscheint uns die Treulosigkeit vieler Tauben gegen ihre Brut: sie verlassen nicht bloß ihre Eier, sondern sogar die bereits ausgeschlüpften Jungen, wenn sie gestört und infolge davon mißtrauisch wurden. Auch Neid und Mißgunst kann man ihnen nicht absprechen; ihre Habgier überwiegt jede Rücksicht auf ihre Genossen: sie decken gefundenes Futter mit den Flügeln zu, während die verschrieenen Hühner, wenn sie reichliche Nahrung entdecken, andere herbeirufen. Hingebung, Selbstverleugnung zu gunsten anderer Wesen kennen sie überhaupt nicht, schließen sich auch anderen Geschöpfen nur scheinbar an, da sie in Wirklichkeit bloß mit ihresgleichen gern verkehren. Sie betrachten die meisten Tiere mit Gleichgültigkeit oder beachten sie gar nicht; die stärkeren Geschöpfe fürchten, vielen mißtrauen sie.

Die Tauben, von welchen man etwa 400 Arten beschrieben hat, sind Weltbürger im weitesten Sinne des Wortes. Sie leben in allen Erdteilen und allen Gürteln, in der Höhe wie in der Tiefe, immer aber vorzugsweise im Walde; denn die wenigen, die sich auf pflanzenlosen Felsen ansiedeln, gehören zu den Ausnahmen. Die Nähe des Wassers lieben, wasserlose Strecken meiden sie, wenn auch damit nicht gesagt sein soll, daß sie hier gänzlich fehlen, da sie ihre Flugfertigkeit in den Stand setzt, täglich fern gelegene Tränkplätze zu besuchen. Ihre größte Entwickelung zeigt die Ordnung auf den großen und kleinen Eilanden des Stillen Weltmeeres, wie überhaupt die Inseln verhältnismäßig mehr Tauben beherbergen als die großen Festlande. Die Sunda-Inseln, Philippinen, Molukken sind reich an verschiedenartigen und prachtvollen Arten; in Australien und auf Neuguinea lebt eine namhafte Anzahl; in Indien und Südchina sind sie kaum minder reichhaltig vertreten. In Afrika hausen zwar nicht so viele Tauben wie in Asien, die einzelnen Arten treten aber in überraschend großer Anzahl auf, und deshalb begegnet man den Mitgliedern der Ordnung überall, selbst noch im Inneren der Wüste. In den Waldungen der Steppe sieht man hier und da sozusagen jeden Baum von ihnen besetzt; in den Urwäldern ist ihr Rucksen, Girren,

Heulen und sonstiges Lautgeben eine so gewöhnliche Musik, daß sie alle übrigen Vogelstimmen beinahe übertönt; ein einziger Brunnen, eine Wasserlache in der Steppe wird zum Sammelplatze oder wenigstens zum Stelldichein für Hunderttausende dieser flüchtigen und verhältnismäßig bedürfnislosen Vögel. Amerika, und zumal der Süden dieses Erdteiles, beherbergt über ein Drittel aller bis jetzt bekannten Tauben. „In den endlosen Urwäldern von Brasilien", sagt der Prinz von Wied, „leben viele Taubenarten. Ihr sanfter Ruf erfreut den von der Hitze des Tages ermatteten Jäger, der am Fuße eines alten Waldstammes auf weichem Moose am klar herabrauschenden Waldbache sich ausruht, während Vanille und andere Wohlgerüche ihn erquicken." In Mittelamerika sind sie, ihrer Vorliebe für Inseln entsprechend, noch häufiger als in Brasilien. Hinsichtlich des Aufenthaltes wird bald bemerklich, daß sich die verschiedenen Arten in ihre Welt geteilt haben. Während die einen ausschließlich Baumvögel sind und höchstens, um zu trinken, zum Boden herabkommen, verbringen hier andere ihr ganzes Leben oder erheben sich doch höchstens auf kurze Zeit zu niederen Baumzweigen, und während diese den dunkeln Wald bevölkern, siedeln sich andere im lichten Gebüsche der Steppe an; wieder andere hausen nur auf Felsen, nur in niederem, dichtem Gebüsche, ausschließlich auf kleinen Inseln ꝛc.

Alle im Norden lebenden Arten sind Wander-, die im Süden wohnenden Strich- oder Standvögel. Diese leben höchstens in kleinen Gesellschaften, gewöhnlich aber paarweise; die übrigen vereinigen sich nur während der Wanderzeit zu starken Flügen; andere bilden jahraus jahrein zahlreiche Verbände, und gewisse Arten scharen sich zu Massen, die glaublicher Schätzung nach alle unter Vögeln sonst üblichen Vereinigungen weit überbieten. Die Reisen werden selten weit ausgedehnt; unsere europäischen Arten z. B. ziehen höchstens bis Nordafrika hinüber, bleiben aber meistens schon in Südeuropa.

Ihre Nahrung entnehmen unsere Vögel fast ausschließlich dem Pflanzenreiche. Im Kropfe einzelner Arten hat man kleine Gehäusschnecken, Würmer und Raupen gefunden, auch weiß man, daß sie ihre eignen Läuse fressen; der Teil des Futters, den das Tierreich ihnen liefert, ist aber stets sehr gering. Sämereien und Wurzelknollen der verschiedensten Art bilden das Futter der Mehrheit; die Angehörigen gewisser Familien oder Unterfamilien nähren sich von Beeren und Waldfrüchten. Das Futter wird einfach aufgelesen oder abgepflückt, seltener durch Zerkleinerung der Schoten oder anderweitige Anstrengung gewonnen und noch seltener mit den Füßen ausgescharrt, eher noch mit dem Schnabel ausgegraben; ebensowenig werden die gefundenen Nährstoffe vor dem Verschlingen zerstückelt. Viele Arten lieben salzhaltige Erde und erscheinen daher regelmäßig an Stellen, die solche enthalten, nach Snells Beobachtungen hauptsächlich während der Zeit, in welcher sie Junge haben. Diejenigen Arten, welche harte Körner genießen, nehmen zur Beförderung der Verdauung kleine Quarzstückchen und andere harte Körper, die Weibchen, wenn sie legen wollen, auch Kalk zu sich. Sie bedürfen viel Wasser, weil dieses nicht bloß zum Löschen des Durstes, sondern auch zum Aufquellen der harten Körner dienen muß.

Soviel bis jetzt bekannt, brüten alle Tauben mehr als einmal im Jahre. Das Nest wird verschieden angelegt: im Gezweige der Bäume und Gebüsche, hoch und niedrig über dem Boden, in Felshöhlen und Baumlöchern, auf dicken Ästen oder Stammstrünken, selten auf dem flachen Boden. Es ist ein erbärmlicher Bau aus wenigen dürren Reisern, die locker und liederlich übereinander geschichtet werden und oft so lose aufliegen, daß man nicht begreift, wie das Nest Wind und Wetter widerstehen kann. Das Gelege bilden 2 weiße Eier. Während der Paarungszeit bewirbt sich der Tauber sehr eifrig um die Gunst der Taube, ruckst, girrt, turtelt, lacht, heult, ergeht sich bückend, verneigend, drehend, vor- und zurücklaufend in sonderbaren Bewegungen, fliegt mit klatschendem Geräusche nach oben und läßt sich sanft wieder nach unten hernieder, schnäbelt sich mit der Gattin, liest ihr gelegentlich

auch die Läuse ab, beweist überhaupt durch allerlei Zeichen und Gebärden lebhafte Erregtheit. Am Brutgeschäfte beteiligen sich beide Eltern, der Tauber aber keineswegs ohne Murren, weil ihm das Stillsitzen höchst unangenehm und verhaßt zu sein scheint. Die Taube brütet während des ganzen Tages, mit Ausnahme der Mittagsstunden, der Tauber während dieser. Nach einer Bebrütung von 14—20 Tagen entschlüpfen die Jungen: kleine, hilflose, blinde, mit gelbem Flaume sparsam bekleidete Geschöpfe, die im Neste bleiben, bis sie völlig flügge geworden sind. Sie werden anfangs mit dem käseartigen Stoffe, den die Wandungen des Kropfes absondern, später mit aufgequellten, schließlich mit harten Sämereien gefüttert oder richtiger gestopft. Ihre Weiterentwickelung nach dem Ausfliegen beansprucht wenig Zeit; denn die meisten Arten sind bereits nach vollendetem ersten Lebensjahre fortpflanzungsfähig.

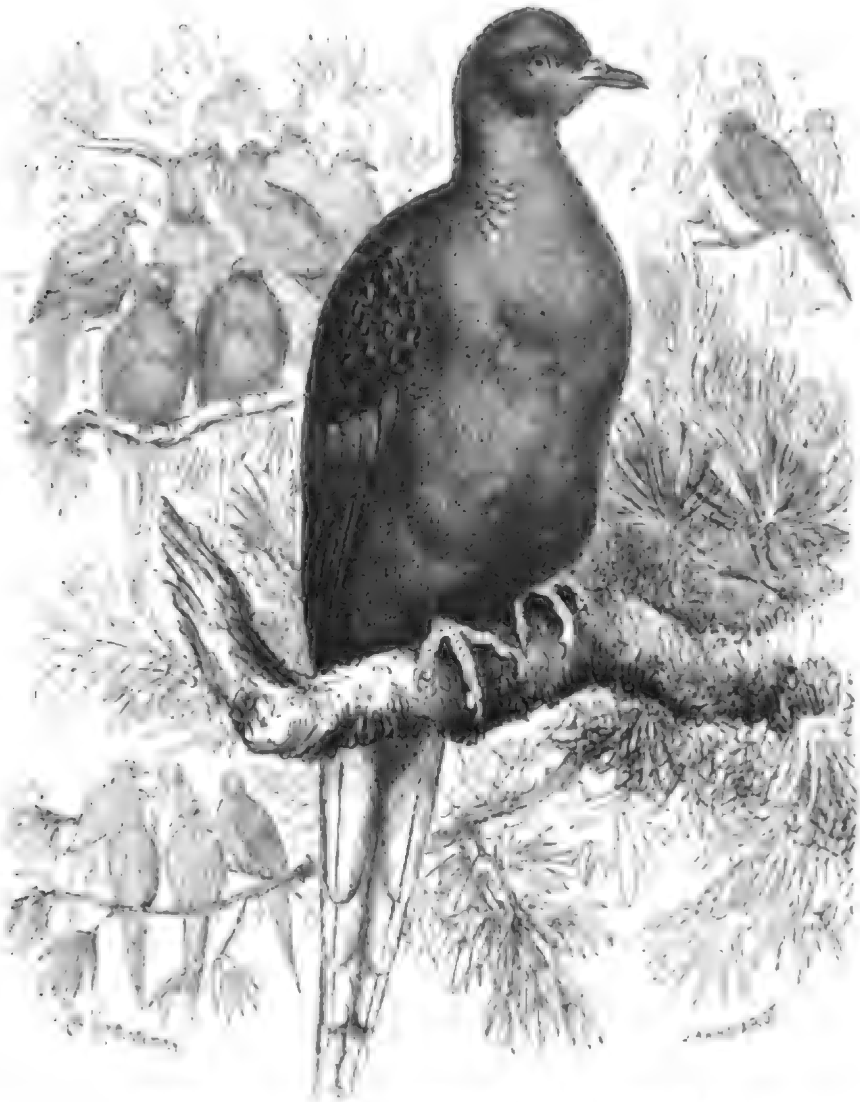
Alle Tauben, zum mindesten diejenigen, welche bei uns zu Lande leben, sind als nützliche Vögel zu bezeichnen. Snell hat sich durch sorgfältige und mühevolle Beobachtungen überzeugt, daß sie zwar einzelne Getreidekörner, die ohne sie verderben würden, auflesen, im allgemeinen aber sich fast ausschließlich von dem Samen verschiedener, der Landwirtschaft verderblicher Unkräuter ernähren und dadurch einen geradezu unberechenbaren Nutzen bringen. Der genannte Beobachter zählte im Kropfe einer von ihm getöteten Haustaube 3582 Körner der Vogelwicke und berechnet, daß eine Taube mit einem Jungen jährlich gegen 800,000 dieser Körner vertilge. Seine gewissenhaft angestellten Beobachtungen widerlegen jeden Vorwurf, welcher den Tauben bisher gemacht, jede Verdächtigung, welche auf sie geschleudert wurde.

Unter den vier Unterfamilien der Tauben stehen die Baumtauben (Columbinae) obenan, deren Reihe die hochberühmte Wandertaube (Ectopistes migratorius, Columba migratoria, americana und canadensis), Vertreterin der Gattung der Schweiftauben (Ectopistes), eröffnen mag. Sie ist kräftig gebaut, langhalsig und kleinköpfig, ihr Schnabel mittellang, ziemlich dünn, gerade, der Lauf kurz, aber kräftig, kürzer als die Mittelzehe ohne Nagel, der Flügel lang, zugespitzt, in ihm die zweite Schwinge die längste, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz länger als die Flügel und mit Ausnahme seiner beiden etwas verkürzten Mittelfedern abgestuft. Die allgemeine Färbung ist schieferblau, die der Unterseite rötlichgrau; die Halsseiten sind purpurviolett schillernd, der Bauch und die Afterdecken weiß, die Schwingen schwärzlich, weiß gesäumt, die mittleren Steuerfedern schwarz, die seitlichen lichtgrau, an der Wurzel der Innenfahne mit einem braunroten und einem schwarzen Flecken gezeichnet. Das Auge ist glänzend rot, der Schnabel schwarz, der Fuß blutrot. Beim etwas kleineren Weibchen herrscht Aschgraubraun, auf dem Rücken und Bürzel Weißlichgrau vor; die mittleren Schwanzdeckfedern sind rotbraun. Die Länge beträgt beim Männchen 42, beim Weibchen 39, die Breite 65 und 60, die Fittich- und Schwanzlänge je 21 cm.

Von der Hudsonbai an bis zum Golfe von Mexiko und von den Felsengebirgen an bis zur östlichen Küste findet sich die Wandertaube, die sich auch einige Male nach England verflogen haben soll, in allen Staaten Nordamerikas, aber keineswegs überall in gleicher Menge. In den östlicheren Staaten scheint sie, wie Gerhardt sagt, in größeren Massen aufzutreten, „und daher schreiben sich auch die von den glaubwürdigsten Beobachtern ausgehenden Beschreibungen ihrer Sitten und Gewohnheiten, die im Auge manches Europäers ins Reich der Fabel zu gehören scheinen, weil er vernehmen muß, daß in Nordamerika die Züge wilder Tauben die Sonne verfinstern, meilengroße Wälder durch ihren scharfen Kot verderben und starke Äste unter ihrer Last niederbrechen, einer zahlreichen

Menschenmenge nebst ihren Schweinen und einer Unzahl von Raubtieren wochenlang Nahrung bieten und in Wald und Feld wirklich furchtbaren Schaden thun können". Alle Schilderungen des Auftretens dieser Taube aber sind wahr, erreichen nicht einmal die Wirklichkeit.

„Die Wandertaube, die in Amerika Wildtaube genannt wird", sagt Audubon, „bewegt sich mit außerordentlicher Schnelligkeit und treibt sich mittels rasch wiederholter Flügelschläge durch die Luft. Sie fliegt oft im Kreise umher, mit beiden im Winkel erhobenen



Wandertaube (Ectopistes migratorius). ²/₃ natürl. Größe.

Flügeln sich in der Schwebe erhaltend, bis sie sich niederläßt. Dann stößt sie die Spitzen der Vorderschwingen aneinander und veranlaßt dadurch ein bis auf 30 oder 40 m vernehmbares Geräusch. Bevor sie sich setzt, bricht sie die Kraft des Fluges durch wiederholte Flügelschläge, um zum ruhigen Erfassen eines Zweiges oder zum Fußen auf dem Boden gelangen zu können.

„Ich habe mit der Schilderung des Fluges begonnen; denn er ist es, der die Gewohnheiten dieser Tiere bestimmt. Ihre Wanderungen geschehen ausschließlich der Nahrung halber, nicht um der Winterstrenge nördlicher Breiten zu entrinnen oder um einen passenden Platz zum Brüten zu suchen. Demgemäß nehmen sie nirgends festen Stand,

sondern siedeln sich da an, wo sie Futter finden, verweilen unter Umständen jahrelang, wo man sie sonst nie bemerkte, verschwinden plötzlich und kehren erst nach Jahren wieder zurück. Ihre außerordentliche Flugkraft setzt sie in den Stand, Erstaunliches zu leisten. Dies ist erprobt worden durch viele in Amerika wohlbekannte Thatsachen. Man tötete in der Umgebung New Yorks Wandertauben, deren Kropf mit Reis gefüllt war, den sie doch nur in den Feldern Georgias und Carolinas verzehrt haben konnten. Da ihre Verdauung so rasch vor sich geht, daß das eingenommene Futter in 12 Stunden völlig zersetzt ist, mußte man schließen, daß sie zwischen 300 und 400 (englische) Meilen binnen 6 Stunden oder 1 Meile in 1 Minute zurückgelegt hatten. Hiernach könnten sie bei gleicher Geschwindigkeit in weniger als drei Tagen nach Europa gelangen. Diese Flugkraft wird unterstützt durch große Sinnesschärfe, die sie befähigt, bei ihren raschen Flügen das Land unter sich abzusuchen und ihr Futter mit Leichtigkeit zu entdecken. Ich habe beobachtet, daß sie, über eine unfruchtbare Gegend ziehend, in hoher Luft dahinstrichen, während sie da, wo die Gegend waldig und nahrungversprechend war, sich oft herniedersenkten."

„Auf meinem Wege nach Frankfort", erzählt Wilson, „durchstrich ich die Wälder, über welchen ich in den Morgenstunden viele Tauben nach Osten hatte fliegen sehen. Gegen 1 Uhr mittags begannen sie zurückzukehren und zwar in solchen ungeheuern Scharen, daß ich mich nicht erinnern konnte, zuvor so viele auf einmal gesehen zu haben. Eine Lichtung in der Nähe der Verfoebucht gewährte mir freie Aussicht, und hier setzte mich das, was ich sah, vollends in Erstaunen. Die Tauben flogen mit großer Stetigkeit und Schnelligkeit ungefähr in der Höhe eines Büchsenschusses über mir, mehrere Schichten dick und so eng nebeneinander, daß, wenn ein Flintenschuß sie hätte erreichen können, eine einzige Ladung mehrere von ihnen gefällt haben würde. Von der Rechten zur Linken, so weit das Auge reichte, erstreckte sich dieser unermeßliche Zug in die Breite und Länge, und überall schien er gleich gedrängt und gleich dicht zu sein. Neugierig, zu erfahren, wie lange das Schauspiel währen würde, zog ich meine Uhr, um die Zeit zu bestimmen, und setzte mich nieder, um die vorüberziehenden Taubenscharen zu beobachten. Es war ein Viertel nach 1 Uhr, und ich saß von nun an länger als eine Stunde, aber statt daß ich eine Verminderung des Zuges wahrnehmen konnte, schien er zu wachsen an Anzahl und zuzunehmen an Schnelligkeit, und ich mußte endlich, um Frankfort noch zu erreichen, meinen Weg fortsetzen. Gegen 4 Uhr nachmittags kreuzte ich den Kentuckyfluß bei der Stadt Frankfort: der lebendige Strom über meinem Haupte schien aber noch immer ebenso zahlreich, noch ebenso breit zu sein wie je zuvor. Lange nachher gewahrte ich die Tauben noch in großen Abteilungen, die 6 oder 8 Minuten brauchten, ehe sie vorüber waren, und diesen folgten wiederum andere Scharen, in derselben Richtung nach Südosten fliegend, bis nach sechs Uhr des Abends. Die größte Breite des Zuges ließ auf eine entsprechende Breite ihres Brutplatzes schließen."

„Im Herbste 1813", berichtet Audubon, „als ich einige Meilen unter Hardensburgh am Ohio über die dürren Ebenen ging, bemerkte ich einen Zug Wandertauben, der von Nordosten nach Südwesten eilte. Da mir ihre Anzahl größer erschien, als ich sie jemals vorher gesehen hatte, kam mich die Lust an, die Züge, die innerhalb einer Stunde im Bereiche meines Auges vorüberflogen, zu zählen. Ich stieg deshalb ab, setzte mich auf eine Erhöhung und machte mit meinem Bleistifte für jeden vorübergehenden Zug einen Tupfen aufs Papier. In kurzer Zeit fand ich, daß das Unternehmen nicht auszuführen war: denn die Vögel erschienen in unzählbarer Menge. Ich erhob mich also, zählte die Tupfen und fand, daß ich in 21 Minuten deren 163 gemacht hatte. Ich setzte meinen Weg fort; aber die Massen vermehrten sich immer stärker. Die Luft war buchstäblich mit Tauben erfüllt und die Nachmittagssonne durch sie verdunkelt wie bei einer Finsternis. Der Unrat fiel in Massen wie Schneeflocken herab, und das Geräusch der Flügelschläge übte eine einschläfernde Wirkung

auf meine Sinne. Während ich in Youngs Wirtschaft am Zusammenflusse des Saltriver mit dem Ohio auf mein Mittagessen wartete, sah ich noch unermeßliche Legionen vorüberziehen, in einer Breite, die sich vom Ohio bis zu den in der Ferne sichtbaren Waldungen erstreckte. Nicht eine einzige dieser Tauben ließ sich nieder; aber in der ganzen Umgegend gab es auch keine Nuß oder Eichel. Demgemäß flogen sie so hoch, daß verschiedene Versuche, sie mit meiner vortrefflichen Büchse zu erreichen, vergeblich waren: die Schüsse störten sie nicht einmal. Unmöglich ist es, die Schönheit ihrer Luftschwenkungen zu beschreiben, wenn ein Falke versuchte, eine aus dem Haufen zu schlagen. Mit einem Male stürzten sie sich dann unter Donnergeräusch, in eine feste Masse zusammengepackt, wie ein lebendiger Strom hernieder, drängten dicht geschlossen in welligen und scharfwinkeligen Linien vorwärts, fielen bis zum Boden herab und strichen über ihm in unvergleichlicher Schnelle dahin, stiegen dann senkrecht empor, einer mächtigen Säule vergleichbar, und entwickelten sich, nachdem sie die Höhe wieder erreicht, zu einer Linie, gleich den Gewinden einer ungeheuern, riesigen Schlange. Vor Sonnenuntergang erreichte ich Louisville, das von Hardensburgh 55 Meilen entfernt ist. Die Tauben zogen noch immer in unverringerter Anzahl dahin, und so ging es 3 Tage ununterbrochen fort.

„Es war höchst anziehend, zu sehen, daß ein Schwarm nach dem anderen genau dieselben Schwenkungen ausführte wie der vorhergehende. Wenn z. B. ein Raubvogel an einer gewissen Stelle unter einen solchen Zug gestoßen hatte, beschrieb der folgende an derselben Stelle die gleichen Winkelzüge, Krümmungen und Wellenlinien, die der angegriffene Zug in seinem Bestreben, der gefürchteten Klaue des Räubers zu entrinnen, durchflogen hatte. Der Mensch, der derartige Schwenkungen zu beobachten wünscht, braucht nur, wenn er einen derartigen Auftritt gesehen, auf derselben Stelle zu verweilen, bis der nächste Zug ankommt.

„Das ganze Volk war in Waffen. An den Ufern des Ohio wimmelten Männer und Knaben durcheinander und schossen ohne Unterlaß unter die fremden Gäste, die hier, da sie den Fluß kreuzen wollten, niedriger flogen. Massen von ihnen wurden vernichtet, eine Woche und länger genoß die Bevölkerung nichts als das Fleisch oder das Fett der Tauben, und es war von nichts als von Wildtauben die Rede. Die Luft war währenddem gesättigt von der Ausdünstung, die dieser Art eigen ist.

„Vielleicht ist es nicht unnütz, eine Schätzung aufzustellen von der Anzahl der Tauben, die ein solcher Schwarm enthält, und von der Menge der Nahrung, die er vertilgt. Nimmt man an, daß der Zug 1 Meile breit ist (was durchaus nicht übertrieben genannt werden darf), und daß er bei der angegebenen Schnelligkeit ununterbrochen 3 Stunden währt, so erhält man ein Parallelogramm von 180 englischen Geviertmeilen. Rechnet man nun nur 2 Tauben auf den Geviertmeter, so ergibt sich, daß der Zug aus 1,115,136,000 Stück Wandertauben besteht. Da nun jede Taube täglich ein halbes Pint an Nahrung bedarf, braucht der ganze Zug eine Menge von 8,712,000 Bushels täglich.“ Wilson stellt eine ähnliche Rechnung auf und gelangt zu dem Ergebnisse, daß ein Schwarm über 2 Milliarden Tauben enthält und täglich 17,424,000 Bushels Körnerfutter bedarf.

„Sobald die Tauben“, fährt Audubon fort, „Nahrung entdecken, beginnen sie zu kreisen, um das Land zu untersuchen. Während ihrer Schwenkungen gewährt die dichte Masse einen prachtvollen Anblick. Je nachdem sie ihre Richtung wechseln und die obere oder untere Seite dem Beobachter zukehren, erscheinen sie bald blau, bald purpurn. So ziehen sie niedrig über den Wäldern dahin, verschwinden zeitweilig im Laubwerke, erheben sich wieder und streichen in höheren Schichten fort. Endlich lassen sie sich nieder; aber im nächsten Augenblicke erheben sie sich, plötzlich erschreckt, unter donnerähnlichem Dröhnen und vergewissern sich fliegend über die vermeintliche Gefahr. Der Hunger bringt sie jedoch

bald wieder auf den Boden herab. Sobald sie gefußt haben, sieht man sie emsig die welken Blätter durchstöbern, um nach der herumliegenden Eichelmast zu suchen. Unablässig erheben sich einzelne Züge, streichen über die Hauptmasse dahin und lassen sich wieder nieder; dies geschieht aber in so rascher Folge, daß der ganze Zug beständig zu fliegen scheint. Die Nahrungsmenge, die vom Boden aufgesucht wird, ist erstaunlich groß; aber das Aufsuchen geschieht so vollkommen, daß eine Nachlese vergebliche Arbeit sein würde. Während sie fressen, sind sie zuweilen so gierig, daß sie beim Verschlucken einer Nuß oder Eichel keuchen, als ob sie ersticken müßten. Ungefähr um die Mitte des Tages, nachdem sie sich gesättigt haben, lassen sie sich auf den Bäumen nieder, um zu ruhen. Auf den Zweigen laufen sie gemächlich hin und her und bewegen den Hals vor- und rückwärts in sehr anmutiger Weise. Wenn die Sonne niedersinkt, fliegen sie massenhaft den Schlafplätzen zu, die gar nicht selten Hunderte von Meilen von den Futterplätzen entfernt liegen.

„Betrachten wir nun einen dieser Schlafplätze, meinetwegen den an dem Grünen Flusse in Kentucky, den ich wiederholt besucht habe! Er befand sich in einem hochbestandenen Walde, der nur wenig Unterwuchs hatte. Ich ritt 40 Meilen in ihm dahin und fand, da ich ihn an verschiedenen Stellen kreuzte, daß er mehr als 3 Meilen breit war. Als ich ihn das erste Mal besuchte, war er ungefähr vor 14 Tagen in Besitz genommen worden. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang kam ich an. Wenige Tauben waren zu sehen; aber viele Leute mit Pferden und Wagen, Gewehren und Schießvorrat hatten sich rings an den Rändern aufgestellt. Zwei Landwirte hatten über 300 Schweine mehr als 100 Meilen weit hergetrieben, in der Absicht, sie mit Taubenfleisch zu mästen. Überall sah man Leute beschäftigt, Tauben einzusalzen, und allerorten lagen Haufen von erlegten Vögeln. Der herabgefallene Mist bedeckte den Boden mehrere Centimeter hoch in der ganzen Ausdehnung des Schlafplatzes so dicht wie Schnee. Viele Bäume, deren Stämme etwa 60 cm im Durchmesser hatten, waren niedrig über dem Boden abgebrochen, und die Äste der größten und stärksten herabgestürzt, als ob ein Wirbelsturm im Walde gewütet hätte. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Anzahl der Vögel, die hier gehaust hatten, eine über alle Begriffe große sein mußte. Als der Zeitpunkt des Eintreffens der Tauben herannahte, bereiteten sich deren Feinde fast ängstlich auf ihren Empfang vor. Viele erschienen mit eisernen Töpfen, die Schwefel enthielten, andere mit Kienfackeln, wieder andere mit Pfählen, die übrigen mit Gewehren. Die Sonne war unseren Blicken entschwunden, und noch nicht eine einzige Taube war erschienen; aber alles stand bereit, und aller Augen schauten auf zum klaren Himmel, der zwischen den hohen Bäumen hindurch schimmerte. Plötzlich vernahm man den allgemeinen Schrei: ‚Sie kommen.‘ Und sie kamen, obgleich noch entfernt, so doch mit einem Dröhnen, das an einen durch das Takelwerk brausenden Schneesturm erinnerte. Als sie wirklich da waren, und der Zug über mir wegging, verspürte ich einen heftigen Luftzug. Tausende von Tauben wurden rasch von den Pfahlmännern zu Boden geschlagen, aber ununterbrochen stürzten andere herbei. Jetzt wurden die Feuer entzündet, und ein großartiges, ebenso wundervolles wie entsetzliches Schauspiel bot sich den Blicken. Die Tauben, die zu Tausenden ankamen, ließen sich allerorten nieder, bis um die Äste und Zweige der Bäume sich feste Massen gebildet hatten. Hier und da brachen die Äste unter ihrer Last, stürzten krachend nieder und vernichteten Hunderte der darunter sitzenden Vögel, ganze Klumpen von ihnen zu Boden reißend. Es war ein Auftritt der Verwirrung und des Aufruhrs. Ich fand es gänzlich unnütz, zu sprechen oder auch den mir zunächst Stehenden zuzuschreien. Bemerkte man doch selbst das Abfeuern der Gewehre meist nur an dem Blitze des Pulvers!

„Niemand durfte wagen, sich auf den Schauplatz der Verheerung zu begeben. Die Schweine waren in einen Pferch gebracht worden; denn ihr Geschäft, die Toten und

Verwundeten aufzulesen, sollte erst am nächsten Morgen beginnen. Schon war es Mitternacht, und noch fortwährend kamen die Tauben, noch immer zeigte sich keine Abnahme. Der Aufruhr währte die ganze Nacht hindurch fort. Ich war begierig, zu erfahren, auf wie weit hin man den Lärm vernehmen könne, und sandte deshalb einen Mann ab, dies zu erforschen. Er kehrte mit der Nachricht zurück, daß er 3 Meilen vom Orte noch alles deutlich gehört habe. Erst gegen Tagesanbruch legte sich das Geräusch einigermaßen. Lange bevor man einen Gegenstand unterscheiden konnte, begannen die Tauben bereits wegzuziehen und zwar in einer ganz anderen Richtung, als sie gekommen waren. Bei Sonnenaufgang waren alle verschwunden, die noch fliegen konnten. Nun vernahm man die Stimme der Wölfe, der Füchse, der Luchse, des Kuguars, der Bären, Waschbären und Beuteltiere, die unten umherschnüffelten, während Adler und eine Menge von Geiern sich einfanden, um mit jenen die Beute zu teilen. Jetzt begannen auch die Urheber der Niederlagen die toten, sterbenden und verstümmelten Tauben aufzulesen. Sie wurden auf Haufen geworfen, bis jeder so viele hatte, wie er wünschte; dann ließ man die Schweine los, um den Rest zu vertilgen."

Genau dieselbe Schlächterei findet auf den Brutplätzen der Wandertaube statt. „Das Brutgeschäft der Wildtaube", erzählt Audubon ferner, „und die Plätze, die zu diesem Zwecke gewählt werden, sind der Beachtung wert. Die Fortpflanzung hängt nicht gerade von der Jahreszeit ab; aber der gewählte Platz ist immer ein solcher, welcher leicht zu erlangende Nahrung im Überflusse enthält und in passender Nähe vom Wasser liegt. Waldbäume von großer Höhe tragen die Nester. Zu dieser Zeit ruckst die Wandertaube sanft, aber doch stärker als unsere Haustaube, wie ‚kuh kuh kuh', während sie sonst nur die Silben ‚ki ki ki' auszustoßen pflegt. Der Tauber folgt mit stolzem Anstande, ausgebreitetem Schwanze und hängenden Flügeln, die er unten zu schleifen pflegt, dem Weibchen, entweder auf dem Boden oder auf den Zweigen. Der Leib wird aufrecht gehalten, der Kropf vorgedrückt. Die Augen blitzen, er ruckst, hebt dann und wann seine Flügel, fliegt einige Meter weit vorwärts, kehrt zur Täubin zurück, schnäbelt sich liebkosend mit dieser und füttert sie aus seinem Kropfe. Nach solchem Vorspiele beginnen beide den Bau ihres Nestes. Dieses besteht aus wenigen dürren Zweigen, die auf einer Astgabel durcheinander gelegt werden. Auf einem Baume sieht man oft 50—100 Nester beisammen; ich würde sagen, noch mehr, fürchtete ich nicht, daß man die wunderbare Geschichte dieser Taube für märchenhaft halten möchte. Die 2 Eier sind rundlich, etwa 35 mm lang, 25 mm dick und rein weiß. Während das Weibchen brütet, ernährt es das Männchen, erweist ihm überhaupt wahrhaft rührende Zärtlichkeit und Zuneigung. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Jungen regelmäßig ein Pärchen sind. Die Alten füttern ihre Sprosse, bis diese sich selbst ernähren können; dann verlassen sie die Eltern und bilden bis zu ihrer Reife gesonderte Schwärme. Nach 6 Monaten sind sie fortpflanzungsfähig. Sobald sie ausgekrochen sind, beginnt der Gewaltherrscher, Mensch genannt, die Bruten zu vernichten. Er zieht aus mit Äxten und anderen Waffen und haut Äste und Bäume nieder, den Frieden der harmlosen Ansiedler zu stören. Beim Zusammenstürzen der gefällten Stämme und Äste werden die Jungen aus den Nestern geschleudert und Massen von ihnen vertilgt."

Wilson schildert den Brutplatz ausführlicher. „Wenn die brütenden Wandertauben einen Wald länger im Besitze gehabt haben, bietet er einen überraschenden Anblick dar. Der Boden ist mit Mist bedeckt, alles weiche Gras und Buschholz zerstört. Massen von Ästen liegen unten wirr durcheinander, und die Bäume selbst sind in einer Strecke von mehr als 1000 Acker so völlig kahl, als ob sie mit der Axt behandelt worden wären. Die Spuren einer solchen Verwüstung bleiben jahrelang sichtbar, und man stößt auf viele Stellen, wo in mehreren nachfolgenden Jahren keine Pflanze zum Vorschein kommt. Die

Indianer betrachten solchen Brutplatz als eine wichtige Quelle für ihren Wohlstand und Lebensunterhalt. Sobald die Jungen völlig ausgewachsen sind, erscheinen die Bewohner der umliegenden Gegenden mit Wagen, Betten und Kochgerätschaften, viele vom größten Teile ihrer Familie begleitet, und bringen mehrere Tage auf dem Brutplatze zu. Augenzeugen erzählten mir, das Geräusch und Gekreisch in den Wäldern sei so arg gewesen, daß die Pferde scheu geworden wären und keiner dem anderen, ohne ihm ins Ohr zu schreien, sich hätte verständlich machen können. Der Boden war bedeckt mit zerbrochenen Ästen, herabgestürzten Eiern und Jungen, von welchen Herden von Schweinen sich mästeten. Habichte, Falken und Adler kreisten scharenweise in hoher Luft und holten sich nach Belieben junge Tauben aus den Nestern; das Auge sah nichts als eine ununterbrochene, sich tummelnde, drängende, durcheinander flatternde Taubenmasse; das Rauschen der Fittiche glich dem Rollen des Donners. Dazwischen vernahm man das Prasseln der stürzenden Bäume; denn die Holzschläger beschäftigten sich jetzt, diejenigen umzuhauen, welche am dichtesten mit Nestern bedeckt waren."

Man sollte glauben, daß die Tauben durch derartige Anstalten vertilgt werden müßten. „Ich habe mich aber", bemerkt Audubon, „durch jahrelange Beobachtungen überzeugt, daß nichts anderes als die Rodung der Wälder zu ihrer Verminderung dient." Im Jahre 1805 kamen in New York kleine Schiffe an, die mit Wandertauben beladen waren. Das Stück wurde zu einem Cent verkauft. Ein Mann in Pennsylvanien fing, wie Audubon uns mitteilt, in seinem Schlaggarne an einem Tage 500 Dutzend und zog zuweilen 20 Dutzenden von ihnen das Netz mit einem Male über den Kopf. Noch im Jahre 1830 gelangten sie so häufig auf den Markt zu New York, daß man sie überall massenweise sah.

In der Gefangenschaft hält die Wandertaube bei geeigneter Pflege jahrelang aus, pflanzt sich auch ohne Umstände fort, ist jedoch gegenwärtig sehr selten in unseren Tiergärten.

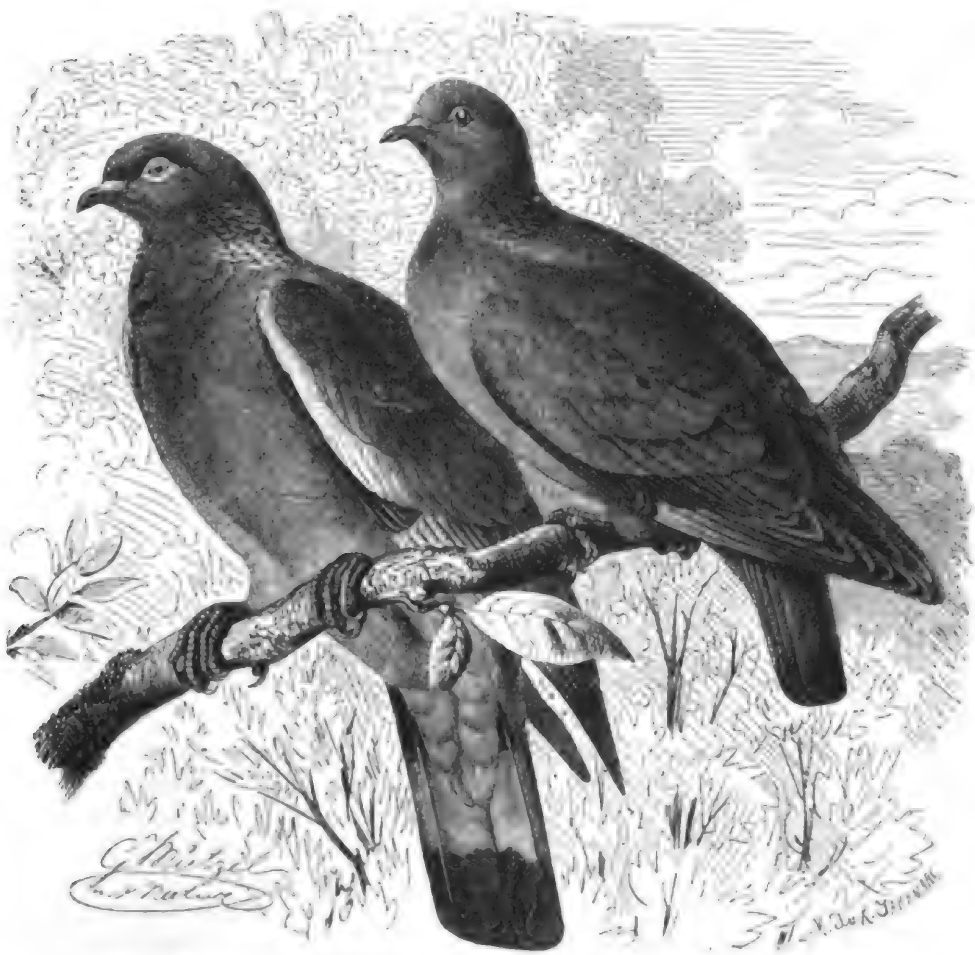
*

Zu der über die ganze Erde verbreiteten Gattung der Holztauben (Columba) gehört unsere Ringeltaube, Holz-, Wald-, Wild-, Bloch- und Kohltaube (Columba palumbus, pinetorum und torquata, Palumbus torquatus und excelsus). Sie ist auf Kopf und Nacken sowie an der Kehle dunkel mohnblau, auf dem Oberrücken und Oberflügel dunkel graublau, auf dem Unterrücken und Steiße lichtblau, auf Kopf und Brust rötlichgrau, auf der übrigen Unterseite licht graublau und auf dem Unterbauche weiß; der untere Teil des Halses ist jederseits mit einem glänzend weißen Flecken geziert und schillert in metallischen Farben; die Schwungfedern sind schiefergrau, die Schwanzfedern schieferschwarz, durch eine hellere Querbinde gezeichnet, ein breiter Streifen am Flügelbuge und ein großer Flecken auf den Schwanzfedern endlich weiß. Das Weibchen unterscheidet sich durch etwas geringere Größe, der junge Vogel durch mattere Färbung. Das Auge ist blaß schwefelgelb, der Schnabel blaßgelb, an der Wurzel rot, der Fuß bläulichrot. Die Länge beträgt 43, die Breite 75, die Fittichlänge 23, die Schwanzlänge 17 cm.

Vom 65. Grade nördlicher Breite an verbreitet sich die Ringeltaube über ganz Europa und wird in Asien durch eine nahe verwandte, vielleicht doch mit ihr zusammenfallende Art (Columba casiotis) ersetzt. Gelegentlich ihrer Wanderungen streift sie nach Nordwestafrika hinüber; den Nordosten des Erdteiles aber berührt sie nicht. Schon in Südeuropa tritt sie viel einzelner auf als bei uns zu Lande, nach unseren Beobachtungen in Spanien jedoch an gewissen Orten in zahlreichen Gesellschaften.

Sie ist ein echter Baumvogel. In Deutschland begegnet man ihr in allen Waldungen, sie mögen groß oder klein sein und aus Schwarz- oder aus Laubholz bestehen, im Gebirge wie in der Ebene, nahe bei Dörfern wie fern von den menschlichen Wohnungen; doch scheint

es, als ob sie den Nadelwald vorzöge, möglicherweise aus dem einzigen Grunde, weil Tannen-, Fichten- und Kiefernsamen mit zu ihren liebsten Nahrungsmitteln gehören. Ausnahmsweise siedelt sie sich auch inmitten der Dörfer oder selbst inmitten volkreicher Städte auf einzelnen Bäumen an: ich habe sie in den Spaziergängen Leipzigs und Dresdens sowie in den Gärten von Paris, Berlin und Jena als Brutvogel gefunden. Im Norden ihres Verbreitungskreises ist sie Zugvogel, der sehr regelmäßig wegzieht und wieder erscheint, schon



Ringeltaube (Columba palumbus) und Hohltaube (Columba oenas). ⅓ natürl. Größe.

im südlichen Deutschland und noch mehr in Spanien und Italien aber Standvogel. Die, die in Skandinavien leben, überwintern zum nicht geringen Teile bereits in Südengland und Irland, die, die von uns auswandern, ziehen höchstens bis Südeuropa und verbringen den Winter auch in solchen Gegenden, in welchen zuweilen recht rauhes und unfreundliches Wetter wochenlang herrschen kann: wir haben sie und die Hohltaube in sehr zahlreichen Scharen während der Wintermonate bei Madrid und in der Sierra Nevada beobachtet, gleichzeitig aber auch erfahren, daß in dem genannten Gebirge gerade diese Art Sommer und Winter ziemlich gleich häufig sein soll. In Mitteldeutschland trifft sie bereits im März, ausnahmsweise sogar schon im Februar ein und verweilt hier bis Mitte oder Ende Oktober.

Nach meines Vaters Beobachtungen siedelt sie sich aber nicht alle Jahre in gleicher Anzahl in ihren einzelnen Wohngebieten an, sondern nimmt Rücksicht auf zufällige Umstände: wenn der Fichtensamen gut geraten, ist sie im Schwarzwalde sehr häufig, wenn das Gegenteil stattfindet, verläßt sie die Nadelhölzer und wendet sich mehr den Laubhölzern zu.

Das Betragen ist zuerst von meinem Vater treu und ausführlich geschildert und seine Beschreibung seitdem wohl verwertet, aber weder bereichert noch irgendwie berichtigt worden. „Die Ringeltaube ist ein äußerst rascher, flüchtiger und scheuer Vogel. Sie geht geschickt, aber nicht sehr schnell, trägt dabei den Leib bald wagerecht, bald aufgerichtet und bewegt den Hals unaufhörlich. Entweder sitzt sie auf dem Wipfel oder tief in den Zweigen verborgen. Sie hat gewisse Lieblingsbäume, auf welchen man sie fast alle Morgen antrifft, entweder solche, welche weit über die anderen hinausragen, oder solche, welche dürre Wipfel haben. Ihr Flug ist schön, schnell, geschickt, verursacht beim Auffliegen Klatschen und dann ein Pfeifen in der Luft. Schon in weiter Entfernung kann man die fliegende Ringeltaube nicht nur an der Größe, sondern auch an dem langen Schwanze und den weißen Flecken auf den Flügeln erkennen.

„Um ein treues Bild vom Betragen dieser Taube zu geben, will ich ihre Lebensart kurz beschreiben. Die Nacht bringen beide Gatten in der Nähe des Nestes zu. Früh vor Tagesanbruch sind sie schon munter, und das Männchen begibt sich auf seinen Lieblingsbaum. Hier fängt es in der Dämmerung an zu rucksen, was dem der Feldtaube ähnlich, aber stärker, fast wie ‚ruckkuckkuck‘ und ‚kukuku‘ oder ‚rukuku kuku‘ klingt. Es sitzt dabei fest auf einem Aste, bläst aber den Hals auf und bewegt ihn. Jedes Rucksen wird drei- bis viermal nacheinander wiederholt und folgt, je hitziger der Tauber ist, desto schneller aufeinander. Die in der Nähe befindlichen Tauber werden dadurch herbeigelockt, setzen sich auf benachbarte Bäume und rucksen nun, miteinander wetteifernd. Merkwürdig ist, daß man gewöhnlich 3, seltener 2, aber nie 4 Männchen in geringer Entfernung voneinander rucksen hört. Alle sitzen dabei auf hohen Bäumen und nicht selten auf den Wipfeln. Einmal beobachtete ich, daß ein Männchen dieser Taubenart auf der Erde vor dem Weibchen ruckste, und ein anderes Mal flog eins rucksend über mich weg. Kommt das Weibchen auf das Rucksen herbei, so setzt es sich nahe bei dem Männchen nieder, und dieses ruckst nun nicht mehr, sondern schreit nur von Zeit zu Zeit ‚puh‘ oder ‚hu‘, was inniges Behagen ausdrückt. Es scheint dadurch den neben ihm sitzenden Taubern seinen Sieg verkünden zu wollen. Das Rucksen ist am stärksten an windstillen, warmen Morgen; doch habe ich es auch bei Regen und spätem Schnee gehört und zwar vom April bis in den August, aber stets am häufigsten, wenn das Paar zu einer neuen Brut Anstalt macht. Um 7, 8 oder 9 Uhr morgens (die Zeit ist verschieden) verstummt der Tauber und fliegt mit dem Weibchen, wenn dieses weder Eier noch kleine Jungen hat, nach Futter aus, geht auch auf die Salzlecke. Um 10 Uhr beginnt das Rucksen wieder, aber schwächer und weniger anhaltend, so daß man es von einem Tauber oft nur wenigemal hört. Nach 11 Uhr geht die Ringeltaube zur Tränke und ruht nun in den Mittagsstunden in einem dichten Baume versteckt. Um 2 oder 3 Uhr fliegt sie wieder nach Futter, fängt um 5 oder 6 Uhr, zuweilen früher, zuweilen später, zu rucksen an und begibt sich dann, wenn sie ihren Durst noch gestillt hat, zur Ruhe.

„Das Frühjahr und den Sommer über sieht man die Ringeltaube gewöhnlich paarweise, selten in kleinen und noch seltener in großen Gesellschaften. Bei der Paarung, zu welcher das Rucksen das Vorspiel ist, zeigt sich der Tauber äußerst unruhig. Er bleibt dann nicht auf einer Stelle, sondern fliegt von freien Stücken auf, steigt in schiefer Richtung in die Höhe, schlägt die Flügelspitzen so heftig zusammen, daß man es auf weithin klatschen hört, senkt sich hierauf schwebend nieder und treibt dieses Spiel oft lange Zeit. Die Täubin folgt ihm zuweilen, erwartet ihn aber gewöhnlich ruhig; denn er kehrt meist, nachdem er

einen großen Kreis im Fliegen beschrieben, zu seinem Lieblingsaufenthalte zurück. Die Begattung selbst geschieht entweder auf den Bäumen, indem sich die Täubin auf einen Ast kauert, oder auf dem Neste. Daß zwei Tauber einander gebissen hätten, habe ich nie bemerkt. Beide Gatten tragen, nachdem der Platz zum Neste ausgewählt ist, die Stoffe herbei, aber das Weibchen verarbeitet sie. Das Nest steht hoch und tief. Ich habe es auf Fichten, Kiefern, Tannen, Eichen, Buchen, Erlen und Linden angetroffen und zwar in einer Höhe von 3—30 m, doch gewöhnlich niedrig auf Stangenholz in hohen Dickichten, am Stamme starker Bäume und versteckt. Es besteht aus dürren Fichten-, Kiefern-, Tannen- und Buchenreisern oder aus den Zweigen einer dieser Baumarten, ist aber so locker und schlecht gebaut, daß man nicht selten die Eier von unten durchschimmern sieht; es ist platt, nur da, wo die Eier liegen, vertieft und hält 30—40 cm im Durchmesser. Obgleich es sehr schlecht gebaut ist, steht es doch fest und trotzt dem Wetter so, daß ich nicht ein einziges vom Sturme heruntergeworfenes gefunden habe. Oft aber bauen die Ringeltauben gar kein eignes Nest, sondern bedienen sich der verlassenen Eichhornnester, die dann oben platt gedrückt und zuweilen mit einigen Reisern belegt werden. Einst fand ich auch die Eier dieser Taube in einem alten Elsterneste, dessen Haube das Elsterpaar zum Baue seines frischen Nestes weggetragen hatte. Die zwei länglichen, auf beiden Seiten gleich zugerundeten, 39 mm langen, 29 mm dicken, dünn- und rauhschaligen, glänzend weißen Eier fand ich von der letzten Hälfte des April bis zur letzten Hälfte des Juli. Sie werden von beiden Gatten ausgebrütet und zwar so, daß das Männchen von 9 oder 10 Uhr vormittags bis 3 oder 4 Uhr nachmittags darauf sitzt.

„Merkwürdig ist die geringe Anhänglichkeit der Ringeltaube an ihre Eier. Ich kenne keinen deutschen Vogel, der seine Eier so gleichgültig betrachtet. Jagt man die brütende Ringeltaube einmal vom Neste, dann kann man die Eier nur gleich mitnehmen; denn sie verläßt sie gewiß. Mir ist kein Fall vorgekommen, daß sie die Eier wieder angenommen hätte. Sind aber beide Gatten in der Nähe des fast oder wirklich vollendeten Nestes und werden aufgejagt, dann verlassen sie es gewöhnlich nicht. Wenn ich jetzt ein Nest dieser Taube finde, gehe ich vorbei, als hätte ich es nicht gesehen, und lasse die brütende Taube ruhig darauf sitzen. Dann bleiben die Alten nicht davon. Gegen die Jungen ist die Liebe größer, aber doch nicht so stark wie bei anderen Vögeln. Von einem Paar flügger Ringeltauben ließ ich die eine ausheben, um sie aufzuziehen. Dies hatten die Alten so übelgenommen, daß sie die andere nicht mehr fütterten. Die Jungen werden, bis ihre Federn hervorgebrochen sind, von den Alten abwechselnd und unaufhörlich, später, bis zum Ausfliegen, bei regnerischer oder kalter Witterung am Tage und in der Nacht stets vom Weibchen erwärmt. Wenn sie klein sind, werden sie von beiden Eltern mit dem käseartigen Stoffe aus ihrem Kropfe gefüttert, wenn sie Federn haben, mit den im Kropfe erweichten Sämereien ernährt. Beim Füttern, das früh um 7 oder 8 und abends um 4 oder 5 Uhr geschieht, geben die Jungen einen eignen, knurrenden Ton des Wohlbehagens von sich. Bei Annäherung eines Menschen schnappen sie mit dem Schnabel und beißen nach der Hand. Sie werden nach dem Ausfliegen nur kurze Zeit von den Alten gefüttert und geführt, weil sie bald ihr Futter suchen und sich vor Gefahren in acht nehmen lernen. Jedes der Eltern hat gewöhnlich ein Junges bei sich und leitet es auf dem Felde zum Fressen an."

Lieblingsnahrung der Ringeltaube ist Same der Nadelholzarten; mit ihm findet man im Sommer oft den ganzen Kropf angefüllt. Sie liest ihn nicht nur von der Erde auf, sondern holt ihn auch, wie mein Vater beobachtet hat, zwischen den klaffenden Deckelchen der Zapfen hervor. Außerdem frißt sie Getreidearten und Grassämereien, ausnahmsweise auch Schnecken und Regenwürmer, und im Spätsommer Heidelbeeren. Nach Naumann findet sie im Laubwalde ein beliebtes Nahrungsmittel an Eicheln und Bucheln. Diese

Angabe stimmt vortrefflich mit dem überein, was ich in Spanien erfuhr und beobachtete; denn hier bilden die Früchte der immergrünen Eiche das hauptsächlichste Futter der als Wintergäste im Lande anwesenden Holztauben.

Die wenigen Körner, die sich die Ringeltaube im Felde zusammenliest, darf man ihr gönnen: es sind eben nur solche, die ohne sie doch verkommen wären; sie gleicht auch diesen kleinen Eingriff in das Besitztum des Menschen tausendfach wieder aus durch das Aufzehren von Unkrautsamen verschiedener Art. Ich meinesteils sehe in ihr einen Vogel, der im Walde nicht fehlen darf, weil er zu dessen Belebung wesentlich beiträgt, und trete schon deshalb unbedingt für ihre Schonung ein. Der gierige Bauer freilich oder der traurige Sonntagsschütze verfolgen sie zu jeder Jahreszeit, und der Südeuropäer lichtet die Reihen der sich bei ihm zu Gaste bittenden Wanderscharen soviel wie möglich. Glücklicherweise ist es nicht gerade leicht, eine Holztaube zu berücken. Diejenigen, welche in den Städten nisten und wenige Meter über den Häuptern der Spaziergänger ungescheut ihr Wesen treiben, ja thun, als ob sie gezähmt wären, sind seltene Ausnahmen von der Regel. Im allgemeinen ist die Ringeltaube unter allen Umständen vorsichtig und traut keinem Menschen, auch dem nicht, der harmlos zu sein scheint. Diese Vorsicht sichert sie vor den meisten Nachstellungen und ist wohl eine der Hauptursachen, daß sie sich nicht vermindert, sondern im Gegenteile stetig vermehrt. Neben dem Menschen hat der vorsichtige Vogel wenige Feinde, die ihm gefährlich werden können. Habicht und Wanderfalke oder die großen Verwandten des letzteren fangen alte, Wildkatze, Baummarder und Eichhorn, vielleicht auch der weibliche Sperber und nachts der Uhu bedrohen junge Vögel.

Gefangene Ringeltauben werden erträglich zahm und halten viele Jahre im Käfige aus. Es hält nicht schwer, sie an ein passendes Ersatzfutter zu gewöhnen, da gemischte Sämereien ihren Ansprüchen vollständig genügen. Zur Fortpflanzung im Käfige schreiten sie aber nur ausnahmsweise. Mit anderen Taubenvögeln der verschiedensten Art vertragen sie sich gut, machen nie Gebrauch vom Rechte des Stärkeren und lassen sich von kleinen Schwächlingen oft merkwürdig viel gefallen, ohne sich ihrer zu erwehren.

Die zweitgrößte Wildtaube Europas ist die auf Madeira beschränkte, bis auf ein wenig deutliches, nur durch die Federränder gebildetes, silbernes Halsband und die etwas hervortretende dunkle Schwanzendbinde fast einfarbige, vorherrschend dunkel graublaue **Silberhalstaube** (*Columba trocaz* und *bouvryi*); die drittgrößte ist unsere

Hohltaube, Loch-, Block- und Blautaube (*Columba oenas, cavorum* und *arborea, Palumboena oenas* und *columbella*, Abbildung S. 409). Sie ist auf Kopf und Hals, Oberflügel, Unterrücken und Bürzel mohnblau, auf dem Oberrücken tief graublau, in der Kropfgegend weinrot, auf der übrigen Unterseite matt mohnblau; die Schwingen und die Enden der Steuerfedern sind schieferblau; über den Flügel zieht sich eine unvollkommene dunkle Binde; der Nacken schillert in der für die Tauben bezeichnenden Weise. Das Auge ist tiefbraun, der Schnabel blaßgelb, an der Wurzel dunkel fleischrot, weiß bestäubt, der Fuß matt dunkelrot. Die Jungen tragen unreines Gefieder. Die Länge beträgt 32, die Breite 67, die Fittichlänge 22, die Schwanzlänge 13 cm.

Ungefähr dieselben Länder, in welchen die Ringeltaube vorkommt, beherbergen auch die Hohltaube; sie ist aber überall seltener als jene, aus dem sehr triftigen Grunde, weil sie nicht überall leben kann, vielmehr an alte Bäume mit passenden Höhlungen gebunden ist. Sie wohnt in Waldungen aller Art, nicht selten auch auf Feldbäumen, wenn diese eine passende Höhlung zur Aufnahme des Nestes haben, zuweilen auf solchen in unmittelbarer Nähe der Dörfer, nimmt aber in Mitteldeutschland von Jahr zu Jahr mehr ab. Am

häufigsten habe ich sie in den zumeist aus Weiden bestehenden Auenwäldern der unteren Donau gesehen. In Mitteldeutschland erscheint sie einzeln im März; nach der Winterherberge reist sie in Flügen um die Mitte des Oktober ab. Auch sie überwintert schon im südlichen Europa, und höchst selten streifen kleine Flüge bis nach Nordwestafrika hinüber.

Sie ist weniger rasch und stürmisch als die Ringeltaube, aber behender in ihren Bewegungen, geht geschickter und trägt den Leib gewöhnlich etwas mehr aufgerichtet, fliegt gewandt, im Anfange mit klatschendem Getöse, sodann mit hohem und hellem Pfeifen und vor dem Niedersetzen, das sanft schwebend geschieht, ohne jegliches Geräusch. Durch ihre Stimme, d. h. ihr Rucksen, unterscheidet sie sich wesentlich von der Ringel- und Feldtaube: sie ruckst einfach „hu hu hu“. „Beim Rucksen“, sagt mein Vater, „bläst die Hohltaube ihren Hals ebenfalls auf und bewegt ihn, sitzt aber auch wie die Ringeltaube fest auf dem Aste und unterscheidet sich dadurch vor der Feldtaube, die während des Rucksens hin und her läuft. Man hört vom April bis September oft eine einzelne Hohltaube rucksen; doch antwortet zuweilen ein Männchen dem anderen, und da, wo viele hohle Bäume in geringer Entfernung voneinander stehen, wetteifern mehrere Tauben miteinander. Das Rucksen vernimmt man nicht nur in den Morgen-, Vormittags- und Abendstunden, wie bei der Ringeltaube, sondern zu jeder Zeit, während welcher der Tauber sich in der Nähe der brütenden Täubin oder seiner Jungen befindet. Vor der Paarung ist natürlich das Rucksen am stärksten.“ Die Nahrung besteht in Körnern aller Art. Sie fliegt früh von 8—9 Uhr und nachmittags von 3—4 Uhr nach Futter aus, liest dieses von den Äckern und Wiesen auf und geht zwischen 11 und 12 Uhr mittags und abends zur Tränke.

Das Hohltaubenpaar ist ein Bild treuer Gattenliebe. Das Männchen hält innig zu seinem Weibchen, ist gewöhnlich in seiner Nähe, unterhält es mit Rucksen, während es brütet, und begleitet es, wenn es von den Eiern gejagt wird. Sofort nach der Ankunft im Frühjahre erwählt sich das Paar eine passende Nisthöhlung, und schon Anfang April findet man in ihr das erste Gelege, 2 weiße Eier von 36 mm Länge und 27 mm Dicke. Beide Eltern brüten mit Hingebung. „So wenig Anhänglichkeit die Ringeltauben gegen ihre Eier zeigen“, sagt mein Vater, „eine so ausgezeichnete beweisen die Hohltauben. Sie sitzen nicht nur sehr fest auf den Eiern, so fest, daß man die brütende Taube zuweilen ergreifen kann, sondern sie suchen selbst mit Gefahr ihres Lebens das Nest wieder auf. Man kann nach der Täubin schießen, ohne daß sie ihre Eier verläßt.“ Wird das Paar nicht gestört, so macht es drei Bruten im Jahre, niemals aber zwei nacheinander in demselben Neste, sondern jede in einer anderen Baumhöhlung. Dies geschieht deshalb, weil alle Tauben den Unrat ihrer Jungen nicht aus dem Neste tragen, die Höhlung aber, in welcher Junge groß wuchsen, wie Naumann sagt, „ein stinkender Pfuhl von Unrat ist“, so daß die Jungen in ihrem eignen Kote sitzen, mit ihm die Bauch- und Schwanzfedern beschmutzen und sich erst lange nach dem Ausfliegen reinigen. Im nächsten Jahre kann das Paar die Höhlung wieder beziehen; der Unrat ist dann infolge der Fäulnis oder dank den Kerbtieren so verändert worden, daß er nicht mehr hindert; es hat vielleicht auch ein Specht oder ein anderer Vogel den Raum wieder gereinigt. Da nun jedes Paar im Laufe des Sommers mehrerer Höhlungen bedarf, kommt es oft in Verlegenheit und Not. Es muß sich den Nistplatz schwer erstreiten und hat nicht bloß mit anderen Hohltaubenpaaren, sondern auch mit Spechten, Staren, Dohlen und Mandelkrähen zu kämpfen, ohne als Sieger hervorzugehen, kann sich den veränderten Verhältnissen nicht anbequemen und sieht sich zuletzt gezwungen, eine für sie unbewohnbare Gegend zu verlassen. Dies ist die alleinige Ursache der Verminderung.

Alle Feinde, welche die Ringeltaube bedrohen, werden auch der Hohltaube gefährlich; manches Nest mag noch vom Baummarder und Hermelin ausgenommen werden, obschon man ein friedliches Zusammenleben der Hohltaube mit argen Räubern, wie man es kaum für

möglich halten möchte, beobachtet hat. In der Nähe meines Heimatsortes wurde, wie mein Vater erzählt, eine Eiche gefällt, in welcher in einem unteren Loche vier junge Baummarder und in einer hoch oben befindlichen Höhlung zwei junge Hohltauben saßen. Diese merkwürdige Nachbarschaft dürfte nicht leicht wieder vorkommen.

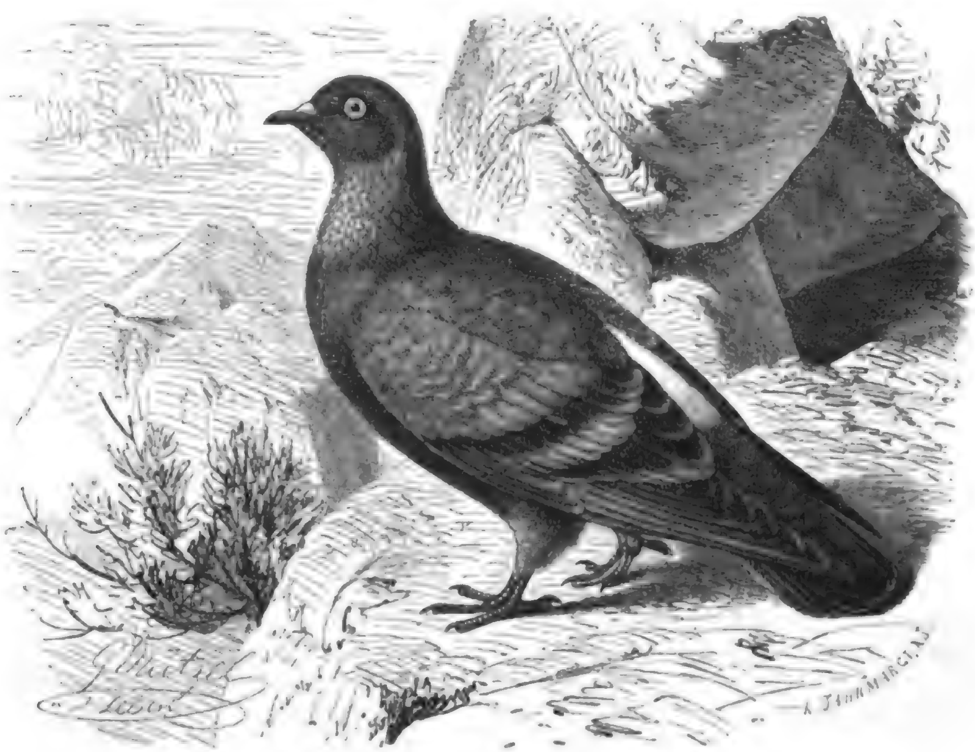
Die Hohltaube wird leichter zahm als die Ringeltaube, mischt sich freiwillig zuweilen unter die Feldtauben und soll sich sogar mit ihnen paaren. Bestimmte Beobachtungen hierüber liegen meines Wissens nicht vor; aber das Betragen der beiden Verwandten gegeneinander läßt vermuten, daß die Annahme nicht unrichtig ist. Auch von mir gepflegte Hohltauben lebten in großer Freundschaft mit Feldtauben, und mehr als einmal habe ich gesehen, daß ein Feldtauber eine Hohltaube treten wollte.

Die für den Menschen wichtigste aller Tauben ist die Felsentaube, Stein-, Grotten- und Ufertaube (Columba livia, glauconotos, intermedia, domestica, hispanica, turcica, gutturosa, cucullata, hispida, turbida, galeata, tabellaria, dasypus, gyratrix, rupestris, unicolor, elegans, dubia, gymnocyclus und schimperi), die Stammmutter unserer Haustaube. Sie ist auf der Oberseite hell aschblau, auf der Unterseite mohnblau, der Kopf hell schieferblau, der Hals bis zur Brust dunkel schieferfarben, oben hell blaugrün, unten purpurfarben schillernd, der Unterrücken weiß; über den Flügel ziehen sich zwei schwarze Binden; die Schwingen sind aschgrau, die Steuerfedern dunkel mohnblau, am Ende schwarz, die äußersten auf der Außenseite weiß. Das Auge ist schwefelgelb, der Schnabel schwarz, an der Wurzel lichtblau, der Fuß dunkel blaurot. Männchen und Weibchen unterscheiden sich kaum durch die Färbung; die Jungen sind dunkler als die Alten. Die Länge beträgt 34, die Breite 60, die Fittichlänge 21, die Schwanzlänge 11 cm.

Das Verbreitungsgebiet der Felsentaube, die in mehreren ständigen Unterarten auftritt, beschränkt sich in Europa auf einige nordische Inseln und die Küsten des Mittelmeergebietes, umfaßt aber außerdem fast ganz Nordafrika, Palästina, Syrien, Kleinasien und Persien sowie einzelne Teile des Himalaja. In Deutschland hat man sie meines Wissens noch nicht brütend gefunden; wohl aber ist mir ein Fall bekannt, daß sie am Südabhange des Riesengebirges, in der Nähe von Johannisbad, genistet hat. Regelmäßig bewohnt sie verschiedene Gegenden längs der Westküste von Schottland, insbesondere die Hebriden, Orkney- und Shetland-Inseln, die Faröer und das kleine Felseneiland Rennesö bei Stavanger, an Norwegens westlicher Küste, ferner fast alle geeigneten Felsenwände um das Mittelmeer, von Triest an, Griechenland, ganz Italien, Frankreich, Südspanien. Auf den Faröer ist sie, laut Graba, gemein, nistet fast auf jeder bewohnten Insel, weiß sich aber so zu verbergen, daß die Bewohner weder ihrer Eier noch ihrer Jungen habhaft werden können. Auch wenn sie ihre Nahrung auf der Indmark sucht, ist sie sehr scheu, dabei im Fliegen so gewandt, daß weder die Raubmöwen noch die Raben ihr etwas anhaben können, während die zahmen Tauben sogleich von letzteren getötet werden. „Ich sah sie in eine geräumige Höhle fliegen, in welche man allenfalls gelangen konnte. Nach vieler Mühe und Gefahr kamen wir dahin und bemerkten, daß die Höhle sehr verschüttet war und aus mehreren kleineren bestand. Die Eingänge waren durch größere und kleinere Steine verdeckt, so daß von den Tauben oder gar ihren Brutplätzen nichts zu sehen war. Weder Sprechen, noch Schreien, noch Steinwerfen brachte sie heraus; es wurde also ein Gewehr abgefeuert. Plötzlich belebte sich die Höhle, und die Tauben flatterten nach allen Seiten davon."

In der Umgegend von Triest lebt die Taube geeigneten Ortes überall, auf dem Karste namentlich in unterirdischen, trichterartigen Höhlen (Dolinen), oft tief unter der Oberfläche, in Istrien, Dalmatien, Italien, Griechenland und Kleinasien sowie auf allen griechischen Inseln in Felsenriffen hart am Meere wie auf den höchsten Gebirgen. Auf den Kanarischen

Inseln tritt sie, laut Bolle, nicht nur längs der Küsten, sondern auch im Inneren der Inseln, wo diese nicht bewaldet sind, in Menge auf, wurde selbst noch in einem Höhengürtel von 2000—3000 m über dem Meere angetroffen: Berthelot fand sie auf Lanzarote in dem noch frischen Krater, trotz des Schwefelgeruches und der großen Hitze, die darin herrschten. Auch dort brüten oder schlafen sie am liebsten in Höhlen, und auf Lanzarote gewähren sie ein ganz besonderes Jagdvergnügen, indem man im Dunkeln mit Fackeln in ihre Grotten dringt, den Eingang verstopft und dann mit Stangen auf sie losschlägt. In Ägypten sah ich sie an Felswänden, namentlich in der Nähe der Stromschnellen, in sehr zahlreicher Menge, einzelne Flüge aber auch inmitten der Wüste, wo



Felsentaube (Columba livia). ⅓ natürl. Größe.

man sich fragen mußte, wie die arme Erde hier im stande sei, den Massen genügende Nahrung zu bieten. Weiter im Inneren ist sie viel seltener; an günstigen Stellen aber vermißt man sie nicht, und eine Felsenmasse mit steilen Wänden beherbergt sie gewiß. In Indien gehört sie zu den gemeinsten und häufigsten Vögeln, brütet ebenfalls in Höhlen und Nischen der Felsen und Klippen, womöglich in der Nähe von Wasser und oft in Gemeinschaft mit dem Alpensegler. Hier, wie in Ägypten, lebt sie auch in einem halbwilden Zustande und bewohnt alle alten ruhigen Gebäude, Stadtmauern, Pagoden, Felsentempel und ähnliche Baulichkeiten, oder bezieht die Türme, die ihr zu Gefallen errichtet werden. In Oberägypten gibt es viele Ortschaften, die mehr der Tauben als der Menschen halber erbaut zu sein scheinen. Nur das untere Stockwerk des pyramidenartigen, platt gedeckten Hauses bewohnt der Bauer, das obere, gewöhnlich weiß getünchte und sonstwie verzierte gehört den Tauben an, und außerdem errichtet man noch hohe, kuppelförmige Türme einzig

und allein dieser Vögel wegen. Das Mauerwerk aller jener Gebäude, welche ich Taubenschläge nennen will, besteht nicht aus Ziegelsteinen, sondern von einer gewissen Höhe an nur aus großen, eiförmigen, dickwandigen Töpfen, die übereinander gelagert und durch Mörtel, richtiger Nilschlamm, miteinander verkittet wurden. Jeder Topf ist an dem nach außen gekehrten Ende durchbrochen, das betreffende Loch jedoch nicht groß genug, um einer Taube Zugang zu gewähren, sondern nur bestimmt, Luft und Licht durchzulassen. Von der anderen inneren Seite dagegen ist jeder Topf bequem zugänglich und gibt einem Neste Raum. Die Eingänge zu den Taubenhäusern sind ziemlich groß und mit eingemauerten Reisigbunden umgeben, welche die Stelle der Flugbretter vertreten. Daß diese Einrichtung sich bewährt, geht aus den Massen von Tauben, welche die Häuser fortwährend umlagern, deutlich hervor.

Im Süden sind die Felsentauben Standvögel; im Norden zwingt sie der Winter zum Wandern. Sie versammeln sich vor dem Abzuge in zahlreiche Schwärme und scheinen während ihres Aufenthaltes in der Fremde diese Vereine nicht zu lösen. Es ist mir wahrscheinlich, daß derartige Wanderscharen oft von uns bemerkt, aber nicht erkannt, sondern als gewöhnliche Feldflüchter angesehen werden. Sie ziehen erst dann die Aufmerksamkeit auf sich, wenn man sie, wie zuweilen geschieht, sich mit Krähen und Dohlen vereinigen oder auf Bäumen niederlassen sieht, was sie immer noch öfter als Feldflüchter zu thun pflegen. Im Jahre 1818 erschien ein Schwarm von etwa 1000 Paaren zu Ende des Dezember in der Gegend von Kreuzburg, der allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Diese Tauben hielten sich in Gesellschaft der Saatkrähen und Dohlen, saßen am Tage mit den Haustauben in friedlicher Gemeinschaft auf den Dächern, zogen aber gegen Abend in die Nadelwälder und übernachteten hier auf Bäumen. Sie blieben bis Mitte Januar in jener Gegend und verschwanden nach und nach, ohne daß man erfuhr, wie. Einen ähnlichen Flug beobachtete mein Bruder in der Nähe meines Geburtsortes, und wahrscheinlich waren die Felsentauben, die wir in der Sierra Nevada antrafen, auch nur eingewanderte.

Das Betragen der Felsentaube weicht von dem unserer Haustaube wenig ab. Sie ist gewandter, namentlich behender im Fluge als unsere Feldflüchter und regelmäßig sehr menschenscheu; in allem übrigen gewährt uns das Betragen der Nachkommen ein getreues Lebensbild der Stammeltern. Sie geht gut, aber nickend, fliegt vortrefflich, mit pfeifendem Säuseln, durchmißt ungefähr 100 km in der Stunde, klatscht vor dem Auffliegen und schwebt vor dem Niedersitzen, steigt gern hoch empor und kreist oft längere Zeit in dicht geschlossenen Schwärmen. Die Bäume meidet sie gern, macht aber hiervon gelegentliche Ausnahmen. So sieht man die ägyptischen Haustauben regelmäßig auf den Palmen sitzen, und auch bei uns beobachtet man einzelne Feldflüchter, die sich hier niederlassen. Beim Nahrungsuchen läuft sie stundenlang auf dem Boden herum, beim Trinken watet sie zuweilen ein wenig in das Wasser hinein; die ägyptischen aber setzen sich, wenn sie trinken wollen, mitten auf den Strom, lassen sich von den Wellen tragen und erheben sich, wenn sie ihren Durst gestillt haben.

Sinne und geistige Fähigkeiten der Felsentaube sind wohl entwickelt. Die wilde läßt sich zwar nicht leicht beobachten; bei der zahmen aber bemerkt man bald, daß man es mit klugen und verständigen Vögeln zu thun hat. Ihr Wesen ist ein Gemisch von Gutem und Bösem. Sie ist friedfertig und verträglich, richtiger vielleicht gleichgültig gegen andere Tiere und lebt unter sich so ziemlich in Frieden. Die Paarungszeit erregt freilich auch bei ihnen eifersüchtige Gefühle, und dann kann es vorkommen, daß zwei Tauber sich streiten; die Sache ist aber nicht so ernst gemeint, und der Kampf währt selten lange. Auch Futterneid macht sich bemerklich: diejenige Taube, welche reichlich Nahrung findet, breitet die Flügel aus und versucht dadurch andere abzuhalten, das Gefundene mit ihr zu teilen; die

Geselligkeit, die ihnen in hohem Maße eigen ist, beendet derartige Zwistigkeiten aber immer in sehr kurzer Zeit, und wenn Gefahr sich naht oder ein Unwetter droht, gibt die Gesamtheit Beweise der edelsten Gefühle.

Die Stimme, das bekannte Rucksen, besteht aus dumpfen, heulenden und rollenden Tönen, die ungefähr wie „marukuh murkukuh marhukukuh" klingen. Die einzelnen Ausrufe werden mit Bücklingen, Drehungen und Kopfnicken begleitet und folgen sich um so schneller, je eifriger das Männchen ist. Manchmal stoßen die Tauber Laute aus, die man durch die Silben „huhu" oder „huhua" bezeichnen kann: sie bekunden ein Verlangen des Männchens nach dem Weibchen oder sind Klagen über zu lange Abwesenheit des einen Gatten.

Alle Arten unseres Getreides und außerdem die Sämereien von Raps und Rübsen, Linsen, Erbsen, Lein rc., vor allem anderen aber die Körner der als unausrottbares Unkraut gefürchteten Vogelwicke, bilden die Nahrung der Felsen- und Haustauben. Man hat sie als schädliche Tiere betrachtet, weil sie ziemlich viel Nahrung bedürfen und uns fühlbare Verluste zufügen können; wenn man aber bedenkt, daß sie Getreide nur während der Zeit der Aussaat fressen, wird man weniger streng urteilen, zumal, wenn man noch berücksichtigt, daß sie den Schaden, den sie verursachen, durch Aufzehren von Unkrautsamen reichlich wieder ausgleichen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie uns viel mehr nützen, als wir glauben. Auch sie fliegen regelmäßig zu gewissen Zeiten nach Nahrung aus, gewöhnlich früh und vormittags und nachmittags noch einmal, wenn sie ein besonders ergiebiges Feld erspäht haben, oft ziemlich weit.

Man nimmt an, daß die Felsentaube mindestens zweimal jährlich niste, und weiß mit Bestimmtheit, daß der Feldflüchter im Laufe des Sommers mindestens drei Bruten macht. Mit Beginn des Frühlings ruckst der Tauber sehr eifrig, zeigt sich anderen gegenüber zänkisch und erkämpft sich, nicht immer ohne Mühe, sein Weibchen, welchem er die größte Zärtlichkeit bekundet. „Ein einmal verbundenes Paar", sagt Naumann, „trennt sich im Leben nicht wieder und ist auch außer der Fortpflanzung immer beisammen. Ausnahmen hiervon sind selten. Sobald der Tauber einen Ort für das Nest erwählt hat, setzt er sich da fest und heult, den Kopf auf den Boden niedergelegt, bis die Täubin kommt. Diese läuft gewöhnlich mit ausgebreitetem und aufstreichendem Schwanze auf ihn zu, beginnt mit ihm zu tändeln und krabbelt ihn ganz behutsam zwischen den Kopffedern. Der Tauber reibt dagegen seinen Kopf zum öfteren auf seinen Rückenfedern. Beide fangen an, sich zu schnäbeln, wobei sie sehr zärtlich thun, und nunmehr erst erfolgt die Begattung. Wenn sie vollzogen, schreiten sie mit stolzem Anstande einher, fliegen auch wohl, mit den Flügeln klatschend und in der Luft spielend, ein wenig in die Höhe und ordnen und putzen nun stillschweigend ihr Gefieder wieder. Sowie die Täubin alle dem Betreten vorhergegangenen Bewegungen zärtlich erwidert, so geschieht es nicht selten, daß sie, nachdem sie betreten worden, auch den Tauber betritt. Nach einigen Tagen, an welchen die Begattung öfters vollzogen wurde, treibt der Tauber seine Gattin vor sich her zum Nistplatze, wo der Bau beginnen soll, fliegt nach Baustoffen aus, trägt sie im Schnabel herbei, und die Täubin baut damit das Nest. Dieses ist ein flacher, in der Mitte wenig vertiefter, ohne alle Kunst zusammengelegter Haufe trockener Reiser, Pflanzenstengel, Stroh und dürrer Halme. Bis zum Legen des ersten Eies vergehen nun noch mehrere Tage, während welcher das Weibchen öfters vom Männchen betreten und endlich zum Neste getrieben wird."

Die 2 Eier haben längliche Gestalt und sind glattschalig, glänzend und rein weiß. Beide Geschlechter brüten, die Täubin von 3 Uhr nachmittags bis 10 Uhr vormittags ununterbrochen, der Tauber nur in den wenigen Stunden, die dazwischen liegen. Trotzdem wird ihm die Zeit viel zu lang; denn schon nach 1 Uhr pflegt er ärgerlich zu heulen,

in der Absicht, die Taube, die ihre wenigen Erholungsstunden doch sehr nötig hat, herbeizuführen. Nachts schläft er in unmittelbarer Nähe des Nestes, immer bereit, die Gattin nach Kräften zu beschützen, duldet nicht einmal, daß eine andere Taube sich nähert. Nach 16—18 Tagen sind die Eier gezeitigt, und die äußerst unbehilflichen, blinden Jungen schlüpfen in einem Zwischenraume von 24—36 Stunden nacheinander aus. In der ersten Zeit werden sie von beiden Eltern mit dem Futterbrei gefüttert, der sich im Kropfe bildet; später erhalten sie erweichte, endlich härtere Sämereien nebst Steinchen und Lehmstücken. Sie sind nach 4 Wochen erwachsen, schwärmen mit den Alten aus, machen sich in wenigen Tagen selbständig, und die Eltern schreiten nun zur zweiten Brut.

Die Felsen- und die Feldtauben haben dieselben Feinde wie andere Arten ihrer Ordnung, die letztgenannten selbstverständlich mehr als die wild lebenden, weil diese ihre Feinde nicht nur besser kennen, sondern ihnen auch leichter entrinnen. Bei uns zu Lande sind Marder, Wanderfalken und Habichte die schlimmsten Feinde der Tauben, im Süden werden jene durch Verwandte vollständig vertreten. Vor Raubvögeln fürchten sich die Tauben so, daß sie zuweilen zu sonderbaren Mitteln ihre Zuflucht nehmen. So sahen Naumann und E. von Homeyer Feldflüchter, vom Wanderfalken verfolgt, sich in einen Teich, sogar in die See stürzen, untertauchen und an einer ganz anderen, weit entfernten Stelle wieder auftauchen und weiterfliegen. Daß sich Tauben oft in das Innere der Häuser flüchten und dabei Fensterscheiben zerbrechen, ist bekannt.

Wilde Felsentauben, die jung aus dem Neste genommmen werden, betragen sich genau wie Feldflüchter, befreunden sich mit den Menschen, bekunden jedoch niemals jene hingebende Unterthänigkeit, welche die Haustauben an den Tag zu legen pflegen.

*

Neben verschiedenen Turtel- und Lachtauben lebt in Mittelafrika ein äußerst niedlicher Vertreter der Gattung der Girrtauben (Peristera), die ich Zwergtaube nennen will (Peristera afra, chalcopsilos, senegalensis und parallinostigma, Chalcopelia afra und chalcopsilos, Columba afra und chalcopsilos, Turtur senegalensis, Abbildung S. 424). Nebst einigen Verwandten kennzeichnet sie sich hauptsächlich durch kurzen, abgerundeten Schwanz, hochläufigen Fuß und eigentümlich metallische Färbung der Oberarmschwingen. Das Zwergtäubchen ist auf der Oberseite erdbraun, mit ölfarbenem Schimmer, auf dem Oberkopfe aschgrau, auf Stirn und Kehle weißlich, auf dem Bürzel schwarz, auf der Unterseite rötlichgrau, nach dem Bauche zu weißlich; die Schwingen sind schwarzbraun, am Grunde und an der Innenfahne zimtrot, die letzten Armschwingen, die Schulterfedern und deren Decken in der Wurzelhälfte der Außenfahne glänzend stahlblau oder dunkel metallischgrün, mehrere, größtenteils verdeckte Flecken bildend, die mittleren vier Schwanzfedern erdbraun wie der Rücken gefärbt und vor der Spitze mit breitem, schwarzem Endbande, die drei äußeren Paare aschgrau mit breiter schwarzer Endbinde und graubraunem Spitzensaume geziert. Das Auge ist rot, der Schnabel schwärzlich, der Fuß gelbrot. Die Länge beträgt 20, die Fittichlänge 10, die Schwanzlänge 8 cm.

Die Zwergtaube, die in zwei Unterarten auftritt, verbreitet sich über alle Gleicherländer Afrikas, nach Süden hin bis Natal, nach Norden hin bis zum 16. Grade und steigt im Hochgebirge bis zu 2500 m Höhe empor. In den Uferwaldungen am Blauen Nil ist sie eine alltägliche Erscheinung, und auch in den reich bewachsenen Thälern der Samhara oder des abessinischen Gebirges kommt sie an passenden Stellen überall vor; aber man hört sie viel öfter, als man sie sieht. Paarweise bewohnt sie die dicht verschlungenen niederen Gebüsche; in den Wipfeln der höheren Bäume bemerkt man sie nie. Man darf sagen, daß ihr ganzes Leben im Schatten jener Dickichte verfließt; denn sie verläßt sie nur

auf Minuten, wenn sie der Durst zu einem Wässerchen treibt. Da, wo sie häufig ist, hört man aus jedem Busche hervor ihr eigentümliches und unverkennbares flötendes Rucksen. Dieselben Beobachtungen machte die Güßfeldtsche Loango-Expedition in Westafrika; dagegen sagt Büttikofer über ihr Gebaren in Liberia: „Sie trippelt, ohne sich viel um die in der Nähe arbeitenden Leute zu kümmern, auf Wegen und Äckern umher und setzt sich gern auf die Äste der in den Feldern zerstreut stehenden niedrigen Bäume. Im dichten Buschwalde — — — habe ich diese Art nie beobachtet."

Sie ist ein überaus friedlicher, harmloser Vogel, der in seiner reichen Buschwelt still sein Wesen treibt, lebt streng paarweise, tritt aber an besonders günstigen Orten in namhafter Menge auf. Hier wohnt in jedem größeren Busche ein Pärchen, und der eine Busch, der nur 20 Geviertmeter Land bedeckt, scheint ihr vollständig zu genügen. Äußerst selten kommt sie unter ihm hervor und ins Freie gelaufen; sobald wie möglich verkriecht sie sich wieder im Dunkel eines anderen ebenso dicht verschlungenen Gebüsches. Ihre Heimat ist so reich an allerlei Sämereien, zumal an Samenkörnern der Schlingpflanzen, welche die Wohnsitze erst recht dicht und heimlich machen, daß unsere Taube größere Wanderungen nicht anzutreten braucht, und da sie sich nun regelmäßig in der Nähe des Wassers ansiedelt, so kann sie so recht nach Herzenswunsch ein behagliches Stillleben führen.

Im Sudan beginnt die Fortpflanzung mit den ersten Regengüssen, in Abessinien scheint sie in den Monaten stattzufinden, die unserem Frühlinge entsprechen; wenigstens vernahm ich um diese Zeit sehr oft ihre bezeichnende Stimme. Diese erinnert nur noch entfernt an das Rucksen der Taube und hat mit den Tönen, die der Tok dem Walde zum besten gibt, weit mehr Ähnlichkeit. Der Ruf besteht nämlich nur aus der Silbe „du"; dieser eine Laut wird aber 10—15mal nacheinander, anfangs langsam, gegen den Schluß hin mit einer mehr und mehr sich steigernden Schnelligkeit, wiederholt. Ein ganz besonderer unbeschreiblicher Wohllaut kennzeichnet ihn, so daß man schwerlich in Versuchung kommt, ihn mit den ähnlich klingenden des Hornvogels zu verwechseln. Andere Laute habe ich nie vernommen, nach der Paarungszeit überhaupt keinen mehr. Das Männchen ist äußerst zärtlich gegen seine Gattin, umgeht sie mit zierlichem Kopfnicken, schnäbelt sie, umhalst sie und fliegt dann auf einen etwas über dem Boden stehenden Ast, von welchem es seinen Jubelruf erschallen läßt. Das Nest wird entweder im dichtesten Gebüsche hart über dem Boden oder auf abgebrochenen Stämmen, auch wohl in Baumhöhlungen mit weitem Eingange errichtet. Es ähnelt dem anderer Tauben, ist aber, wenn es frei steht, doch etwas schmucker und besser gebaut, während dagegen wenige Reiser die Unterlage für die Eier bilden, wenn es in Höhlungen angelegt wurde. Am 14. Januar fanden wir in einem solchen Nest ein kleines weißes, rötlich durchschimmerndes Ei.

Gefangene Zwergtauben gelangen von Westafrika aus häufig in unsere Käfige, halten sich bei einfachem Futter gut, obwohl sie oft ihre Schönheit verlieren, zumal schwarz werden, schreiten auch nicht allzu selten im Gebauer zur Fortpflanzung.

*

Die Turteltauben (Turtur), die eine artenreiche, sehr einheitliche Gattung bilden, sind schlank gebaut, kleinköpfig, langflügelig und langschwänzig, ihre Füße verhältnismäßig lang, mindestens zum Gehen auf dem Boden geeignet. Das Gefieder hat im allgemeinen eine rötliche Färbung; ein Nackenband, das bei den meisten Arten vorkommt und ihnen zur hohen Zierde gereicht, ist entweder schwarz oder perlfleckig schwarz und weiß.

Unsere Turteltaube oder Turtel (Turtur communis, auritus, vulgaris, migratorius, sylvestris, tenera, rufidorsalis und glauconotos, Columba und Peristera turtur,

rufidorsalis, tenera und glauconotos), das Urbild der Gattung, kennzeichnet sich durch schlanke Gestalt, geraden, vor der Spitze der beiden Kinnladen eingezogenen und etwas erhöhten Schnabel, lange und schwachzehige Füße, lange Flügel, in welchen die zweite und dritte Schwinge die längsten sind, und länglichen, deutlich abgerundeten Schwanz. Die Federn der Oberseite sind rostbraungrau, braun gerandet, in der Mitte schwarz und aschgrau gefleckt, Scheitel und Hinterhals gräulich himmelblau, die Halsseiten durch vier schwarze, silberfarben gesäumte Querstreifen gezeichnet, Vorderhals, Kropf und die Oberbrust weinrot, die übrigen Unterteile bläulich rotgrau, nach und nach in Grauweiß übergehend, die Handschwingen schwarzgrau, die Armschwingen aschblau überflogen, die Schulterfedern schwärzlich, breit rostrot gekantet. Das Auge ist bräunlichgelb, der Augenring bläulichrot, der Schnabel schwarz, der Fuß karminrot. Die Länge beträgt 30, die Breite 52, die Fittichlänge 18, die Schwanzlänge 12 cm.

In Ostasien ersetzt unsere Turtel die zuweilen Osteuropa besuchende, ihr sehr ähnliche, jedoch merklich größere und dunklere, an ihrem bräunlich aschfarbenen, von der aschblaugrauen Stirn abstechenden Hinterkopfe und den licht bläulichgrauen Unterbauch- und Unterschwanzdeckfedern zu unterscheidende Meenataube (Turtur rupicolus, orientalis, meena, rupicola, gelastes und vitticollis, Columba orientalis, meena, pulchrata, agricola, gelastes und vitticollis); in ganz Ostafrika und Westasien, von Syrien an bis Mittelindien vertritt sie die auch in Europa, und zwar in der Türkei, heimische, Griechenland nicht selten besuchende Palmtaube oder Gimrie der Araber (Turtur senegalensis, rufescens, pygmaeus, cambayensis und savignii, Columba senegalensis, cambayensis, suratensis und maculicollis, Peristera senegalensis, rufescens, pygmaea und aegyptiaca), die erheblich kleiner, nur 26 cm lang, licht weinrot, bräunlich überflogen, in der Steißgegend weiß, auf dem Mantel holzbraun, gelblichbraun gesäumt, auf Unterrücken und Bürzel in der Mitte düsterbraun, an den Seiten bläulichgrau gefärbt ist, und deren ziemlich breites, aber wenig abstechendes, Kehle und Halsseiten umgebendes Halsband auf zimtrotem Grunde durch breite, schwarze Längs- oder Schaftstriche gezeichnet wird.

Die Turteltaube ist über einen großen Teil Europas und Asiens verbreitet und durchwandert im Laufe des Winters weite Strecken in südlicher Richtung. Bei uns zu Lande findet sie sich stellenweise und hier und da nicht selten; aber schon im Norden Deutschlands fehlt sie in vielen Gegenden gänzlich, und in Skandinavien kommt sie nur noch in den südlichsten Provinzen vor, obwohl sich einzelne bis nach Lappland verflogen haben. Um so häufiger tritt sie in Südeuropa, Nordwestasien und Nordwestafrika auf, während sie den Nordosten des letztgenannten Erdteiles nur gelegentlich ihrer Winterreise berührt. In Spanien begegnet man ihr in manchen Gegenden sehr häufig, in anderen selten und in einzelnen gar nicht; in Griechenland kommt sie zahlreich vor; in Südrußland, Kleinasien und Palästina ist sie stellenweise, in Persien allerorten gemein. Die Kanarischen Inseln bewohnt sie in Menge. „Von ihr“, sagt Bolle, „wimmeln die einsamen südlichen Thäler Canarias. Sie ist es, die mehr als jeder andere Vogel mit ihrem klangvollen Rucksen und Girren die blumenreiche Wildnis jener endlosen Schluchten belebt, in welchen meilenweit schneeweißes, duftendes Gestrüpp die Abhänge bekleidet, während im Thalwege selbst höheres Buschwerk wächst. Auf jedem Aste, auf jedem Steinblocke fast sitzt die Turteltaube. Furchtlos schaut sie den Reiter mit ihrem großen, seelenvollen Auge an oder läuft emsig, ohne aufzufliegen, auf dem Wege, den er verfolgt, vor ihm her.“ Auf den dürren griechischen Ebenen begegnet man ihr in ähnlicher Anzahl; doch ist die Menge der Bruttauben in keinen Vergleich zu stellen mit den ungeheuern Scharen, die auf ihrem Durchzuge die

Felder bedecken. Im Frühjahre sind manche Fluren buchstäblich mit Turteltauben besäet, und ein geschickter Jäger kann ein halbes Hundert von ihnen an einem Tage erlegen. Später sieht man sie in Ägypten und Nubien an geeigneten Orten nicht selten, soweit ich in Erfahrung brachte, aber niemals in erheblichen Scharen.

Bei uns zu Lande trifft sie im Anfange des April ein, verweilt bis zum August auf ihrem Brutplatze, streicht dann umher und verläßt uns im September wieder. „Daß man



Turteltaube (Turtur communis). ³/₄ natürl. Größe.

sie in manchen Jahren häufiger als in anderen antrifft“, sagt mein Vater, „rührt teils von dem mehr oder weniger häufigen Fichtensamen, teils von den größeren oder geringeren Niederlagen her, die sie auf ihren Wanderungen erleiden.“ Ich glaube, daß das erstere richtig ist, die Niederlagen aber kaum in Betracht gezogen werden dürfen, da die starke Vermehrung dieser Taube derartige Verluste wieder ausgleicht. Auch Liebe zählt sie zu den Zigeunervögeln, die in einzelnen Jahren in namhafter, in anderen nur in spärlicher Anzahl auftreten, je nachdem der Nadelholzsame geraten ist oder nicht. In der Umgegend

von Berlin begegnet man ihr übrigens auf feuchten, mit einzelnen Birken bestandenen Wiesen viel öfter als im Nadelwalde. Auch sie nimmt nicht ab, eher zu.

„Die Turteltaube“, fährt mein Vater fort, „ist nicht nur ein schön gezeichneter, sondern auch in seinem ganzen Wesen liebenswürdiger Vogel, so daß man sich nicht wundern darf, wenn sie von Dichtern und Liebenden hochgeachtet wird. Schon ihre Schönheit nimmt für sie ein. Ihre sanften Farben gehen ansprechend ineinander über und stehen so geschmackvoll nebeneinander, daß man sie mit Vergnügen ansieht.“ Auch ihr Wesen ist anmutend, obgleich man nicht verkennen darf, daß sie über Gebühr gerühmt worden ist. Ihre zierlichen Bewegungen, ihr Anstand und das sanfte Girren bestechen den Beobachter, und wenn dieser vollends von der Zärtlichkeit Zeuge wird, mit welcher das Männchen sein Weibchen behandelt, glaubt er berechtigt zu sein, diesen Vogel als den liebenswürdigsten von allen zu bezeichnen. Das ist nicht ganz richtig; denn auch die Turteltaube hat ihre schwachen Seiten, und ihre Zärtlichkeit ist nicht größer als bei vielen anderen Vögeln, ihre Treue vielleicht geringer. Sie geht gut und trägt sich schmuck und schön, fliegt vortrefflich, ungemein schnell, leicht und gewandt, auch ziemlich geräuschlos und versteht mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit alle möglichen Schwenkungen auszuführen. Von einem Raubvogel verfolgt, schießt sie in einer unbegreiflichen Weise zwischen den dichtesten Baumzweigen hindurch, ohne durch sie behindert zu werden, während der fluggeübte Räuber dadurch regelmäßig so belästigt wird, daß er von ihr abstehen muß.

Die sehr sanfte und angenehme Stimme wird durch den deutschen und noch mehr den lateinischen Namen der Taube wiedergegeben. Das Girren ist streng genommen ein hohes, eintöniges Knurren, das wie „tur tur“ klingt und oft wiederholt wird; aber dieses „Tur tur“ ist so klangvoll, daß es jedermann erfreut. Der girrende Tauber auf der Spitze einer Fichte, Kiefer, Tanne, Birke oder im Süden auf der eines beliebigen Busches, auch wohl auf einem dürren Wipfel oder dem vorstehenden Aste eines höheren Baumes, bläst den Hals auf und senkt Kopf und Schnabel etwas nach unten. Steht man ihm sehr nahe, so hört man, daß zwischen das Girren ein leises Klappen eingeschoben wird, das eine Folge des raschen Einatmens sein mag. Das Girren ist eben auch nur ein Liebesgesang des Taubers, und dieser läßt es daher hauptsächlich während seiner Liebesbegeisterung vor der Paarung hören. Er beginnt schon vor Sonnenaufgang, fährt damit fort, bis der Magen ans Futtersuchen mahnt, läßt sich in den Vormittagsstunden nochmals vernehmen und girrt gegen Abend wieder stärker. Wind und rauhes Wetter bringen ihn zum Schweigen; an schönen Morgen aber girrt er halbe Stunden lang fast ununterbrochen. Ist ein Gebiet reich an diesen Tauben, so wetteifern die Männchen miteinander, und dann beleben sie allerdings den Wald in höchst ansprechender Weise. Während der eigentlichen Paarungszeit steigt das Männchen nach dem Girren in schiefer Richtung nach oben, klatscht dabei mit den Flügeln, senkt sich langsam hernieder und kehrt meist zu demselben Orte zurück; hierauf beginnt das Girren von neuem, anhaltender als je. Solange die Brutzeit dauert, halten beide Gatten eines Paares treu zusammen, und wenn einer von ihnen zu Grunde geht, ist der Schmerz des anderen tief und nachhaltig. „Ich erlegte“, erzählt mein Vater, „das Weibchen eines Pärchens. Das Männchen flog nach dem Walde zu, kehrte aber, da das Weibchen nicht folgte, um und begann zu girren, um es zu sich zu rufen. Das Tier dauerte mich, und ich wollte es auch töten, um seinem Kummer ein Ende zu machen; doch hielt es nicht schußgerecht aus, floh aber auch nicht in den schützenden Wald, sondern hielt sich mehrere Stunden lang in den Feldbäumen auf, weil es ohne sein verlorenes Weibchen nicht zurückkehren wollte.“ Viele Jäger glauben, daß der Gatte eines Turteltaubenpaares aus Kummer zu Grunde gehe, wenn ihm sein Ehegespons geraubt wird: der Glaube macht dem Jägerherzen Ehre, ist aber unbegründet.

Sämereien der verschiedensten Pflanzen, insbesondere Fichten-, Kiefer-, Tannen-, Birken-, Erlen-, Mohn- und im Herbste Wolfsmilchsamen, bilden die Nahrung der Turteltaube; nebenbei werden auch kleine Schnecken mit aufgenommen. Den Feldern nützt sie durch Aufzehren der Unkrautsamen; der Schade, den sie durch Aufnehmen von Hanf, Lein, Hirse, Raps oder Rübsen, Erbsen, Linsen und Wicken verursacht, kommt nicht in Betracht. Eine Stunde vor Mittag und gegen Abend fliegt sie zur Tränke und zwar, da sie gutes Quellwasser bevorzugt, oft Viertelmeilen weit.

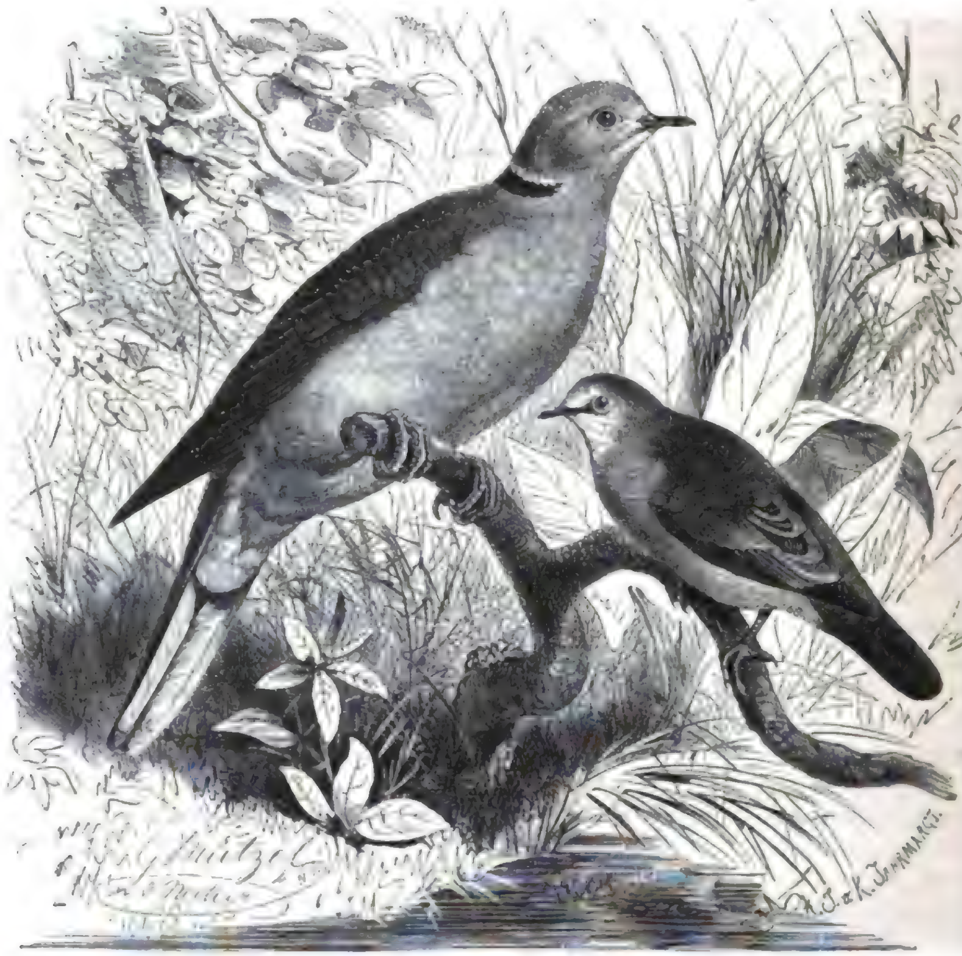
Die Fortpflanzung beginnt bald nach der Ankunft im April, spätestens im Mai, und währt bis zum August; denn auch die Turteltaube brütet unter günstigen Umständen mehrmals im Jahre. Das Nest, ein erbärmlicher Bau, wird von beiden Gatten gemeinschaftlich in geringer Höhe auf Laub- oder Nadelbäumen errichtet, ohne jede Kunst aus dürren Reisern, Heidekraut, Würzelchen zusamengefügt, ist platt, da, wo die Eier liegen, etwas vertieft, im ganzen aber so liederlich gearbeitet, daß man die beiden Eier und die brütende Taube von unten deutlich erkennen kann. Doch schützt es sein Standort so ziemlich gegen die verheerenden Wirkungen des Sturmes, der es, stünde es freier, unzweifelhaft herunterwerfen würde. Die zwei Eier, deren Längsdurchmesser 29 und deren Querdurchmesser 23 mm beträgt, werden wechselweise bebrütet und warm geliebt, die Jungen selbst bei augenscheinlicher Lebensgefahr nicht verlassen. Ihre Ernährung geschieht in derselben Weise wie bei anderen Tauben. Sie lassen sich ohne jegliche Mühe großziehen und werden, wenn man sich mit ihnen beschäftigt, bald sehr zahm. „Die gezähmte Turteltaube", sagt mein Vater mit vollem Rechte, „ist ein allerliebster Vogel; nicht nur ihre Schönheit, sondern auch ihr angenehmes Wesen und das sanfte Girren des Taubers sichern ihr den Vorzug vor allen ähnlichen Vögeln. Sie schreitet rasch zur Paarung und Fortpflanzung. Ich habe ein Paar in einem engen Gitter gesehen, das hier baute und brütete, auch selbst mehrere gehabt, die Brot, Weizen und Fichtensamen aus der Hand fraßen." Eine, die von Schlechtendal pflegte, lebte über 14 Jahre in Gefangenschaft, kannte alle ihr wohlwollenden Leute und begrüßte ihren ersten Pfleger selbst nach jahrelanger Abwesenheit als alten Bekannten, girrend, so oft er sie wieder besuchte.

Die Fluggewandtheit und Schnelligkeit sichern die Turteltaube vor vielen Feinden. Sie entgeht den meisten unserer Raubvögel, und nur die Brut hat von dem gesamten Raubgesindel manches zu leiden. Der Mensch behelligt sie wenig, der Weidmann schützt sie, und der Sonntagsjäger bemüht sich gewöhnlich vergeblich, sich ihr schußgerecht zu nahen; denn sie ist immer höchst vorsichtig und läßt sich so leicht nicht berücken. In der Winterherberge gereicht ihre Geselligkeit ihr oft zum Verderben.

Nächst der Turteltaube wird, abgesehen von der Felsentaube, keine andere Art der Ordnung häufiger zahm gehalten als die jener nahe verwandte Lachtaube (Turtur risorius, decipiens, vinaceus und semitorquatus, Columba und Streptopelia risoria, Peristera risoria und ridens). Sie ist isabellgelb, auf dem Rücken dunkler, auf dem Kopfe, der Kehle und dem Bauche lichter, auf den Schwingen schwärzlich, ein Genickband schwarz, das Auge lichtrot, der Schnabel schwarz, der Fuß karminrot. Die Länge beträgt 31, die Breite 52, die Fittichlänge 17, die Schwanzlänge 13 cm.

Das Vaterland der Lachtaube ist Nordostafrika und Indien; in den Steppenwaldungen habe ich sie häufig, zuweilen in unschätzbarer Menge, beobachtet. Nach meinen Erfahrungen bewohnt die Lachtaube mit Vorliebe dürre, wüstenartige Steppengegenden. Sie ist schon von Mittelnubien an nach Süden hin häufig und wird im Inneren Afrikas zur gemeinsten Art der ganzen Ordnung. Bei einem Ritte durch die Samhara oder durch irgend eine Steppe des Inneren tönt das Lachen und Girren dieser Tauben beinahe von

jedem Busche herab. Zu gewissen Zeiten des Jahres, gegen Anfang der Dürre hin, sammeln sie sich in manchen Waldungen zu wirklich unschätzbaren Massen. Man kann Züge gewahren, die, wenn auch nicht stundenlang, so doch viele Minuten hintereinander in dichtem Gewimmel dahinfliegen oder, wenn sie sich niederlassen, buchstäblich mehrere Geviertkilometer bedecken. Ich erinnere mich an Tage, wo mir die Lachtauben überaus lästig wurden, weil sie mir die Jagd fast vereitelten, indem sie mich von allen Seiten umgaben und



Lachtaube (Turtur risorius) und Zwergtaube (Peristera afra). ¼ natürl. Größe.

die Beobachtung anderer, seltenerer Tiere wesentlich beeinträchtigten. Solche Heere scheinen, wahrscheinlich vom Nahrungsmangel getrieben, wochenlang gemeinschaftlich in der Steppe umherzuschweifen, und sie kommen an manchen Wasserplätzen in den Vormittagsstunden und gegen Abend zu Millionen an, wenn auch nicht sämtlich auf einmal, so doch stundenlang in ununterbrochener Folge. Während des übrigen Jahres sieht man die Lachtaube paarweise oder in kleinen Familien. In der Samhara bemerkte ich auf jedem Busche 2—3 Paare, und wenn das eine Paar aufflog und sich einem anderen Busche zuwandte, fand es diesen sicherlich schon besetzt. Dem Kropfe der von mir erlegten entnahm ich die verschiedensten Sämereien; es war mir aber oft unbegreiflich, wie die Menge der Tauben

genügende Nahrung finden konnte. Freilich pickten sie emsig auch an solchen Stellen etwas auf, wo wir beim schärfsten Suchen nichts entdecken konnten.

Die Stimme ähnelt dem Girren der Turtel, das aber regelmäßig von Lauten begleitet wird, die man mit Gelächter verglichen hat, weil sie wie „hi hi hi hi" klingen. Daß jener Vergleich, wie jeder andere, hinkt, braucht nicht erwähnt zu werden: den erwähnten Lauten fehlt das Helle, Offene des Lachens; sie klingen dumpf, hohl und keineswegs fröhlich, deshalb aber doch nicht unangenehm.

In Nordostafrika beginnt die Fortpflanzung kurz vor Eintritt der ersten Regen und endet mit den letzten. Das Betragen der verliebten Lachtauben unterscheidet sich wenig von dem anderer Arten. Der Tauber krümmt den Rücken und sträubt dessen Gefieder, bückt sich tief, richtet sich darauf wieder plötzlich auf, ruckst, „lacht", springt von einem Beine auf das andere oder mit beiden gleichzeitig vom Aste empor, bläst die Kehle auf ꝛc., und die Taube bemüht sich, ihm möglichst gefällig zu sein. Das Nest ist ein ebenso liederlicher Bau wie bei den verwandten Arten. Die Eier und Jungen werden warm geliebt und zärtlich behandelt.

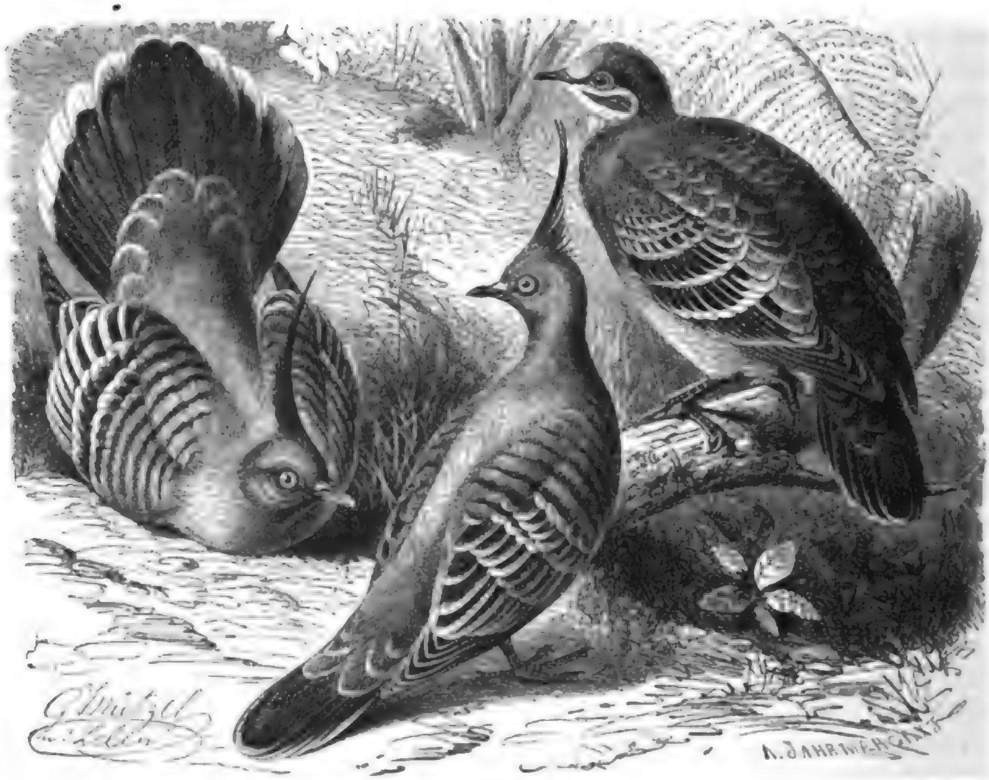
Im Sudan bekümmert sich der Mensch wenig um die Tauben, und niemand fängt sie; es muß aber sehr leicht sein, sich ihrer zu bemächtigen: denn ich erhielt an der abessinischen Küste so viele, wie ich eben wollte. Sie gewöhnt sich bald an einen engen Käfig und pflanzt sich hier noch leichter fort als die Turteltaube, paart sich auch mit letzterer und erzeugt mit ihr Blendlinge, die mit einer der Stammarten, vielleicht auch unter sich, wiederum fruchtbar sind. „Ein Paar Lachtauben", erzählt König-Warthausen, „suchte in meinem Gesellschaftsbauer einen der Natur möglichst entsprechenden Nistplatz und baute sein stets wieder benutztes Nest auf einem Tannenbusche. Ein anderes hingegen heckt immer an der Erde, obgleich es nicht hier geboren ist, während gerade jene durch ihren früheren Aufenthalt genötigt waren, am Boden zu brüten. Auch im Zimmer tragen sie die Eierschalen möglichst weit vom Neste weg. Ein Paar hat die Gewohnheit, bei jeder Brut, sobald das zweite Ei gelegt ist, das erste Ei aus dem Neste zu werfen und unter dessen Rand zu scharren. Sonderbar sieht es aus, wenn oft beide Alte zugleich auf dem einen Jungen sitzen. Das Männchen löst das Weibchen morgens 10 Uhr und nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr auf einige Zeit vom Brüten ab. In meinem Gesellschaftsbauer finden sich fast immer einige ledige Tauben; allein keine will sich mit einem schon seit drei Jahren zu diesem Zwecke gehaltenen Turteltauber verbinden. Im Gegensatze hierzu vereinigte sich vor längerer Zeit in Ludwigsburg eine männliche Lachtaube mit einem Rebhuhne. Dieses legte auch wirklich Eier, allein sie waren unbefruchtet, wenigstens wurden trotz eifriger Bebrütung keine Jungen ausgebracht."

Fürer beobachtete an seinen Gefangenen, daß die Taube das erste Ei abends zwischen 6 und 7 Uhr legt, am folgenden Tage ruht, am dritten nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr das zweite Ei legt und dann mit dem Brüten beginnt. Zuweilen brütet der Tauber mit der Taube zugleich. Die Jungen kommen 14 Tage nach dem Legen aus. Sie sind mit wenigen weißlichen Daunen bekleidet; schon am 3. Tage aber brechen die ersten Kiele hervor und öffnen sich die Augen. Nach 8 Tagen erhalten die Jungen bereits harte Sämereien; am 16. oder 18. Tage sind sie flügge; nach 4 Wochen fressen sie allein; in der 7. oder 8. Woche beginnt die Mauser. Wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt, werden sie sehr zahm, gewöhnen sich auch leicht aus und ein zu fliegen. In dem schönen Garten des Lustschlosses Miramar bei Triest leben ihrer viele ebenso frei wie unsere Feldflüchter. Bei guter Pflege dauern sie sogar im engen Käfige 15—20 Jahre aus.

*

Die Spiegeltauben (Phaps) sind verhältnismäßig groß, meist auch kräftig gebaut, obgleich einzelne Arten ihres langen Schwanzes wegen schlank erscheinen; der Schnabel ist stark, der Fuß kurzläufig, aber langzehig, der Flügel in der Regel lang und spitzig, der aus 14 oder 16 Federn best:hende Schwanz mittellang oder lang, das Gefieder bunt und durch die metallisch schillernden Flügeldeckfedern sehr ausgezeichnet.

Die Schopftaube (Phaps lophotes, Columba, Turtur und Ocyphaps lophotes) kennzeichnet sich durch verhältnismäßig schlanken Leibesbau, kurzen, an der Spitze stark



Schopftaube (Phaps lophotes) und Erzflügeltaube (Phaps chalcoptera). ¼ natürl. Größe.

gebogenen Schnabel, niedere Füße, deren Mittelzehe dem Laufe an Länge gleicht, ziemlich lange, spitzige Flügel, unter deren Schwingen die zweite und dritte die längsten sind, 14 federigen, langen, stufig keilspitzigen Schwanz und lange, spitzige Haube, die durch die verlängerten Hinterhauptfedern gebildet wird. Kopf, Gesicht und Unterseite sind grau, die Hinterhauptfedern schwarz, die der Oberseite licht olivenbraun, welche Färbung an den Halsseiten in Nelkenrot übergeht, die großen Flügeldeckfedern glänzend bronzegrün, weiß gesäumt, die Schwingen braun, schmal bräunlichweiß gekantet und zum Teile auch an der Spitze weiß, die mittleren Steuerfedern erdbraun, die übrigen dunkelbraun, an der Außenfahne grün glänzend, an der Spitze weiß. Das Auge ist gelborange, der nackte, rundliche Augenrand nelkenrot, der Schnabel an der Wurzel dunkel ölbraun, an der Spitze schwarz, der Fuß nelkenrot. Die Länge beträgt 35, die Fittich- und die Schwanzlänge je 15 cm.

„Zierlichkeit der Gestalt und der eigentümlich schlanke Schopf“, sagt Gould, „stempeln diese Taube zu einer der schönsten Australiens; in ihrer Art ist sie vielleicht die schönste überhaupt. In den Ebenen des Wellingtonthales oder in der Nachbarschaft des Murrumbidgee tritt sie häufig auf. Sie scheint Sumpfgegenden zu bevorzugen, so daß ihr Vorkommen als ein sicheres Zeichen für eine wasserreiche Gegend angesehen wird. Die der Küste nächste Örtlichkeit, wo ich sie antraf, war der Murrayfluß. Hier ist sie ziemlich häufig; in Menge aber belebt sie die Ebene hinter der Moretonbai und die Ufer des Namoi. Sie schlägt sich oft zu starken Flügen zusammen, und wenn diese während der trockenen Jahreszeit an Landseen oder Flußufer kommen, wählen sie sich einen einzelnen Baum oder Strauch aus, auf welchem sie sich niederlassen. In namhafter Anzahl sitzen sie dann dicht aneinander, und alle fliegen gleichzeitig hinab zum Wasser, so gedrängt, daß Dutzende von ihnen mit einem einzigen Schusse erlegt werden können. Ihr Flug zeichnet sich durch seine reißende Schnelligkeit vor dem aller Arten aus. Nach einem Anfluge, der aus mehreren schnellen Flügelschlägen besteht, schwingen sie sich anscheinend ohne weitere Anstrengung der Flügel empor. Beim Abfliegen von einem Aste heben sie den Schwanz, ziehen den Kopf ein und fliegen dann weg. Am 23. September fand ich das Nest auf einem niederen Baume der weiten Ebene nächst Gundermein am Namoi. Es ähnelt dem anderer Tauben und enthielt 2 weiße Eier, auf welchen das Weibchen brütete.“

Gould meint, daß die Schopftaube als Bewohnerin des Inneren wohl nicht leicht ein Gegenstand allgemeiner Beobachtung werden könne, spricht aber freilich von einer Zeit, die Jahrzehnte hinter uns liegt. Inzwischen ist die schöne Taube oft nach Europa gekommen, und gegenwärtig ziert sie die Gesellschaftsbauer aller unserer Tiergärten. Sie hält hier bei der einfachsten Pflege jahrelang aus und pflanzt sich auch regelmäßig fort. Nach Haacke verträgt sie anhaltende strenge Winter mit Leichtigkeit; im Frankfurter Tiergarten wurde um die Mitte des langen und kalten Winters von 1890 auf 1891 in einem offenen, dem Winde und Wetter ausgesetzten Neste ein Junges erbrütet und aufgezogen. Mit anderen Tauben lebt sie im tiefsten Frieden, gegen kleinere Vögel zeigt sie sich gleichgültig. Liebhabern ausländischer Tiere darf sie warm empfohlen werden.

Eine zweite Art der Gattung, die Erzflügeltaube (Phaps chalcoptera, Columba und Peristera chalcoptera), ist auf der Oberseite braun, auf dem Hinterkopfe dunkelbraun, auf der Unterseite weinrot, nach dem Bauche zu gräulich; der Vorderkopf, ein Streifen unter dem Auge und an der Kehle sind gelblichweiß, die Halsseiten grau, die Flügeldeckfedern mit länglichen, kupfererzfarbenen, schillernden, zwei oder drei Armschwingen mit glänzenden, grünen Flecken geziert, die Mittelschwanzdeckfedern braun, die übrigen tiefgrau. Das Auge ist dunkel rötlichbraun, der Schnabel schwärzlichgrau, der Fuß karminrot. Dem Weibchen fehlt das lichte Stirnband; seine Färbung spielt mehr in das Graue, und die Spiegelflecken sind kleiner. Die Länge beträgt 34, die Fittichlänge 19, die Schwanzlänge 13 cm.

Diese Taube gehört zu denjenigen Vögeln Australiens, welche bereits den ersten Sammlern in die Hände fielen. Wie es scheint, verbreitet sie sich über den ganzen Erdteil, kommt aber in gewissen Gegenden nur als Zugvogel vor. Dürre, mit Gestrüpp oder Heide bestandene Flächen bilden ihre Lieblingsplätze. „Wenn sie zuerst ankommt“, sagt der „alte Buschmann“, „findet man sie zwischen den Farnen und Honigsträuchern, und zwar ebenso oft unter den Bäumen wie zwischen ihren Zweigen; wenn die Jahreszeit vorrückt, wendet sie sich der Heide zu und hält sich hier namentlich während der Nacht und am Morgen auf; wenn die Disteln treiben, wird fast jeder Busch zum Wohnsitze von einer, und wenn die Samen des Wattlebaumes reif sind, begegnet man ihr gewiß an dessen Fuß.“ Gould nennt sie einen plumpen, schwerfälligen Vogel, sagt aber, daß ihre bedeutende Flugkraft

sie in kürzester Zeit über weite Strecken hinwegführe. „Vor Sonnenaufgang sieht man sie im schnellsten Fluge ihren Weg über die Ebenen nach den Schluchten und Tränkplätzen verfolgen. Kennt man ihre Sitten, so kann man immer durch sie erfahren, ob man dem Wasser nahe ist, und dieses läßt sich, wenn auch die Gegend dürr scheint, doch erkunden, da die Tauben von allen Seiten her in einer Richtung der Tränke zufliegen. Wenn reichlich Regen gefallen ist und die Flüsse und Teiche bis zum Rande gefüllt sind, ändert sie ihr Betragen, weil sie dann nicht mehr nötig hat, des Wassers halber sich in Gefahr zu begeben. Ihr tiefes und lautes Rucksen, das wie fernes Blöken von Kühen klingt, vernimmt man während der Nacht und am Morgen. Die Brutzeit fällt in unsere Herbst- oder die australischen Frühlingsmonate." Die erste Brut findet man im August, verspätete, laut Versicherung des „alten Buschmannes", noch zu Anfang Februar. Das Nest steht gewöhnlich auf wagerechten Zweigen eines Gummibaumes oder einer Angophora, nahe am Boden, womöglich in der Nähe vom Wasser. Es unterscheidet sich von anderen Taubennestern nicht wesentlich, und auch die Eier stimmen mit denen verwandter Arten von gleicher Größe überein. Beide Geschlechter brüten abwechselnd. Um das Ende des Januar sammeln sich die Jungen in zahlreiche Schwärme, die dann die beliebten Örtlichkeiten gemeinsam durchstreifen.

Als sich Gould während der langen Trockenheit des Winters von 1839 zu 1840 in Brezi befand, hatte er Gelegenheit, die Erzflügeltauben zu beobachten. Nach Versicherung der Eingeborenen gab es meilenweit keinen anderen Tränkplatz als einen im Felsen ausgehöhlten und durch den Regen vor mehreren Monaten gefüllten Tümpel in unmittelbarer Nähe seines Zeltes. Zu dieser Tränke kamen alle Vögel der Nachbarschaft, mit Ausnahme der nur Kerbtiere fressenden Arten. Papageien, Honigvögel und andere erschienen ununterbrochen am Rande des Wasserbehälters und stillten, ohne die Anwesenheit des Forschers zu beachten, ihren Durst. Die Erzflügeltauben trafen fast niemals während des Tages, sondern erst nach Sonnenuntergang ein und zwar einzeln oder paarweise. Die angekommenen begaben sich nicht unmittelbar an die Wasserränder, sondern blieben nach dem Herabfliegen eine Zeitlang ruhig auf dem Boden, schlichen dann bedächtig näher und flogen hierauf ihrem Schlafplatze zu. Der „alte Buschmann" erzählt, daß er 8 oder 10 von ihnen im Laufe des Abends an der Tränke geschossen habe, und daß das Erscheinen des Abendsternes dem Jäger als Zeichen galt, seinen Stand einzunehmen. Alle Reisende, welche aus eigner Erfahrung sprechen, rühmen das vortreffliche Fleisch dieser Tauben, das ebensogut auf die Tafel des Statthalters gebracht wie von den Wilden im Inneren des Landes gegessen wird. Nach der Brutzeit finden große Jagden statt, und zuweilen sind die Jäger so vom Glücke begünstigt, daß einer im Laufe des Tages 20—30 Paar erlegt.

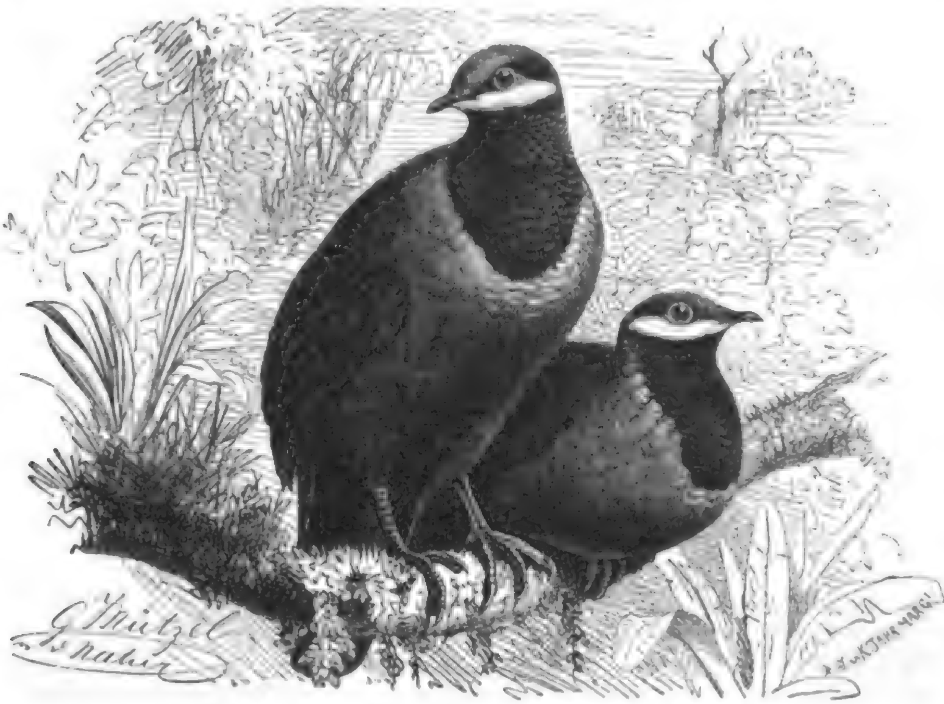
Auch sie ist gegenwärtig keine seltene Erscheinung in unseren Tiergärten.

Lauftauben (Geotrygoninae) heißen die Glieder einer anderen Unterfamilie, deren Merkmale in dem gedrungenen Leibe und sehr entwickelten Füßen, aber verhältnismäßig kurzen Flügeln liegen.

*

Eine der eigentümlichsten Arten aus der Gattung der Erdtauben (Geotrygon) ist die Rebhuhntaube (Geotrygon cyanocephala, Starnoenas cyanocephala, Columba cyanocephala, Turtur jamaicensis). Sie ist gedrungen gebaut, der Schnabel kräftig, hoch und breit, an der Kuppe gewölbt, der Fuß wahrhaft huhnfußartig, lang und dickläufig, mit kurzen, fleischigen Zehen, die große, stark gebogene Krallen tragen; die

Flügel sind kurz, die Handschwingen schmal, säbelförmig gebogen und zugespitzt, unter ihnen die dritte und vierte die längsten, die Armschwingen stumpf, obgleich nicht sehr breit; der zwölffederige Schwanz ist mäßig lang und zugerundet, das Gefieder reichlich und etwas derb, ein zügelartiger Streifen nackt, aber mit kleinen, eiförmigen Warzen bekleidet. Die allgemeine Färbung, ein schönes Schokoladebraun, geht auf der Unterseite in Rotbraun über und erscheint auf der Brust weinrot überflogen; der Oberkopf und einige schuppenartige Halsfedern seitlich unter der Kehle sind schieferblau, das Gesicht, der Nacken und die Kehle schwarz, der Zügel und ein Band, das den Gurgelflecken umschließt, rein weiß, die Schwingen dunkelbraun, vorn rotbraun gesäumt, unten aschgrau schimmernd; die



Rebhuhntaube (Geotrygon cyanocephala). ½ natürl. Größe.

Mittelschwanzdeckfedern schokoladebraun, die seitlichen schwarzbraun. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel korallenrot an der Wurzel, graublau an der Spitze, der Fuß blaß rötlichweiß, auf den Schilden der Fußwurzel schön karminrot, auf den Zehen dunkel bläulichrot, auf der Haut an der Einlenkung der Zehen himmelblau. Beim jungen Vogel sind die blauen Scheitelfedern schwärzlich gerandet, die der Halsseiten, die oberen Flügel- und die unteren Schwanzdeckfedern ockerfarben gesäumt, der Schnabel und die Haut an seiner Wurzel dunkelbraun, die Schilder des Laufes braunrot, die der Zehen türkisblau. Die Länge beträgt 31, die Flügelbreite 44, die Fittich- und Schwanzlänge je 13 cm.

Als die Heimat dieses prachtvollen Vogels muß man die Insel Cuba ansehen; von hier aus verbreitet er sich nordwärts bis Florida, südwärts bis Venezuela, scheint auch, laut Burmeister, die oberen Gegenden Brasiliens am Amazonenstrome zu berühren, kommt aber weiter im Süden nicht mehr vor. Auf Jamaika lebt er ebenfalls; den übrigen Antillen aber scheint er zu fehlen. Audubon traf im Mai mehrere von ihnen in Florida an, sah auch ein paar jung aufgezogene, wahrscheinlich aus dem Neste genommene, konnte

jedoch über das Freileben nichts feststellen; erst Ricord und nach ihm Gundlach berichten ausführlicher über die schöne, bereits den älteren Vogelkundigen wohlbekannte Art.

„Die Rebhuhntaube“, sagt Ricord, „lebt sehr zurückgezogen in den Urwaldungen Cubas. Es ist äußerst schwierig, sie zu beobachten, sei es, weil die fortschreitende Urbarmachung des Waldes sie vertreibt, sei es, weil ihr zu jeder Zeit eifrig nachgestellt wird, da die Kreolen das ausgezeichnete Fleisch oder den aus ihrem Verkauf zu lösenden Gewinn wohl zu würdigen wissen und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, sie zu vernichten. Um diesen Vogel zu jagen, muß man früh am Tage zur Stelle sein; denn mit Sonnenaufgang pflegt er sich in der Richtung nach Osten auf die höchsten Zweige der größten Bäume zu setzen. Der Tau, der auf den Antillen während der Nacht in großer Menge fällt, durchnäßt wie Regen das Gefieder und veranlaßt die Vögel, sich zu trocknen; deshalb sehen sie den ersten Strahlen der Sonne entgegen. Etwas später begegnet man der Rebhuhntaube in den niederen Dickichten der Wälder auf den belaubtesten Zweigen, die sie aufsucht, um der Hitze des Tages zu entgehen, am häufigsten in der Nähe von Flüssen, zu welchen sie kommt, um ihren Durst zu stillen. Dann ist sie weniger scheu als am Morgen, vielleicht, weil sie sich, gedeckt durch die Blätter, in Sicherheit glaubt, möglicherweise auch, weil die Hitze ihre Lebhaftigkeit vermindert. Aber wenn auch die Mittagszeit ein Anschleichen erleichtert, so ist es um so schwerer, sie wahrzunehmen; denn auch der Jäger ist weniger aufgelegt, sie zu verfolgen, weil die außerordentliche Glut der Tagesmitte ihn ebenso belästigt wie sein Wild. Besonders häufig trifft man sie zu gewissen Zeiten auf den Zuckererbsen an, deren Hülsen sie ausleert.“ Gehaltvoller berichtet Gundlach. Diese Art ist ein echter Standvogel der Insel Cuba, ist in den großen Waldungen, besonders denen mit steinigem Boden, nicht selten, wird aber weder im Felde noch in den Savannen angetroffen. Sie geht, den Hals eingezogen, den Schwanz aufgerichtet, teils mit langsamen Schritten und sucht auf dem Boden Sämereien, Beeren und bisweilen kleine Schnecken, scharrt auch in den trockenen, auf der Erde liegenden Blättern. Wenn sie gesättigt ist, setzt sie sich auf einen wagerechten, blätterlosen Ast oder auf Schmarotzerpflanzen, um auszuruhen. Von Zeit zu Zeit läßt sie ihren Lockton hören, der aus zwei dumpfen Lauten „hu—up“ besteht, unter denen das „Hu“ gedehnt, das „Up“ dagegen sehr kurz ist. Außerdem vernimmt man ein leises Murmeln. Der Ruf täuscht über die Entfernung, in welcher sie sich befindet, so daß man sie bald näher, bald wiederum ferner vermutet. Ihr Flug beginnt mit einem Geräusche, wie man es beim Aufstehen des Rebhuhnes vernimmt, und dies ist der Grund, weshalb sie den sehr unpassenden Namen Rebhuhntaube erhielt.

Im April und Mai findet man das einfach aus einigen Reisern erbaute Nest auf der Krone gewisser Schmarotzerpflanzen im schattigen, nicht mit Unterwuchs bestandenen Hochwalde und in ihm 2 weiße Eier von 35 mm Längs- und 25 mm Querdurchmesser.

Das weiße, vortreffliche Fleisch dieser Taube darf bei großen Gelagen der Tafel der Cubaner nicht fehlen. Sie wird daher stark verfolgt, von Jahr zu Jahr seltener und bereits mit 4—8 Mark unseres Geldes bezahlt. Um sie zu fangen, bedienen sich die Landleute eines Lockvogels oder in Ermangelung dessen einer Lockpfeife, und zwar der entsprechend vorgerichteten Frucht eines Baumes. Das kreisrunde, etwa 3 m im Durchmesser haltende, unten durch einen Reifen aus Schlingpflanzen beschwerte Decknetz wird mittels einer langen, über einen Baumast weg bis zum versteckten Vogelsteller laufenden Schnur über einem vollkommen freien, gut gereinigten Platze im Walde angebracht und so hoch über den Boden emporgezogen, daß die angelockten Vögel von allen Seiten her darunter laufen können, der Lockvogel in der Mitte des zu bedeckenden Raumes kurz angebunden und der Platz mit Mais gekörnt. Das Locken der angebundenen Rebhuhntaube oder der Ruf der Lockpfeife zieht die wilden Vögel herbei; der Vogelsteller läßt im rechten Augenblicke das

Decknetz über sie fallen und verkauft sie sodann lebend an die Krämer der Ortschaften, die sie bis zu geeigneter Verwendung in großen Käfigen aufbewahren und füttern. Solchen Kaufleuten danken wir die Rebhuhntauben, die unsere Gebauer zieren. Ich habe sie oft beobachtet, auch selbst gepflegt, mich aber nicht besonders mit ihnen befreunden können. Diejenigen, welche ich in Gefangenschaft sah oder selbst hielt, saßen mit aufgeblähtem Gefieder oft lange Zeit still auf einer Stelle, bewegten sich nur auf dem Boden, beschmutzten sich fortwährend und schienen der Reinigung ihres Gefieders durchaus nicht mit demselben Eifer obzuliegen wie andere Tauben. Einen Stimmlaut habe ich, soviel ich mich entsinne, niemals von einer meiner gefangenen vernommen; es ist jedoch möglich, daß auch sie sich hören ließen, ich dies aber, weil sie unter vielen anderen Tauben lebten, nicht wahrgenommen habe. Mit unserem Klima schienen sie sich nicht aussöhnen zu können: jeder kältere Sommertag stimmte sie unbehaglich, jeder Regenguß machte sie beinahe krank. Gleichwohl sollen auch sie sich in dem einen und anderen Tiergarten Europas fortgepflanzt haben.

Mehr durch auffällige Färbung als durch Gestalt und Wesen zeichnet sich die Dolchstichtaube (Geotrygon cruentata, Phlegoenas cruenta, Columba cruenta, cruentata und luzonica, Caloenas luzonica) aus. Ihre Merkmale liegen in dem schwachen, auf dem Firste eingesattelten, vor der Spitze sanft aufgeworfenen, mit ziemlich großem Haken herabgebogenen Schnabel, den sehr langläufigen und verhältnismäßig kurzzehigen Füßen, dem mäßig langen, im Fittichteile aber spitzigen Flügel, unter dessen Schwingen die dritte die längste ist, und dem verhältnismäßig langen, deutlich abgerundeten Schwanze. Stirn und Scheitel sind licht aschgrau, nach hinten dunkel werdend, Hinterkopf und Nacken violett, Hinterhals, Mantel, Unterrücken und Bürzel bleigrau, alle Federn breit kupferrot gerandet, unter einfallendem Lichte rötlichviolett, unter durchgehendem Lichte hingegen prachtvoll smaragdgrün schillernd, die kleinen Oberflügeldeckfedern bis gegen die Wurzel, die großen Oberflügeldecken, die letzten Hand- und Schulterfedern an der Spitze aschgrau, an der Wurzel aber dunkel erdbraun, schwach violett überflogen, wodurch zwei gleich breite, hellgrau eingefaßte Querbinden über die Flügel entstehen, Kinn und Kehle rein weiß, die übrigen Unterteile, mit Ausnahme eines Kropfschildes und der grauen Kropfseiten, zart rötlichgrau überflogen. Dieser Kropfschild, das bezeichnendste Merkmal der Taube, ist, obgleich er gewöhnlich länger erscheint, etwa doppelt so lang wie breit, in der Mitte lebhaft, von hier aus nach den Seiten hin abnehmend und sich lichtend, hell blutrot gefärbt. Die Schwingen sind dunkel erdbraun, außen schmal hellbraun, innen breit rotbraun gesäumt, die Steuerfedern aschgrau, durch ein breites, schwarzes Querband vor der Spitze geziert. Das Auge ist rotbraun, der Schnabel bräunlichschwarz, der Fuß schmutzig bläulichrot. Die Länge beträgt 26, die Fittichlänge 14, die Schwanzlänge 9 cm.

Über das Freileben der auf den Philippinen heimischen Dolchstichtaube ist weiter nichts bekannt, als daß sie in den Waldungen lebt, sich viel auf dem Boden bewegt und von den Eingeborenen sehr häufig in Schlingen gefangen und zahm gehalten wird. Alle Reisenden, welche ihrer Erwähnung thun, sprechen sich mehr oder minder eingehend über den Blutflecken auf dem Kropfe aus, vergleichen ihn mit einer durch einen Dolchstich hervorgebrachten Wunde, die Taube selbst sehr unpassenderweise auch wohl mit einem Pelikane, wissen aber über die Lebensweise nicht das Geringste mitzuteilen. So bleibt nichts übrig, als das wiederzugeben, was sich an gefangenen Vögeln beobachten läßt. Dank der Liebhaberei der Manilesen gerade für diese Art, bringt sicherlich jedes von den Philippinen nach Europa segelnde Schiff ein oder mehrere Paare lebender Dolstichtauben nach Europa, und diese zählen daher in allen reichhaltigeren Tiergärten, wenn auch nicht zu den ständigen, so doch zu oft gesehenen Erscheinungen. Auch ich habe sie wiederholt gepflegt und

beobachtet, meinen Pfleglingen aber wenig absehen können, da sie sich nie zum Brüten entschließen wollten. Das, was ich durch eigne Wahrnehmungen und Mitteilungen eines sehr befähigten, aufmerksamen Wärters des Berliner Zoologischen Gartens erfahren habe, ist kurz zusammengestellt Folgendes: Die Dolchstichtaube erweist sich in Haltung und Bewegung, Wesen und Gebaren als echte Erdtaube. Da sie ihre Flügel etwas vom Leibe ab und das Gefieder lässig zu tragen pflegt, macht sie den Eindruck eines sehr gedrungen



Dolchstichtaube (Geotrygon cruentata). ½ natürl. Größe.

gebauten Vogels. Sie geht leicht und mit großen Schritten und nickt bei jedem nach Taubenart mit dem Kopfe, fliegt aber auch rasch und auffallend gewandt, obschon anscheinend mit etwas Anstrengung. Bei ruhigem Gange pflegt der Blutflecken verschmälert zu sein; bei der geringsten Erregung aber wird er so weit ausgebreitet, daß er ein fast eiförmiges Feld bildet. Ruhend oder schlafend zieht die Taube den Hals so weit ein, daß der Schnabel gerade in die Mitte des Kropfschildes zu liegen kommt und von diesem fast verborgen wird. Ihre Nahrung sucht sie ausschließlich auf dem Boden und wirft dabei nach Art ihrer Verwandtschaft auf letzterem liegende Gegenstände, Blätter und dergleichen, auseinander. Außer

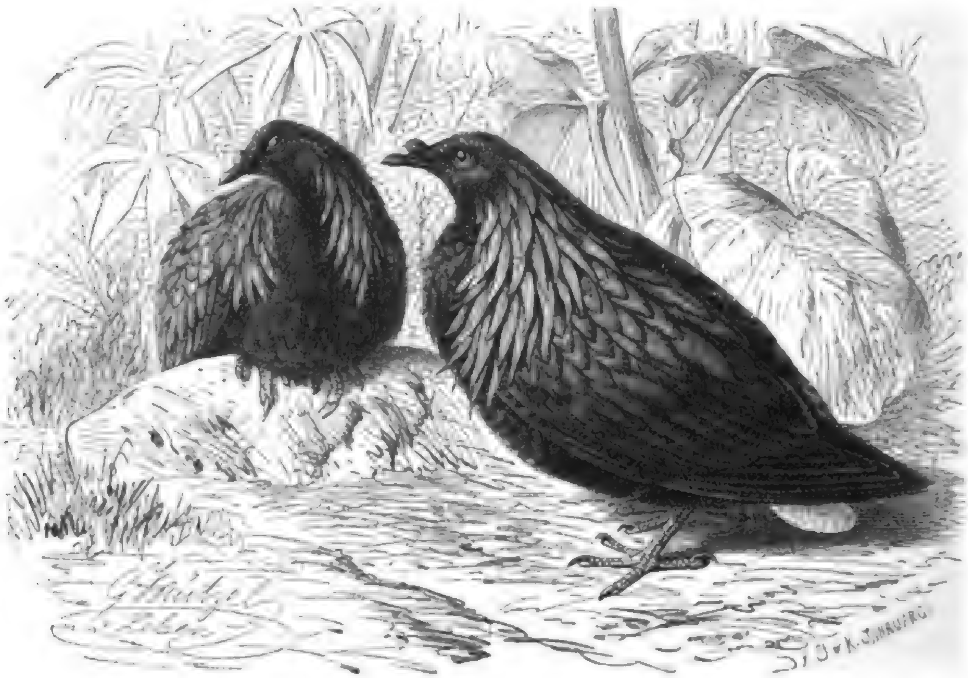
der Brutzeit verhält sie sich still und gibt von der Lebhaftigkeit ihres Wesens nur dann Kunde, wenn irgend eine andere Taube oder ein ihr sonstwie unerwünschter Vogel in ihre Nähe gebracht wird; solche, wie alle Käfiggenossen überhaupt, treibt sie zänkisch in die Flucht. Ganz anders gebärdet sie sich während der Brutzeit, die auch sie in hohem Grade zu erregen scheint. Jetzt vernimmt man fortwährend ihre halb girrende, halb rucksende, den Silben „turrrrru“ etwa vergleichbare Stimme und sieht sie vom Morgen bis zum Abend fast ununterbrochen in Thätigkeit. Zärtlich der Täubin sich nahend, beugt der Tauber den Kopf tief hinab, stelzt den Schwanz, bläht den Hals auf und stößt nun sein schallendes „Turrrrru“ hervor. Zeigt sich ein anderer Tauber, insbesondere einer derselben Art, so beginnt er sofort mit ihm zu kämpfen und bedient sich dabei vorzugsweise seiner Flügel, mit welchen er so kräftige Schläge auszuteilen versteht, daß die Federn des Gegners davonstieben, rennt auch wohl mit vorgehaltenem Schnabel stoßend auf den Nebenbuhler los und ruht und rastet nicht, bis er als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen oder besiegt worden ist. So unfreundlich er sich einem Nebenbuhler gegenüber gebärdet, so zärtlich benimmt er sich gegen die erkorene Täubin. Girrend oder rucksend und schmeichelnd kurz abgebrochen „tu tu tu“ lockend, umgeht er diese, treibt sie nach einer gewissen Stelle hin, betritt sie schließlich und erntet nunmehr den Lohn seiner Zärtlichkeit dadurch, daß die begattete Täubin unmittelbar nach der Paarung in gleicher Weise um ihn herumläuft, wie er früher um sie. Zur Niststelle wählt sich das Paar stets einen Busch oder dürres Gezweige seines Gebauers. Die Täubin entscheidet sich für die betreffende Stelle; der Tauber aber treibt sie sodann beständig lockend dieser Stelle zu und beginnt Baustoffe herbeizutragen, die von ihr verbaut werden. Hierbei springt er ihr nicht selten auf den Rücken und reicht ihr von oben herab die aufgelesenen Zweiglein oder Halme; sie ihrerseits aber breitet, sobald er naht, die Flügel ein wenig, um ihm einen festeren Standort zu bieten, und nimmt ihm die Reiser aus dem Schnabel, um sie an geeigneter Stelle anzubringen. Das Nest wird in der Regel fester und sauberer erbaut als das anderer Tauben. Biegsame Reiser bilden den Unterbau, Halme und Gräser die innere Auskleidung der wirklich vorhandenen, sogar ziemlich tiefen und mit einem mäßig hohen und breiten Rande umgebenen Nestmulde. Nachdem die Täubin ihre beiden Eier gelegt hat, brütet sie sehr eifrig, während der Tauber seinerseits in unmittelbarer Nähe des Nestes, nicht selten auf dem Rande selbst zu sitzen pflegt, wohl auch dann und wann der Gattin Nahrung zuträgt und ihr diese in den Schnabel würgt. Am Brutgeschäfte selbst beteiligt er sich ebenfalls, immer aber nur sehr wenig; denn die Täubin kehrt, wenn sie von ihm abgelöst wurde, sofort, nachdem sie sich gesättigt, wiederum zu dem Neste zurück. Je länger die Brutzeit währt, um so ungeduldiger zeigt sich der Tauber, und dies mag einer der Hauptgründe sein, daß die Eier nicht immer gezeitigt werden und die Jungen noch seltener aufkommen.

*

Eine der prachtvollsten aller Tauben ist die **Mähnen-** oder **Kragentaube** (Caloenas nicobarica, Columba nicobarica und gallus, Geophilus nicobaricus). Sie ist sehr gedrungen gebaut, ihr Schnabel, der vor der Stirn eine weiche, kugelige Warze zeigt, stark, der Fuß hühnerfußartig, kräftig, hochläufig und kurzzehig, der Flügel außerordentlich entwickelt, sehr lang und breit, in der Ruhe bis über das Schwanzende hinausreichend, in ihm die dritte und vierte Schwinge über alle anderen verlängert, der aus zwölf breiten Federn bestehende Schwanz schwach abgerundet, das Gefieder reich und in der Halsgegend so verlängert, daß hier eine tief herabfallende Mähne entsteht. Kopf, Hals, Unterseite und Schwingen sind schwarzgrün, die Federn der Unterseite kornblumenblau gesäumt, die längsten Halsfedern des Kragens, Rücken, Bürzel und die Flügeldeckfedern grasgrün, metallisch

schimmernd, die kürzeren der Mähne goldglänzend, die Schwanzfedern rein weiß. Das Auge ist licht rotbraun, der Schnabel lederschwarz, der Fuß rötlich purpurfarben. Der junge Vogel hat minder glänzendes Gefieder und schwarze Schwanzfedern. Die Länge beträgt 36, die Breite 75, die Fittichlänge 25, die Schwanzlänge 7 cm.

Von den Nikobaren an bis zu den kleinen im Geelvinkbusen gelegenen Inseln an der Nordostküste Neuguineas und bis zu den Philippinen hat man die Mähnentaube auf allen Inseln gefunden, vorzugsweise aber auf kleinen, unbewohnten Eilanden, gleichviel, ob sie in der Nähe größerer Landmassen oder vereinzelt im Meere liegen. Sie gehört zu den Arten, die fast nur auf dem Boden leben, und ihr Flug erscheint schwerfällig; aber sie ist im stande,



Mähnen- oder Kragentaube (Caloenas nicobarica). ¼ natürl. Größe.

fliegend viele Hunderte von Kilometern zurückzulegen, ohne zu ermüden. Ein gewisser Duivenboden erzählte Wallace, daß er eine dieser Tauben einer kleinen, 100 Seemeilen von Neuguinea und jedem anderen Eilande entfernten Koralleninsel zufliegen, jedoch, noch ehe sie das Ufer erreichen konnte, erschöpft ins Wasser stürzen sah und rettete.

Die Mähnentaube ist allerorten, wo sie vorkommt, selten, wird wenigstens nicht in größeren Flügen gefunden. Nach Versicherung der Reisenden ernährt sie sich von Sämereien, Beeren und kleinen Früchten, nimmt wohl auch tierische Nahrung zu sich. Ihr Nest legt sie nach Art der Rebhühner am Boden an. Sie wird von den Europäern, die sich in ihrer Heimat angesiedelt haben, oft gefangen gehalten, gelangt aber nicht so häufig nach Europa, wie wünschenswert wäre. Doch sah Levaillant bereits vor vielen Jahrzehnten in dem Vogelhause des Holländers Ammershof 17 Stück dieser prachtvollen Taube und konnte daher eine durchaus richtige Beschreibung ihres Gefangenlebens geben. Als Levaillant den ersten Blick auf sie warf und sie so lebhaft am Boden umherlaufen sah, fragte er den Besitzer, was das für niedliche Hühner seien, und erfuhr zu seiner Überraschung, daß er



KRONTAUBE.

die Mähnentaube vor sich habe. Auf ferneres Befragen teilte Ammershof mit, daß er die Vögel seit 2 und 3 Jahren besitze, daß sie sich fortwährend auf dem Boden hielten, von Körnern aller Art ernährten, Kerbtiere aber auch nicht verschmähten und des Abends wie die Hühner zu einem niedrigen Sitze aufflatterten, um hier die Nacht zu verbringen. Es sei schwierig, sie durch den ersten Winter zu bringen; hätten sie diesen aber erst hinter sich, so brauche man sie bloß noch gegen die Nachtkälte und noch mehr gegen Nässe zu schützen, und dann sei es leicht, sie zu erhalten. Die weiblichen Mähnentauben zeigten sich fortpflanzungslustiger als die Tauber, legten auch verschiedene Eier von der Größe der kleiner Hühnerrassen. Diese Eier schienen unfruchtbar zu sein; wenigstens gelang es nicht, Junge zu erzielen.

Im Londoner Tiergarten haben sich mehrere Paare wiederholt fortgepflanzt und die Jungen glücklich großgezogen.

*

Die größten aller gegenwärtig lebenden Tauben sind die Krontauben (Megapelia). Sie kennzeichnen sich durch bedeutende Größe und etwas plumpen Bau, fast kopflangen, beinahe gleichmäßig dünnen, nur vor der Spitze ein wenig und zwar ziemlich gleichmäßig oben wie unten verdickten Schnabel, sehr hochläufige, aber verhältnismäßig kurzzehige, auf dem Laufe mit großen Pflasterschuppen bekleidete Füße, mittellange, stumpfe Flügel, unter deren Schwingen die vierte bis siebente die Spitze bilden, sehr langen und breiten, sanft abgerundeten Schwanz und großfederiges, weitstrahliges Gefieder, insbesondere auch den prachtvollen Kopfschmuck, der aus einer fächerartigen, aufrichtbaren Haube von zerschlissenen Federn besteht.

Die Gattung umfaßt fünf auf Neuguinea und den benachbarten Eilanden heimische Arten, von welchen zwei nicht allzuselten in unsere Käfige gelangen.

Die Krontaube (Megapelia coronata, Goura coronata, Columba coronata und mugiens, Lophyrus coronatus) erreicht eine Länge von 75 cm; die Fittichlänge beträgt 38, die Schwanzlänge 26 cm. Das Gefieder ist vorherrschend licht schieferblau, auf Unterrücken, Flügel und Schwanz etwas dunkler, der Zügel schwarz, der Mantel, einschließlich der Schultern, schmutzig braunrot gefärbt; die größten Flügeldeckfedern sind in der Mitte weiß, wodurch eine Längsbinde entsteht, an der Wurzel schwarz, an der Spitze braunrot, die Schwanzfedern am Ende mit einer breiten, licht schiefergrauen Binde geziert. Das Auge ist scharlachrot, der Schnabel düster horngrau, der Fuß rot, weißlich überpudert.

Bei der etwas größeren Fächertaube (Megapelia victoriae, Goura victoriae, Lophyrus victoriae) herrscht ebenfalls Schieferblau vor; die Unterseite aber ist kastanienrotbraun, die Flügelbinde blaugrau und die breite Schwanzendbinde weißgrau; auch sind die Federn der Kopfhaube nicht einfach zerschlissen, sondern am Ende mit kleinen Fahnen besetzt, welche die Gestalt länglicher Dreiecke zeigen. Das Auge ist zinnoberrot, der Fuß fleischfarbig.

Schon im Jahre 1699 sah der alte Dampier die Krontaube in ihrer Heimat; später wurden viele nach Ostindien und den Sunda-Inseln ausgeführt und hier auf den Höfen wie Hühner gehalten. Mehrere kamen auch nach Holland und zierten hier die Sammlungen reicher Liebhaber. Doch wußten wir bis in die neueste Zeit über ihr Freileben so gut wie nichts, und auch heutigestags noch ist unsere Kenntnis darüber sehr dürftig.

„Die Krontaube“, sagt von Rosenberg, „lebt in Menge auf der Küste von Neuguinea sowie auf den Inseln Waigiu, Salawati und Misul. In ihrer Lebensweise ähnelt sie den Fasanen, streicht in kleinen Trupps im Walde umher und hält sich gern auf dem Boden.“

Wallace hat sie auf Neuguinea oft auf den Waldpfaden umherlaufen sehen; denn sie bringt den größten Teil des Tages auf dem Boden zu, sich hier von herabgefallenen Früchten nährend, und fliegt nur, wenn sie aufgescheucht wird, auf einen der unteren Zweige des nächsten Baumes, den sie auch zum Schlafen erwählt. „Die Krontaube", fährt Rosenberg fort, „ist nicht schwer zu schießen. Auf der Fahrt längs des oberen Karufaflusses an der Westküste



Fächertaube (Megapelia victoriae). ⅕ natürl. Größe.

von Neuguinea wurde von unserem Boote aus ein auf dem Neste sitzendes Weibchen erlegt. Das Nest bestand aus lose zusammengefügten Zweigen und enthielt einen eben aus dem Eie gekommenen jungen Vogel. In Dore heißt die Krontaube ‚Mambruk', an der Südwestküste ‚Titi'. Sie wird ziemlich häufig lebendig nach Amboina, Banda, Java und von da nach Europa gebracht, was zu der falschen Annahme geführt hat, daß sie auch auf diesen Inseln zu Hause sei. Die Fächertaube scheint seltener zu sein und bewohnt südlichere Gegenden Neuguineas."

Auch gegenwärtig noch sieht man lebende Krontauben am häufigsten in den holländischen Tiergärten. Sie halten sich bei einfacher Nahrung recht gut, überstehen in geschützten

Räumen den Winter leicht und schreiten, wenigstens im Tiergarten zu London, ziemlich regelmäßig zu Fortpflanzung. „Die Anzahl der Krontauben des Londoner Tiergartens", erzählt Mitchell, „waren bis auf ein Männchen der Kron- und ein Weibchen der Fächertaube ausgestorben. Ich ließ deshalb beide in einen Raum des alten Vogelhauses bringen. Anfang Juni beobachtete man, daß sie sich gepaart hatten, und 2 Monate später etwa begannen sie ihre Vorarbeiten zum Nestbaue. In dem offenen Teile des Vogelhauses befand sich ein dicker Ast, in ungefährer Höhe von 2 m über dem Boden, der als Sitzstange diente. Auf die äußerste Spitze gedachten Astes trugen sie Zweige und Reiser, die zu diesem Zwecke ihnen gegeben waren, bemühten sich aber vergeblich, auf der glatten und nicht genügenden Unterlage ein plattes Nest zu begründen. Der aufmerksame Wärter nahm ihre Verlegenheit wahr und unterstützte sie, indem er ein breites Stück Korbgeflecht unternagelte. Nunmehr begannen sie ernsthaft zu bauen. Am 15. August ruhten sie von ihrer Arbeit, bei welcher das Männchen den Zuträger, das Weibchen den Verarbeiter gemacht hatte; es wurde aber, wie wir vermuten, an diesem ereignisvollen Tage das Ei gelegt, obgleich der Wärter nicht im stande war, es jetzt zu sehen, da ein oder der andere Vogel es beständig bedeckte. Das Nest war nicht weit von der Außenwand des Vogelhauses entfernt, und während der Brutzeit gingen hier Tausende von Besuchern vorüber; die Vögel brüteten aber so eifrig und ununterbrochen, daß der Wärter nur einmal das Ei sehen konnte, und zwar gerade in dem Augenblicke, wo ein Vogel den anderen ablöste. Die ausgesetzte Lage des Nestes, das nur durch das dünne Gelaube einer Kletterrose einigermaßen geschützt war, machte mich wegen des Einflusses der Witterung besorgt um das Junge, das am 13. September nach einer Brutzeit von 28 Tagen ausgekrochen war. Dieses aber wurde fortwährend von einem der Eltern bedeckt und gefüttert, während es unter ihnen saß. Am Morgen des 17. wurde das Junge jedoch tot im Neste gefunden, ob infolge des Übermaßes von Vorsorge oder infolge eines Zufalles, will ich unentschieden lassen. Die Mutter saß auch noch auf dem toten Kinde mit ungeminderter Beharrlichkeit und wärmte den Leichnam mit ihrer Brust, als ob sie an ihren Verlust nicht glauben könne. Da ich mir wohl bewußt war, welche Teilnahme dieser Fremdling verdient, bat ich meinen Freund Wolf, ihn abzubilden. Am 24. Oktober wurde ein anderes Ei gelegt, es fiel aber leider vom Zweige herab und wurde zerbrochen am Boden gefunden." Auch in anderen Tiergärten haben die Krontauben wiederholt gelegt und gebrütet, soviel mir bekannt, jedoch niemals Junge aufgebracht.

Aus der an schön gefärbten Tauben reichen Unterfamilie der Fruchttauben (Carpophaginae) ist eine der prachtvollsten Arten die Warzentaube (Alectroenas pulcherrimus, Columba pulcherrima und rubricapilla, Erythroena pulcherrima), Vertreterin einer gleichnamigen Gattung (Alectroenas). Die Gestalt ist sehr gedrungen, der vordere Teil des Gesichtes einschließlich des Augenfeldes nackt, die Nasengegend wie die Vorderwangen mit großen häutigen Auswüchsen und Warzen, die Stirn jederseits insbesondere durch einen in der Mitte seicht ausgehöhlten Lappen verziert, der Schnabel kurz, der Fuß klein und schwächlich, der Fittich mittellang, in ihm die dritte Schwinge die längste, der Schwanz kurz und sanft abgerundet, das Gefieder auf dem Kopfe zu haarähnlichen Gebilden umgewandelt, am Halse verlängert, zugespitzt, gegabelt und streifig gelagert, im übrigen großfederig. Die haarigen Federn des Kopfes sind blutig kirsch- oder schmutzig karminrot, Hinterkopf und Nacken, Hals und Kopf bläulich aschgrau, obere Mantelgegend und Oberbrust perlgrau, alle übrigen Teile tief und dunkel purpurn indigoblau gefärbt. Der Schnabel ist schmutzig orangegelb, der nackte Teil des Gesichtes leuchtend zinnoberrot, das

Auge zitrongelb, der Fuß dunkelgrau. Die Länge beträgt 26, die Fittichlänge 15, die Schwanzlänge 8 cm.

Die Warzentaube bewohnt wie ihre Verwandten die Gruppe der Seychellen, und zwar die Eilande Mahe, Silhouette, Praslin, Marianne und Felicité. Über ihre Lebensweise ist nichts bekannt. Von verwandten Arten wird berichtet, daß sie in Flügen von 6 bis



Warzentaube (Alectroenas pulcherrimus). ⅘ natürl. Größe.

8 Stück die Hochwälder beleben, sich von allerlei Früchten, insbesondere von denen der wilden Dattelpalme, ernähren, zur Zeit der Reisernte zahlreich in den Pflanzungen erscheinen und sich hier bei reichlicher Nahrung bald feisten. Daß sie sich unschwer an die Gefangenschaft gewöhnen, beweist die oben beschriebene Art, von welcher ich ein Paar im Berliner zoologischen Garten sah. Die Haltung dieser Vögel ist unschön und lässig; nur wenn ihre Aufmerksamkeit erregt wird, strecken sie den Hals und nehmen dann eine gefälligere Stellung an. Der einzige Stimmlaut, den ich vernahm, war ein sehr tiefes und hohles Girren, während dessen der Kopf nickend bewegt wurde. Das Paar hielt treu zusammen, zeigte sich jedoch, wie alle Fruchttauben, anderen Vögeln gegenüber unfreundlich und zänkisch.

Da sie sehr gefräßig waren, wurden die Vögel binnen kurzem so feist, daß sie bald an Verfettung zu Grunde gingen.

*

Wenn man, den ersten Wall des hohen Gebirges überschreitend, die ärmeren Niederungen der Samhara hinter sich gelassen hat und in jene reich bewachsenen Thäler eingetreten ist, in welchen der vollklingende Ruf des Flötenwürgers der vorherrschende Ton wird, nimmt man überall die farbenschönste aller nordostafrikanischen Tauben wahr; denn das hochpfeifende Fluggeräusch, das die aufgescheuchten Schwärme verursachen, oder die sonderbar heulenden, durch die Silben „hi ha hu“ ungefähr wiederzugebenden Stimmlaute dieser Vögel müssen auch dem ungeübtesten Naturbeobachter auffallen.

Die Papageitaube oder Waalie (Treron vaalia, abyssinica oder habessinica, Columba vaalia, abyssinica und humeralis, Vinago und Phalacrotreron abyssinica), Vertreterin der gleichnamigen Gattung (Treron), ist gedrungen gebaut, langflügelig und kurzschwänzig, ihr Schnabel kurz, kräftig, sein Oberteil hakig übergebogen, seine Wurzelgegend nackt, der Lauf verhältnismäßig kurz, größtenteils befiedert, der Fuß selbst sehr breitsohlig und kurzzehig, der Fittich spitzig, in ihm die zweite Schwinge die längste, der Schwanz gerade abgeschnitten. Das Gefieder ist prachtvoll gefärbt, auf der Oberseite blaß olivengrün, auf der Unterseite hellgelb; Kopf, Hals und Brust sind aschgräulichgrün, die Schultern weinrötlich, die Flügeldecken schwärzlich, breit hellgelb gesäumt, die Schwingen schwärzlich, lichter gesäumt, die Steuerfedern aschgrau, unten von der Wurzel bis zur Mitte schwarz, von der Mitte bis zur Spitze silbergrau. Um den Augapfel zieht sich ein schmaler, königsblauer Ring; die übrige Iris ist purpurrot, ein nackter Ring ums Auge bläulich-graurot, der Schnabel an der Wurzel weiß, bläulich schimmernd, an der Spitze dagegen blaßrot, die Wachshaut schmutzig korallenrot, der Fuß dunkel orangegelb. Die Länge beträgt 31, die Breite 55, die Fittichlänge 17, die Schwanzlänge 11 cm. Das gleichgefärbte Weibchen unterscheidet sich durch geringere Größe.

Die Papageitaube verbreitet sich über ganz Mittelafrika, von der Küste des Indischen und Roten Meeres bis zu den westafrikanischen Inseln und vom 16. Grade nördlicher Breite bis zum Sambesi. Temminck sagt, wohl Bruces Angaben benutzend, daß sie in Abessinien die Niederungen bewohne und während der Hitze des Tages auf den höchsten Bäumen sitze, ohne sich zu rühren, bei Annäherung der Regenzeit aber in großen Zügen und bewunderungswürdiger Höhe nach Südafrika wandere; ich halte sie für keinen Wandervogel, und auch alle neueren Beobachter scheinen mit mir derselben Ansicht zu sein. Nach meinen Erfahrungen bevölkert sie in kleinen Familien die tieferen Gebirgsthäler und die unmittelbar am Gebirge liegenden Niederungen der Samhara, in welchen die Pracht der Wendekreisländer zur Geltung gekommen ist. In Abessinien fand sie von Heuglin bis zu 3000 m Höhe, aber auch im südlichen Sennar, am Weißen Nil und in Kordofan auf. Hochbewipfelte Mimosen, die der Christusdorn schützend umsteht und ein Schlinggewächs mit seinen vierseitigen Ranken durchflicht, bilden in der Samhara ihren bevorzugten Aufenthalt, während in den Gebirgsthälern die prachtvollen Tamarinden, Kigelien, mit ihrem dichten Gelaube, und endlich die schattigen Wipfel der gewaltigen Sykomoren zu noch geeigneteren Wohnsitzen werden. Da, wo drei oder vier dieser Bäume zusammenstehen, wird man die Papageitaube schwerlich vermissen, ja einzelne Sykomoren werden zum Versammlungsorte am Morgen und Abend und zum schattigen Ruheplatze in der Hitze des Mittags. Hier und da trifft man auch unsere Vögel paarweise, gewöhnlich aber schlagen sie sich zu Familien oder kleinen Flügen von 8—20 Stück zusammen; zahlreichere habe ich nicht gesehen. Im Fluge selbst halten sich die einzelnen Paare in trauter Gesellschaft. Dicht aneinander geschmiegt sitzen die zärtlichen Gatten, und derjenige, welcher ruhig beobachtet,

kann gar nicht in Zweifel bleiben, welche zwei im Fluge miteinander sich vereinigt haben. Die Papageitaube scheint in ihrer Zärtlichkeit die übrigen Verwandten noch zu überbieten und besondere Zeichen ihrer Gattenliebe an den Tag zu legen, wie ich solche wenigstens bei anderen Tauben noch nicht beobachtet habe. Das Aneinanderschmiegen, das Schnäbeln, das freudige, ich möchte sagen aufjauchzende Emporsteigen des Männchens, das Klatschen mit den Flügeln und das darauf folgende sanfte Hinabschweben zur Gattin, wie es der Tauben Art ist, bethätigt auch sie; außerdem aber breitet sie noch mit unbeschreiblicher



Papageitaube (Treron vaalia). ⅘ natürl. Größe.

Zierlichkeit und Anmut die aufgehobenen Flügel über den Gegenstand ihrer Liebe und versucht, um dem Gatten zu gefallen, Künste und Gewohnheiten nachzuahmen, die sonst nur bei den Papageien beobachtet werden. Leider fiel unser Aufenthalt nicht in die allgemeine Brutzeit, und somit hatte ich nicht Gelegenheit, das Betragen dieser Tauben während der Paarung zu beobachten; aber ich sah doch genug, um eine Berechtigung für die eben ausgesprochene Ansicht zu erlangen.

Unsere Taube hat in der That große Ähnlichkeit mit Papageien. Schon die Färbung ihres Gefieders, das prächtige Grün und das lebendige Gelb, erinnern an diese. Dazu kommen aber noch das eigenartige Herumklettern in den Bäumen und die sonderbaren Stellungen, die sie annimmt. Selbst der kundige Jäger wird im Anfange nicht selten getäuscht: er glaubt wirklich, einen Papagei vor sich zu haben. Als besondere Eigentümlichkeit erwähne ich noch, daß sich die Papageitaube zuweilen fast wie ein schlafender Ziegenmelker

platt auf die Äste niederlegt. Der Flug ist sehr rasch und reißend, aber hart und von einem laut pfeifenden Geräusche begleitet, das sich von dem Fluggeräusche jeder anderen Taube unterscheidet. Nur die Stimme hat, wie angegeben, wenig Anmutiges, sondern eher etwas Heulendes. Girrende oder rucksende Laute habe ich nicht vernommen.

In dem Magen der erlegten fand ich Beeren der verschiedensten Art, und Eingeborene im Lande sagten mir, daß man den Tauben nur da begegne, wo es beerentragende Bäume und Sträucher gibt. Wie von Heuglin richtig anführt, sind es hauptsächlich die herrlich belaubten, fruchtreichen wilden Feigenbäume, auf welchen sie ihre Nahrung sucht. Auf solchen Bäumen siedelt sie sich sozusagen dauernd an und verrät ihre Anwesenheit durch die am Boden liegenden oder beständig herabfallenden Fruchtteile auch dann, wenn das dichte Laub sie dem Auge verbirgt. Zur Zeit der Feigenreife ist oft das ganze Gesicht mit dem gelben Safte dieser Früchte bekleistert, und ebenso nimmt das Fett eine gelbe Färbung an. Mit dieser Nahrung steht im Einklange, daß unsere Taube nicht auf die Erde herabkommt; ich meinesteils habe sie wenigstens nur in Baumwipfeln gesehen.

Levaillant sagt, daß die Papageitaube in Baumhöhlungen auf einem erhöhten Haufen von Moos und trockenen Blättern niste, und daß das Weibchen 4 gelblichweiße Eier lege. Ich kann die Angabe freilich nicht durch eigne Beobachtung widerlegen, halte sie aber doch für irrig. Wenn unsere Taube wirklich in Baumhöhlungen nistet, trägt sie sicherlich keinen Moos- und Blätterhaufen ein, und ebensowenig legt sie 4 anstatt 2 Eier.

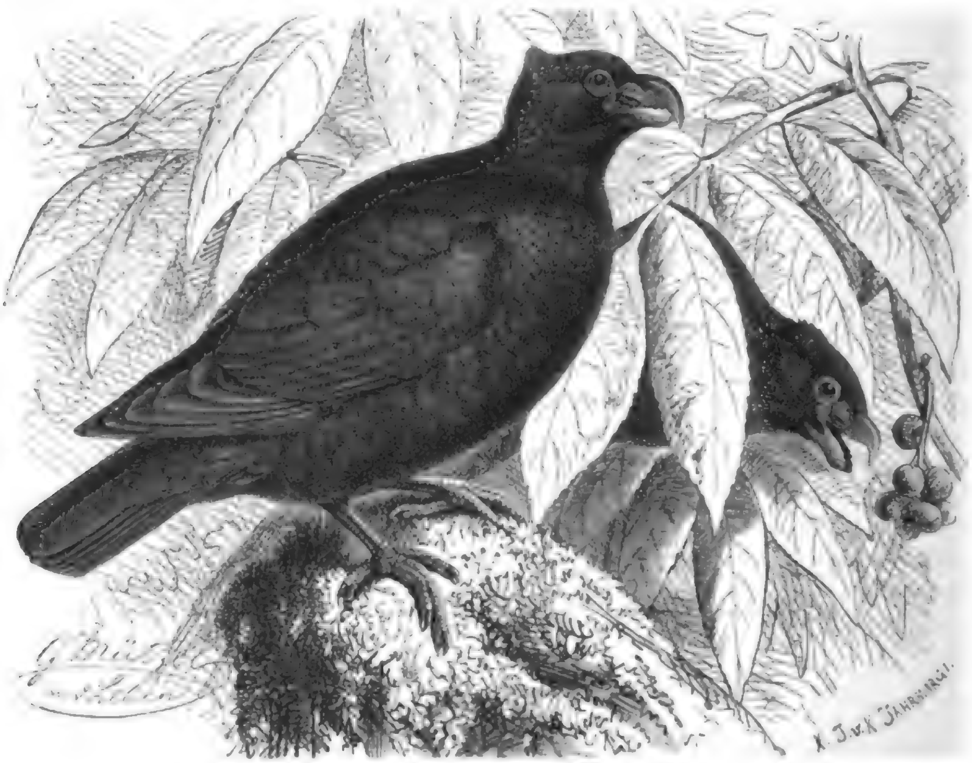
Die Jagd ist nur dann einfach und ergiebig, wenn man einen jener Lieblingsbäume aufgefunden hat und sich unter ihm anstellt. Der Vogel ist scheu oder wenigstens vorsichtig und läßt den Jäger nicht leicht ankommen.

Ob man alt gefangene Tauben dieser Art an Ersatzfutter gewöhnen kann oder nicht, vermag ich nicht zu verbürgen, bezweifle es jedoch nicht. Levaillant erzählt, daß er vier Junge aus einem Neste genommen und mit Früchten ernährt habe, daß sie aber zu Grunde gingen, als die Früchte fehlten, da sie jedes andere Futter verschmähten. Auch diese Angaben beruhen wohl auf Irrtum, wie schon die angegebene Anzahl der Jungen beweist. Andersartige Fruchttauben, die ich pflegte, fraßen gekochten Reis und aufgequellte Rosinen, dauerten jedoch nie länger als einige Monate im Käfige aus.

Eine Taube, welche die Beachtung der Forscher in hohem Grade auf sich gezogen hat, weicht im Schnabelbaue erheblich von allen übrigen uns bekannten ab. Die Zahntaube nämlich, wie wir unseren Vogel nennen können, ist unter den Tauben die nächste Verwandte der berühmten Dronte von Mauritius (Didus ineptus), der mit dem gleichfalls ausgerotteten Einsiedler (Pezophaps solitarius) von Bourbon eine gegenwärtig nicht mehr vertretene Familie der Taubenvögel bildet.

Die Zahntaube (Didunculus strigirostris, Gnathodon und Pleiodus strigirostris) wird anzusehen sein als Urbild einer besonderen Unterfamilie (Didunculinae). Sie hat die Gestalt einer etwas plumpen Erdtaube. Der Leib ist kräftig, der Kopf groß, der Schnabel viel höher als breit, sein Oberteil vom Grunde an aufwärts, im übrigen Verlaufe gleichmäßig stark abwärts gebogen und scharfhakig übergekrümmt, an der Schneide ohne Zahn oder Ausbuchtung, sein Unterteil nach untenhin ebenfalls ausgebogen, vorn aber schief abgestutzt und hier jederseits dreizähnig eingeschnitten, seine Schneide seicht nach unten ausgeschweift, der Fuß kräftig und ein echter Taubenfuß, der Lauf stark, länger als die Mittelzehe und bis zur Ferse nackt, freizehig und mit starken, flach ausgebogenen, unten ausgehöhlten Nägeln bewehrt; der Flügel abgerundet, in ihm die dritte Schwinge die längste,

die vierte länger als die zweite, diese länger als die fünfte, letztere länger als die erste, diese länger als die sechste, das Oberarmgefieder so lang, daß es fast den Handfedern gleichkommt, der aus 14 Federn gebildete Schwanz mittellang und seicht abgerundet. Kopf, Hals und Unterteile sind glänzend stahlgrün, Mantel, Unterrücken und Bürzel, Oberflügeldecken und Schwanzfedern schön braunrot, die Schwingen dunkel bleigrau. Der junge Vogel ist ähnlich gefärbt, jede Feder des Kleingefieders aber mit mondförmigen, oberseits schwarzen und rotbraunen, unterseits schwarzen und blaß gelbbraunen Querbändern gezeichnet. Das Auge ist dunkel rötlichbraun, der nackte Augenring und der Zügelstreifen



Zahntaube (Didunculus strigirostris). ⅓ natürl. Größe.

lebhaft orangerot, der Schnabel orangerot, gegen die Spitze hin lichtgelb, der Fuß lebhaft rot, die Bekrallung gelblichweiß. Die Länge beträgt 33, die Breite 63, die Fittichlänge 18, die Schwanzlänge 8 cm.

Die erste Zahntaube wurde von Lady Harvey in einer Versteigerung australischer Gegenstände erstanden, deshalb für einen Bewohner Australiens erklärt und von Gould in seinem Werke über die Vögel dieses Erdteiles abgebildet und beschrieben. Später lernten wir durch Peale, Walpole, Bennett, Stair, Ramsay und Gräffe Vaterland, Lebensweise und Wesen des Vogels kennen; endlich wurde er sogar lebend nach Europa gebracht.

So viel bis jetzt bekannt, findet sich die Zahntaube ausschließlich auf den beiden zu den Samoa-Inseln gehörigen Eilanden Upolu und Sawaii und auch hier nur an gewissen, beschränkten Örtlichkeiten. Sie bewohnt waldige Berggegenden in einer gewissen Entfernung von der Küste. Nach Angabe Walpoles war sie früher auf der Insel Upolu sehr häufig

und lieferte dem gedachten Reisenden einen Hauptteil seiner Nahrung. Gewöhnlich sah man sie paarweise, zuweilen aber auch in Flügen bis zu neun Stück, in jeder Beziehung nach Art anderer Tauben lebend, wie diese fliegend, gehend, girrend und brütend. Gegenwärtig ist sie auf Upolu selten geworden, und zwar weniger deshalb, weil die Eingeborenen inzwischen das Feuergewehr zu benutzen gelernt haben, als infolge von deren Liebhaberei für Katzen, die teilweise verwilderten und Niederlagen unter den bisher von keinem Raubtiere bedrohten Vögeln angerichtet haben sollen. Die Eingeborenen nannten sie „Manumea“ (roter Vogel) und schätzten sie ihres vortrefflichen Fleisches halber so hoch, daß sie alljährlich einen längeren Jagdzug nach den Bergen unternahmen, einzig und allein in der Absicht, Manumeas zu fangen. Aber auch in die Berge, wohin die Taube sich zurückgezogen hat, folgten die Katzen ihr nach. Laut Gräffe lebt sie hier vorzüglich auf großen, eschenartigen Bäumen, Mauke genannt, deren Früchte, lederartige, fleischige, im Inneren dreikantige, rote Samen enthaltende Kapseln, ihre bevorzugte Nahrung bilden. Auf diesen hohen, dichtbelaubten Bäumen verrät nun zwar ihr Ruf ihre Anwesenheit; es ist aber fast nur dem Auge der Eingeborenen möglich, sie im Gezweige aufzufinden und herabzuschießen. Der Flug ähnelt dem anderer Tauben, geschieht jedoch mit so lautem Geräusche, daß man es auf weithin hört, wenn sie sich erhebt, und die Eingeborenen darauf das Sprichwort begründet haben: er lärmt wie ein Manumea. Walpole bemerkt, daß sie sich höchstens von einem Walde zum anderen wende und sehr selten ihren Flug bis zu einer der benachbarten Inseln ausdehne. Über das Brutgeschäft wissen wir noch nichts Sicheres; denn die Angaben der Berichterstatter sind Wiederholungen der von den Eingeborenen gegebenen Mitteilungen. Das Nest soll auf dem Boden stehen, das Gelege von beiden Eltern abwechselnd und mit so regem Eifer bebrütet werden, daß sie sich mit den Händen fangen lassen. Die Jungen sind, laut Walpole, so hilflos wie die anderer Tauben, scheinen auch langsam heranzuwachsen und sich langsam zu entwickeln; denn sie erhalten erst im zweiten Lebensjahre das Kleid ihrer Eltern, möglicherweise erst im dritten ihre volle Ausbildung. Derselbe Berichterstatter bemerkt noch, daß die Eingeborenen der Samoa-Inseln Zahntauben oft in der Gefangenschaft hielten, halbflügge Junge aus dem Neste hoben oder die Alten mittels Netzen oder Vogelleim fingen, die gefangenen an einer langen Schnur am Beine fesselten und diese an einem Stocke oder an einer Gabel befestigten, solche Vögel auch bei ihren Spaziergängen mit sich nahmen und unterwegs mit ihnen spielten.

Erst in der neuesten Zeit hatten Naturforscher Gelegenheit, gefangene Zahntauben zu beobachten. Im Jahre 1863 erfuhr Bennett, daß der britische Konsul Williams eine lebende Zahntaube besitze und sie demnächst nach Sydney senden wolle. Sie war noch jung und die Zahnung ihres Kiefers noch nicht entwickelt. Auch war sie sehr scheu und wenig an den Käfig gewöhnt; denn Williams hatte sie erst vor ungefähr 6 Wochen erhalten. Die Eingeborenen schienen auf das höchste überrascht zu sein von der lebhaften Teilnahme, die diesem Vogel allseitig geschenkt wurde, und noch mehr von den hohen Preisen, die man ihnen bot. Der Manumea kam im Juni 1863 nach Sydney und wurde 2 Tage später von Bennett besichtigt. „Zuerst“, sagt dieser, „schien er scheu und wild zu sein, später wurde er zahmer, und ich konnte ihn beobachten, ohne daß er Furcht zeigte, während er anfangs seine Angst durch gelegentliches Ausstoßen einiger rasch wiederholten Laute bekundete. Er befand sich in einem Bauer, der mehr einer Kiste als einem Käfige ähnelte und nur vorn Sprossen hatte. Hier rannte er auf dem Boden umher oder saß auf den niederen Springhölzern oder verbarg sich in einem der Winkel, wie er gern zu thun pflegte. Wenn er aufgestört wurde, lief er furchtsam im Käfige umher, und zwar mit großer Schnelligkeit, den Körper vorgestreckt und den Kopf niedergedrückt, fast nach Art der Hühner. Die Behauptung, daß er niemals Wasser trinke, erwies sich als falsch. Er sieht sehr dumm aus und

hat außer seinem unförmlichen Schnabel nichts, was ihn besonders anziehend macht. Der einzige Laut, den er ausstößt, ist ein rasches ‚Ku ku ku‘. Er frißt gekochten Reis, Yams und Kartoffeln.“

Ein zweiter und älterer Vogel, den Bennett beobachtete und später ankaufte, war sehr zahm und verschlang ohne Scheu vor den Augen des Forschers gekochte Yams in großen Stücken. Verschiedene Sämereien zermalmte er in derselben Weise, wie es Papageien thun, wenn sie fressen, Brot verzehrte er auch, und zwar indem er es unter seine Füße nahm und mit dem Schnabel zerkleinerte. Er fraß nur bei Tage, nicht aber, wenn er Leute vor sich sah. Obgleich der Schnabel kräftig gebaut ist, gebraucht ihn der Manumea doch niemals als Angriffswaffe, wenigstens versuchten die gefangenen nicht, nach der in den Käfig gesteckten Hand zu beißen, zeigten sich im Gegenteile sehr furchtsam. So lange Bennett die Vögel besaß, bewiesen sie nicht die geringste Zuneigung zu der Dame, die sie täglich fütterte; deshalb bezweifelt Bennett auch, daß sie für die Gefangenschaft geeignet seien. Zuweilen erschienen sie verhältnismäßig zahm, dann wieder ohne die geringste Veranlassung scheu und wild. Beide Zahntauben wurden nach London gesandt und trafen hier am 10. April 1864 ein, lebten aber nicht lange. Bartlett beobachtete noch Folgendes: Der Manumea schreitet in einem größeren Raume, solange er nicht gestört wird, langsam und bedächtig einher, in der Regel mit so tief eingezogenem Halse, daß der Kopf auf dem Rücken zu ruhen scheint. Er ist ein Grünfruchtfresser, aber der einzige seiner Ordnung, der aus der Frucht, die er frißt, Stücke herausbeißt. Größere Früchte zerkleinert er, ohne sich der Mithilfe seiner Füße zu bedienen; die Schale einer Nuß zertrümmert er ohne sonderliche Anstrengung. Sein Oberschnabel kann, wie der der Papageien, selbständig bewegt werden. Er trinkt nicht nach Art anderer Taubenvögel, sondern nach Art der Gänse, indem er seinen Schnabel zunächst ins Wasser senkt und dann den Kopf rasch aufwirft.

Seitdem gelangten lebende Zahntauben wiederholt nach England und zu uns.

Die Flughühner (Pteroclidae), die eine eigne Sippschaft (Pterocles) bilden, sind dem Wüstenleben angepaßte Taubenvögel. Ihre wunderbare Heimat, die baumlose und pflanzenarme Ebene, mag sie sich nun als vollendete Wüste oder als Steppe, als wüstenhaftes Feld oder verwahrlostes Ackerland zeigen, spiegelt sich wider, verkörpert sich sozusagen in diesen Vögeln. Sie verlieh ihnen, den bevorzugten Kindern, nicht bloß das Wüstenkleid in seiner Vollendung, sondern gab ihnen auch jene Beweglichkeit, welche befähigt, in einem so armen Gebiete das Leben zu fristen.

Die Flug- oder Wüstenhühner erscheinen wegen ihrer langen Flügel und des langen Schwanzes schlank, sind aber in Wahrheit sehr gedrungen gebaute Vögel. Ihr Leib ist kurz, die Brust sehr gewölbt, der Hals mittellang, der Kopf klein und zierlich, der Schnabel klein, kurz, auf dem Firste seicht gebogen, am Unterkiefer vor der Spitze ein wenig verdickt, seitlich nur unbedeutend zusammengedrückt, so daß er rundlich erscheint; die Nasenlöcher liegen an der Wurzel, unter den Stirnfedern verborgen, werden durch eine Haut halb geschlossen und öffnen sich nach oben. Die Füße sind klein, d. h. ziemlich kurzläufig und sehr kurzzehig, bei den Arten einer Gattung in eigentümlicher Weise verkümmert, alle Vorderzehen bis zum ersten Gelenke und weiter mit einer Haut verbunden oder, wie man auch sagen kann, miteinander verwachsen, und mit Häuten gesäumt; die Hinterzehe ist stummelhaft und hoch angesetzt, oder sie fehlt gänzlich; die Nägel sind kurz, seicht gebogen, stumpf und breit. Der Flügel ist kurzarmig, der Fittich sehr lang, in ihm die Schwingen von der ersten an gleichmäßig verkürzt, der aus 14—18 Federn gebildete Schwanz abgerundet,

gewöhnlich aber keilförmig zugespitzt, und seine beiden Mittelfedern verlängern sich oft bedeutend über die seitlichen. Das Gefieder besteht aus ziemlich kurzen, breiten, abgerundeten, sehr harten Federn, die dem Leibe, obwohl sie ihn locker bekleiden, doch ein glattes Aussehen verleihen. Die Färbung ist eine echt wüstenhafte, d. h. eine solche, welche genau der Färbung des Bodens entspricht, im wesentlichen also der des Sandes ähnelt, die Zeichnung gewöhnlich eine überaus zierliche und mannigfache. In der Regel unterscheiden sich die Geschlechter. Die ausgefiederten Jungen ähneln der Mutter, legen aber sehr bald das Alterskleid an.

„Nach ihrer ganzen Stellung", sagt Nitzsch, „stehen die Flughühner zwischen der Tauben- und der Waldhühnergruppe; aber sie scheinen sich näher an jene als an diese echte Hühnerfamilie anzuschließen. Namentlich zeigen sie hinsichtlich der Verhältnisse der Federfluren, der Handschwingen, der Muskeln und der ganzen Form des Flügels, des Kopfgerüstes, der Zunge, des Gabel- und des Brustbeines die größte Ähnlichkeit mit den Tauben; außerdem findet man bei ihnen freilich fast alle Formenverhältnisse, welche die Tauben mit den Hühnern gemein haben, dagegen, wie es scheint, nur wenige, die wohl bei den Hühnern, nicht aber bei den Tauben vorkommen: so die langen, ganz hühnerartigen Blinddärme. Die größte Eigentümlichkeit ihrer Bildung besteht wohl in der Beschaffenheit der Fußzehen, da nicht bloß der Daumen verstümmelt ist, sondern auch die äußere Vorderzehe, anstatt, wie bei fast allen Vögeln, fünf Glieder zu haben, nur aus vier besteht, wie bei den Nachtschatten. In der Entwickelung des Brustbeinkammes übertreffen die Flughühner noch die Tauben und vielleicht selbst die Segler und Kolibris."

Die Flughühner, von welchen nicht mehr als etwa 17 Arten bekannt sind, leben nur in der Alten Welt und zwar vorzugsweise in Afrika, obgleich man nicht sagen kann, daß dieser Erdteil auch den größten Formenreichtum besitze. Ihre Heimat dehnt sich so weit aus, wie die Wüste reicht: demgemäß treten sie in Afrika besonders zahlreich auf, finden sich aber auch in Asien und fehlen selbst unserem Europa nicht, obwohl sie sich hier bloß auf den Teil beschränken, der Afrika ähnelt. Jeder Erdteil, Europa ausgenommen, besitzt seine eignen Arten; aber einzelne von ihnen sind über ungeheure Länderstrecken verbreitet und kommen in allen drei Erdteilen als Standvögel vor, wandern auch zuweilen in Ländern ein, in welchen man sie früher nicht bemerkte. Zwar verweilen fast alle Arten jahraus jahrein an derselben Stelle oder mindestens in derselben Gegend; ihre außerordentliche Flugfertigkeit aber setzt sie in den Stand, ohne Beschwerde Tausende von Kilometern zu durcheilen, und gewisse, uns noch unbekannte Umstände veranlassen sie, manchmal weit über die Grenzen ihres Gebietes zu schweifen.

Wenige Vögel verstehen es, wie die Flughühner, die ödesten und ärmsten Gegenden zu beleben. Inmitten der dürrsten Wüste, an Orten, wo nur der stille, leichte Wüstenläufer und die schwermütig rufende Sandlerche den Pfad des Reisenden kreuzen, erhebt sich vor ihm, polternd und rauschend, die redselige, fast geschwätzige Schar dieser begabten Geschöpfe: als ganze, echte Wüstentiere stellen sie sich uns dar. Wo ihre erhabene Mutter die Möglichkeit des Lebens gewährte, wird man sie gewiß nicht vermissen; ja, sie sind es, die uns erst Kunde geben von dieser Möglichkeit; denn uns bleibt es unbegreiflich, wie sie überhaupt im stande sind, ihr Leben zu fristen. Mehrere Arten wohnen, wenigstens hier und da, dicht nebeneinander, ohne sich jedoch mit anderen ihrer Familie zu vermischen; die Mitglieder einer Art leben aber in treuer Gemeinschaft und bilden oft ungeheure Flüge, die dann monatelang zusammenhalten, gesellig umherschweifen und täglich weite Strecken durchmessen, weil die arme Wüste selbst ihnen nur stellenweise Nahrung gewähren kann. Obgleich sie tagtäglich und mit größter Regelmäßigkeit zur Tränke fliegen müssen, scheint sie doch eine größere Entfernung der wasserspendenden Quellen von ihren Futterplätzen wenig

zu kümmern: es wird ihnen leicht, vor dem Schlafengehen noch einen Spazierflug auszuführen, der uns als Tagereise und mehr erscheinen mag. Deshalb ist es denn auch vorzugsweise die Zeit, in der sie ihren Durst stillen wollen, die sie vor das Auge des Jägers oder des Forschers bringt; denn wenn ihr zahlreicher Schwarm in dicht gedrängtem Haufen unter dem fast allen Arten gemeinsamen „Khadda khadda“ dahinfliegt, muß auch das blödeste Auge ihrer ansichtig werden oder das stumpfeste Ohr sie wahrnehmen. Sonst wird es nicht immer leicht, sie zu bemerken: ihr Wüstenkleid ist ein so wunderbarer Schutz, daß sie selbst vor dem geübten Auge sich unsichtbar zu machen wissen. Und wenn auch der Kundige bald lernt, ihre Lieblingsplätze vor anderen Stellen der Einöde zu unterscheiden, wenngleich er, dank ihrer lebendigen Geschäftigkeit und Regsamkeit, sie dann ohne Mühe aufzufinden weiß: so verstehen sie doch, selbst ihn durch ihr Unsichtbarmachen zu hintergehen, während der Unkundige bis zu dem Augenblicke, wo er plötzlich von Hunderten fliegender Vögel umrauscht wird, von ihrem Vorhandensein kaum eine Ahnung hatte.

Gleichmäßig leben die Schwärme monatelang zusammen, bis die Paarungszeit herannaht und die Liebe sich auch bei ihnen geltend macht. Dann zerteilen sie sich in kleinere Trupps und diese in die einzelnen Pärchen, von welchen nunmehr jedes eine passende Stelle auf dem sandigen Boden aussucht, hier eine seichte Vertiefung scharrt und, nachdem die wenigen Eier vom Weibchen gelegt worden sind, der Brut mit Eifer obliegt. Eine bis zwei Bruten werden auf diese Weise ausgeführt; dann sammeln sich die vereinzelten wieder und das alte Leben beginnt von neuem, falls nicht besondere Ursachen hindernd oder wenigstens verändernd einwirken.

Zu hoher Berühmtheit gelangte neuerdings wieder ein Vertreter der Steppenhühner (Syrrhaptes). In der Gestalt ähneln die beiden bis jetzt bekannt gewordenen Arten dieser Gattung den übrigen Flughühnern sehr, unterscheiden sich aber durch gewichtige Merkmale. Im Fittiche ist die erste Schwinge die längste; ihre Eigentümlichkeit aber beruht darin, daß sie an der Spitze lang ausgezogen und hier sonderbar verschmälert ist, so daß dieser Teil eher einer Borste als einer Feder ähnelt. Die Fußwurzeln sind nicht bloß am Vorderteile befiedert, wie bei den Sandhühnern, sondern ringsum und bis zur Spitze der Zehen mit kurzen, zerschlissenen Federn dicht bedeckt; der Fuß selbst besteht nur aus drei Zehen, da die hintere gänzlich fehlt; die Vorderzehen sind sehr verbreitert und ihrer ganzen Länge nach durch eine Haut verbunden, so daß der Fuß, von unten gesehen, eine einzige Sohle bildet, die mit hornigen Warzen bekleidet ist; die Nägel sind breit und kräftig.

Das Faust- oder Steppenhuhn, Büldrück der Kirgisen, Sadscha der Russen, Sadschi der Chinesen, Rukturu, Njüpterjün und Bolduru der Mongolen (Syrrhaptes paradoxus, heteroclitus und pallasii, Tetrao paradoxus, Nematura paradoxa, Pterocles syrrhaptes, Heteroclitus tataricus), ist ohne die verlängerten Mittelschwanzfedern 39 cm lang und ohne die verlängerten Schwingenspitzen 60 cm breit; die Fittichlänge beträgt 18, die Schwanzlänge 12, einschließlich der verlängerten Mittelfedern ungefähr 20 cm. Das Weibchen ist etwas kürzer und schmäler. Der Oberkopf, ein Streifen, der, vom Auge beginnend, nach den Halsseiten verläuft, dieser und die Kopfgegend sind aschgrau, Kehle, Stirn und ein breiter Streifen über dem Auge lehmgelb, Brust und Brustseiten, die durch ein drei- oder vierfaches, aus feinen weißen und schwarzen Streifen bestehendes Band von dem Kropfe getrennt werden, gräulich-isabellfarben; der Oberbauch ist braunschwarz, der Unterbauch wie die unteren Schwanzdeckfedern licht aschgrau, der Rücken

auf lehmgelbem Grunde mit dunkleren Querstreifen gebändert; die Schwingen sind aschgrau, die vordersten außen schwarz, die hinteren innen gräulich gesäumt, die Schulterfedern bräunlich, vorn gelblich und an der Spitze weiß gesäumt, die inneren Flügeldeckfedern sandbraun mit schwarzbraunen Endtupfen, die Schwanzfedern auf gelbem Grunde dunkel gebändert, die Federn, welche die Läufe bekleiden, falb weißlich. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch den Mangel des Brustbandes, die lichtere, bräunliche Färbung des Unterbauches und das lichtere Gelb des Gesichtes sowie endlich durch das mehr gefleckte als gebänderte Gefieder der Oberseite, dessen Zeichnung auch an den Halsseiten sich fortsetzt.

Pallas beschrieb das Steppenhuhn im Jahre 1770, teilt aber nichts über seine Lebensweise mit und bemerkt nur, daß es in den osttatarischen Steppen gefunden werde; Eversmann bestimmt den Wohnkreis genauer und gibt an, daß es nur die Steppe östlich vom Kaspischen Meere bis nach der Dsungarei bewohne, im Westen selten weiter nach Norden als bis zum 46. Breitengrade, im Osten dagegen viel weiter, nämlich noch auf den Hochsteppen des südlichen Altai, am oberen Laufe der Tschuja, in der Gegend des dortigen chinesischen Vorpostens, vorkomme. Bogdanow berichtet, daß es am ganzen Ostufer des Kaspischen Meeres auftrete, besonders aber im Ust-jurt heimisch sei. Der Missionar Huc veröffentlicht eine Schilderung des Vogels und seiner Lebensweise, die ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung ist, und erst Radde und Swinhoe berichten in sachgemäßer Weise. Da ich das merkwürdige Huhn in der Freiheit nur an einem einzigen Tage, und zwar in der südaltaischen Steppe, beobachten konnte, lasse ich zunächst Radde, dessen Schilderungen von Prshewalski durchaus bestätigt werden, anstatt meiner reden, bemerke jedoch, daß ich seine Darstellung nicht im strengsten Sinne dem Wortlaute nach gebe, vielmehr das in zwei verschiedenen Werken von ihm Gesagte in der mir geeignet scheinenden Weise zusammenzustellen versucht und nicht Hierhergehöriges weggelassen habe.

„Zur Zeit, wenn Thermopsis und Cymbaria geblüht und die ersten Knospen der schmalblätterigen Lilie sich entfaltet haben, bietet das Tierleben in den Steppen wesentlich andere Erscheinungen als im Frühjahre zur Blütezeit der Irideen. Es ist die Brutzeit der Vögel und die Zeit der Geburt der meisten wilden Steppentiere. Wir wollen also, um jenen Unterschied kennen zu lernen, uns abermals zum Tarai-nor, und zwar heute in seine wüstesten Gegenden, nach der Grenze, versetzen, wo einige erhöhte Inseln aus dem hier noch weichen Schlammboden auftauchen. Die Reise zu ihnen über die hohen Steppen zeigt uns ein wahres Sommerbild hiesiger Gegend. Die Hitze der Mittagssonne macht die Murmeltiere besonders lustig; in weitem Bogen hoch in der Luft kreisen die Schreiadler; geduldiger als sie sitzt der Bussard stundenlang auf einem Hügel; das angenehme Zwitschern der mongolischen Lerche läßt sich vernehmen; die Pfeifhasen beginnen ihre langwierigen Arbeiten; die zahlreichen Herden ziehen zu den sumpfigen Süßwasserpfützen des Tarai; das Lärmen der Kraniche, das sich häufig im Frühjahre hören ließ, hat aufgehört; keine Gans, keine Ente ist sichtbar; nur selten zieht eine Möwe hoch an uns vorüber, ihr folgt in weiter Ferne eine zweite und dritte. Die ausstrahlende Wärme umflimmert in breiten Wellen alle Umrisse; die Inseln im Tarai schwimmen förmlich in einem beständig wellenden, luftigen Grunde. Kein Baum, kein Strauch bezeichnet die Ferne; nur hier und da scheinen plumpe, tierische Körpermassen über dem Boden zu schweben, durch ihre scheinbare Größe täuschend. Aber der Salzboden ist nicht tot, nicht so tot wie der Bereich der Luft. Im Gegenteile, ein Vogel, der ebenso merkwürdig durch seinen Bau wie durch seine Lebensweise und Verbreitung ist, überrascht uns hier durch seine Häufigkeit: das Steppenhuhn.

„Zur Zeit, wenn der Schnee an den Hügeln der Hochsteppen noch liegt, um die Mitte des März, zieht es aus Süden hierher und lebt dann in kleinen Gesellschaften, aber immer schon gepaart. In gelinden Wintern trifft man es am Nordostrande der hohen Gobi an;

es erscheint aber auch nach strengen Wintern schon so zeitig und brütet dann so früh, daß es auch in dieser Hinsicht ‚auffallend‘ ist. Seine Eier findet man bereits in den ersten Tagen des April und zu Ende des Mai zum zweiten Male. Nach vollbrachter zweiter Brut wechselt es wahrscheinlich oft den Aufenthaltsort, und während der Wintermonate schweift es bis zum Südrande der Gobi in die Vorberge der nördlichen Himalaja-Verflachungen. Schon am 10. März 1856, als die Kälte über Nacht noch bis zu 16 Grad Celsius fiel und die Wärme um die Mittagszeit sich auf 2,5 Grad Celsius belief, kam die erste kleine Schar Steppenhühner zum Tarai-nor. Sie fliegen in ganz geschlossenen Ketten, ähnlich den Regenpfeiferarten, halten sich im Frühjahre in kleinen Trupps, die aus bereits gepaarten Vögeln (4–6 Paare) bestehen, zusammen, bilden aber im Herbste oft Flüge von mehreren hundert Stück. Während des Fluges lassen sie ein recht vernehmliches Schreien hören, das Veranlassung zu der bei den Mongolen gebräuchlichen Benennung Njüpterjün gegeben hat. Die Paare bleiben auch während des Fluges zusammen.

„Im Frühlinge erscheinen die Steppenhühner sehr regelmäßig zu ganz bestimmter Zeit am süßen Wasser, um zu trinken. Sie ziehen dann aus allen Richtungen herbei und schreien, sobald sie das Ufer gewahr werden, worauf die bereits anwesenden antworten und jene sich diesen zugesellen. Am Rande des Wassers stehen sie in Reihen, meistens zu 10—12 bei einander. Ihre Ruhe hier währt aber nicht lange; sie ziehen dann wieder fort, um förmlich zu äsen, und zwar zu den weißen Stellen in der Steppe, auf welchen Salz ausgewittert ist, und zu den kleinen Höhen, die mit Gräsern bewachsen sind. Sie verschmähen nicht die jungen, saftreichen Sprosse der Salicornien und weiden diese förmlich ab, also in der Art, wie der Trappe es mit Gräsern thut. Im Frühlinge fand ich im Schlunde und Magen die Samen der Salsola. Im Sommer sonnen sie sich gern; auch hierbei traf ich gesonderte Paare, aber meistens mehrere von diesen beisammen. Wie die Hühner scharren sie sich dann flache Vertiefungen in die weißgrauen, salzdurchdrungenen, geringen Erhöhungen, die hier und da am Ufer des Tarai-nor weite Strecken bilden und die Salzpflanzen ernähren. Ich habe sie in dieser Ruhe einige Male lange beobachtet. Anfangs laufen sie noch emsig umher, gleichsam suchend; sind sie ganz satt, so beginnt ihre Ruhe, gewöhnlich gegen 11 Uhr, wenn es recht heiß wird. Dann scharren sie Vertiefungen und hocken sich hinein, suchen sich auch ganz wie die Haushühner recht gemächlich in den gelockerten Boden einzuwühlen, wobei sie den Körper seitwärts hin und her bewegen und das sonst so glatt anliegende Gefieder aufblähen. Wachen stellen sie dabei nicht aus. So sitzen sie ganz ruhig, und man kann sie kaum bemerken, da ihr gelbgraues, schwarz gesprenkeltes Gefieder dem Boden recht ähnlich ist. Ein Falke schießt im Pfeilfluge über die ruhenden dahin; sie raffen sich auf und entziehen sich bald unseren und des begierigen Räubers Blicken. Ihr Notruf weckt die nächsten Genossen; auch diese erheben sich und eilen davon, durch ihr Geschrei ganze Banden zur Flucht aufmunternd; denn alle, welche den Angstruf vernehmen, folgen, auch wenn sie nicht derselben Bande angehören, dem Beispiele der aufgescheuchten. So erfüllt sich die Luft in kurzer Zeit mit unzähligen kleinen Scharen dieser eigentümlichen Vögel. Ihr Lärmen läßt sich von allen Seiten her vernehmen, und im Nu schießen die Vögel an uns vorüber, ehe wir zum Schusse kommen. Aber ebenso rasch, wie diese Ruhe gestört wurde, stellt sie sich wieder ein. Die Steppenhühner lassen sich nieder, laufen anfangs furchtsam über die weiße Salzstelle, bis sie sich abermals auf flache Erhöhungen legen und sich wie vorher verhalten. Ihr Flug ist schneidender und rascher als der der Tauben. Daß sie aber zugleich ausdauernde Laufvögel sind, bezweifle ich; denn ihre Bewegungen zu Fuß sind zwar rasch, aber nicht anhaltend.

„Sehr sonderbar ist das Fortziehen zahlreicher Steppenhühnerbanden im Sommer. Es liegt mir hierüber eine eigne Beobachtung vor, die entschieden dafür spricht. Als ich mich

in den letzten Tagen des Mai zu den im Tarai-nor gelegenen Aralinseln begeben wollte, mußte ich weite Uferstrecken am jetzt ausgetrockneten See zurücklegen und stieß vormittags auf eine Unzahl kleiner Banden dieser Vögel, die insgesamt ein Gebiet bewohnten, aber so scheu waren, daß ich mich ihnen auf keine Weise nähern konnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen, sie zu schießen, gab ich die Jagd bis zum Abende auf. Mit Sonnenuntergang hatten sich alle Vögel in zwei große Schwärme, deren jeder wohl 1000 Stück zählen mochte, vereinigt und lärmten auf das eifrigste. Ich hoffte, sie nun beschleichen zu können, hatte mich aber geirrt: denn weder zu Pferde noch kriechend konnte ich mich ihnen nähern. Nach mehrmaligem Auftreiben verließen sie endlich die Ufer des Tarai-nor und flogen östlich zu den Höhen der Steppe, wo sie sich an zwei Orten niederließen. Diese Plätze waren im Winter die Lagerstätten zweier Herden gewesen; eine dicke Schicht schwarzen, schon fest getretenen Mistes hatte sich auf ihnen erhalten, und durch diese Decke war keiner der schwachen Pflanzenkeime gedrungen. Hier blieben sie ungestört, da die einbrechende Dunkelheit mich an der weiteren Jagd verhinderte. Aber immer noch lärmten sie fort. Am nächsten Tage waren sie spurlos verschwunden. Niemals, so oft ich im Laufe des Sommers zum Tarai ging, fand ich wieder ein Stück von ihnen. Auch die herumziehenden Hirten sahen sie nicht, vertrösteten mich aber auf die Herbstzeit, in welcher sie, wie sie sagten, noch häufiger hierher kämen. Leider erfüllten sich ihre Angaben nicht. Es befremdete mich, daß ein Vogel nach vollendeter zweiter Brut plötzlich zur Sommerzeit vollständig fortzog, obgleich ich auch in diesem Falle ein Beispiel für die unstete, wandernde Lebensweise wahrer Steppenbewohner gefunden zu haben glaubte. Erst als ich im Oktober in den südlichsten Gegenden der Steppe auf die Antilopenjagd zog, als schon lange der Herbstzug des Geflügels beendigt war, sah ich jenseits des Argunj die Steppenhühner wieder. Kettenzüge von ihnen flogen schnell und hoch jetzt nach Norden, auf russisches Gebiet, wo ich sie aber im Bereiche der Steppe nicht wiederfand.

„Das Nest ist sehr kunstlos und den Flughuhnnestern wohl ganz ähnlich. Es brüten mehrere Paare gemeinschaftlich, doch nie viele. In den salzdurchdrungenen Gründen am Tarai-nor, meistens auf dessen jetzt seit Jahren trocken gelegtem Boden selbst, wird es durch eine flach ausgeworfene Vertiefung von etwa 12 cm Durchmesser gebildet, deren Rand mit einigen Salsolasprossen und Gräsern umlegt wird, welche letztere jedoch auch bisweilen fehlen. Die Anzahl der Eier beträgt 4. In ihrer Gestalt ähneln sie den Flughuhneiern; sie zeichnen sich aus durch ihre rein elliptische Form, sind jedoch zuweilen an dem einen Ende etwas spitzer als am anderen. Die Grundfarbe wechselt von hell grünlichgrau bis schmutzig bräunlichgrau, letztere ist die gewöhnlichere. Auf diesem Grunde findet sich die meistens feinfleckige, erdbraune Zeichnung in zwei verschiedenen Tönen."

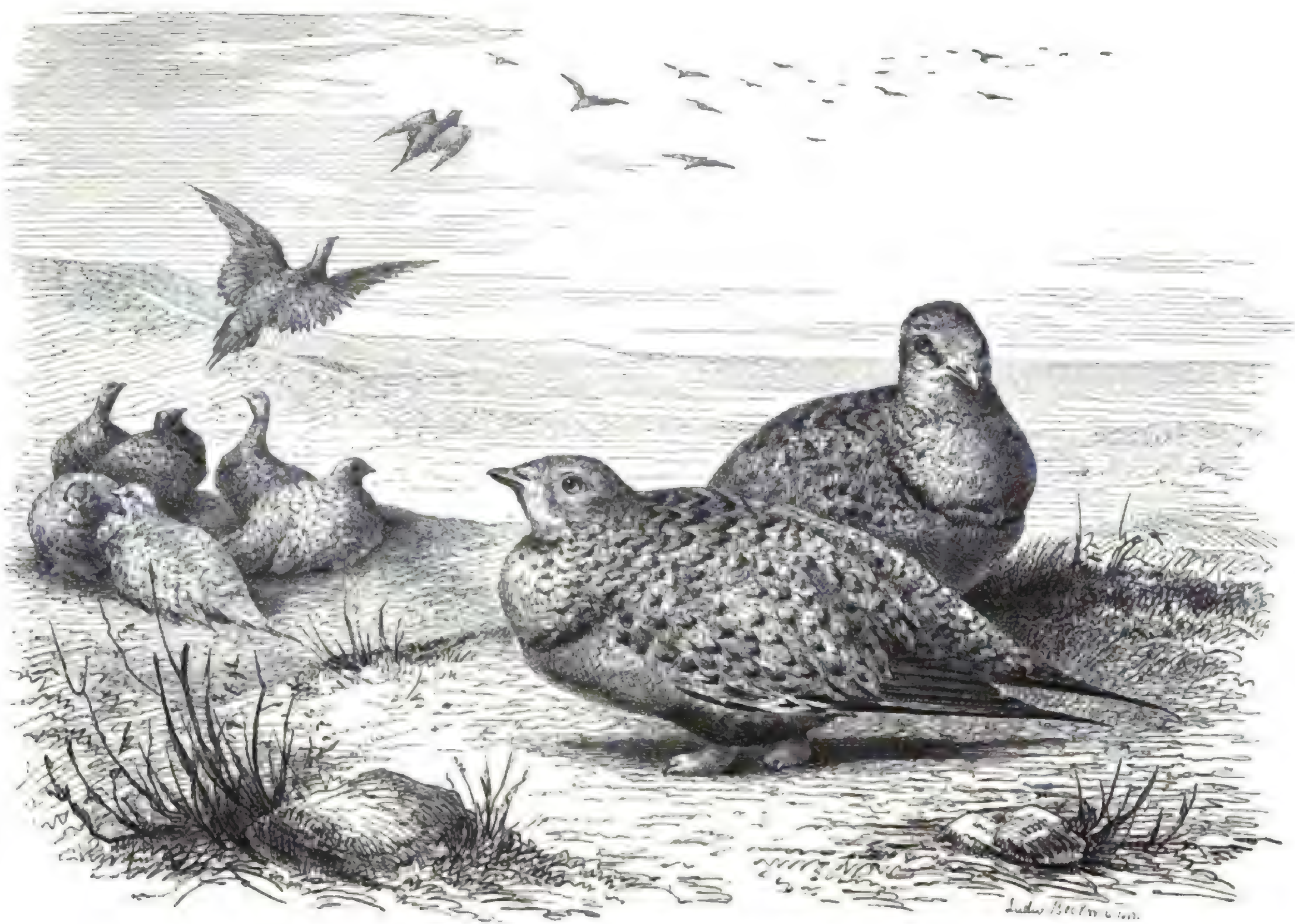
In ihrer Heimat brüten die Steppenhühner jährlich zweimal und zwar Anfang April und Ende Mai.

Unsere Kenntnis der Lebenskunde des Steppenhuhnes wurde schon ein Jahr nach dem Erscheinen des Raddeschen Werkes infolge eigentümlicher Umstände wesentlich bereichert. Bereits im Jahre 1860 war es durch Schlegel und Moore wissenschaftlich festgestellt worden, daß einzelne Steppenhühner sich in Mitteleuropa gezeigt hatten. Es waren solche auf den Dünen Hollands und in Großbritannien erlegt worden; ja man hatte, falls Collett recht unterrichtet ist, in der Mitte des August 1861 einen aus 14 oder 15 Stück bestehenden Flug von ihnen bei Mandal in Norwegen beobachtet und ebenfalls mehrere geschossen. Diese vereinzelten Zuzügler, von welchen übrigens die ersten schon in den Jahren 1858 und 1859 gesehen worden waren, hatte man als Irrgäste betrachtet und ihren wiederholten Besuchen größere Bedeutsamkeit nicht beigelegt. Ähnliches fand, wie Swinhoe berichtet, im Herbste des Jahres 1861 in Nordchina statt. Hier aber handelte es sich nicht

um einzelne versprengte, sondern um ein ganzes Heer unserer Vögel, das sich auf der Ebene zwischen Peking und Tientsin niedergelassen hatte. Die Chinesen verfolgten die Fremdlinge, die ihnen unter dem Namen „Satschi" oder Sandhühner wohl bekannt waren, auf das eifrigste und erzählten Swinhoe, daß sie häufig in Netzen gefangen und mit dem Luntengewehre erlegt würden. Nach einem reichlichen Schneefalle gestaltete sich der Fang so ergiebig, daß der Markt von Tientsin buchstäblich überfüllt war. Man reinigte gewisse Stellen vom Schnee, legte hier die Netze und konnte des reichlichsten Fanges sicher sein. Dennoch waren die Vögel scheu, namentlich solange sie sich auf dem Boden hielten, während sie im Fliegen nahe an dem Schützen vorüberstreiften. Die Eingeborenen wußten übrigens, daß die Heimat der Steppenhühner die große Ebene der Tatarei hinter der berühmten Mauer ist.

Ich will es dahingestellt sein lassen, ob außer den wenigen Steppenhühnern, die bis zum Jahre 1863 in Europa beobachtet wurden, noch andere hier erschienen waren, halte dies jedoch für keineswegs unwahrscheinlich; ja, meines Erachtens ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß einzelne von diesen wenigen ihre eigentliche Heimat wieder erreicht und später einer größeren Anzahl ihrer Anverwandten gewissermaßen als Wegweiser nach dem neuentdeckten Lande gedient haben: jedenfalls bleibt es auffallend, daß vor der großen Einwanderung, die im Jahre 1863 stattfand, wiederholt die bis dahin Europa fremden Vögel beobachtet wurden. Dem sei übrigens wie ihm wolle: thatsächlich ist, daß in dem genannten Jahre ein sehr bedeutender Schwarm in Europa erschien und sich über die meisten nördlichen Länder unseres Erdteiles verbreitete. Auf welchem Wege diese Einwanderung geschehen ist, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit nachweisen, und wenn im Südosten Europas ebenso auf die Fremdlinge geachtet worden wäre wie bei uns zu Lande, in Frankreich, den Niederlanden und in Großbritannien, würden wir wahrscheinlich den Weg auf das genaueste bestimmen können. Man hat den Zug der Steppenhühner beobachtet von Brody in Galizien bis Naran an der Westküste von Irland und von Biscarolle in Südfrankreich bis Thorshavn auf den Faröer; man hat erfahren, daß die Einwanderer in Sokolnitz in Mähren am 6. Mai, in Tuchel in Westpreußen am 14., in Polkwitz in Schlesien am 17., in Wöhlau in Anhalt am 20., auf Laaland an demselben Tage, auf Helgoland und an den englischen Küsten (Northumberland) am 21., auf Borkum, Staffordshire und an der Küste von Lancashire am 22., auf den Faröer in den letzten Tagen des Mai angekommen oder wenigstens wahrgenommen worden waren. Ein allmähliches Vorrücken in der gegebenen Richtung ist also vollkommen bewiesen, und die Reisefähigkeit der Steppenhühner steht mit den ermittelten Zeiten nicht im Widerspruche. Etwas kühner, aber immer noch gerechtfertigt ist diese Schlußfolgerung: die Steppenhühner sind von der Mongolei in einem großen Fluge aufgebrochen und in der angegebenen Richtung weiter gezogen. Da ihre Reise kurz vor oder während ihrer Brutzeit stattfand, haben sich Paare oder Trupps von dem Hauptheere getrennt und seitab führende Wege eingeschlagen oder sich auf Stellen, die ihnen passend erschienen, niedergelassen. Viele von denen, welche die Meeresküste erreichten, sind wohl auch wieder umgekehrt und in das Innere des Landes zurückgeflogen.

Altum wurde das Glück zu teil, die Fremdlinge während ihres Sommerlebens in Deutschland wiederholt zu beobachten und durch sachverständige Nachfrage noch mehr in Erfahrung zu bringen. Die Steppenhühner zeigten sich auf Borkum, dem Beobachtungsfelde des Genannten, am 21. Mai und zwar in kleineren Abteilungen von 2—12 Stück. Vom 23. Juni bis zum 1. Juli wurden sie nicht gesehen, dann jedoch wieder in großen Schwärmen. Altum und von Droste sahen am 8. August vier von ihnen in reißender Geschwindigkeit, mit leichten, raschen Flügelschlägen ihres Weges dahinziehen und hörten während des Fluges beständig wie „quick quick quick" klingende, der Stimme kleiner Regenpfeifer



Faust- oder Steppenhuhn.

entfernt ähnliche Locktöne ausstoßen. Sie fielen auf einem offenen Watte ein und gesellten sich zu einem zahlreichen Schwarme anderer ihrer Art, die regungslos nebeneinander saßen und für Goldregenpfeifer hätten angesprochen werden können, wäre nicht die Haltung eine zu wagerechte gewesen. Näher als auf 200 Schritt ließ der Schwarm von Droste nicht herankommen, obgleich dieser die gewöhnlichen Kunstgriffe beim Hinangehen an scheue Vögel nicht unterließ. Plötzlich erhoben sich die Hühner unter vernehmbarem Brausen und Ausstoßen ihrer Stimmlaute, die einzeln gehört wie „köckerick“ zu klingen schienen, aber bei dieser Masse zu einem Gewirre zusammenschmolzen. Niedrig, einem Schwarme vom Felde heimkehrender Tauben ähnelnd, strichen sie über die weite Sandfläche fort, bildeten einen breiten Zug, flogen mit reißender Schnelligkeit und beschrieben dabei sanfte, durch Aufsteigen und Senken gebildete Bogen.

Jenes Watt mußte einer ihrer Lieblingsplätze sein; denn man bemerkte sie fortan hier oftmals. Sie suchten diejenigen Stellen, welche mit Schoberia maritima bewachsen sind, da sie den Samen dieser Pflanzen sehr zu lieben scheinen. Immer wählten sie freie Flächen, am liebsten an der Grenze jener Pflanzenbestände. Außer dem Samen pflückten sie auch Blättchen ab, ganz wie die Hühner. Doch fand Altum in dem Kropfe mehrerer ausschließlich den Samen, bei anderen die Frucht einer Grasart, wahrscheinlich Poa distans, gemischt mit unreifen Kapseln von Lepigonum marinum. Die Kröpfe waren stets ganz gefüllt, der Nahrung wenige gröbere Sandkörner beigemischt; in den gleichfalls gefüllten Magen war dagegen der Sand in auffallender Menge vorhanden. Bald nach jenem verunglückten Versuche traf von Droste ein einzelnes Huhn auf einer rings von Dünen umgebenen, etwa 100 Morgen großen Niederung. Es war bei weitem nicht so scheu wie der ganze Schwarm. Er bemerkte es beim Hervorkommen aus dem Verstecke im Laufen; es war jedoch auf dem weißen Sande so schwer zu sehen, daß beim Stillstehen seine Umrisse nicht mehr wahrgenommen werden konnten. Sehr hoch flogen nur versprengte Vögel; die vereinigten Ketten strichen höchstens 10 m über dem Boden dahin. Aufgetrieben, eilten sie niedrig über das Watt durch die Dünenthäler, bis sie aus dem Gesichtskreise verschwunden waren, kehrten jedoch gern wieder um und fielen wohl auch auf demselben Platze wieder ein, wenn hier alles Verdächtige verschwunden war; dünkte ihnen der Platz nicht sicher, so strichen sie abermals weit fort und ließen sich auf einem anderen ihrer Lieblingsplätze nieder. Als auf einen fliegenden Schwarm ein Rohrweihe stieß, teilte sich die Masse und ließ den Raubvogel durch. Bei stiller See machten sich die Schwärme auch in weiten Entfernungen durch ihr weithin schallendes, ununterbrochenes „Köckerick“ oder „Köcki köcki köcki“ leicht bemerklich. Das Flugbild des Vogels war übrigens so eigentümlich, daß man ihn, auch wenn er lautlos seines Weges zog, nicht mit anderen verwechseln konnte.

Auf dem erwähnten, von Dünen umgebenen Watte wurden die mongolischen Fremdlinge gewöhnlich des Morgens bis gegen 9 Uhr angetroffen. Sie schienen hier an bestimmten Stellen bis zu jener Stunde zu verweilen und die einmal gewählten Sitzplätze regelmäßig wieder aufzusuchen; wenigstens konnte man dies aus der vielen Losung schließen. Wenn sie nichts Ungewöhnliches bemerkt hatten, saßen sie ruhig dicht nebeneinander, meistens nach einer Seite gewendet, zu je zweien oder doch wenigen beisammen. Gegen 10 bis 11 Uhr schienen sie regelmäßig das große Watt zu besuchen und dort der Nahrung nachzugehen, fielen mindestens um diese Zeit oft daselbst ein und suchten dann eifrig nach Samen und Knospen. Nachdem sie eingefallen waren, blieben sie wohl 20 Minuten lang bewegungslos sitzen, alles um sich her musternd; alsdann begannen sie mit ihrer Äsung, indem sie, über den Boden trippelnd und rutschend, in derselben Richtung vorwärts liefen und emsig Samen aufpickten. Einzelne Trüppchen sprengten sich auch wohl seitwärts ab oder blieben ein wenig zurück, hielten sich jedoch immer zum Schwarme. Dagegen bemerkte man ein einzelnes Stück,

das fast jedesmal weit zurückblieb oder sich seitwärts zu schaffen machte und den Wächter abzugeben schien. Als von Droste einmal, hinter einem ungefähr 0,5 m hohen Sandhaufen auf dem Bauche liegend, den ganzen Schwarm beobachtete, hatte ihn dieser eine Vogel bemerkt, stieg hierauf sofort auf einen kleinen Hügel, reckte sich, hob den Kopf und stieß laut sein „Köckerick" aus. Auf dieses Zeichen lief fast der ganze Schwarm dicht zusammen und blieb unbeweglich sitzen. Droste schoß, der Schwarm brauste fort; aber der alte Hahn, der den Streich gespielt hatte, empfahl sich unter lautem Geschrei erst, nachdem der verblüffte Jäger sich schon erhoben hatte. Während die Steppenhühner umherliefen, riefen sie leise „köck köck"; wenn zwei einander zu nahe kamen, hoben sie die Flügel, zogen den Kopf ein, nahmen eine drohende Stellung ein und riefen schnell „kikrikik". Auch sprangen sie wohl gegeneinander in die Höhe, und dann erhoben sich immer einige andere, vielleicht in dem Glauben, daß Gefahr vorhanden sei, ließen sich aber schnell wieder nieder. In den Mittagsstunden schienen sie regelmäßig die trockenen, heißen Dünen aufzusuchen, um sich im Sande zu baden. Sie hatten auch hier ihre bestimmten Plätze, und zwar jene großen öden Sandflächen, auf welchen der dürftigste Pflanzenwuchs durch Stürme zerstört worden. Einmal hatte man 13 Steppenhühner einfallen sehen, war rasch herbeigeeilt, hatte mit dem Fernrohre die ganze Fläche von dem Verstecke aus abgesucht; aber kein Vogel war zu entdecken, bis sich endlich zufällig einer im Gesichtsfelde des Fernglases bewegte. Selbst in einer Entfernung von 40 Schritt hielt es schwer, diese Sandvögel genau zu sehen, und in einer Entfernung von 200 Schritt war es fast unmöglich, sie zu entdecken, auch wenn man genau die Stelle kannte, auf welcher sich ihrer 50—60 niedergelassen hatten. Anfangs waren die Kinder der Steppe wenig scheu gewesen; die heillose Verfolgungswut der Badegäste aber machte sie bald vorsichtig und schließlich so ängstlich, daß es auch dem geübtesten Jäger kaum möglich war, sie zu überlisten.

Nachdem die Steppenhühner 5 Monate lang auf Borkum wie in ihrer Heimat gelebt hatten, verschwanden sie nach und nach gänzlich von der Insel. Am 1. Oktober wurden mit dem Fernrohr noch 54 Stück von ihnen gezählt, am 10. waren noch 8, am 12. noch 5, am 13. noch 2 beobachtet worden: sie waren die letzten. Vom 1. bis 15. Oktober hatte sich also der ganze Flug allmählich entfernt. Ungefähr um dieselbe Zeit wurden sie wiederum hier und dann im Inneren Deutschlands beobachtet: so, laut Altum, im Oldenburgischen und nach meinen eignen Beobachtungen in der Nähe von Hamburg. Sie waren aber keineswegs gänzlich verschwunden, wie Altum behauptete, sondern wurden noch im folgenden Jahre in Deutschland bemerkt: so im Juni 1864 in der Gegend von Plauen, und viel später noch, zu Ende Oktober desselben Jahres, bei Wreschen in Posen; sie haben sich ebenso in der Nähe Hamburgs, ungefähr um dieselbe Zeit noch gezeigt, höchst wahrscheinlich also auch gebrütet, wie im Jahre 1863 in Jütland und auf mehreren dänischen Inseln. Über diese Vögel hat Reinhard berichtet. Die ersten Eier wurden kurz nach Ankunft der Vögel gefunden und genanntem Forscher am 6. Juni übersendet. Das Nest hatte drei Eier enthalten. Nach Mitteilung eines Berichterstatters hatte der betreffende Jäger zwei Nester und sein Nachbar ein drittes gefunden; auf diesen Nestern waren dann die brütenden Vögel, erst die Hennen, dann die Hähne gefangen worden. Zwei nahe nebeneinander stehende Nester hatten drei und zwei Eier enthalten. Das erste bestand aus einer kleinen, mit etwas trockenem Sandrohre ausgekleideten Vertiefung im Sande; das zweite war im Heidekraut angelegt und mit etwas verdorrtem Grase ausgefüttert. Im Verlaufe des Juni fand man noch mehrere Nester auf den Dünen; sie waren alle in derselben Weise gebaut. Noch am 27. Juli trieb jener Jäger ein Steppenhuhn vom Neste auf und sah, daß es drei Eier enthielt, setzte Schlingen, kehrte nach einigen Stunden zurück und fand, daß die Henne gefangen war; der Hahn wurde in derselben Weise erbeutet. Inzwischen war ein

Küchlein ausgeschlüpft, und ihm folgte später ein zweites; doch starben beide am ersten Tage, wahrscheinlich aus Mangel an geeigneter Pflege. Diese Beobachtungen beweisen also, daß das Steppenhuhn in Einweibigkeit lebt, und daß der Hahn sich am Brüten beteiligt.

Unmittelbar nach Eintreffen der ersten Steppenhühner in Deutschland hatte ich um deren Schonung gebeten, weil ich es, wenn auch nicht gerade für wahrscheinlich, so doch für möglich hielt, daß sie sich in Deutschland einbürgern konnten. Ich predigte tauben Ohren. Man zog mit Gewehr und Netz, Schlingen und vergifteten Weizenkörnern gegen die harmlosen Fremdlinge zu Felde und verfolgte sie auf das rücksichtsloseste, solange man sie verfolgen konnte. Viele fanden auch durch eignes Verschulden ihren Tod; so wurden mehrere eingeliefert, die gegen Telegraphendrähte geflogen waren und sich dabei lebensgefährlich verletzt hatten. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß binnen 2 Jahren alle vertilgt wurden.

Seit jener großartigen Einwanderung haben die Steppenhühner ihr Verbreitungsgebiet weiter nach Westen ausgedehnt und sich im Südosten Europas seßhaft gemacht. Der russische Forscher Karelin beobachtete zuerst, daß unser Vogel den Ural überschritt; Henke, ein verläßlicher Sammler, fand, daß er inzwischen weiter nach Westen hin vorgerückt ist und nicht allein an der unteren Wolga, sondern bereits am Don in der Steppe sowohl als auch in unmittelbarer Nähe der Getreidefelder kleinrussischer Niederlassungen sich festgesetzt hat, so daß er gegenwärtig als europäischer und zwar keineswegs seltener Brutvogel bezeichnet werden muß.

Genau 25 Jahre nach jener ersten größeren Wanderung unserer Vögel nach dem westlichen Europa fand eine zweite, viel bedeutendere statt. Schon im Sommer und im Dezember 1883 wurde, laut J. Rohweber, je ein Steppenhuhn bei Brieg und bei Breslau erlegt. Aber bereits im Jahre 1879 waren, wie V. von Tschusi zu Schmidhoffen anführt, bei Hohenbrugg in Steiermark drei Steppenhühner erschienen, wovon eins geschossen wurde, und im Oktober und November 1887 wurden mehrere Flüge zu je 10—15 Stück bei Grodzisko-Debno in Galizien bemerkt und gejagt. Nach demselben Gewährsmanne zeigten sich die ersten Vorboten der großen Einwanderung im Jahre 1888 schon Mitte März in der Bukowina und am 18. März bereits in Ungarn. Anfang April begannen sich in der Bukowina Flüge von 7—80 Stück zu zeigen, und am 4. April wurde sogar in Böhmen, bei Königsaal, ein Flug von etwa 100 Stück gesehen; in der zweiten Hälfte des April erreichte dann der Zug durch die angeführten und die angrenzenden Gebiete seinen Höhepunkt und nach Mitte Mai sein Ende. Eine allgemeine Übersicht über den Verlauf der Einwanderung gibt Blasius: „Nach den mir vorliegenden Beobachtungen ging der Wanderzug der Steppenhühner durch die weite Ebene zwischen dem Südende des Ural und dem Nordabhange des Kaukasus ungefähr in der Richtung von Osten nach Westen in einem breiten Striche durch Mittel- und Südrußland über Österreich-Ungarn, Deutschland, Dänemark, Skandinavien, Holland und Belgien bis nach Frankreich und Irland, nördlich ungefähr den 61. Grad erreichend. Im großen und ganzen vermieden die Tierchen die höheren Gebirge und größeren Wälder und hielten sich in den baumlosen Ebenen auf. Von diesem breiten Wanderzuge, der seine Südgrenze ungefähr unter dem 48. Breitengrade in Deutschland fand, zweigte sich am Ostfuße der Karpathen ein schmaler südlicher Ast ab, der sich zwischen den Transsylvanischen Alpen und dem Balkan an der Donau aufwärts zog, sich über Ungarn verbreitete, an der Drau aufwärts ging, am Südabhange der Alpen hin nach Oberitalien, hier südliche Ausläufer bis Civitavecchia in Mittelitalien sandte und vereinzelte Gäste selbst bis nach Spanien an die Albuferamündung unter dem 39. Breitengrade. So erstreckt sich der ganze Wanderzug in Europa auf eine Strecke von etwa 75 Längengraden und in den äußersten Grenzen auf eine Breite von etwa 22 Breitengraden.

„Nach den namentlich aus Deutschland und England außerordentlich zahlreich eingelaufenen Meldungen ist die Anzahl der Steppenhühner, die bei der diesjährigen Wanderung beteiligt waren, eine ungewöhnlich große; viele Tausende müssen aus dem fernen Osten die Reise nach dem Westen angetreten haben. Die Hauptmasse scheint durch Nord- und Mitteldeutschland über Dänemark, Helgoland, Holland, ähnlich wie auch 1863, wieder nach England gegangen zu sein. Der Beginn der Wanderung scheint für Europa der März und Anfang April gewesen zu sein: so liegen mir die ersten Meldungen aus dem östlichen europäischen Rußland von Anfang März aus Orenburg, vom 20. März von der Mündung der Wolga bei Astrachan und vom 3. April aus dem Gouvernement Ufa am Südende des Ural vor. Ende März wurden die Vögel schon bei Odessa und im Gouvernement Poltawa beobachtet. Mitte April wurden die ersten in Deutschland bemerkt, in der vierten Aprilwoche in England und Oberitalien, Anfang Mai in Südschweden, Mitte Mai in Finnland, Norwegen, Frankreich und Mittelitalien, Anfang Juni in Irland und Spanien. Immer neue Zuzüge scheinen von Osten nachgerückt zu sein, wenigstens erstrecken sich die Meldungen von ersten Ankömmlingen auf der ganzen Strecke von Rußland bis England auf einen Zeitraum von ungefähr 4 Wochen."

Alle Anstrengungen, die Fremdlinge bei uns heimisch zu machen, haben sich, wie Reichenow, Alfred Walter und andere voraussagten, als erfolglos erwiesen. Die Einwanderer verschwanden aus den meisten Gebieten fast ebenso rasch, wie sie gekommen waren. In verschiedenen Gegenden haben sich kleine Flüge und einzelne Nachzügler länger aufgehalten, manchmal auch gebrütet, aber diese spärlichen Reste wurden immer seltener, und zu Ende des Jahres 1888 waren fast alle Spuren der Einwanderer verloren. Im Jahre 1889 sind nur hier und da gelegentlich noch einmal einige Stück gesehen worden. „Wo sind die Steppenhühner geblieben?" fragt J. Rohweder. „Ohne Zweifel sind die unsteten Gäste, die den Trieb des rastlosen Umherschweifens mit den Nomaden ihrer Heimat zu teilen scheinen, und die die verlassenen heimatlichen Gründe wieder suchen mochten, weiter geflogen. Von einem eigentlichen Rückzuge ist nichts festgestellt worden. Vielmehr scheint der Strom der Einwanderer von den Küsten der Nordsee aus weiter westwärts gegangen zu sein; traten die Vögel doch auf den britischen Inseln erst dann zahlreicher auf, als ihre Zahl in Schleswig-Holstein in starker Abnahme begriffen war. Wie viele mögen, indem sie aufs ungewisse übers Meer dahinzogen, keinen Landungsplatz gefunden haben und in den Wellen umgekommen sein? Das Bild dieser Vögelvölkerwanderung scheint sich demnach folgendermaßen zu gestalten: Tausende von Steppenhühnern brechen in mehr oder weniger geschlossenen Gemeinschaften aus ihrer Heimat auf nach Westen; kleinere Trupps zweigen sich von der Hauptreiserichtung rechts bis nach Norwegen und links bis nach Mittelitalien ab; die Hauptmasse, immerhin durch Unfälle mancherlei Art vermindert, dringt bis an die Küste der Nordsee vor, wo ein kleiner Teil für kurze oder längere Zeit Rast hält; beim Übersetzen auf die weiter westwärts liegenden Inseln geht der größere Teil verloren und der Rest, unaufhaltsam weiterziehend, findet sein Grab im Ozean."

Gefangene Steppenhühner gaben verschiedenen Vogelkundigen Gelegenheit, Betragen und Wesen der Fausthühner eingehend zu beobachten. Unter den hierauf bezüglichen Mitteilungen gebe ich die von Bolle, A. von Homeyer und Holtz herrührenden wieder. Holtz erzählt, daß er am 17. Oktober 1863 ein verwundetes Fausthuhn in einem kleinen Käfige sah und mit ihm verschiedene Versuche anstellte, deren Ergebnis war, daß es sich benahm wie andere Vögel. Der kranke Teil des Flügels wurde abgenommen, die Wunde gebrannt und hierauf dem Gefangenen eine Wohnstube zum Aufenthalte angewiesen. Am dritten Tage nach der Gefangenschaft nahm er Weizenkörner zu sich, begann ohne Furcht im Zimmer

umherzutrippeln, nahm sein Futter auf, hockte sich an gewissen Stellen nieder und wurde nunmehr bald heimisch und zutraulich. „Mit dem erwachenden Tage war auch der Vogel wach, begab sich nach seiner Futterstelle, die er bald kennen lernte, und las emsig die Körner auf. Dann trippelte er in der Stube herum, pickte auch wohl hier und dort auf den Dielen, einer Strohmatte und einer Pelzdecke, oder putzte sich, indem er sein ganzes Kleid einer genauen Besichtigung unterwarf. Die widerständigen Federn der Flügel, des Schwanzes und der übrigen Körperteile, die er erreichen konnte, zog er dabei durch den Schnabel, legte sie zierlich zurecht und erhob sich auch zuweilen, um die Flügel auszubreiten und lose Federn auszuschütteln, wobei sein Körper aber durch das Fehlen der einen Flügelspitze leicht aus dem Gleichgewichte kam. Schaute die Sonne in das nach Süden gelegene Fenster, so suchte der Vogel begierig ihre Strahlen auf, hockte an der dem Fenster gegenüberliegenden Zimmerwand nieder, lehnte sich mit der einen Seite an das Gesims, ließ die andere Seite von den Strahlen erwärmen und folgte diesen, solange er sie erhaschen konnte. Inzwischen fiel es ihm öfters ein, zu fressen. Er erhob sich dann, eilte ohne Aufenthalt nach der ungefähr 2 m entfernten Futterstelle, pickte die Körner rasch auf, begab sich alsdann meist zum Wassernapfe, steckte den Schnabel hinein, nahm zwei oder drei und mehr ziemlich lange Züge, hob den Kopf wieder (wobei der Schnabel aber nie über seine wagerechte Stellung hinauskam) und eilte ohne weiteren Aufenthalt zu seinem sonnigen Platze zurück, um sich daselbst niederzulassen. Dieses Trinken mit 2—3 Zügen geschah zuweilen nur einmal, zuweilen aber auch zwei- bis viermal unmittelbar hintereinander, d. h. ohne daß das Steppenhuhn vom Gefäße wegging. Merkwürdig ist es **Holtz** erschienen, daß der Vogel erst nach 12 Tagen, vom Tage seiner Verwundung an gerechnet, Wasser zu sich nahm, obgleich der täglich frisch gefüllte Napf neben seinen Körnern stand, da das Steppenhuhn doch, den Nachrichten der Reisenden zufolge, die Quellen in der Steppe fleißig besucht; es muß seine Unkenntnis daran schuld gewesen sein. Den Gang beschreibt **Holtz** sehr gut, und namentlich ist die Vergleichung des laufenden Steppenhuhnes mit Puppen, die durch ein Werk bewegt werden, vortrefflich gewählt. Das Auftreten, von welchem man im Freien nichts vernimmt, war auf dem festen Boden recht hörbar. Wenn die Sonne nicht ins Zimmer schien, suchte dieser Vogel eine Thür auf, unter welcher kalte Luft durchströmte, und **Holtz** schloß daraus, gewiß richtig, daß ihm die Zimmerwärme lästig gewesen sei. „Meine Frau hatte oft ihren Spaß mit dem Vogel. Wenn sie sich ihm etwas näherte, richtete er zornig den Kopf gegen sie, ließ ein tiefes ‚Guck‘ hören, das sich auch zuweilen verdoppelte; näherte sie sich ihm mehr, so stieß er das ‚Guck‘ ärgerlicher und helltönender vier- bis fünfmal nacheinander aus, verstärkte es zu einem im Tone höher ansteigenden ‚Gurrrrrrr‘ und richtete den Hals unwillig noch höher empor. Zuweilen biß er dann nach dem von ihr hingehaltenen Finger und sträubte die Schwanzfedern im Kreise hoch empor, dem Rade einer Pfautaube gleich.“

Bolles und A. **von Homeyers** Mitteilungen über gefangene Fausthühner bekunden die geübten Beobachter. „Der allgemeinen Erscheinung nach“, meint der Erstgenannte, „ähnelt das Fausthuhn den Tauben sehr; nur steht es noch viel niedriger auf den Beinen als alle mir bekannten Tauben, auch als die Flughühner. Der sehr kleine Kopf, der anscheinend nicht auf längerem Halse, wie bei den Tauben, sondern kurz, gedrungen auf dem massigen Körper sitzt, erinnert zugleich an die Wachtel, ein Eindruck, der durch die fahle Sprenkelung des Gefieders noch vermehrt wird: kurz, dem äußeren Ansehen nach erscheint der Vogel uns etwa als ein Mittelglied zwischen Taube und Wachtel. Der Rumpf ist breit, unten sehr abgeplattet; die Flügelspitzen werden hoch, die Steuerfedern wagerecht getragen; der Lauf ist trippelnd, nicht zu schnell; beim Laufen wackelt der Rumpf etwas, und die Füße sind dabei kaum sichtbar. Die Stimme, die man nicht oft hört, ist leise und besteht

aus zwei verschiedenen Lauten, mit welchen die Tierchen einander locken, und die, von dem einen ausgestoßen, sogleich von den anderen beantwortet werden. Männchen und Weibchen scheinen dieselben Rufe zu haben und damit zu wechseln. Diese bestehen aus einem tiefen und volltönenden ‚Geluk geluk‘ und aus einem hohen ‚Kürr kürr‘, die beide, wie gesagt, leise ausgestoßen werden.“ Homeyer konnte die gefangenen Vögel länger beobachten: „Der Schritt, die Bewegungen sind fast ganz wie bei dem Spießflughuhne. Der Unterschied zwischen beiden ergibt sich daraus, daß die Fußwurzeln so verschieden lang sind und die Fußbildung selbst eine andere ist, weshalb das Steppenhuhn kürzere Schritte macht und mehr schleicht als das Flughuhn.“ Ich habe dem hinzuzufügen, daß das Schleichen hauptsächlich in der schiefen Haltung der Fußwurzeln seine Erklärung findet. Das Steppenhuhn ist ein wahrer Sohlengänger. Es erhebt den Unterteil seines Leibes kaum 1 cm über den Boden, während das Flughuhn doch mindestens um das Dreifache höher steht, nur weil es seine Ständer sehr gerade hält. „Die ganze Unterseite“, fährt Homeyer fort, „bildet beim Fressen fast eine gerade Linie, über welche sich der Rücken wölbt. Die Körperrundung liegt bei ihm aber nicht in der Mitte, sondern im Vorderteile, während nach hinten zu der Unterrücken sehr gestreckt verläuft. Die Flügel werden auf verschiedene Weise getragen; stets liegen die Schwingen fächerartig zusammengeschlagen übereinander, so daß sie sich dachziegelartig decken und die kürzere sich auf der längeren abzeichnet. Die deshalb sehr schmal erscheinende, fast säbelförmige Schwinge wird entweder ganz frei getragen und liegt besonders bei lebhaften Bewegungen gewöhnlich auf dem Schwanze, oder sie ist unter den langen, schmalen Deckfedern des Schwanzes verborgen und liegt entweder unter dem Schwanze, in eine Linie mit den mittleren langen Schwanzfedern auslaufend, oder mit der Spitze frei nach oben; letzteres ist das Gewöhnlichere. In der Ruhe kugelt sich der Vogel ziemlich stark und gleicht jetzt der Wachtel mehr, als wenn er in Bewegung ist. Den Eindruck des Schleichens bekam ich bei allen langsamen Bewegungen, den des Puppenganges bei der schnelleren, den des wackelnden und watschelnden Laufes bei der größten Eile. Doch noch einmal, die Bewegungen des Kopfes, das Hin- und Herwerfen des Sandes mit dem Schnabel, das Benehmen beim Nahrungsuchen, das Horchen, das Ausspähen nach etwas Ungewöhnlichem, kurz, der ganze Ausdruck des geistigen Lebens ist ganz so wie beim Flughuhne.“

Nachdem ich das Erstlingsrecht meiner werten Freunde gewahrt, darf ich wohl meine eignen Beobachtungen über gefangene Steppenhühner folgen lassen. Ich habe im Ganzen 7 Stück, die einen kürzere, die anderen längere Zeit, gepflegt und die Freude gehabt, sie zur Fortpflanzung schreiten zu sehen. Meine Fausthühner haben sich bei einfacher Nahrung im Sommer wie im Winter recht wohl befunden, jahraus jahrein in demselben Fluggebauer ausgehalten, auch nur selten von der ihnen zustehenden Freiheit, sich in den bedeckten und teilweise durch Glas geschützten Hinterraum dieses Käfigs zu verfügen, Gebrauch gemacht. Bei Regenwetter zogen sie sich gern an eine geschützte Stelle zurück; hatte es aber längere Zeit nicht geregnet, so verweilten sie etwa eine halbe Stunde lang im unbedeckten Teile des Käfigs und ließen sich ihr Gefieder einnässen; dann erst trippelten sie ins Innere. Kälte behelligte sie nicht; sie haben den strengen Winter von 1863 zu 1864 ohne anscheinende Beschwerde überstanden und sich auch in ziemlich tiefem Schnee noch mit großer Geschicklichkeit bewegt. Wenn es nicht gerade schneite, blieben sie immer draußen, drängten sich dann aber dicht zusammen; denn während sie im Sommer zwar truppweise, aber doch nicht unmittelbar nebeneinander zu schlafen pflegten, legten sie sich im Schnee so nebeneinander, daß alle fünf gleichsam nur eine Masse bildeten. Dabei lagen sie nicht in gleicher Richtung, sondern zwei oder drei mit den Köpfen nach dieser, die übrigen nach der anderen Seite, so daß in der That kaum ein Zwischenraum blieb. Aus dieser Lage ließen sie sich nicht einmal durch Schneefall vertreiben, sondern lieber teilweise manchmal bis auf

die Köpfe einschneien. Im Schnee schien ihnen jede Bewegung schwer zu fallen. Sie mußten dann den Vorderteil ihres Körpers buchstäblich wie einen Schlitten durch den Schnee schieben und bildeten dadurch eine ziemlich tiefe, der Breite ihres Vorderleibes entsprechende Bahn, die in der Mitte durch zwei tiefere Furchen die eigentlichen Spuren zeigte.

Zu Anfang des Juni 1864 zeigten sich die sonst so friedlichen Hähne unruhig und begannen schließlich miteinander zu kämpfen. Sie nahmen dabei eine Stellung an, die von der ihrer Verwandten, der Flughühner, sehr verschieden war; denn sie erhoben sich mit dem Vorderteile ihres Leibes, sträubten alle Federn des Halses, der Brust und des Oberrückens, lüpften die Flügel etwas, fuhren nun ziemlich eilfertig aufeinander los, wohlgezielte, aber, wie es schien, wenig empfindliche Schnabelhiebe austeilend. Der eine wurde regelmäßig in die Flucht geschlagen, und der andere begab sich dann siegesstolz zu einem der Weibchen, hinter und neben welchem er eine Zeitlang umhertrippelte. Am 6. Juni wurde ein unzweifelhaft von diesem Weibchen herrührendes Ei gefunden. Im Jahre 1865 zeigten sich die Steppenhühner schon im Mai paarungslustig, und dieselbe Henne, die im vorigen Jahre Hoffnungen wachgerufen hatte, legte diesmal am 14., 19. und 21. Mai ihre drei Eier. Ein Nest wurde nicht gebaut, nicht einmal eine Vertiefung gescharrt, und jedes Ei an einer verschiedenen Stelle abgelegt, obgleich ich angeordnet hatte, daß das erste unberührt blieb und das zweite zu diesem gebracht wurde. In der Hoffnung, daß die Henne doch noch brüten werde, ließ ich die Eier länger liegen, als ihnen gut war, und schließlich mußte ich sie wegnehmen, ohne weitere Versuche anstellen zu können. Am 22. Juni begann die Henne zum zweiten Male zu legen, und wiederum waren es drei Eier, die sie brachte; aber auch diesmal berücksichtigte sie selbige nicht, sondern betrachtete sie ungefähr mit derselben Gleichgültigkeit wie Steine. Diesmal sollte ein Brutversuch angestellt werden; leider war aber eine geeignete Haushenne nicht zu schaffen, und so unterblieb die Brütung.

Die Eier sind sich sämtlich in hohem Grade ähnlich. Ihr Längendurchmesser beträgt 40, ihr größter Querdurchmesser 26 mm. Sie sind, gleich denen der Tauben, elliptisch, an beiden Enden fast gleich abgestumpft, feinkörnig und kaum glänzend. Die Grundfarbe ist ein grünliches Graugelb; die Zeichnung besteht aus licht graubraunen Unter- und dunkel graubraunen Oberflecken, die sich im Ganzen gleichmäßig über die Oberfläche des Eies verbreiten, bei einzelnen jedoch um das eine Ende kranzartig stellen; zwischen den Flecken zeigen sich Kritzeln, Schmitzen und Punkte.

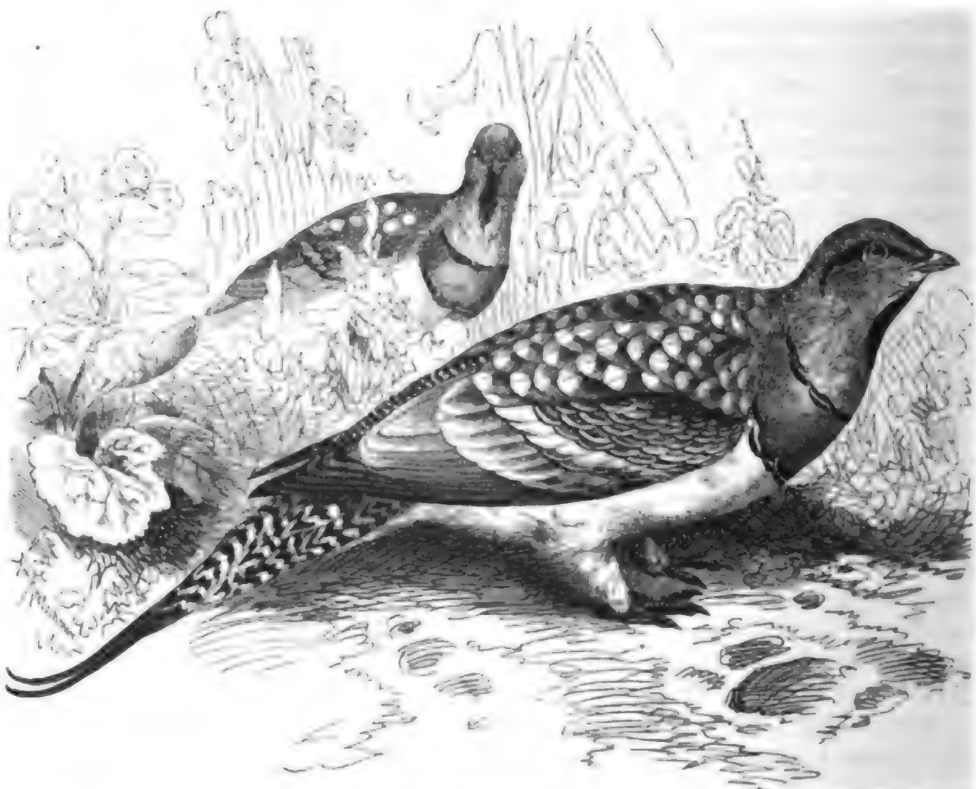
Im Sommer des Jahres 1866 hatte sich ein Männchen des Spießflughuhnes der einen Steppenhenne angepaart und gab sich viele Mühe, ihre Zuneigung zu erwerben. Sie duldete die Annäherung des Hahnes, aber sie liebte ihn nicht; wenigstens wurde niemand Zeuge ernsterer Liebesbeweise von ihrer Seite.

*

Die Gattung der Flughühner (Pterocles) kennzeichnet sich durch Fuß- und Flügelbau. Die Füße sind vierzehig, die Zehen nur an der Wurzel durch eine Haut verbunden. Im Fittiche sind die erste und zweite Schwinge die längsten. Die Geschlechter unterscheiden sich regelmäßig durch die Färbung.

Das Ringelflughuhn oder die Ganga (Pterocles arenarius, Tetrao arenarius und fasciatus, Perdix aragonica, Oenas arenaria), eine der größten Arten der Gattung, ist auf Kopf und Hinterhals fleischrötlichgrau, im Nacken dunkler als am Kopfe, auf dem Mantel blaß oder dunkelgelb und schieferfarben durcheinander gefleckt und zwar so, daß das Ende jeder Feder einen rundlichen ockergelben Flecken zeigt, der nach der Wurzel zu durch ein dunkleres Band begrenzt wird, die Kehle ockergelb, ein Gurgelband braunschwarz,

die Brust rötlichgrau, ein scharf abgegrenztes Brustband schwarz oder braunschwarz wie der Bauch; die Schwingen sind aschgrau oder aschblau, an der Spitze schwärzlichbraun, von unten gesehen kohlschwarz, die der zweiten Ordnung an der Wurzel weiß, die oberen Flügeldeckfedern teilweise rein ockergelb und ungefleckt, die unteren weiß, die beiden mittleren Schwanzfedern zimtbraun mit schwärzlichen Querstreifen, die übrigen Steuerfedern aschgrau, weiß an der Spitze, von unten gesehen dagegen bis auf die Spitze kohlschwarz, die oberen Deckfedern von der Farbe des Rückens, die unteren weiß und schwarz gefleckt; die Befiederung der Füße hat eine dunkel braungelbe Färbung. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel



Spießflughuhn (Pterocles alchata). 1/3 natürl. Größe.

schmutzig blau, der Fuß, soweit er unbefiedert, dunkel blaugrau. Die Länge beträgt 35, die Breite 70, die Fittichlänge 23, die Schwanzlänge 11 cm. Das Weibchen ist auf dem ganzen Rücken und an der Halsseite sandgelb, jede Rückenfeder vielfach schwarzbraun in die Quere gebändert, jede einzelne Kopf-, Nacken-, Hals- und Vorderbrustfeder durch dunkle Tropfenflecken gezeichnet; Kehl- und Brustband sind nur angedeutet; der Bauch ist ebenfalls braunschwarz, aber lichter als beim Männchen. In der Größe macht sich, meinen Messungen zufolge, zwischen beiden Geschlechtern kaum ein Unterschied bemerklich.

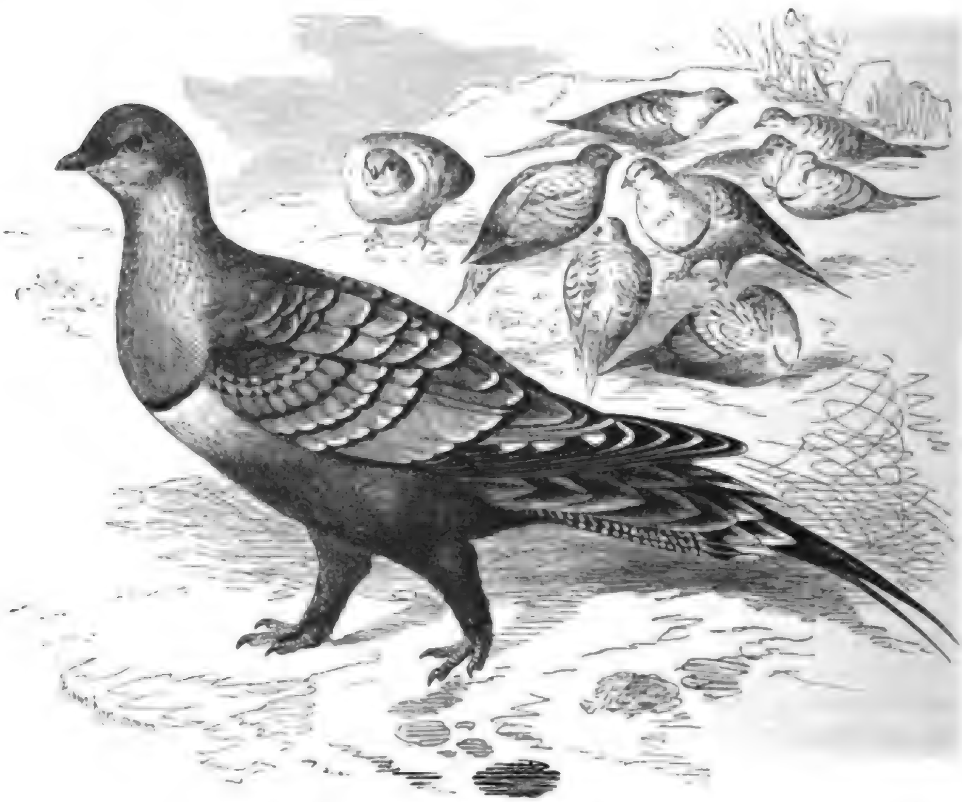
Das Spießflughuhn oder die Khata der Araber (Pterocles alchata, setarius und caspius, Tetrao alchata und caudacutus, Bonasa pyrenaica, Pteroclurus alchata, Oenas und Ganga cata) ist etwas kleiner als die Ganga, aber lebhafter gefärbt. Im allgemeinen herrscht auch bei ihr die Sandfarbe vor; die Stirn und die Wangenseiten

sind rostbraun, die Kehle und ein feiner Zügelstreifen, der vom Auge an beginnt und sich zum Hinterkopfe hinabzieht, schwarz, Hinterhals, Nacken und Rücken bräunlich-graugrün mit gelben Flecken, weil die Enden der einzelnen Federn Endtupfen zeigen, die kleinen Flügeldecken gräulich-blutrot, die Oberfedern vor der Spitze breit rostbraun, sodann fein hellgelb und endlich dunkelbraun gebändert, die großen Deckfedern grünlich-graugelb, schwarzbraun gesäumt; die Gurgelgegend ist rötlich-fahlgelb, die Oberbrust lebhaft zimtbraun, oben und unten durch ein schmales, schwarzes Band begrenzt, der Bauch weiß; die Schwingen sind grau, schwarz geschaftet, auf der inneren Fläche in Dunkelgrau übergehend; die Schulterfedern außen grünlich gelbgrau, innen fahlgrau, die Schwanzfedern auf der Außenfahne grau und gelb gebändert, auf der Innenfahne grau, an der Spitze weiß; bei dem äußersten Paare ist auch die Außenfahne weiß, bei den darauf folgenden gelblichweiß; die verlängerten Schwanzfedern haben die Färbung der Schulterdecken, sind aber schwach gebändert. Das Weibchen zeigt im wesentlichen dieselbe Farbenverteilung, unterscheidet sich jedoch untrüglich durch die feine Querbänderung des ganzen Oberkörpers, durch ein doppeltes oberes Halsband, das ein graugelbliches Feld einschließt, und durch die weiße Kehle. Jede einzelne Rückenfeder ist sehr fein und zierlich gebändert, am Wurzelteile auf fleischrötlichem Grunde dunkelbraun, an der Spitze breiter bläulichgrau, sandgelb und braun. Bei den Flügeldeckfedern ändert die Spitzenfärbung insofern ab, als die Endbinden hellgelb, hell zimtbraun und schwarzbraun sind; bei den den Handteil deckenden Federn ist nur die Außenfahne schwarzbraun gesäumt. Das Auge ist braun, der Schnabel bleigrau, der Fuß bräunlich. Die Länge des Männchens beträgt, der langen Schwanzspieße halber, 37, die Breite 60, die Fittichlänge 19, die Schwanzlänge 13 cm.

In wahrer Vollendung zeigt sich die Wüstenfarbe bei einer dritten Art der Gattung, dem Sandflughuhne (Pterocles exustus, P. senegalensis). Bei ihm ist die Gesamtfärbung ein schönes rötliches Isabell, das auf den Wangen, im Gesichte und auf den Flügeldecken in lebhafteres Gelb übergeht und auf dem Rücken einen grünlichen Schimmer zeigt. Diese Färbung wird durch ein schmales schwarzes Band, das an den Halsseiten beginnt und sich über die Oberbrust wegzieht, von der tief schokoladenbraunen Färbung der Unterbrust und des Bauches getrennt; die Befiederung der Fußwurzeln und der Unterschwanzdeckfedern ist wieder isabellfarbig; alle kleineren Flügeldeckfedern zeigen an ihrer Spitze einen schokoladenbraunen Bandflecken; die Handschwingen sind schwarz, von der dritten an weiß an der Spitze und der Innenfahne, die beiden mittleren, sehr verlängerten und in feine Spitzen ausgezogenen Schwanzfedern isabellgelb, die seitlichen tiefbraun, blaßbraun gefleckt und gebändert. Das Auge ist dunkelbraun, ein breiter, nackter Ring darum citrongelb, der Schnabel und die Fußzehen sind bleifarben. Die Länge beträgt 33, die Breite 60, die Fittichlänge 19, die Schwanzlänge 14 cm. Das Weibchen ist auf der Oberseite auf isabellfarbenem Grunde dunkler gefleckt und gestrichelt; der Kopf, mit Ausnahme der Kehle und der Ohrgegend, der Nacken und der Hals sind gräulich-isabellgelb und durch dunkle Tropfenflecken gezeichnet; das Brustband ist nur angedeutet, der Bauch braun und schwarz gebändert; die mittleren Steuerfedern sind wenig über die übrigen verlängert.

Ganga und Khata haben ungefähr dieselbe Verbreitung; das Sandflughuhn gehört südlicheren Gegenden an. Unter den europäischen Ländern darf nur Spanien als die Heimat von Flughühnern betrachtet werden; denn wenn auch namentlich die Ganga in vielen anderen Ländern Südeuropas und selbst inmitten Deutschlands beobachtet worden ist, haben wir doch sie und jedes andere Flughuhn, das hier sich zeigte, immer nur als Irrlinge anzusehen, während die beiden genannten Arten mit unter die Charaktervögel Spaniens

gezählt werden müssen und in gewissen Provinzen der Iberischen Halbinsel ebenso regelmäßig vorkommen wie andere oder dieselben Arten in Asien und in Afrika. Wie zu erwarten, erstreckt sich das Vaterland dieser Vögel über einen weiten Kreis der alten Erde. Ganga und Khata sind häufig in allen entsprechenden Gegenden Nordwestafrikas, östlich bis nach Tunis hin; aber sie verbreiten sich auch über den größten Teil Asiens, namentlich über das ganze Steppengebiet, und erscheinen, wenigstens im Winter, noch sehr regelmäßig in Indien. Hier, wie in Nordost- und Mittelafrika, werden sie übrigens außerdem durch das dort brütende



Sandflughuhn (Pterocles exustus). ½ natürl. Größe.

Sandhuhn und Verwandte vertreten. Spießflughühner beobachtete **Alfred Walter** im März des Jahres 1887 mehrere Wochen hindurch am Amu Darja während des Zuges. „Damals zogen“, so berichtet unser Gewährsmann, „vom Morgen bis zum Abend unausgesetzt Banden von 8—60 und 80 Stück, dicht aufeinander folgend, in fester Richtung von Südwesten nach Nordosten über den Amu Darja. Offenbar müssen die Brutplätze am Fuße der bucharischen Gebirge liegen. Ein ungefährer Überschlag über die Zahl der eilig wandernden Vögel läßt sich gar nicht machen. Man wird nicht übertreiben, wenn man hier von vielen Hunderttausenden, ja von Millionen spricht. Das so eigentümliche Geschrei der durchziehenden Mengen im Vereine mit dem sausenden Flügelschlage übertönte alles, was sich sonst hören ließ. Nachts wurde es aber still, mit frühem Morgen begann der Lärm von neuem.“ In Spanien bewohnen die Flughühner Andalusien, Murcia, Valencia, beide Kastilien und Aragonien; doch herrscht in einer Provinz immer mehr die eine als die andere

Art vor. Dasselbe gilt für Afrika, dasselbe, laut Jerdon, für Indien: die verschiedenen Arten leben neben-, nicht untereinander.

Alle Flughühner bewohnen nur Wüsten oder Steppengegenden; auf Feldern sieht man sie bloß dann, wenn die Früchte abgeerntet sind. Die mit trockenem, dürrem, afrikanischem Grase bedeckten Ebenen, meist verwüstete Felder, sind ihre Lieblingsplätze. In Spanien leben sie auf ganz ähnlichen Stellen: hier beherbergt sie hauptsächlich das sogenannte „Campo", ein Feld, das eben auch nicht viel mehr als Wüste ist. Waldige Gegenden meiden sie ängstlich; dagegen scheinen sie sich da, wo niederes Gestrüpp spärlich den Boden deckt, wie es in den afrikanischen Steppen der Fall ist, recht wohl zu befinden. Sie fürchten den geschlossenen Wald, weil ihr rascher, nicht aber gewandter Flug sie hier gefährdet, während sie da, wo Gesträuch und Bäume sehr vereinzelt stehen, überall den nötigen Spielraum für ihre Bewegungen finden. Unter allen Umständen wählen sie Stellen, deren Bodenfarbe der Färbung ihres Gefieders möglichst entspricht: das rötliche Grau der Ganga stimmt mit dem lehmigen „Campo" Spaniens oder der bunten Steppe Asiens, das lebhafte Gelb des Sandflughuhns mit dem fast goldfarbenen Sande der Wüste überein.

In ihrem Wesen und Betragen zeigen sich die Flughühner durchaus eigenartig. Ihr Gang ist leicht und schön, mehr hühner- als taubenartig, immerhin aber noch etwas trippelnd, nicht eigentlich rennend wie bei den Hühnern. Sie tragen sich im Gehen verhältnismäßig hoch, halten die Fußwurzeln gerade und setzen nun langsam ein Bein vor das andere, nicken aber nicht bei jedem Schritte mit dem Kopfe, wie Tauben zu thun pflegen. Der rauschende und stürmische Flug besteht aus einer Reihe gleichmäßiger, schnell sich folgender Flügelschläge und erinnert einigermaßen an den der Tauben, viel mehr aber an den der Regenpfeifer. Das Schwebende des Taubenfluges fehlt ihm gänzlich; denn nur, wenn die Flughühner sich zur Erde herabsenken wollen, gleiten sie ohne Flügelschlag durch die Luft. Beim Aufstehen klettern sie sozusagen in fast senkrechter Richtung rasch empor, und erst nachdem sie eine gewisse Höhe erreicht haben, fliegen sie in gleicher Ebene, in eigentümlicher Weise seitlich sich wiegend, bald mit der einen, bald mit der anderen Flügelspitze über die wagerechte Linie sich hebend und senkend, über den Boden dahin, gewöhnlich außer Schußweite, immer dicht gedrängt nebeneinander, also in geschlossenen Schwärmen, und unter lautem, ununterbrochenem Geschrei. In dem Schwarme selbst macht sich kaum ein Wechsel bemerklich; jedes einzelne Stück behält genau seine Stelle und stürmt in gleichem Abstande von den übrigen mit diesen weiter; ein Vordrängen der einen und Zurückbleiben anderer, die dann vielleicht wieder an die Spitze zu kommen suchen, wie es bei vielen anderen Vögeln bemerkt wird, findet nicht statt.

Flughühner können, wie Haacke beobachtete, ihren Kropf nach Taubenart aufblähen. Die Stimme ist so bezeichnend, daß sie mit anderen nicht verwechselt werden kann. Der arabische Name „Khata", richtiger „Khadda", ist ein Klangbild des Geschreies, das sie im Fluge ausstoßen; während man dagegen, wenn sie am Boden umherlaufen, viel sanftere, leise hervorgestoßene Laute vernimmt, die man etwa durch die Silben „gluck" oder „puck" wiedergeben kann, und die ungefähr die Bedeutung eines Unterhaltungsgeschwätzes haben. So sehr die Stimmlaute der verschiedenen Arten sich ähneln, so stellen sich doch bei scharfer Beobachtung gewisse Unterschiede heraus, die freilich mit Worten nicht immer ausgedrückt werden können. Doch gilt das nicht für alle Arten. So vernimmt man von dem afrikanischen Streifenflughuhne (Pterocles lichtensteinii) anstatt des „Khadda khadda" sehr wohlklingende Laute, die ich durch die Silben „külü klü klü ör" wiedergegeben habe und zwar, indem ich das unmittelbar vorher Gehörte aufzuzeichnen versuchte.

Über die Sinne und anderweitigen Fähigkeiten des Gehirnes läßt sich schwer ein Urteil fällen. Daß das Gesicht der Flughühner sehr scharf sein muß, erfährt jeder Jäger

bald genug; daß ihr Gehör wohl entwickelt ist, erkennt man an der Aufmerksamkeit, die sie dem leisesten Geräusche und namentlich den von fern her tönenden Lockrufen ihrer Artgenossen widmen; wie es aber mit den übrigen Sinnen stehen mag, wage ich nicht zu sagen. Von der Bildsamkeit ihres Geistes geben die Vögel mannigfache Beweise. Sie erkennen und würdigen die Gleichfarbigkeit ihres Gefieders mit der Bodenfläche, auf welcher sie leben: denn sie wissen aus ihr bestens Vorteil zu ziehen; sie bekunden eine gewisse List und lassen erkennen, daß Erfahrung sie sehr bald witzigt: denn sie, die eigentlich vertrauensselige Geschöpfe genannt werden müssen, werden, wenn sie Verfolgungen erfuhren, bald ungemein scheu und vorsichtig, zeigen sich auch stets scheuer, wenn sie sich in größeren Gesellschaften zusammenhalten, als wenn sie einzeln oder in kleinen Trupps vereinigt sind, beweisen also, daß die klügeren ihrer Art Erfahrungen gesammelt haben, und daß diese von der Gesamtheit beherzigt werden. Ihr Wesen erscheint uns als ein Gemisch von widersprechenden Eigenschaften. Sie sind überaus gesellig, bekümmern sich, streng genommen, aber nur um ihresgleichen; sie leben mit den verschiedensten Vögeln im tiefsten Frieden, zeigen sich zuweilen aber doch hämisch und neidisch wie die Tauben, ohne daß man die Ursache zu erkennen vermöchte; sie halten einträchtig bei einander, beginnen aber gelegentlich untereinander einen Zweikampf und fechten diesen wacker durch, obgleich von dem sprichwörtlich gewordenen Kampfesmute der Hähne bei ihnen nicht zu reden ist und es unter ihnen zu einem Streite auf Leben und Tod wohl niemals kommt.

Ihr tägliches Leben nimmt einen sehr regelmäßigen Verlauf. Mit Ausnahme der Mittags- und vielleicht der Mitternachtsstunden sind sie beständig in Thätigkeit, mindestens wach. Das Streifenflughuhn habe ich während des ganzen Tages in Bewegung gesehen und zu jeder Stunde der Nacht gehört; ich wurde nicht wenig überrascht, als ich seine höchst wohllautende Stimme noch in den späten Nachtstunden vernahm, als ich beim bleichen Schimmer des Mondes Trupps von ihm zu einer schwachen Quelle fliegen sah, um dort zu trinken. Ob auch die übrigen Arten der Gattung so rege sind, oder ob nur der Mondschein das Streifenflughuhn so rege machte, muß ich dahingestellt sein lassen. Gemeinsam ist allen von mir beobachteten Arten Folgendes: Noch ehe der Tag angebrochen, vernimmt man ihre Unterhaltungslaute, und sobald man Gegenstände unterscheiden kann, sieht man sie emsig zwischen den niederen Grasbüschen umherlaufen und Nahrung aufnehmen. Werden sie nicht gestört, so treiben sie dieses Geschäft ununterbrochen bis gegen 9 Uhr vormittags; dann fliegen sie, der Jahreszeit entsprechend, etwas früher oder später, zur Tränke. Hier kommen im Verlaufe einer Stunde Tausende an; wenn die Gegend wasserarm ist, diese Tausende an einer kleinen Pfütze, wenn das Land von Flüssen durchschnitten wird, die einzelnen Trupps an allen passenden Stellen des Flußufers. Sie stürzen sich aus hoher Luft in schiefer Richtung in die Nähe der Tränke hinab, laufen rasch über den Boden weg, bis ans Wasser hinab, trinken in 3—4 hastigen Zügen und erheben sich, entweder unmittelbar vom Wasser aus, oder nachdem sie zur Einfallstelle zurückgelaufen sind, unterwegs einige Quarzkörner aufgenommen, sich auch wohl noch ein wenig ausgeruht haben. Jeder Flug wendet sich derselben Gegend zu, von welcher er herkam, und wahrscheinlich kehrt jeder zu demselben Weidegebiete zurück. Erlegt man Flughühner bei der Tränke, so findet man, daß sie ihren Kropf bis zum Bauschen der ihn deckenden Federn mit Körnern angefüllt haben. Nachdem sie getrunken haben, tritt die mit der beginnenden Verdauung verbundene Ruhe ein, und jetzt sieht man die Kette, gruppenweise vereinzelt, in behaglicher Ruhe, entweder in selbstgescharrten, seichten Vertiefungen oder auch ohne weiteres auf dem Sande gelagert, gewöhnlich platt gedrückt auf dem Bauche, oft aber auch auf der Seite, bald auf dieser, bald auf jener, liegen, wobei dann der eine Flügel ausgebreitet und den Strahlen der Sonne preisgegeben wird. Während dieser Ruhepause schweigt auch die Unterhaltung; sie beginnt aber

augenblicklich wieder, wenn sich etwas Verdächtiges zeigt. In den Nachmittagsstunden wird eine zweite Mahlzeit eingenommen, und zwischen 4 und 6 Uhr fliegt alles zum zweiten Male den Tränkplätzen zu. Auch diesmal verweilt der Flug nur wenige Minuten an dem labungspendenden Orte und eilt nun unmittelbar dem Schlafplatze zu; doch kann es vorkommen, daß dieser in der Nähe der Quelle gewählt wird, wie ich solches auch einmal, freilich an einem vom Menschen in keiner Weise beunruhigten Orte, beobachtet habe.

Nur da, wo die Flughühner verfolgt werden, zeigen sie sich scheu; in der eigentlichen Wüste, wo sie wenig mit Menschen in Berührung kommen, lassen sie den Reiter auf seinem Kamele sich ihnen bis auf wenige Schritte nähern; selbst dem Fußgänger wird es nicht schwer, ihnen nahezukommen, wenn er sie rechtzeitig entdeckt hat und die bei der Jagd überhaupt nötige Verstellung anwendet, d. h. thut, als ob er harmlos an ihnen vorübergehen wolle. Aber gerade das Entdecken hat seine Schwierigkeiten. Es gehört ein sehr scharfes Auge dazu, sie wahrzunehmen. Ich habe mehr als hundertmal Wüstenhühner gejagt und erlegt, bin aber bei jeder Jagd von neuem in Erstaunen gesetzt worden über die Fertigkeit der Tiere, sich den Blicken zu entziehen. Hierbei leistet ihnen ihr Wüstengewand die besten Dienste: das Flughuhn braucht sich bloß auf dem Boden, dessen Färbung es in den feinsten Schattierungen auf seinem Gefieder trägt, niederzudrücken und sich ruhig zu verhalten, und es selbst ist gleichsam zu einem Teile des Bodens geworden; man vermag es von diesem nicht mehr zu unterscheiden. In dieser Weise täuschen alle Flughühner den unkundigen Verfolger. Wer ein recht scharfes Auge besitzt und zu beobachten gelernt hat, sieht bei seiner Annäherung an eine auf der Erde ruhende Kette Flughühner mehrere alte Männchen, die mit hochaufgestrecktem Halse den Ankömmling betrachten, und gewahrt bei weiterem Hinangehen, wie diese Wächter plötzlich unsichtbar werden und die ganze zahlreiche Kette unsichtbar machen, indem auch sie sich platt auf die Erde legen. Jeder vorüberziehende Raubvogel, jedes sich zeigende und gefährlich scheinende Geschöpf verwandelt in dieser Weise die Hunderte von Vögeln in Hunderte von Häufchen, die dem Sande so vollkommen ähneln, daß man immer und immer wieder überrascht wird, wenn plötzlich von einer Stelle, auf welcher man nur Sand zu bemerken glaubte, die vielen großen Vögel sich unter lautem Geräusche erheben.

Die Nahrung besteht, wenn nicht ausschließlich, so doch fast nur aus Sämereien. Da, wo es Felder gibt in der Nähe der Wüste, haben sie beim Einsammeln dieser Körner, wenigstens zeitweilig, leichte Arbeit; in ganz Nordostafrika z. B. nähren sie sich monatelang nur von der Durrha; in Spanien brandschatzen sie die Weizen-, Mais- und Wickenfelder; in Indien erscheinen sie auf den abgeernteten und trocken gewordenen Reisfeldern. In den Wüsten und Steppen aber haben sie nur in den wenigen ährentragenden Gräsern ergiebige Nährpflanzen, und hier begreift man es oft wirklich nicht, wie sie es ermöglichen, tagtäglich die sehr weiten Kröpfe zu füllen. Ob sie Kerbtiere aufnehmen, weiß ich nicht; ich habe, soviel ich mich entsinne, immer nur Körner in ihrem Magen gefunden. Gefangene fressen Ameisenpuppen recht gern.

In Südeuropa und Nordafrika brüten die Flughühner in den ersten Frühlingsmonaten, in Afrika zu Anfang der Regenzeit, die den nordischen Frühling vertritt, in Südindien, laut Jerdon, in den Monaten zwischen Dezember und Mai, in Mittelindien etwas später. Ich habe nur ein einziges Mal die Eier eines dieser Hühner erhalten, eigne Beobachtungen über die Fortpflanzung jedoch nicht anstellen können. Das Betragen gefangener Khatas hat mich in der durch Beobachtung freilebender Verwandten gewonnenen Ansicht unterstützt, daß alle Flughühner gleich den Tauben in Einweibigkeit leben. Man bemerkt stets ein Zusammenleben der Paare und sieht an den gefangenen Hähnen, daß sie nur einer Henne sich widmen. Dies geschieht, soweit ich beobachtet habe, ohne den Aufwand von verschiedenen Stellungen, Bewegungen, Gebärden und Lauten, welche die Männchen der Hühnervögel

treiben: der Flughahn läuft nach Art der Tauben um das erkorene Weibchen herum und gibt seinen Gefühlen durch Sträuben der Federn und Lüften oder Wölben der Flügel sowie ein gelegentliches Breiten des Schwanzes Ausdruck. Auch in ihm regt sich, wenn die Liebe ihn begeistert, die Lust zum Streite. So friedliebend er sonst ist, so wenig er anderen Männchen lästig wird, so lebhaft verfolgt er in der Paarungszeit jeden anderen Hahn, ja sogar jeden anderen Vogel, welcher sich seiner Geliebten nähert. Jede Lerche, welche bisher mit ihm im besten Einverständnis lebte, wird jetzt, sobald sie in die Nähe kommt, durch ein ärgerliches „Drohd droh drah dräh" und durch die gleichzeitig eingenommene Fechterstellung (niedergebeugter Kopf, gewölbte Flügel) gewarnt und, wenn sie nicht darauf achtete, vertrieben. Auf einen anderen Hahn stürmt der Eifersüchtige mit tiefgesenktem und vorgestrecktem Kopfe, erhobenem Schwanze, aber glatt anliegenden Flügeln und Federn raschen Laufes los, und er muß es wohl ernstlich meinen, weil man jenen so eilfertig das Weite suchen sieht.

Über Nestbau, Eierzahl und Brütung berichten Tristram und Jerdon. Von der Ganga sagt der erstere, daß sie, wie alle übrigen ihm bekannten Arten, 3 Eier lege, und daß die Dreizahl unabänderlich sei; ich aber muß hierzu bemerken, daß mir 4 Eier aus einem Neste gebracht wurden, und auch Jerdon gibt die Anzahl des Geleges zu 3 oder 4 an. Die Araber beschrieben mir das Nest als eine seichte Vertiefung im Sande ohne jegliche Unterlage. Irby bemerkt, daß die von ihm aufgefundenen Eier in einer gänzlich baumlosen Gegend auf dem bloßen Sande lagen und ein eigentliches Nest nicht vorhanden war; Adams hingegen behauptet, daß das Sandflughuhn eine einfache Vertiefung in den Boden grabe und deren Rand durch einen Kreis von dürren Gräsern zu schützen suche; er fand, wie er sagt, im Juni mehrere alte Nester. Die Eier aller bis jetzt bekannten Arten ähneln sich in hohem Grade. Sie zeigen eine mit der Umgebung übereinstimmende Färbung, sind gleichhälftig, an beiden Enden fast gleichmäßig abgerundet, derbschalig und trotz des starken Kornes und der tiefen Poren glatt und glänzend; die Grundfärbung ist ein helles, reines oder ins Grünliche und Rötliche ziehendes Braungelb; die Schalenflecken wechseln in verschiedenen, von der Grundfarbe sich abhebenden Tönen, von hellerem zu dunklerem Violettgrau, die Zeichnungsflecken ebenso in Gelb- oder Rotbraun; beide sind ziemlich dicht über die ganze Fläche verteilt und größere, unregelmäßig gestaltete mit kleineren und sehr kleinen gemischt. Der Längsdurchmesser der Ringelflughuhneier beträgt etwa 48, der Spießflughuhneier 44, der Querdurchmesser jener 32, dieser 28 mm. So beschreibt Baldamus die Eier nach eigner Untersuchung.

Wenn das Gelege aus drei Eiern besteht, liegen zwei von ihnen in einer Linie und das dritte der Länge nach nebenan. Der Vogel soll, laut Tristram, während des Brütens auf einer Seite liegen und mit einem ausgebreiteten Flügel die Eier bedecken, deshalb auch einen höchst sonderbaren Anblick gewähren. Tristram glaubt, daß diese Stellung wegen des hohen Brustbeinkammes notwendig sei; ich meine, daß sie wohl nur eine zufällige gewesen sein mag, die der Vogel angenommen hat, um sich auszuruhen. Über das erste Jugendleben der Flughühner kenne ich nur die kurze Mitteilung, die Bartlett veröffentlicht hat, und auch sie bezieht sich bloß auf Küchlein, die im Käfige erbrütet wurden: „Die Khata hatte im Vogelhause des Londoner Tiergartens schon wiederholt Eier gelegt, auch versucht, sie auszubrüten; die Brut war jedoch in keinem Falle ausgekommen. Anfang August 1865 wurden zwei Eier in eine seichte Mulde im sandigen Boden des Vogelhauses gelegt, eifrig bebrütet und am 29. August glücklich ausgebracht. Die Jungen waren ziemlich, obschon nicht in demselben Grade bewegliche Geschöpfe wie junge Hühner, Fasanen oder Rebhühner, kräftig und munter, wuchsen auch zu beträchtlicher Größe heran, starben aber, noch bevor sie ihr Wachstum vollendet hatten." Eine diesen Worten beigegebene

Abbildung macht uns mit dem ersten Daunenkleide bekannt. Es dürfte an Zierlichkeit kaum seinesgleichen finden. Ein dunkles Sandgelb ist die Grundfärbung der Oberseite, dunkle Mondflecken schattieren, weiße, dunkel gesäumte Streifen teilen sie in mehrere regelmäßig abgegrenzte Felder. Über den Kopf verlaufen ein Mittel- und zwei Brauenstreifen; von dem breiteren Rückenstreifen zweigen sich zwei schmälere ab, wenden sich seitlich, sodann wieder nach vorn und umschließen so die vier Mittelfelder, während die beiden unteren durch sie und die lichte Unterseite begrenzt werden. Auch die Flügel sind durch Bogenstreifen geziert. Inmitten der Felder sieht man noch einzelne kleine, runde, weiße Flecken. Die Unterseite ist einfarbig gelblichweiß.

Auch die Flughühner haben im Menschen den ärgsten Feind; denn gegen die meisten Raubtiere schützt sie ihr schneller Flug. Mir wurde gesagt, daß ihnen der Edelfalke und nachts der Wüstenfuchs gefährlich werden. Solange sie noch nicht scheu geworden sind, hält es nicht schwer, sie zu erbeuten; sie vertrauen im allgemeinen zu viel auf ihr Sandkleid. Ich erinnere mich, mit einem einzigen Schusse 14 von ihnen erlegt zu haben. Sie vertragen aber einen sehr starken Schuß, und diejenigen, welchen nicht die edelsten Teile oder die Schwingen verletzt werden, erheben sich noch regelmäßig, fliegen weit weg und fallen dann erst tot zu Boden. Ganz anders zeigen sie sich da, wo sie mehrfach Verfolgungen erfahren haben. Hier muß man die Tränkstelle aufsuchen, anstehen und sie erwarten.

„Weil die Flughühner“, sagt mein Bruder Reinhold, „von den Spaniern gern gegessen werden, stellt man ihnen auf alle Weise nach, und sie sind deshalb ungemein scheu und vorsichtig. Man schießt sie regelmäßig bei den Trinkplätzen auf dem Anstande. Sie pflegen das Wasser stets so nahe wie möglich an der Quelle aufzusuchen und eilen deshalb nach dem Gebirge oder nach hochgelegenen Orten, um daselbst ihren Durst zu stillen. Zu dem einmal erwählten Trinkplatze kehren sie täglich und zur bestimmten Stunde wieder; der Jäger kann also sicher darauf rechnen, sie zur rechten Zeit erscheinen zu sehen. Er verbirgt sich in der Nähe der Stelle, wo er ihre Fährte am Rande des Wassers im Sande bemerkte, sorgfältig, am besten in einer mit Steinen überdeckten Hütte, muß aber jedenfalls schon eine oder anderthalb Stunden vor dem erwähnten Ankommen der Tiere zur Stelle sein. Von dem Bade von Archena aus, woselbst ich mich 14 Tage aufhielt, unternahm ich am zweiten Pfingsttage einen Jagdausflug nach dem $1^1/_2$ Meilen entfernten Campo de Uléa, einer Einöde, in welcher Bienenfresser, Haubenlerchen und Steinschmätzer fast die einzigen befiederten Bewohner waren. Wir erreichten gegen 7 Uhr das Bett des Regenstromes, in welchem die Flughühner zu trinken pflegten. Ein Hirt hatte genau die Stelle ausgekundschaftet und daselbst Anstände erbaut. Das Flußbett wurde zu beiden Seiten eingeschlossen von steilen Felswänden, die von prachtvoll blühenden Oleandergebüschen bekleidet waren. Bloß hier und da zeigte sich eine Pfütze schmutzigen Wassers, und an einzelnen Stellen bemerkten wir auch schon Fährten von Flughühnern im Sande. Nachdem wir drei Viertelstunden gegangen waren, wurden die Fußstapfen zahlreicher, und bald fanden wir die aus Steinen sorgfältig erbauten Anstände in der Nähe des hier rieselnden Wassers. Jetzt schärfte mir unser Jäger nochmals die uns schon gegebenen Verhaltungsmaßregeln ein, nämlich ruhig im Anstande zu bleiben, das Gewehr zu spannen und auf das Wasser zu richten, um nachher jede Bewegung möglichst zu vermeiden; denn die Gangas, hier ‚Churras‘ genannt, seien sehr scheue, listige Vögel. Sie erkundeten erst sehr genau die Örtlichkeit, ehe sie sich niederließen, stürzten sich in der Nähe des Wassers herab, drückten sich platt auf die Erde, das Ohr auf den Boden legend, um zu horchen, gingen dann rasch einige Schritte vor bis zum Wasser, tauchten den Schnabel dreimal hinein, um in drei langen Zügen zu trinken, und flögen so rasch davon, wie sie gekommen. Einige Zeit hatte ich im Anstande gesessen, als ich das ‚Tschuerr‘ über mir hörte und auch bald drei Flughühner als Kundschafter hin und her

fliegen sah. Sie ließen sich weiter oben nieder; bald darauf aber erschienen abermals zwei unter denselben Vorsichtsmaßregeln und stürzten sich dann mit schnurrendem Geräusche dicht neben meinem Anstande auf den Boden. Genau, wie die Jäger es beschrieben, war ihr Betragen; als sie aber zum zweiten Male den Schnabel eintauchten, nahm ich sie aufs Korn und feuerte. Bloß das Weibchen blieb auf dem Platze, das Männchen, schwer verwundet, flog davon, für uns unerreichbar weit."

Der Fang scheint noch ergiebiger zu sein als die Jagd mit dem Feuergewehre. „Die Flughühner", sagt Bolle, „schreiten ihrer kurzen Beinchen halber nie freiwillig über größere Steine hinweg, sondern laufen am liebsten auf ebener Erde fort; macht man deshalb einen Gang zum Wasser, indem man Steine in zwei Reihen aufstellt, gerade breit genug, daß eine Ganga hindurchkommen kann, und legt Schlingen an diesem Laufe entlang, so erhält man viele lebendig."

In der Gefangenschaft werden diese sonst so scheuen Vögel sehr zahm. „Ich habe", erzählt mein Bruder, „ein Paar Gangas über ein Jahr lang lebend in meinem Zimmer gehalten. Den größten Teil des Tages brachten sie außerhalb des Käfigs frei umherlaufend zu, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, durch das offene Fenster zu entfliehen, obgleich sie ganz gut fliegen konnten. Mittags flogen sie auf den Tisch, trippelten da umher, lasen Brotkrumen auf oder fraßen sie aus meiner Hand. Am frühen Morgen weckte mich das Männchen durch seinen Ruf, der dem Rucksen der Tauben sehr ähnlich ist, und auch oft in später Nacht konnte man diesen noch vernehmen, woraus man also sicher schließen darf, daß die Flughühner auch im Freien des Nachts munter sind. Sehr ergötzlich war es, zu sehen, wie sich die Henne meines Paares, nachdem sie vollkommen vertraut geworden war mit ihrem Gefängnisse und ihrer Umgebung, gegen ihr fremde Leute und Tiere benahm. Näherte sich eine ihr unbekannte Person, so sträubte sie Rücken- und Kopffedern, stieß ein ärgerliches ‚Gurgurgurr' aus, ging mit lang vorgestrecktem Halse auf den Eindringling zu und hackte ihn, wenn er sich nicht zurückzog, in Fuß oder Hand, heftige Flügelschläge dazu austeilend. Hunde und Katzen vertrieb sie in derselben Weise stets aus dem Zimmer. Der Hahn zeigte dieses Betragen weniger, und nur wenn er ganz in die Enge getrieben wurde, verteidigte er sich mit Schnabel und Flügeln. Mit anderen Vögeln lebten sie in Frieden. Ich habe sie mit Kalanderlerchen, Ammern und anderen kleinen Vögeln zusammengehalten, ohne daß der geringste Streit zwischen der Gesellschaft entstanden wäre, oder daß die Flughühner gegen jene das Recht des Stärkeren zur Geltung gebracht hätten." Von mir gepflegte Gangas haben Kälte von 25 Grad Celsius ohne Unbequemlichkeit oder Nachteil ertragen. Viel eher schadet ihnen die Nässe. Gegen Regen sind sie sehr empfindlich, und man muß sie deshalb bei regnerischen Tagen im verdeckten Raume halten, weil sie zu dumm sind, ihren Nachtkäfig aufzusuchen und sich dort gegen Nässe zu schützen.

Vierte Ordnung.

Die Hühnervögel (Alectoridornithes).

Oken zerfällt die Klasse der Vögel in zwei Hauptabteilungen oder „Stufen“: in die der Nesthocker und in die der Nestflüchter. „Ich sehe“, sagt er, „auf die Entwickelung der Vögel. Die einen kommen nackt und blind aus dem Eie und müssen daher lange geatzt werden. Sie nenne ich Nesthocker. Die anderen kommen schon ziemlich befiedert und sehend aus dem Eie und können fast sogleich laufen und ihre Nahrung suchen. Sie nenne ich Nestflüchter. Der Gang der ersteren ist hüpfend, der der zweiten schreitend; man könnte sie Hüpfer und Schreiter nennen. Jene halten sich hoch, und ihre Hauptbewegung ist der Flug, diese halten sich immer auf der Erde und auf dem Wasser auf und fliegen nur, wenn es not thut; man könnte sie Flieger und Läufer nennen. Jene sind an allerlei Nahrung gebunden, leben von Samen und Früchten auf dem Stengel oder von schnell beweglichen Tieren, diese leben von allem Möglichen, von abgefallenen Samen und Früchten und meist von langsam kriechenden Tieren, wie von Schnecken und Gewürm, Fischen, Lurchen, Vögeln und Säugetieren, von gekochtem Fleische und Gemüse; man könnte sie Einerlei- und Allesfresser nennen. Jene sind ferner fast durchgängig klein, und die Mehrzahl erreicht nicht die Größe des Raben, diese dagegen sind meistens größer als ein Huhn; jene schlafen stehend, diese hockend 2c.“ Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Unterschiede thatsächlich begründet und gewichtig sind; für die Aufstellung eines Systems haben sie jedoch nur untergeordnete Bedeutung. Viele „Schreiter, Läufer, Allesfresser, Fußgänger, Schlafsteher“ und wie Oken die Mitglieder einer seiner Stufen sonst noch genannt hat, sind Nesthocker, nicht Nestflüchter; wir würden also nahe Verwandte trennen müssen, wollten wir der Auffassung Okens dem Wortlaute nach huldigen. Immerhin verdienen die von dem geistreichen Forscher entwickelten Ansichten Berücksichtigung, und jedenfalls darf ich es hier nicht unerwähnt lassen, daß wir uns fortan vorzugsweise mit Nestflüchtern zu beschäftigen haben werden. Ausgesprochene Nestflüchter sind auch die Glieder der nachstehend zu behandelnden Ordnung, so verschiedenartig sie uns erscheinen mögen. Es ist sehr schwierig und für unsere Zwecke unnötig, allgemein gültige Kennzeichen für diese Ordnung aufzustellen. Fürbringer vereinigt in ihr so verschiedene Gestalten, wie die Hühner, die Steißhühner und die Schnepfenstrauße; jeder dieser Namen bezeichnet eine der drei Unterordnungen der Hühnervögel.

Die Hühner (Galliformes), welche die höchststehende Unterordnung der Hühnervögel bilden, sind kräftig, selbst schwerfällig gebaut, kurzflügelig, starkfüßig und reich befiedert. Ihr Leib ist gedrungen, kurz und hochbrüstig, der Hals kurz, höchstens mittellang,

der Kopf klein. Der vielfach abändernde Schnabel ist in der Regel kurz, kaum halb so lang wie der Kopf, zuweilen aber auch sehr lang, die Kopfeslänge beinahe erreichend, im ersteren Falle breit und hoch, mehr oder weniger stark gewölbt und an der Spitze hakig herabgebogen, mindestens zu einem kuppenförmigen Hornnagel ausgezogen, der hintere Teil meist mit Federn bekleidet, zwischen dem eine schmale häutige, das Nasenloch deckende, auch wohl in das Stirngefieder eingreifende Schuppe sitzt, ausnahmsweise aber mit einer, vor der Paarungszeit knollig anschwellenden, nach ihr wieder zusammensinkenden Wachshaut überzogen. Die Beine, das wichtigste Bewegungswerkzeug der Hühner, sind stets sehr kräftig gebaut, meist mittelhoch, die Füße langzehig, die Nägel kurz. Der Schenkelteil des Beines erscheint wegen der kräftigen Muskeln, die hier an die Knochen sich ansetzen, dickfleischig, der Lauf stark, der Fuß mehr oder weniger entwickelt. In der Regel sind seine vier Zehen wohl ausgebildet; zuweilen aber verkümmert die Hinterzehe bis auf den Nagel, der selten vermißt wird. Bei den meisten der auf dem Boden lebenden Hühner ist die höher als die übrigen angesetzte Hinterzehe klein, bei den Baumhühnern hingegen ziemlich groß, bei einer Gruppe die Zehenentwickelung auffallend. Die Krallen, die bei einzelnen Arten zeitweilig abgeworfen und neu ersetzt werden, sind meist kurz, breit und stumpf, zuweilen aber auch lang und schmal, stets jedoch wenig gebogen. Der Flügel ist in der Regel kurz und dann stark und schildartig gewölbt, ausnahmsweise aber auch sehr lang, sein Handteil mit 10 oder 11, sein Armteil mit 12—20 Schwingen besetzt. Der sehr verschieden gebildete und gestaltete Schwanz besteht aus 12—20 Steuerfedern, ist bald kurz, bald mittel-, bald sehr lang und dann seitlich stark verkürzt. Das Kleingefieder steht dicht auf scharf begrenzten Fluren: einer Rückenflur, die vom Nacken an ungeteilt bis zur Bürzeldrüse verläuft oder, hinter den Schulterblättern sich teilend, ein eiförmiges Feld in sich aufnimmt, einer Unterflur, die sich am Halse in zwei die Brustflächen fast gänzlich deckende Zweige auflöst und jederseits einen der Achselflur gleichlaufenden Ast abgibt, am Bauche aber wiederum zu einem Mittelstreifen zusammenläuft, und ungewöhnlich starken Lendenfluren. Der Schaft der im allgemeinen derben und großfederigen, an der Wurzel daunigen Außenfedern verdickt sich, und von der Spule geht ein zweiter, sehr großer, aber nur dauniger, sogenannter Afterschaft aus. Beachtung verdient die ungewöhnliche Entwickelung der Bürzel- oder Schwanzdeckfedern, die gewissen Hühnern zum hauptsächlichsten Schmucke werden, ebenso ferner die merkwürdige Ausbildung und Entfaltung die bei einzelnen Arten die Oberarmschwingen zeigen. Das Gefieder bekleidet Leib und Hals sehr reichlich, bei zwei Gruppen auch die Fußwurzeln bis zu den Zehen herab, läßt dagegen oft kleinere oder größere Stellen am Kopfe und an der Gurgel frei. Hier wuchert dann die Haut ebenso wie an anderen Stellen das Gefieder; es bilden sich schwielige Auftreibungen, Warzen, Lappen, Kämme, Klunkern und andere Anhängsel, sogar kleine Hörnchen, und alle diese nackten Teile glänzen und leuchten in den lebhaftesten Farben. An Pracht und Farbenschönheit stehen die Hühner überhaupt den Angehörigen anderer Ordnungen kaum nach, und viele von ihnen können mit den glänzendsten aller Klassenverwandten wetteifern. Die Verschiedenheit der Kleider zeigt sich bei keinem Vogel größer als bei den Hühnern; die Männchen unterscheiden sich wenigstens bei vielen so auffallend von den Weibchen, die hier als der bescheidenere Teil erscheinen, daß es für die Unkundigen schwer sein kann, in dem einen den Gatten des anderen zu erkennen. Das Jugendkleid weicht stets von dem der alten Vögel ab und durchläuft in überraschend kurzer Zeit drei Entwickelungsstufen, bevor es zum Alterskleide wird. Alle hochnordischen Hühner sind kleiner und zeigen mehr Weiß im matter gefärbten Gefieder als ihre mitteleuropäischen nächsten Verwandten.

Das Gerippe ist massig und das Luftfüllungsvermögen der einzelnen Knochen gering. Der Schädel ist in seinem Hirnteile mäßig gewölbt, der Schnabelteil meist nicht länger als

der Hirnteil. Die Gaumenfortsätze der Oberkiefer sind klein, die Gaumenbeine verhältnismäßig lang und schmal. Die Wirbelsäule setzen 12—15 Hals-, 6—8 Rücken-, 12—17 Kreuzbein- und 5—6 Schwanzwirbel zusammen. Der Brustbeinkörper ist nicht eigentlich knöchern, sondern häutig, nach hinten jederseits doppelt ausgebuchtet; die innere dieser Buchten erstreckt sich so weit nach vorn, daß der Brustbeinkörper selbst bis auf einen schmalen Knochenstreifen verkümmert erscheint; ein zweiter Knochenstreifen trennt die eine Bucht von der anderen. Der Kamm des Brustbeines ist nicht besonders hoch, vorn verbreitert, in seinem Verlaufe stark gewölbt, das Gabelbein dünn und schmächtig. Die Vorderglieder zeichnen sich durch die Breite des Vorderarmes und die bogenförmige Krümmung der Ellbogenröhre aus. Die Zunge ist ziemlich gleich breit, oben flach und weich, vorn kurz gespitzt und meist ausgezasert, der Zungenkern einfach, vorn knöcherig, hinten knorpelig, der Zungenbeinkörper schmal und länglich. Der Schlund erweitert sich zu einem wahren Kropfe von ansehnlicher Größe. Der Vormagen ist dickwandig und drüsenreich, der Magen starkmuskelig. Die Blinddärme sind sehr lang und manchmal keulenförmig gestaltet. Die Leber ist mäßig groß, ungleichlappig, die Gallenblase klein, die Milz klein und rundlich. Die Luftröhre ist weich, wird nur aus knorpeligen Ringen gebildet und bei den Männchen gewisser Arten in ihrem unteren Teile mit einer zelligen, gallertartigen Masse überkleidet.

Die Hühner, von welchen man ungefähr 400 Arten kennt, sind, wie bereits angedeutet, Weltbürger, in Asien aber am reichsten entwickelt. Jeder Erdteil oder jedes Gebiet beherbergt gewisse Familien mehr oder weniger ausschließlich. Als bevorzugte Wohnstätte darf man den Wald ansehen, die einzige aber ist er nicht; denn auch die pflanzenarme Ebene, die nur mit dürftigem Gesträuche und Gräsern bedeckten Berggehänge der Alpen unter der Schneegrenze und die ihnen entsprechenden Moossteppen des Nordens werden von Hühnern bevölkert. Fast die ganze Erde ist in Besitz genommen worden von den Mitgliedern dieser Ordnung; wo die einen verzweifeln, ihr Leben zu fristen, finden andere das tägliche Brot. Wie sie es ermöglichen, ihren Unterhalt zu erwerben an den Orten, wo entweder die Glut der Sonne oder die Kälte der monatelangen Nacht unserer Erde Öde und Armut bringen, vermögen wir nicht zu sagen, kaum zu begreifen, obgleich wir wissen, daß ihnen eigentlich alles Genießbare recht, daß sie zwar vorzugsweise Pflanzenfresser, aber doch auch tüchtige Räuber sind, daß sie sich mit Stoffen begnügen, die nur Raupen mit ihnen teilen oder höchstens einzelne Wiederkäuer zur Äsung nehmen.

Man kann die Hühner nicht als besonders begabte Geschöpfe bezeichnen. Ihre Fähigkeiten sind gering. Die wenigsten vermögen im Fluge mit anderen Vögeln zu wetteifern; die meisten sind mehr oder weniger fremd auf den Bäumen, weil sie sich hier nicht zu benehmen wissen, und alle ohne Ausnahme scheuen das Wasser. Ihr Reich ist der flache Boden. Sie sind vollendete Läufer; ihre kräftigen und verhältnismäßig hohen Beine gestatten ihnen nicht nur einen ausdauernden, sondern auch einen sehr schnellen Lauf. Reicht die Kraft der Beine allein nicht aus, so werden auch die Flügel mit zu Hilfe genommen, mehr um den Leib im Gleichgewichte zu halten, als um ihn vorwärts zu treiben. Zum Fliegen entschließt sich das Huhn in der Regel nur, wenn es ihm unbedingt nötig erscheint, wenn es laufend das Ziel seiner Wünsche und Absichten entweder nicht rasch oder nicht sicher genug erreichen zu können glaubt. Der Flug der meisten Arten erfordert viele rasche Schläge der kurzen, runden Fittiche, gestattet den sie bewegenden Muskeln keine Ruhepausen und ermüdet daher sehr bald. Aber auch in dieser Hinsicht gibt es Ausnahmen. Die Stimme ist stets eigentümlich. Wenige Arten dürfen schweigsam genannt werden; die meisten schreien gern und viel. Von angenehmen Tönen wird aber wenig vernommen, falls man von dem Ausdrucke der Zärtlichkeit, den die Hühnermutter ihren Küchlein gegenüber anwendet, absieht und den eigentlichen Liebesruf des Hahnes allein berücksichtigt. Dieser

Ruf wird von manchen Völkern „Gesang" genannt; wir hingegen wenden zu seiner Bezeichnung Ausdrücke, meist Klangbilder, an, die treffender sind: unsere Sprache läßt die Hähne krähen, kollern, knarren, balzen, schleifen, wetzen, schnalzen, schnappen, worgen, kröpfen; an Gesang denkt nicht einmal der Weidmann, in dessen Ohre die Laute mancher Hähne angenehmer klingen als der Schlag der Nachtigall. Doch schreibt uns Wurm: „Oberbayrische, steierische, livländer Weidmänner nennen das Balzlied des Auerhahnes Gesang und sagen er singt; auch schon Vater Döbel läßt den Auerhahn singen."

Über die höheren Fähigkeiten läßt sich ebensowenig ein günstiges Urteil fällen. Gesicht und Gehör scheinen scharf, Geschmack und Geruch wenigstens nicht verkümmert zu sein; über das Gefühl müssen wir uns des Urteiles enthalten. Ein gewisses Maß von Verstand läßt sich nicht in Abrede stellen; bei sorgfältiger Beobachtung bemerkt man aber bald, daß der Verstand nicht weit reicht. Die Hühner beweisen, daß sie zwar ein gutes Gedächtnis, aber wenig Urteilsfähigkeit haben. Sie lernen verstehen, daß auch sie von Feinden bedroht werden, selten aber zwischen diesen unterscheiden; denn sie benehmen sich den gefährlichen Tieren oder Menschen gegenüber nicht anders als angesichts ungefährlicher: ein Turmfalke flößt ihnen dasselbe Entsetzen ein wie ein Adler, der Ackersmann oft dieselbe Furcht wie der Jäger. Fortgesetzte Verfolgung macht sie nur scheuer, nicht aber vorsichtiger, mißtrauischer, jedoch nicht klüger. Und wenn die Leidenschaft ins Spiel kommt, ist es mit ihrer Klugheit vorbei. Leidenschaftlich in hohem Grade zeigen sich alle, auch diejenigen, welche wir als die sanftesten und friedlichsten bezeichnen. Den Hennen wird nachgerühmt, daß sie sich zu ihrem Vorteile von den Hähnen unterscheiden; sie verdienen diesen Ruhm jedoch nur teilweise: denn auch sie sind zänkisch und neidisch, wenn nicht wegen der Hähne, so doch wegen der Kinder. Sie, die ihre Küchlein mit erhabener Liebe behandeln, sich ihretwegen der größten und augenscheinlichsten Gefahr aussetzen, ihnen zuliebe hungern und entbehren, die selbst fremdartigen Wesen zur treuen Mutter werden, wenn diese durch die Wärme ihres Herzens zum Leben gerufen wurden, kennen kein Mitgefühl, keine Barmherzigkeit, kein Wohlwollen gegen die Kinder anderer Vögel, die Küchlein anderer Hennen: sie töten sie durch Schnabelhiebe, wenn sie auch nur argwöhnen, daß die eigne Brut beeinträchtigt werden könnte. Im Wesen der Hähne tritt der Widerspruch zwischen guten und schlechten Eigenschaften noch schärfer hervor. Ihre Geschlechtsthätigkeit ist die lebhafteste, die man unter Vögeln überhaupt beobachten kann: sie leisten in dieser Hinsicht Erstaunliches, Unglaubliches. Die Paarungslust wird bei vielen von ihnen zu einer förmlichen Paarungswut, wandelt ihr Wesen gänzlich um, unterdrückt, wenigstens zeitweilig, alle übrigen Gedanken und Gefühle, läßt sie geradezu sinnlos erscheinen. Der paarungslustige Hahn kennt nur ein Ziel: eine, mehrere, viele Hennen. Wehe dem Gleichgesinnten! Ihm gegenüber gibt es keine Schonung, ihm zuleide werden alle Mittel angewendet. Kein anderer Vogel bekämpft seinen Nebenbuhler mit nachhaltigerer Wut, wenige streiten mit gleicher nie ermattender Ausdauer. Alle Waffen gelten; jedes Mittel scheint im voraus gerechtfertigt zu sein. Zum Kampfe reizen Schönheit und Stimme, Stärke, Gewandtheit und sonstige Begabung; gekämpft wird mit einer Erbitterung ohnegleichen, unter gänzlicher Mißachtung aller Umstände und Verhältnisse, unter Geringschätzung erlittener Wunden, glücklich überstandener Gefahr; gekämpft wird im buchstäblichen Sinne auf Leben und Tod. Im Herzen beider Kämpen herrscht nur das eine Gefühl: den anderen zu schädigen an Leib und Leben, an Ehre und Selbstbewußtsein, an Liebesglück und Liebeslohnung. Alles wird vergessen, solange der Kampf währt, auch die Willigkeit der Henne, die dem Ausgange des Kampfes scheinbar mit der größten Gemütsruhe zusieht. Die Eifersucht ist furchtbar, freilich auch begründet. Eheliche Treue ist selten unter den Hühnern. Die Henne verhält sich den Liebesbewerbungen des Hahnes gegenüber leidend, aber sie macht in ihrer Hingabe ebensowenig

einen Unterschied zwischen diesem und jenem Hahne wie der Hahn zwischen ihr und anderen Hennen. Vielweiberei gibt es nicht unter den Tieren, vielmehr bloß Ein- oder Vielehigkeit. Der Hahn erscheint uns nur als der begehrlichere Teil; streng genommen treibt er es nicht ärger als die Henne: 15—20 Eier im Jahre, die befruchtet sein wollen, sind genug für einen weiblichen Vogel! Der Hahn aber bleibt, während die Henne brütet, sich selbst überlassen, und die Versuchung tritt oft an ihn heran in Gestalt anderer Hennen, die noch unbemannt sind; sein Gemüt ist empfänglich für jeden Vorzug des sanfteren Geschlechtes; er vergißt die eifrig brütende Mutter, und damit ist alles übrige erklärt.

Es wird später ersichtlich werden, daß vorstehende Schilderung nur für den Kern der Ordnung gilt. Alle die Gruppen, welche zu Zweifeln hinsichtlich ihrer Verwandtschaft mit echten Hühnern veranlassen, beweisen durch ihre Lebensweise, daß diese Bedenken gerechtfertigt sind. Ihr Wesen während der Paarung und ihr Fortpflanzungsgeschäft ist durchaus verschieden von dem soeben geschilderten.

Der Hahn bekümmert sich nicht um das Schicksal seiner Brut, falls er durch Größe und Färbung auffällt; ist er dagegen bodenfarbig, der Henne ähnlich, so nimmt auch er am Brutgeschäfte mehr oder minder Anteil. Im ersteren Falle überläßt er der Henne, die Eier zu bebrüten und die Jungen zu führen, stellt sich wenigstens erst dann wieder bei der Familie ein, wenn das langweilige Geschäft des Bebrütens glücklich beendet ist, und dient nunmehr als Warner und Leiter der jetzt zusammengehörigen Schar oder gesellt sich erst dann zu den Jungen, wenn diese erwachsen sind; im letzteren Falle wacht er vom erstgelegten Eie an für die Sicherheit der Mutter wie der Brut und setzt sich mit Vatertreue ersichtlichen Gefahren aus, in der Hoffnung, jene zu retten.

Weitaus die meisten Hühner brüten auf dem Boden. Ihr Nest kann verschieden sein, wird jedoch niemals künstlerisch angelegt. Die Mutter beweist gewisse Sorgfalt in der Auswahl des Platzes, scheint es aber für unnötig zu halten, das Nest selbst auszubauen. Da, wo die Gegend buschreich ist, wird die seichte Vertiefung, welche die Eier aufnehmen soll, unter einem Busche, da, wo es an Gebüsch mangelt, wenigstens zwischen höherem Grase oder im Getreide, jedenfalls an einem möglichst versteckten Orte, angelegt, so daß das Nest immer schwer aufzufinden ist. Viele Arten verwenden einige Reiserchen und auch wohl Federn zur Auskleidung, andere füttern die Mulde gar nicht aus. Das Gelege pflegt vielzählig zu sein. Die Eier sind verschieden, aber doch übereinstimmend gezeichnet. Viele Hühner legen einfarbige, rein weiße, gräuliche, braungelbliche, bläuliche Eier, andere solche, welche auf ebenso gefärbtem oder rötlichem Grunde entweder mit feinen Pünktchen und Tüpfelchen oder mit größeren Flecken und Punkten von dunkler, oft lebhafter Färbung gezeichnet sind. Es will scheinen, als ob die Hühnermutter durch ihre treue Hingebung der Brut auch die Liebe des Vaters ersetzen wolle; denn es gibt keinen Vogel, der sich mit größerem Eifer seiner Nachkommenschaft widmet als eine Henne, und das schöne Bild der Bibel ist also ein in jeder Hinsicht wohl gewähltes. Die brütende Henne läßt sich kaum Zeit, ihre Nahrung zu suchen, vergißt ihre frühere Scheu und gibt sich bei Gefahr ohne Bedenken preis.

Die jungen Hühner verlassen das Ei als sehr bewegungsfähige und verhältnismäßig begabte Wesen. Sie nehmen vom ersten Tage ihres Lebens an Futter auf, das die Alte ihnen bloßlegt, folgen ihrem Rufe und werden von ihr gehudert, wenn sie ermüdet sind oder gegen rauhe Witterung Schutz finden sollen. Ihr Wachstum geht ungemein rasch vor sich. Wenige Tage nach dem Ausschlüpfen erhalten sie Schwingen, die sie in den Stand setzen, zu fliegen, mindestens zu flattern; in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit erwachsen auch an anderen Stellen des Leibes Federn, anstatt der ersten buntfarbigen, immer aber dem Boden entsprechend gefärbte Daunen. Die Schwingen erweisen sich bald als ungenügend,

die inzwischen größer gewordene Last des Leibes zu tragen, werden aber so oft gewechselt, daß sie ihre Dienste niemals versagen: der Fittich eines Huhnes, das zum ersten Male die Tracht der ausgewachsenen Vögel seiner Art anlegt, hat einen, nach Altum, dreimaligen Federwechsel zu erleiden. Bei den meisten Arten geht die Umkleidung schon vor Beendigung des ersten Jahres in die der alten Vögel über; andere hingegen bedürfen eines Zeitraumes von zwei und selbst drei Jahren, bevor sie als ausgefiedert gelten können. Jene pflegen sich bereits im ersten Herbste und Frühlinge ihres Lebens zu paaren, brechen mindestens schon eine Lanze zu Ehren des anderen Geschlechtes; diese bekümmern sich, bevor sie erwachsen sind, wenig um die Weibchen.

Die Hühner haben so viele Feinde, daß nur ihre ungewöhnlich starke Vermehrung das Gleichgewicht zwischen Vernichtung und Ersetzung herzustellen vermag. Alle Raubtiere, große und kleine, stellen den Hühnern eifrig nach, und der Mensch gesellt sich überall als der schlimmste Feind zu den sozusagen natürlichen Verfolgern. Die Hühner sind es, die allerorten zuerst und mehr gejagt werden als die übrigen Vögel zusammen genommen. Aber der Mensch hat auch bald einsehen gelernt, daß diese wichtigen Tiere sich noch ganz anders verwerten lassen. Er hat schon seit altersgrauer Zeit wenigstens einige von ihnen an sich zu fesseln gesucht und sie von den Waldungen Südasiens über die ganze Erde verbreitet, unten den verschiedensten Himmelsstrichen, unter den verschiedensten Umständen heimisch gemacht. Es ist wahrscheinlich, daß er sich die brauchbarsten unter allen ausgewählt hat; es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß er viele von denen, die gegenwärtig noch wild leben, unter seine Botmäßigkeit zwingen und sie zu nützlichen Haustieren gewinnen wird. Das Bestreben der Neuzeit, fremdländische Tiere bei uns einzuführen, kann durch keine Tierordnung besser gerechtfertigt und glänzender belohnt werden als durch die Hühner, deren Schönheit, leichte Zähmbarkeit und Nützlichkeit von keiner anderen Vogelgruppe übertroffen wird.

Die Hühner zerfallen in zwei Sippschaften, die Hühner im engeren Sinne und die Schopfhühner.

Auf die Hühner im engeren Sinne (Galli) und ihre oberste Familie, die Fasanvögel (Gallidae), paßt im Großen und Ganzen die Schilderung der Ordnung.

Um die Übersicht zu erleichtern, empfiehlt es sich, diese Familie in Unterfamilien zu zerfällen und von einer Allgemeinschilderung der Gesamtheit abzusehen.

In der ersten dieser Unterfamilien vereinigen wir die Rauhfußhühner (Tetraoninae). Ihre Kennzeichen sind gedrungener, kräftiger Leib, kurzer, dicker, sehr gewölbter Schnabel und niedrige, starke Füße, deren Fußwurzeln mehr oder weniger befiedert sind, kurze oder höchstens mittellange Schwingen und kurzer, gerade abgeschnittener, ausnahmsweise aber auch verlängerter, keilförmig zugespitzter oder gegabelter Schwanz sowie reiches, dichtes Gefieder, das nur über dem Auge oder am Hinterhalse kleine Stellen frei läßt. Von diesen ist die das Auge, besonders dessen oberen Rand umgebende mit warzigen, aufschwellbaren Wülsten bekleidet, die in ihren Zellen einen roten, überaus leicht zersetzlichen Fettfarbstoff enthalten, das Tetronerythrin Wurms. Bei vielen Rauhfußhühnern tragen die Zehen eigentümliche, gleichfalls der Mauser unterworfene Horngebilde (sogenannte Fransen, fälschlich auch Balzstifte genannt), verkümmerte Federn, die ihnen als „Schneereifen“ im Winter das Laufen erleichtern. Sie werden nicht, wie noch viele Jäger glauben, am Schlusse

der Balzzeit abgebissen, sondern fallen schon beim Beginn der Mauserung allmählich vertrocknet ab.

Nach den Untersuchungen von Nitzsch sind für den inneren Bau der Rauhfußhühner folgende Merkmale bezeichnend. Das Thränenbein verbreitert sich auf der Stirn und bildet eine starke, seitlich vorspringende Platte, während der absteigende Teil verkümmert. Der vordere und hintere Schläfendorn verbinden sich und umschließen eine Röhre, in welcher der Schläfenmuskel entspringt. Das Oberkieferbein ist sehr klein; die Gaumenbeine sind schmal und grätenartig, die hinteren Fortsätze der Unterkieferäste lang und aufwärts gekrümmt. Sieben Wirbel tragen breite und starke Rippen, deren vorderstes Paar falsch ist; die mittleren Wirbel verwachsen. Das Brustbein ähnelt dem der Tauben, ist jedoch am Halsrande mehr entwickelt, im Ganzen mehr häutig als knöchern und sein Kamm minder hoch als bei den Tauben. Die Gabel verschmächtigt, das Schulterblatt verbreitert sich am freien Ende. Die Flügel zeichnen sich durch die Breite des Vorderarmes und die Krümmung der Ellbogenröhre aus; Oberarm und Handteil sind kürzer als der Vorderarm. Der marklose Knochen des Oberschenkels nimmt Luft auf. Über die Gaumenfläche verlaufen gezähnte Querleisten; die ziemlich gleich breite, oben flache und weiche, kurzgespitzte Zunge hat einen einfachen, hinten mit Eckfortsätzen versehenen Kern und länglichschmalen Zungenbeinkörper. Dem unteren Kehlkopfe fehlen eigne Muskeln. Der Kropf ist ansehnlich groß, der drüsenreiche Vormagen dickwandig, der Magen starkmuskelig. Die Blinddärme zeichnen sich durch ihre Länge aus. Eine rundliche, gallertartige, mit Zellgewebe bekleidete Masse belegt den unteren Teil der weichen Luftröhre und des Kehlkopfes.

Der Norden der Erde ist die Heimat der Rauhfußhühner. Sie verbreiten sich vom Himalaja und von den ostasiatischen Gebirgen an über ganz Asien und Europa, fehlen in Afrika gänzlich, treten aber wiederum, und zwar vielzählig, in Nordamerika auf. Waldungen bilden ihren bevorzugten Aufenthalt; einzelne bewohnen Steppen und Tundren, andere gebirgige Halden in der Nähe der Schneegrenze, ohne sich viel um Gebüsch oder Bäume zu kümmern. Alle ohne Ausnahme sind Standvögel, die jahraus jahrein in derselben Gegend verweilen und höchstens unregelmäßig streichen. Sie leben während der Brutzeit paarweise oder einzeln, sonst immer in Gesellschaften. Waldfrüchte mancherlei Art, Beeren, Knospen, Blätter, auch Nadeln des Schwarzholzes, Sämereien, Kerbtiere und Kerbtierlarven dienen ihnen zur Nahrung; einzelne fressen zeitweilig fast nur Blätter und Knospen, weil ihre arme Heimat ihnen dann kaum etwas Anderes bietet.

Die Rauhfußhühner dürfen verhältnismäßig wohlbegabte Vögel genannt werden. Sie gehen schrittweise und sehr schnell, fliegen aber schwerfällig, unter rauschenden Flügelschlägen und, wie es scheint, mit Anstrengung, deshalb auch selten weit und niemals hoch. Ihre Sinne sind scharf und zumal die beiden edelsten wohl entwickelt.

Einzelne Arten leben in geschlossener Ehe, die übrigen in Vielehigkeit. Die Paarungslust ist bei ihnen überaus lebhaft, und die Hähne leisten während der Paarungszeit Außerordentliches durch Gebärden und Laute, förmliches Vergessen der gewohnten Lebensweise und ein Benehmen, das wir toll nennen würden, wenn es uns nicht allzu anziehend erschiene. Dieses Liebesspiel ist so ausgeprägt, so eigentümlich, daß es im Jägermunde mit dem Namen „Balz“, auch „Balze“ oder „Falz“ bezeichnet wird. Alle Arten vermehren sich stark. Das Weibchen legt 8—16 einander sehr ähnliche, eiförmige, glattschalige und auf gelblichem Grunde braun gefleckte Eier. Ein eigentliches Nest wird nicht gebaut, an einem versteckten Plätzchen höchstens eine seichte Vertiefung ausgescharrt und diese unordentlich mit etwas Genist, vielleicht auch mit einigen Federn ausgekleidet. Dagegen widmen sich die Hennen dem Brutgeschäfte mit regem Eifer, gehen erst dann vom Neste, wenn ihnen die augenscheinlichste Gefahr droht, gestatten, daß Veränderungen in dessen Nähe vorgenommen

werden, verlassen ihre Eier oder Küchlein überhaupt nie, bemuttern die ausgeschlüpften Jungen bis zum Flüggewerden mit der innigsten Zärtlichkeit und setzen ohne Besinnen ihr Leben ein, wenn sie glauben, dadurch das der Küchlein retten zu können. Letztere wachsen sehr rasch heran, müssen aber mehrere, auch äußerlich sichtbare Entwickelungsstufen durchleben, bevor sie das Alterskleid anlegen. Älter geworden, wechseln sie nicht bloß ihr Gefieder, sondern auch ihre Nägel und Tarsenschilde, indem diese förmlich abgestoßen und nach und nach durch neue ersetzt werden, denen die alten bis zum Losfallen zum Schutze dienen. Nach mir mitgeteilten Beobachtungen verschiedener Auerhuhnpfleger erneuern gewisse Arten, so die Auerhähne, aber, wie Wurm uns mitteilt, „kaum jemals die Hennen, bei welchen Abnutzung und Neubildung des Hornschnabels beständig Hand in Hand gehen", mit der Mauser sogar den hornigen Überzug des Schnabels, der zuerst in der Gegend der Nasenlöcher sich zu lösen beginnt und in kleinen Teilen absplittert, dessen Spitzenteil aber im ganzen abgeworfen wird.

Hört bei den Hennen durch Alter, Verkümmern der Eierstöcke ꝛc. die Geschlechtsthätigkeit auf, so findet nachträglich reichlichere Farbstoffablagerung und Auswachsen der Federn nach männlichem Vorbilde statt: die Hahnenfederigkeit.

Der Mensch ist es nicht gewesen, dem wir die Erhaltung der Rauhfußhühner verdanken, denn er hat unter diesem edlen Wilde ärger gehaust als die schlimmsten Raubtiere und verfolgt es rücksichtslos noch heutigestags. Nur da, wo eine geordnete Forstwirtschaft eingeführt ist und das edle Weidwerk von zünftigen Grünröcken gehandhabt wird, genießen sie des ihnen so notwendigen Schutzes; da, wo sie noch häufig sind, stellt ihnen jeder Bauer ohne Schonung, ohne Barmherzigkeit nach, und wahrscheinlich steht ihnen dort dasselbe Schicksal bevor wie in Mitteleuropa: sie werden nach und nach vertilgt werden, wie der Stolz unseres Waldes, das Auerhuhn, in vielen Gauen und Gegenden bereits ausgerottet wurde. Dies ist zu beklagen, aber nicht aufzuhalten. Nur ausnahmsweise verursachen sie wirklich empfindlichen Schaden, bringen sogar, wie Wurm hervorhebt, dem Walde „hervorragenden Nutzen durch Vertilgung von Raupen und anderem Ungeziefer, von Unkräutern und durch das die natürliche Besamung begünstigende Wundscharren des Bodens".

*

Das größte und edelste aller Rauhfußhühner ist das **Auer-** oder **Urhuhn**, **Wald-**, **Gurgel-**, **Riedhuhn**, **Bergfasan** ꝛc. (**Tetrao urogallus**, major, maculatus und crassirostris, Urogallus major), einer der größten Landvögel Deutschlands, die Zierde der Wälder, die Freude des Weidmannes. Es vertritt die Gattung der **Waldhühner** (**Tetrao**), deren besondere Merkmale in den eingangs erwähnten Horngebilden an den Zehen und in den verlängerten, bei Erregung gesträubten Kehlfedern gefunden werden. Der Scheitel und die Kehle sind schwärzlich; der Hals ist dunkel aschgrau, schwarz gewässert, der Vorderhals schwärzlich-aschgrau gewässert, der Rücken auf schwärzlichem Grunde fein aschgrau und rostbraun überpudert, der Oberflügel schwarzbraun, stark rostbraun gewässert; die 18—20 Schwanzfedern sind schwarz mit wenigen weißen Flecken; die Brust ist glänzend stahlgrün, der übrige Unterkörper, besonders dicht der Steiß, schwarz und weiß gefleckt. Das Auge ist braun, die nackte, aus einzelnen dünnen Blättern bestehende oder mit solchen besetzte, einen besonderen Farbstoff enthaltende Braue darüber und die nackte, warzige Stelle darum lackrot, der Schnabel hornweiß. Die Länge beträgt 90—112, die Breite 120—144, die Fittichlänge 40—45, die Schwanzlänge 34—36 cm, das Gewicht 3,5—6 kg. Jüngere Hähne unterscheiden sich nur wenig von den alten. Nur beim Hahne ist die Luftröhre um ein Drittel länger als der Hals, bildet daher in der Kropfgegend eine runde Schleife. Die Zunge ist durch sehr lange Bänder und schlanke Muskeln so locker befestigt, daß sie sich



AUERHUHN

nach dem Verenden des Tieres oft förmlich umschlägt und tief in den Hals zurücksinkt, woher die noch weitverbreitete Fabel entstand, der Auerhahn besitze überhaupt keine Zunge. Die Henne ist um ein Drittel kleiner als der Hahn und sehr bunt. Kopf und Oberhals sind schwärzlich, rostgelb und schwarzbraun in die Quere gestreift, auf dem übrigen Oberkörper zeigt sich die Befiederung als ein Gemisch von Schwarzbraun, Rostgelb und Rostgraugelb; die Steuerfedern sind auf schön rostrotem Grunde schwarz in die Quere gebändert, die Kehle und der Flügelbug rostrotgelb; die Oberbrust ist rostrot, der Bauch auf rostgelblichem Grunde unterbrochen schwarz und weiß in die Quere gebändert. Hahnfederige, dem Männchen ungemein ähnliche Hennen kommen nicht selten vor. Die Länge beträgt 72—78, die Breite 108—112, die Fittichlänge 35, die Schwanzlänge 22 cm, das Gewicht 2,5—3 kg.

Das Auerwild oder Auergeflügel gehört zur hohen Jagd; die in der Weidmannssprache üblichen Ausdrücke hat Wurm zusammengestellt. Das Auerwild hat Wildbret, Schweiß, Aufbruch, Gescheide, Ohren, Augen, Füße oder Läufe mit Zehen und Nägeln oder Krallen, es macht ein Geläufe, eine Fährte, äset, tränkt und löset sich, es äugt oder gewahrt, es vernimmt. Es streicht oder zieht, es läuft, es steht auf dem Baume oder dem Boden, es streicht an oder ab, reitet oder stiebt ab. Es geht oder tritt zu Baum, es sichert und vermerkt den Jäger, es wird durch Ungeschicklichkeit beim Anspringen vertreten ꝛc. Das einzelne Stück ist gut, stark, ein kapitaler Hahn, oder gering, ein Schneider, ein abgebalzter Hahn. Eine Familie heißt Volk, eine Vereinigung von mehreren Familien Kette. Der Anschuß wird verbrochen, der angeschossene Hahn durch Nachsuche ausgemacht, abgefangen oder abgenickt wie der Rehbock, oder erhält den Fangschuß in den Kopf. Er wird gestreckt und vom Weidloche aus aufgebrochen. Der glückliche Jäger steckt einen Bruch auf ꝛc.

In früheren Zeiten hat das Auerhuhn unzweifelhaft alle größeren und zusammenhängenden Waldungen Nordasiens und Europa bewohnt; gegenwärtig ist es in vielen Gegenden gänzlich ausgerottet. Doch ist sein Verbreitungskreis immer noch sehr ausgedehnt, da dessen Grenzen wenig verengert sind, die Vernichtung sich vielmehr nur auf gewisse Stellen und Gegenden beschränkte, wo der regelrechte forstwirtschaftliche Betrieb der Waldungen, besonders Entsumpfung und ausgedehnte Schlagwirtschaft, eingeführt wurde. „Das Verbreitungsgebiet“, schreibt neuerdings Wurm, „ist noch sehr groß. Von Kleinasien, Griechenland, den spanischen kantabrischen Gebirgen und den Pyrenäen erstreckt es sich hoch hinauf bis nach Lappland und bis zum Eismeere und weit östlich durch Rußland bis nach Kamtschatka und China. In England, Irland, Holland, Dänemark, dann in Amerika, Afrika und Australien fehlt das Auerwild gänzlich; sehr spärlich ist es nunmehr in Oberitalien, Frankreich und Belgien vertreten, reichlicher in den deutschen, österreichisch-ungarischen und schweizerischen Alpen und in den Mittelgebirgen dieser Länder, in den Balkanstaaten, in Rumänien, in Schottland (wo es seit 1837 erfolgreich eingeführt worden ist), am zahlreichsten in Norwegen, Schweden, im europäischen und asiatischen Rußland, mit Ausnahme des südlichen europäischen Teiles und des Kaukasus. Ursprünglich war es kein Gebirgswild. Aber die Kultur hat es, wie manche andere ‚Alpentiere‘, allmählich in das ruhigere und waldreichere Gebirge zurückgedrängt, so daß es in Deutschland nur noch in wenigen Kiefernforsten der Ebene (in der Lausitz, Tucheler Heide), die es vorzüglich liebt, standhält. Es geht bis an die Grenze des Baumwuchses, sowohl nach der Breite als auch nach der Höhe, also bis zum 70. Breitengrade und bis zu 1500 und 2000 m über dem Meere, während das Birkhuhn nach beiden Richtungen höher, das Haselhuhn aber weniger hoch geht. Letztere beiden Waldhuhnarten nehmen gegenwärtig merklich ab, wo sie mit der menschlichen Kulturarbeit in Berührung kommen, das Auerwild dagegen zeigt auf seinen jetzigen Standorten fast allenthalben ebenso unverkennbar eine erfreuliche Zunahme.“ Bei uns hält sich das Auerwild

noch in der Hardt, im Schwarzwalde, Odenwalde, Fichtelgebirge, im Böhmer- und im Thüringer Walde, Erzgebirge, Riesengebirge und im Harze, aber nirgends häufig.

Nach Radde ist es in den zusammenhängenden Waldungen Ostsibiriens nicht selten, wird aber östlich des Apfelgebirges durch eine kleinere Art (Tetrao urogalloides) ersetzt, und wahrscheinlich ist es diese, welcher Freiherr von Kittlitz in Kamtschatka begegnete.

Das Auerhuhn zieht, wie schon erwähnt, Gebirgswaldungen denen der Ebene vor, ohne jedoch letztere zu meiden. Vor allem anderen verlangt es ausgedehnte Waldungen gemischten Bestandes und Alters mit baumlosen Lücken, Waldwiesen und dergleichen und mit feuchtem, stellenweise moorigem Grunde. Da, wo es gemischte Waldungen gibt, nimmt es am liebsten in diesen seinen Stand; nächstdem siedelt es sich besonders gern im Schwarzwalde an, obgleich auch der Laubwald vorübergehend zu seinem Wohnsitze werden kann. Sonnige Berghänge liebt es ungemein; jedenfalls verlangt der Vogel altstämmige Forsten, in welchen es nicht an Bächen, Quellen und anderen Wässern fehlt, und welche neben dem hohen Bestande Dickichte oder Stellen mit Heidekraut, niedrigem Gestrüppe und Beerengesträuch aufweisen. Es ist ein Standvogel, wenn auch nicht im vollsten Sinne des Wortes. Bei anhaltender strenger Kälte und tiefem Schnee verläßt es im Hochgebirge zuweilen seinen Stand und geht in einen tieferen Gürtel herab, pflegt aber bei eintretender milder Witterung regelmäßig nach der Höhe zurückzukehren; im Mittelgebirge oder im Hügellande zieht es sich zuweilen aus einem Gebiete nach dem anderen, ohne daß man einen eigentlich schlagenden Grund dafür anzugeben wüßte. Doch muß hierbei bemerkt werden, daß über dieses Streichen bei uns zu Lande noch keine Beobachtungen gesammelt worden sind, die jeden Zweifel ausschließen; denn wie schon mein Vater anführt und Geyer bestätigt, geschieht es, daß das Auerwild im strengen Winter sich zuweilen wochenlang auf den Bäumen aufhält, ohne auf den Boden herabzukommen, daß also der Beobachter dadurch leicht getäuscht und zu der Meinung verleitet werden kann, das Wild habe sich einem anderen Standorte zugewendet. „Merkwürdig ist es", sagt mein Vater, „daß das Auerhuhn im Winter oft mehrere, sogar acht Tage auf einem Baume stehen bleibt und dessen Nadeln fast alle verzehrt." Ganz ebenso spricht sich Geyer aus, ohne Vorstehendes gekannt zu haben. „Es fiel mir bei Gelegenheit des Fuchsbestätigens oder Einkreisens auf, daß ich kein Stück Auerwild spürte. Ich fragte hin und wieder nach der Ursache dieser Erscheinung, aber kein Mensch konnte mir einen Aufschluß geben über die ständig gewordene Behauptung, ‚das Auerwild hat seinen Standort gewechselt'. Als ich jedoch zufällig einmal eine Kette von einigen 20 Stück Hähnen und Hennen an einem Abhange, an welchen sich die Sonne stark anlehnte, aufgebäumt fand, war mir das Rätsel mit einem Male gelöst. In dieser Strecke haben wir sie tagelang beobachtet, Knospen und Nadeln von Fichten und Tannen äsend, ohne in der ganzen Strecke auch nur ein Stück Auerwild auf dem Schnee zu spüren." Anders ist es im Norden. In Skandinavien werden Knospen und Blätter der Espen gern angenommen; im Ural durchwandert das Auerhuhn, allerlei Beeren nachgehend, ziemlich weite Strecken, tagtäglich 12—15 km zurücklegend. Sind die Beeren verzehrt, so kehrt es allmählich wieder auf seinen früheren Stand zurück und nimmt endlich wiederum die zarten Triebe der Fichten und Kiefern an.

Bei gewöhnlichem Verlaufe der Dinge hält sich das Auerwild am Tage auf dem Boden auf und wählt sich, wenn es sein kann, solche Stellen, welche die ersten Strahlen der Morgensonne empfangen und kleine offene Weideplätze besitzen, die mit Dickicht aus Waldbäumen, Heidel-, Brombeer- und Heidegesträuch abwechseln, auch klares Wasser in der Nähe haben. Hier läuft es umher, durchkriecht das Gestrüpp und das niedere Gebüsch, sucht seine Nahrung und erhebt sich nur, wenn ihm etwas Auffallendes begegnet, weiß sich aber auch vortrefflich unsichtbar unter Büsche oder an Baumstämme zu „drücken". Gegend Abend steht

es auf; Hahn und Henne trennen sich, und beide treten mit Einbruch der Nacht zu Baume, um hier ihre Nachtruhe zu halten. Sie erheben sich fast nie bis zum Wipfel, sondern bleiben regelmäßig in der Mitte des Baumes stehen, schlafen und bäumen mit Anbruch des Morgens wieder ab. Auf seinen beliebtesten Stand- und Schlafplätzen benimmt es sich zuweilen ganz anders als sonst, läßt sich beispielsweise von Hunden verbellen und gestattet, die ganze Aufmerksamkeit dem Hunde zuwendend, dem Jäger, es zu unterlaufen. Bei tiefem Schnee, strenger Kälte und auf Standorten, die den Stürmen ausgesetzt sind, schläft übrigens auch das Auerwild auf dem Boden, indem es sich unter Buschwerk drückt oder in den Schnee einwühlt und verschneien läßt. Merkt es Gefahr, so wirft es beim Aufstehen die Schneedecke einfach ab und zur Seite. So erfuhr ich von erfahrenen Jägern des Ural.

Die Äsung des Auerwildes besteht in Baumknospen, Blättern oder Nadeln, Klee- und Grasblättern, Waldbeeren, Sämereien und Kerbtieren. Der Hahn nimmt mit gröberer Nahrung vorlieb als die Henne oder die Jungen. „Bei zehn Hähnen, deren Kropf ich in der Balzzeit untersuchte“, sagt mein Vater, „fand ich nichts als Tannen- oder Fichten- oder Kiefernnadeln, und es scheint, daß sich der Hahn während der Balz gar nicht die Zeit nimmt, lange nach Nahrung zu suchen, vielmehr das frißt, was er gleich in der Nähe haben kann. Es ist mir aber auch wegen der gänzlichen Verschiedenheit im Geschmacke des Wildbrets von Hahn und Henne höchst wahrscheinlich, daß ersterer meist Knospen von Fichten, Tannen und Kiefern verzehrt, während die letztere sich gewöhnlich von zarteren Gewächsteilen nährt. Daher mag es wohl auch kommen, daß das Fleisch des alten Auerhahnes hart und bei ungeeigneter Zubereitung kaum genießbar, das der Henne dagegen sehr zart und wohlschmeckend ist. Das Wildbret der halbjährigen Hähne ist ebenfalls sehr gut; aber bis zu diesem Alter sind sie auch mit der Mutter gelaufen und haben an ihrem Tische gegessen.“ Ich will Vorstehendes dahin erweitern, daß der Hahn im Frühjahre in Nadelwäldern fast ausschließlich Nadeln, in Buchenwäldern ebenso Buchenknospen äst, in gemischten Waldungen aber Nadeln bevorzugt. Kleine Kiesel zur Verdauung der Nahrung sowie trockner Sand zum Paddeln sind unbedingt nötig. Zum Wasser kommt das Auerhuhn mehrmals im Laufe des Tages.

Es ist nicht zu verwundern, daß über eine Wildart, welche die Gemüter der Jäger in hohem Grade zu erregen vermag, auch mancherlei Fabeln in Umlauf gesetzt worden sind. „Hier müssen wir“, schreibt Wurm, „des sagenreichen ‚Falzpeches‘, auch ‚Balzlosung‘, ‚Balzspäne‘, ‚Gebladder‘, ‚Malum‘ genannt, gedenken, von dem bereits Encelius (1557) berichtet, es sei der zur Erde gefallene Same des Hahnes, der hier von der Henne mittels des Schnabels aufgenommen werde; aus dem nicht aufgenommenen entständen Perlen und Edelsteine, aber auch böse Schlangen. Die Rockenphilosophie nahm deshalb den Stoff unter ihre Heilmittel auf. Noch jetzt herrscht in Ungarn, Böhmen, Skandinavien &c. solcher Aberglaube, und allenthalben glaubt wenigstens mancher wackere Waldläufer, aus dem Funde solchen ‚Falzpeches‘ auf die bereits eingetretene Balz schließen zu dürfen. Doch auch dieser Schluß ist unrichtig, denn jene Ausscheidung hat mit der Balz nicht das Geringste zu schaffen. Sie ist das ganze Jahr hindurch zu finden; sie gehört nicht nur dem Hahne und nicht nur dem Auerhahne, sondern Hähnen und Hennen aller Waldhühner an und ist thatsächlich Erzeugnis und Inhalt der doppelten langen Blinddärme und wird von jedem gesunden Stücke tagtäglich, meist in der Nacht oder am Frühmorgen, entleert. Dies lehrten zahlreiche Beobachtungen an gefangenen Vögeln. Merkwürdig an dieser ‚Blinddarmlosung‘, die sich schon oft über den Hut oder die Joppe des unter dem Hahne stehenden Jägers zu dessen unliebsamer Überraschung ergoß, ist, daß sie ursprünglich gelblichgrün oder bräunlich und breiartig dünn sich auf dem Schnee, dem Moose, den Tannennadeln des Bodens fladenartig ausbreitet und nach wenigen Stunden hart, schwarz und pechartig glänzend wird. Laubäsung macht sie hell, Nadeläsung harzduftend, Heidelbeeräsung blauschwarz &c.“

Unter den mir bekannten Beschreibungen der Eigenschaften unseres Wildes halte ich die von meinem Vater im Jahre 1822 veröffentlichte immer noch für die ausführlichste und beste. Ich werde sie deshalb hier folgen lassen und nur hier und da einige Worte einschieben, wobei ich namentlich die „Auerhahnbalz“ des Forstmeisters Dominik Geyer zu berücksichtigen habe. Seitdem sind aber die beiden erschöpfenden, viel Neues enthaltenden und oben schon vielfach benutzten Arbeiten von Wurm: „Das Auerwild, dessen Naturgeschichte ꝛc.“ und „Der Auerhahnjäger“, erschienen, deren Inhalt auch fernerhin zur vollen Ergänzung der Schilderung herangezogen werden muß. „Das Auerwaldhuhn“, sagt mein Vater, „ist ein plumper, schwerfälliger und scheuer Vogel. Sein Gang ist geschwind, jedoch lange nicht so schnell wie der der Feldhühner, Trappen, Regenpfeifer und Läufer. Es trägt den Leib fast wagerecht, nur wenig nach hinten gesenkt und den Hals etwas vorgelegt. Auf den Bäumen ist seine Stellung verschieden. Der Körper wird bald wagerecht gehalten, bald aufgerichtet, der Hals bald vor-, bald in die Höhe gestreckt. Es steht übrigens auf den Bäumen nicht bloß auf den unteren Ästen, sondern, wenn die Wipfel stark genug sind, auch weit oben: ich habe Hähne und Hennen auf den Baumspitzen gesehen. Auf der Erde läuft es herum, wenn es Nahrung sucht. Der Flug ist schwerfällig, rauschend, durch schnelle Schwingenschläge beschleunigt, fast geradeaus und ohne genügenden Grund nicht anhaltend. Beim Aufschwingen des Auerwildes von der Erde auf einen Baum ist das Getöse der rauschenden Schwingen sehr stark. Hahn und Henne sind in der Regel ungemein scheu. Ihr Gesicht und Gehör, nicht aber ihr Geruch, sind äußerst scharf, und sie benutzen diese Feinheit ihrer Sinne, um einer Gefahr von weitem zu entgehen.“ Geyer sagt genau dasselbe und fügt zum Belege Folgendes hinzu: „Um mich von der Feinheit der Geruchswerkzeuge zu überzeugen, habe ich während der Balz Auerhähne unter allen möglichen Winden angesprungen, ohne jemals bemerkt zu haben, daß sie mich mittels des Windes wahrgenommen hätten; hieraus schloß ich also, daß ihre Geruchswerkzeuge weniger ausgebildet sein müssen.“ Schlechtes Wetter, auch bevorstehende Stürme scheinen die Scheu des Auerwildes zu vermindern. „Wir wissen ein Beispiel“, fährt mein Vater fort, „daß nach einem Auerhahne, der im Winter einige Tage auf einem Baume gestanden hatte, mehrere Schüsse gethan wurden, ohne daß er fortflog; überhaupt kommt man im Winter oft viel leichter als im Sommer schußrecht an dieses scheue Wild an. Die Hennen sind, weil sie geschont werden, weniger vorsichtig als die Hähne und zur Paarungszeit oft so kirre, daß sie sehr gut aushalten.“ In seinem Wesen zeigt sich das Auerwild als echtes Huhn. Der Hahn ist ein unverträglicher, jähzorniger, streitsüchtiger Vogel, der, falls man von gefangenen auf frei lebende schließen darf, jahraus jahrein mit anderen seines Geschlechtes im Streite liegt und deshalb notwendigerweise ein einsiedlerisches Leben führen muß. Er zeigt sich aber auch den Hennen gegenüber herrschsüchtig und zornmütig; denn so liebestoll er sich während der Paarungszeit gebärdet, so gleichgültig scheint er außerdem gegen seine Gattin zu sein. Gefangene haben mich belehrt, daß es gefährlich sein kann, ein Paar Auerhühner zusammenzuhalten, weil der Hahn manchmal, ohne erklärliche Veranlassung, über die Henne herfällt und sie in abscheulicher Weise mißhandelt. Birkhennen darf man noch weniger mit ihm zusammenbringen, weil sie von ihm nicht allein beständig gequält, sondern unter Umständen getötet werden. Das Gegenteil eines solchen Betragens ist allerdings auch beobachtet worden: hat man ja doch in der Gefangenschaft schon Bastarde von Auerhahn und Birkhennen erzielt. Zwischen zwei Hähnen entspinnen sich leicht ernste Kämpfe; aber es kommt auch vor, daß da, wo das Auerhuhn häufig ist, sich im Spätsommer und Herbste zuweilen viele Hähne zusammenscharen und längere Zeit gemeinschaftlich umherstreifen.

Wenn der Auerhahn zu balzen beginnt, ist es noch still im Walde. Höchstens Schwarz-, Mistel- und Singdrossel lassen sich bereits vernehmen; für die übrigen Sänger ist der

Frühling noch nicht erschienen. Im Hochgebirge liegt der Wald im Schnee begraben, selbst in der Tiefe ist er nur hier und da von ihm befreit. Ist der März reich an schönen Tagen, so hört man schon um diese Zeit einen und den anderen Hahn balzen; folgt den schönen Tagen schlechte Witterung, so friert den Hähnen, wie Gadamer sich passend ausdrückt, auch der Schnabel wieder zu. Im Mittelgebirge balzt der Auerhahn von Ende März an regelmäßig, während die eisige Kälte des Hochgebirges seine Liebe meist noch einen ganzen Monat in Banden legt. Die Balz selbst geschieht folgendermaßen: Beim Beginn beziehen die Auerhähne, die vorher oft entfernt standen, bestimmte Waldplätze, gewöhnlich Berglehnen, die gegen Morgen abhängen und mit jungem und altem Holze bewachsen sind. Hier finden sich auch die Hennen aus der Umgegend ein, in der löblichen Absicht, den ihnen zu Ehren stattfindenden Liebesspielen beizuwohnen. Beide Geschlechter kommen abends gegen 7 Uhr stumm gestrichen und schwingen sich auf einzelne Bäume unter starkem Geprassel ein. Hartig hat manchmal beobachtet, daß die Hennen im Fluge einen hell kläffenden Ton, wie ein kleiner Jagdhund, von sich geben; Geyer sagt, im Einklange mit meinen Beobachtungen, daß der Hahn, nachdem er sich eingeschwungen, mehrere Minuten bewegungslos steht, alles um sich mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit mustert und beobachtet, auch durch das geringste Geräusch, das ihm verdächtig vorkommt, zum Abstehen bewogen wird. Bleibt alles ruhig, so gibt er gewöhnlich unter sonderbarem Halsbewegen einen Laut von sich, den man mit dem Ausdruck „Worgen“ oder „Kröpfen“ bezeichnet, mit dem Grunzen eines jungen Schweines vergleicht und als ein gutes Zeichen für die nächstmorgige Balz hält.

Damit ist jedoch noch nicht gesagt, daß diese am nächsten Morgen auch wirklich stattfinden wird; denn der Hahn beweist, wie alle selbst beobachtenden Jäger behaupten, ein außerordentlich feines Vorgefühl für kommende Witterung. „Man bemerkt nicht selten“, sagt Geyer, „während der Zeit der Balz, daß oft beim schönsten Morgen, an welchem dem Jäger ohnehin schon das Herz vor Freude lacht und er seiner Sache sicher zu sein glaubt, eine arge Täuschung der gehegten Erwartungen folgt, nämlich, daß kein Hahn sich meldet. Tritt ein solcher Fall ein, so kann man überzeugt sein, binnen 24 Stunden schlechtes Wetter zu haben. Namentlich scheint der Hahn das Herannahen von Schnee zu wittern. Ebenso tritt oft der umgekehrte Fall ein. Ich beobachtete, daß in der Nacht heftiges Schneegestöber begann, bis Mitternacht fortdauerte und dann aufhörte, und daß die Hähne am nächsten Morgen sich dennoch meldeten, wie in der besten Zeit der Balz. Auf ein derartiges Vorkommnis folgt gewöhnlich anhaltend schönes Wetter.“ Anders urteilt Wurm: „Kälte und schlechtes Wetter“, schreibt unser Gewährsmann, „hemmt die Balz nur in ihrem Beginne; ist sie einmal im Gange, so kann man bei Sturm, Regen und Schneefall balzende Hähne erlegen, wie ich selbst mehrfach gethan. Erst eine Kälte von mindestens 7—8 Grad Celsius macht sie verstummen.“ Nicht allzu selten geschieht es, daß der Hahn schon am Abend förmlich balzt, d. h. gleich nach dem Einschwingen sich meldet, dann auch wohl auf die Erde herab fällt, hier spielt, die Hennen, wenn solche in der Nähe sind, unter allen möglichen, höchst erheiternden Sprüngen vor sich hertreibt und sie schließlich betritt. Dies aber sind Ausnahmen. Bei schlechtem Wetter, namentlich bei Schneegestöber, balzt der Hahn in seltenen Fällen, und wahrscheinlich hat Geyer recht, wenn er annimmt, daß solche Liebestollheit bloß durch die Jugend der betreffenden Hähne erklärt werden kann. Sobald sich am Morgen weiße Streifen im Osten zeigen, ungefähr gegen 3 oder etwas nach 3 Uhr in der Frühe, beginnt die Balz.

Sie hebt mit dem sogenannten „Schnalzen“ oder „Knappen“ an, und von jetzt an steigert sich die Aufmerksamkeit des Jägers, bis der erste Schlag hörbar wird, der für so viele Sphärenmusik ist und jedem, welcher die Balz kennt, die Pulsschläge beschleunigt. „Der Hahn“, sagt mein Vater, „streckt bei der Balz den Kopf vor, jedoch nicht jedesmal

gegen Morgen, wie behauptet worden ist, hält ihn in schräger Richtung nach vorn, sträubt die Kopf- und Kehlfedern und gibt nun die schnalzenden Töne von sich, die immer schneller aufeinander folgen, bis der Hauptschlag erschallt und das Schleifen anfängt. Dieses besteht aus zischenden Lauten, die dem Wetzen eines eisernen Werkzeuges sehr ähnlich sind und in mehreren aneinander gereihten Sätzen sich folgen; der letzte Ton wird lang gezogen. Gewöhnlich gleich beim Anfange des Balzens, seltener in der Mitte des aus knappenden Lauten bestehenden Satzes hebt er den Schwanz etwas, so daß dieser zwischen senk- und wagerechter Richtung mitten inne steht, breitet ihn fächerförmig aus und hält die etwas gesenkten Flügel vom Leibe abstehend. Beim Knappen trippelt er bisweilen auf dem Aste; beim Schleifen sträubt er fast alle Federn und dreht sich nicht selten herum. Doch geht das Balzen nicht immer so regelmäßig vor sich. Einige hören im Knappen vor dem Hauptschlage, andere nach ihm, andere mitten im Schleifen auf, noch andere lassen nur einige knappende Töne hören; ja, zuweilen geschieht es, daß ein Auerhahn an einem Morgen mit ordentlichem und unordentlichem Balzen wechselt." Nach Wurm kann man „zwei allerdings auch Übergänge zeigende Haupt-Balzstellungen, und zwar stets mit hängenden Schwingen und mehr oder minder aufgerichtetem und gefächertem Stoße, unterscheiden: diejenige des krähenden Haushahnes, und die eines vom Baume tief abstreichen wollenden Vogels; erstere sieht man häufiger beim Stande auf dem Boden oder in Wipfeln, letztere im Baumgeäste".

Besonders eigentümlich ist die geringe Stärke der Laute. Sie klingen, als ob jemand zwei dünne, geglättete Stäbchen aneinander schlage, lassen mit Bestimmtheit keinen Selbstlauter heraushören, sind weder dumpf noch voll, weder laut noch leise, obwohl schwach, so doch auf 200—300 Schritt weit im Walde vernehmbar, fallen beim Näherkommen während des Anspringens kaum schärfer ins Ohr als vorher und können doch schon in ziemlich bedeutender Entfernung genau unterschieden werden. Der ganze Satz beginnt mit langsam aufeinander folgenden, abgebrochenen Schlägen; die Zwischenzeiten werden aber in beinahe gleichmäßiger Steigerung immer kürzer und die Schläge zuletzt so rasch nacheinander ausgestoßen, daß sie sich selbst verkürzen und erst nach dem Hauptschlage eine kurze Pause eintritt. „Der erste Schlag", sagt Geyer, „ist vergleichbar mit dem Ausrufe ‚töd'; dann folgt ‚töd töd töd töd' und endlich immer schneller ‚töd öd öd öd öd öd' rc., welche beschleunigte Tonreihe in Österreich rc. treffend der ‚Triller' genannt wird, bis der sogenannte Hauptschlag, der ungefähr wie ‚glack' klingt und stärker hörbar als die vorhergehenden ist, geschieht. Dann beginnt das fabelhafte Schleifen, Wetzen, Einspielen, auch das ‚Vers- oder sogenannte Gesetzelmachen' benannt, das bis jetzt trotz aller möglichen Versuche und Bemühungen keinem Sterblichen auch nur annäherungsweise nachzuahmen gelang und wahrscheinlich nie gelingen wird. Es dauert ungefähr 3½, aber nie über 4 Sekunden, läßt sich einigermaßen mit dem Wetzen eines langen Tischmessers an einer Sense vergleichen und klingt etwa wie ‚heide heide heide heide heide heide heide heiderei'."

Ich will Geyer nicht des Irrtumes zeihen, muß aber doch sagen, daß die von Lloyd gegebene Übertragung der Laute des Einspielens: „pellöp pellöp pellöp" rc. und des Hauptschlages „klikop" mir besser zusagt als die seinige, bemerke dazu jedoch ausdrücklich, daß die Laute, die man als Gaumenlaute bezeichnen darf, durch Schriftzeichen überhaupt nicht wiedergegeben werden können. Wohl aber ist es, wie mich zu nicht geringer Überraschung ein hochgestellter junger Weidmann belehrte, möglich, sie mit dem Munde so täuschend nachzuahmen, daß man schwören möchte, den Hahn zu hören. Adolf und Karl Müller meinen, daß das erste langsame und abgebrochene Knappen sich durch Lippen- und Gaumenlaute wie „bö-lü" oder „bö-li", das beschleunigte aber durch „blü blü blü blü blü" wiedergeben lasse, wobei aber „b" besonders stark zu betonen sei. Indem sie nun Bechsteins ihnen sehr treffend

erscheinende Übersetzung des Trillers mit „Dödelrrr" beibehalten, glauben sie den vollständigen Balzruf etwa durch „blü blü blü blü blü-dödelrrr-klack-zschiz schiz schiz schiz schinit" ausdrücken zu können. An einem von mir gepflegten Auerhahne, der in jedem Frühjahre regelmäßig und höchst eifrig balzte, habe ich, und zwar in einer Entfernung von kaum 1 m, beobachtet, daß das Schnalzen bei geöffnetem Schnabel hervorgebracht und höchst wahrscheinlich durch eine große Anstrengung der Kehlkopfmuskeln bewirkt wird. Das Ausstoßen des Hauptschlages wenigstens erschüttert den Kehlkopf genau in derselben Weise wie ein kräftiges Zungenschnalzen den unserigen. Jedes neue Einspielen erregt den Hahn mehr und mehr. Er geht auf dem Aste auf und nieder, läßt häufig seine Losung fallen, greift mit einem oder dem anderen Fuße in die Luft, springt auch wohl von einem Aste zum anderen oder „steht nach", wie der Jäger sagt, kurz, befindet sich in einer gewissen Verzückung, die ihn zuweilen alles um sich her vergessen läßt. Dies geht so weit, daß er sich sogar um den Knall eines Feuergewehres nicht kümmert, selbst wenn der Schuß ihm gegolten hat, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht von einem Schrotkorne berührt wurde. „Im Schwerhören beim Schleifen", fährt mein Vater fort, „sind alle Auerhähne einander gleich; aber mit dem Sehen ist es anders. Wir gingen einst auf die Auerhahnbalz, und als einer von uns, um einen Auerhahn zu unterlaufen, eine Blöße überschreiten mußte, stiebte der Auerhahn mitten im Schleifen ab und schwieg gänzlich, ein deutlicher Beweis, daß er den Schützen bemerkt hatte. Ein anderes Mal schlugen wir während des Schleifens eines Auerhahnes Feuer unter ihm. Das Geräusch des Feuerschlagens hörte er nicht, aber die Funken sah er recht gut. Ein drittes Mal bemerkten wir, daß ein Auerhahn mitten im Schleifen abbrach, als ein weißes Taschentuch unter ihm geschwenkt wurde." Mein Vater glaubte, daß die starke Pressung der vom balzenden Vogel bewegten Luft, das Geräusch, das er selbst verursacht, die Ursache dieser Schwerhörigkeit sei; ich kann mich jedoch seiner Ansicht nicht anschließen, sondern muß Gadamer recht geben, der die sogenannte Taub- und Blindheit ansieht als die Wirkung einer auf das Höchste gestiegenen Sinnlichkeit, die den Vogel alles um sich her vergessen läßt.

Jeder Beobachter, welcher einen Auerhahn in der Gefangenschaft balzen sah, kommt zu der Überzeugung, daß die Sinnesthätigkeit des verliebten Gecken einzig und allein durch seine aufs höchste gesteigerte Aufregung beeinträchtigt werden kann. Während des eigentlichen Einspielens pflegt er den Kopf senkrecht in die Höhe zu heben, und so kann es recht wohl vorkommen, daß sein Auge das unter ihm Vorgehende nicht wahrnimmt, auch abgesehen davon, daß sich die Nickhaut seines Auges während dieser Kopfbewegung regelmäßig über mehr als die Hälfte des Augapfels zieht. Daß er aber sieht und hört, unterliegt keinem Zweifel, und ich kann die von Gadamer geschickt angestellte Untersuchung durch eigne Beobachtungen an meinen Pfleglingen bestätigen. „Ich besaß", so erzählt dieser Forscher, „einen Auerhahn, der zahm war, an 4 Jahre lebend, und hatte das Vergnügen, ihn jedes Frühjahr balzen zu hören. Nun fiel es mir ein, sein Gehör und Gesicht zu prüfen, wozu mir mein Vater behilflich war. Wie genau der Versuch ausfallen mußte, erhellt daraus, daß der Hahn auch eifrig fortbalzte, wenn man so nahe bei ihm stand, daß man ihn mit der Hand berühren konnte. Ich selbst stellte mich neben ihn und ließ meinen Vater mit geladenem Gewehre an 40 Schritt weit gehen, doch so, daß er den Beginn des Schleifens genau hören konnte, um im rechten Augenblicke den Schuß abzugeben. Als der Hahn schleifte, schoß mein Vater ab. Der Hahn wandte hastig den Kopf der Gegend zu, aus welcher der Schuß gekommen war, und bewies durch sein Benehmen, daß er den Knall wohl gehört hatte, ließ sich aber im Schleifen durchaus nicht stören. Dieser Versuch wurde wohl an zehnmal wiederholt und jedesmal dieselbe Bewegung seitens des Hahnes bemerkt. Dann ließ ich Kupferhütchen abbrennen: auch diese hörte er. Während der Balzzeit war er sehr bösartig und

hieb nach allem, was sich ihm näherte. Dies gab mir Veranlassung, sein Gesicht zu prüfen. Während er schleifte, streckte ich die Hand aus, als wolle ich seinen Kopf berühren Ich mußte aber jedesmal die Hand zurückziehen, denn im vollen Schleifen hieb er nach ihr; ja noch mehr, wenn er schleifte und uns den Rücken zuwendete, kam er sogleich angesprungen, wenn man ihn z. B. am Schwanze greifen wollte."

Der vielerfahrene Wurm schildert und erklärt die Vorgänge in folgender Weise: „Die Sinne des balzenden Hahnes sind allerdings etwas befangen, wenn er sich, jedoch nur nach ängstlichstem Sichern, der Singlust, der Liebesregung, eifersüchtigen Kämpfen überläßt, indessen nicht mehr als bei anderen Tieren oder selbst beim Menschen in ähnlichen Lagen. Alle Erfahrungen und Versuche lehren, daß der Auerhahn selbst im hitzigsten Schleifen vortrefflich äugt, normal empfindet und alle seine Bewegungen beherrscht. Er erscheint nur darum bei der Hochbalz (weniger bei der Bodenbalz) blind, weil er in diesen Momenten den Kopf in die Höhe zu strecken und häufig die Nickhäute vorzuziehen pflegt. Dagegen ist seine völlige Taubheit während der Schleifparoxysmen eine ebenso unumstößliche wie einzige Thatsache. Die wenigen Versuche an gefangenen Hähnen, die sie abzuschwächen scheinen, sind belanglos, weil erstens diese halbzahmen Vögel an sich nur mit Zurückhaltung balzen, weil zweitens ihre angeblichen Schallwahrnehmungen sich ebensogut als Gefühls- oder Gesichtseindrücke auffassen lassen, und weil drittens hundertfältige eigne Proben bei Balzjagden (Husten, Schreien, Eis- und Astbrechen, Fehlschüsse auf wenige Schritt Entfernung) alle Hähne ausnahmslos und vollkommen taub erwiesen. Im Besitze solcher unbefangener Beobachtungen muß ich die Annahme einer ‚Seelentaubheit', die alte Phrase von ‚Liebestollheit und Verzückung' unbedingt zurückweisen und eine auf die Schleifmomente begrenzte, mechanisch (anatomisch-physiologisch) bedingte Gehörlosigkeit annehmen. Und diese beruht nach meinen vor 18 Jahren veröffentlichten ersten Untersuchungen der Sache darin, daß die mit dem Schleifen verknüpfte, heftig pressende Körperanstrengung, die selbst den stärksten Stamm des Balzbaumes der angelegten Hand fühlbar erzittern macht, Blutstauungen am Kopfe, ähnlich wie bei einem hornblasenden oder heftig hustenden Menschen, verursacht. Nun hängt aber gerade beim Auerhahne (in etwas anderer Anordnung auch beim Truthahne) an der hinteren Gehörgangwand eine große ‚Schwellfalte' herab, die, wenn blutstrotzend, zu einem zeitweiligen Verschlusse des Gehörganges um so mehr führt, als gleichzeitig ein nur dem Auerhahne in dieser enormen Entwickelung (25—27 mm) eigner Knochenfortsatz des Unterkieferwinkels während des unter weiter Schnabelöffnung erfolgenden Schleifens vor der Ohröffnung sich weit nach vorn bewegt und letztere dadurch förmlich zusammendrückt. Derselbe Mechanismus und dieselbe Taubheit tritt in Wirksamkeit, wenn der Hahn (ohne alle Begattungen) im Herbste ‚singt', wenn er blasend auf einen verbellenden Hund vom Baume herunterhaßt, wenn er mit einem Nebenbuhler kämpft. Klappt der Vogel den Schnabel zu, so vernimmt er wieder äußerst fein. Unsere Leser können sich diese Auerhahntaubheit jederzeit selbst machen, wenn sie mit den Fingern beide Ohröffnungen verstopfen und nun laut sprechen; das Brausen der eignen Stimme übertönt dann jeden äußeren Lärm. Von Verzückung oder Sinnlosigkeit keine Rede! Diese meine Erklärung ward von fast allen Forschern und Weidmännern sofort angenommen. Nur von Graff will die Zusammendrückung durch den Unterkieferfortsatz ausschließen und einzig die Schwellfalte wirken lassen, während Schwalbe beide verwirft und Lufteinpressung für ‚wahrscheinlich' hält. Dies erscheint wieder mir unwahrscheinlich, da auch Auerhähne mit frischen Luftröhrenwunden taub beim Balzen sind, und da sie ja ausnahmslos den Schnabel beim Schleifen weit öffnen, also unmöglich zugleich Luft einzupressen vermögen. Ewald endlich glaubt nach seinen an Tauben angestellten Untersuchungen eine Zerrung des Trommelfelles und gesteigerten Druck des Gehörwassers als Grund der ‚Schwerhörigkeit' annehmen zu

sollen. Aber dann müßte doch wohl jeder singende Vogel taub sein? Wir verweilten bei dieser Frage länger, weil sie nicht nur wissenschaftlich höchst interessant ist, sondern auch den springenden Punkt der Auerhahnjagd berührt, indem ohne das Eintreten dieser periodischen Taubheit eine solche in der geübten Weise gar nicht möglich wäre. Man mag ja manchmal einen ‚zerstreuten' schreienden Hirsch, einen rodelnden Birkhahn, eine rucksende Taube, eine wurmende Schnepfe, einen würgenden Fuchs &c. ungehört schußmäßig angehen können, aber diese Seelentaubheit ist weitaus seltener, unvollkommener und unbegrenzter als die außerordentliche Auerhahntaubheit."

Die ungewöhnliche Aufregung, in welcher der Vogel sich während der Balz befindet, manchmal eine Verwundung am Kopfe, läßt es einigermaßen erklärlich erscheinen, daß er zuweilen die unglaublichsten Tollheiten begeht. So berichtet Wildungen von einem Auerhahne, der sich plötzlich auf sägende Holzmacher stürzte, sie mit den Flügeln schlug, nach ihnen hackte und sich kaum vertreiben ließ. Ein anderer flog, nach Angabe desselben Schriftstellers, sogar auf das Feld heraus, stellte sich den Pferden eines Ackersmannes in den Weg und machte diese scheu; ein dritter nahm jedermann an, der sich seinem Standorte näherte, versuchte sogar mit den Pferden der Forstleute anzubinden. „Vor mehreren Jahren", erzählt mein Vater, „lebte in der Nähe meines Wohnortes ein Auerhahn, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Während und nach der Balzzeit hielt er sich in der Nähe eines ziemlich besuchten Weges auf und zeigte da, daß er alle Furcht vor den Menschen gänzlich abgelegt hatte. Anstatt vor ihnen zu fliehen, näherte er sich ihnen, lief neben ihnen her, biß sie in die Beine, schlug mit den Flügeln und war schwer zu entfernen. Ein Jäger ergriff ihn und trug ihn nach einem zwei Wegstunden von diesem Wege entfernten Orte. Am anderen Tage war er schon wieder an der alten Stelle. Ein Jagdfreund nahm ihn von dem Boden weg und unter den Arm, um ihn dem Oberförster zu überbringen. Der Auerhahn verhielt sich anfangs ruhig; als er sich aber seiner Freiheit beraubt sah, begann er mit den Füßen zu scharren, so daß er dem Träger den Rock zerfetzte und freigelassen werden mußte. Für abergläubische Menschen war dieser Vogel ein furchtbares Tier. Da er oft Holzdiebe überraschte, so ging in der ganzen Gegend die Sage, die Jäger hätten einen bösen Geist in den Auerhahn gebannt und zwängen ihn, immer da zu erscheinen, wo sie sich nicht selbst einfinden könnten. Dieser Wahn erhielt unserem Vogel, der eine ganz besondere Kampflust gegen die Menschen zu haben schien, mehrere Monate das Leben, bis er verschwand, ohne daß man wußte, auf welche Weise. Wahrscheinlich hat ihn ein starker Geist, deren es in unserer Gegend auch gibt, ergriffen und getötet."

In der Regel versteigt sich der Mut des Auerhahnes nicht so hoch; eine gewisse Kampflust aber zeigt er während seiner Balz unter allen Umständen. Ein alter Hahn duldet keinen jungen in einem Umkreise von ungefähr 500 Schritt, gibt es auch nicht zu, daß ein junger balzt, und kämpft mit jedem Nebenbuhler, welcher sich widersetzt, nach Ritterart auf Leben und Tod. Im günstigsten Falle bringt einer dem anderen schwere Verwundungen am Kopfe bei; nicht allzu selten aber bleibt einer der Kämpen tot auf dem Platze liegen. Junge Hähne, die in ihrer Nähe einen alten starken Balzhelden wissen, lassen sich nur leise hören.

Das Balzen währt bis nach Sonnenaufgang und pflegt am lebhaftesten zu sein, wenn der Tag anbricht. Man will bemerkt haben, daß alle Hähne besonders eifrig balzen, wenn in den Morgenstunden die Mondsichel am Himmel steht: die Ursache dürfte wahrscheinlich nur in der größeren Helle des Morgens zu suchen sein. Nachdem der Tag vollkommen angebrochen ist, steht der Hahn ab und verfügt sich zu den Hennen, die sich in einiger Entfernung von ihm herumtreiben. Zuweilen geschieht es, daß eins der verliebten Weiber lockend dem balzenden Hahne naht und ihn mit zärtlichem „Bak bak" zu sich einladet. Einer solchen Lockung vermag sein Herz nicht allzulange zu widerstehen: er fällt zuweilen,

wenn er die Liebeslaute hört, wie ein Stein vom Baume herab und tanzt nun einen sonderbaren Reigen auf dem Boden. In der Regel aber muß er die Hennen aufsuchen und nicht selten ziemlich weit nach ihnen fliegen. „In der Nähe der Hennen“, schreibt mein Vater, „balzt er jedesmal auf dem Boden, geht dabei um diese herum und betritt sie, nachdem sie sich ganz auf den Boden niedergekauert haben. Wie viele Hennen ein Hahn an einem Morgen betreten kann, läßt sich nicht bestimmen, weil er selten mehr als ihrer 3 bis 4 um sich hat und schwerlich so viele zusammen findet, wie er sich wünschen mag. Die Hennen scheinen zum einen Hahne mehr Zuneigung zu haben als zum anderen; daher entstehen auch die hitzigen Kämpfe, die übrigens selten während der eigentlichen Balz, sondern meist in der Nähe der Hennen und auf dem Boden ausgefochten werden. Dabei werden die Hähne so wütend, daß man zuweilen einen von ihnen mit Händen greifen kann. Manche Hähne gelangen gar nicht zur Begattung und balzen dann noch im Mai, ja selbst im Juni und nochmals im Herbste; doch ist dies ein seltener Fall.“ Bei schöner, trockener Witterung ist das Balzen, laut Hartig, immer ein Vorspiel der Begattung; bei unfreundlichem, nassem Wetter hingegen geht diese ohne weiteres vor sich.

In der dritten oder vierten Woche der Balz streichen die befriedigten Hähne nach ihren gewohnten, von den Balzplätzen oft weit entfernten Standorten zurück, und die Hennen schreiten nunmehr zum Nestbaue. Jede von ihnen wählt hierfür einen passenden Platz und trennt sich von anderen ihres Geschlechtes. Das Nest ist eine seichte Vertiefung neben einem alten Baumstocke oder neben einer einzeln stehenden, buschigen Fichte, zwischen Heidekraut oder im Beerengesträuch, und wird höchstens mit etwas dürrem Reisig ausgekleidet. „Leider“, sagt Geyer, „ist die Henne nicht vorsichtig genug, um einen Platz zu suchen, der dem Raubzeuge und ebenso bösen Menschen wenig ausgesetzt ist. In der Regel geschieht das Gegenteil, und die meisten Nester werden an gangbaren Wegen oder Fußsteigen jedes Schutzes bar gefunden, daher sich auch die geringe Fortpflanzung des Auerwildes erklären läßt.“ Die Anzahl der Eier eines Geleges schwankt je nach dem Alter der Mutter. Junge Hennen legen selten mehr als 6—8 Eier, ältere deren 10—12. Die Eier sind im Verhältnis zum Vogel klein, nur 60—70 mm lang und 48—52 mm dick, nach vielen Messungen Wurms jedoch bloß 52—62 mm lang und 40—43 mm dick, länglich, oben zugerundet, wenig bauchig, unten stumpfspitzig, ziemlich dünn- und glattschalig, glänzend, mit wenig bemerkbaren Poren und auf gelbbraunem oder schmutzig gelbem, seltener grau bräunlichgelbem Grunde dichter oder spärlicher mit graugelben, braun schmutzig gelben, hellen und kastanienbraunen Flecken und Punkten gezeichnet, zuweilen auch dunkler gewässert. Die Brutzeit währt durchschnittlich 28 Tage, bei günstiger Witterung vielleicht einen weniger, bei ungünstiger einen mehr. Die Eier werden von der Mutter mit einer Hingabe bebrütet, die wahrhaft ergreifend ist. So kann man z. B., laut Geyer, die Henne, wenigstens in der letzten Zeit der Bebrütung, mit den Händen von ihrem Neste aufheben und sie wieder hinsetzen, ohne daß sie irgend eine Furcht zeigt oder ihr Nest durch Wegfliegen verläßt. „Es ist somit die Möglichkeit geboten, alle jene Nester, welche größerer Gefahr ausgesetzt sind, zu schützen, indem man eine Art Einzäunung oder Einfriedigung ringsum zieht und für die Aus- und Einkehr der Henne einen Raum offen läßt, der gerade zum Durchschlüpfen genügt. Dieses Verfahren wird mit dem Ausdrucke ‚Hubern‘ bezeichnet und von der Henne ohne Anstand geduldet.“ Hierzu führt Wurm noch Folgendes an: „Von dem eifrigen Brüten zeugen auch die auffallenden Brutlosungen der Hennen, die man auf Waldwegen, stets etwa 50 Schritt vom Gelege entfernt, findet. Es sind dies bis hühnereigroße Klumpen der im Enddarme verhaltenen, förmlich zusammengekneteten Cylinderlosung, zwischen welcher der weiße Harn zu erkennen ist. Auch bei anderen Brutvögeln treten solche Brutlosungen infolge der Bewegungslosigkeit, der erhöhten Temperatur, der Vernachlässigung

der Tränke auf. In Schottland hat man dreimal beobachtet, daß Auerhennen alte Horste auf Kiefern als Wochenbett benutzten und ihre Jungen glücklich darin ausbrachten.“

„Sind die Jungen“, so fährt Geyer fort, „einmal ausgefallen, so laufen sie nach Verlauf einiger Stunden, nachdem sie gehörig abgetrocknet, mit der Mutter weg und werden von jetzt an mit einer ungewöhnlichen Liebe und Sorgfalt behütet. Es ist rührend, zu sehen, wenn man so unverhofft unter eine Kette kommt, mit welchem Geschrei und Lärm die Alte einen empfängt. Im Nu sind alle Jungen verschwunden, und sie wissen sich so gut zu verstecken, daß es wirklich schwer hält, eins von ihnen zu entdecken. Dies verdanken sie hauptsächlich ihrer Färbung. Ich hatte öfters, namentlich auf alten Holzschlägen, die Jungen unter meinen Füßen; sie waren noch nicht flügge, und dennoch war ich selten so glücklich, eins von ihnen aufzufinden. Trauriger sieht es freilich mit einer Kette aus, wenn Herr Reineke mit seiner unfehlbaren Nase dahinter kommt. Glückt die allbekannte List der Mutter, immer 3—4 Schritt vor dem Fuchse dahinzulaufen und dahinzuflattern, sich zu stellen, als wäre sie an den Flügeln gelähmt, und Reineke so aus dem Bereiche der Jungen zu führen, so steht sie plötzlich auf, streicht nach dem Platze, wo sie zuletzt ihre Jungen ließ, und gibt durch die wohlbekannten Töne ‚gluck gluck‘ kund, daß die Gefahr vorüber ist, worauf sie sich mit ihnen in entgegengesetzter Richtung eiligst auf- und davonmacht; gelingt dies aber nicht, so sieht es leider oft traurig aus, und nicht selten bleibt keins der Jungen übrig.“

Im günstigsten Falle wachsen die Küchlein unter dem treuen Geleite der Mutter rasch heran. Ihre Nahrung besteht fast nur in Kerbtieren. Die Alte führt sie an geeignete Stellen, scharrt versprechenden Boden auf, lockt sie mit dem zärtlichen „Back back“ herbei, legt ihnen eine Fliege, einen Käfer, eine Larve, Raupe, einen Wurm, eine kleine Schnecke und dergleichen auf den Schnabel und gewöhnt sie so zum Fressen. Eine Lieblingsnahrung von ihnen sind die Puppen aller deutschen Ameisenarten. Die Alte läuft oft mit den Jungen an die Ränder des Waldes, um die auf den Wiesen und Rainen stehenden Ameisenhaufen aufzusuchen. Findet sie einen, dann scharrt sie, bis die Larven zum Vorschein kommen, und lockt nun das ganze Volk zusammen, das eilig die gute Mahlzeit verschlingt. Wenn die Jungen heranwachsen, fressen sie fast alles, was auch die Mutter verzehrt. Schon nach wenigen Wochen sind sie so weit befiedert, daß sie bäumen oder wenigstens flattern können; ihr eigentliches Federkleid erhalten sie aber erst viel später. Hierüber hat mein Vater die sorgfältigsten Beobachtungen gemacht, und sie sind es denn auch, welche die Grundlage aller bis jetzt veröffentlichten Beschreibungen der verschiedenen Jugendkleider bilden.

Im Nest- oder Flaumkleide sind Stirn und Zügel rostgelb, durch zwei braune, hinter den Nasenlöchern beginnende Längsstreifen und einen auf dem Zügel stehenden braunen Flecken gezeichnet; über die Augen zieht sich bogenförmig ein brauner Strich; zwischen ihnen verlaufen zwei hinten sich vereinigende schwarzbraune Streifen; der Hinterkopf ist rostfarben, hinten mit einem schwärzlichen Bande gezeichnet, auf welchem ein längs der Mitte des rostgelben Halses herablaufender Streifen senkrecht steht; die Seiten des Kopfes sind rostgelb, mit einem braunen oder schwärzlichen Striche hinter den Augen, die Federn des Rückens rostfarben mit schwärzlichen und braunen Flecken und Streifen, die des Unterkörpers aber gräulich-schwefelgelb, an der Kehle am hellsten. Das Auge ist bläulichgrau, der Stern bleifarbig, der Schnabel an der oberen Kinnlade dunkel, an der unteren hell hornfarben; die Zehen und Nägel der bereits mit Daunen bedeckten Füße sind gelblich. Wenige Tage nach dem Auskriechen brechen die Schwungfedern hervor, nach ihnen die Rücken- und die Brustfedern, schließlich auch die des Kopfes, der am längsten unbefiedert bleibt, und nunmehr geht die Tracht ins erste Federkleid über. In ihm sind alle kleinen Federn des Kopfes, Hinterhalses und Rückens am Grunde grauschwarz, an der Spitze weißlich, längs des Schaftes rostgelb gestreift, im übrigen schwarz und rostgelb in die Quere gefleckt, die Schwungfedern

grauschwarz, rostgelb gefleckt und gebändert, die Oberflügeldeckfedern den Rückenfedern ähnlich, die des Unterkörpers rostgelb, braun gefleckt und gebändert. Im zweiten Federkleide ist das Gefieder des Kopfes und Hinterhalses rostgraugelb mit schwärzlichen und braunen Querbinden und Zickzacklinien, das des Rückens auf rostbraunem Grunde ebenso gezeichnet, die Stelle unter dem Auge bräunlich und weiß gefleckt, die Kehle grauweiß mit tiefgrauen Säumen und Querflecken, der Vorderhals rostgelblichweiß mit schwärzlichen Querbinden und rostfarbener Spitzenkante, an welcher zuweilen noch eine schwärzliche steht, der Kropf rostgelb mit weißlichen Federspitzen und Flecken, der übrige Unterkörper mit weißen und rostgelben, braunen und in die Quere gestreiften Federn, die eine sehr unregelmäßige Zeichnung bilden, bekleidet. Das Auge ist bläulich, der Stern grau, der Schnabel hornfarbig; die Zehen sind horngrau, die Nägel hornweißlich, die Fußwurzeln immer noch mit grauen Daunen besetzt. Bis jetzt sind Männchen und Weibchen einander ähnlich gefärbt; doch zeigt sich schon der Größenunterschied.

Das Kleid des Weibchens geht nun allmählich ohne merklichen Farbenunterschied in das ausgefärbte über; das Männchen legt noch ein drittes Federkleid an. In diesem ist der Kopf schwarzgrau, auf der vorderen Hälfte rostfarben überflogen, überall hell aschgrau gewässert; der Hinterhals und die Halsseiten sind aschgrau, unmerklich ins Gelbgraue ziehend, mit sehr feinen Zickzacklinien; gleiche Färbung zeigt sich auf Unterrücken und Steiß, auf dem Oberrücken hingegen ein mattes Rostbraun mit schwarzbraunen Zickzacklinien. Die noch stumpfspitzigen Schwungfedern sind grauschwarz, matt rostgelb gefleckt und gekantet, die Oberarmfedern, wie die Oberflügeldeckfedern, dunkel rostbraun mit weißlichen Spitzenflecken und schwärzlichen, sehr schmalen Zickzacklinien. Das Kehlgefieder ist grauweiß mit schwärzlichen und tiefgrauen Spitzenkanten, das des Vorderhalses weißlich, schwärzlich und aschgrau gefleckt und gewässert, das des Kropfes in der Mitte und da, wo er an den Oberhals anstößt, schwarz mit rostfarbenen und grauen Spitzenkanten, im übrigen rostfarben, schwärzlich und schwarzbraun gemischt. Auf der Mitte der Brust erscheinen alle Federn schwarz, rostfarben bespritzt und befleckt, an den Spitzen weiß, auf den Seiten matt rostbraun mit weißen Spitzen und schwarzen Zickzacklinien, auf Bauch und Schienbein weiß und grauweiß gemischt. Das Auge ist schwarz, der Stern braun, der Schnabel hornfarben, unten lichter, an der Kante hornweißlich, die Fußwurzel bis an den Ursprung der Zehen mit weißgrauen, daunenartigen Federn bekleidet; die Zehen sind hornfarbig, die Nägel hinten dunkel, vorn hell hornfarbig. Wenn der junge Auerhahn die Hälfte seiner Größe erreicht hat, brechen die Federn des ausgefärbten Kleides hervor und zwar zuerst in den Flügeln und im Schwanze, dann an den Seiten, der Brust und später am übrigen Körper. Der Wuchs und die Erzeugung aller geht so langsam von statten, daß mit Vollendung des neuen Kleides der Vogel auch seine Größe so ziemlich erlangt hat. Später mausert er jährlich nur einmal, ersetzt dabei gleichzeitig aber auch die hornige Decke des Schnabels, der Tarsen und der Krallen. Die jungen Hennen sind im ersten Herbste, die jungen Hähne im folgenden Frühjahre erwachsen und fortpflanzungsfähig; beide nehmen fortan nur noch an Stärke zu.

Im Spätherbste trennt sich die junge Familie nach dem Geschlechte: die Weibchen bleiben bei der Mutter; die Hähne streifen gemeinsam umher, lassen ab und zu ihre Stimme vernehmen (Herbstbalz), kämpfen zuweilen und beginnen im nächsten Frühjahre die Lebensweise der alten.

Außer dem Fuchse und dem Habichte stellen noch viele Feinde dem Auerhuhne nach. Die alten Hähne sind freilich vor den meisten Raubtieren gesichert, dank ihrer Vorsicht und ihres Baumlebens; die zarten Jungen hingegen und noch mehr die Eier werden von allerlei Raubgezücht hart mitgenommen und auch die schwächeren Hennen größeren Raubtieren,

so namentlich dem Adler und Uhu, öfters zur Beute. „Selbst kleinere Falkenarten", sagt Wurm, „überwältigen leicht den durch die Flucht übermüdeten Auerhahn, und deshalb fürchtet dieser jene ganz außerordentlich und vermeidet, sich frei im Tageslichte zu zeigen. Kopflose Flucht vor Raubvögeln treibt das Auerwild zuweilen in große Ferne und an die sonderbarsten Orte: in Wohnungen, Keller, Rauchfänge, Ställe ꝛc., selbst inmitten großer Städte, und manches Stück tötet sich dabei durch Anfliegen an Mauern oder Baumstämme." Die Eier sind von sämtlichen Raubsäugetieren und außerdem noch von Krähen bedroht, fallen auch leider oft genug rücksichtslosen Menschen in die Hände: mancher Hirt, mancher Holzhauer erlabt sich abends an einem Eierkuchen, den er seinen Haushennen nicht verdankt. Da, wo die Jagd von zünftigen Grünröcken gehandhabt wird, verfährt man überall mit der nötigen Schonung. Kein Weidmann erlegt eine Auerhenne: die Jagd gilt ausschließlich dem Hahne, und auch ihm nur während der Zeit seiner Balz. Das begreift derjenige, welcher, und wäre es auch nur einmal, selbst hinausgegangen ist in früher Morgenstunde, um den balzenden Auerhahn zu belauschen und womöglich zu erlegen. Es ist dies ein Jagdstück: denn der Hahn bleibt auch während seines Spieles in der Regel noch vorsichtig und läßt sich nur von dem geübten Jäger berücken. Aber gerade die Schwierigkeit erhöht die Jagdfreude. Ein Hauptreiz liegt in der Zeit und Örtlichkeit. „Beim Mondschein vor Tage", schildert von Kobell, „geht es in die waldigen Gründe; im Falle der Himmel trübe ist, zündet man eine Fackel an, bis man in die Nähe des Balzplatzes kommt. Da geht der Weg oft zwischen alten Bäumen hindurch, die sich in der Beleuchtung der brennenden Späne phantastisch ausnehmen, oder er führt in einen Filzgrund mit verkrüppeltem Krummholze, das einen in seltsamen Gestalten anschaut, und die Stimmung wird eine mehr und mehr gespannte. Von Zeit zu Zeit lauscht man in die Nacht hinein nach dem Balzrufe, nach dem sich der Jäger vielleicht noch mehr sehnt als die Henne, der er gilt. Dabei taucht mancherlei Besorgnis auf, daß der Hahn etwa nicht Lust habe zu balzen, wie es öfters geschieht. Sowie nun aber aus der dunkeln Wildnis das Schnalzen ertönt und das leise Wetzen, da rührt sich das Jägerblut, da ist alle Aufmerksamkeit auf das Anspringen während des Wetzens oder Schleifens gerichtet."

Das Anspringen selbst will geübt sein; denn eine einzige unbedachtsame Bewegung reicht hin, den Hahn zu verscheuchen. „Nach einem jedesmaligen Hören des Hauptschlages, bei dem sogenannten Einspielen", lehrt Geyer, „nähert sich der Jäger mit 2 oder 3 Sprüngen oder großen Schritten, und er wartet dann wieder ruhig den Vers ab, ohne aber nebenbei alle mögliche Vorsicht aus den Augen zu lassen. Auf diese Art wird das Anspringen fortgesetzt, bis man aus dem Balzen des Auerhahnes wahrnimmt, daß man sich ihm bis auf Schußweite genähert. Hat man endlich den Vogel erblickt, so spannt man den Hahn des Gewehres, schlägt während des Einspielens an, erwartet ruhig den nächsten Vers und schießt ihn herab." Das klingt, als ob die ganze Jagd recht einfach wäre, während ich aus eigner Erfahrung versichern muß, daß solches keineswegs der Fall ist. Das Jagdfieber bemächtigt sich auch des ruhigsten Schützen; es wird diesem schwer, den lauten Herzschlag zu dämpfen, das Maß der Schritte einzuhalten, ruhig bis zum nächsten Einspielen zu warten. Gar häufig kommt es vor, daß man das Stillstehen kaum aushalten kann; nicht selten geschieht es, daß der Hahn den Schützen auch trotz der größten Vorsicht, die dieser beobachtet, rechtzeitig erspäht und abstreicht, durch wachsame Hennen abgelockt, durch rege gemachtes anderes Wild verscheucht wird, während der Jäger ihn bereits in seiner Gewalt wähnt. Und selbst wenn man glücklich bis unter den Baum gelangte, hat man meist noch seine Not, den großen Vogel zu sehen; denn der Morgen dämmert gerade, wenn die rechte Zeit zur Jagd erschienen, und es hält trotz der Größe des Hahnes schwer, ihn in der dunkeln Krone einer Fichte zu unterscheiden, noch schwerer,

ihn mit Sicherheit aufs Korn zu nehmen. „Wenn aber der Schuß glückt“, sagt von Kobell, „wenn er fallend herunterrauscht durch das Gezweige und schwer auf den Boden plumpt, wenn man ihn hat, den mächtigen Vogel, und der erste Morgenstrahl ihn beschauen läßt als einen vollwichtigen, alten ‚Pechhahn‘, dann ist es wohl lustig, und man steckt gern die schönen schwarzen, am Ende weiß gesprenkelten Schaufelfedern auf den Hut.“

Die skandinavischen sowie russischen Bauern und Berufsjäger betreiben die Balzjagd, als zu unergiebig, verhältnismäßig wenig. Bei ihnen, wo die Waldhühner ein wichtiges Volksnahrungsmittel und einen Gegenstand des Ausfuhrhandels bilden, werden alle zumeist in Schlingen, Netzen und Schlagfallen erbeutet, vor dem verbellenden „Vogelhunde“, beim Anstande an ihren Äsungsstellen, auf den Ruf, bei der nächtlichen Fackeljagd, mittels Anbirschen auf Schneeschuhen, im Schlitten rc. mit kleinkaliberigen Büchsen geschossen, endlich auch mittels eines Handnetzes aus ihren Schneegruben herausgefangen. Die dortigen Regierungen sahen sich deshalb gedrängt, Schongesetze zu erlassen. Nur die wenigen Herrenjäger üben, außer der Balzjagd, dort Buschier- und Treibjagden und Jagden mit dem Vorstehhunde auf Waldhühner aus. Im Berner Oberlande pflegten, laut Tschudi, die Auerhahnjäger, wenn sie sich ihrem balzenden Wilde auf Schneeschuhen näherten, ein weißes Hemde überzuziehen.

Über die mannigfaltige Verwertung des erlegten Balzhahnes sagt Wurm: „Seine großen Schaufelfedern werden zu Fächern und selbst zu Ofenschirmen, seine Schwingen zu Kehrwischen, seine Füße zu Briefbeschwerergriffen, Kelchglasfüßen rc., seine Magensteine zu kleinen Jägerschmucksachen verarbeitet, und schließlich kann nur jemand, der noch nie einen gut zubereiteten Auerhahn mitgegessen hat, seinen Braten verlästern. Von der teils rein abergläubischen, teils nicht unbedenklichen populär-medizinischen Verwendung seiner Zunge, seiner Flaumen, seiner Blinddarmlosung, seiner Magenkiesel wollen wir schweigen. — — Das Wildbret der auch äußerlich glanzvoll verjüngten Herbsthähne ist wegen Ruhens der Geschlechtsthätigkeit, Beendigung der Mauser und Äsung zarterer Art, feiner, saftiger und minder harzduftend als das der Balzhähne.“

Gefangene Auerhühner gehören in allen Tiergärten zu den Seltenheiten. Es ist nicht leicht, sie an ein ihnen zusagendes Futter zu gewöhnen, und überaus mühsam und schwierig, Junge aus Eiern aufzuziehen. Da, wo Auerwild noch ständig vorkommt, gelangt man ohne besondere Anstrengung in Besitz der Eier, und eine Truthenne, selbst eine Haushenne, brütet diese auch aus, obgleich letztere 6 Tage länger als auf den eignen Eiern sitzen muß; eine große Schwierigkeit gedeihlicher Aufzucht beruht jedoch darin, daß die durch Haushennen ausgebrüteten Auerhühnchen auf den Ruf ihrer Pflegemutter durchaus nicht hören wollen und ihr fortlaufen. Dies mußten alle erfahren, welche die Aufzucht von Auerwild versuchten. „Ich habe“, schreibt mir Pohl, der in dieser Beziehung reiche Erfahrungen gesammelt hat, „die Auerhuhneier schließlich durch künstliche Wärme erbrüten und die Küchlein ohne Henne aufföttern müssen, unter so mißlichen Umständen freilich auch nur ab und zu ein Auerhuhn aufgezogen.“ Sperrt man Bruthenne und Pflegeküchlein in einen engen Raum, so geschieht es, laut Pohl, wohl manchmal, daß die Küchlein, durch die Wärme angezogen, unter die Bruthenne schlüpfen und sich dann an letztere gewöhnen; am sichersten aber gelingt die Aufzucht, wenn man die wirkliche Mutter brüten läßt. Demungeachtet sind damit noch keineswegs alle Schwierigkeiten beseitigt. Pohl pflegt seit Jahren Auerwild und erhält von seinen zahmen Hennen regelmäßig befruchtete Eier, betrachtet es jedoch immer als besonderes Glück, wenn die Jungen die zweite Mauser überstehen. Der Hahn darf unter keinen Umständen bei der Henne belassen werden, weil er die Küchlein tötet; aber auch zwei Hennen in einem Raume vertragen sich nicht, weil sie in ein gemeinsames Nest legen wollen, überhaupt beim Brüten sich gegenseitig stören. Und selbst wenn



Birkhuhn.

die Jungen dem Anschein nach trefflich gedeihen, gehen sie in der Regel an irgend welcher Krankheit zu Grunde. Können sie nach Belieben umherlaufen, so gelingt es schon eher, sie großzuziehen; dann aber fliegen sie davon, sobald sie sich selbständig fühlen. So bleibt für den, der Auerwild gefangen halten oder aussetzen will, kaum etwas anderes übrig, als es aus Norwegen oder Rußland zu verschreiben.

Bei der gelungenen Wiederbesiedelung Schottlands mit Auerwild zeigte sich, laut Wurm, von vortrefflicher Wirkung das Unterschieben der Auerhuhneier in die Nester der dort zahlreich brütenden, frei lebenden Birkhennen.

Das Birkhuhn, Spiel-, Spiegel-, Schild-, Baum-, Laub- und Moorhuhn (Tetrao tetrix, rupestris, juniperorum, ericeus, peregrinus und derbianus, Urogallus tetrix und minor, Lyrurus tetrix und derbianus) ist verhältnismäßig schlank gebaut, der Schnabel mittellang und stark, der Fuß, dessen äußere und innere Zehe gleich lang sind, nicht bloß bis auf die Zehen herab, sondern auch auf den Spannhäuten, zwischen jenen, befiedert, der Flügel kurz, verhältnismäßig aber länger als beim Auerhuhne, muldenförmig gewölbt, stumpf zugerundet, in ihm die dritte Schwinge die längste, der Schwanz, der aus 18 Federn besteht, beim Weibchen seicht eingeschnitten, beim Männchen hingegen so tief gegabelt, daß die längsten Unterdeckfedern über die kürzesten mittleren sechs, an Länge gleichen Steuerfedern hinausreichen, nach außen hin aber gesteigert und horn- oder leierförmig gebogen, so daß der ganze Schwanz eine leierartige Gestalt annimmt. Das Gefieder des Männchens ist schwarz, auf Kopf, Hals und Unterrücken prächtig stahlblau glänzend, auf den zusammengelegten Flügeln mit schneeweißen Binden gezeichnet, die durch die an der Wurzel weißen Armschwingen und großen, im übrigen glanzlosen und schwarzen Oberflügeldecken gebildet werden, das Unterschwanzgefieder rein weiß; die Schwingen sind außen schwarzbraun, grau verwaschen und weiß geschaftet, die Steuerfedern schwarz. Das Auge ist braun, der Seher blauschwarz, der Schnabel schwarz, die Zehen sind graubräunlich, die Augenbrauen und eine nackte Stelle ums Auge hochrot. Das Weibchen ähnelt der Auerhenne; die Färbung seines dunkleren Gefieders ist ein Gemisch von Rostgelb und Rostbraun mit schwarzen Querbinden und Flecken. Allgemeiner oder teilweiser Albinismus tritt beim Birkwilde weit häufiger auf als bei anderen Hühnervögeln. Die Länge des Männchens beträgt 60—65, die Breite 90—100, die Fittichlänge 30, die Schwanzlänge 20 cm, das Gewicht 1,2—2 kg; das Weibchen ist um etwa 15 cm kürzer und um 22 cm schmäler. Nach Wurm sind die hochnordischen Hähne zwar etwas kleiner, aber schöner gefärbt und haben ausgedehntere weiße Zeichnungen; Jaburek meint, daß überhaupt der Gebirgshahn stärker und schöner sei; A. Ludwig sagt, daß neben dem Standorte hauptsächlich auch das Alter ausschlaggebend für Stärke und Schönheit sei.

Die Weidmannssprache hat für das Birkwild im allgemeinen dieselben Ausdrücke wie für das Auerwild. Nur wurde das Birkwild da, wo man Hoch-, Mittel- und Niederjagd unterschied, in der Regel zur Mitteljagd gerechnet. A. Ludwig ist dafür, daß es wie das Auerwild gestellt werden sollte, und von Riesenthal schreibt: „Daß das Birkwild da, wo Mitteljagd galt, dieser und nicht der hohen Jagd zugeteilt wurde, ist wirklich auffallend und schwer verständlich, da es in seiner edeln Gestalt, sonstigen Eigenschaften und bezüglich der Jagd dem Auerwilde nicht nur nichts nachgibt, sondern, unbefangen beurteilt, vorauszustellen ist. Der Auerhahn ist zwar stärker als der Birkhahn, dieser aber schöner, stolzer, viel schwerer zu schießen, und selbst das Wildbret ist stets vorzuziehen, der alte Hahn selbst einigermaßen genießbar.“

Das Birkhuhn hat ungefähr dieselbe Verbreitung wie das Auerhuhn, geht aber nicht so weit nach Süden hinab und etwas weiter nach Norden hinauf. Auf dem spanischen

und griechischen Gebirge kommt es nicht mehr vor, und auch in Italien wird es nur in den Hochalpen, hier aber sehr häufig gefunden. In Deutschland lebt es wohl noch in allen Staaten und Provinzen, keineswegs aber überall, vielmehr nur in seinen Bedürfnissen zusagenden Waldungen der Ebene wie des Hochgebirges; denn es zeigt sich wählerisch hinsichtlich der Örtlichkeit, nicht aber der Gegend. Mehr oder minder häufig ist es noch auf allen deutschen Mittelgebirgen, nicht selten im Vogtlande, im Sauerlande, im Odenwalde, in der Mark und Lausitz, in Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen, Pommern, Hannover und stellenweise in Nordschleswig und Jütland, häufig ebenso im ganzen Alpengebiete, in Böhmen, in Schottland, gemein in Livland und Esthland, in Skandinavien und Rußland sowie endlich in Sibirien, bis zum Amurlande hin. In der Pfalz, im Rheinlande überhaupt, im gesamten Schwarzwalde fehlt es gänzlich. Auf dem Kaukasus wird es durch eine verwandte, erst im Jahre 1875 entdeckte Art (Tetrao mlokosiewiczi und acatoptricus) vertreten. Immer und überall trifft man das Birkhuhn nur da an, wo das Gelände seinen Anforderungen entspricht. Es verlangt urwüchsige, verwilderte und durch Feuer, Sturm oder Insektenfraß zerstörte, schlecht oder besser nicht gepflegte Waldungen, die reich an niedrigen Gesträuchen sind. Sein Wohnbaum ist die Birke. Sie zieht es jedem anderen Bestande vor; Nadelwaldungen bilden in seinen Augen immer nur einen Notbehelf. Nirgends tritt es so häufig auf wie in ausgedehnten Birkenwaldungen; selbst kleine Bestände dieses Baumes vermögen es zu fesseln. Aber auch im Birkenwalde muß der Grund mit jungem, dichtem Aufschlage, Heidekraut, Heidelbeeren, Ginster und anderem niedrigen Gestrüppe bedeckt sein, wenn es ihm behagen soll. Ebenso liebt es Moorgrund ganz außerordentlich; denn man begegnet ihm auch da, wo die Sumpfpflanzen vorherrschen und die Heide oder das Gestrüpp zurückdrängen, obschon nicht in den eigentlichen Brüchen oder Morästen.

In der Schweiz bewohnt es, laut Tschudi, ebensosehr die gebirgigen Oberwälder wie den mittleren Waldgürtel und geht gern bis an die Grenze des Holzwuchses empor, wo es dann die Lichtungen mit dichtem Heidekraute oder Heidel- und Brombeerbüschen und endlich auch die Dickichte der Legföhren, die ihm guten Schutz gewähren, aufsucht. „Das birkhuhnreichste Gebiet der Schweiz ist ohne Zweifel Graubünden und hier wieder das mit düsterem Bergwalde und finsteren Flühen ausgekleidete Val Mingen, ein selten besuchter Seitenarm des Val da Scarl im Unterengadin. In den struppigen Leg- und Bergkiefern und Arvenbüschen jener Gegend hört man die Hähne im Frühlinge von allen Seiten balzen.“ Auf den österreichischen Alpen lebt es stets in einem höheren Gürtel als das Auerhuhn, ist hier aber ebenso häufig wie in den Karpathen, den bayrischen Alpen, in den dichten Moosen oder Mooren aber ebenfalls noch überall zu Hause: auf den Filzen von Weilheim, Diessen, Rosenheim, Reichenhall 2c. kann man im Spätherbste und im Winter, laut von Kobell, oft 80—100 Hähne beisammen sehen. In Frankreich ist es weit verbreitet und geeigneten Ortes nicht selten, in Belgien auf die Grenzgebirge, in Holland auf die Moore von Oberijssel, Drenthe und Groningen beschränkt, in Schottland noch allverbreitet, in England seit 1815 von Holland her wieder eingebürgert worden. In Irland, auf den Faröer und auf Island fehlt es. Sehr zahlreich bevölkert es Skandinavien von Nordschonen an, und zwar alle Waldungen bis zum Alpengürtel empor, in unvergleichlicher Menge Nord- und Mittelrußland sowie ganz Nord- und Mittelasien, soweit es bewaldet ist. Während unserer Reise in Sibirien fanden wir es innerhalb des Waldgürtels allerorten, in ausgedehnten Birkenwaldungen in Scharen von mehreren hundert Stück vereinigt; Radde stieß in der Gegend des nördlichen Baikalufers fast täglich auf brütende Weibchen oder später auf Birkhuhnketten und erfuhr, daß im Gebiete des unteren Bureja während der Monate Oktober und November von einem einzelnen Kosakenposten gewiß gegen 2000 Birkhühner erlegt und gefangen worden waren. Weiter oben im Norden

nimmt der Vogel rasch an Anzahl ab: von Middendorff bemerkt, daß es am unteren Jenissei bis zum 67. Grade der Breite noch häufig, 2 Grad nördlicher aber nicht mehr auftritt; wir haben es am unteren Ob bereits vom 65. Grade an vermißt.

Im mittleren Deutschland ist das Birkhuhn ein Standvogel, wenn auch vielleicht nicht im strengsten Sinne; auf dem Hochgebirge und im Norden aber tritt es ziemlich regelmäßige Wanderungen an. So verläßt es, laut Tschudi, in der Schweiz zweimal im Jahre seinen Wohnort und fliegt umher. Im Simmenthale hat man beobachtet, daß es im Spätherbste ziemlich regelmäßig nach den Walliser Bergen hinüberstreicht. Viele von den Wandernden kehren nicht wieder zurück in ihre eigentliche Heimat, werden verschlagen und geraten in fremdes Gebiet. In den nördlichen Gegenden werden diese Wanderungen regelmäßiger; Radde beobachtete, daß es im Winter in zahlreichen Scharen vom Apfelgebirge zum mittleren Onon wandert und hier auf den Inseln, die mit Weiden- und Balsampappeln bestanden sind, der reichlichen Nahrung halber Herberge nimmt. Gleiche Wanderungen lassen sich für das mittlere Amurland nachweisen.

„Das Birkhuhn", schildert mein Vater, der es ebenfalls vortrefflich beobachtet hat, „ist zwar auch schwerfällig, wie das Auerhuhn, aber in allen seinen Bewegungen gewandter. Es läuft schneller als das Auerhuhn und trägt dabei den Leib wenig nach hinten gesenkt und den Hals vorgelegt. Auf den Bäumen ist seine Stellung bald aufgerichtet, bald wagerecht; der Hals wird bald eingezogen, bald in die Höhe gestreckt. Es steht lieber auf Laub- als auf Nadelholzbäumen und ist weit öfter auf dem Boden als das Auerhuhn. Ungeachtet der kurzen Schwingen ist sein Flug doch sehr gut, geht geradeaus, mit ungemein schnellem Flügelschlage und oft ganze Strecken in einem Zuge fort; er rauscht zwar auch, aber weit weniger als der des Auerhuhnes und scheint viel leichter zu sein. Die Sinne sind sehr scharf. Es sieht, hört und riecht vortrefflich, ist auch unter allen Umständen vorsichtig." Hierzu bemerkt aber A. Ludwig, daß ihm nach seinen Erfahrungen der Geruchssinn weniger gut entwickelt erscheint als der des Gesichtes und Gehöres. Tschudi sagt, daß das Birkhuhn ein ziemlich dummer Vogel und der Ortssinn bei ihm wenig entwickelt sei, daß es seine angeborene Scheu und Wildheit häufiger als Vorsicht und Überlegung vor Verfolgungen rette: ich kann diese Behauptung nicht zu der meinigen machen, glaube vielmehr, stets das Gegenteil erfahren zu haben. Nur äußerst selten läßt es sich leicht berücken; in der Regel nimmt es, wie die Taube, das Gewisse fürs Ungewisse und sucht jeder Gefahr sobald wie möglich zu entrinnen. Die Stimme ist verschieden, je nach dem Geschlechte. Der Lockton ist ein helles, kurz abgebrochenes Pfeifen, der Ausdruck der Zärtlichkeit ein sanftes „Back back", das Lallen der Kinder ein feines Piepen; während der Balzzeit aber entwickelt der Hahn einen Reichtum an Tönen, den man dem sonst so schweigsamen Vogel kaum zutrauen möchte.

Hinsichtlich der Nahrung unterscheidet sich das Birkhuhn wesentlich vom Auerhuhne: es nimmt unter allen Umständen zartere Nahrung als dieses. Baumknospen, Blütenkätzchen, Blätter, Beeren, Körner und Kerbtiere bilden seine Äsung. Im Sommer pflückt es Heidel-, Preißel-, Him- und Brombeeren, im Winter Wacholderbeeren, Hagebutten, verzehrt nebenbei die Knospen des Heidekrautes, der Birken, Espen, Haselbüsche, Erlen, Weiden und Buchen, lebt auch wohl ausnahmsweise von jungen grünen Kiefernzapfen, wie uns die Untersuchung der Kröpfe alter Hähne gelehrt hat, verschmäht dagegen Nadeln fast immer. Nach A. Ludwig nimmt es auch Bucheln, Eicheln, Nadelholzsamen und Blütenkätzchen der Birke. Ebenso gern wie Pflanzenstoffe nimmt es tierische Nahrung zu sich: kleine Schnecken, Würmer, Ameisenlarven, Fliegen, Käfer und dergleichen; zumal die Jungen werden fast ausschließlich mit zarten Kerbtieren geatzt. Die Wanderungen, die der Vogel im Norden unternimmt, geschehen hauptsächlich der Nahrung halber. Wenn in Sibirien Frostwetter eintritt,

sieht man das Birkhuhn, laut Radde, in den Vormittagsstunden auf den Kronen der Balsampappeln sitzen, deren dünne Zweige durch den Schnabel ziehen und so die harzigen Knospen abstreifen; dasselbe thut es auch mit den Ruten der Weißbirke und anderer Laubbäume. Laut Dietrich aus dem Winckell schält es die feine Rinde von Birken mit bibergleicher Geschicklichkeit ab. Körnerfutter verschmäht es auch nicht: in Sibirien sahen wir es auf der großen Landstraße im Pferdemiste nach unverdaueten Haferkörnern scharren und wühlen, und in der Gefangenschaft gewöhnt er sich leicht an derartige Nahrung. A. Ludwigs Beobachtungen haben dargethan, daß es die sprossende Saat der Felder und reifen Hafer nicht ungern annimmt. Quarzkörnchen sind auch ihm Bedürfnis.

Vom Auerhuhne unterscheidet sich das Birkhuhn zu seinem Vorteile durch große Geselligkeit. Die Geschlechter leben, jedes für sich, in mehr oder minder zahlreichen Flügen zusammen. Doch streifen, wie Wurm anführt, Birkhähne und Birkhennen im Winter in gemischter Gesellschaft nach Äsungsplätzen umher, während man in den großen, oftmals wohl 200 Stück zählenden nordischen Auerwildflügen keine Hennen oder höchstens die eine und andere Gelthenne bemerkt. Auch unter den Birkhähnen gibt es aber einzelne, welche die Geselligkeit meiden, einsam ihre Tage verleben und erst gegen die Balzzeit hin sich wieder bei ihresgleichen einfinden; ihrer sind jedoch wenige. Die Regel ist, daß sich die alten Hähne niemals wirklich trennen, die Hennen nur während der Brutzeit vereinzeln und beide Geschlechter sich wiederum scharen, sobald die Jungen das volle Kleid erlangt haben. Dann bleiben nur noch die Weibchen bei der Mutter, wogegen die Männchen sich älteren ihresgleichen zugesellen und mit diesen fortan bis zur nächsten Balz gemeinsam und friedlich leben. Diese Thatsache erklärt die außerordentlich zahlreichen Schwärme der Hähne im Gegensatze zu den stets schwachen Ketten der Hennen. Während wir in Sibirien zu Ausgang des Winters mehrmals Flüge von 200—400 Hähnen sahen, kamen uns immer nur schwache Ketten von Hennen zu Gesichte, sie aber häufiger als jene großartigen Versammlungen. Das Leben des Birkhuhnes ist übrigens ziemlich wechselvoll, schon wegen der Wanderungen, die im Winter unternommen werden. Um diese Zeit haben die Vögel zuweilen auch ihre liebe Not um das tägliche Brot; bei tiefem Schneefalle z. B. müssen auch sie sich ihre Nahrung oft recht kümmerlich erwerben, und dann kann es geschehen, daß sie sich lange Gänge unter dem Schnee graben, um etwas Genießbares aufzufinden. Im Hochgebirge und im hohen Norden häufen sie sich, wie schon der alte Gesner weiß, bei schlimmem Wetter zusammen, lassen sich förmlich einschneien und verweilen unter der schützenden Schneedecke, bis das Unwetter vorüber ist. Übrigens hat A. Ludwig auch in Thüringen beobachtet, daß das Birkwild in schneereichen Wintern nicht wie zu günstigeren Zeiten auf Bäumen, sondern in kleinen Gesellschaften in einer Art Kessel am Boden entweder auf Feldern unweit des Waldsaumes oder auf großen, mit Gestrüpp bewachsenen Schlägen übernachtet. Unter solchen Umständen mag es manchmal schlecht um seinen Tisch bestellt sein. Aber die Zeiten bessern sich, und mit den ersten Frühlingstagen zeigt sich die volle Lebenslust, ja der volle Übermut unseres Huhnes; denn noch ehe der Schnee weggeschmolzen, beginnt die Balz.

Der Auerhahnjäger mag behaupten, daß die Balz seines Lieblingsvogels von dem Liebesspiele irgend eines anderen Vogels unmöglich übertroffen werden könne: der Nichtjäger wird ihm kaum beistimmen können. Und selbst unter den Weidmännern gibt es viele, die glauben, daß die Birkhahnbalz das Schönste des Frühlings sei. Gewiß ist das eine: derjenige, welcher auch nur einmal auf der Birkhahnbalz war, wird sie niemals vergessen. Es trägt vieles dazu bei, den Liebesreigen des Hahnes zu einem überaus anziehenden Schauspiele zu stempeln: die Örtlichkeit und die weiter vorgerückte Jahreszeit, die Menge der Hähne, die balzen, die Abwechselung ihrer Tänze, die Schönheit und Gewandtheit sowie die weithin den Wald belebenden Stimmen der Tänzer und anderes mehr.

In Deutschland beginnt die Balz, wenn die Knospen der Birke aufschwellen, also gewöhnlich in der zweiten Hälfte des März, währt aber während des ganzen April fort und dauert bis in den Mai hinein. Doch kann sich die Zeit, wie A. Ludwigs genaue Beobachtungen zeigen, je nach der Witterung immerhin um ein paar Wochen verschieben; besonders liebestolle, voreilige Hähne sind gelegentlich auch schon Ende Februar gehört worden. „Meist sind bei uns", schreibt Ludwig, „bei regelrechtem Beginne der Birkhahnbalz Hohl- und Ringeltauben zurückgekehrt, haben ihre Stände bezogen und rucksen fleißig. Feld- und Heidelerche üben ihre Hochzeitslieder, Bachstelzen, Rotschwänze und Singdrosseln sind angekommen, der Seidelbast steht an sonnigen Südwestwänden in voller Blüte, und die ersten Veilchen finden sich im Vorlande." In dem Hochgebirge wie in den Ländern des Nordens tritt die Balz später ein und kann bis Mitte Juni, ja selbst bis zum Juli anhalten. Auch im Spätherbste hört man zuweilen einzelne Birkhähne eifrig kollern, gleichsam als wollten sie sich vorbereiten und einüben; diese schwachen Versuche haben jedoch mit der eigentlichen Balz kaum Ähnlichkeit.

Der Birkhahn wählt zu seinem Liebesspiele einen freien Platz im Walde, am liebsten eine Wiese oder Lehde, auch wohl einen Schlag, auf welchem die junge Baumsaat ihn noch nicht hindern kann. Er erscheint am Abende in der Nähe, tritt zu Baume und balzt hier in Unterbrechungen bis zum Einbruche der Nacht. Früh in der Morgendämmerung verläßt er die Schlafstelle und begibt sich auf den Boden hinab. Wo das Birkwild häufig ist, sammeln sich auf günstigen Plätzen viele an, im Norden oft ihrer 30—40, manchmal 100. Der erste Hahn, der sich zeigt, „fällt stumm oder zischend ein", wie Ludwig schildert, „verharrt 5—10 Minuten regungslos sichernd und beginnt dann erst, wenn er sich vollständig sicher wähnt, zu schleifen", worauf die eigentliche Balz anfängt. Im März und in den ersten Tagen des April wird sie noch oft unterbrochen; später währt sie den ganzen Morgen fort, und jeder einzelne Hahn beweist dann eine Ausdauer, die uns in Erstaunen setzt: in Lappland hörte ich den Birkhahn von 11 Uhr abends an bis früh um 2 Uhr ununterbrochen balzen. Bei uns zu Lande pflegt er erst mit Anbruch des Morgens zu beginnen, und so ist es, laut Tschudi, auch im Hochgebirge. „Vor Eintritt der Morgendämmerung, beinahe eine Stunde vor Sonnenaufgang, hört man in den Alpen zuerst den kurzen Gesang des Hausrötlings eine Weile ganz allein; bald darauf erweckt der hundertstimmige Schlag der Ringamseln alles Vogelleben, vom düsteren Hochwalde bis zu den letzten Zwergföhren hinan, und erfüllt alle Flühen und Bergthäler; unmittelbar darauf, wohl eine starke halbe Stunde vor Sonnenaufgang, tönt der klangvolle erste Balzruf des Birkhahnes weit durch die Runde, und ihm antworten hier und dort, von dieser Alpe, von jener Felsenkuppe, aus diesem Krummholzdickicht und von jenem kleinen Bergthalwäldchen herauf die Genossen. Mehr als eine halbe Stunde weit hört man das dumpfe Kollern und zischende Fauchen jedes einzelnen aus allem Vögeljubel deutlich heraus."

Die Balz selbst ist Liebestanz und Liebesgesang zugleich und sie diente dem oberbayrischen „Schuhplattlertanze" als Vorbild. Nachdem der eingefallene Hahn sich überzeugt hat, daß alles sicher ist, läßt er zunächst das Schleifen hören, ein merkwürdiges hohles Zischen, das Nilsson nicht übel durch die Laute „tschjo — y", A. Ludwig durch „tschu — hui" wiedergeben, obwohl es vielleicht noch richtiger durch „tschj — dsch" ausgedrückt werden dürfte, und daran reiht sich das sogenannte Kollern, das Bechstein durch die Silben „golgolgolgolrei", Nilsson aber, und meinem Gefühle nach richtiger, durch die Laute „rutturu — ruttu — ruki — urr — urr — urr — rrrutturu — ruttu — rucki" zu übertragen versuchte. Wenn der Hahn sehr hitzig ist, balzt er in einem fort, so daß Kollern und Schleifen beständig abzuwechseln scheinen und man den Anfang und das Ende eines Satzes kaum mehr unterscheiden kann, und er wirft dann wohl auch einen krähenden Ton dazwischen. Es kommt bei ihm

nur selten vor, daß er wie der Auerhahn alles um sich her vergißt und sozusagen taub und blind ist; ich kenne übrigens doch Fälle, daß einzelne, auf welche während des Schleifens geschossen wurde, nicht von der Stelle wichen, sondern zu der Meinung verleiteten, daß sie den Knall nicht gehört hatten. Seine Bewegungen während der Balz sind erregt, lebhaft und absonderlich. „Vor dem Kollern“, schildert mein Vater sehr richtig, „hält er den Schwanz senkrecht und fächerförmig ausgebreitet, richtet Hals und Kopf, an welchem alle Federn gesträubt sind, in die Höhe und trägt die Flügel vom Leibe ab und gesenkt; dann thut er einige Sprünge hin und her, zuweilen im Kreise herum und drückt endlich den Unterschnabel so tief auf die Erde, daß er sich die Kinnfedern abreibt. Bei allen diesen Bewegungen schlägt er mit den Flügeln und dreht sich um sich selbst herum.“ Je hitziger er wird, um so lebhafter gebärdet er sich, und schließlich meint man, daß man einen Wahnsinnigen oder Tollen vor sich sehe. Am meisten steigern sich alle Bewegungen, wenn mehrere Birkhähne auf derselben Stelle einfallen; dann werden aus den Tänzern wütende Streiter. Ihrer zwei stellen sich wie Haushähne gegeneinander auf, fahren mit tief zu Boden gesenkten Köpfen aufeinander los, springen beide zu gleicher Zeit senkrecht vom Boden auf, versuchen sich zu hauen und zu kratzen, fallen wieder herab, umgehen sich unter wütendem Kollern mehrmals, nehmen einen neuen Anlauf und streben, sich gegenseitig zu packen. Wird der Kampf ernsthaft, so muß jeder der Kämpfer Federn lassen; aber trotz der scheinbaren Wut, mit welcher sie kämpfen, kommen kaum, vielleicht niemals ernsthafte Verwundungen vor, und es scheint fast, als wolle einer nur den anderen verscheuchen, nicht aber schädigen. Doch geschieht es, daß der Stärkere den Schwächeren beim Schopfe packt, wie einen Gefangenen eine Strecke weit wegschleppt, ihm dann noch einige Hiebe versetzt, ihn zu flüchten zwingt und hierauf frohlockend zum Kampfplatze zurückkehrt, um weiter zu balzen. Starke Hähne pflegen im Laufe des Morgens verschiedene Balzplätze zu besuchen, offenbar in der Absicht, ihre Kraft an mehreren Gegnern zu erproben; sie werden unter Umständen der Schrecken aller jüngeren, minder geübten Hähne, die sich ihnen wohl oder übel unterwerfen müssen. Der geschlagene Hahn kehrt übrigens gewöhnlich ebenfalls wieder zum Kampfplatze zurück und beginnt von neuem zu streiten oder fliegt einem zweiten Balzplatze zu, um dort sich mit einem anderen Hahne zu messen.

Die Balz lockt gewöhnlich, doch nicht immer, die Hennen herbei, so daß die Hähne nach Abschluß des Liebesreigens den Lohn ihrer Mühen ernten können. In Skandinavien hat man beobachtet, daß ein gefangener Hahn, der in einem umzäunten Garten balzte, wiederholt von frei lebenden Hennen besucht wurde. Die Hähne treten in den späteren Morgenstunden zu Baume, kollern noch einige Zeit hier fort, die sogenannte „Sonnenbalz“, und begeben sich sodann gemeinschaftlich nach den Weideplätzen. „In hiesiger Gegend (Thüringen) ist es Regel“, schreibt A. Ludwig, „daß sich die Hennen am Balzplatze einfinden. Sie kommen während der Balz mit schmachtendem ‚Gack gack — gnäh‘ gelaufen, gestrichen, sind auch wohl manchmal bereits vor dem Hahne da. Während der Balz laufen sie äsend am Balzplatze umher, lassen sich vom Hahne treiben und treten. Wird ihnen ein Hahn weggeschossen, dann streichen und wandern sie begehrlich gackernd mehrere Morgen auf und in der Nähe des Balzplatzes umher, bis sich ein anderer Liebhaber eingefunden hat, oder sie sind einen oder mehrere Tage verschwunden, erscheinen dann wieder mit einem neuen Galan, sofern ein solcher aufzutreiben war, wachen aber nun desto eifriger für sein Leben. Die Zahl der auf den Balzplätzen erscheinenden Hennen ist sehr verschieden. Ich habe 1—8 Stück angetroffen und glaube, daß ein Hahn sich glücklich preisen kann, wenn ihm für die Balz 5—6 Stück verfügbar sind. Die Behauptungen anderer, daß der Hahn bei der Frühbalz die Henne nicht weiter beachte, sondern nur zu seinem Vergnügen, aus gesteigerter Lebenslust und Lebenskraft seine Tänze ausführe, seine Lieder erschallen lasse,

ferner daß die Begattung erst in den späteren Morgenstunden stattfinde, kann ich nicht anerkennen, da ich zu oft gesehen habe, daß Hennen am frühen Morgen, oft noch in der Morgendämmerung vom Hahne getreten wurden, vielfach sogar Zeuge war, daß der Hahn während des Kollerns auf die Henne stieg und nach dem Treten weiter kollerte. Dies geschah an einem Morgen nicht nur einmal, sondern oft. Daß die Hähne auch im Laufe des Vormittags die Hühner treten, ist richtig, nicht wahr aber, daß dies ausschließlich zu dieser Zeit geschehe."

Mitte Mai macht die Birkhenne Anstalt zum Brüten. Ihr Nest ist ebenfalls nur eine seicht ausgescharrte, höchstens mit etwas Genist belegte Vertiefung in einer möglichst geschützten Stelle zwischen hohen Gräsern, unter kleinen Büschen ꝛc. Das Gelege enthält 7—10, bisweilen wohl auch 12 Eier von etwa 49 mm Längs- und 35 mm Querdurchmesser, die auf graugelbem, blaßgrauem oder rötlichgelbem Grunde mit dunkelgelben, rost- oder ölbraunen und grauen Flecken und Punkten dicht bestreut sind. Die Henne brütet zwar nicht so eifrig wie die Auerhenne, aber doch immer noch mit warmer Hingabe, auch ebensolange, versucht, nahende Feinde durch Verstellungskünste vom Neste abzulocken, und widmet sich im günstigsten Falle der Aufzucht ihrer Kinder mit der innigsten Zärtlichkeit. Das Jugendleben der Küchlein ist ungefähr dasselbe, und auch der Kleiderwechsel der Jungen geht fast in gleicher Weise wie beim Auerhuhne vor sich. Die Küchlein wissen sich vom ersten Tage ihres Lebens an geschickt zu verbergen, lernen bald flattern und sind schon nach einigen Wochen im stande, den Alten überall hin zu folgen. Demungeachtet haben sie noch viele Gefahren auszustehen, bevor ihr Wachstum vollendet ist. Der Hahn kümmert sich weder um das Ausbrüten noch um die Führung der Jungen.

Die Birkhuhnjagd wird von allerlei Raubgezüchte und auch allerorten von den Menschen eifrig betrieben. In Deutschland erlegt man die alten Hähne während der Balz und die jüngeren im Spätherbste beim Treiben. Auf den Hochgebirgen und in den nördlichen Ländern stellt man ihnen, wie dem Auerwilde, mit Ausnahme der Brutzeit, während des ganzen Jahres nach. Die anziehendste Jagd bleibt unter allen Umständen die während der Balz, schon deshalb, weil um diese Zeit der Weidmann, auch wenn er nicht glücklich war, durch das wundervolle Schauspiel, das er genießt, genugsam entschädigt wird. Der Jäger lauert auf solchen Waldplätzen und Mooren, wo Birkhähne zu balzen pflegen, von 1 Uhr des Morgens an in einer aus Reisern zusammengebauten Schießhütte auf die sich einstellenden Birkhähne, bis sich einer von ihnen schußrecht naht. Der Knall verscheucht die Gesellschaft; der Schütze aber bleibt ruhig in seiner Hütte sitzen. Nach einiger Zeit beginnt ein Birkhahn wieder zu kollern, ein anderer stimmt ein, ein dritter läßt sich ebenfalls vernehmen, eine Henne lockt dazu, das Kollern auf den Bäumen wird lebhafter, und nach Verlauf von etwa einer Stunde erdreistet sich endlich wieder einer, zum Boden herabzukommen, beginnt zu blasen, gibt damit den Anwesenden das Zeichen, daß der Tanz von neuem beginnen kann, und bald ist der Plan wiederum mit den Tänzern bedeckt. Ein zweiter Hahn wird geschossen; das alte Spiel erfolgt wie vorher, und wenn der Jäger Glück hat, kann er ihrer drei und vier an einem Morgen erlegen. Geübte Jäger ziehen das schwierigere, aber wohl auch weidgerechtere Anschleichen dem Sitzen in der Hütte vor, oder locken die verliebten Hähne durch Nachahmung des Blasens oder durch den Laut der Hennen herbei oder bethören die Jungen dadurch, daß sie den Ruf der Mutter hören lassen; kurz, es werden die allerverschiedenartigsten Jagdweisen in Anwendung gebracht. In ganz Rußland und Sibirien betreibt man mit besonderer Vorliebe die Jagd mit der Puppe (Bulvan). Hierunter versteht man einen ausgestopften oder aus Werg und Tuch oder Holz trefflich nachgebildeten Birkhahn, der im Spätherbste als Lockvogel benutzt wird. Zu diesem Zwecke begibt man sich vor Tagesanbruch in den Wald und stellt nun mit Hilfe einer Stange die

Puppe auf einem der höchsten Bäume der Umgegend so auf, daß sie mit dem Kopfe dem Winde entgegensteht. Auf einer geeigneten Stelle am Fuße des Baumes hat man eine dichtwandige Hütte errichtet, von welcher aus der Baumwipfel überblickt werden kann. Sobald die Puppe aufgepflanzt ist, werden die benachbarten Wälder abgetrieben. Das hier sich aufhaltende Birkwild erhebt sich, gewahrt die in scheinbarer Sicherheit ruhig dasitzende Puppe, fliegt auf sie zu und bäumt dicht neben ihr auf. Auf den ersten Schuß, der in der Regel einen Hahn fällt, stieben die anderen zwar ab; bei der außerordentlichen Häufigkeit des Wildes aber erscheinen fortwährend neue, und die Jagd kann, zumal für gute Schützen, äußerst lohnend ausfallen. Sibirische Jäger versicherten mich, im Laufe eines schönen Morgens bis 40 Birkhähne, dank der Puppe, erlegt zu haben. In Tirol und in den bayrischen Hochgebirgen wird dem Birkhahne besonders eifrig nachgestellt, weil seine Schwanzfedern als ein beliebter Schmuck von jungen Burschen am Hute getragen werden. Noch vor einigen Jahrzehnten galten diese Spielhahnfedern, laut von Kobell, als ein Zeichen der Herausforderung und Rauflust, je nachdem sie am Hute befestigt waren. Nach Tiroler Sagen trägt der Teufel, wenn er, wie es so häufig geschieht, als Jäger erscheint, einen halben Spielhahnstoß auf seinem Hute, nicht aber auf der linken Seite, wie christliche Jäger, sondern stets auf der rechten, so daß ihn also der Fromme leicht zu erkennen und sich vor seinen gefährlichen Lockungen zu schützen vermag.

Alt eingefangene Birkhühner lassen sich bei geeigneter Pflege jahrelang am Leben erhalten, schreiten, wenn man ihnen genügenden Spielraum gibt, auch zur Fortpflanzung. Nach meinen Erfahrungen ist es unbedingt notwendig, ihnen einen größeren Raum anzuweisen, der zwar gegen Zug geschützt sein, im übrigen aber gänzlich im Freien stehen muß. Bepflanzt man den Boden dieses Raumes mit dichtem Gestrüppe, so wird man mit ziemlicher Sicherheit auf Nachkommenschaft rechnen dürfen; denn der Birkhahn balzt in der Gefangenschaft womöglich noch eifriger als im Freien, läßt sich regelmäßig in jedem Herbste hören, beginnt im Frühlinge mit dem ersten warmen Tage und balzt bis gegen Juni hin ununterbrochen fort. Auch von mir gepflegtes Birkwild hat sich im Käfige fortgepflanzt, und mir befreundete Liebhaber sind so glücklich gewesen, wiederholt Birkhühner zu züchten. Die dem Eie entschlüpften Jungen verlangen dieselbe Pflege wie junge Auerhühner, verursachen, einmal groß geworden, aber kaum mehr Umstände als Haushühner.

In Gegenden, wo Auer- und Birkhühner nebeneinander wohnen und die Auerhähne außergewöhnlich vermindert worden sind, finden sich zuweilen Auerhennen in der Nähe eines Balzplatzes der Birkhähne ein, um sich von diesen betreten zu lassen, und ebenso geschieht es, daß sich Birkhennen zu unbeweibten Moorschneehähnen in gleicher Absicht gesellen oder wenigstens deren Liebesbewerbungen gestatten. Bis gegen Anfang der dreißiger Jahre kannte man nur die aus der Vereinigung eines Birkhahnes und einer Auerhenne entstandenen Bastarde und war geneigt, in ihnen eine eigne Art Rauhfußhühner zu sehen; Nilssons Forschungen aber und die Entdeckung der Bastarde von Birk- und Moorschneehühnern bewiesen das Irrige dieser Ansicht, die unter anderen von meinem Vater lange Zeit festgehalten wurde. Seitdem man auch in Gefangenschaft Rackelhühner gezüchtet hat, ist ihre Blendlingsnatur vollständig erwiesen.

Das **Rackelhuhn** oder **Mittelhuhn** (**Tetrao urogallo-tetrix**, hybridus, medius, intermedius, urogallides, urogalloides und urogallo-tetricides), der Bastard zwischen Auerhenne und Birkhahn, seltener zwischen Auerhahn und Birkhenne, steht, was Gestalt und Färbung anlangt, ziemlich in der Mitte zwischen seinen beiden Eltern, gibt sich aber keineswegs „auf den ersten Blick hin“ als Blendling zu erkennen. Der Hahn ist auf dem Oberkörper entweder rein schwarz und glänzend oder auf schwarzem Grunde überall mit

grauen Punkten und feinen Zickzacklinien gezeichnet, auf dem Oberflügel schwärzlichbraun und grau durcheinander gewässert; über die Schwungfedern zweiter Ordnung verläuft eine breite, unrein weiße Binde und eine solche Spitzenkante; der seicht ausgeschnittene Schwanz ist schwarz, am Ende der Federn zuweilen weiß gesäumt, das Gefieder der Unterseite schwarz,



Rackelhuhn (Tetrao urogallo-tetrix). 1/4 natürl. Größe.

auf dem Vorderhalse und Kopfe violett schillernd, an den Seiten grau überpudert, auch wohl weiß gefleckt, die Befiederung des Beines weiß, die der Fußwurzel aschgrau. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel hornschwarz. Das Weibchen ähnelt bald der Auer-, bald der Birkhenne, unterscheidet sich aber von jener immer durch geringere, von dieser durch bedeutendere Größe. Sehr häufig mag es für eine Birkhenne angesehen werden. Die Länge des Männchens beträgt 65—75, die des Weibchens 55—60 cm. „Da diese Bastarde“,

schreibt Wurm, „je nach ihrem Blutsanteile von der einen oder anderen Art, untereinander ungemein abändern, selbst, wie Kronprinz Erzherzog Rudolf festgestellt hat, im Gerippe, in der Anzahl der Wirbel, und, unter sich höchst wahrscheinlich unfruchtbar, allmählich wieder spurlos in der Hauptart aufgehen, mit welcher sie sich fortpaarten, so ist ein sicheres Erkennen namentlich der Rackelhennen wichtig. Dieses ergibt am sichersten die Betrachtung des etwas ausgebreiteten und erhobenen Stoßes von unten. Beim Auerwilde ist dieser abgerundet, und der Unterstoß bedeckt nur zur Hälfte den Oberstoß, beim Birkwilde ist ersterer eingeschnitten, und letzterer reicht sogar noch 1 cm über jenen hervor; beim Rackelwilde dagegen erscheint die Stoßform nahezu viereckig, und der Unterstoß bedeckt ihn zu zwei Drittel. Der Purpurviolettglanz des Brustschildes ändert ab von blau bis grün, und der Übergang begreift sich, da mikrochemische Untersuchungen ergeben haben, daß die Brustschilde aller Waldhühner männlichen wie weiblichen Geschlechtes zimtgelben bis rostbraunen Farbstoff enthalten, der beim männlichen Geschlechte reichlicher als beim weiblichen abgelagert ist, und daß bei ersterem den feineren Federästen ein lichtbrechend wirkender Überzug zuwächst, der das metallische Grün beim Auerhahn, Blau beim Birkhahn oder Violett beim Rackelhahn vermöge jeweiliger geringer Abweichungen seiner Anordnung als bloße optische Farben auftreten läßt.“

Das Rackelhuhn ist überall gefunden worden, wo Auer- und Birkwild nebeneinander lebt: in Deutschland, in der Schweiz, vornehmlich aber in Skandinavien. Hier werden, laut Nilsson, alljährlich derartige Bastarde erlegt oder gefangen. Am häufigsten hat man sie in dem nördlichen Teile von Wermeland beobachtet; auch in Norwegen können sie nicht selten sein, da, laut Collett, allwinterlich einige auf den Wildmarkt zu Christiania gebracht werden. In Schottland traten bald nach Einführung des norwegischen Auerwildes zahlreiche Rackelhühner in den Birkwildrevieren auf; sie verminderten sich aber und verschwanden förmlich mit der Zunahme des Auerwildes, bei welchem sich endlich das richtige Verhältnis der Geschlechter zu einander herausgebildet hatte. Der Rackelhahn hat keine besonderen Balzplätze, sondern findet sich auf denen des Birkhahnes, seltener auf denen des Auerhahnes, ein, regelmäßig zum Ärger der balzenden Hähne und der Jäger; denn im Bewußtsein seiner Stärke geht er mit allen Birkhähnen Kämpfe ein, jagt sie auseinander und treibt sie schließlich in die Flucht, stört mindestens empfindlich das gewöhnliche Zusammenleben der balzenden Hähne. Die Laute, die er beim Balzen ausstößt, bestehen in einem röchelnden und grobgurgelnden „Farr farr farr“, das etwas mehr Ähnlichkeit mit dem Balzen des Birkhahnes als mit dem des Auerhahnes hat. Er schleift aber weder, noch thut er einen Hauptschlag wie der Auerhahn, sondern bläst gegen das Ende des Balzens hin wie der Birkhahn, nur weit stärker. Kein einziger Beobachter will gesehen haben, daß er nach dem Balzen die Birkhennen betritt; diese Behauptung hat indessen wenig zu bedeuten, da man auch von der Begattung des Auer- und Birkwildes nur in Ausnahmefällen Zeuge wird und das vereinzelte Vorkommen des Rackelhahnes die Beobachtung noch besonders erschwert.

Über sein Freileben danke ich dem Kronprinzen Rudolf von Österreich, der das Glück hatte, im April 1877 in Böhmen einen dieser Bastarde zu erlegen, bemerkenswerte Mitteilungen. Eingeladen von dem Jagdherrn, diesen Rackelhahn abzuschießen, wurde der hohe Herr von den betreffenden Jagdbeamten zu einem Balzplatze von Birkwild geleitet, auf welchem der Rackelhahn die einstiebenden Birkhähne stets zu überfallen und nach kurzem Kampfe zu vertreiben pflegte. „Als ich mich dem Waldrande näherte und auf ein kleines, vom offenen Felde nur durch ein Wäldchen geschiedenes Feld gelangt war“, erzählt der Kronprinz, „begegnete ich einem Jäger, der mir sagte, daß er soeben den Rackelhahn am anderen Ende dieses Feldes am Waldsaume entdeckt habe. Ich blickte hin und sah wirklich die Gestalt eines großen Vogels, dessen dunkles Gefieder sich deutlich vom hell beleuchteten

Sandboden abhob. Im ersten Augenblicke erinnerte mich sein Aussehen an das eines kleinen Auerhahnes, nicht aber an das eines Birkhahnes; je mehr ich ihn betrachtete, um so deutlicher fiel mir jedoch, soweit ich auf die große Entfernung hin urteilen konnte, das von beiden Stammeltern so überaus verschiedene Wesen auf. Der langsame Gang mit großen, bedächtigen Schritten, die Art, Nahrung vom Felde zu suchen, die mehr wagerechte Haltung: alles dies war ganz eigentümlich und eher dem Gebaren eines Fasanes als eines Rauhfußhahnes ähnlich; auch erstaunte ich, ein Waldhuhn in den ersten Nachmittagsstunden auf dem Felde umherlaufen zu sehen. Doch trug ich in dieser Beziehung der Ebene Rechnung, die bekanntlich die Sitten und Gewohnheiten der vorwaltend im Hochgebirge lebenden Tiere wesentlich verändert, um so mehr, als ich später Gelegenheit hatte, zu beobachten, daß auch die Birkhähne der Gegend den Wald verlassen, um in den frühen Morgenstunden oder abends in die Felder zu streichen. Die Jäger sagten mir, der Hahn halte sich immer in der Nähe des Platzes auf, bei welchem ich ihn gesehen hätte, komme erst des Abends in das Moor, oft bis in unmittelbare Nähe des Dorfes, woselbst sein und mehrerer Birkhähne eigentlicher Balzplatz war, streiche beim Beginn der Dunkelheit dann in bedeutender Höhe über das Moor hinweg und dem nahen Walde zu, um tief drinnen in einem höheren Föhrenbestande, meistens auf derselben Stelle, zu übernachten, sei aber morgens, mit Beginn der Morgenröte, stets auf dem Balzplatze im Sumpfe zu sehen." Kronprinz Erzherzog Rudolf schildert nun seine glückliche Jagd und fährt dann fort wie folgt: „Die Gestalt dieses Vogels kann, wenn er steht, als eine schlanke bezeichnet werden; denn der Körper, den er besonders beim Gehen ziemlich wagerecht hält, sieht länglich gestreckt aus. Trippelt er, sich sicher fühlend, ruhig umher, so hebt er die Füße hoch auf und schreitet mit den allen größeren Hühnerarten eignen Hahnschritten umher. Bei dieser Gelegenheit erinnerten mich seine Bewegungen am meisten an die des Fasanes. Als ich ihn anschlich und vom Walde aus erblickte, bevor er mich gewahrt hatte, stand er mit tief eingezogenem Kopfe und schlaff herabhängenden Flügeln, und das ganze Bild war das eines überaus trägen und verschlafenen Vogels. Da die Menschen ihm bisher nichts zuleide gethan hatten, und er unter den Vögeln seines Wohngebietes der stärkste war, schien er sich für unüberwindlich zu halten und trat deshalb nicht allein unvorsichtig, sondern dummdreist auf. Nach Versicherung der Jäger soll er sich bei Tage immer so träge und teilnahmlos gezeigt haben. Um so mutiger und zorniger erwies er sich am Balzplatze. Sobald ein Birkhahn erschien, griff er diesen an und vertrieb ihn nach kurzem Kampfe; seine viel bedeutendere Stärke und Größe verhalf ihm selbstverständlich stets zum Siege. Die Jäger sagten mir, daß er in der Balzzeit den Stoß fächerförmig, wie ein Auerhahn, ausbreite, das ganze Gefieder aufrichte und mit aufgeblähtem Halse den merkwürdigen Ruf, der ihm seinen Namen verschaffte, das sogenannte ‚Rackeln', erschallen lasse. Dieser Ruf soll aus mehreren in ihrem Tone verschiedenen Absätzen bestehen. Den Beginn macht ein dem Schleifen des Birkhahnes ähnliches Rauschen; ihm folgt ein Glucksen, wie es der Auerhahn vernehmen läßt, und das Ende des Liedes, das dem Hauptschlage des Auerhahnes verglichen werden muß und die höchste Verzückung ausdrückt, bildet das aus krächzenden und schnarchenden Tönen zusammengesetzte, laute, klanglose Rackeln, das nach dem Ausdrucke der dortigen Leute nur mit dem Grunzen der Schweine zu vergleichen ist.

„Besagter Rackelhahn war ein in jener Gegend schon seit geraumer Zeit bekannter Vogel. In den letzten Jahren wurden nicht weniger als ihrer drei beobachtet: der erste von ihnen war vom Jagdbesitzer an dem nämlichen Platze, wo ich den meinigen erlegte, abgeschossen, der zweite einige Jahre lang von den Jägern beobachtet und später in einem benachbarten Gebiete, das er während der Balzzeit besuchte, von einem Bauer erbeutet, der dritte, den ich erlegte, schon einige Zeit vor der Balz in den benachbarten Feldern gesehen

worden. Die Jäger behaupteten, auch eine große Birkhenne, die sie als Rackelhenne angesprachen, gesehen zu haben, versicherten aber, daß diese sich nur in den Nachbarrevieren aufhalte. Beachtenswert ist, daß in allen diesen und auch in den nächsten angrenzenden Waldungen gar kein Auerwild sich aufzuhalten pflegt, und daß erst ziemlich weit davon, etwa 2 Stunden zu fahren, die Grenze des Verbreitungsgebietes des Auerwildes beginnt. Einige der Jäger behaupteten zwar, daß 1 oder 2 vereinzelte Auerhennen ohne Hahn in diesen Wäldern vorkämen; andere hingegen stellten diese Angabe als unbegründet dar."

Über das Gefangenleben hat Nilsson berichtet. „Ich habe", sagte er, „nacheinander drei Rackelhähne im Käfige gehalten und einen von ihnen 5 Jahre lang beobachtet. Im allgemeinen ist der Vogel mehr träge als lebhaft und sitzt fast den ganzen Tag über in ruhender Stellung, mit etwas aufgesträubten Federn, niederhängendem Schwanze und geschlossenen Augen auf seiner Stange. Außer der Frühlingszeit hört man fast nie einen Laut von ihm. Auch nachdem er 5 Jahre im Gebauer zugebracht hatte, war er noch wild und schüchtern; demjenigen, welcher sich dem Käfige näherte, wich er furchtsam aus. Dagegen zeigte er sich gegen kleinere Tiere und Vögel, die zu seinem Behälter kamen oder von seinem Futter zu fressen suchten, zornig und wütend, am meisten gegen den Frühling hin. Er ‚rackelte' dann auch mit einem grunzenden und knurrenden Laute, sperrte dabei den Schnabel weit auf und bedrohte jeden, welcher sich ihm näherte. Ende März oder Anfang April, je nachdem das Frühlingswetter früher oder später eintrat, begann er zu balzen. Während der Balz ging er nun auch auf seiner Stange oder auf dem Boden des Gebauers hin und her, erhob den Schwanz und breitete ihn fächerförmig aus, ließ die Flügel sinken, sträubte die Halsfedern und richtete den weit geöffneten Schnabel nach oben. Die ersten Laute klangen tiefer als die letzten, die in besonderer Aufregung höher und heftiger ausgestoßen, aber doch kaum in einer Entfernung von 150 Schritt vernommen wurden. Im ganzen bestand sein Balzen aus grunzenden, rasselnden oder knarrenden Lauten, die er gleichsam hervorkrächzte. In demselben Garten mit ihm, jedoch in einem anderen Käfige, balzte ein Birkhahn, und man hatte somit Gelegenheit, beide zu vergleichen. Der Birkhahn erschien als ein Tonkünstler, der eine anmutige Schäferweise mit Leichtigkeit und einem gewissen Wohlbehagen vorträgt; der Rackelhahn dagegen gebärdete sich bei seinem Singen höchst wunderlich, und es kostete ihm sichtlich Mühe, sein rauhes Lied hervorzubringen; dennoch war in diesem ein gewisser Takt und Tonfall nicht zu verkennen. Er balzte den ganzen April hindurch und bis in den Mai hinein, aber nie zeitig des Morgens, sondern bloß am Tage und bei schönem Wetter. Im Herbste hört man ihn zuweilen auch ein wenig rackeln; während des übrigen Jahres war er stumm. Seine Nahrung bestand in Preißel- und anderen Waldbeeren, solange solche zu haben waren; auch fraß er gern geschnittene Äpfel, weißen Kohl und anderes Grünzeug nebst Getreidekörnern." Ich selbst erhielt im Jahre 1863 einen Rackelhahn, der in Schweden gefangen und bereits eingewöhnt worden war. Dieser Vogel erinnerte in seinem Betragen viel mehr an den Auerhahn als an den Birkhahn, bekundete namentlich die ernste Würde, die ersteren auszeichnet. Von der Rauflust, die ersterem nachgesagt wird, zeigte er keine Spur; ein kampflustiger Birkhahn, der mit ihm in dasselbe Gehege gesperrt wurde, maßte sich im Gegenteile sehr bald die Oberherrschaft über ihn an und richtete ihn in einem Anfalle von Eifersucht derartig zu, daß der arme Bastard späterhin, sobald er seines Gegners ansichtig wurde, eiligst einem buschreichen Winkel zurannte, sich hier unter Gestrüpp ängstlich verbarg, gewöhnlich platt auf den Boden niederdrückte und nicht mehr muckste.

Neben dem Auer- und Birkhuhne lebt in den europäischen Waldungen noch ein drittes Mitglied der Gattung, das Hasel- oder Rotthuhn (Tetrao bonasia, betulinus und

canus, Bonasia betulina, lagopus, sylvestris, rupestris, minor und albigularis. Tetrastes bonasia, Bonasa betulina und sylvestris). In der Gestalt ähnelt es den bisher besprochenen Verwandten; seine Fußwurzel ist aber nur bis zu drei Viertel ihrer Länge befiedert, und die Zehen sind nackt; der abgerundete Schwanz besteht aus 16 Steuerfedern; die Scheitelfedern sind stark verlängert und zu einer Holle aufrichtbar. Beide Geschlechter ähneln sich in Größe und Färbung des Gefieders, obwohl sie sich noch leicht



Haselhuhn (Tetrao bonasia). ⅓ natürl. Größe.

unterscheiden lassen. Das Gefieder ist auf der Oberseite rostrotgrau und weiß gefleckt, der größte Teil der Federn auch mit schwarzen Wellenlinien gezeichnet; auf dem Oberflügel, dessen Färbung ein Gemisch von Rostgrau und Rostrot ist, treten weiße Längsstreifen und weiße Flecken deutlich hervor; die Kehle ist weiß und braun gefleckt; die Schwingen sind graubraun, auf der schmalen Außenfahne rötlichweiß gefleckt, die Steuerfedern schwärzlich, aschgrau getuscht und die mittleren rostfarben gebändert und gezeichnet. Das Auge ist nußbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß, soweit er nackt, hornbraun. Dem Weibchen fehlt die schwarze Kehle, und die Färbung seines Gefieders ist minder lebhaft, namentlich

mehr grau als rostrot. Die Länge beträgt durchschnittlich 45, die Breite 62, die Fittichlänge 19, die Schwanzlänge 13 cm. Das Weibchen ist etwa um ein Fünftel kleiner als das Männchen.

Der Verbreitungskreis des Haselhuhnes erstreckt sich von den Pyrenäen an bis zum Polarkreise und von der Küste des Atlantischen bis zu der des Stillen Weltmeeres. Innerhalb dieser ausgedehnten Länderstrecken findet es sich jedoch keineswegs allerorten, sondern nur in gewissen Gegenden. Es zieht Gebirge der Ebene vor, hält sich aber auch dort bloß hier und da ständig auf. Im Alpengebiete, in Bayern, Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen ist es nicht gerade selten; in den Rheinländern, Hessen Nassau, dem südlichen Westfalen und Franken, im Schwarzwalde, Harze und Erzgebirge noch immer heimisch, in Pommern bereits sehr zusammengeschmolzen. Letzteres gilt auch für Österreich-Ungarn, wo es, außer geeigneten Örtlichkeiten des Alpengebietes, hier und da in Niederösterreich, Böhmen und Mähren, häufiger aber in Ungarn und Galizien auftritt. In Italien, wo es vormals an verschiedenen Orten nicht selten war, findet es sich nur noch an wenigen Stellen, so zum Beispiel in Comasco; in Griechenland wie in Spanien hat man es nicht beobachtet; in Frankreich tritt es in den Alpen, Pyrenäen und den westlichen Teilen der Vogesen, in Belgien wohl nur in den Ardennen auf; in ganz Norddeutschland, Holland, Dänemark und Großbritannien kommt es nicht vor. Häufig und allverbreitet ist es erst im Norden und zumal im Nordosten Europas, namentlich in Schweden und Norwegen, in Polen, Liv- und Esthland, Rußland und Sibirien. Große, dunkle und gemischte Wälder, insbesondere solche, welche aus Eichen, Birken, Erlen und Nußbäumen, mindestens aus Nadelbäumen, Birken und Espen bestehen, und hier auf der Südseite liegende, wenig besuchte, an steinige, mit Beerengestrüpp bedeckte Halden grenzende Gehänge bilden seine Lieblingsaufenthaltsorte, während es im reinen Nadelholzwalde selten und immer nur einzeln angetroffen wird. In Waldungen, die seinen Anforderungen entsprechen, wählt es sich dichte Bestände zu seinem Wohnorte, und nach ihnen zieht es sich bei jeder Gefahr zurück. Je wechselreicher der Wald, um so angenehmer scheint er ihm zu sein. An gewissen Waldstellen findet man es jahraus jahrein, während es andere zeitweilig verläßt, um kurze Streifzüge zu unternehmen. Namentlich die Hähne streichen im Herbste ziemlich regelmäßig nach angrenzenden kleinen Wäldern oder Schlägen, um sich dort an verschiedenen Beeren zu erlaben. Dabei geschieht es denn, daß einzelne oft 10—20 km weit in die Felder und das Feldgesträuch fliegen und förmlich verschlagen werden; doch kehren die meisten gegen Ende des Monats wieder nach den großen Waldungen zurück. Auch im übrigen Jahre wechselt das Haselhuhn mit seinem Aufenthaltsorte. So hält es sich, nach Leyen, im Mai, Juni und Juli vorzugsweise im gemischten Holze und gern an den Rändern des Waldes auf, zieht sich im August nach höheren Waldstellen zurück und nähert sich allmählich den Beerenschlägen, während die einzelnen Hähne sich zu ihren Streifzügen anschicken; im September begegnet man ihm an den Waldrändern und in Gebüschen, sogar in Heidegegenden, falls nur dichte Gebüsche in der Nähe sind; wenn das Laub zu fallen beginnt, verläßt es gewöhnlich den Laubholzwald und zieht sich nach den Nadelholzwäldern zurück; im Oktober trifft man es da, wo die Blätter nicht so stark fallen, und während des Winters endlich begegnet man ihm wiederum im gemischten Walde. In den Schweizer Alpen haust es, laut Tschudi, vorzugsweise in dem unteren und mittleren Waldgürtel der Gebirge, selten auf den Vorbergen und in den Forsten der Ebene. Es ist oft der Begleiter des Auerhuhnes, scheint aber ausnahmsweise höher zu gehen. Auch hier zieht es die Mittagsseite dicht bewaldeter einsamer Berghalden allen übrigen Orten vor und findet sich vorzugsweise in steinigen, mit Wacholder-, Hasel- und Erlenbüschen bewachsenen, von Bächen durchflossenen, mit Tannen und Birken besetzten Gebieten. Im Norden siedelt es sich im Gebirge wie in der Ebene, in Skandinavien am häufigsten am

Fuße des Hochgebirges an; in Rußland und Sibirien nimmt es in allen zusammenhängenden Waldungen seinen Stand, erscheint aber dort etwas kleiner, mehr grau und weißlich gefärbt als in Mitteleuropa.

Das Haselhuhn lebt gern verborgen und macht sich deshalb wenig bemerklich. Nur selten und bloß zufällig, oder wenn man sich still und versteckt hält, gewahrt man es, am häufigsten noch im Laufen, wenn es, von einem Gebüsche nach dem anderen rennend, einmal eine freie Stelle überschreiten muß, in der rauhen Jahreszeit auch wohl auf stärkeren Ästen eines Baumes sitzend, wo es sich oft der Länge nach hindrückt und auch den Kopf darauf hinstreckt, so daß es sich recht gut verbirgt. Von dünnen Zweigen aus fliegt es, aufgescheucht, meist schnell weg und verbirgt sich im Gesträuche am Boden; vom Boden aus dagegen erhebt es sich, wenn man es hier überraschte, regelmäßig zu einem der nächsten Bäume, um von der Höhe aus den Störenfried neugierig dumm zu betrachten. Wird es nochmals verscheucht, so fliegt es stets einem dichtwipfeligen Nadelbaume zu, versteckt sich im dunkelsten Gezweige und verhält sich ganz ruhig, oder läuft ungesehen auf die dem Beobachter entgegengesetzte Seite des Baumes und verläßt den Wipfel unbemerkt. Gewöhnlich sitzt und geht es sehr geduckt, wie ein Rebhuhn, wenn es sich unsicher fühlt, dagegen mit mehr erhobenem und im Laufen mit vorgestrecktem Halse. Es ist überraschend schnell und gewandt, kann auch vortrefflich springen. „Ich belauschte eins“, erzählt Naumann, „beim Ausbeeren einer Dohne, das mit Hilfe der Flügel über $1^{1}/_{2}$ m senkrecht in die Höhe sprang, die erschnappten Beerenbüschel in die Höhe riß, und als es mich in demselben Augenblick gewahr wurde, schnell damit unter die nahen Wacholderbüsche rannte.“ Die Henne trägt im Laufen die wenig verlängerten Scheitelfedern glatt niedergelegt, während der mit mehr Anstand einherschreitende Hahn die Haube lüftet. Der Flug ähnelt im wesentlichen dem anderer Rauhfußhühner, ist, nach meiner Auffassung, bei weitem leichter, jedoch etwas langsamer als der des Birkhuhnes und, was ich besonders hervorheben möchte, nur beim Aufstehen mit leise schwirrendem, nicht mit laut polterndem Geräusch verbunden, im übrigen aber so lautlos, daß man ein im vollen Zuge begriffenes Haselhuhn kaum hört. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht unwesentlich durch die Stimme, und namentlich die Hennen lassen vielfach wechselnde Laute vernehmen. Die jungen einjährigen Hühner ändern, wie Leyen behauptet, ihren Lockruf mit dem zunehmenden Alter bis zum September des ersten Jahres fünfmal. Es ist schwer, diesen Ruf mit Worten wiederzugeben. Er beginnt im hohen, auf- und absteigenden Diskant und endet in derselben Tonart mit einem kürzeren oder längeren Triller. Die erstjährigen Haselhühner locken, solange sie zusammen in der Kette leben, einfach: „pi pi pi pi“, und zwar die Hähne ebenso wie die Hennen. Sind die Jungen schon paarungsfähig, wenn auch noch in der Kette, so lassen sie einen Ton vernehmen, der etwa durch „tih“ oder „tihti“ ausgedrückt werden kann, später fügen sie noch einen dritten zu, so daß der ganze Stimmlaut „tih tih — titi“ oder „tih tih — tite“ klingt. Der ausgebildete Hahn pfeift ein förmliches Liedchen, das man durch die Silben „tih tih — titi diri“ wiederzugeben versucht hat. Dieser Ruf wird übrigens ebensowohl im Anfange wie am Ende mehrfach verändert. Die alte Henne unterscheidet sich durch ihre Stimme auffallend von dem Hahne und läßt, namentlich wenn sie davonfliegt, einen sogenannten Läufer hören, der sehr fein und leise beginnt, immer lauter und breiter wird und endlich in möglichst schnell aufeinander folgenden Tönen endigt. Leyen versucht das Ganze durch die Silben „titititititititikiulkiulkiulkiulkiul“ auszudrücken, und von Kobell bemerkt, daß die Jäger Oberbayerns den Ruf des Hahnes durch die Worte „zieh, zieh, zieh, bei der Hitz' in die Höh'“ zu übersetzen pflegen.

Hinsichtlich der Sinnesanlagen übertrifft das Haselwild wahrscheinlich das Birkwild, zeichnet sich mindestens durch überaus scharfes Gehör aus; rücksichtlich der geistigen Anlagen

steht es mit jenem ungefähr auf gleicher Stufe. Wesen und Lebensart unterscheiden es von den bisher geschilderten Verwandten. Es gehört nicht ausgesprochen zu den Hühnern, die in Vielehigkeit leben, sondern hält sich zumeist paar- und familienweise zusammen. Schon im September wählt sich der junge Hahn eine Gefährtin, ohne jedoch die Kette zu verlassen; gegen das Frühjahr hin trennt er sich mit ihr ab, um zur Fortpflanzung zu schreiten. Auch er hat eine Balz wie Auer- und Birkhahn, tanzt aber nicht in der ausdrucksvollen Weise wie die Genannten, sondern begnügt sich, durch Aufrichten seiner Scheitel-, Ohr- und Kehlfedern und sehr lebhaftes Trillern und Pfeifen der Gattin seine Gefühle kundzugeben. Wenn er recht hitzig ist, pfeift und trillert er, gewöhnlich auf einem geeigneten Baume und in mittlerer Höhe der Krone stehend, von Sonnenuntergang an fast die ganze Nacht hindurch bis zum späten Morgen. Zum Boden herab kommt der balzende Hahn nur unmittelbar vor der Begattung.

Am Fortpflanzungsgeschäfte nimmt er wenigstens in einem gewissen Grade Anteil. Nach der ersten Begattung sucht die Henne einen möglichst gut versteckten Platz unter Gebüsch und Reisern, hinter Steinblöcken, im Farnicht &c., legt in eine Mulde ihre 8—10, auch wohl 12 und mehr, verhältnismäßig kleinen, etwa 40 mm langen, 30 mm dicken, glattschaligen, glänzenden, auf rötlichbraunem Grunde rot und dunkelbraun gefleckten und getüpfelten Eier und bebrütet sie 3 volle Wochen lang so eifrig, daß man in ihre unmittelbare Nähe kommen kann, ehe man sie verscheucht. Der russische Jagdschriftsteller Ssabanjaew berichtet, daß man im Ural auch Haselhennen alte Nester auf Bäumen zur Brut habe benutzen sehen. Während die Henne sitzt, und solange die Jungen noch klein sind, treibt sich der Hahn nach eignem Belieben umher, zumeist allerdings in der Nähe der Gattin, zuweilen aber auch in entfernteren Strichen, zu welchen ihn der Lockton eines anderen Hahnes gerufen, und erst wenn die Jungen größer geworden, findet er sich wieder bei der Familie ein, um ihr fortan als treuer Führer und Wächter zu dienen. Das Nest ist äußerst schwer zu finden, weil sein Standort stets mit größter Vorsicht gewählt wird und die Henne bei Annäherung eines Feindes nicht davon hinkt und flattert, sondern still und geräuschlos davonschleicht, während sie, wenn sie die Eier aus freien Stücken verläßt, nie verfehlt, sie mit den Niststoffen sorgfältig zu bedecken. Auch die ausgeschlüpften Jungen werden nur zufällig einmal bemerkt. Nach ihrem Eintritte ins Leben hudert sie die Henne noch eine Zeitlang im Neste, bis sie vollkommen abgetrocknet sind; dann führt sie die Kinderschar baldmöglichst geeigneten Futterplätzen zu. Sobald sie Gefahr wittert, gebraucht sie alle Verstellungskünste, die in ihrer Familie üblich sind, und die kleinen, dem Erdboden täuschend ähnlich gefärbten Küchlein drücken sich so geschickt zwischen Moos und Kraut, Steine, Baumwurzeln und dergleichen, daß wohl die feine Nase eines Fuchses oder Vorstehhundes, nicht aber das Auge eines Menschen sie wahrnehmen kann. Anfänglich werden sie an sonnige Stellen geführt und hier fast ausschließlich mit Kerbtieren ernährt; später nehmen sie dieselbe Nahrung zu sich wie die Alten, noch immer viele Kerbtiere, aber auch Beeren, Grasspitzen, Blätterknospen und Blütenblättchen der verschiedenen Pflanzen. Sie lernen sehr bald fliegen und vertauschen dann ihren nächtlichen Ruheplatz unter der Mutterbrust mit niederen und höheren Baumästen, auf welchen sie sich dicht neben und noch teilweise unter die Mutter niederzusetzen pflegen. Mit dem Flugbarwerden der Familie trifft nun auch der Vater wieder bei ihr ein, und nunmehr bildet die ganze Gesellschaft ein Gesperre, das bis zum Herbste treu zusammenhält.

Leider wird das Haselhuhn bei uns zu Lande, trotz des ihm gern gewährten Schutzes, von Jahr zu Jahr seltener. Raubsäugetiere und Raubvögel mögen viele Jungen wegnehmen; es müssen aber auch noch andere Ursachen zu dieser in mancher Hinsicht auffallenden Verminderung beitragen. In vielen Gegenden, wo es früher Haselhühner gab,

sind sie jetzt verschwunden, ohne daß man eigentlich sagen kann, warum. „Selbst in Deutschland werden", wie Wurm schreibt, „mehr in Schlingen gefangen, als man glauben möchte. Hauptsächlich aber verdrängt sie die einseitig übertriebene Kultur der Nadelhölzer, welche die hauptsächlichste, in Laubholzknospen bestehende Winteräsung zum Verschwinden bringt, und deren dichte, ausgedehnte Schonungen wohl noch Verstecke, aber keinen diesen Vögeln zusagenden Unterwuchs bieten." Dagegen wandern sie in einzelne Waldungen auch wieder ein. So ist es geschehen in einigen Wäldern an dem südlichen Abhange des Erzgebirges, woselbst man bereits wieder namhafte Flüge antrifft.

Da, wo das Haselhuhn häufig ist, wird es in Menge erlegt; denn sein Wildbret ist unbestritten das köstlichste, das die Ordnung der Hühnervögel überhaupt gewährt. Die Jagd wird entweder mit Hilfe des Vorstehhundes oder, und wohl mit größerem Vergnügen, vermittelst der sogenannten Locke betrieben. Dies ist eine Pfeife, auf welcher der Ruf des Hahnes täuschend nachgeahmt und jedes kampflustige Männchen herbeigezogen wird. Glücklicherweise gehört zu dieser Jagdart eine gewisse Kunstfertigkeit oder mit anderen Worten ein tüchtiger Jäger. Wie bei anderen Hühnern erregen die letzten schönen Herbsttage auch das Haselhuhn und machen es geneigt, mit anderen seinesgleichen zu kämpfen, zu streiten. Diese sogenannte Kampfzeit währt von den ersten Tagen des September an bis zu Ende des Oktober, und sie ist es, die zur Jagd benutzt wird; namentlich die ersten Tage des September sind hierzu geeignet, falls die Witterung günstig ist. Der Jäger, der auf der Locke mit Erfolg Haselhühner jagen will, muß nicht nur die Jagdart, sondern auch den Wald genau kennen; denn die Hauptsache ist und bleibt, einen geeigneten Standort zu wählen und während des Ganges möglichst wenig Geräusch zu verursachen. In der Frühe des Morgens bricht man auf, schleicht durch den Wald und stellt sich da, wo man Haselhühner weiß oder vermutet, hinter einem hochschaftigen Baume auf. Hauptbedingung des Standortes ist ein im Umkreise von 30 Schritt freier, d. h. nicht mit Gestrüpp bedeckter Boden, weil der herbei gelockte Haselhahn nicht immer geflogen, sondern sehr oft gelaufen kommt, dann selbstverständlich jede Deckung benutzt und regelmäßig den Schützen eher entdeckt, als dieser sein Wild. Der schulgerechte Jäger stellt oder lehnt sich, nachdem er den passenden Standpunkt gefunden, an seinen Baum, macht sich schußfertig, nimmt die Locke und ruft nun zunächst als jüngerer Haselhahn. Bei günstigem Wetter kommt der getäuschte Hahn auf den ersten Ton geflogen, und zwar so schnell, daß der Jäger kaum Zeit hat, die Locke aus dem Munde zu nehmen. Er erkennt aus der größeren oder geringeren Stärke des Brausens, ob der Hahn von einem Baume auf den anderen geflogen ist oder sich von dem Baume auf die Erde geworfen hat, weiß also im voraus, von welcher Seite sein Wild ankommen wird, stellt sich günstig zurecht, lockt noch einmal, um jenem die Stelle genau zu bezeichnen, sieht schußfertig nach der betreffenden Gegend hin und wird so in der Regel den ankommenden Hahn schon von weitem wahrnehmen können. Er läßt ihn in gute Schußweite herankommen; denn es handelt sich auch darum, daß der Vogel im Feuer zusammenbricht. Ein bloß angeschossenes Huhn geht fast regelmäßig verloren.

Ein alter Hahn, der früher durch Verscheuchung, Fehlschüsse oder unrichtiges Locken betrogen und mißtrauisch gemacht wurde, kommt weder gehend noch fliegend unmittelbar auf die Locke, sondern läuft oder fliegt in solcher Entfernung rundum, daß man selten zum Schusse kommt. Lockt ein Haselhahn entgegen, so will er damit sagen, daß er nicht Lust oder Mut hat, sofort zu erscheinen. Dann heißt es für den Jäger geduldig warten; doch thut er wohl, wenn er ein- oder zweimal lockt, um jenem seinen Standpunkt möglichst richtig anzudeuten. Der Haselhahn antwortet darauf gewöhnlich noch einigemal und verstummt wieder. Aber nach 5—10 Minuten geschieht eine Überraschung. Man hört

plötzlich ein Brausen; der Hahn kommt in einem Zuge heran und wirft sich vor die Füße des Jägers, oft mit solcher Heftigkeit, daß vorhandenes, trockenes Laub förmlich aufstiebt. In der festen Überzeugung, auf diesem Punkte seine Kameraden zu finden, bemerkt er zwar etwas, das nicht aussieht wie Holz, erkennt aber doch nicht sofort den Menschen und schickt sich dann langsam zum Abmarsche an. Diesen Augenblick der Verblüfftheit muß der Jäger zum Schusse benutzen. Gerät der Schütze zwischen viele Haselhühner, die getrennt, einzeln oder paarweise, sich in hörbarer Weite voneinander befinden und rundum gleichzeitig antworten und locken, so kommt auf seinen Anruf nur zufällig ein Haselhuhn herbei. Der geübte Jäger weiß aber in solchen Fällen Rat, indem er als Henne lockt; dann wird es ruhig, und er kann nunmehr seine Jagd beginnen. Oft geschieht es, daß er von dem eingenommenen Standpunkte aus mehrere Hähne erlegt; denn der Knall des Gewehres stört diese nicht, solange der Jäger seinen Stand nicht verläßt oder sich überhaupt nicht bewegt. Dies darf erst geschehen, wenn sich der Schütze einem zweiten Stande zuwendet. So beschreibt Leyen sachgemäß und richtig diese anziehende Jagd.

Gefangene Haselhühner gewöhnen sich zwar leicht an ein Ersatzfutter, werden aber selten zahm. Nach Wurm ertragen sie die Gefangenschaft nur, wenn sie nicht einzeln, sondern in Gesellschaft gehalten werden. Im Anfange ihrer Gefangenschaft gebärden sie sich ungemein ängstlich, und wenn der Raum, in welchem man sie hält, nicht groß genug ist, rennen sie sich beim Erscheinen eines Menschen zu Tode. Sind sie jedoch einmal eingewöhnt und haben sie sich mit ihrem Pfleger befreundet, so erfreuen sie diesen auf das höchste; denn sie bleiben auch im Käfige anmutig und liebenswürdig.

Unter den Rauhfußhühnern Nordamerikas scheint mir das Prairiehuhn (Tetrao cupido, Cupidonia cupido und americana, Bonasa cupido) besonderer Auszeichnung wert. Es unterscheidet sich von anderen Waldhühnern durch zwei lange, aus ungefähr 18 schmalen Federn gebildete Büschel, die zu beiden Seiten des Halses herabhängen und hier nackte Hautstellen bedecken, die wiederum die Lage von blasenartigen, mit der Luftröhre in Verbindung stehenden Hautsäcken bezeichnen. Die Geschlechter unterscheiden sich kaum in der Färbung, sondern höchstens dadurch, daß die Schmuckfedern beim Männchen länger sind als beim Weibchen. Im übrigen ähnelt das Prairiehuhn hinsichtlich seines Leibesbaues dem Auerhuhne; doch ist der aus 18 breiten, zugerundeten Federn bestehende Schwanz verhältnismäßig kürzer als bei jenem, im Fittiche die vierte Schwinge die längste und das Kopfgefieder einigermaßen verlängert. Die Federn der Oberseite sind schwarz, blaßrot und weiß, die der Unterseite blaßbraun und weiß in die Quere gebändert, wodurch ein schwer zu beschreibendes Gemisch gedachter Farben entsteht; der Bauch ist weißlich; die Schwungfedern sind graubraun, ihre Schäfte schwarz, ihre Außenfahnen rötlich gefleckt, die Steuerfedern dunkel graubraun, mit schmutzig weißem Spitzensaume, die Federn der Wangengegend und Kehle gelblich, die ein Band unter dem Auge bildenden braun, die langen am Halse dunkelbraun an der äußeren, blaß gelbrot an der inneren Fahne. Das Auge ist kaffeebraun, die Braue scharlachrot, der Schnabel dunkel hornfarben, der Fuß, soweit er nackt, orangegelb; dieselbe Färbung zeigen auch die nackten Teile am Hinterhalse. Die Länge beträgt 45, die Breite 75, die Fittichlänge 20, die Schwanzlänge 12 cm.

„Als ich zuerst in Kentucky verweilte", sagt Audubon, dessen Schilderung ich vorzugsweise benutzen werde, „war das Prairiehuhn so häufig, daß man sein Wildbret nicht höher schätzte als gewöhnliches Fleisch, und daß kein wirklicher Jäger es für würdig hielt, darauf zu jagen. Man sah diese Hühner mit derselben Mißgunst an wie in anderen Teilen der Vereinigten Staaten die Krähen, und zwar infolge der Verheerungen, die sie auf Fruchtbäumen und in Gärten während des Winters oder auf den Feldern im Laufe des

Sommers anrichteten. Die Bauernkinder oder die Negerbuben waren vom Morgen bis zum Abend beschäftigt, mit Hilfe von Klappern die unwillkommenen Gäste zu vertreiben, und allerhand Fallen und Schlingen wurden gebraucht, um sie zu fangen. In jenen Tagen geschah es häufig, daß zur Winterzeit Prairiehühner ins Gehöft des Farmers kamen und hier mit den Hühnern fraßen, daß sie sich auf den Häusern freiwillig niederließen oder in den Straßen der Dörfer umherliefen. Ich erinnere mich, daß man mehrere in einem Stalle fing, den sie, Putern nachfolgend, freiwillig aufgesucht hatten. Im Laufe desselben Winters erlegte ein Freund von mir 40 Stück von ihnen, zu dem einzigen Zwecke, um



Prairiehuhn (Tetrao cupido). ¼ natürl. Größe.

sich im Büchsenschießen zu üben; denn er hielt es nicht der Mühe wert, die erlegten aufzunehmen: so übersättigt war er und alle seine Familienmitglieder mit dem Wildbret jener Hühner. Meine eignen Diener zogen fetten Speck dem Braten der Prairiehühner vor."

Diese Erzählung klingt auffallend genug, wenn man weiß, daß sie sich auf dasselbe Land bezieht, in welchem man vor mehr als zwei Menschenaltern das Stück dieser Hühner für einen Cent kaufen konnte, wo gegenwärtig aber kaum noch eins gefunden wird. Auch die Prairiehühner haben Kentucky verlassen und ziehen sich, wie die Indianer, weiter und weiter nach Westen zurück, um den Mordgelüsten des weißen Mannes zu entgehen. In den östlichen Staaten, wo sie noch vorhanden sind, danken sie ihr Bestehen nur Jagdgesetzen, die man zu ihrem Schutze erlassen hat.

Abweichend von den bisher beschriebenen Familienverwandten bewohnt das Prairiehuhn ausschließlich wald- und baumlose Ebenen. Dürre, sandige Strecken, die nur spärlich

mit Buschwerk bestanden, aber mit Gras bewachsen sind, bilden seine Aufenthaltsorte; von dem bebauten Lande zieht es sich jedoch nicht zurück, sondern sucht Felder eher auf, weil sie ihm reichliche Nahrung gewähren. Mehr als andere Rauhfußhühner gleicher Größe ist es auf den Boden gebannt, bäumt höchstens bei schwerem Wetter oder um Beeren und Früchte von Büschen und Bäumen abzupflücken und verbringt auch die Nacht in der Tiefe zwischen Gras und Gestrüpp. Im Winter tritt es Streifzüge an, die man in gewissem Sinne Wanderungen nennen kann, weil sie einigermaßen regelmäßig geschehen; doch haben sie bloß den Zweck, auf günstige Futterplätze zu führen, und werden deshalb auch keineswegs überall, sondern nur hier und da und in gewissen Wintern ausgeführt, so daß viele Jäger unsere Hühner mit Recht als Standwild ansehen.

In seinen Bewegungen erinnert das Prairiehuhn vielfach an unser Haushuhn; jedenfalls ist es viel plumper und schwerfälliger als das Haselhuhn. Wenn es plötzlich gestört wird, erhebt es sich; wenn es aber den Verfolger von ferne wahrnimmt, und der Raum vor ihm offen ist, läuft es mit größter Eile davon, einem der nächsten Grasbüsche oder Buschdickichte zu, verbirgt sich hier und drückt sich, bis ihm der Jäger sehr nahe kommt. Auf frisch gepflügten Feldern sah es Audubon mit aller Macht unter Zuhilfenahme der Flügel dahinrennen, sich hinter größeren Schollen niederdrücken und dann wie durch Zauberei aus dem Auge verschwinden. Auf dicken Baumzweigen bewegt es sich mit Geschick, auf schwächeren erhält es sich nur mit Hilfe der Flügel im Gleichgewichte. Der Flug ist kräftig, regelmäßig und ziemlich schnell, auch recht anhaltend, das Schwingengeräusch minder laut als bei anderen Rauhfußhühnern. Es bewegt sich durch die Luft mit wiederholten Flügelschlägen, auf welche dann bei stark niedergebeugten Schwingen ein langsames Gleiten folgt; währenddem pflegt es das unter ihm liegende Gebiet zu übersehen. Beim Aufstehen ruft es gewöhnlich 4—5mal nacheinander. Von dem Hunde läßt es sich nicht stellen, sucht vielmehr lieber sein Heil in der Luft und erhebt sich womöglich in weiter Entfernung von dem Schützen. Die gewöhnliche Stimme unterscheidet sich wenig von dem Gackern unseres Haushuhnes; während der Paarungszeit aber läßt der Hahn höchst eigentümliche Laute vernehmen. Er bläst die Luftsäcke zu beiden Seiten des Halses auf, so daß sie in Gestalt, Farbe und Größe einer kleinen Orange ähneln, biegt den Kopf zum Boden herab, öffnet den Schnabel und stößt nacheinander mehrere, bald lauter, bald schwächer rollende Töne aus, die denen einer großen Trommel nicht ganz unähnlich sind, erhebt sich hierauf, füllt die Luftsäcke von neuem und beginnt wiederum zu „tuten". An einem Prairiehahne, den Audubon zahm hielt, bemerkte er, daß die Luftsäcke nach dem Ausstoßen jener Töne ihre Rundung verloren und einen Augenblick lang wie geborstene Blasen aussahen, aber nach wenigen Minuten wieder ihre Fülle erlangt hatten. Dies veranlaßte ihn, die Luftsäcke vermittelst einer Nadel zu öffnen, und das Ergebnis war, daß der Vogel jene Laute nicht mehr hervorbringen konnte. Ein Hahn, bei welchem unser Forscher nur eine Zelle geöffnet hatte, vermochte noch zu tuten; die Laute waren aber viel schwächer als früher. Sobald die Paarungs- und Kampfzeit vorüber ist, schrumpfen die Luftsäcke zusammen, und während des Herbstes und Winters haben sie sich bedeutend verringert. Bei jungen Hähnen treten sie mit Ausgang des ersten Winters in Thätigkeit, vergrößern sich aber noch mit den Jahren mehr und mehr.

Die Äsung des Prairiehuhnes besteht ebensowohl aus Pflanzenstoffen wie aus Kleingetier der verschiedensten Art. Im Laufe des Sommers werden Wiesen und Kornfelder, im Herbste die Gärten und Weinberge, im Winter Gegenden, in welchen es viele Beeren gibt, aufgesucht. Beeren aller Art liebt dieses Huhn ganz ungemein, auch Baumfrüchte, z. B. Äpfel, behagen ihm sehr, und Getreide aller Art bildet einen Hauptteil seiner Nahrung: es frißt sowohl die jungen Spitzen der Blätter als auch die reifen Körner, kann

deshalb im Felde wie im Garten lästig werden. Anderseits nützt es aber auch wieder durch Aufzehren von schädlichen Kerfen, Schnecken und dergleichen. Besonders erpicht scheint es auf Heuschrecken zu sein, und wenn ein Glied der Gesellschaft solchen fetten Bissen erspäht hat, rennen alle übrigen hinter ihm drein, um womöglich an der Mahlzeit teilzunehmen. Daß es andere Kerbtiere, namentlich die Bewohner der Ameisenhaufen, auch nicht verschmäht, braucht kaum erwähnt zu werden.

Gegen den Winter hin schlägt sich das Prairiehuhn da, wo es häufig ist, in zahlreiche Flüge zusammen, die sich erst mit Anbruch des Frühlings wieder sprengen. Dies geschieht, sobald der Schnee geschmolzen ist und die ersten Grasblätter sich zeigen; es bleiben dann jedoch immer noch Trupps von 20 und mehr Stück bei einander. Jede dieser Gesellschaften wählt sich jetzt einen besonderen Platz, auf welchem sie täglich zusammenkommt, um die nunmehr beginnenden Liebesspiele und Tänze aufzuführen. Erregt durch den Paarungstrieb, fliegt das Männchen, ehe noch der erste Schimmer des Tages sich im Osten zeigt, eilig jenen Balzplätzen zu, um die Nebenbuhler, die dort sich einfinden, zum Kampfe herauszufordern und mit ihnen zu streiten. Es trägt in dieser Zeit sein Hochzeitskleid, und zwar mit einem Selbstbewußtsein, das von keinem anderen Vogel übertroffen werden kann. Jeder einzelne Hahn spreizt sich, so viel er kann, blickt verachtungsvoll auf den anderen herab und geht mit den stolzesten Gebärden an ihm vorüber. Gesenkten Leibes, das Spiel ins Rad geschlagen und nach vorwärts übergebogen, die fächerförmig zerteilten Federn am Halse wie eine gesteifte Halskrause gebreitet, die orangegelben Luftbehälter zu Kugeln aufgeblasen, die Schwingen wie bei anderen balzenden Hühnern vom Leibe ab und gesenkt getragen, auch auf dem Boden unter hörbarem Geräusche geschleift: so rennen sie eilig nebeneinander dahin und gegeneinander los. Ihre Augen leuchten von Kampfeslust, die erwähnten sonderbaren Laute, die durch jene Behälter merkwürdig verstärkt werden, erfüllen die Luft, und der erste Lockton einer Henne gibt das Zeichen zur Schlacht. Die kämpfenden Hähne gehen gegeneinander an und springen hoch vom Boden empor; abgeschlagene Federn wirbeln hernieder, und einzelne Blutstropfen, die von dem zerkratzten Halse herabrieseln, beweisen zur Genüge, daß der Kampf ernsthaft gemeint ist. Hat ein starker Hahn einen schwächeren in die Flucht geschlagen, so sucht er sich einen zweiten Gegner heraus, und oft kann man sehen, daß einer nach dem anderen vor diesem Recken unter den nächsten Büschen Zuflucht suchen muß. Nur wenige von ihnen verweilen auf dem Plane und behaupten, so abgehetzt sie auch sind, das Schlachtfeld, langsam und stolz auf ihm hin und her schreitend; sodann suchen Sieger und Besiegter die Hennen auf, um von ihnen der Minne Lohn zu empfangen. Nicht selten geschieht es, daß ein bereits verehelichtes Männchen plötzlich von einem Nebenbuhler überfallen wird, der, durch das Liebesgeplauder der Vermählten herbeigezogen, sich fliegend mit rasender Eile auf den Glücklichen stürzt. Dann drückt sich die Henne sofort auf den Boden nieder, unter die Brust ihres Gemahles, der, stets zum Kampfe bereit, sich dem Gegner stellt und alle seine Kraft aufbietet, um ihn zu vertreiben.

In Gegenden, wo das Prairiehuhn wenig vom Menschen zu leiden hat, hört man sein Brummen oder Tuten nicht allein in den frühen Morgenstunden, sondern auch den ganzen Tag lang bis zum Abend, während man da, wo die kampflustigen Tiere den stärkeren Feind über sich wissen, von ihnen nach Sonnenaufgang nur selten noch einen Laut vernimmt. Hier wird stets ein verborgener Kampfplatz gewählt und der Streit selbst so rasch wie möglich ausgekämpft. Junge Hähne streiten auch im Herbste, während die jungen Hennen sich um diese Zeit zu friedlicherem Thun zusammenscharen.

Je nach der südlicheren oder nördlicheren Lage ihres Standortes legt die Henne früher oder später, von Anfang April bis Ende Mai. Audubon fand in Kentucky Nest und Eier schon in den ersten Tagen des April, glaubt aber, daß die eigentliche Nistzeit doch erst in

den Mai falle. Das Nest wird ohne jegliche Sorgfalt aus trockenen Blättern und Gräsern zusammengebaut, unter allen Umständen aber zwischen hohem Grase oder unter dicht zum Boden herabhängendem Gebüsche wohl verborgen. Die 8—12 Eier, die in der Größe denen des Haushuhnes gleichkommen, etwa 45 mm lang, 32 mm dick und lichtbräunlich, fast wie Perlhuhneier gefärbt sind, werden in 18—19 Tagen gezeitigt, die Jungen, sobald sie gehfähig, von der Mutter ohne Mithilfe des Männchens erzogen und unterrichtet. Eine Prairiehenne mit ihren Küchlein erinnert in jeder Hinsicht an eine Familie unserer Haushenne: die Alte bekundet ihren Kindern gegenüber dieselbe Zärtlichkeit und Mütterlichkeit wie jene. Anfangs werden die Küchlein ebenfalls vorzugsweise mit Kerbtieren geatzt, später auf Waldwege und an ähnliche nahrungversprechende Orte geführt. Oft sieht man sie Düngerhaufen durchscharren, um hier die noch unverdauten Getreidekörner aufzunehmen. Bei Annäherung eines Raubtieres oder Menschen stößt die Henne einen Warnungslaut aus: die Jungen verschwinden darauf wie durch Zauberschlag, und jene sucht nun durch die bekannten Künste der Verstellung den Feind von ihnen abzuführen. „Einmal“, erzählt Audubon, „scheuchte mein Pferd eine solche Familie vom Wege auf. Die kleinen Küchlein erhoben sich sofort in die Luft, zerstreuten sich, einige Meter weit wegfliegend, nach allen Seiten, fielen auf den Boden und hielten sich hier so still und versteckt, daß ich nicht ein einziges auffinden konnte, obgleich ich einen großen Teil meiner Zeit darauf verwendete, sie aufzusuchen.“

Ungestört brütet das Prairiehuhn nur einmal im Jahre; werden ihm jedoch die ersten Eier geraubt, so sucht es diesen Verlust zu ersetzen; das zweite Gelege enthält aber immer weniger Eier als das erste. Im August sind die Küchlein etwa so groß wie die Baumwachteln und bereits im Flattern wohl geübt, Mitte Oktober vollkommen ausgewachsen.

Alle geeigneten Raubtiere Nordamerikas, insbesondere Prairiewolf und Fuchs, die verschiedenen Marder und Stinktiere, Falken und Eulen, sind schlimme Feinde der wehrlosen Hühner, schlimmere vielleicht als der Mensch, der endlich wenigstens eingesehen hat, daß die Jagd nur dann erhalten werden kann, wenn eine Zeit strenger Schonung stattfindet. In den dreißiger Jahren erschien ein Gesetz zum Schutze der Prairiehühner, das jeden mit 10 Dollar Strafe bedroht, der ein Stück dieses Wildes außer der auf die Monate Oktober und November beschränkten Jagdzeit erlegte. Es ist wahrscheinlich, daß infolge dieses Gesetzes die Zahl der Hühner an gewissen Orten sich wieder beträchtlich vermehrt hat; denn wir erhalten allwinterlich Massen von ihnen auch auf unsere Märkte geliefert, und zuweilen können wir Hunderte von lebenden kaufen. Die Jagd selbst wird auf verschiedene Weise ausgeführt und von einzelnen Jägern mit Leidenschaft betrieben. Früher wurden viele Hühner auf ihren Balzplätzen erlegt, diese auch wohl mit Asche beschüttet und die balzenden Hähne mit Stöcken erschlagen, nachdem sie durch die aufgewirbelte Asche gewissermaßen erblindet waren. In viel größerer Anzahl noch wurden und werden die Vögel gefangen. „Ich beobachtete“, sagt Audubon, „mehrere Nächte nacheinander viele Prairiehühner beim Schlafengehen auf einer nicht weit von meinem Hause entfernten Wiese, die mit hohem Grase dicht bedeckt war, und beschloß, nachts einen Fangversuch zu machen. Zu diesem Zwecke nahm ich ein großes Zugnetz und ging in Begleitung einiger Neger, die Laternen und lange Stöcke trugen, auf die betreffende Stelle; die Netze wurden aufgestellt, und die Jagd begann. Als wir das erste Huhn aufscheuchten, flog es glücklicherweise gerade gegen das Netz, und als einen Augenblick später eine erhebliche Anzahl anderer geräuschvoll sich erhob, strichen auch diese derselben Richtung zu. Das Netz wurde sodann flach auf den Boden niedergedrückt und ein Huhn nach dem anderen in Sicherheit gebracht. Dreimal wiederholten wir unseren Versuch mit demselben Erfolge. Mit Beute beladen zogen wir heim. Am nächsten Morgen ließ sich kein einziges Huhn auf jener Wiese sehen, obgleich gewiß mehrere hundert von ihnen entkommen waren.“

„Gefangene Prairiehühner", berichtet Audubon ferner, „werden sehr bald zahm, brüten auch leicht. Ich habe mich oft gewundert, daß man sie nicht längst schon zu Haustieren gemacht hat. Während ich mich in Henderson aufhielt, kaufte ich 60 lebende, meist junge Prairiehühner, die für mich gefangen worden waren, verschnitt ihnen die Flügel und ließ sie in einem vier Acker großen Garten frei umherlaufen. Nach einigen Wochen waren sie bereits so an mich gewöhnt, daß ich mich ihnen nähern durfte, ohne sie zu erschrecken. Ich gab ihnen Getreide, und sie selbst suchten sich verschiedene andere Pflanzenstoffe. Im Laufe des Winters legten sie vollends alle Furcht ab, liefen im Garten umher wie zahme Hühner, vermischten sich auch wohl mit diesen und fraßen meiner Frau sozusagen aus der Hand. Einige Hähne von ihnen waren so mutig geworden, daß sie es mit Haus- und Truthähnen aufnahmen. Jeder einzelne von ihnen wählte sich abends seinen besonderen Sitzplatz und richtete seine Brust stets dem Winde entgegen. Als der Frühling kam, brüsteten sie sich und tuteten und kämpften wie in der Freiheit. Viele Hennen von ihnen legten auch Eier, und eine gute Anzahl von Jungen wurde erbrütet. Aber die Hühner thaten meinem Garten zuletzt so viel Schaden, daß ich sie abschlachten mußte."

In unseren Tiergärten haben wir uns bisher vergeblich bemüht, ein ähnliches Ergebnis zu erzielen. Wir haben die Prairiehühner dutzendweise gekauft, ihnen das verschiedenste Futter vorgelegt, sie in geschlossenen oder in freien Gehegen gehalten, immer aber erfahren müssen, daß sie starben, ohne daß wir uns erklären konnten, warum. Diese Erfahrung hat man nicht bloß in Deutschland, sondern auch in England, Belgien und Holland gemacht und schließlich beinahe die Lust verloren, sich noch fernerhin mit dem undankbaren Versuche, sie einzubürgern, zu befassen. Gleichwohl zweifle ich nicht, daß man Prairiehühner bei uns eingewöhnen könnte; der Versuch müßte aber im großen ausgeführt werden. Man sollte mindestens einige Dutzend kräftige Vögel an einer geeigneten Örtlichkeit freigeben und sie gänzlich sich selbst überlassen. Unter solchen Umständen würden sie wahrscheinlich gedeihen, so verschieden unsere Heiden und die Prairien Amerikas auch sein mögen. Jedenfalls ist das Prairiehuhn eines solchen Versuches wert.

*

Eine der merkwürdigsten und anziehendsten Gattungen der Familie ist die der Schneehühner (Lagopus), sowohl wegen des auffallenden und noch keineswegs genügend erforschten Federwechsels als auch wegen der Lebensweise ihrer Mitglieder. Diese kennzeichnen sich durch sehr gedrungene Gestalt, kleinen, mittellangen und mittelstarken Schnabel, verhältnismäßig kurze Füße, deren Läufe und Zehen mit haarigen Federn bekleidet sind, mittellange Flügel, in welchen die dritte Schwinge die längste ist, kurzen, sanft abgerundeten oder geraden, aus 18 Federn gebildeten Schwanz sowie durch ein sehr reiches Federkleid, dessen Färbung in der Regel mit der Jahreszeit wechselt. Die Zehennägel sind verhältnismäßig die größten, welche die Rauhfußhühner überhaupt besitzen, und an ihnen zeigt sich der jährliche Wechsel am deutlichsten. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig, und die Jungen erhalten bald das Kleid ihrer Eltern.

Der Abend eines der letzten Maitage war schon ziemlich vorgerückt, als wir, mein junger Begleiter und ich, die an der Landstraße von Christiania nach Drontheim gelegene Haltestelle Fogstuen auf dem Dovrefjeld erreichten. Wir hatten eine lange Reise zurückgelegt und waren müde; aber alle Beschwerden des Weges wurden vergessen, als sich uns der schon öfter erwähnte norwegische Jäger Erik Swenson mit der Frage vorstellte, ob wir wohl geneigt seien, auf „Ryper" zu jagen, die gerade jetzt in voller Balz stünden. Wir wußten, welches Wild wir unter dem norwegischen Namen zu verstehen hatten, weil wir uns bereits tagelang bemüht hatten, es ausfindig zu machen. Das Jagdzeug wurde rasch in stand

gebracht, ein Imbiß genommmen und das Lager aufgesucht, um für die Frühjagd die nötigen Kräfte zu gewinnen. Zu unserer nicht geringen Überraschung kam es aber für diesmal nicht zum Schlafen; denn unser Jäger stellte sich bereits um die zehnte Stunde ein und forderte uns auf, ihm jetzt zu folgen. Kopfschüttelnd gehorchten wir, und wenige Minuten später lag das einsame Gehöft bereits hinter uns.

Die Nacht war wundervoll. Es herrschte jenes zweifelhafte Dämmerlicht, das unter so hohen Breiten um diese Zeit den einen Tag von dem anderen scheidet. Wir konnten alle Gegenstände auf eine gewisse Entfernung hin unterscheiden. Wohlbekannte Vögel, die bei uns zu Lande um diese Zeit schon längst zur Ruhe gegangen sind, ließen sich noch vernehmen: der Kuckucksruf schallte aus dem nahen Birkengestrüppe uns entgegen; das „Schak schak“ der Wacholderdrossel wurde laut, so oft wir eins jener Dickichte betraten; von der Ebene her tönten die hellen, klangvollen Stimmen der Strandläufer und die schwermütigen Rufe der Goldregenpfeifer; der Steinschmätzer schnarrte dazu, und das Blaukehlchen gab sein köstliches Lied zum besten.

Unser Jagdgebiet war eine breite, von aufsteigenden Bergen begrenzte Hochebene, wie sie die meisten Gebirge Norwegens zeigen, ein Teil der Tundra. Hunderte und Tausende von Bächen und Rinnsalen zerrissen den fahlen gelblichen Teppich, den die Flechte auf das Geröll gelegt hatte, hier und da zu einer größeren Lache sich ausbreitend, auch wohl zu einem kleinen See sich vereinigend. Das Gestrüpp der Zwergbirke säumte die Ufer und trat an einzelnen Stellen zu einem Dickicht zusammen. Auf der Hochebene selbst war der Frühling bereits eingezogen; an den sie einschließenden Berglehnen hielten hartkrustige Schneefelder den Winter noch fest.

Diesen Berglehnen und Schneefeldern wandten wir uns zu, schweigsam, erwartungsvoll und auf die verschiedenen Stimmen, die um uns her laut wurden, mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen hörend. Etwa 400 Schritt mochten wir in dieser Weise zurückgelegt haben, da blieb unser Führer stehen und lauschte und äugte wie ein Luchs in die Dämmerung hinaus. Daß seine Aufmerksamkeit nicht den erwähnten Vögeln galt, wußten wir; von dem Vorhandensein anderer Tiere aber konnten wir nicht das geringste wahrnehmen. Erik Swenson jedoch mußte seiner Sache wohl sicher sein; denn er begann, nachdem er uns Schweigen geboten, mit dem erwarteten Wilde zu reden, indem er mit eigentümlicher Betonung einige Male hintereinander die Silben „djiake djiake, dji-ak dji-ak“ ausrief. Unmittelbar nach seinem Lockrufe hörten wir in der Ferne das Geräusch eines aufstehenden Huhnes, und in demselben Augenblicke vernahmen wir auch einen schallenden Ruf, der ungefähr wie „err-reck-eck-eck-eck“ klang. Dann ward wieder alles still. Aber der Alte begann von neuem zu locken, schmachtender, schmelzender, hingebender, verführerischer, und ich merkte jetzt, daß er die Liebeslaute des Weibchens unseres Jagdvogels nachahmte. Auf das „Djiak“, das den liebesglühenden Hahn aufgerührt hatte, folgte jetzt ein zartes, verlangendes und Gewährung verheißendes „Gu gu gu gurr“; der erregte Hahn antwortete in demselben Augenblicke, das Flügelgeräusch wurde stärker, wir fielen hinter den Büschen nieder: und unmittelbar vor uns, auf blendender Schneefläche, stand ein Hahn in voller Balz. Es war ein Anblick zum Entzücken! Aber das Jägerfeuer war mächtiger als der Wunsch des Forschers, solch Schauspiel zu genießen. Ehe ich wußte wie, war das erprobte Gewehr an der Wange, und bevor der Hahn einen Laut von sich gegeben, wälzte er sich in seinem Blute.

Der Knall des Schusses erweckte den Widerhall, aber auch die Stimmen aller gefiederten Bewohner unseres Gebietes. Von den Bergen hernieder und von der Thalsohle herauf ließen sich Stimmen vernehmen; wenige Schritte vor uns rauschte eine Entenschar vom Wasser auf; ein aufgescheuchter Kuckuck flog durch das Dämmerungsdunkel an uns vorüber;

Regenpfeifer und Strandläufer trillerten und flöteten. Allmählich wurde es wieder ruhig, und wir setzten unseren Weg fort, den aufgenommenen Hahn mit Weidmannslust betrachtend. Schon wenige hundert Schritt weiter ließ der Alte wieder seine verführerischen Laute hören, und diesmal antworteten anstatt eines Hahnes deren zwei. Ganz wie vorhin wurde der hitzigste von ihnen herbeigezaubert; jetzt aber gönnte ich mir die Freude der Beobachtung.

Am entgegengesetzten Ende des Schneefeldes fiel der stolze Vogel ein, betrat leichten Ganges die Fläche und lief gerade auf uns zu. Es war noch hell genug, daß wir ihn schon in der Ferne deutlich wahrnehmen konnten. Aber der liebesrasende Gesell dachte nicht an Gefahr und kam näher und näher, bis auf wenige Schritt an uns heran. Den Stoß halb erhoben, die Fittiche gesenkt, den Kopf niedergebeugt: so lief er vorwärts. Da mit einem Male schien er sich zu verwundern, daß die Lockungen geendet hatten, und nun begann er seinerseits sehnsüchtig zu rufen. Mehrmals warf er den Kopf in sonderbarer Weise nach hinten, und tief aus dem Innersten der Brust heraus klangen, dumpfen Kehllauten vergleichbar, abgesetzte Rufe, die man durch die Silben „gaba-u gaba-u" einigermaßen deutlich ausdrücken kann; dieselben Laute, welche die Norweger durch die Worte „Hvor er hun" („Wo ist sie?") übersetzen. Und der Alte war wirklich so kühn, mit seiner Menschenstimme zu antworten, den Hahn glauben zu machen, daß das Weiblein, die ersehnte Braut, sich bloß im Gebüsche versteckt habe. Leiser und schmachtender als je rief er wiederholt in der vorhin angegebenen Weise, und eilfertig rannte der Hahn mit tief gesenktem Kopfe und hängenden Flügeln herbei, dicht an uns heran und buchstäblich über unsere Beine weg; denn wir lagen natürlich der Länge nach auf dem Schnee. Doch jetzt mochte er seinen Irrtum wohl eingesehen haben; er stand plötzlich auf, stiebte davon und rief allen Mitbewerbern ein warnendes, leises Knurren zu. Und nunmehr mochte der alte Jäger locken, wie er wollte: das Liebesfeuer der zahlreich versammelten Hähne schien gedämpft zu sein, ihre Sehnsucht wurde durch ein wohlberechtigtes Bedenken überwogen.

Doch wir zogen weiter und verhielten uns auf eine Strecke von mehreren Minuten ganz ruhig, bis unser Führer glaubte, daß wir in das Gebiet noch ungestörter Hähne eingetreten wären. Dort wurde die Jagd fortgesetzt, und ich erlegte nach den ersten Lockungen einen zweiten und wenige Minuten später den dritten Hahn. Jetzt aber schienen die Vögel gewitzigt worden zu sein; es war vorüber mit der Jagd, nicht jedoch auch vorüber mit der Beobachtung. Denn zu meiner Freude bemerkte ich, daß fortan die Weibchen, die sich bisher ganz unsichtbar gemacht hatten, das Amt des Warners übernahmen, um ihre Liebhaber von dem Verderben abzuhalten. Wir wandten uns daher dem Gehöfte zu, störten unterwegs noch viele, viele Paare der anziehenden Vögel auf und kamen mit Anbruch des Tages in unserer Wohnung wieder an.

So lernte ich einen der häufigsten und anziehendsten Vögel des hohen Nordens, das **Moorhuhn**, kennen. Später bin ich noch manche Nacht hinausgezogen, um Schneehühner zu erlegen, und oben in Lappland und Sibirien habe ich sie auch unter anderen Verhältnissen ihres Lebens beobachtet: nicht bloß in jenen stillen Stunden, in welchen die

> „Mitternachtssonn' auf den Bergen lag,
> Blutrot anzuschauen",

sondern auch um die Mittagszeit, wenn sie ihrer Nahrung nachgehen, oder wenn die mütterliche Henne die Schar ihrer reizenden Küchlein führt. Und immer und unter allen Umständen hat mich dieser Vogel zu fesseln gewußt.

Das **Moorhuhn, Morast-, Weiden-, Thalschnee-** oder **Weißhuhn**, schwedisch **Dal-ripa** (**Lagopus albus** und **subalpinus**, **Tetrao albus**, **lapponicus**, **cachinnans**, **saliceti** und **brachydactylus**), steht in der Größe zwischen Birk- und Rebhuhn ungefähr

mitten inne: die Länge des Hahnes beträgt 40, die Breite 64, die Fittichlänge 19, die Schwanzlänge 11 cm; das Weibchen ist um 2 cm kürzer und fast ebensoviel schmäler. Im Winter trägt das Moorhuhn ein zwar einfaches, aber dennoch schönes Kleid. Sein ganzes Gefieder ist bis auf die äußeren Schwanzfedern blendend weiß; die Schwanzfedern hingegen sind tief schwarz, weiß gekantet und weiß an der Wurzel; die sechs großen Schwungfedern zeigen auf der Außenfahne einen langen, braunschwarzen Streifen. Im Hochzeitskleide sind Oberkopf und Hinterhals rostfarbig, fuchsrot oder rostbraun, schwarz gefleckt

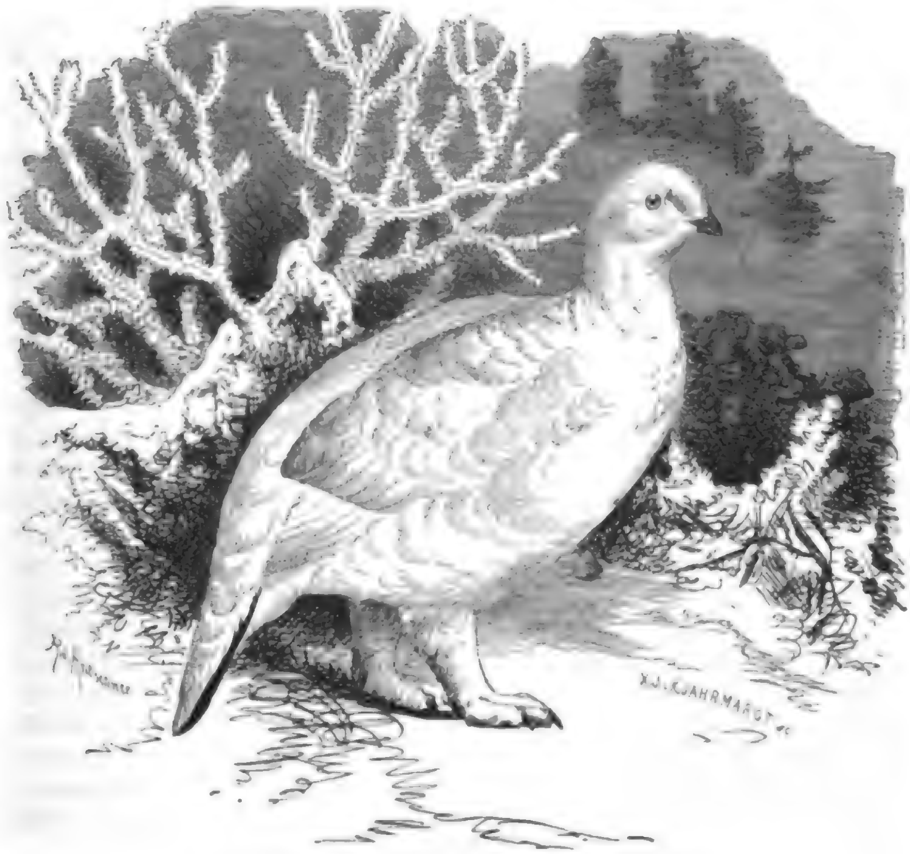


Moorhuhn (Lagopus albus) im Sommerkleide. ⅓ natürl. Größe.

und gewellt, die Schulter-, Rücken-, Bürzel- und die mittleren Schwanzfedern schwarz, zur Hälfte rostbraun oder dunkel rostgelb in die Quere gebändert und alle Federn weiß gesäumt, die Schwanzfedern verblichen und ihre Endkanten abgeschliffen, die Handschwingen weiß wie im Winter, die Armschwingen braun wie der Rücken, Gesicht, Kehle und Gurgel rostrot, gewöhnlich ungefleckt, Kopf, Oberbrust und Weichen rostfarben oder rostbraun, fein schwarz gespitzt und gewellt, die Federn der Mittelbrust schwarz, rostfarbig und weiß gefleckt, die des Bauches und der Beine weiß, die Unterschwanzdeckfedern schwarz, mit rostgelben und braunen Bändern und Zickzacklinien gezeichnet; unter dem Auge und an dem Mundwinkel stehen weiße Flecken. Die Grundfärbung kann lichter oder heller sein; es kann vorkommen, daß die Federn auf lichtbraunem Grunde schwarz gezeichnet sind 2c. Im Laufe des Sommers bleichen die Federn aus. Das Weibchen ist stets lichter, erhält auch sein

Sommerkleid immer früher als das Männchen. Gleichzeitig mit der Anlegung der dunkeln Befiederung hebt und rötet sich der Brauenkamm, und während der Paarungszeit trägt er zum Schmucke des Vogels nicht unwesentlich bei.

Viele Forscher nehmen an, daß eine zweimalige Mauser stattfinde: eine im Herbste, die sich über das ganze Gefieder erstreckt, und eine zweite im Frühjahre, bei welcher das Kleingefieder gewechselt wird. Nun aber geht das Winterkleid keineswegs unmittelbar



Moorhuhn (Lagopus albus) im Winterkleide. 1/3 natürl. Größe.

in das Sommerkleid und dieses ebensowenig in das Winterkleid über. Deshalb hat man zu der Annahme gelangen können, daß das Moorhuhn viermal im Jahre mausere. Dagegen glauben amerikanische Forscher beobachtet zu haben, daß das Kleingefieder, im Herbste wenigstens, nicht neu ersetzt, sondern einfach verfärbt werde, und zwar soll diese Verfärbung, laut Richardson, an der Spitze der Federn beginnen und so rasch überhand nehmen, daß in 8—10 Tagen der Wechsel vollendet ist. Mein norwegischer Jäger versicherte nun aber wieder, daß das Moorschneehuhn im Herbste, wenn plötzlich starker Schneefall eintrete, die noch braunen Federn ausrupfe, daß eins dabei dem anderen helfe, und daß man dann die dunkeln verräterischen Federn des Sommers oft massenweise finde. Leider habe ich noch keine Gelegenheit gefunden, über den Farbenwechsel eigne Beobachtungen zu sammeln. Ein Moorhuhn, das ich geraume Zeit pflegte, wurde im Herbste, gerade vor

der Mauser, von einem Raubtiere getötet; ein anderes habe ich weder selbst erhalten, noch irgendwo in Gefangenschaft gesehen. Aber nur gefangene Hühner dieser Art, die im Freien gehalten und allem Einflusse des Wetters preisgegeben werden, können uns aufklären über den Wechsel der Kleider.

Das in Sitten und Gewohnheiten dem Moorhuhne vollkommen gleichartige Schottenhuhn oder Grouse der Engländer (Lagopus scoticus, Tetrao und Oreias scoticus), das die Moore Großbritanniens, insbesondere Schottlands, bevölkert, ist ebenso groß wie ersteres und unterscheidet sich nur dadurch von ihm, daß es im Winter nicht weiß wird, und daß seine Schwingen braun, die Beine aber grau sind. Somit ähnelt es dem Moorhuhne im Sommerkleide bis auf die erwähnten Unterschiede in hohem Grade.

Das Moorhuhn verbreitet sich über den Norden der Alten und der Neuen Welt, kommt jedoch nicht überall in gleicher Menge vor. Innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes bewohnt es nur noch den nordöstlichsten Winkel, und zwar laut mir gewordenen maßgebenden Nachrichten das 8 km nordöstlich von Memel gelegene, 230 Hektar umfassende Daupener Moor, ferner das bei Heidekrug beginnende und bis in das Überschwemmungsgebiet der Minge und Tenne sich erstreckende, über 3000 Hektar haltende, im Inneren während des Sommers unzugängliche, während des Winters nur ausnahmsweise einmal betretbare Augstumaler Moor, und endlich das nicht weit davon entfernte Rupkalwer Moor, aus welchem es jedoch wegen der hier vorschreitenden Besiedelung mehr und mehr verdrängt wird. Von dieser Grenze seines Verbreitungsgebietes an, nach Osten wie nach Norden hin, tritt es geeigneten Ortes überall zahlreich auf: so in ganz Nordrußland, einschließlich der Ostseeprovinzen, in Skandinavien, von Wermeland an bis zum Nordkap hinauf, ferner in ganz Sibirien und endlich im hohen Norden Amerikas. Wir trafen es noch in der Steppe zwischen Omsk und Semipalatinsk; Radde begegnete ihm im östlichen Sajan, und zwar in der Höhe von fast 2000 m, namentlich in den weiteren Thälern, die mit Birkengesträuch bestanden sind; wir beobachteten es häufig in der Tundra der Samojedenhalbinsel. Im Norden Amerikas bewohnt es, laut Sir John Richardson, alle „Pelzgegenden" zwischen dem 50. und 70. Grade der Breite. Innerhalb dieser Grenzen ist es ein Strichvogel, der sich mit Annäherung des Winters in zahlreiche Schwärme zusammenschlägt und südwärts zieht, obwohl er auch in den strengsten Wintern noch massenhaft in den waldigen Gegenden unter dem 67. Grade gefunden wird. Im Jahre 1819 erschien es bei Cumberland House, unter dem 54. Breitengrade, gegen die zweite Woche des November und kehrte mit Beginn des Frühlings wieder nach dem Norden zurück. In ähnlicher Weise streicht es auch in Norwegen, indem es allherbstlich seine Brutplätze verläßt und scharenweise, unter Umständen bis zu 3000 Stück vereinigt, dem höchsten, kahlen Gürtel der Gebirge zufliegt. Von Kurland und Litauen aus erscheinen noch heutigestags allwinterlich Moorhühner in Ostpreußen; einzelne sollen sich sogar bis nach Pommern verflogen haben. Weiter nach Süden hin hat sich unser Vogel niemals gezeigt; auch im höchsten Norden, schon auf Island wie in Grönland, fehlt er gänzlich.

In den genannten Mooren Preußisch-Litauens zieht das Moorhuhn diejenigen Stellen vor, an welchen Wald und offenes Moor abwechseln. Die Ränder des Waldes, niemals aber dessen Inneres, bilden hier seine beliebtesten Aufenthaltsorte, vorausgesetzt, daß der Grund naß, mindestens sehr feucht ist. Im Rupkalwer Moore hat es sich, nach Ansicht des Torfmeisters Kothe, dem ich nächst Forstmeister Wiese und Oberförster Bock sichere Angaben verdanke, erst seit dem Jahre 1871, und zwar infolge der seitdem entstandenen umfassenden Entwässerungsanstalten rasch von vielen hundert auf etwa 30 Stück vermindert und

bewohnt gegenwärtig nur noch die erwähnten Waldränder und flache, mit einer schwachen Torfschicht überdeckte Höhenzüge, deren undurchlässiger Boden Wasseransammlungen begünstigt. In der Tundra besiedelt es Ebenen wie flache Hügel, Gehänge wie Thäler in annähernd gleicher Menge, weil die einen wie die anderen fast dasselbe Gepräge zeigen; in Skandinavien dagegen beschränkt sich sein Aufenthalt auf mittlere Lagen der Gebirge; in die eigentlichen Thäler kommt es bloß dann und wann und immer nur auf kurze Zeit herab. Dies erklärt sich, wenn man weiß, daß es an die Birken- und Weidenarten gebunden ist, deren Reich erst über der Grenze des Nadelwaldes beginnt. Auf den Hochebenen Skandinaviens und in der Tundra ist es stellenweise unglaublich häufig, häufiger gewiß als jedes andere Huhn. Ein Paar wohnt dicht neben dem anderen, und das Gebiet des einzelnen Paares ist so wenig ausgedehnt, daß es selten an 500 Schritt Durchmesser hat. Während der Frühlingszeit verteidigt der Hahn die Grenze seines kleinen Reiches eifersüchtig gegen jeden Eindringling.

Man darf das Moorhuhn als einen verhältnismäßig hochbegabten Vogel bezeichnen. Es gehört zu den regsamsten und lebendigsten Hühnern, die ich kenne, ist gewandt, deshalb auch selten ruhig, und versteht es, sich unter den verschiedensten Verhältnissen geschickt zu bewegen. Die breiten, dicht befiederten Füße gestatten ihm, ebenso rasch über die trügerische Moosdecke wie über den frischen Schnee wegzulaufen, befähigen es wahrscheinlich auch zum Schwimmen. Sein Gang ist verschieden. Gewöhnlich läuft es schrittweise in geduckter Stellung, mit etwas gekrümmtem Rücken und hängendem Schwanze dahin, jeder Vertiefung des Bodens folgend und nur, wenn etwas Besonderes seine Aufmerksamkeit reizt, einen der kleinen Hügel erklimmend, um von hier aus zu sichern; wenn es sich aber verfolgt sieht, rennt es mit kaum glaublicher Eile seines Weges fort. Beim Sichern streckt es sich so lang aus, wie es kann, hebt den Kopf hoch auf und erscheint nun auffallend schlank. Der Flug ist leicht und schön, dem unseres Birkwildes ähnlicher als dem des Rebhuhnes, jedoch von beiden verschieden. Vom Boden sich erhebend, steigt das Huhn, insbesondere das Männchen, zunächst bis zu einer Höhe von ungefähr 4 m auf, streicht hierauf, abwechselnd mit den Flügeln schwirrend und gleitend, 300, 400, 500, auch 600 Schritt weit in derselben Höhe über dem Boden fort, steigt plötzlich jäh empor und senkt sich nun rasch hernieder, um einzufallen, oder aber setzt, genau in derselben Weise wie früher fliegend, den Weg noch weiter fort, steigt noch einmal auf, schreit und fällt ein. Bei kurzen Flügen läßt das Männchen während des Aufstehens regelmäßig sein lautschallendes „Err-reck-eck-eck-eck“, unmittelbar nach dem Einfallen die dumpfen Kehllaute „gaba-u gaba-u“ vernehmen; das Weibchen hingegen fliegt immer stumm. Im Schnee gräbt es sich nicht bloß tiefe Gänge aus, um zu seiner im Winter verdeckten Nahrung zu gelangen, sondern stürzt sich auch, wenn es von einem Raubvogel verfolgt wird, senkrecht aus der Luft herab und taucht dann förmlich in die leichte Decke ein. Bei strengem Wetter sucht es hier Zuflucht, um sich gegen die rauhen Winde zu schützen: zuweilen soll man den Flug dicht aneinander geschart antreffen, und zwar so, daß die ganze Gesellschaft unter dem Schnee vergraben ist und nur die einzelnen Köpfe herausschauen. Die scharfen Sinne erleichtern ihm, nahende Gefahr rechtzeitig zu erkennen, und es versteht dann meisterhaft, sich bestmöglich zu schützen. Gleichwohl ist es in der Regel nicht scheu, meist sogar auffallend dreist und mutig; zumal einzelne unbeweibte Männchen zeigen sich oft überaus sorglos und laufen längere Zeit ungedeckt vor dem Wanderer oder Jäger einher, gleichsam als müßten sie sich die auffallende Erscheinung des Menschen erst recht betrachten. Hierbei nimmt es gewöhnlich die gebückte Haltung an, duckt sich auch auf allen spärlich mit Zwergbirken bestandenen Stellen der Tundra noch mehr als gewöhnlich, um sich unsichtbar zu machen, kann jedoch nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit wenigstens den Hals hoch aufzurichten, um zu sichern.

Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Pflanzenstoffen, im Winter fast nur aus den Blattknospen der erwähnten Gesträuche und aus verdorrten Beeren, im Sommer aus zarten Blättern, Blüten, Sprößlingen, Beeren und verschiedenen Kerbtieren, die gelegentlich mit erbeutet werden. In den litauischen Mooren äst es, zumal im Winter, oft fast ausschließlich von einer häufig dort vorkommenden schwarzen Beere, die im Volksmunde „Ratenbeere" genannt wird, wahrscheinlich der Rauschbeere, und gräbt sich ihr zuliebe tiefe und lange Gänge im Schnee. Körner aller Art werden, wie die gefangenen beweisen, gern gefressen. Nach eignen Beobachtungen äsen die Moorhühner im Sommer und, wie wir durch Barth erfahren, auch im Winter nur in der Nacht, im Sommer etwa von 10 Uhr abends bis 2 Uhr morgens, im Winter schon merklich früher. Um diese Zeit begeben sie sich in der Dämmerung bergabwärts und bei Tagesanbruch an ihre Lagerplätze zurück. Sind letztere nicht weit entfernt von denen, wo sie ihre Nahrung suchen, so legen sie den Rückweg zu Fuße zurück, und man kann dann nach frischem Schneefalle ihre Spuren von den Futterplätzen aus verfolgen, um sie in einer Entfernung von etwa 800 Schritt zu finden. Von Mitte März bis Mitte April sieht man sie in Norwegen wohl auch am Vor- und Nachmittage in den Kronen der Birken stehen, deren Knospen ihnen um diese Zeit so gut wie ausschließlich zur Nahrung dienen, und es gewährt dann einen wundervollen Anblick, wenn Hunderte dieser weißen Vögel von dem dunkeln Gezweige abstechen.

Um Mitte März gesellen sich die Paare und beginnen bald darauf in der oben geschilderten Weise zu balzen. Noch während der Balz legt das Weibchen seine Eier. An sonnigen Abhängen der Hochebene, zwischen dem bereits schneefreien Gestrüppe der Heide, zwischen Heidel-, Mehl- und Moosbeeren, im Gebüsche der Salweide oder Zwergbirke, in Wacholderbüschen und an ähnlichen versteckten Plätzen hat es sich eine flache Vertiefung gescharrt und mit einigen dürren Grashalmen und wenigen anderen trockenen Pflanzenteilen, auch mit eignen Federn und mit Erde ausgelegt, den Standort des Nestes aber unter allen Umständen so wohl gewählt, daß man es schwer findet, obgleich der Hahn sein Möglichstes thut, es zu verraten. Er zeigt jetzt seinen vollen Mut; denn er begrüßt jeden Menschen, jedes Raubtier, welches sich naht, durch das warnende „Gaba-u gaba-u", stellt sich dreist auf einen der kleinen Hügel, fliegt aufgescheucht nur wenige Schritte weit und wiederholt das alte Spiel, unzweifelhaft in der Absicht, den Feind vom Neste abzubringen. Gegen andere Hähne verteidigt er sein Gebiet hartnäckig; eine unbeweibte Henne aber scheint seine Begriffe von ehelicher Treue wesentlich zu verwirren: wenigstens ist er trotz seiner Liebe zur Gattin stets geneigt, in ihrer Gesellschaft einige Zeit zu vertändeln. Die Henne bleibt bei Gefahr möglichst lange ruhig sitzen, scheint sich anfänglich gar nicht um das ihr drohende Unheil zu bekümmern und schleicht erst weg, wenn man unmittelbar neben ihrem Neste steht, dann freilich unter Aufbietung aller in der Familie üblichen Verstellungskünste. Gegen andere Hennen soll auch sie sich sehr streitsüchtig zeigen, und zudem behaupten die Norweger, daß eine Henne der anderen, falls dies möglich, die Eier raube und nach ihrem Neste bringe. Auch während der Brutzeit noch sind Moorschneehühner um Mitternacht am lebhaftesten; man vernimmt ihr Geschrei selten vor der zehnten Abendstunde. Folgt man dem Rufe des Männchens, so kann man beobachten, daß ein Hahn den anderen zum Kampfe fordert und mit diesem einen ernsten Streit aussicht, bis endlich die Henne vom Neste aus mit sanftem „Djake" oder „Gu gu gurr" den Gemahl nach Hause ruft.

Das Gelege ist Ausgang Mai, sicher Anfang Juni vollzählig und besteht aus 9—12, zuweilen auch aus 15, 16, selbst 20 birnförmigen, glatten, glänzenden Eiern von durchschnittlich 42 mm Länge und 30 mm größter Dicke, die auf ockergelbem Grunde mit zahllosen leberbraunen oder rotbraunen Fleckchen, Pünktchen und Tüpfelchen bedeckt sind. Die Henne widmet sich dem Brutgeschäfte mit größter Hingebung; der Hahn scheint an ihm

keinen Teil zu nehmen, sondern nur als Wächter zu dienen. Geht alles gut, so schlüpfen schon Ende Juni oder Anfang Juli die niedlichen Küchlein aus den Eiern, und nunmehr sieht man die ganze Familie vereinigt im Moore, auch da, wo es sehr wasserreich ist. Jetzt verdienen unsere Tiere den Namen Moorhühner in jeder Hinsicht: sie sind wahre Sumpfvögel geworden und scheinen sich auch auf dem flüssigsten Schlamme mit Leichtigkeit bewegen zu können. Wahrscheinlich suchen sie gerade diese Stellen zuerst auf, um ihren Kleinen eine dem zarten Alter am besten entsprechende Nahrung bieten zu können, nämlich Stechmücken und ihre Larven, von welchen die Moore während des Sommers wimmeln. Mit Hilfe eines guten Fernrohres, in der Tundra auch mit bloßem Auge, hält es nicht schwer, eine solche Familie zu beobachten. Der Hahn, der an der Erziehung der Kinder den wärmsten Anteil nimmt, geht mit stolzen Schritten, hochgehobenen Hauptes immer voraus, beständig sichernd und bei Gefahr durch sein „Gaba-u" warnend, führt die ganze Familie zu Nahrung versprechenden Plätzen und zeigt sich überhaupt äußerst besorgt. Die niedlichen Küchlein tragen in den ersten Tagen ihres Lebens ein Daunenkleid, das einem Bündel der Renntierflechte zum Verwechseln ähnlich sieht. Sie sind rasch und behende wie alle wilden Küchlein, laufen leicht und gewandt über Schlamm und Wasserrinnen hinweg und lernen schon nach den ersten Tagen ihres Lebens die kleinen stumpfen Schwingen gebrauchen. So ist es erklärlich, daß sie den meisten Gefahren, die ihnen drohen, entgehen. Die Gleichfarbigkeit ihres Kleides mit dem Boden täuscht selbst das scharfe Falkenauge, und die Örtlichkeit, auf welcher sie sich umhertummeln, sichert sie vor Reinekes oder seines Verwandten, des Eisfuchses, unfehlbarer Nase. Lustig wachsen sie heran, wechseln die anfänglich braun und schwarz gewässerten Schwingen bald mit weißen, erneuern auch diese noch ein oder mehrere Male und haben Ende August oder Anfang September bereits so ziemlich die Größe ihrer Eltern erreicht.

Stößt man in der selten von Menschen besuchten Tundra auf ein Moorhuhngesperre, so erhebt sich zunächst der Hahn in der geschilderten Weise, und gleichzeitig mit ihm, wenn nicht schon früher, stehen die Jungen auf, gewöhnlich alle auf einmal, seltener nur einzelne, ihrer zwei, drei und vier nacheinander. Die ganze Kette stiebt, genau wie ein Volk Rebhühner, zuerst auseinander, um dann gemeinschaftlich einem bestimmten Ziele, mindestens einer bestimmten Richtung zuzustreben. Nachdem die Jungen ungefähr 100—200 Schritt, selten mehr, durchflogen haben, fallen sie einzeln ein und liegen nunmehr so fest, daß es schwer hält, sie noch einmal aufzutreiben, wissen auch selbst auf nur mit Renntierflechten bewachsenem Boden sich so vortrefflich zu verstecken, daß man sie entweder nicht oder doch nur nach längerem Suchen wahrnimmt. Dies gilt zumal für die erste Zeit ihres Lebens, solange sie noch nicht auf eigne Kraft vertrauen, wogegen sie später auch ohne Hund eher wieder aufstehen. Das Weibchen folgt immer zuletzt, vorausgesetzt, daß es durch den nahenden Menschen nicht allzusehr erschreckt wurde. Unmittelbar nach dem Aufstehen sucht es womöglich durch die bekannten Künste abzulenken, humpelt und taumelt vor dem Feinde einher und gibt sich rücksichtslos preis; dann erst erhebt es sich und fliegt den Jungen nach, gewöhnlich weit über sie wegstreichend und zum Einfallen oft einen ganz anderen Ort als das Männchen wählend. Stößt man mit Hunden auf eine Kette, so nimmt auch das Männchen an dem Ablenken teil, wogegen es sonst fast immer rechtzeitig davonfliegt. Ist die Henne sehr überrascht worden, so fliegt sie zuweilen gerade auf den Störenfried los, fällt erst ziemlich weit hinter seinem Rücken ein und läuft nunmehr, fleißig lockend, aber nicht sich verstellend, ein Stück weit weg, erhebt sich wiederum, beschreibt einen großen Bogen und fällt nicht allzu weit von den Jungen ein. Letztere rennen unter solchen Umständen, auf den Boden geworfenen und rollenden Kugeln vergleichbar, nach allen Richtungen auseinander und ducken sich entweder oder stehlen sich still und

lautlos durch das Gestrüpp, um sich der Mutter wieder zu gesellen. Sind sie mit den Alten aufgestanden, so beginnen sie bald darauf leise zu piepen, woraufhin die Alten, sobald die Störung glücklich vorübergegangen, antworten, um sie zusammenzurufen. Je mehr die Küchlein heranwachsen, um so vorsichtiger oder um so weniger dreist gebaren sich die Alten, und wenn die Jungen ihre volle Größe erlangt haben, lassen sie nur in Ausnahmefällen noch den Jäger sich schußgerecht nahen. Verliert die Mutter das Leben, so übernimmt der Vater allein die Erziehung der Jungen; findet auch er seinen Tod, so vereinigen sich diese mit einem anderen Volke ihres Alters.

Mitte oder Ende August sind die Jungen ausgewachsen. Von nun an verweilen sie, laut Barth, noch etwa einen Monat an dem Brutorte; dann aber, Ende September oder Anfang Oktober, vereinigen sie sich mit anderen Ketten, bilden die weiter oben erwähnten Schwärme und werden nunmehr so scheu, daß es nur selten gelingt, einen sicheren Schuß auf sie abzugeben. Solange die Gebirgsabhänge schneefrei sind, bleiben solche Haufen da, wo sie sich zusammengefunden, gleichviel, ob sie bereits ihr Winterkleid ganz oder nur teilweise angelegt haben; sobald aber Schnee gefallen ist, begeben sich die Schwärme in höher gelegene Thäler, wo sich an den Rändern von Gebirgsseen Birkengebüsch vorfindet. Solche Plätze sind es, welche fast alle Moorhühner eines weiten Umkreises versammeln und, namentlich vor kommenden Schneefällen, Tausende anlocken. Aufgescheucht, ziehen diese dann als dichte, weiße, mehrere hundert Meter lange Wolke sausend an dem Jäger vorüber. Nach einem Schneefalle, der Berg und Thal gleichmäßig überdeckt, zerstreuen sich die Haufen, und wenn auch die Ebene ihr Winterkleid erhalten hat, kommen sie bisweilen sogar zu ihr herab, bleiben jedoch nicht lange und begeben sich bald wieder auf die Höhe, die sie nach jedem neuen Schneefalle wiederum verlassen.

Da, wo das Balzgebiet eines Moorschneehuhnes mit dem des Birkhuhnes zusammenstößt, geschieht es, daß der liebestolle Moorhahn, vielleicht ein solcher, welcher nicht das Glück hatte, ein Weibchen zu erwerben, auf den Balzplätzen des Birkwildes sich einstellt, bei einer willigen Birkhenne Entgegenkommen findet und mit ihr Bastarde erzeugt, die man Moorbirkhuhn (Lagopus lagopoides, lagopides und tetrici-albus, Tetrao lagopoides, lagopides und lagopodi-tetricides) genannt hat. Sie lassen sich leichter als Rackelhühner erkennen und bestimmen, denn ihr Gefieder zeigt in nicht mißzudeutender Weise eine vermischte Färbung beider Stammeltern, und das Schwarz des Birkhahnes wie das Weiß des Moorhuhnes kommen im Winterkleide dieser Bastarde in gleicher Weise zur Geltung. Alle Moorbirkhühner, welche in Norwegen zur wissenschaftlichen Untersuchung kamen, waren Männchen; indessen hat man in Schweden zu Anfang der vierziger Jahre auch einen weiblichen Bastard erlegt, und wahrscheinlich kommen letztere keineswegs so selten vor, wie man annimmt, werden nur von unkundigen Jägern entweder nicht beachtet oder als Birkhühner und Moorhennen im Sommerkleide angesehen. Soviel mir bekannt, hat man Moorbirkhühner bis jetzt nur in Skandinavien erbeutet; dieses anscheinend vereinzelte Vorkommen erklärt sich aber sehr einfach dadurch, daß hier die Beschaffenheit der Gebirge ein für die Paarung rechtzeitiges Zusammenkommen beider Waldhuhnarten begünstigt. Daß eine Vermischung der beiden Arten auch in umgekehrter Weise stattfindet, daß nämlich ein Birkhahn eine Moorhenne betreten sollte, ist bis jetzt nicht festgestellt worden, kann auch aus naheliegenden Gründen nicht angenommen werden; männliche Moorhühner aber bemerkt man, laut Collett von kundigen Jägern gewordenen Mitteilungen, in geringer Anzahl fast auf jedem Balz- oder doch Brutplatze des Birkhuhnes, und über ihre Verirrungen hat man auch dadurch Zeugnis erlangt, daß sie zuweilen ehrliche Haushennen mit Liebesanträgen bestürmen, wie beispielsweise ein Moorhahn im Frühlinge des Jahres 1857 im Bergenstifte that. Über die Lebensweise der Bastarde fehlen Beobachtungen;

man weiß nur, daß sie ebenso wie die Nackelhühner zu den Birkhühnern, regelmäßig zu den Moorhühnern sich halten, dieselben Gegenden wie diese bewohnen und im Winter gelegentlich gefangen werden.

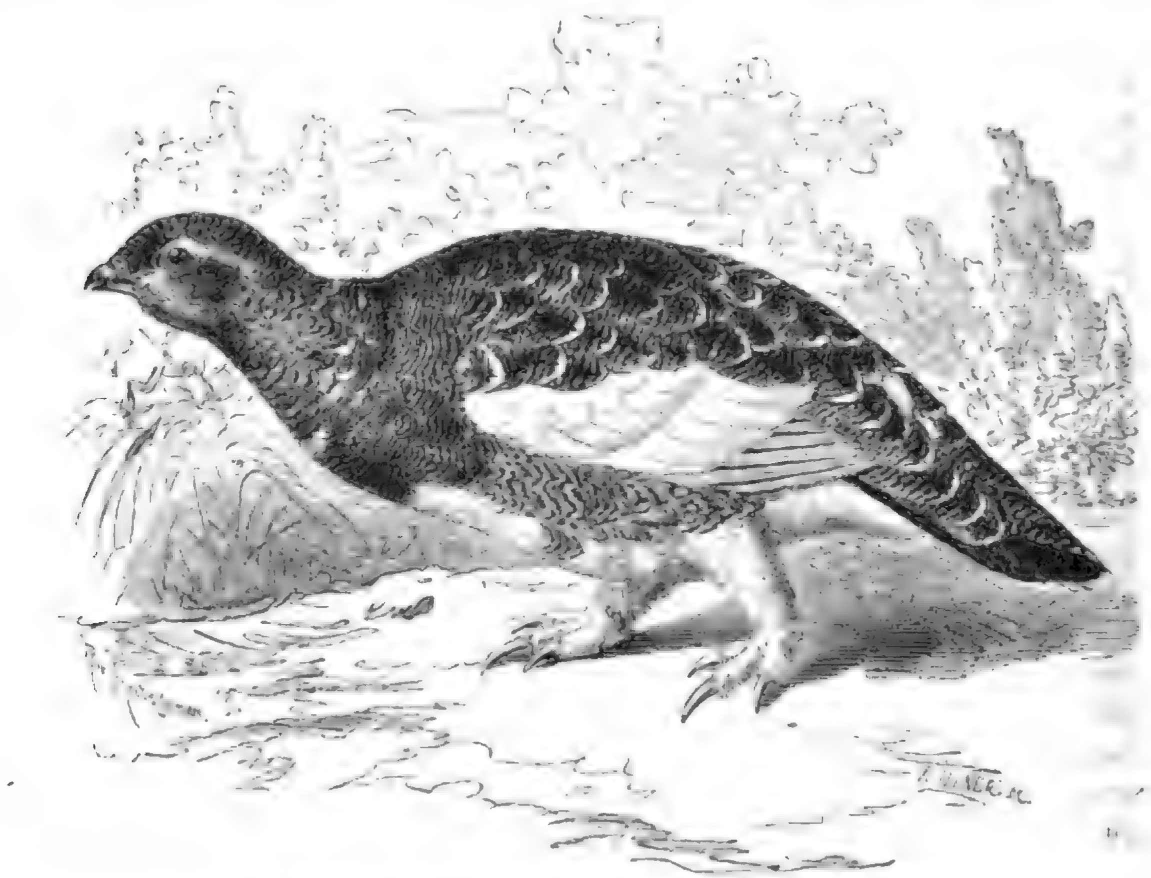
Das Moorhuhn bildet eins der geschätztesten Jagdtiere. Seine erstaunliche Häufigkeit gewährt dem nur einigermaßen geschickten Jäger ergiebige Ausbeute, und deshalb sind viele Nordländer diesem Weidwerke mit Leidenschaft ergeben. Aber nur die wenigsten von ihnen üben die Jagd, die der alte Swenson mich lehrte. Sie verfolgen die Hähne entweder im Herbste, bevor die Völker sich zusammengeschart haben, oder im Winter, wenn sie, zu Hunderten und Tausenden vereinigt, in den Birkendickichten liegen. Im Herbste ist ein guter Vorstehhund zur Moorhuhnjagd unerläßlich; mit seiner Hilfe aber kann man im Laufe eines Nachmittags Dutzende erlegen. Ich jagte in Gesellschaft eines Engländers, der bereits seit 6 Jahren alljährlich auf die Berge zog und hier wochenlang diesem Weidwerke oblag. Er konnte mir die Anzahl der von ihm erlegten Hühner genau angeben, und ich erfuhr, daß er in einem Herbst schon über 400 Stück von ihnen getötet hatte. Hierbei muß ich hervorheben, daß die Engländer den Norwegern ein wahrer Greuel sind, weil sie keine Hegung, keine Schonung kennen, vielmehr bereits die Jungen niederschießen, wenn sie erst die Größe einer Wachtel oder Lerche erlangt haben, gleichviel, ob sie zu benutzen sind oder nicht. Der Nordländer verabscheut mit Recht solchen Frevel; er jagt die Moorschneehühner nur, wenn sie erwachsen sind und dann auch bloß in der Absicht, sie zu nutzen. Die Hauptjagd findet unter allen Umständen im Winter statt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dann die erlegten Hühner auf weithin versendet werden können. Allerdings ist die Jagd, wenn tiefer Schnee liegt, ziemlich beschwerlich, so schlimm, wie Naumann sie darstellt, aber doch nicht. Der Moorhuhnjäger watet nicht in den „unwirtbarsten, ödesten Gegenden in tiefem Schnee umher“, stürzt sich auch nicht „in verschneite Abgründe“, denn er bedient sich zur Jagd seiner Schneeschuhe, die ihn leicht auch über losen Schnee wegtragen; er „verirrt sich auch nicht in dem weiten winterlichen Einerlei“, denn er kennt seine Fjelds, und die einzelnen Berge geben ihm immer noch Merkmale zur Heimkehr. So viel ist freilich wahr, daß der Jäger ein kräftiger Mann sein muß, der Anstrengungen nicht scheut und sich auch im dichten Nebel noch zu benehmen weiß. Übrigens gebraucht man im Winter das Gewehr schon des teueren Pulvers wegen weit weniger als Netz und Schlinge. Man kennt die Lagerstelle des Wildes und stellt hier zwischen dem Birkengestrüppe, zu welchem die Hühner der Äsung halber kommen müssen, mit dem besten Erfolge sein Fangzeug auf. In welcher Anzahl zuweilen Moorhühner gefangen werden, mag man daraus ermessen, daß ein einziger Wildhändler im Laufe eines Winters auf Dovrefjeld allein 40,000 Stück sammeln und versenden konnte. Gegenwärtig erstreckt sich der Handel mit diesem Wilde nicht bloß auf Stockholm oder Kopenhagen, sondern in jedem einigermaßen strengen Winter auch bis nach Deutschland und Großbritannien. Das Wildbret junger Moorhühner steht dem unseres jungen Rebhuhnes vollkommen gleich und zeichnet sich noch außerdem durch einen prickelnden Beigeschmack aus; das Fleisch alter Vögel hingegen bedarf erst längerer Beize, bevor es genießbar wird.

Außer dem Menschen stellen alle entsprechenden Raubtiere dem Moorhuhne nach, ohne jedoch seinem Bestande erhebliche Verluste zuzufügen. In den Mooren Litauens hat es namentlich in schneearmen Wintern von Raubvögeln viel zu leiden.

In der Gefangenschaft sieht man die anmutigen Hühner auch in Skandinavien selten. Das einzige, das ich pflegte, hatte, bevor es in meine Hände gelangte, schon in Skandinavien längere Zeit in der Gefangenschaft zugebracht und sich so an gemischtes Körnerfutter gewöhnt, daß seine Erhaltung keine Schwierigkeiten verursachte. Für Blätterknospen und Beeren, die es als Leckerbissen zu betrachten schien, wurde allerdings gesorgt; ich bin

jedoch geneigt, zu glauben, daß es sich auch ohne diese Nahrungsstoffe erhalten haben würde. Von anderen Rauhfußhühnern, die ich in der Gefangenschaft beobachten konnte, unterschied es sich durch seine Lebendigkeit und Zutraulichkeit.

Das Schneehuhn, Alpen-, Felsen- oder Bergschneehuhn, der Ptarmigan der Briten, Fjäll-ripa der Schweden (Lagopus mutus, alpinus, vulgaris, montanus, rupestris, cinereus, islandicus, reinhardi, groenlandicus, hyperboreus und hemileucurus, Tetrao alpinus, montanus, rupestris, islandicus und islandorum, Attagen montanus), tritt, je nach der Lage und Beschaffenheit seines Wohngebietes, in mehr oder weniger abweichenden, ständigen Unterarten auf und wird daher von einzelnen Forschern



Schneehuhn (Lagopus mutus) im Sommerkleide. ⅓ natürl. Größe.

in mehrere Arten getrennt. Schon in einem Gebiete ändert es, zumal im Sommerkleide, vielfach ab. Auf den Schweizer Alpen ist es, laut Schinz, nach der Jahreszeit so verschieden, daß man sagen kann, im Sommer sei seine Färbung in jedem Monate verändert. Zu allen Jahreszeiten sind beim Männchen der Bauch, die unteren Deckfedern des Schwanzes, die vorderen Deckfedern der Flügel, die Schwungfedern und die Läufe weiß; die Schwungfedern haben schwärzliche Schäfte, und der Schwanz ist schwarz. Im Sommer aber sehen die übrigen Teile sehr verschieden aus. Die Frühlingsmauser, die Mitte April beginnt, bringt hin und wieder schwärzliche Federn zum Vorschein, und der Vogel ist weißlich und bunt gescheckt; Anfang Mai sind Kopf, Hals, Rücken, die oberen Deckfedern der Flügel und die Brust schwarz, rostfarben und weißbunt, die Federn nämlich entweder ganz schwarz mit ganz undeutlichen rostfarbenen Querstreifen, oder schwarz, hell rostgelb und weißlich gebändert; an der Kehle und den Seiten des Halses tritt das Weiße am meisten hervor. Die Federn selbst

stehen bunt untereinander, nicht selten mit einigen ganz weißen gemischt; alle aber bleichen nach und nach so ab, daß Ende August oder September besonders der Rücken schön hell aschrau und schwärzlich punktiert erscheint, die rostfarbenen Bänder an Hals und Kopf fast ganz weiß geworden sind, meist aber noch einige ganz unregelmäßige rostgelb und schwarz gebänderte unter den anderen sich finden. Beim Weibchen sind alle diese Teile schwarz und rostgelb gewellt, die Bänder viel breiter und deutlicher. Im Winter werden, mit Aus-



Schneehuhn (Lagopus mutus) im Winterkleide. 1/3 natürl. Größe.

nahme der schwarzen, jetzt licht gesäumten Steuerfedern, beim Männchen auch derjenigen, welche den Zügel bilden, alle Federn blendend weiß; doch kommt es vor, das einzelne bunte Federn stehen bleiben. Während der Herbstmauser, die im Oktober beginnt, sehen die Schneehühner ganz bunt aus; schon im November aber sind sie schneeweiß geworden. Die mittleren Oberdeckfedern des Schwanzes verlängern sich so, daß sie bis zum Ende des Schwanzes reichen, und es scheint, als ob die Mitte des Schwanzes weiß sei. Über den Augen steht eine rote, warzige, am oberen Rande ausgezackte Haut, die aber beim Männchen viel stärker ist. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz. Die Länge beträgt 35, die Breite 60, die Fittichlänge 18, die Schwanzlänge 10 cm.

Von dieser Form weichen die nordischen Schneehühner mehr oder weniger erheblich ab, und zwar ebenso hinsichtlich ihrer Größe wie der Färbung ihres Sommerkleides; dieses entspricht aber immer dem Felsgesteine, auf welchem sie leben.

Das Schneehuhn bewohnt die Alpenkette in ihrer ganzen Ausdehnung, die Pyrenäen, die schottischen Hochgebirge, alle höheren Berggipfel Skandinaviens, Island, die Gebirge Nordsibiriens oder Nordasiens überhaupt, den Norden des festländischen Amerika und Grönland. Von den Alpen verfliegt es sich zuweilen bis auf den Schwarzwald, von den Pyrenäen aus nach den Bergketten Asturiens und Galiziens und von dem Festlande Asiens aus vermutlich bis nach Nordjapan, falls ein von den dortigen Eingeborenen herrührendes Gemälde wirklich nach einem im Lande erbeuteten Alpenschneehuhne gefertigt wurde. Nach Norden hin hat man es überall gefunden, wo man das Festland oder eine größere Insel betrat. Im Gegensatze zum Moorhuhne lebt es nur auf kahlen, nicht mit Gebüschen bekleideten Stellen, deshalb auf den Alpen immer über dem Gürtel des Holzwuchses, nahe an Schnee und Eis, in Norwegen auf den nackten, mit Gerölle bedeckten Berggipfeln und nur in Island und Grönland während der Brutzeit in tieferen Gegenden, in den Niederungen selbst in unmittelbarer Nähe des Meeres. Aber das isländische und das grönländische Schneehuhn, das in ähnlicher Weise lebt, bringt wenigstens noch einen großen Teil des Jahres auf den Bergen zu. Aus Raddes Berichte geht hervor, daß es in Ostsibirien ebenfalls nur im Hochgebirge sich ansiedelt.

Das Alpenschneehuhn unterscheidet sich in seiner Lebensweise auffallend von seinen Verwandten. Sein Wesen ist ruhiger, seine geistige Begabung offenbar geringer als bei diesen. Im Laufen und im Fliegen kommt es mit letzteren so ziemlich überein, ja diese Bewegungen sind vielleicht noch leichter als beim Moorhuhne. Aber nur selten, da, wo es noch nicht verfolgt wurde, niemals, fliegt es weit in einem Zuge. Schinz und Tschudi haben gefunden, daß der Flug Ähnlichkeit mit dem Taubenfluge habe; ich bin durch die von mir beobachteten Stücke niemals an Tauben erinnert worden und habe sie nur mit dem Moorhuhne vergleichen können. In einer Fertigkeit scheint unser Huhn seine Verwandten entschieden zu übertreffen. „Ich habe mehrmals bemerkt", sagt Holböll, „daß das Schneehuhn nicht allein im Notfalle schwimmen kann, sondern es zuweilen ohne zwingenden Grund thut. Im September 1825 lag ich mit einer Galeasse auf der sogenannten Südostbucht bei Grönland; wir hatten einige Tage Nebel, und mehrere Schneehühner kamen auf das Schiff. Eins von ihnen flog so gegen das Segel, daß es ins Wasser fiel. Ich ließ, da es fast stilles Wetter war, ein Boot aussetzen, in der Meinung, es werde mir zur Beute werden; aber es erhob sich mit größter Leichtigkeit vom Wasser und flog davon. Im nächsten Winter sah ich bei 10 Grad Kälte zwei Schneehühner von den Udkigsfelsen bei Godhavn herabfliegen und sich ohne Bedenken auf das Wasser setzen. Gleichfalls habe ich Schneehühner sich in einem kleinen Gebirgswasser baden und auf selbigem herumschwimmen sehen." Die Stimme ist von der des Moorhuhnes auffallend verschieden und höchst eigentümlich. „Bei starkem Nebelwetter", sagt Schinz, „oder wenn Schnee oder Regen fallen will, schreien die Alpenschneehühner unaufhörlich ‚krögögögöögrö' oder auch ‚önö-gö önögöö'. Dagegen wenn sie ihre Jungen locken oder einen Raubvogel erblicken, so schreien die Alten mehr ‚gä-gä gagää' und die Jungen ‚zip zip zip'." Solche Laute habe ich nie vernommen, vielmehr, ebenso wie andere Beobachter, nur ein merkwürdig dumpfes, röchelndes, tief aus der Kehle kommendes „Aah", mit welchem sich übrigens noch ein Schnarren verbindet, das sich mit Buchstaben wohl kaum ausdrücken läßt. Faber, Holböll und Krüper übersetzen diesen Laut durch „arrr" oder „orrr"; ich meine aber, daß man den R-Laut nicht so deutlich vernimmt, wie dadurch angedeutet werden soll. Den Lockruf des Weibchens ahmte mein norwegischer Jäger durch einen Laut nach, der an das Miauen junger Katzen erinnert und ungefähr wie „miu" klingt, aber nicht treu wiederzugeben ist.

Gelegentlich der Schilderung seiner ersten Jagd auf Alpenschneehühner bemerkt Boje: „Sie erwarteten auf dem mit Alpenpflanzen sparsam bewachsenen Felsen wie versteinert

die Herankunft des Jägers und entflohen dann ohne Geschrei mit geräuschvollem Flügelschlage“. Später sagt er: „Die unbeschreibliche Trägheit dieser Vögel sticht sonderbar gegen die Moorhühner ab. Die Männchen scheinen den ganzen Tag lang in der Nähe ihrer brütenden Weibchen still zu sitzen, und zwar stets auf den höchsten, abhängigsten Plätzen, als erfreuten sie sich neben dem Abgrunde der schönsten Fernsicht.“ Faber bezeichnet das isländische Alpenschneehuhn als „außerordentlich sicher und dumm“, Holböll das grönländische als „sehr einfältig“. Ich habe bei Niederschrift meiner Beobachtungen fast dieselben Worte gebraucht wie Boje: „Die beiden ersten Männchen, die ich erlegte, waren merkwürdig unvorsichtig, zeigten nicht die geringste Scheu, sondern erwarteten den Jäger scheinbar mit dem höchsten Erstaunen, ohne wegzufliegen.“ Auf den Alpen betragen sich die Schneehühner nicht anders: „Bei Nebelwetter“, bemerkt Schinz, „laufen sie am meisten auf dem Boden umher und glauben sich vor allen Nachstellungen am sichersten; aber auch bei warmem Sonnenschein sind sie sehr zahm“ und lassen dann, wie Tschudi hinzufügt, „auf offenen Gipfeln den Menschen oft bis auf 10 Schritt nahe kommen“. Bei kaltem Wetter sollen sie scheuer sein, wahrscheinlich schon deshalb mit, weil sie sich im Winter zu größeren Scharen vereinigen.

Die Nahrung besteht vorzugsweise in Pflanzenstoffen. Auf den Alpen findet man ihren Kropf mit Blättern der Alpenweide und des Heidekrautes, mit Knospen der Tannen, der Alpenrosen, mit Preißel-, Heidel- und Brombeeren, verschiedenen Blumen und dergleichen angefüllt; auf den Landstraßen sieht man sie beschäftigt, Haferkörner aus dem Miste der Pferde und Maultiere aufzusuchen, und im Sommer stellen sie allerhand Kerbtieren nach. Im Norden bilden die Knospen und Blätter der Zwergweiden und Birken, die Blätter- und Blütenknospen der verschiedensten Alpenpflanzen wie der auf jenen Höhen noch wachsenden Beerengesträuche und die Beeren selbst, im Notfalle auch Flechtenteile, die sie von den Steinen abklauben, ihre Äsung. Falls Faber richtig beobachtet hat, tragen sie sich Nahrungsvorräte für den Winter ein.

Im Mai sieht man Schneehühner gepaart, und beide Gatten halten sich, solange die Bebrütung der Eier währt, zusammen. Wenn aber die Jungen ausgeschlüpft sind, entfernt sich der Hahn zeitweilig von der Familie und zieht dem höheren Gebirge zu, um hier die wärmste Zeit des Sommers zu verbringen. Während er früher still und traurig war, wird er lebhaft, läßt oft seine Stimme vernehmen, fliegt sehr geschwind, mit kaum bewegten Flügeln zum Vergnügen in die Luft, indem er schräg emporsteigt, einen Augenblick mit zitternden Schwingen still steht und sich dann plötzlich wieder niederwirft, gefällt sich zuweilen auch in Stellungen, die einigermaßen an die Balztänze anderer Rauhfußhühner erinnern, ohne ihnen jedoch zu gleichen. Er nimmt weder an dem Brutgeschäfte noch an der Führung der Jungen teil. Die Henne sucht sich Mitte oder Ende Juni unter einem niedrigen Strauche oder auch wohl einem schützenden Steine eine passende Stelle zum Neste aus, scharrt hier eine seichte Vertiefung, kleidet sie kunstlos mit welken Blättern aus, legt ihre 9—14, auch wohl 16 Eier, die etwa 45 mm lang, 30 mm dick und auf rotgelbem Grunde mit dunkelbraunen Flecken getüpfelt sind, und beginnt mit Hingebung zu brüten. Nach Verlaufe von ungefähr 3 Wochen entschlüpfen die Jungen. Sobald sie einigermaßen abgetrocknet sind, führt sie die Henne vom Neste weg auf Nahrung versprechende Plätze. Droht Gefahr, so erhebt sie sich, um durch ihr Wegfliegen die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu lenken; die Jungen zerstreuen sich auf dieses Zeichen hin augenblicklich und haben sich im Nu zwischen den Steinen verborgen, während jene dem Jäger fast unter die Füße läuft. Steinmüller störte einst ein Geheck auf und fing ein Küchlein ein, das jämmerlich piepte; die Mutter schoß in wilder Verzweiflung auf ihn zu und wurde von ihm erlegt. Eine Henne mit neun Küchlein, die Welden überraschte, war, obgleich sie in der

größten Gefahr schwebte, nicht zum Auffliegen zu bringen, sondern lief rasch weiter, mit den ausgebreiteten Flügeln die Jungen deckend. Von diesen huschte während der Flucht eins nach dem anderen unbemerkt ins Gestein, und erst, als die Henne alle geborgen sah, flog sie, auf die eigne Rettung bedacht, auf und davon. Von den versteckten Tierchen war trotz aller Aufmerksamkeit nicht eins aufzufinden. Kaum aber hatte sich Welden in ein Versteck gelegt und ein Weilchen gewartet, so kam die Schneehenne eifrig wieder herbei gelaufen, gluckste leise, und in wenigen Augenblicken schlüpften alle neun Küchlein wieder unter ihre Flügel. „Wenn man im Herbste nur darauf acht hat", sagt Faber, „daß man die Alte schont, so kann man leicht den ganzen Trupp, ein Stück nach dem anderen, wegschießen; denn die Mutter fliegt, von dem Schusse erschreckt, zwar auf, wirft sich aber aus Besorgnis für die Jungen gleich wieder zur Erde, und diese, welche auch öfters bei dem Schusse aufstehen, fallen einen Augenblick später, der Mutter folgend, wieder zum Boden herab."

Das Flaumkleid der Küchlein ist zwar sehr bunt, aber doch in demselben Grade wie das anderer junger Hühner mit dem Boden gleichfarbig. Über den bräunlichen Rücken verlaufen unregelmäßige schwarze Streifen, und ein hellbräunlicher Flecken auf dem Hinterkopfe wird von einem solchen eingeschlossen. Stirn, Kehle, Hals und Bauch sind weißlich, die Brust und die Seiten rötlich überflogen, die Läufe mit gräulichen Daunen bekleidet.

Auf Island und Grönland, woselbst die Schneehühner oft auch in den Thälern brüten, sieht man, laut Faber und Holböll, die Familien Ende August noch in der Tiefe; Anfang Oktober aber geht die Alte mit ihren nunmehr vollständig ausgewachsenen Jungen auf die hohen Berge, und fortan vereinigen sich die einzelnen Völker, oft zu sehr zahlreichen Scharen. Diese verweilen hier gewöhnlich während des ganzen Winters und führen ein ziemlich regelmäßiges Leben. Man sieht sie bereits bei Tagesanbruch mit Futtersuchen beschäftigt, aber bis nach Mittag selten fliegen. Dann erheben sie sich, streichen, zu kleinen Trupps vereinigt, zu Thale, an die Seeküste ꝛc. und kehren wieder zu den Bergen zurück. Sind jedoch die Thäler schneefrei, so verweilen sie hier längere Zeit, und ebenso flüchten sie sich zur Tiefe hinab, wenn oben in der Höhe sogenannter Eisschlag fällt und sie im Aufsuchen ihrer Nahrung gehindert werden. Unter solchen Umständen müssen sie oft weit umherstreifen und ihr Leben kümmerlich fristen. Faber versichert, daß sie, ausgehungert, sogar in die Wohnungen der Menschen kommen oder über meilenbreite Meeresarme hinweg nach kleinen, schneearmen Inseln fliegen, die ihnen ein ergiebiges Weidefeld versprechen. In Norwegen findet genau dasselbe, in der Schweiz etwas Ähnliches statt. „Wenn der Spätherbst", sagt Tschudi, „die Kuppen der Berge mit Schnee bedeckt, ziehen sie sich gegen die milderen Flühen und Weiden, ja mit Vorliebe auch bis zu den Paßstraßen herab und überwintern da bis in den Frühling hinein." Doch muß es schon hart kommen, wenn sie sich zu derartigen Streifereien entschließen; denn bei regelmäßigem Verlaufe der Dinge wissen sie sich auf ihren Höhen vortrefflich zu bergen. Die dicke Schneedecke, die ihnen ihre Äsung überschüttet, ficht sie wenig an; sie graben sich mit Leichtigkeit tiefe Gänge im Schnee, bis sie zu der gesuchten Äsung gelangen, kümmern sich überhaupt wenig um die Unbill des Wetters. Dieselbe Schneedecke dient ihnen auch als Schutz gegen rauhe Winde und dergleichen: sie lassen sich, wenn es arg stürmt und weht, mit Behagen einschneien, so daß bloß die Köpfe hervorschauen und der geübte Jäger ihr Vorhandensein dann nur an den schwarzen Zügelstreifen bemerken kann. Wahrscheinlich errichten sie sich Winterwohnungen, tiefe Löcher im Schnee, in der Nähe ihrer Vorratshaufen. Ein solches mit Grasblättern förmlich ausgelegtes Loch fand Krüper auf einem großen Schneefelde Islands.

Abgesehen von jenen unregelmäßigen Streifzügen treten die Schneehühner im Winter, namentlich im Norden Amerikas, auch weitere Wanderungen an. Obgleich viele der grönländischen Schneehühner auch dann noch auf ihren Standorten verweilen, wenn die lange

Winternacht dort eingetreten ist, treffen doch in jedem Spätherbste, und zwar gegen anderer Vögel Art, nicht bei reiseförderndem Gegen-, sondern bei Nordwind, zahlreiche Massen im Süden der Halbinsel ein und siedeln sich hier auf den Bergen an. Auf Labrador kommen, wie Audubon erzählt wurde, allwinterlich Tausende von Schneehühnern an und bedecken alle Berge und Gehänge. Aber auch in Skandinavien hat man ähnliche Fälle beobachtet, auf den Lofoten erzählte man Boje, in Tromsö Liljenborg, daß einmal bei starkem Ostwinde viele Hunderte erschienen wären.

Über den Federwechsel der Alpenschneehühner ist man noch nicht im klaren. Während die Schweizer Forscher der Meinung sind, daß dieser Wechsel zweimal im Jahre vor sich gehe, im Herbste auf alle, im Frühjahre nur auf die kleineren Federn sich erstreckend, glaubt Holböll, daß wenigstens eine dreimalige, und M'Gillivray, daß sogar eine viermalige Mauserung des Gefieders stattfinde. Faber dagegen meint beobachtet zu haben, daß „die weißen Federn des Winters keine Folge einer neuen Mauser im Spätjahre, sondern des Abblassens der Sommerfedern sind", da er in der Blutfeder stets die bunte Sommerfeder, nie die weiße Winterfeder fand und oft Gelegenheit hatte, zu beobachten, daß jene Winter feder nach und nach von der Wurzel zur Spitze weiß wurde. Radde berichtet die ihm auffallende Thatsache, daß einige von ihm erlegte Alpenschneehühner im östlichen Sajangebirge schon am 12. Juni Federn der Unterseite, des Bauches und der Brust erneuerten und bereits die Wintertracht anlegten. Ich glaube, daß die scheinbar widersprechenden Beobachtungen sich vereinigen lassen; denn ich habe erfahren, daß gleichzeitig mit der Mauser auch Verfärbung der Federn stattfinden kann, und wage es, diese Erfahrungen auf das Schneehuhn zu beziehen. Somit nehme ich an, daß die Hauptmauser des Schneehuhnes in den Herbst fällt, daß jedoch wahrscheinlich nicht alle Federn neu gebildet, sondern die im Laufe des Sommers hervorgesproßten wenigstens teilweise umgefärbt werden. Im Frühlinge erneuert sich dann das Kleingefieder, und zwar geschieht dies bei Weibchen früher als bei Männchen. Die Färbung dieser jetzt neu gebildeten Federn ist jedoch nicht bleibend, sondern im Gegenteile einem mehrfachen Wechsel unterworfen. Übrigens scheint so viel festzustehen, daß die Heimat des Schneehuhnes allerdings einen Einfluß auf die Mauser ausübt, da das Winterkleid mit Beginn des Winters, das Sommerkleid mit Beginn des Sommers, das eine wie das andere also je nach der Örtlichkeit früher oder später angelegt wird. Kurz vor der Herbstmauser wechseln die Schneehühner auch ihre Krallen.

Die Armut und Unwirtlichkeit der Wohnplätze des Alpenschneehuhnes wird diesem nicht selten verderblich. So anspruchslos es auch sein mag, so geschickt es Sturm und Wetter zu begegnen weiß: aller Unbill der Witterung ist es doch nicht gewachsen. Wenn im Winter bei ruhiger Luft tagelang Schnee fällt, wird unser Huhn kaum gefährdet; wenn aber Lawinen von den Bergen herabrollen, wird manches von den Schneemassen erdrückt, und wenn sich eine harte Eiskruste über die Schneedecke legt, muß manches verkümmern und dem Hunger erliegen. Aber nicht bloß die Natur tritt den harmlosen Vögeln hart, ja fast feindlich entgegen, sondern auch, und in viel höherem Grade, der Mensch und das gesamte Raubgezücht. Tausende und Hunderttausende werden alljährlich gefangen; nicht wenige fallen dem mit dem Gewehre ausgerüsteten Jäger zur Beute, und ebensoviele, wie die Menschen für sich beanspruchen mögen, müssen unter dem Zahne der Füchse und des Vielfraßes oder in den Fängen des Jagdfalken und der Schneeeule verbluten.

Alt eingefangene Schneehühner lassen sich zähmen, d. h. an ein Ersatzfutter und an den Käfig gewöhnen, halten auch längere Zeit in der Gefangenschaft aus; junge hingegen sollen eine so sorgfältige Pflege beanspruchen, daß ihre Aufzucht selten gelingt. Mehr weiß ich hierüber nicht mitzuteilen; denn ich selbst habe niemals ein lebendes Alpenschneehuhn im Käfige gesehen. „Es sind auch Bastarde zwischen Birkhähnen und Schneehennen bekannt",

schreibt Wurm, „doch werden vielfach kleinere, jüngere Birkhähne mit teilweisem Albinismus fälschlich als solche angesprochen. Die echten ‚Schneebirkhähne‘ sind weit kleiner als reine Birkhähne, haben einen mehr viereckigen Stoß mit kürzerem Unterstoße, befiederte Zehen und vollkommen, nicht bloß zum Teil weiße Federn im braunen und schwärzlichen Gefieder. Über ihre Umfärbung ist nichts bekannt.“

Die Feldhühner (Perdicinae), welche die zweite, wohl umgrenzte Unterfamilie bilden, unterscheiden sich von den Rauhfußhühnern durch ihre schlanke Gestalt, den verhältnismäßig kleinen Kopf und die unbefiederten Läufe. Der Schnabel pflegt verhältnismäßig gestreckt zu sein, wölbt sich auf dem Firste nur mäßig und ist seitlich nicht zusammengedrückt. Der Lauf wird oft durch einen, auch wohl durch zwei Sporen bewehrt. Der Flügel, in welchem die dritte oder vierte Schwinge die längste zu sein pflegt, ist ebenfalls sehr kurz und abgerundet, aber nicht so gewölbt wie bei den Rauhfußhühnern, der aus 12—16 Federn bestehende Schwanz stets kurz. Um das Auge findet sich zuweilen, jedoch nicht immer, eine nackte Stelle, ausnahmsweise ist auch wohl ein Kehlfeld unbefiedert; dagegen fehlen meist die für die Rauhfußhühner so bezeichnenden Brauenwülste. Das Gefieder liegt meistens ziemlich glatt an; seine Färbung unterscheidet die Geschlechter gewöhnlich nicht. Außerdem unterscheiden sich die Feldhühner von ihren Verwandten, den Rauhfußhühnern, vorzüglich durch folgende Merkmale: Der Vorderarm ist meist oder immer etwas kürzer als der Oberarm, das Becken ebenso schmal und länglich wie bei den verwandten Familien, der Dorn am Seitenrande jedes Darmbeines, der den Rauhfußhühnern fehlt, deutlich und zumal bei den Frankolinen ausnehmend entwickelt, der Oberschenkelknochen markhaltig und nicht luftführend. Die Schwanzwirbel sind in Gemäßheit der Kürze und Schwäche der Schwanzfedern sehr schwach und viel kleiner als bei den Rauhfußhühnern. Die sonderbare, gallertartige Masse, die sich jederseits am unteren Ende der Luftröhre der männlichen Rauhfußhühner befindet, fehlt hier, die Blinddärme, obgleich lang, sind doch weit kürzer, die Nieren dagegen mehr in die Länge gezogen als bei jenen.

Mit Ausnahme des hohen Nordens bewohnen die Feldhühner alle Länder der Alten Welt und alle Gegenden, vom Meeresgestade an bis zu den bedeutendsten Berghöhen empor. Ihrem Namen entsprechend bevorzugt die große Mehrzahl allerdings offene, waldlose Stellen; doch gibt es auch viele, die gerade in Waldungen sich ansiedeln und hier ebenso versteckt leben wie irgend ein anderes Huhn. In ihrem Wesen zeichnen sie sich in mancher Hinsicht aus. Sie sind behender und gewandter als viele ihrer Ordnungsverwandten, fliegen zwar etwas schwerfällig, aber doch ziemlich rasch, wenn auch selten hoch und weit, vermeiden aber soviel wie möglich, sich auf Bäumen niederzulassen. Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten scheinen sie wenigstens die Rauhfußhühner zu übertreffen. Sie sind scharfsinnig und verhältnismäßig klug, fügen sich leicht in die verschiedensten Verhältnisse, bekunden eine gewisse List, wenn es gilt, Gefahren auszuweichen, und besitzen Mut wie Kampflust. Soviel bis jetzt bekannt, leben alle unserer Familie angehörigen Arten in Einweibigkeit, die meisten wohl auch in sehr treuer Ehe, während einzelne freilich sich vom Pfade der Tugend ablocken und durch ein ihnen vorkommendes Weibchen zur Untreue gegen die gewählte Gattin verleiten lassen. Am Brutgeschäfte nehmen die Männchen regen Anteil, bekümmern sich mindestens angelegentlich um die Sicherheit der brütenden Weibchen und später ihrer Jungen. Die Henne legt eine beträchtliche Anzahl einfarbiger oder auf licht gelblichem und bräunlichem Grunde dunkel gefleckter Eier in ein einfaches Nest. Während der Brutzeit lebt jedes Paar für sich, erobert sich ein Gebiet und verteidigt dieses gegen andere derselben Art,

auch wohl gegen fremdartige Eindringlinge. Nachdem die Jungen erwachsen sind, schlagen sich oft mehrere Familien in zahlreiche Ketten zusammen. Hinsichtlich der Nahrung unterscheiden sich die Feldhühner insofern von den Rauhfußhühnern, als sie fast nur zarte pflanzliche wie tierische Stoffe verzehren. Von Kiefernnadeln und ähnlichem schlechten Futter, wie das Auerhuhn, lebt gewiß kein Mitglied dieser Familie; alle Arten jagen aber den verschiedensten Kerbtieren und deren Larven eifrig nach, und die meisten scheinen Körnern andere Pflanzenteile, namentlich Blätter und dergleichen, vorzuziehen.

Niemand wird die Feldhühner im Ernste zu den schädlichen Tieren zählen. Die Südländer bezeichnen allerdings einzelne Arten als Landplage, nehmen aber den Ausdruck nicht so genau; denn in der That und Wahrheit ist man den zierlichen Geschöpfen allerorten zugethan und fürchtet nicht, von ihnen gebrandschatzt zu werden. Diese Zuneigung gründet sich freilich zum großen Teile auf das Vergnügen, das die Feldhühner insgesamt den Jagdfreunden bereiten. Es gibt keine einzige Art der Unterfamilie, auf welche nicht mehr oder weniger leidenschaftlich gejagt würde. Alle Mittel setzt man in Bewegung, um das eine oder das andere Feldhuhn zu erlangen: Feuergewehr und andere Waffen, Netz und Schlinge, abgerichtete Falken und Hunde. Allerorten werden alljährlich Tausende dieser Hühner erlegt, und fast überall ersetzen sich die Verluste rasch wieder. Die Bedeutung solcher Vögel darf man gewiß nicht unterschätzen.

An die Gefangenschaft gewöhnen sich die Feldhühner leicht; viele von ihnen halten bei einigermaßen geeigneter Pflege jahrelang im Käfige aus, und die meisten schreiten im Käfige auch zur Fortpflanzung. Manche schließen sich so innig dem Menschen an, daß sie ihm wie ein Hund auf dem Fuße nachfolgen und sich förmlich als Mitglieder des Hauses zu betrachten scheinen.

*

Bei den Berghühnern (Caccabis) ist der Leib kräftig, der Hals kurz, der Kopf verhältnismäßig groß, der Schnabel länglich, aber doch kräftig, der Fuß mittelhoch und entweder mit stumpfen Sporen oder wenigstens mit einer die Sporen andeutenden Hornwarze versehen, der Flügel mittellang, in ihm die dritte und vierte Schwinge die längste, der aus 12—16 Federn gebildete Schwanz ziemlich lang, von den Oberschwanzdeckfedern nicht vollständig bedeckt, das Gefieder reichhaltig, aber knapp anliegend. Ein rötliches Grau, das bei einzelnen Arten ins Schieferfarbene zieht, bildet die vorherrschende Färbung; der Vorderhals und die Oberbrust sowie die Weichen sind durch lebhaft hervortretende Farben ausgezeichnet.

Die für uns wichtigste, weil auch innerhalb der deutschen Grenzen vorkommende Art der Gattung ist das Steinhuhn (Caccabis saxatilis, Perdix saxatilis und rupestris). Seine Oberseite und Brust sind blaugrau mit rötlichem Schimmer, ein die weiße Kehle umschließendes Band und ein solches, welches sich unmittelbar an der Schnabelwurzel über die Stirn zieht, sowie je ein kleiner Flecken am Kinne an jedem Unterkieferwinkel schwarz, die Federn der Weichen abwechselnd gelbrotbraun und schwarz gebändert, die übrigen der Unterseite rostgelb, die Schwingen schwärzlichbraun mit gelblichweißen Schäften und rostgelblichen Streifen an der Kante der Außenfahne, die äußeren Steuerfedern rostrot. Das Auge ist rotbraun, der Schnabel korallenrot und der Fuß blaßrot. Die Länge beträgt 35, die Breite 50—55, die Fittichlänge 16, die Schwanzlänge 10 cm; das Weibchen ist, wie gewöhnlich, etwas kleiner und durch den Mangel der Sporenwarze am Laufe leicht zu unterscheiden.

Dem Steinhuhne nächstverwandt sind das Griechische Steinhuhn (Caccabis graeca) und der Tschukar (Caccabis chukar). Letzterer unterscheidet sich durch lichtere

und deutliche rötliche Färbung, rötlich zugespitzte Ohrfedern, gelbliche Kehle und schmälere, den Raum zwischen Nasenloch, Oberschnabel und vorderem Augenwinkel nicht bedeckende schwarze Stirnbinde.

Im 16. Jahrhundert lebte das Steinhuhn in den felsigen Bergen am Rhein, namentlich in der Gegend von St. Goar; gegenwärtig findet man es nur noch im Alpengebiete, und zwar in Oberösterreich, Oberbayern, Tirol und der Schweiz. Häufiger ist es auf der südlichen Seite des Gebirges, in Südtirol und Italien, wo es namentlich die Gebirge Liguriens und der Provinz Rom besiedelt. In Griechenland und der Türkei lebt das Griechische Steinhuhn. Auf den Griechischen Inseln, in Kleinasien, Arabien, Persien, Turkistan, dem Altai und allen inner- und südasiatischen Gebirgen bis Südchina, Hinter- und Vorderindien soll nur der Tschukar gefunden werden. Jedoch kommt, nach Alfred Walter, in Turkmenien bloß das Steinhuhn vor, das unser Gewährsmann auch noch besonders dem Tschukar vergleichend gegenüberstellt.

Es ist der Beachtung wert, daß die Steinhühner, die auf den Alpen die Höhe der Tiefe entschieden vorziehen und am häufigsten auf sonnigen, etwas begrasten Schutthalden zwischen der Holz- und Schneegrenze sich finden, im Süden auch die Ebene bevölkern. Zwar trifft man sie in Griechenland nur da, wo der Boden felsig oder wenigstens wüstenhaft ist, aber keineswegs ausschließlich in Höhen, die jenem Alpengürtel entsprechen, sondern auch auf kleinen Inseln, deren höchste Spitzen kaum 100 m über den Meeresspiegel sich erheben. A. von Lindermayer behauptet sogar, daß sie nie auf die hohen Kuppen der Gebirgskämme steigen, sondern mehr in halber Höhe sich aufhalten, und scheint damit die Angabe Graf von der Mühles, daß sie auch in dem strengsten Winter zwischen dem Schnee der Gebirge Rumeliens zu finden seien, berichtigen zu wollen. Auf dem Sinai haben wir noch in einer Höhe von 2000 m über dem Meere Steinhühner bemerkt, und hinsichtlich Indiens sagt „Mountaineer“, daß sie in den unbewohnten, hohen Gegenden am häufigsten gefunden werden. Im Tarabagatai fand ich sie in der Tiefe ebenso häufig wie in der Höhe, glaube daher, daß sie ihren Aufenthalt immer und überall da nehmen, wo sie am wenigsten gestört werden. In der Schweiz lebt das Steinhuhn, laut Tschudi, „am liebsten auf sonnigen Gehängen zwischen Krummholz und Alpenrosenstauden, unter den hohen Mauern der Felsenwände, in Geröllschluchten und Schneebetten, zwischen Steinblöcken und Kräutern“ und steigt bloß im Winter nach tieferen Steinhalden herab, oft bis in die Nähe der Bergdörfer und selbst der Ortschaften des Tieflandes. Diesen Angaben entsprechen die Beobachtungen, die „Mountaineer“ im Himalaja anstellte: auch hier erscheinen die Steinhühner um Mitte September in zahlreichen Ketten auf den bebauten Feldern, nahe bei den Dörfern des tieferen Landes. Aus Turkmenien berichtet Alfred Walter: „In allen Gebirgen unseres Reisegebietes, mit Ausnahme des Kuba-dagh, wo das Steinhuhn nur selten angetroffen wurde, ist es äußerst gemein. Jedoch ist es keineswegs ausschließlich Gebirgsvogel, sondern folgt den Flußläufen mit hohen Ufern und Erosionsschluchten mehrere hundert Kilometer weit in die Ebene. So fanden wir die Steinhühner am Tedshen noch unterhalb von Kary-bend, also etwa 200 km vom Gebirge, ebenso am Duschakbache. Massenhaft lebten sie am unteren Murgab und bevölkerten daselbst sogar den Sand; auch bei Tschat am unteren Atrek wurden sie vielfach gesehen.“

Das Steinhuhn zeichnet sich wie alle seine Verwandten, deren Lebensweise uns bekannt geworden ist, durch Behendigkeit, Scharfsinnigkeit, Klugheit, Mut, Kampflust und leichte Zähmbarkeit vor anderen Hühnern sehr zu seinem Vorteile aus. Es läuft außerordentlich rasch und mit bewunderungswürdigem Geschick über den Boden dahin, gleichviel, ob er eben oder uneben, steinig oder mit Gras bestanden ist, klettert mit Leichtigkeit

über Felsblöcke oder an seitlichen Abhängen empor und vermag sich noch auf Flächen zu erhalten, die dem Anschein nach einen so schwerleibigen Vogel in seinem Fortkommen auf das äußerste behindern. Im Vergleiche mit anderen Hühnerarten hat es einen leichten, geraden, schnell fördernden und auffallend geräuschlosen Flug; demungeachtet streicht es selten weit in einem Zuge fort, sondern läßt sich sobald wie möglich wieder auf den Boden nieder, weil es auf die Kraft seiner Schenkel doch noch mehr vertraut als auf die verhältnismäßig sehr starken Brustmuskeln. Ungezwungen fliegt es nie auf höhere Bäume, wie es überhaupt alle waldigen Stellen fast ängstlich meidet; im Notfalle verbirgt es sich aber doch in den Nadelzweigen der Wettertanne. Sarudnoi sah es in Innerasien auf hohen Wacholdern und Alfred Walter auf Ulmenbäumen. Unter den Sinnen steht das Gesicht, dessen Schärfe jedem Jäger wohl bekannt ist, obenan. Daß die geistigen Fähigkeiten sehr ausgebildet sind, lehrt die Beobachtung des frei lebenden wie des zahmen Steinhuhnes. Während es auf den innerasiatischen Gebirgen vor dem, wenn überhaupt, nur mit der Büchse jagenden Menschen kirre umherläuft, sich nicht einmal deckt, eher noch auf eine Felsenplatte heraustritt, um die selten gesehene Gestalt zu betrachten, ist es in unseren Alpen unter allen Berghühnern das scheueste und vorsichtigste, achtsam auf alles, was rundum vorgeht, unterscheidet den Schützen sehr wohl von dem ihm ungefährlichen Hirten, wie es überhaupt seine Feinde genau kennen lernt, versteht meisterhaft, sich den verschiedensten Nachstellungen zu entziehen, und beweist zu jeder Zeit einen hohen Grad von Klugheit; aber es fügt sich, gezwungen, auch sehr leicht in veränderte Umstände und wird gerade deshalb in überraschend kurzer Zeit zahm und zutraulich gegen seinen Pfleger. Die Stimme erinnert in mancher Hinsicht an das Gackern der Haushühner. Der Lockruf ist ein schallendes „Gigigich“ oder „Tschattibit tschattibiz“, der Laut, der beim Auffliegen ausgestoßen wird, ein eigentümliches Pfeifen, das man durch die Silben „pitschii pitschii“ ungefähr wiedergeben kann. Da, wo es viele Steinhühner gibt, glaubt man sich, wie von der Mühle sagt, zur Paarungszeit in einen Hühnerhof versetzt, so vielfältig erschallt der Ruf dieser anmutigen Geschöpfe von allen Seiten her.

Die Nahrung besteht aus verschiedenen Pflanzenstoffen und aus Kleingetier mancherlei Art. Im Hochgebirge nähren sich die Steinhühner von den Knospen der Alpenrose und anderen Hochgebirgspflanzen, von Beeren, zarten Blättern und verschiedenen Sämereien, nebenbei aber auch von Spinnen, Kerfen, deren Larven und dergleichen; in der Tiefe besuchen sie die Felder, namentlich solange das Getreide noch niedrig und frisch ist, und verzehren dann zuweilen nichts anderes als die Spitzen von jungem Weizen und anderem grünenden Getreide; im Winter gehen sie auch wohl die Wacholderbeeren an oder nehmen selbst mit Fichtennadeln vorlieb.

Da, wo Steinhühner häufig sind, vereinigen sich, wie schon bemerkt, im Spätherbste oft mehrere Völker zu zahlreichen Ketten, in Indien, laut „Mountaineer“, zu solchen, welche bis 100 Stück zählen können. Mit Beginn des Frühlings sprengen sich diese Vereine wieder, und nunmehr wählt sich jedes einzelne Paar einen besonderen Standort, inmitten dessen es zu brüten gedenkt. Hier verbringt es, laut Girtanner, die Nacht an gesicherter Stelle unter Alpenrosen- oder Legföhrengebüsch, tritt am Morgen zur Äsung auf freiere Stellen heraus und läuft dabei viel umher, zieht sich um Mittag unter Gebüsch zurück oder nimmt ein Sandbad, verweilt in träger Ruhe bis gegen Abend, halb schlafend, im kühlen Schatten und zieht gegen Abend wiederum äsend seinem Schlafplatze zu. Der Hahn ist der Gattin gegenüber sehr zärtlich, balzt mit hängenden Flügeln, halb gestelztem und halb gebreitetem Schwanze, ruft jedem anderen seines Geschlechtes kampflustig zu, verteidigt sein glücklich errungenes Gebiet mit Heldenmut und bekämpft auch dann noch, wenn die Henne bereits brütet, jeden Eindringling seiner Art mit Leidenschaftlichkeit.

„Legt man sich", sagt Girtanner, „während die Henne brütet, wenn auch in ziemlicher Entfernung auf die Lauer, und ahmt man den Hahnenruf nach, so kommt der Vogel in größter Erregtheit dahergerannt. Die Wut macht ihn so blind, daß er unter solchen Umständen oft sehr nahe an dem gedeckt stehenden Beobachter vorbeischießt, ja selbst beinahe mit der Hand ergriffen werden kann. Nach vermeintlich sehr gut besorgter Vertreibung des Störenfriedes kehrt er stolz zurück." Nach Lindermayers Behauptung legt das Steinhuhn in Griechenland schon Mitte Februar, nach Krüpers Beobachtungen in den letzten Tagen des März, selten früher, nach den Angaben der Schweizer Forscher in den Alpen erst gegen Ende Mai, Anfang Juni und selbst im Juli seine Eier. Am Murgab fand Alfred Walter die Nester am 10. April mit vollen Gelegen besetzt. Das Nest ist eine einfache Vertiefung, die unter niedrigen Zwergtannen oder Gesträuch, unter vorragenden Steinen und an anderen geschützten und verborgenen Orten ausgescharrt und mit etwas Moos, Heidekraut, Gras und dergleichen ausgekleidet wird. Die Ausfütterung geschieht im Hochgebirge mit größerer Sorgfalt als in den tieferen Gegenden und zumal im Süden, wo die Henne zuweilen eine einfache Mulde im Sande schon für hinreichend hält. Das Gelege bilden 12—15, auf blaß gelblichweißem Grunde mit sehr feinen, blaßbräunlichen Strichen gezeichnete Eier von ungefähr 46 mm Längs- und 33 mm Querdurchmesser. Die Henne brütet sicherlich ebenso lange wie die Rebhenne, also 26 Tage, sehr eifrig und führt dann die Küchlein in Gesellschaft ihres Gatten auf die ersten Weideplätze. Die Färbung der Jungen im Daunenkleide spielt, nach Stölker, in einem hellen Steingrau; die Kopfplatte und ein Strich vom Auge zum Ohre sind braun, die Oberteile dunkelbraun, von zwei helleren Seitenlinien eingefaßt und einer solchen Mittellinie durchzogen, die Schultern und Weichen ebenfalls braun. Das erste Federkleid ist auf bräunlichgrauem Grunde bunt gefleckt, indem die Rücken, Flügeldeck- und Brustfedern hellgelbe Spitzenflecken, die Außenfahne der Schwingen solche Rundflecken tragen, die Kopfplatte hellbraun. Später treten oberseits mehr einfarbig graubraune Federn auf, und im November ähneln die Jungen fast gänzlich den Alten. „Die Küchlein", sagt Tschudi, „haben, wie die Alten, eine außerordentliche Fertigkeit im Verstecken und sind verschwunden, ehe man sie recht gewahrt. Stört man eine Familie auf, so stürzt sie nach verschiedener Richtung, fast ohne Flügelschlag mit dem ängstlichen Rufe ‚pitschii pitschii' seitwärts oder abwärts, meist bloß 40 Schritt weit, und doch ist man nicht im stande, in den Steinen oder Sträuchern auch nur eins wieder zu entdecken. Hat aber der Jäger etwas Geduld, und versteht er es, mit einem Lockpfeifchen den Ruf der Henne nachzuahmen, so sammelt sich bald das ganze Volk der geselligen Tiere wieder." In Griechenland, wo das Steinhuhn, wie überall, ein sehr gesuchtes Wildbret ist, zieht man schon im Monat Juni zur Jagd aus; diese aber hat, laut Powys, insofern besondere Schwierigkeit, als das aufgescheuchte Volk sich nach allen Richtungen hin zerstreut, ohne daß eins sich um das andere zu bekümmern, vielmehr jedes darauf bedacht zu sein scheint, sich möglichst schnell und sicher zu verstecken. Gelingt es dem verfolgten Steinhuhne, einen guten Versteckplatz, z. B. eine dichte Hecke, aufzufinden, so läßt es sich so leicht nicht wieder auftreiben, und der Jäger hat dann gewöhnlich das Nachsehen. Da, wo die Hühner häufig sind, gewährt die Jagd aber trotzdem reiche Ausbeute und viel Vergnügen. Außer dem Menschen treten Füchse, Marder, Wiesel, Raubvögel und Raben als Feinde des Steinwildes auf; rollende Steine mögen auch manche erschlagen: am meisten aber gefährdet sie ein strenger Winter.

Die leichte Zähmbarkeit des Steinhuhnes ist den Griechen wie den Schweizern, den Indern wie den Persern wohl bekannt; daher findet man gerade diesen Vogel sehr häufig im Käfige. „Es ist merkwürdig", sagt Schinz „daß diese wilden Vögel so leicht gezähmt werden können. Sie fressen oft schon nach wenigen Tagen aus den Händen, lassen sich auch wohl berühren, beißen aber tapfer und schmerzhaft, wenn man sie fassen will. Gezähmt

sind es muntere und schöne Tiere; allein frei darf man sie nicht laufen lassen, sie fliegen gleich davon, und wenn sie auch den Menschen nicht mehr scheuen, so fliehen sie doch dessen Nähe, solange sie können. Anderen Vögeln gegenüber sind sie sehr zänkisch, und mit Hühnern beißen sie sich weidlich herum.“ Aber die Männchen kämpfen nicht bloß mit fremdartigen Hühnern, sondern auch mit ihresgleichen, und zwar auf Leben und Tod. Ein Pärchen verträgt sich, zwei Männchen liegen in beständigem Streite miteinander, und gar nicht selten beißt eins das andere tot. Diese Unverträglichkeit und Kampflust war schon den Alten wohl bekannt; denn man hielt die gefangenen Steinhühner hauptsächlich deshalb, weil man sie zur Belustigung der Zuschauer miteinander kämpfen ließ. Dasselbe geschieht heutigestags noch in Indien und China, woselbst man Steinhühner in sehr hohem Grade zähmt, ja sie zu förmlichen Haustieren macht. Sie laufen frei im Hause umher, gehören förmlich zu der Familie und folgen ihrem Gebieter durch Hof und Garten. Einzelne werden so dreist, daß sie sich allerlei Neckereien herausnehmen gegen Fremde oder die Diener des Hauses, deren untergeordnete Stellung sie zu erkennen scheinen. An der Küste von Bessa und Elata will sie **Murhard** als wirkliche Haustiere, die in Gefangenschaft gezüchtet und von besonderen Hirten zur Weide getrieben werden, kennen gelernt haben. In Griechenland gelten sie als Wesen, die Schutz gegen Bezauberung gewähren können, und werden deshalb häufig gefangen gehalten. Hier aber gönnt man ihnen keine Freiheit, sondern sperrt sie in kegelförmige Weidenkäfige ein, die so klein sind, daß sie sich kaum herumzuwenden vermögen. Dessenungeachtet halten sie viele Jahre in so engem Gewahrsam aus.

In Südwesteuropa wird das Steinhuhn durch das **Rothuhn** (*Caccabis rufa* und *rubra*, *Perdix rubra*, *rufa* und *rufidorsalis*, *Tetrao rufus*) ersetzt. Dieser schöne Vogel unterscheidet sich von jenem hauptsächlich durch die vorherrschend rötliche Färbung der Oberseite und durch das breitere, nach untenhin in Flecken aufgelöste Halsband. Das Rotgrau der Oberseite ist auf Hinterkopf und Nacken am lebhaftesten, fast rein rostrot, nur auf dem Scheitel gräulich; Brust und Oberbauch sind rein aschgrau-bräunlich, der Unterbauch und die Unterschwanzdeckfedern brandgelb; die verlängerten Weichenfedern zeigen auf hell aschgrauem Grunde weißlich-rostfarbene und kastanienbraune Querbänder, die durch tiefschwarze Striche schärfer begrenzt werden. Ein weißes Band, das auf der Stirn beginnt, bildet in seiner Verlängerung einen deutlich hervortretenden Brauenstreifen; das von dem Halsbande eingefaßte, nach innen scharf begrenzte, fast rein weiße Kehlfeld tritt lebhaft hervor. Das Auge ist hellbraun, der Augenring zinnoberrot, der Schnabel blut- und der Fuß karminrot. Das Weibchen unterscheidet sich nur durch etwas geringere Größe und das Fehlen der sporenartigen Warze auf dem Hinterlaufe von dem Männchen. Die Länge beträgt 38, die Breite 52, die Fittichlänge 16, die Schwanzlänge 11 cm.

Erst durch neuere Beobachtungen ist die Heimat des Rothuhnes mit einiger Sicherheit festgestellt worden; früher hat man es mit seinen Verwandten oft verwechselt. Es bewohnt nur den Südwesten unseres heimatlichen Erdteiles, von dem mittägigen Frankreich an die nach Süden hin gelegenen Länder und Inseln, namentlich Spanien, Portugal, Madeira und die Azoren. Auf Malta gehört es bereits zu den Seltenheiten; weiter nach Osten hin wird es wahrscheinlich nicht mehr gefunden. Vor etwa 100 Jahren hat man es in Großbritannien eingebürgert, und gegenwärtig lebt es hier in einigen östlichen Grafschaften zahlreicher fast als das Rebhuhn.

„Das Rothuhn“, schreibt mir mein Bruder **Reinhold**, „liebt bergige Gegenden, die mit Feldern abwechseln. In Spanien findet man es fast auf allen Gebirgen, mit Ausnahme vielleicht der Züge längs der Nordküste, bis zu 2000 m über dem Meere. Den dichten Wald meidet es; dagegen siedelt es sich gern in den Parks oder auf dünn bewaldeten

Strecken an, deren Pflanzenwuchs hauptsächlich aus hoher Heide, immergrünem Eichengebüsch, Rosmarin- und Thymiansträuchen besteht." Auf den Balearen fand es A. von Homeyer am häufigsten in den Haferfeldern an den Gebirgsabhängen, zwischen den mit Gesträuch bewachsenen Steinhalden, endlich auch mitten zwischen den Felsen selbst, und zwar im Inneren der Insel ebenso häufig wie an der Küste. Es ist ein Standvogel, der ein ziemlich beschränktes Gebiet bewohnt und in unmittelbarer Nachbarschaft mit anderen seiner Art lebt. Schinz behauptet, daß es sich in seinen Sitten vom Steinhuhne sehr unterscheide. Es soll minder gesellig sein, nicht in eigentlichen Ketten leben, auch gepaart minder treu



Rothuhn (Caccabis rufa). ¼ natürl. Größe.

zusammenhalten, sich schwer zähmen lassen u. s. w. Ich kenne die Quellen nicht, aus welchen genannter Forscher geschöpft hat, glaube aber behaupten zu dürfen, daß vorstehende Angaben nicht begründet sind.

„In seinen Bewegungen", fährt mein Bruder fort, „hat das Rothuhn viel mit unserem Rebhuhne gemein; doch darf man es wohl auch in dieser Hinsicht zierlicher und anmutiger nennen. Sein Lauf ist ungemein rasch und in hohem Grade gewandt; es rennt mit gleicher Schnelligkeit zwischen Felsblöcken und Steinen dahin, klettert sogar mit vielem Geschicke auf diesen umher und nimmt dabei nur selten seine Schwingen zu Hilfe. Sein Flug ist bedeutend schneller als der unseres Rebhuhnes, verursacht auch weit weniger Geräusch als dieser. Das Rothuhn erhebt sich leicht, steigt rasch in eine gewisse Höhe, streicht in ihr mit schwirrenden, wenig vernehmlichen Flügelschlägen dahin und schwebt oft auf große Strecken fort, ohne einen Flügel zu bewegen. Von Felswänden stürzt es sich

förmlich raubvogelartig zur Tiefe hinab. Demungeachtet fliegt es nur ungern weit und noch weniger wiederholt nacheinander auf, sondern sucht sich soviel wie möglich durch Laufen zu helfen." Auch A. von Homeyer sagt, daß es in allen Lebensverrichtungen viele Ähnlichkeit mit dem Rebhuhne habe: „es weidet, läuft und drückt sich vor dem Hunde wie vor dem Menschen oder von selbst während des Tages, um auszuruhen oder sich zu verbergen, und ist hauptsächlich abends rege. Da liegt es jedoch nicht so fest, geht vielmehr gern heraus. Wenn es auf den Beinen ist, läßt es sich weit treiben, ohne aufzufliegen; ist es jedoch des Verfolgens überdrüssig, so erhebt es sich nicht außer Schußweite, wie unser Rebhuhn so oft thut, sondern drückt sich und läßt den Jäger schußgerecht herankommen." Bezeichnend für unseren Vogel ist, daß er gern bäumt; er thut dies auch keineswegs bloß im Falle der Not, sondern da, wo es Bäume gibt, regelmäßig, unzweifelhaft in der Absicht, von der Höhe aus zu sichern. Den Lockruf des Männchens übersetzt Homeyer durch die Worte: „schick scherna", während wir geglaubt haben, daß ein schnarrendes „Tack tackerack" oder „Kerekekek" dafür gebraucht werden könne; ich muß jedoch genanntem Forscher beistimmen, wenn er sagt, daß der Ruf in derselben Art und Weise wie von unserem Rebhuhne ausgestoßen wird, nur daß der Ton nicht so kreischend, durchdringend, sondern mehr lispelnd, zischend und rund ist. Um zu warnen, stoßen beide Geschlechter ein leises „Reb reb", beim Aufstehen ein schallendes „Scherb" aus.

„Den größten Teil des Jahres hindurch", schreibt mein Bruder Reinhold, „lebt das Rothuhn in Völkern oder Gesperren von 10—30 Stück; denn oft schlagen sich mehrere Familien zu einer Kette zusammen. Das Volk treibt sich in demselben Gebiete umher, obwohl nicht eben regelmäßig; es kommt auch, weil das Rothuhn sehr wenig Wasser bedarf, niemals zur bestimmten Stunde zur Tränke. Seine Thätigkeit beginnt mit dem ersten Morgengrauen und währt bis nach Sonnenaufgang; wenigstens vernimmt man dann den Ruf des Hahnes nur noch selten. Während der Mittagsstunden ist das Volk sehr still; wahrscheinlich liegt es jetzt im Halbschlummer, wohlverdeckt zwischen dem Gesteine oder im niedrigen Gestrüppe. Gegen Sonnenuntergang wird es von neuem rege und treibt sich nun bis in die Nacht hinein, mehr spielend als Nahrung suchend, umher. Die Zeit der Liebe ändert selbstverständlich auch das Betragen des Rothuhnes. Schon im Februar trennt sich das Volk in Paare:

‚Al dia de San Anton
Cada perdiz con su perdicon.'
(Am Tage des heil'gen Anton
Geht mit dem Hahne die Henne schon.)

behaupten die Spanier. Je nach den verschiedenen Provinzen Spaniens ist die Paarungszeit übrigens verschieden: in Südspanien fällt sie in den Anfang des März, in Mittelspanien oder in den Gebirgen zu Ende dieses Monats; auch wohl in den Anfang des April. Die Hähne führen dabei hitzige Kämpfe um die Hennen aus und geben Gelegenheit zu einer sehr anziehenden, weiter unten zu beschreibenden Jagd. Brüten die Hennen bereits, so überlassen die Hähne sie ihrem Schicksale und schleichen, Minne suchend, noch weiter umher, freilich gewöhnlich zu ihrem Verderben. Das Nest, das man in Getreidefeldern, Weinbergen, unter einem Rosmarin- oder Thymianbusche u. s. w. findet, besteht aus einer muldenförmigen Vertiefung, welche die Henne in den Boden scharrt. Es enthält 12—16 Eier von durchschnittlich 40 mm Längs- und 31 mm Querdurchmesser, die sich durch Größe und Färbung von denen unseres Rebhuhnes unterscheiden. Ihre Gestalt ist stumpfer und gerundeter, die feste Schale glänzend, obgleich man die vielen Poren deutlich erkennen kann, die Grundfarbe ein lichtes Rostgelb, das mit zahllosen, braunen Punkten und Flecken überstreut ist. Sobald die Jungen dem Eie entschlüpft sind, laufen sie geschwind umher, sorgsam behütet von der jetzt besonders vorsichtigen Mutter. Bei Gefahr benimmt sich

die Familie wie unsere Rebhühner unter gleichen Umständen. Auch die jungen Rothühner lernen wenige Tage nach dem Auskriechen flattern, wechseln rasch die Schwingen, die für die Last des Leibes bald zu schwach werden, und sind bereits in der dritten Woche ihres Lebens äußerst bewegliche und gewandte Geschöpfe. Ihre Ausbildung beansprucht zwischen 4 und 5 Wochen. Anfänglich leben sie von Kerbtieren, Larven, Würmern und feinem Gesäme; später halten sie sich, wie die Alten, gänzlich an letzteres und an Grünzeug mancherlei Art, das ihnen, wie es scheint, zugleich die Tränke ersetzen muß.

„Die Rothühner werden in Spanien eifrig gejagt. Ihre Verfolgung beginnt bereits, wenn die Jungen die Größe einer Wachtel erreicht haben. Man sucht die Völker entweder mit Hühnerhunden oder durchstreift auf gut Glück die von ihnen bewohnte Strecke. Im Herbste bedient man sich mit Erfolg eines Lockvogels. Am eifrigsten betreibt man die Jagd während der Paarungszeit; sie ist dann auch unbedingt die anziehendste, die man auf die Vögel ausüben kann, und dabei ganz eigentümlich. Der Jäger begibt sich mit einem Lockvogel, ‚Reclamo‘, den er in einem sogenannten Glockenbauer mit sich führt, dahin, wo er Rothühner vermutet, und errichtet aus umherliegenden Steinen eine ungefähr 1 m hohe Mauer, die ihm als Versteck dienen soll; 10 oder 15 Schritt davon entfernt stellt er den Käfig auf einen erhöhten Punkt und bedeckt ihn leicht mit Reisern, nachdem er vorher den Überzug, der das Gebauer bis dahin verhüllte, abgenommen hat. Ist der Lockvogel gut, so beginnt er sogleich seinen Ruf mit einem wiederholten ‚Tacktack‘, dem dann der eigentliche Lockruf, ein ‚Tackerack‘, folgt. In der Regel währt es nur einige Minuten, und es erscheint ein Rothuhn in der Nähe des Käfigs. Da man zu Anfang der Paarungszeit Hähne als Lockvögel benutzt, so kommt es vor, daß sowohl Hähne wie Hennen sich bei dem Schützen einstellen, häufig auch das Paar. Sie sehen sich nach dem Gefährten um, antworten auf seinen Ruf, und da sie sich dem Schützen frei zeigen, werden sie auf leichte Weise erlegt. Diese Jagd währt ungefähr 14 Tage. Haben die Hennen bereits gelegt und bebrüten ihre Eier, so nimmt der Jäger anstatt des Hahnes eine Henne als Lockvogel und verfährt ganz in der eben beschriebenen Weise. Es erscheinen jetzt nur die ungetreuen oder unbeweibten Hähne, nähern sich mit hängenden Flügeln und gesträubten Kopf- und Nackenfedern, kurz in der Balzstellung, dem Verstecke des Schützen, führen vor der Henne, die sie wohl hören, aber nicht sehen können, zierliche Tänze auf und werden dabei in der vollsten Jubellust des Lebens meuchlings getötet. Der Jäger wartet, wenn ein Hahn erlegt wurde, ob sich ein zweiter zeigen will, und kann sicher darauf rechnen, daß, wenn noch ein Hahn im Umkreise eines Kilometers vorhanden ist, dieser ebenfalls bald erscheinen wird; ja, es kommt vor, daß zwei, drei Hähne zu gleicher Zeit eintreffen, sich heftig bekämpfen und oft zugleich dem tödlichen Schusse erliegen. Antwortet kein Hahn auf das fortgesetzte Rufen des Lockvogels, so verläßt der Jäger ruhig seinen Anstand, nähert sich langsam dem Käfige und zieht die Hülle darüber, liest die toten Hähne zusammen und sucht einen anderen Platz zur Jagd auf. Man muß sorgfältig vermeiden, unmittelbar nach dem Schusse aus dem Verstecke hervorzuspringen, um etwa den getöteten Hahn aufzunehmen; denn dadurch wird der Lockvogel scheu, ruft in der Regel nicht wieder, verliert sogar zuweilen seine Brauchbarkeit für immer. Hauptsächlich dieser Jagdart wegen wird das Rothuhn in Spanien allgemein zahm gehalten. In gewissen Gegenden fehlt wohl in keinem Hause eine ‚Perdiz‘, und eifrige Jäger halten deren mehrere nach den Geschlechtern in verschiedenen Räumen und Käfigen. Ein guter Lockvogel wird teuer bezahlt, oft mit 400—500 Mark; in ihm besteht zuweilen der ganze Reichtum eines Jagdkundigen; denn gar nicht selten kommt es vor, daß ein einziger Schütze während der ‚Reclamo-Zeit‘ 60—80 Paar Rothühner erlegt. Zwar ist diese Jagd verboten; doch kümmert sich der Spanier um jedes andere Gesetz noch mehr als um das, das gegeben wurde, um seiner Vernichtungswut entgegenzutreten.

„Die zur Jagd bestimmten Rothühner werden jahraus jahrein in denselben kleinen Gebauern gehalten, in welchen man sie später mit sich zur Jagd hinaus nimmt, und nur die eifrigsten Jäger lassen ihnen eigentliche Pflege angedeihen. Die große Menge behandelt sie nach unserer Ansicht ganz erbärmlich. Demungeachtet halten die Lockvögel jahrelang in solcher traurigen Gefangenschaft aus.

„Wirklich auffallend ist, daß man während des Hochsommers die so gewandten und behenden Rothühner mit den Händen fangen kann. Ein mir bekannter Jäger verstand es ausgezeichnet, sich in dieser Weise ihrer zu bemächtigen. Er näherte sich in den Mittagsstunden einem vorher erkundeten Volke, jagte es auf, beobachtete dessen Flug und lief dann eilig nach der Stelle hin, auf welcher die Rothühner einfielen. Hier verfolgte er sie von neuem, brachte sie wiederum zum Fluge, ging ihnen zum zweiten Male nach und fuhr so fort, bis die Hühner sich gar nicht mehr erhoben, sondern laufend ihr Heil versuchten oder sich angstvoll zu Boden drückten und greifen ließen. Dieses Ergebnis wurde gewöhnlich schon nach drei- oder viermaligem Auftreiben erreicht!'

Leider hat man bei uns zu Lande dem Rothuhne die Beachtung, die es verdient, noch nicht geschenkt. Es ist durch den in Großbritannien angestellten Versuch zur Genüge bewiesen, daß dieses schöne, nützliche Wild sich in ihm ursprünglich fremden Gegenden einbürgern läßt; man hat auch erfahren, daß die Eier, wenn sie gut verpackt werden, den Versand von Südfrankreich bis zu uns aushalten, und hat ebenso die Fortpflanzung von Südeuropa eingeführter Paare im Käfige erzielt. Zwar hat man mehrere Male alte und junge Rothühner bei uns ausgesetzt, sich aber durch die ersten ungünstigen Versuche abschrecken lassen. Die wenigen Vögel dieser Art, die man frei ließ, wurden regelmäßig schon nach einigen Tagen nicht mehr gesehen; sie hatten sich auf dem ihnen fremden Boden nicht zurechtfinden können oder waren durch Raubzeug verstört und versprengt worden. Meiner Ansicht nach sind diese Versuche für die Möglichkeit der Einbürgerung in keiner Weise entscheidend, und deshalb kann es nur wünschenswert sein, wenn sie bald und in großartigem Maßstabe erneuert werden. Diese Angelegenheit verdient mit Eifer betrieben zu werden, weil die Rothühner gerade diejenigen Stellen, die das Rebhuhn meidet, bevorzugen, also Gebiete, die bis jetzt keinen Jagdertrag gaben, für uns nutzbar machen könnten. Bei der Vortrefflichkeit unserer gegenwärtigen Verkehrsanstalten unterliegt die Einbürgerung dieser Vögel kaum nennenswerten Schwierigkeiten; aber sie muß freilich von Sachverständigen in die Hand genommen und mit etwas mehr Eifer betrieben werden als bisher.

Auf Sardinien, hier und da in Griechenland, häufiger aber in Nordwestafrika, einschließlich der Kanarischen Inseln, haust die dritte Art unserer Gattung, die wir zu berücksichtigen haben, das **Klippenhuhn** (Caccabis petrosa, Tetrao petrosus, Perdix und Alectornis petrosa). Es kennzeichnet sich hauptsächlich durch das auf kastanienbraunem Grunde weiß getüpfelte Halsband. Die Stirn und der Kopf sind hell aschgrau, die Scheitelmitte, der Nacken und Hinterhals kastanienbraun, die übrigen Federn der Oberseite rotgrau, auf den Flügeln ins Bläuliche spielend, die Kehle und ein Augenbrauenstreifen weißlichgrau, die Unterteile blaugrau, Brust- und Weichengegend denen des Steinhuhnes ähnlich; einzelne Federn der Oberseite zeigen rostgraue Einfassungen; Auge, Schnabel und Fuß kommen in der Färbung mit den entsprechenden Teilen der Verwandten überein. In der Größe steht das Klippenhuhn hinter dem Stein- und Rothuhne etwas zurück.

Auf Sardinien ist das Klippenhuhn, laut Graf Salvadori, sehr häufig; in Griechenland kommt es, den übereinstimmenden Angaben von der Mühles und A. von Lindermayers zufolge, nur auf den südlichsten Gebirgen und hier auch bloß auf den höchsten Kuppen vor; auf Malta wird es, wie Sperling angibt, alljährlich in Menge aus Afrika eingeführt;

in Spanien soll es die Felsen von Gibraltar bewohnen; in Tunis, Algerien, Marokko und auf den Kanarischen Inseln ist es die ausschließlich vorkommende Art seiner Gattung.

Im Widerspruche zu den Behauptungen des Grafen von der Mühle und von Lindermayers, die übereinstimmend Gebirge und die höchsten Kuppen des Taygetus als Wohnorte des Klippenhuhnes angeben, sagt Salvadori, daß man letzterem sehr unpassenderweise seinen Namen beigelegt habe, da es niedrige Hügel und die Ebene weit mehr liebe als die Berge, ja in zerrissenen Gebirgen gar nicht gefunden werde; „dagegen ist man sicher, es auf den Hügeln anzutreffen, die Kornfelder umgeben, und wo mit Cistenrosen, Schlehen und niederem Gebüsche bewachsene Stellen vorhanden sind". Auch Tristram bemerkt, daß das Klippenhuhn in Nordwestafrika sich in Ebenen aufhalte, unter anderen in solchen, in welchen es bloß während dreier Monate im Jahre Wasser gibt. Dagegen versichert nun wieder Bolle, daß es auf den Kanarischen Inseln auf den hoch gelegenen, dürren Bergstrecken wie in der Tiefe lebe, ja sogar in einigen Thälern noch am Fuße des Teydekegels brüte. „Mit diesem wohlschmeckenden Wildbrete", sagt der sorgfältig beobachtende Forscher, „sind vier der Inseln vom Meeresstrande und den heißesten Thälern an bis ins tiefste Hochgebirge reich gesegnet: keine aber mehr als Gomera, wo die Hühner, nach dem Ausdrucke der Landleute, zu einer Plage, freilich einer nicht allzu schwer zu ertragenden, geworden sind und das Stück gewöhnlich mit sechs spanischen Kupferdreiern verkauft wird. In Canaria gibt es ihrer hinlänglich; so sind sie unter anderen auf der Insel Isleta nicht selten; die meisten aber erzeugt im Inneren der Insel die weite Caldera von Tirajana, wo man, hinter einer Steinmauer verborgen, in den Tennen so viele dieser herrlichen Hühner schießen kann, wie einem nur immer gelüstet. Es sind sehr schöne Geschöpfe, recht eigentlich Felsenvögel, die, je wilder und bergiger die Gegend ist, in desto größerer Menge sich zeigen." Später bemerkt Bolle, daß das Klippenhuhn auf den Kanarischen Inseln wahrscheinlich erst eingeführt worden sei. „Die Jagdlust der alten Grafen von Gomera scheint die früheste Veranlassung hierzu gewesen zu sein; denn dem Pater Galindo zufolge war es Sancho de Herrera, der sie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zuerst aus der Berberei nach Gomera brachte, wo sie sich bald so ungeheuer vermehrten, daß sie wirklich zu einer Landplage geworden waren und die Geistlichkeit mehr als einmal zu dem seltsamen Mittel ihre Zuflucht nahm, sie durch Beschwörungen in die Steinwüste des Gebirges zurückzubannen."

In seinem Wesen hat das Klippenhuhn mit seinen Verwandten große Ähnlichkeit. Es ist ebenso behende wie diese, fliegt ungern auf, meist nicht weit, aber geräuschvoll und fast in wagerechter Richtung dahin, zeigt sich nicht scheu und läßt einen sehr sonderbaren Lockruf vernehmen, den man, wenn auch nicht gerade genau bezeichnend, durch das mehrmals wiederholte, langsam ausgesprochene Wort „Kai" (mit sehr gedehntem i) ausdrücken kann. Graf Salvadori fand schon in der ersten Hälfte des Februar Männchen und Weibchen gepaart; Bolle gibt an, daß die 15—20 Eier in 22 (?) Tagen ausgebrütet werden. Nach der Brutzeit halten sich die Klippenhühner in Gesellschaften beisammen. Wenn gejagt, fliegen die einzelnen nach ihrem eignen Belieben davon, ohne sich sogleich wieder zusammenzufinden.

*

Unser Reb- oder Feldhuhn (Perdix cinerea, damascena, montana, vulgaris, cineracea, sylvestris und minor, Tetrao perdix, damascenus und montanus, Starna perdix und cinerea), Vertreter der gleichnamigen Gattung (Perdix), unterscheidet sich von den Rothühnern, abgesehen von der Färbung, durch die Beschildung der Füße, die an der Vorder- und Hinterseite zwei Reihen bildet, das Fehlen einer Sporenwarze und den Bau des Flügels, in welchem die dritte, vierte und fünfte Schwinge die längsten sind; auch



Rebhuhn.

besteht der Schwanz aus 16—18 Federn. Das Kleid, das nach der Gegend, Örtlichkeit und Lage des Wohnsitzes vielfach abändert, steht an Schönheit dem der Rothühner zwar nach, ist aber doch sehr ansprechend. Die Stirn, ein breiter Streifen über und hinter dem Auge, die Kopfseiten und die Kehle sind hell rostrot; den bräunlichen Kopf zeichnen gelbliche Längsstriche, den grauen Rücken rostrote Querbänder, lichte Schaftstriche und schwarze, feine Zickzacklinien; ein breites, auf aschgrauem Grunde schwarz gewelltes Band ziert die Brust und setzt sich zu beiden Seiten des Unterleibes fort, wird hier aber durch rostrote, beiderseitig weiß eingefaßte Querbinden unterbrochen; auf dem weißen Bauche steht ein großer, hufeisenförmiger Flecken von kastanienbrauner Farbe; die Schwanzfedern zeigen die in der Familie gewöhnliche rostrote Färbung, die mittleren Federn aber sind, wie die Bürzelfedern, rostbraun und braunrot quergestreift und die Handschwingen auf matt braunschwarzem Grunde rostgelblich quergebändert und gefleckt. Das Auge ist nußbraun, ein schmaler, nackter Ring darum und ein Streifen, der sich von ihm aus nach hinten verlängert, rot, der Schnabel bläulichgrau, der Fuß rötlich-weißgrau oder bräunlich. Das kleinere Weibchen ähnelt dem Männchen, ist aber minder schön, der braune Flecken auf dem Bauche nicht so groß und nicht so rein, der Rücken dunkler. Die Länge beträgt 26, die Breite 52, die Fittichlänge 16, die Schwanzlänge 8 cm.

Das Rebhuhn bewohnt Deutschland, Dänemark, Skandinavien, Großbritannien, Holland, Belgien und Nordfrankreich, ganz Ungarn, die Türkei, einen Teil von Griechenland, Norditalien und ebenso Asturien, Leon, Hochkatalonien und einige Gegenden von Aragonien, ist häufig in Mittel- und Südrußland, in der Krim, in Kleinasien und wird in Asien durch eine ihm sehr ähnliche Art vertreten. Auf Neuseeland hat man es eingebürgert. Ebenen zieht es unter allen Umständen den Gebirgen vor; in der niederen Schweiz z. B. begegnet man ihm häufig in den Berghöhen bis zu 1000 m über dem Meere. Zu seinem Wohlbefinden beansprucht es gut angebaute, wechselreiche Gegenden; es siedelt sich zwar im Felde an, bedarf aber Buschdickicht zu seinem Schutze und liebt deshalb Striche, in welchen es hier und da Wäldchen, bebuschte Hügel oder wenigstens dichte Hecken gibt. Den Wald meidet es, nicht aber seine Ränder und die Vorgehölze, und ebensowenig scheut es sich vor nassen, sumpfigen Stellen, vorausgesetzt nur, daß diese hier und da mit Holz bestanden sind und kleine Inselchen, die sich etwas über dem Wasser erheben, umschließen. In Frankreich hat man beobachtet, daß Rebhühner gerade in sumpfigen Gegenden sich aufhalten, und da man nun außerdem fand, daß diese sich durch geringere Größe und einen nur aus 16 Federn bestehenden Schwanz auszeichnen, glaubte man, in ihnen eine eigne Art zu erkennen, somit also eine von meinem Vater und gar manchem Jäger schon längst ausgesprochene Behauptung bestätigt zu finden.

Es gibt wenige Vögel, die strenger an dem einmal gewählten Gebiete festhalten als das Rebhuhn. Erfahrungsmäßig bleiben die auf einer Flur erbrüteten Jungen hier wohnen, und wenn einmal ein Revier verödet, währt es oft lange Zeit, bevor sich von den Grenzen her wieder einzelne Paare einfinden und die verlassene Gegend neu bevölkern. Gleichwohl hat man im nördlichen Deutschland beobachtet, daß fast in jedem Herbste wandernde Rebhühner erscheinen. So sah ein Bruder Naumanns einst eine Schar von vielleicht 500 Stück, die in größter Eile, halb fliegend, halb laufend, nach Westen zog, dabei über einen etwa 300 Schritt im Durchmesser haltenden Raum sich ausdehnte und unaufhaltsam so weiter rückte, daß alle in derselben Richtung fortrannten, die hinteren über die vorderen wegflogen und der ganze Schwarm rasch dem Gesichtskreise des Beobachters entschwand. Ein anderer Beobachter schreibt mir, daß er im Posenschen einmal mindestens 1000 Stück wandernde Rebhühner bemerkte. Man will gefunden haben, daß diese Hühner, die von den Jägern Zughühner genannt werden, kleiner als die sogenannten Standhühner sind. Möglicherweise

sind es gerade jene Sumpfhühner, welche wandern, und die geringere Anzahl der Steuerfedern, die bei diesen beobachtet wurde, wäre dann vielleicht nicht als zufällig anzusehen, sondern als bestimmtes Merkmal zu betrachten. Die Feldhühner, die Nordrußland und das östliche Sibirien bewohnen, verlassen die nördlichen Striche allwinterlich und suchen in den südlichen Steppen der Tatarei auf Sandhügeln und in Sümpfen, wo Schnee nicht liegen bleibt, Herberge. In Schweden hat man die Rebhühner erst eingeführt, und zwar, wie es heißt, vor mehr als 350 Jahren. Nach Nilssons Versicherung verbreiten sie sich gleichzeitig mit dem fortschreitenden Anbaue des Landes immer weiter, so daß sie nunmehr nach Gegenden vorgedrungen sind, in welchen sie vor einem Menschenalter noch nicht gesehen wurden. Von den weiten, an Saatfeldern reichen Ebenen Schoonens, wo sie vordem am zahlreichsten vorhanden waren, haben sie sich aufwärts gezogen und kommen jetzt nicht bloß auf den größeren Ackerfeldern und Flächen in den übrigen Landschaften bis nach Upland und Gestrickland, sondern auch in Helsingland vor. Im südlichen Norwegen haben sie sich, wohl aus Schweden zuwandernd, eingefunden, auch das Gebirge bis zu 1000 m Höhe erobert, sogar das Dovrefjeld überstiegen und sich bis zum 64. Grade angesiedelt, sind hier aber durch strenge Winter mehrmals gänzlich vertilgt worden.

Ruhigen Ganges schreitet das Rebhuhn mit eingezogenem Halse und gekrümmtem Rücken gebückt dahin; wenn es Eile hat, trägt es sich hoch und den Hals vorgestreckt. Das Versteckenspielen versteht es ebensogut wie seine Verwandten, benutzt jeden Schlupfwinkel und drückt sich im Notfalle auf den flachen Boden nieder, in der Hoffnung, wegen der Gleichfarbigkeit seines Gefieders mit jenem übersehen zu werden. Der Flug ist zwar nicht gerade schwerfällig, erfordert aber doch bedeutende Anstrengungen und ermüdet bald. Beim Aufstehen arbeitet es sich mit raschem Flügelschlage empor; hat es jedoch einmal eine gewisse Höhe erreicht, so streicht es streckenweit mit unbewegten Fittichen durch die Luft und gibt sich nur zeitweise durch rasche Schläge wieder einen neuen Anstoß. Ungern erhebt es sich hoch, fliegt auch selten weit in einem Zuge, am allerwenigsten bei heftigem Winde, der es förmlich mit sich fortschleudert. Wie seine Verwandten bäumt es nicht, wenigstens nicht, solange es gesund ist, obwohl Ausnahmen vorkommen; es gehört schon zu den Seltenheiten, wenn ein Rebhuhn sich einmal auf dem Dache eines Gebäudes niederläßt. Dagegen übt es unter Umständen eine Fertigkeit, die man ihm nicht zutrauen möchte: es versteht nämlich zu schwimmen. Graf Wodzicki beobachtete zwei Ketten, die bei Gefahr jedesmal einem wasserreichen Bruche oder Flusse zuflogen und schwimmend ihre Sicherheit suchten. „Als wir diese Erfahrung gemacht hatten", erzählt er, „ließen wir eines Tages die Hühner auftreiben und legten uns am entgegengesetzten Ufer platt nieder. Bald sahen wir denn auch die Vögel in das seichte Wasser waten, ohne Zögern dem alten Hahne folgend, dann dicht nebeneinander schwimmend, scheinbar ohne Anstrengung. Sie trugen dabei die Schwänze in die Höhe gehoben, die Flügel etwas vom Leibe entfernt. Als sie herauskamen, schüttelten sie das Gefieder wie Haushühner nach einem Sandbade und schienen gar nicht ermüdet zu sein." Der Ruf, den man gewöhnlich vernimmt, ist ein lautes, weit tönendes „Girrhik" und wird ebensowohl im Fluge wie im Sitzen ausgestoßen. Der alte Hahn ändert diesen Lockton in ein „Girrhäk" um und gebraucht ihn sowohl, um seine Gattin und Kinder herbeizurufen, als auch, um einen Gegner zum Kampfe aufzufordern. Geängstigte Hühner lassen ein gellendes „Ripripriprip" oder ein schnarrendes „Tärt" vernehmen; junge piepen wie zahme Küchlein und rufen später ein von der Stimme der Alten wohl zu unterscheidendes „Tüpegirr tüp". Der Ausdruck der Behaglichkeit ist ein dumpfes „Kurruck", der Warnungsruf ein sanftes „Kurr".

Das Rebhuhn ist klug und verständig, vorsichtig und scheu, unterscheidet seine Feinde und Freunde wohl, wird durch Erfahrung gewitzigt und zeigt viel Geschick, in verschiedene

Lagen des Lebens sich zu fügen. Es ist gesellig, friedliebend, treu und aufopferungsfähig, äußerst zärtlich gegen den Gatten oder gegen die Kinder, bekundet aber alle diese guten Eigenschaften mehr innerhalb der Familie im strengsten Sinne des Wortes als anderen Tieren und selbst anderen der gleichen Art gegenüber. Wenn es gilt, den Besitz zu verteidigen, kämpft ein Hahn wacker mit dem anderen, und wenn zwei Familien sich verbinden wollen, geht es ohne Balgereien nicht ab; dagegen nimmt sich eine Familie verwaister Jungen sehr oft an, und die führenden Alten erweisen den Fremdlingen dieselbe Zärtlichkeit wie den eignen Kindern.

Mit dem Schmelzen des Schnees regt sich der Paarungstrieb. Schon im Februar sprengen sich die Völker, die während des Winters treu zusammenhielten, in Paare, und jeder Hahn wählt einen ihm passenden Standort. Tritt nochmals winterliches Wetter ein, so vereinigen sich die Paare wohl auch wieder auf kurze Zeit; jedenfalls aber trifft sie der kommende Frühling verstreut. Jetzt vernimmt man in den Morgen- und Abendstunden das herausfordernde Rufen der Hähne, sieht auch wohl zwei von ihnen ernsten Streit um ein Weibchen ausfechten. Dabei springen beide gegeneinander und versuchen, mit Krallen und Schnabel sich gegenseitig zu schädigen. Der Schwächere muß weichen, und der Sieger kehrt frohlockend zur Gattin zurück. Es wird behauptet, daß die einmal geschlossene Ehe eines Paares unauflöslich sei; doch läßt sich schwerlich bestimmen, ob der aus solchen Kämpfen hervorgehende Sieger wirklich immer der rechtmäßige Gatte ist, wie man gern annimmt. Eins ist freilich richtig, daß sich die Paare einigermaßen aus dem Lärme der Welt zurückziehen, d. h. daß die gepaarten Hähne sich mit anderen möglichst wenig in Kampf und Streit einlassen. Nicht die beweibten werden zu Störenfrieden, sondern diejenigen, welche auf Freiers Füßen gehen und sich wenig um die Rechte anderer kümmern.

Gegen Ende April, gewöhnlich erst zu Anfang Mai, beginnt die Henne zu legen. Ihr Nest ist eine einfache Vertiefung auf dem flachen Boden, die mit einigen weichen Halmen ausgefüttert und oft an recht unpassenden Plätzen angelegt wird. Bisweilen deckt es ein Busch; in den meisten Fällen aber steht es mitten im früh aufschießenden Getreide, namentlich in Weizen-, Erbsen und Rübsenfeldern, im Klee oder in hohem Grase der Wiese, auch wohl auf jungen Schlägen am Rande kleiner Feldhölzer. Das Gelege zählt 9—17 Eier; wenigstens nimmt man an, daß diejenigen Nester, in welchen man mehr fand, nicht von einer einzigen Henne allein benutzt wurden. Hat eine Henne weniger als 9 Eier, so läßt sich hieraus mit Wahrscheinlichkeit folgern, daß das erste Gelege durch irgend einen Zufall verunglückte. Die Eier sind durchschnittlich 33 mm lang, 26 mm dick, birnförmig, glattschalig, wenig glänzend und blaßgrünlich-braungrau von Farbe. Die Henne brütet volle 26 Tage mit unglaublicher Hingebung, so anhaltend, daß ihr nach und nach fast alle Bauchfedern ausfallen, und verläßt das Nest nur so lange, wie unbedingt erforderlich, um die notwendige Nahrung aufzusuchen. Während sie brütet, weicht das Männchen nicht aus der Nähe, hält vielmehr gute Wacht, warnt die Gattin vor jeder Gefahr, gibt sich auch gewöhnlich dieser preis und kehrt, wenn es verscheucht wurde, wieder zur alten Stelle zurück. Wird der Hahn getötet, so steht auch ihr ziemlich sicher der Untergang bevor. Fortgesetzte Nachstellung kann ein Rebhuhnpaar übrigens, so sehr es die Brut auch liebt, doch vom Neste verscheuchen.

Die Jungen sind allerliebste Geschöpfe, schon soweit es sich um das Äußere handelt. Ihr Daunenkleid zeigt auf der Oberseite eine Mischung von Gelbbraun, Rostgelb, Rostbraun und Schwarz, während auf der Unterseite lichtere Farben vorherrschen; die Zeichnung besteht aus unterbrochenen Fleckenstreifen. Sie bewegen sich vom ersten Tage ihres Lebens an mit vielem Geschick, verlassen das Nest sogar schon, ehe sie vollkommen trocken geworden oder von allen Anhängseln der Eischalen befreit sind, lernen auch sehr rasch sich den Unterweisungen ihrer Eltern fügen.

Vater und Mutter nehmen an ihrer Erziehung gleichen Anteil; der Vater bewacht, warnt und verteidigt, die Mutter führt, ernährt und hudert sie. Verliert eins der Eltern sein Leben, so übernimmt das andere die Pflege, also auch der Vater die Pflichten der Mutter. „Rührend ist es“, schildert Naumann, „die unbegrenzte Sorgfalt der Eltern um ihre lieben Kleinen zu beobachten. Ängstlich spähend, von welcher Seite Unglück drohe, oder ob es abzuwenden sei, läuft der Vater hin und her, während ein kurzer Warnungslaut der Mutter die Jungen um sich versammelt, ihnen befiehlt, sich in ein Versteck zu begeben, schnell einem jeden ein solches im Getreide, Grase, Gebüsche, hinter Furchen, in Fahrgeleisen und dergleichen anweist und, sobald sie alle geborgen glaubt, mit dem Vater alles aufbietet, um den Angriff zu vereiteln oder abzuwenden. Mutig stellen sich beide Eltern nun dem Feinde entgegen, greifen ihn, im Gefühle ihrer Schwäche, jedoch nicht an, sondern suchen seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, ihn von den Jungen abzuziehen, bis sie glauben, ihn weit genug entfernt zu haben. Dann fliegt zuerst die Mutter zu den Jungen, die ihr angewiesenes Versteck indessen um keinen Fuß breit verlassen haben, zurück und versucht, diese eiligst ein Stück weiter fortzuschaffen. Sieht endlich der Vater alle seine Lieben in Sicherheit, so enttäuscht auch er seinen Verfolger und fliegt davon. Sobald nun ringsumher alles wieder ruhig und die feindliche Störung verschwunden ist, läßt er seinen Ruf hören, den die Mutter sogleich beantwortet, worauf er sofort zu seiner Familie eilt. Kein Raubtier kann die Wachsamkeit der zärtlichen, sorgsamen Eltern hintergehen, weder bei Tage noch bei Nacht, wenn nicht besondere Umstände den Feind begünstigen. Aber auch die unbedingte Folgsamkeit, die liebenswürdige Anhänglichkeit der Kinder zu den Eltern hat man oft zu bewundern Gelegenheit.“

Wenn die Küchlein erst größer geworden sind, verändern sie und ihre Eltern das Betragen. Naht ihnen jetzt ein Feind, so erheben sie sich, fliegen zusammen ein Stück fort und fallen wieder ein; werden sie nochmals aufgestört, so sprengen sie sich in einzelne Trupps oder Stücke, fliegen nach verschiedenen Richtungen hin von dannen, lassen sich nieder und drücken sich entweder platt auf den Boden oder suchen sich durch Laufen oder anderweitiges Verstecken zu retten. Meint der Vater, daß die Gefahr vorüber sei, so beginnt er zu locken; eins um das andere von den Kindern antwortet, und die treuen Eltern versammeln nun nach und nach wieder die ganze Schar, indem der Vater die Jungen einzeln herbeiholt und zur Mutter bringt, welche die bereits vereinigten unter ihre Führung genommen hat. Später müssen die Jungen dem Vater einen Teil seiner Sorge abnehmen, nämlich auf Vorposten treten und Umschau halten. Dieses Wachestehen, das abwechselnd von allen jungen Hähnen geübt wird, befördert ihre Ausbildung wesentlich. Verlieren die Jungen ihre Eltern, so vereinigen sie sich mit einem fremden Volke.

In der frühesten Kindheit fressen die Rebhühner fast nur Kerbtiere, später nebenbei Pflanzenstoffe, zuletzt diese beinahe ausschließlich. Bis zur Ernte hin treiben sich die Völker hauptsächlich auf den Getreidefeldern umher; nach der Ernte fallen sie auf Kartoffel- oder Krautäckern ein, weil sie hier die beste Deckung finden. Im Spätherbste suchen sie Stoppeln und noch lieber Sturzäcker auf, in deren Furchen sie sich verstecken können. Naheliegende Wiesen werden der Heuschrecken, benachbarte Schläge der Ameisenpuppen halber gern begangen; die Nachtruhe aber hält das Volk immer auf freiem Felde. Es verläßt am Morgen sein Lager und begibt sich zunächst auf trockene Stellen im Felde, sucht sich hier sein Frühstück, wendet sich sodann den Wiesen zu, auf welchen der Nachttau nunmehr abgetrocknet ist, legt sich, wenn die Mittagssonne drückt, in die Büsche, nimmt wohl auch ein Staubbad, geht nachmittags in die Stoppeln zurück und fliegt gegen Abend der Schlafstelle wieder zu. In dieser Weise währt das Leben fort, bis der Winter eintritt. Er ist eine schlimme Zeit und bringt ihnen oft den Hungertod. Nicht die Kälte schadet ihnen,

sondern der Schnee, weil dieser die Äsung zudeckt und zuweilen so hart wird, daß sie nicht im stande sind, bis zur Nahrung bergenden Erde sich durchzugraben. Solange sie scharren können, geht alles gut, sie kennen die Feldflächen, auf welchen Wintersaat oder Raps steht, sehr genau und nähren sich hier immer noch ziemlich leicht; wenn aber wechselndes Wetter eine Eiskruste auf die Schneedecke legt, geraten sie in die größte Not, ermatten mehr und mehr, werden leicht eine Beute der Raubtiere oder sterben buchstäblich den Hungertod. In strengen Wintern vergessen sie alle Scheu vor den Menschen, nahen den Dörfern, suchen in den Gärten Schutz und Nahrung, kommen selbst ins Gehöft, in die Hausfluren herein und stürzen sich gierig auf die Körner, die eine mildthätige Hand ihnen zuwarf. Zuweilen werden die Hasen ihre Retter, indem sie durch Scharren verborgene Nahrung bloßlegen. In mehr als einem Reviere stirbt während eines harten Winters der ganze Hühnerbestand aus. Doch ebenso schnell, wie das Elend eintritt, kann es sich wieder zum Guten wenden. Sowie der Tauwind und die Sonne im Vereine nur hier und da offene Stellen schaffen, sind die Hühner geborgen, und haben sie sich erst einige Tage nacheinander satt gefressen, kehrt auch die frohe Lebenslust, die sie so sehr ausgezeichnet, bald wieder in ihr Herz zurück.

Alle vierfüßigen Raubtiere bedrohen namentlich die Eier und die junge Brut unseres Rebhuhnes; Habicht und Edelfalke, Sperber, Bussard, Weihe, Rabe und Häher sind alt oder jung fortwährend auf den Fersen. Wenn man sich die Gefahren vergegenwärtigt, denen ein Rebhuhn ausgesetzt ist, bevor es sein volles Wachstum erreicht hat, und bedenkt, daß es der schlimmen Witterung noch außerdem standhalten muß, begreift man kaum, wie es möglich ist, daß es überhaupt noch Feldhühner gibt. Dichte Hecken oder kleine Dickichte, sogenannte Remisen, dazu bestimmt, ihnen eine Zuflucht zu gewähren, sollten in allen Fluren angelegt und aufs beste unterhalten werden, und außerdem sollte man noch überall bedacht sein, die Not, die jeder strenge Winter bringt, möglichst zu mildern, indem man in der Nähe solcher Remisen Futter ausstreut und den Tisch auch für diese Hungrigen deckt. Das Rebhuhn bringt nirgends und niemals Schaden, trägt zur Belebung unserer Fluren wesentlich bei, erfreut jedermann durch die Anmut seines Betragens, gibt Gelegenheit zu einer der anziehendsten Jagden und nützt endlich durch sein vortreffliches Wildbret.

Jung aufgezogene und verständig behandelte Rebhühner werden ungemein zahm, schließen sich ihren Pflegern innig an, unterscheiden sie auf das genaueste von anderen, beklagen in jedermann verständlicher Weise ihr Fernsein, begrüßen sie bei ihrem Erscheinen mit Freudenrufen, liebkosen sie und erkennen mit ausdrucksvollem Danke jede ihnen gespendete Liebkosung, gebaren sich überhaupt als Glieder der Familie. Hähne bevorzugen Frauen, Hennen Männer; erstere zeigen sich gegen letztere auch wohl eifersüchtig. Zur Fortpflanzung schreiten gefangene Rebhühner jedoch nur in einem großen, stillen Fluggebauer.

*

Als Verbindungsglieder zwischen Rebhühnern und Fasanen dürfen die **Frankoline** (**Pternistes**) angesehen werden. Sie unterscheiden sich von jenen durch längeren Schnabel, höheren, in der Regel mit einem, auch wohl mit zwei Sporen bewehrten Fuß, längeren Schwanz und dichteres, oft sehr buntes Gefieder. Der Schnabel ist mäßig oder ziemlich lang, kräftig und etwas hakig, der Fuß hochläufig und kurzzehig, mit mäßig langen Nägeln und kräftigen Sporen ausgestattet; im Fittiche überragt die dritte oder vierte Schwinge die übrigen an Länge; der Schwanz besteht in der Regel aus 14 Federn und ist entweder gerade abgeschnitten oder leicht zugerundet. Männchen und Weibchen ähneln sich gewöhnlich in Größe, Färbung und Zeichnung; doch kann auch das Entgegengesetzte vorkommen.

Die Frankoline, von welchen man gegenwärtig etwa 50 über Afrika, West-, Süd- und Südostasien verbreitete, bis vor kurzem auch in Südeuropa vertretene Arten kennt, leben,

soweit ich von den durch mich in Afrika beobachteten Angehörigen dieser Gattung urteilen darf, paar- oder familienweise in buschreichen Gegenden, auch wohl im eigentlichen Walde, jedoch kaum im Hochwalde, sondern lieber da, wo niedriges Gebüsch vorherrscht und nur hier und da sich einzelne höhere Bäume darüber erheben. Da, wo ihnen der Mensch nicht beständig nachstellt, sind sie häufig; einzelne Arten habe ich in Afrika in großer Anzahl gefunden, zahlreicher vielleicht als jedes andere dort vorkommende Huhn, da ein Paar dicht neben dem anderen haust und jedes sich mit einem kleinen Wohnkreise begnügt. Diese Häufigkeit erklärt sich teilweise durch die Anspruchslosigkeit dieser Hühner. Sie sind Allesfresser im buchstäblichen Sinne des Wortes. Knospen, Blätter, Grasspitzen, Beeren, Körner, Kerbtiere, Schnecken und kleine Wirbeltiere bilden ihr Futter, und an derartigen Stoffen sind jene Wälder unendlich reich, so daß es ihnen also nicht schwer wird, den nötigen Bedarf an Nahrung zu erwerben. In ihren Begabungen stehen sie anderen Mitgliedern ihrer Ordnung wenig nach. Sie laufen ausgezeichnet, verstehen meisterhaft, sich im dichtesten Gestrüppe zu bewegen oder zwischen dem verworrensten Steingeklüfte hindurchzustehlen, und fliegen, wenn es sein muß, leicht und schön, obgleich selten über weite Strecken in einem Zuge. Die Arten, die ich beobachtet habe, bäumen nicht; andere sollen gelegentlich auf Bäumen Zuflucht suchen.

Mit Beginn des Frühlings der betreffenden Länder sucht sich die Henne eines Paares einen geeigneten Busch, scharrt hier eine kleine Vertiefung, kleidet diese mit Genist, Blättern und Halmen aus und legt in das wenig kunstvolle Nest ihre 8—10, vielleicht auch 15 Eier. Ob sich der Hahn am Brutgeschäfte oder an der Erziehung der Kinder beteiligt, weiß ich nicht; das letztere glaube ich jedoch annehmen zu dürfen, da ich beobachtet habe, daß er die Leitung der Kette, die sich später zusammenfindet, übernimmt.

In Mittelafrika werden die Frankoline eifrig gejagt, auch oft gefangen. Die Jagd geschieht fast nur mit Hilfe der ausgezeichneten Windhunde, welche die laufenden Hühner verfolgen und greifen, ja selbst den aufstehenden noch gefährlich werden, indem sie ihnen mit einem gewaltigen Satze nachspringen und sehr oft die ins Auge gefaßte Beute wirklich erreichen. Zum Fangen gebraucht man Netze, die quer durch die Büsche gestellt, und Schlingen, die so zwischen dem Gebüsche angebracht werden, daß das durchschlüpfende Huhn sich entweder am Halse fängt und erwürgt oder mit den Läufen fesselt. An den Käfig und einfaches Körnerfutter gewöhnt sich selbst der alt eingefangene Frankolin, wenn auch nicht ohne alle Umstände, und wenn man die Vorsicht gebraucht, seinen Bauer mit einer weichen Decke zu versehen, so daß er sich den Kopf nicht wund stoßen kann, mäßigt er sein im Anfange sehr ungestümes Wesen endlich, wird zahm und schreitet bei geeigneter Pflege auch wohl zur Fortpflanzung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß noch vor etwa 40 Jahren ein Mitglied dieser Gattung in mehreren Ländern Südeuropas gefunden wurde: so namentlich auf Sicilien, auf einigen Inseln des Griechischen Meeres und in der Nähe des Sees Albufera bei Valencia. Gegenwärtig ist der Vogel allem Anschein nach hier wie dort gänzlich ausgerottet, und wahrscheinlich wird er in ganz Europa nicht mehr gefunden. Dagegen lebt er noch in ziemlicher Anzahl auf Cypern, in Kleinasien, zumal Palästina, Syrien, Kaukasien, Persien und im Norden Indiens.

Der **Frankolin** (**Pternistes vulgaris**, Francolinus vulgaris, tristriatus, asiae und henrici, Perdix francolinus und hepburinae, Tetrao, Attagen und Chaetopus francolinus) ist ein sehr schöner Vogel. Oberkopf und Nacken sind schwärzlichgrau, alle Federn breit schwarz geschaftet und fahl graugelb umrandet, der untere Teil des Nackens und der Hinterhals lichter, weil die Ränder hier sich verbreitern, Kopfseiten, Kinn und Kehle

schwarz, Ohrfedern weiß, die Federn des Mittelhalses, eine breites Ringband bildend, lebhaft zimtbraun, die hier angrenzenden Federn des Oberrückens auf schwarzem Grunde mit weißen Perlflecken gezeichnet, an der Wurzel schwarz, gegen die Mitte hin zum Teil noch braun und an jeder Seite mit 1—3 länglichrunden gelblichweißen Flecken geziert, die Mantelfedern dunkel braunschwarz, alle mit breitem, lebhaft gelblichweißem Seitenstreifen und breitem, gelblichem Außensaume geschmückt, Unterrücken, Bürzel und Oberschwanzdeckfedern schwarz, mehrfach fein quergebändert, Brust und Seiten tiefschwarz, alle Federn der letzteren ausgestattet mit einem oder zwei weißlichen, rundlichen Fleckenpaaren, die auf den Weichen sich allmählich zu Querbändern gestalten und mit denen der Bürzelfedern in Verbindung treten, die Bauchfedern fuchsbraun, grau gesäumt, die Unterschwanzdecken dunkelbraun, die Schwingen fahl graubraun, außen mit runden, innen mit halbmondförmigen lehmgelben Flecken, Armschwingen und Schulterfedern mit breiten, durchgehenden Querbändern, Schwingendeckfedern mit ähnlichen, jedoch nicht so bestimmt durchgehenden Bändern, die Schwanzfedern grauschwarz, in der Wurzelhälfte mit fein gewellten oder winkeligen gelblichweißen Querbinden geziert. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß rötlichgelb. Das Weibchen ist viel lichter, seine Unterseite nicht schwarz, vielmehr auf isabellfarbenem Grunde mit mehr oder weniger breiten schwarzen oder braunschwarzen Bändern quer gestreift, die Kehle einfach licht isabellgelb. Die Länge beträgt 34, die Breite 50, die Fittichlänge 16, die Schwanzlänge 10 cm.

Innerhalb der oben angegebenen Länder bewohnt der Frankolin mit Vorliebe sumpfige und wasserreiche Stellen, ohne trockneren gänzlich zu fehlen, unter allen Umständen solche Örtlichkeiten, auf welchen niedriges, dichtes, verfilztes Gebüsch mit hohem Grase und rankenden Pflanzen dazwischen ihm möglichst vollständige Deckung gewährt. Demgemäß findet man ihn auf versumpften Inseln langsam fließender Wasserläufe wie in den dicht mit Buschwerk bestandenen, nur zeitweilig Wasser enthaltenden Flußbetten oder in steppenartigen Gebieten, dann und wann auch in unmittelbarer Nähe der Getreidefelder, die er jedoch nicht zu betreten scheint. Gleich allen übrigen Arten seiner Gattung und ihm nahe stehenden Verwandten lebt er paarweise, ein Paar aber so dicht neben dem anderen, daß jeder Hahn den Ruf eines zweiten und dritten deutlich vernimmt. Nach der Brutzeit begegnet man ebenfalls Völkern; diese scheinen sich jedoch viel früher als die der Rebhühner zu verteilen, zunächst sich in kleinere Trupps von 3—6 Stück aufzulösen, bald zu paaren und nunmehr für geraume Zeit, wenn nicht für die ganze Lebenszeit, zusammen zu bleiben. Während des Tages treibt sich der Frankolin still und versteckt in seiner Strauchwildnis umher; gegen Abend und mehr noch in der ersten Frühe des Morgens läßt er seinen laut schmetternden, höchst bezeichnenden Ruf vernehmen, der von den meisten Beobachtern durch die Silben „tschuk tschuk tititur“ wiedergegeben und fast allerorten in die Landessprache übertragen wird. Jerdon, dem wir eingehendere Mitteilungen verdanken, nennt das Geschrei mißtönend und bemerkt, daß man es auch in Indien in verschiedene Sprachen zu übersetzen versucht, „ohne daß jedoch diese Nachahmung dem, der es nicht hörte, eine wirkliche Vorstellung geben könnte. Die Mohammedaner sagen, daß der Frankolinhahn das Gebet ‚Doban teri kudrut‘, andere, daß er die Worte ‚lussun, piaz, udruk‘ (Knoblauch, Zwiebel, Ingwer) hören lasse; Adams versucht das Geschrei durch ‚lohi wah witsch‘ auszudrücken, ein anderer wieder meint, jene Stimme klinge wie ein Laut, der auf einer zerbrochenen Trompete hervorgebracht wird. Der Ruf selbst ist nicht besonders laut, obgleich man ihn immerhin auf eine ziemliche Strecke vernimmt. Da, wo Frankoline häufig sind, antwortet ein Männchen dem anderen, und jedes pflegt dabei eine kleine Erhöhung zu besteigen, um von hier aus sich hören zu lassen. Nach Regenwetter oder bei trübem Himmel schreien die Vögel öfter als sonst.“

Der Frankolin ist nicht besonders scheu, pflegt aber, wenn er sich verfolgt sieht, immer in einer gewissen Entfernung vor dem Jäger zu laufen, sich dabei möglichst zu verbergen und nur dann eine freie Stelle zu überschreiten, wenn er dies unbedingt thun muß. In dieser Weise läuft er manchmal 2—3 Minuten lang vor dem Jäger her, ehe er sich zum Aufstehen entschließt. Auch durch den Hund läßt er sich lange treiben, rennt eiligen Laufes, schneller als jeder Vierfüßler, unter den Gebüschen hinweg, zwängt sich gewandt durch das filzigste Dickicht, huscht wie ein rollender Stein über freie Plätze und sucht erst, wenn er ermüdete, in einem der dichtesten Büsche Zuflucht oder doch ein Versteck, aus welchem er nur dann auffliegt, wenn der Hund in unmittelbare Nähe gekommen ist, oder der Fuß des Jägers ihn fast berührt. Nunmehr erhebt er sich geräuschvoll mit ununterbrochenen Flügelschlägen, streicht in gerader Linie so langsam dahin, daß er selbst dem ungeübtesten Schützen fast regelmäßig zum Opfer fällt, und wirft sich, nachdem er einige hundert Schritt zurückgelegt hat, wieder zum Boden hinab, um laufend weiter zu flüchten. Nach Lord Lilfords Beobachtungen steht das Männchen stets zuerst auf, und zwar mit einem Sprunge und hierauf folgenden Flügelschlägen, die es im Anfange senkrecht in die Luft führen, worauf es dann in erwähnter Weise zu fliegen beginnt. Die Henne erhebt sich gewöhnlich auf den Schuß, der dem Männchen galt, begleitet letzteres also, wenigstens bis zum Auffliegen, laufend, und zwar so regelmäßig, daß man es bei der Jagd fast jedesmal zu sehen bekommt.

Der Frankolin brütet in den Monaten April bis Juli. Das Nest wird je nach des Ortes Gelegenheit gewöhnlich in hohem Grase oder in einem vom Grase durchwachsenen Busche, zuweilen auch in einem Indigofelde und manchmal selbst im Zuckerrohre angelegt. Das Gelege bilden 10—15 fahlbraune, mit eigentümlichen kleinen, weißen Schalenflecken getüpfelte Eier von etwa 40 mm Längs- und 30 mm Querdurchmesser. Die Mutter brütet wahrscheinlich allein, wie lange, ist unbekannt; beide Eltern aber führen und leiten die Jungen bis zu dem angegebenen Zeitpunkte.

Der Frankolin bildet überall, wo er vorkommt, einen Gegenstand eifriger, richtiger wohl rücksichtsloser Jagd und fällt, wie bemerkt, leider auch dem ungeschicktesten Schützen zum Opfer. Ob hierin der Grund seiner teilweisen Ausrottung gefunden werden darf, mag unentschieden bleiben, eine der wichtigsten Ursachen ist die Leichtigkeit seiner Jagd gewiß. Zwar stellen selbstverständlich auch alle in Frage kommenden Raubtiere: Fuchs und Schakal, Sumpfluchs und andere Wildkatzen, Marder und Wiesel, Adler, Falken und Eulen, vielleicht sogar Schlangen, unserem Huhne nach; sie alle aber würden schwerlich seine Ausrottung herbeigeführt haben, träte nicht der Mensch als schlimmster aller Feinde in ihre Reihe. Die Klage über die Abnahme dieses vorzüglichen Federwildes ist eine allgemeine und wird ebenso auf Cypern wie in Indien, in Syrien und Palästina wie in Kaukasien und Persien vernommen. Glaublichen Nachrichten zufolge bewohnte der Frankolin noch vor einem Menschenalter in allen angegebenen Ländern jede geeignete Örtlichkeit, hier und da selbst die nächste Nachbarschaft der Städte und Dörfer, während er gegenwärtig meist sehr zurückgedrängt und recht selten geworden ist. In Spanien sprach man noch in den fünfziger Jahren von seinem Vorkommen; auf Sizilien soll der letzte sogar erst im Jahre 1869 bei einem großen Gastmahle verspeist worden sein. Auf Cypern steht ihm, seitdem die Insel an England gekommen ist, wahrscheinlich dasselbe Schicksal bevor, da Engländer bekanntlich nur auf eignem Grunde und Boden Schonung des Wildes auszuüben pflegen. Auch in Kaukasien nahm der Bestand unseres Huhnes erst seit Ansiedelung des Landes durch die Russen und andere Europäer unaufhaltsam ab. Bis dahin hatten die Tataren nach alter Art nur mit abgetragenen Habichten und anderen Falken gejagt, ohne dadurch den Bestand des Wildes erheblich zu beeinträchtigen; das Feuergewehr in der Hand europäischer Jäger aber bereitet hier wie überall auch diesem Wilde sicheren Untergang.

Gefangene Frankoline waren noch vor zwei Jahrzehnten nicht allzu seltene Erscheinungen in den Tiergärten, während man sie gegenwärtig nur sehr ausnahmsweise einmal zu sehen bekommt. Dies erklärt sich nicht allein durch die allgemeine Abnahme, sondern auch durch die schwierige Zähmbarkeit der Vögel. Alt eingefangene Frankoline gebärden sich im Anfange der Gefangenschaft noch wilder und ungestümer als die meisten übrigen Wildhühner, und nicht wenige von ihnen rasen sich im engen Raume zu Tode; junge, dem Neste entnommene aber verursachen dem Pfleger so viel Mühe, daß ihre Versendung sich für den Händler nicht mehr lohnt. Einmal zahm geworden, pflanzen sie sich unter günstigen Bedingungen auch bei uns zu Lande im Käfige fort.

*

Die größten Arten der Unterfamilie sind die Felsen- oder Alpenhühner (Megaloperdix). Der Leib ist gedrungen gebaut, der Hals kurz, der Kopf klein, der Schnabel länglich, aber gleichzeitig kräftig und breit, der Fuß kurz, derb, die Fußwurzel mit einem stumpfen Sporn bewehrt, der Flügel kurz, aber etwas zugespitzt, weil die zweite und dritte Schwinge die anderen überragen, der aus 18 Federn gebildete Schwanz mäßig lang und sanft abgerundet. Das Gefieder bekleidet den Leib in reicher Fülle, und namentlich die Ober- und Unterschwanzdeckfedern sind sehr entwickelt. Ein kleiner Flecken hinter dem Auge ist unbefiedert.

Alle Felsenhühner bewohnen das Hochgebirge Asiens; eine Art kommt aber auf dem Kaukasus vor und darf deshalb unter die europäischen Vögel gezählt werden.

Das Königshuhn, Intaure der Grusier (Megaloperdix caucasica, Tetraogallus caucasicus, Tetrao caucasicus, Perdix caucasica und alpina, Chourtka alpina, Oreotetrax caucasica), ist die kleinste Art der Gattung. Die Länge beträgt 58, die Fittichlänge 25, die Schwanzlänge 17 cm. Oberkopf und Hinterhals sind schmutzig asch- oder felsengrau, die Oberteile, mit Ausnahme eines breiten bräunlichgrauen Kragenbandes im Nacken, schwarzgrau, alle Federn äußerst fein, wurmförmig, schwarz und hell fahlgelb quergebändert, die Flügeldeckfedern mit hellgelben Rändern, die Längsstreifen bilden und innen meist rostgelb gesäumt sind, ansprechend geziert, Ohrgegend und Halsseiten grau, letztere durch rundliche gelbe Spitzenflecken gehoben, ein von ersterer ausgehender und seitlich am Halse herablaufender breiter Streifen und die Kehle weiß, die Brustfedern abwechselnd sehr zierlich mit gleich breiten schwarzen und weißen, pfeilspitzig gegen den Schaft verlaufenden Querbändern geschmückt, die nach dem Bauche zu unter immer spitziger werdendem Winkel am Schafte zusammenstoßen und auf den sehr verlängerten Brustseiten- und Weichenfedern zu spitz pfeilförmigen Zeichnungen sich gestalten, diese Federn außerdem mit licht rostgelben, dunkel kastanienbraun gekanteten, wiederum Längsstreifen bildenden Säumen umrandet, die Schwingen weiß, an der Spitze schwarzgrau, die Armschwingen wie der Rücken, die Schwanzfedern dunkelgrau und außen, die mittleren auch am Ende dunkel kastanienbraun, die mittelsten grau, alle zart schwärzlich gebändert. Die Iris ist rotbraun, der Schnabel gelb, der Fuß hornbraun. Beide Geschlechter gleichen sich in der Färbung.

Über die Lebensweise des Huhnes hat Radde berichtet: „Das alte Kolchis, wo wir es in Bezug auf seine Tierwelt auch untersuchen mögen, hat nicht gerade viele Eigentümlichkeiten aufzuweisen. Man findet dort wohl eine sehr üppige Entwickelung der Pflanzen, aber wenige bezeichnende Tiergestalten. Ganz anders ist es auf jenen Höhen, welche aus sehr weiter Ferne zum Meere herunterleuchten. Dort an der Grenze des ewigen Schnees, in einer Höhe zwischen 2000 und 3500 m, habe ich das riesenhafte Feldhuhn kennen gelernt. Es lebt hier in verhältnismäßig bedeutender Anzahl und nach Behauptung sämtlicher

Gebirgsbewohner in besonderer Freundschaft mit dem Steinbocke des Hochgebirges. Durch einen Pfiff, sagen sie, soll dieses Huhn dem kaukasischen Steinbocke eine Warnung vor dem sich nähernden Jäger zurufen, die Freundschaft zwischen beiden aber aus dem Grunde so innig sein, weil das Huhn den Mist von den Böcken fresse. Gewissermaßen sollen also beide aufeinander angewiesen sein, indem der Vogel das Säugetier warnt, dieses jenen ernährt. Die Sache liegt wohl einfacher so, daß beide auf die gleiche Nahrung angewiesen sind. Wenn man nämlich untersucht, was Steinböcke und Königshühner fressen, wird man sehen, daß erstere besonders dem polsterförmig an den Boden gedrückten Rasen verschiedenartiger Potentillen nachgehen. Diese Gewächse mit ihren weißen und gelben Blüten und mit Früchten, deren Beschaffenheit sie in die Nähe der Erdbeere stellt, dienen nicht minder gedachten Hühnern als dem Steinbocke zur bevorzugten Nahrung, und es erklärt sich durch diesen, beiden Tierarten gemeinsamen Geschmack ihr Zusammenleben auf ganz natürliche Weise, wenn anders nicht noch hinzugefügt werden darf, daß die etwa dem Kote der Steinböcke innewohnenden Kerbtiere gleichfalls eine Anziehungskraft für die gefiederten Freunde des letztgenannten Tieres besitzen. Die dem Tieflande südlich vorliegenden Gebirgshöhen, die mit dem pontischen Berglande beginnen, um sich in der Richtung nach Armenien zu anderen Hochländern anzureihen, bewohnt das Königshuhn entschieden nicht, ebensowenig wie sein Begleiter, der Steinbock, hier, im kleinen Kaukasus, vorkommt.

„Unser Huhn lebt nach Art seiner Verwandten streng paarweise in einem Gebiete, über dessen Größe man nicht recht ins klare kommt. Treibt man ein Paar auf, so erheben sich auf einen eigentümlich schrillen Pfiff und den wie ‚tirock tirock tirock‘ klingenden Lockruf noch andere Paare; denn während ein Huhn fliegt, warnt es nach rechts und links. Der Flug selbst ist sehr rasch und geht in einer geraden Linie dahin. Mich hat er am meisten an den des Zwergtrappen erinnert, nur daß er nicht so schrill pfeifend ist. Ob das Huhn eine Balz hat, vermag ich nicht zu sagen; denn die Zeit, in welcher eine solche stattfinden muß, erschwert jeden Besuch des Hochgebirges aufs äußerste, falls er nicht des Schnees und der Kälte wegen für uns wenigstens gänzlich unmöglich gemacht wird. So viel unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sich das Königshuhn dabei niemals auf einen Baum setzen wird; denn es ist in allen Einzelheiten ein Feld- oder Steinhuhn, nur ein solches riesiger Größe, lebt auch in einem Höhengürtel, dem der Baumwuchs überhaupt abgeht. Jedenfalls brütet der Vogel sehr zeitig im Jahre. Ich selbst habe zwar die Eier nicht gefunden, aber am 17. April, als ich von Tiflis nach Petersburg reiste, auf einer Haltestelle hoch oben im Gebirge zwei von ihnen bekommen und den Vogel dazu. Da jene noch ganz frisch waren, muß ich annehmen, daß ich sie im Anfange der Legezeit erhielt, und darf somit den Beginn des Brutgeschäftes für die Mitte des April bestimmen. Der Vogel muß viele Eier legen; denn ich habe Ende Juni oder Anfang Juli in einer Höhe von 3000 m das Glück gehabt, ein Weibchen mit noch nicht flüggen Jungen durch Zufall aufzujagen. Nach Art aller Hühner und zumal derer, die wie die in Frage stehenden ein zerbrochenes Trümmergestein bewohnen, zeigen sich die Jungen so geschickt im Verlaufen und Verstecken, daß man überrascht war, plötzlich unmittelbar vor seinen Füßen die muntere Schar auftauchen und eiligen Laufes vor sich hinrennen zu sehen. Oft müht man sich längere Zeit vergeblich, eins zu erlangen. Man greift nach ihm, fehlt es, greift wieder, fehlt noch einmal und muß endlich sehr zufrieden sein, wenn man überhaupt eins erhält. Aber ich sah doch bei meiner Jagd wenigstens 13—15 und darf also behaupten, daß die Ketten ebenso stark sind wie die verwandter Hühnerarten auch.“

Beide erwähnten, von Radde erbeuteten Eier waren, wie Dresser beschreibt, 65 mm lang und 42 mm dick und auf schmutzig rostlehmfarbigem, ölgrünlich überflogenem Grunde etwas spärlich mit düsterrötlichen Flecken getüpfelt.

„Alle Eingeborenen“, fährt Radde fort, „sind einstimmig in Betonung der außerordentlichen Schwierigkeit einer Jagd auf Königshühner. Ungemein scheu und vorsichtig, läßt sich der Intaure nur mit einer Büchse nahe genug kommen, und auch ein in Handhabung dieser Waffe wohlgeübter Jäger kann tagelang vergeblich gehen, bevor es ihm gelingt, einen Schuß abzugeben. Der Name Intaure rührt von den Grusiern her, die diesen Vogel nur ab und zu als Wildbret zugeschickt erhalten und ihn, weil ihnen die Lebensverhältnisse unbekannt sind, mit dem Truthuhne vergleichen, also Gebirgstruthuhn nennen. Selten vergeht ein Jahr, in welchem ich nicht ein oder zwei lebende Königshühner erhalte, und da ich sehr gut weiß, wie schätzenswert dieser Vogel ist, gebe ich mir die größte Mühe, sie zu erhalten. Sehr bald gewöhnen sie sich an Hirse; aber ihre Lieblingsgerichte bleiben doch im Frühjahre junge Keimpflanzen, Kressen und ähnliche Gewächse. Naturgemäß erscheint, daß die frischgefangenen Königshühner bei weitem nicht die Lebhaftigkeit zeigen, die ihnen in ihren alpinen Wohnstätten eigen ist. Ich sah sie meist mit zusammengezogenem Halse und halbgeschlossenen Augen dasitzen, augenscheinlich der Raub einer gewissen Unbehaglichkeit, die niemand in Verwunderung setzen darf; aber alle Hühner sind schmiegund fügsam, und wenn auch die Hochgebirgsarten diese Eigenschaft nicht in dem Maße besitzen wie die in der Tiefebene lebenden, entbehren sie ihrer doch nicht gänzlich, und somit berechtigt auch unser Königshuhn die Tierpfleger zu den besten Hoffnungen.“

Eine zweite Art der Gattung, die ich Haldenhuhn nennen will, Ullar der Kirgisen, Jirmunel, Kebek oder Gurkaju der Bewohner des Himalaja, von den englischen Jägern höchst unpassend Schneefasan genannt (Megaloperdix himalayensis, Tetraogallus himalayensis und nigelli, Lophophorus nigelli), ist eingehender beobachtet worden als das Königshuhn. Seine Länge beträgt 72, die Breite 100, die Fittichlänge 32, die Schwanzlänge 20 cm. Oberkopf, Hinterhals, Nacken sind licht fahlgrau, die Federn eines breiten Kragens auf dem Oberrücken, der auch die Brust umgibt, auf licht fahlgrauem Grunde mit feinen, aus Punkten bestehenden, gewellten Querbinden gezeichnet, Mantel, Unterrücken, Bürzel, Flügel- und Schwanzdecken dunkel fahl bräunlichgrau, äußerst fein licht gelblichgrau in die Quere gewellt, alle größeren Federn der Oberseite mit mehr oder minder breiten rostbraunen oder rostgelben Rändern geziert, wodurch eine streifige Zeichnung entsteht, ein hinter dem Ohre beginnendes, seitlich am Halse und dann scharf nach der Brust herablaufendes Band sowie ein zweites, das am Kinnwinkel beginnt und hufeisenförmig die Kehle einschließt, dunkel kastanienbraun, die Kehle und ein von beiden Bändern begrenzter Halsstreifen weiß, die Federn des dem Kragen entsprechenden Kropfquerbandes fahlweiß, einzelne von ihnen mit teilweise verdeckten schwarzen Mondflecken wie gebändert, Brust und Bauch tief felsengrau, dunkler geschaftet und äußerst fein fahl braungelb quergewellt, die Seitenfedern lichter, mit breiten Außen- und schmäleren Innenrändern von rostbrauner oder rostroter Färbung, die sich einende Längsstreifen bilden, die Handschwingen fast ganz, die Armschwingen nur an der Wurzel weiß, erstere gegen die Spitze, letztere bis gegen die Wurzel hin dunkelgrau, feinfleckig fahlgelb quergebändert, die Schulterfedern durchaus so gefleckt, aber nach Art der Rückenfedern rostfarben umrandet, die äußeren Schwanzfedern außen auf dunkel rostrotem Grunde fein dunkel gefleckt, innen und bandartig vor der Spitze rötlich dunkelgrau, gegen die Mitte des Schwanzes hin mehr und mehr in Felsengrau übergehend und stärkere Fleckung zeigend. Beide Geschlechter tragen dasselbe Kleid und unterscheiden sich nur durch die Größe.

Das Haldenhuhn findet sich im ganzen Höhengürtel des westlichen Himalaja bis nach Nepal hin und ebenso an geeigneten Orten der chinesischen Tatarei oder in Tibet. Nach Severzow ist es auch im Tien-schan heimisch, und Finsch vermutet, daß es auch dem

Kuenlun nicht fehlen werde. Finsch weist auch auf die bemerkenswerte Verbreitung des Ullars hin und schreibt: „Während die Art aber im Himalaja in einer Höhe brütet, die nicht unter rund 4000 m liegt, finden wir sie im Maurakgebirge schon bei 1200—1400 m."

„Der Aufenthalt", schildert „Mountaineer", „beschränkt sich ausschließlich auf die mit Schnee bedeckten Höhen und Berge und die von ihnen auslaufenden Züge bis zur oberen Waldgrenze herab; doch treibt der Schnee im Winter auch diese harten Vögel zur Tiefe hernieder und zwingt sie, jährlich zweimal Wanderungen zu unternehmen. In Kunawur sind sie zu jeder Jahreszeit häufig, auf den Gangesbergen jedoch nur vom Juni bis zum August anzutreffen; gleichwohl wandert gar mancher Forscher oder Jäger über die höchsten ersteiglichen Gipfel und sieht ihrer doch nur wenige. Deshalb glaube ich, daß viele, wo nicht alle, welche zu gewissen Jahreszeiten sich hier umhertreiben, zeitweilig sich nach der Tatarei zurückziehen, um dort zu brüten. Gegen Anfang September bemerkt man sie zuerst auf den grasigen Plätzen unter der Schneelinie, nahe dem Berggipfel, auch wohl noch tiefer, an der oberen Grenze des Holzwuchses. Nach dem ersten, allgemeinen Schneefalle kommen sie scharenweise auf unbewachsene, frei stehende Bergkuppen des Waldgürtels herab, und hier verweilen sie bis zu Ende März. Diese Streifzüge werden wahrscheinlich in der ersten Nacht nach dem Schneefalle ausgeführt; denn ich habe die Vögel unabänderlich frühestens am nächsten Morgen nach solchem Vorgange in ihrer Winterherberge gesehen. Es muß aber viel Schnee gefallen sein, bevor sie herabkommen; im milden Winter erscheinen sie, mit Ausnahme einzelner, nicht in der Tiefe. Wahrscheinlich wählt sich die Bewohnerschaft eines Berges auch eine gewisse Winterherberge, zu welcher sie alljährlich herunterkommt.

„Der Jirmunel ist gesellig und schlägt sich in Flüge zusammen, die zuweilen aus 20—30 Stück bestehen, obwohl man gewöhnlich nicht mehr als ihrer 5—10 bei einander findet. Mehrere solcher Flüge bewohnen das nämliche Berggebiet. Im Sommer sieht man die wenigen, die auf der indischen Seite blieben, in einzelne Paare gesprengt; gegen den Winter hin aber, bevor die Masse wandert, habe ich stets mehrere von ihnen vereinigt gefunden. Selten verlassen sie das Gebiet, auf welchem sie sich angesiedelt haben, fliegen vielmehr, wenn sie aufgescheucht werden, vorwärts und rückwärts. Niemals besuchen sie den Wald oder das Dickicht, meiden selbst solche Stellen, wo das Gras lang ist, oder wo irgend welches Gestrüpp den Boden bedeckt; es ist deshalb fast unnötig, zu sagen, daß sie niemals bäumen. Wenn das Wetter schön und warm ist, sitzen sie während des Tages auf den Felsen oder auf rauhen Stellen der Gehänge, ohne sich, mit Ausnahme der Morgen- und Abendstunden, viel zu bewegen. Ist es aber kalt, nebelig oder regnerisch, so sind sie rege und munter, laufen beständig auf und nieder und äsen während des ganzen Tages. Beim Fressen gehen sie langsam bergauf und pflücken dann und wann zarte Blattspitzen, Gräser, junge Schoten verschiedener Pflanzen, unterbrechen ihren Gang auch wohl gelegentlich und scharren nach irgend einer zwiebelartigen Wurzel, die sie sehr lieben. Erreichen sie den Gipfel eines Gebirgszuges, so pflegen sie hier ein wenig zu verweilen; dann fliegen sie nach einer anderen Stelle, fallen zu Boden und laufen wiederum nach der Höhe empor. Ihr Gang ist sehr ungeschickt; sie erheben dabei ihren Schwanz und machen, wenn sie sich in einiger Entfernung befinden, den Eindruck einer grauen Gans. Ganz besonders lieben sie solche Weideplätze, auf welchen Schafherden genächtigt haben; wahrscheinlich, weil hier das Gras, auch wenn das übrige lange trocken und dürr ist, noch im frischesten Grün prangt. Ihre Nachtherberge wählen sie auf Felsen über Abgründen; zu solchen Plätzen kommen sie viele Nächte nacheinander.

„Ihr Geschrei, ein leises, sanftes Pfeifen, vernimmt man dann und wann während des Tages, am lautesten aber bei Tagesanbruch und sehr häufig bei nebeligem Wetter. Der Ruf beginnt mit einem lang ausgezogenen Tone und endigt mit einer Folge von raschen

Pfiffen. Er ist bei weitem der angenehmste von allen, welche irgend ein Federwild vernehmen läßt. Übrigens hört man diesen vollen Ruf nur dann, wenn der Vogel still sitzt; denn wenn er aufgestört wurde und wegläuft, stößt er in kurzen Zwischenräumen einfache, leise Pfiffe aus. Er schreit, wenn er aufsteht, schnell, schrillend und heftig, gewöhnlich auch, solange er fliegt, und selbst noch einige Sekunden, nachdem er wieder auf den Boden herabgekommen ist; dann aber geht sein Ruf in einige wenige Töne über, die in einer auffallenden Weise Befriedigung darüber auszudrücken scheinen, daß er glücklich wieder Grund und Boden gewonnen. Ich glaube, daß ich das schrille Geschrei dieser Vögel, das sie beim Aufstehen und Fliegen vernehmen lassen, mit nichts besser vergleichen kann als mit dem Geräusche, das eine Taubenschar hervorbringt, wenn sie fliegt und wenn sie sich auf einer gewissen Stelle niederlassen will, um hier zu fressen.

„Der Jirmunel ist nicht besonders wild oder scheu. Wenn man von unten anschleicht und sich bis auf ungefähr 80 oder 100 Schritt genaht hat, geht er langsam bergauf oder seitwärts, dreht sich oft um, um zurück zu sehen, läuft aber, falls er nicht verfolgt wird, selten weit weg; naht man sich ihm dagegen von obenher, so steht er auf, ohne erst weit zu laufen. Überhaupt geht er selten weit bergab, und niemals beschleunigt er seinen Lauf bis zum Rennen, es sei denn auf wenige Meter hin vor dem Aufstehen. Die ganze Kette erhebt sich stets zu gleicher Zeit, raschen Fluges, senkt sich zuerst regelmäßig in die Tiefe hinab, wendet sich dann und steigt wieder bis zu ungefähr derselben Höhe empor. Wenn ein Gehänge auf eine größere Strecke hin dasselbe Gepräge zeigt, fliegen die Vögel oft über eine englische Meile weit und erheben sich dabei hoch in die Luft, während sie auf kleineren Berggipfeln, namentlich auf solchen, welche sie im Winter besuchen, selten weit und meist nur um die nächste Ecke herum streichen.

„Sie fressen die Blätter verschiedener Pflanzen und Gras, gelegentlich wohl auch Moos, Wurzeln und Blumen; Gras bildet aber immer die Hauptmahlzeit. Jung aufgeschossenen Weizen und Gerste lieben sie sehr, und wenn sie ein vereinzeltes Feld in der Nähe ihres Standortes wissen, besuchen sie es während der Nacht und am Morgen; niemals jedoch kommen sie in das regelmäßig bebaute Land herab. Gewöhnlich sind sie unmäßig fett; ihr Wildbret ist aber nicht besonders gut und hat, wenn der Vogel in bedeutenden Höhen erlegt wurde, oft einen unangenehmen Geruch, der von gewissen Nährpflanzen herrührt. Obgleich ich manchen Sommer im Schneegürtel des Gebirges zubrachte, habe ich doch niemals Nest oder Eier dieses Vogels gefunden; dagegen bin ich in Tibet oft Familien mit Jungen begegnet. Bei diesen Ketten waren aber immer mehr alte Vögel und möglicherweise mehr als ein Volk zusammen, so daß ich mir keine bestimmte Meinung über die Anzahl einer Brut habe bilden können. Die Eier, die von Reisenden gefunden wurden, haben ungefähr die Größe von denen des Truthuhnes, sind aber, wie die der Rauhfußhühner, von einer länglicheren Gestalt; ihre Grundfärbung ist ein helles Olivenbraun; die Zeichnung besteht aus einzelnen kleinen, licht nußbraunen Flecken.“

Wie richtig „Mountaineers“ Schilderung ist, sollte ich auf unserer Reise nach Sibirien und Turkistan Gelegenheit haben zu erfahren. Ein im Museum zu St. Petersburg stehender Ullar im Prachtkleide entstammte, wie uns mitgeteilt wurde, dem Tarabagatai-Gebirge, das wir zu berühren gedachten, und ich beschloß schon damals, mit allen Kräften dahin zu streben, den herrlichen Vogel in seiner Heimat beobachten zu können. Am 28. Mai 1876 trat ich unter Führung eines alten kirgisischen Jägers und in Begleitung eines Reisegenossen, Graf von Waldburg-Zeil-Trauchburg, und eines deutsch-russischen Arztes, Pander, von dem Städtchen Saisanposten aus einen Jagdausflug an, um meinen lange gehegten Wunsch zur Ausführung zu bringen. Nach Versicherung unseres Kirgisen, die sich auch als vollständig richtig erwies, bewohnt der Ullar nicht allein die höchsten, um die

angegebene Zeit noch mit Schnee bedeckten Gipfel des von uns Tarabagatai genannten Gebirges, sondern auch einen niedrigen Zug derselben Gebirgsgruppe, den Manrak, vielleicht denjenigen Teil des ganzen Gebirges, welcher durch seine eigenartige Zerklüftung vor allen übrigen sich auszeichnet. Hunderte von Bergen, durch tief eingerissene Thäler und Schluchten voneinander getrennt, bauen sich, mehr und mehr ansteigend, übereinander auf. Fast alle sind auf der Nordseite wenn auch steil, so doch nicht felsig, vielmehr mit einer frischen Grasnarbe und niedrigem Steppengestrüpp bekleidet, stürzen aber auf der Südseite regelmäßig jäh und tief ab und bilden hier Felsenwirrsale, so wild, so zerrissen, so zerklüftet, wie nur irgend ein Gebirge der Erde sie aufweisen kann. Selbst das Wasser scheint in Verlegenheit zu geraten, welchen Weg es wählen soll, und in der That sieht man sehr häufig in tieferen Thälern nach beiden Seiten hin rinnende Wässerchen abfließen. Diese Gegend ist es, welche sich der Ullar zum Standorte ausgewählt hat und in nicht ganz unbedeutender Anzahl bevölkert.

Erwartungsvoll ritten wir unter Führung unseres kirgisischen Jägers und seines in der Fülle der Mannheit stehenden Sohnes in eins der Thäler ein, bald Hügel, bald Berge überkletternd, bald wiederum in eine der zerrissenen Schluchten uns hinabsenkend. Um die Felsen schwebten Alpendohlen; auf allen Gehängen liefen Steinhühner umher; die Gipfel umflogen Adler und Falken; von Platten und Vorsprüngen hernieder tönte der frische Gesang des Steinrötels, des Steinschmätzers und einer Rotschwanzart. Wir zogen weiter, bis der alte Kirgise am Fuße eines neuen Berges Halt gebot und uns aufforderte, jetzt uns zu teilen, damit die eine Hälfte der Jagdgesellschaft von dieser, die andere von jener Seite her den Berg erklimmen möge. Und nun begann ein Reiten, bei welchem die Pferde ihre außerordentliche Fertigkeit, zu klettern, im vollsten Maße bethätigten. In einer vom Wasser eingerissenen Schlucht ritt ich empor; sprungweise suchte mein Pferd Boden zu gewinnen, und mit ebensoviel Geschicklichkeit wie Ausdauer trug es mich endlich zu den Höhen hinauf, über welchen Steinadler ihre Kreise zogen und auf welchen Steinhühner vertrauensvoll, wie ich es noch nie beobachtet, unmittelbar vor uns einherliefen, ohne sich zum Auffliegen zu bequemen. Weiter führte unser Weg, bergauf, bergab, bald auf einem Grate, bald an der berasten Nordwand eines Berges dahin. Nach welcher Seite wir auch unseren Blick wandten, überall sahen wir dasselbe Wirrsal von Bergen und Thälern vor uns. Nach etwa stündigem Ritte in diesen Höhen machte mein Führer mich auf das Geschrei des Ullars aufmerksam. Ein eigentümlich wohllautender, pfeifender, mehrsilbiger oder doch mehrtöniger, langgezogener Laut traf, anscheinend aus nächster Nähe kommend, mein Ohr. Aber noch mußten wir einen weiten Weg zurücklegen, bevor wir den Vogel, der diese Rufe ausgestoßen hatte, zu sehen bekamen und unsere Jagd beginnen konnten. Ich will letztere nicht schildern, sondern nur sagen, daß ich so glücklich war, eins der stolzen Hühner zu erlegen, und daß ich an diesem und den folgenden Tagen, oft stundenlang auf einer Stelle im Verstecke liegend, mit dem Fernglase vor dem Auge mich mühte, soviel wie möglich ihm von seinem Thun und Treiben abzusehen, ebenso wie ich jede Gelegenheit wahrnahm, durch Vermittelung meines russischen Freundes den scharf beobachtenden kirgisischen Jägern ihre Erfahrungen abzufragen.

Der Ullar ist ein in jeder Hinsicht fesselnder Vogel, wohl geeignet, ebenso den Jäger wie den Naturforscher zu begeistern. Er lebt, soviel wir erfahren konnten, auf allen Hochgebirgen Innerasiens, in den von uns durchreisten Gegenden mit Bestimmtheit im Alatau, Tarabagatai und Semistau, gewöhnlich unmittelbar unter der Schneegrenze, mit dem Steinbocke auf demselben Gebiete. Daß er auch im Manrakgebirge, dessen Höhe 1600 m kaum übersteigen dürfte, gefunden wird, gehört zu den Ausnahmen, die jedoch vielleicht nicht so selten sein mögen, wie wir glauben, und in diesem Falle durch die Wildheit des Gebirges genügende Erklärung finden. Im eigentlichen Hochgebirge steigt er im Sommer bis zu den

höchsten Gipfeln empor und im Winter bis zur Holzgrenze herab; Bedingung für seinen Aufenthalt aber ist, daß sein Wohngebiet nicht bewaldet sei; denn er ist Felsenvogel im wahren Sinne des Wortes. In die Ebene hinab geht er auch im strengsten Winter nicht. Je wilder die Felsen, je höher die Abstürze, je unwegsamer für Menschen und Tiere die Felswände, um so sicherer wird man ihn finden. Soviel wie möglich sucht er stets die höchsten Gipfel auf, fliegt aber von ihnen aus im Laufe des Tages auch in Thäler hinab, in welchen ein Pferd ohne besondere Mühe aufsteigt, und hält sich an Gehängen auf, an welchen zwischen grün berasten oder mit Gestrüpp bedeckten Stellen einzelne Felskuppen zu Tage treten.

Jedes Ullarpaar behauptet einen bestimmten Stand, hier im Manrakgebirge jahraus jahrein denselben. In ihm duldet es kein anderes Paar. Fliegt ein männlicher Ullar zu, so stürzt sich der den Platz behauptende Hahn sofort auf den Eindringling und zwingt ihn unter lautem, fast gellendem Geschrei, das Weite zu suchen, worauf er, wie ich selbst einmal sah, die Stellung des balzenden Steinhuhnes einnimmt, das heißt, mit niedergesenktem Kopfe, hängenden Flügeln, halb aufgerichtetem und etwas gebreitetem Schwanze eine kurze Strecke weit dahinläuft. Gleichwohl kommt es vor, daß sich zwei Paare gegenseitig Besuche abstatten. Ich fand mehrmals auf einem verhältnismäßig kleinen Raume vier Stück, die dann ab- und gemeinschaftlich demselben Orte zuflogen, sich hier aber sogleich trennten. Freilich hatten die Paare jetzt sämtlich Junge, ein Umstand, der bekanntlich auch bei den streitsüchtigsten Hühnern zum Frieden bestimmt. Gegen die Balzzeit hin, die hier mit den ersten Tagen des März beginnt und bis zum Ende des Monates währt, sind die Hähne natürlich streitsüchtiger als je, schreien jedoch, nach Versicherung meines Gewährsmannes, eben des alten kirgisischen Jägers, auch nicht mehr als sonst.

Dieses Geschrei ist bezeichnend für den Ullar und unterscheidet ihn von allen anderen Feldhühnern, mag aber den Stimmlauten seiner Sippschaftsgenossen sehr ähnlich sein. Der Ruf läßt sich, weil die einzelnen Töne, mit alleiniger Ausnahme des letzten, klar und bestimmt voneinander geschieden sind, pfeifend sehr gut nachahmen, nicht so leicht aber durch Silben ausdrücken. Nach meiner Auffassung überträgt man sie am besten mit den Silben „u-o-i-e-it“, wobei festzuhalten, daß jeder Selbstlauter nicht allein betont, sondern die drei ersten auch langgezogen und nur das letzte „E-it“ etwas kreischend ausgestoßen wird. Dieser, ungeachtet seiner nicht bedeutenden Stärke auf eine Entfernung von mindestens einem Kilometer hörbare Ruf scheint nur zur gegenseitigen Unterhaltung zu dienen; denn der Lockton wie der Warnungsruf sind von ihm gänzlich verschieden. Beim Führen der Jungen vernahm ich, nach meinem Dafürhalten nur vom Weibchen, nach Behauptung des Kirgisen von beiden Geschlechtern, ein dem Gackern anderer Hühner im Tone ähnelndes, jedoch langsam aufeinander folgendes „Back back tock tock tock tack“, vom Männchen das offenbar zärtliche Rufen nach dem Weibchen „buck buck buck beck beck kick kick kick“, wogegen der Warnungsruf ein lautes und gellendes „Tschilli tschilli tschi klick klick kli“ ist und das beim Kampfe mit anderen Männchen ausgestoßene Geschrei wie „zwibilir“ in meine Ohren klang. Obgleich ich alle diese Laute mit dem Bleistifte in der Hand abhörte und unmittelbar, nachdem ich sie vernommen, niederschrieb, auch so genau wie möglich wiederzugeben versuchte, muß ich doch sagen, daß nur das „U-o-i-e-it“, das Finsch durch die Silben „u-lui“ oder „uh-luir“ ausdrückt, den wirklich gehörten Lauten annähernd gleichkommt, wogegen alle übrigen so eigentümlicher Art sind, daß es überaus schwer hält, falls es überhaupt möglich ist, sie in Silben zu fassen. In ihren Bewegungen ähneln die stolzen Vögel den Steinhühnern mehr als den Rebhühnern, ohne jedoch jenen zu gleichen. Der Lauf ist rasch und behende, auch ebenso gewandt beim Auf- wie beim Absteigen, die Haltung dabei eine etwas gebückte; der Flug besteht aus einigen rasch aufeinander folgenden Schlägen, auf welche dann ein längeres

Gleiten ohne Flügelschlag zu folgen pflegt, da der Ullar beim Auffliegen fast stets in die Tiefe des Thales hinabfällt und dann erst wieder etwas nach oben fliegt. Infolge der verhältnismäßig sehr kurzen Flügel ist das Flugbild ein durchaus eigenartiges; denn der fliegende Vogel erscheint ungemein gestreckt, während er im Laufe im Gegenteile den Eindruck eines sehr gedrungen gebauten Huhnes macht. Das Flugbild selbst läßt sich am besten mit einem kurzarmigen, aber langschaftigen Kreuze vergleichen. Vor dem Auffliegen ersteigt der Ullar, falls er dazu Zeit hat, gern einen erhöhten Punkt, den er überhaupt zum Sitzen und Umherlaufen zu wählen pflegt; beim Fußen auf der entgegengesetzten Bergwand dagegen läßt er sich regelmäßig auf einer mit Steinen bedeckten Stelle nieder und springt oder hüpft erst dann auf einen größeren Felsblock, um von diesem aus Umschau zu halten. Im Laufe des Tages besucht das Paar sehr verschiedene Plätze innerhalb des von ihm bewohnten Gebietes; gegen Abend dagegen fliegt es stets zu bestimmten, möglichst gesicherten Stellen, um auf ihnen die Nacht zu verbringen.

Die Nahrung besteht größtentheils in Pflanzenstoffen. Ob die Ullare, wie anzunehmen, auch Kerbtiere und Gewürm fressen, wußte mein Kirgise mir nicht zu sagen, wohl aber anzugeben, daß sie in strengen Wintern bei tiefem Schnee sich darin Gänge graben, um zu ihren Nährpflanzen zu gelangen.

Der Paarung gehen langwährende und oft wiederholte Kämpfe zwischen den Männchen voraus, bis endlich die Paare bestimmt vereinigt und die etwa übrigbleibenden Männchen endgültig vertrieben sind. Auch während der Balz schreien die Männchen viel, aber genau in derselben Weise wie im Frühsommer, wogegen sie im Frühjahre nur die Warnungslaute beim Auffliegen vernehmen, ihren bezeichnenden Pfiff aber nicht hören lassen. Die Anzahl der Eier eines Geleges beträgt nach Angabe meines Kirgisen 6—9. Sie sind größer als Enteneier, ziemlich rund und auf grünlichgelbem Grunde dunkler, zumal bläulich gefleckt, wobei jedoch zu bemerken, daß die Kirgisen wenig Sinn für Farben und geringe Fähigkeit haben, sie genau anzugeben. Das Nest steht an felsigen Abhängen auf einer etwas erdigen Stelle, ist eine seicht ausgescharrte Vertiefung und wird bloß mit wenigen Grashalmen ausgelegt. Wohl nur das Weibchen brütet; das Männchen aber hält in der Nähe des Nestes, auf einem erhöhten Platze sitzend, Wacht und warnt jenes bei drohender Gefahr, ist auch während der Brutzeit selbst vorsichtiger und scheuer als je. Nach etwa vierwöchiger Bebrütung entschlüpfen die Jungen und werden nun von beiden Eltern geführt, von der Mutter auch bei der größten Gefahr nicht verlassen. Sie müssen sehr bald fliegen lernen; denn die, die ich beobachtete, hatten noch nicht die Größe unserer Rebhühner erlangt, flogen jedoch bereits vorzüglich, ganz nach Art ihrer Eltern, stießen auch schon deren Warnungsruf, nur schwächer und in höherem Tone, beim Auffliegen aus. Trifft die Alten ein Unfall, oder sind die Jungen nicht im stande, ihnen zu folgen, so verbergen sie sich zwischen dem Gesteine und zwar so vorzüglich, daß es mir und meinem Begleiter nicht gelang, eins von ihnen aufzufinden, obgleich wir wenige Minuten nach dem Niederfallen die von ihnen aufgesuchte Stelle auf das genaueste durchstöberten. Wenn sie sich überzeugt zu haben glauben, daß die Gefahr vorüber ist, rennen sie eilfertig, offenbar geleitet durch der Eltern Lockton, in der von diesen fliegend angegebenen Richtung dahin, und man sieht dann eins nach dem anderen, meist in ziemlich langen Zwischenräumen, über die nackten Felsen huschen. Zu Ende November sollen sie ausgewachsen sein, schon viel früher sich aber bereits genau wie die Alten betragen. Mit letzteren bleiben sie während des ganzen Winters vereinigt; dann, kurz vor der Paarungszeit, trennen sich die Völker. Wird das Weibchen getötet, so übernimmt das Männchen die Führung auch ganz kleiner Jungen, wogegen es, solange das Weibchen lebt, nur als Warner und Vorläufer der Familie zu dienen scheint. Bei Verfolgung eines Volkes sah ich es stets 100—200 Schritt vor der Mutter auf hervorragenden

Felsenspitzen erscheinen, für kurze Zeit verschwinden und wieder auftauchen, hörte es dann auch jedesmal rufen, so daß seine Absicht, die Sicherheit des zu wählenden Weges zu erkunden und des von ihm erwählten kundzuthun, unmöglich verkannt werden konnte.

Die natürlichen Feinde der Ullare sind alle stärkeren Raubvögel, zumal der Steinadler und ein anderer seiner Vetterschaft mit weißem Bauche, wahrscheinlich der Habichtsadler, von welchem sie noch mehr zu leiden haben als von jenem. Vor den Füchsen und Wölfen sichert sie ihre außerordentliche Wachsamkeit. Von den Menschen haben sie hier wenig zu leiden. Unter den Kirgisen befassen sich immer nur einzelne mit der Jagd unserer Hühner, da die Steppenleute lieber auf Füchse, Wölfe und Marder jagen als auf ein so schwer zu berückendes Federwild. Das Wildbret ist nach einstimmiger Aussage aller von mir befragten Russen schneeweiß und von ausgezeichnetem Geschmacke, zart und würzig, mit dem des Auer- oder Birkhuhnes nicht zu vergleichen.

„Mountaineer“ versichert, daß sich die Felsenhühner bald an das Leben im Käfige gewöhnen und dann auch Körnerfutter zu sich nehmen, bezweifelt aber, und gewiß mit Recht, daß man sie mit solchem Futter allein auf die Dauer erhalten könne.

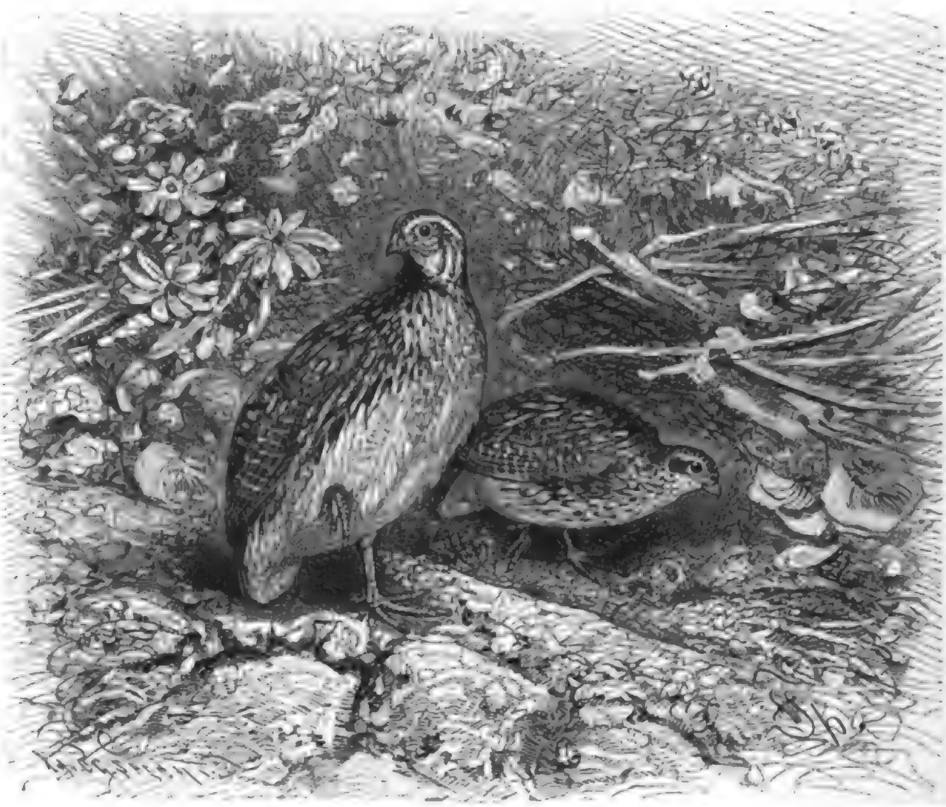
*

Unsere **Wachtel, Schnarr-, Sand- und Schlagwachtel** (Coturnix communis, vulgaris, dactylisonans, europaea, capensis, japonica, major, media, minor und baldami, Tetrao, Perdix und Ortygion coturnix), vertritt eine nach außen hin scharf umgrenzte Gattung (Coturnix), die etwa 20 über alle altweltlichen Gebiete und Australien verbreitete Arten umfaßt. Die Merkmale dieser Gattung liegen in dem kleinen, schwachen, an der Wurzel erhöhten, von ihr aus bis zur Spitze sanft gebogenen, an den Winkeln verbreiterten Schnabel, dem niedrigen, sporenlosen, langzehigen Fuße, dem verhältnismäßig langen und spitzigen, wenig gewölbten Flügel, unter dessen Schwingen gewöhnlich die erstere über alle anderen sich verlängert, dem außerordentlich kurzen, gewölbten, aus zwölf Federn bestehenden Schwanze und dem schmalen, auf dem Bürzel sehr entwickelten, nach Geschlecht und Alter wenig verschiedenen Kleingefieder. Die Wachtel ist auf der Oberseite braun, rostgelb quer- und längsgestreift, auf dem Kopfe dunkler als auf dem Rücken, an der Kehle rostbraun, am Kropfe rostgelb, auf der Bauchmitte gelblichweiß, an den Brust- und Bauchseiten rostrot, hellgelb in die Länge gestreift; ein licht gelbbrauner Streifen, der an der Wurzel des Oberschnabels beginnt, zieht sich über dem Auge hin, am Halse herab und umschließt die Kehle, wird hier aber durch zwei schmale, dunkelbraune Bänder begrenzt; die Handschwingen zeigen auf schwärzlichbraunem Grunde rötlich rostgelbe Querflecken, die zusammen Bänder bilden; die erste Schwinge wird außen durch einen schmalen, gelblichen Saum verziert; die rostgelben Steuerfedern haben weiße Schäfte und schwarze Bindenflecken. Beim Weibchen sind alle Farben blässer und unscheinbarer; auch tritt das Kehlfeld wenig hervor. Das Auge ist hell braunrötlich, der Schnabel horngrau, der Fuß rötlich oder blaßgelb. Die Länge beträgt 20, die Breite 34, die Fittichlänge 10, die Schwanzlänge 4 cm.

Man kennt wenige Länder der Alten Welt, in welchen unsere Wachtel noch nicht beobachtet worden ist. In Europa kommt sie vom 60. Grade nördlicher Breite an nach Süden hin überall, wenn auch erst vom 50. Grade an regelmäßig vor; in Mittelasien lebt sie in einem etwas südlicher gelegenen Gürtel an geeigneten Orten, zumal in der Steppe, nicht minder häufig, und da sie nun von hier wie von dort aus alljährlich Wanderungen nach dem Süden antritt, durchstreift sie auch ganz Afrika und ganz Südasien.

Ihre Wanderungen sind in jeder Beziehung merkwürdig. Sie geschehen alljährlich, weichen aber gleichwohl von dem Zuge anderer Vögel nicht unwesentlich ab. Einzelne Wachteln scheinen fast während des ganzen Jahres auf der Wanderung zu sein, und auch

diejenigen, welche sich während des Sommers der Fortpflanzung halber eine Zeitlang fest ansiedeln, verlassen das gewählte Gebiet keineswegs zu gleicher Zeit. Einzelne erscheinen schon Ende August in Ägypten; eine größere Anzahl trifft hier im September ein: in demselben Monate aber findet man, und keineswegs selten, in Deutschland noch brütende Weibchen oder Junge im Daunenkleide. Der Zug geschieht allerdings hauptsächlich im September, währt aber den ganzen Oktober hindurch und manchmal sogar bis in den November hinein. Viele überwintern auf den drei südlichen Halbinseln Europas, einige schon in Südfrankreich,



Wachtel (Coturnix communis). ½ natürl. Größe.

in gelinden Wintern sogar in Deutschland; die Mehrzahl aber wandert bis in die Gleicherländer Afrikas und Asiens, und einige finden auch dort noch nicht Rast, sondern reisen in Afrika bis in das Kapland. Versammlungen vor der Reise scheinen nicht stattzufinden, die einzelnen Wachteln vielmehr ohne Rücksicht auf andere ihre Reise anzutreten; unterwegs aber gesellt sich eine zur anderen, und bis die reisenden nach Südeuropa gelangt sind, haben sich bereits zahlreiche Flüge geschart. Von Anfang September an wimmelt es in allen Feldern längs der Küste des Mittelmeeres von Wachteln. „In den Gesträuchen längs der Abgründe, Gräben und Wiesen, in jedem Gestrüppe, hinter jeder Scholle“, sagt Graf von der Mühle rücksichtlich Griechenlands, „fliegt vor dem Jäger eine Wachtel auf, und wenige Stunden genügen, um die Weidtasche zu füllen. Manchen Morgen trifft man, wenn nachts der Scirocco geblasen, keine Wachteln mehr an denselben Plätzen, wo tags zuvor ganze Scharen lagen; plötzlich aber erscheinen wieder große Flüge von ihnen, und so wechselt es

ab, bis Nachtfröste die letzten durchreisenden verscheucht haben". Einige Paare verweilen übrigens jahraus, jahrein im Lande, brüten hier im Mai oder Juni und werden somit zu Stand- oder doch Strichvögeln. Genau ebenso ist es in der Türkei, in Süditalien und Spanien, nicht anders rings um das Schwarze und Kaspische Meer und ebenso an der Küste der Japanischen und Chinesischen See. Alfred Walter erkundete in Turkmenien, „daß die Wachteln in unschätzbarer Menge den Amu Darja entlang ziehen, mithin hier die Wanderstraße für die turkistanischen Gebiete liegt, die bekanntlich außerordentlich reich an Wachteln sind".

Alle reisenden Wachteln benutzen das Festland, soweit sie können, und kommen deshalb an der Spitze der südlichen Halbinseln in zahlreichen Scharen zusammen. Bei widrigem, d. h. in der Reiserichtung wehendem Winde stockt der Zug; sowie aber Gegenwind eintritt, erhebt sich der Schwarm und fliegt nun ins Meer hinaus und in südwestlicher Richtung weiter. Wenn der Wind beständig bleibt und nicht zum Sturme anwächst, geht die Reise glücklich von statten. Die Wanderschar fliegt ihres Weges dahin, solange die Kraft ihrer Schwingen es ermöglicht; tritt übergroße Ermüdung ein, so läßt sich, wie glaubwürdige Seeleute mich versicherten, die ganze Gesellschaft auf den Wellen nieder, ruht hier eine Zeitlang aus, erhebt sich von neuem und fliegt weiter. Anders verhält es sich, wenn der Wind umschlägt oder zum Sturme anwächst. In der Zugrichtung wehender Wind erschwert die Reise übers Meer in hohem Grade, Sturm macht sie unmöglich. Unter solchen Umständen stürzen sich die zum Tode ermatteten Wachteln wie besinnungslos auf einzelne Klippen oder auf das Deck der Schiffe, liegen hier lange Zeit, ohne sich zu regen, und werden durch solches Mißgeschick so ängstlich und verwirrt, daß sie, auch wenn das Wetter umgeschlagen und der Wind wiederum günstig geworden ist, noch tagelang auf solchem Zufluchtsorte verweilen, bevor sie sich zur Weiterreise entschließen. Dies hat man beobachtet: wie viele von ihnen aber in die Wellen geschleudert und hier ertränkt werden mögen, weiß man nicht.

Wenn man während der eigentlichen Zugzeit an irgend einem Punkte der nordafrikanischen Küste auf die Wachteln achtet, ist man nicht selten Zeuge ihrer Ankunft. Man gewahrt eine dunkle, niedrig über dem Wasser schwebende Wolke, die sich rasch nähert und sich dabei mehr und mehr herabsenkt. Unmittelbar am Rande der äußersten Flutwelle stürzt sich die todmüde Masse zum Boden hernieder. Hier liegen die armen Geschöpfe anfangs mehrere Minuten lang wie betäubt, unfähig fast, sich zu rühren. Aber dieser Zustand geht rasch vorüber. Es beginnt sich zu regen; eine macht den Anfang, und bald huscht und rennt es eilfertig über den nackten Sand, günstigeren Versteckplätzen zu. Es währt geraume Zeit, bis eine Wachtel sich wieder entschließt, die erschöpften Brustmuskeln von neuem anzustrengen; während der ersten Tage nach ihrer Ankunft erhebt sie sich gewiß nicht ohne die dringendste Not. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß die Reise von dem Augenblicke an, wo die Schar wieder festes Land unter sich hat, zum größten Teile laufend fortgesetzt wird: denn von nun an begegnet man den Wachteln überall in Nordostafrika; niemals aber sieht man fliegende Scharen: immer und überall stößt man auf vereinzelte, freilich hier und da auch auf eine ziemliche Anzahl. Zu ihren Wohnsitzen erwählen sie sich Örtlichkeiten, die ihren Wünschen entsprechen, namentlich Stoppelfelder, die mit Halfa bedeckten und die bebauten Gelände, vor allem jedoch die Steppe. Daß alle Wintergäste, solange sie in Afrika verweilen, umherwandern, ist mir wahrscheinlich geworden. Mit Beginn des Frühlings treten sie allgemach den Rückzug an, und im April sammeln sie sich an der Küste des Meeres, nie aber zu so zahlreichen Scharen wie im Herbste. Die abziehenden scheinen übrigens zum Rückwege nicht immer dieselbe Straße wie im Herbste zu wählen; wenigstens sah Erhard auf den Cykladen gelegentlich des Frühlingszuges niemals eine Wachtel, während im Herbste auch hier jede günstige Örtlichkeit von ihnen wimmelt. Ihre Weiterreise

scheint langsam von statten zu gehen; denn man beobachtet, daß sie, die sich in Südeuropa Ende April massenhaft einstellen, bis auf diejenigen Paare, welche zum Nisten hier bleiben, nach und nach verschwinden.

Ihren Sommerstand nimmt die Wachtel am liebsten in fruchtbaren, getreidereichen Ebenen. Hoch gelegene, gebirgige Länderstriche meidet sie, und schon im Hügellande ist sie seltener als in der Tiefe. Das Wasser scheut sie ebenso wie die Höhe, fehlt daher in Sümpfen oder Brüchen gänzlich. Unmittelbar nach ihrer Ankunft hält sie sich zunächst im Weizen- oder Roggenfelde auf; später zeigt sie sich weniger wählerisch; demungeachtet darf als Regel gelten, daß sie sich da, wo kein Weizen gebaut wird, nicht heimisch fühlt und hier höchstens in der Zugzeit angetroffen wird. Während der Reise fällt sie zuweilen im Gebüsch ein; im Sommer verläßt sie das Feld nicht.

Man kann die Wachtel weder einen schönen, noch einen begabten Vogel nennen; gleichwohl ist sie beliebt bei jung und alt. Dies dankt sie ihrem hellen, weitschallenden Paarungsrufe, dem bekannten „Bückwerwück“, der von jedem gern vernommen wird und zur Belebung der Gegend entschieden mit beiträgt. Außer diesem Rufe läßt sie noch mehrere andere Laute vernehmen, die jedoch meist so leise ausgestoßen werden, daß man sie nur in der Nähe hört. Der Lockton beider Geschlechter ist ein leises „Bübiwi“, der Liebesruf ein etwas lauteres „Prickick“ oder „Brübrüb“, der Ausdruck der Unzufriedenheit ein schwaches „Gurr gurr“, der der Furcht ein unterdrücktes „Trülilil trülil“, der Laut des Schreckens ein ebenfalls nicht weit vernehmbares „Trül reck reck reck“, das bei größter Angst in ein Piepen umgewandelt wird. Dem Paarungsrufe des Männchens pflegt ein heiseres „Wärre wärre“ vorauszugehen; diesem Vorspiele folgt das „Bückwerwück“ mehreremal nacheinander.

In ihren Eigenschaften und Sitten, in ihrer Lebensweise und im Betragen unterscheidet sich die Wachtel in vieler Hinsicht vom Rebhuhne. Sie geht rasch und behende, aber mit schlechter Haltung, weil sie den Kopf einzieht und den Schwanz gerade herabhängen läßt, also kugelig erscheint, nickt bei jedem Schritte mit dem Kopfe und nimmt nur selten eine edlere Haltung an, fliegt schnell, schnurrend und ruckweise fortschießend, viel rascher und gewandter als das Rebhuhn, schwenkt sich zuweilen auch sehr zierlich, durchmißt jedoch nur ungern weitere Strecken in einem Fluge, erhebt sich bloß während des Zuges in bedeutendere Höhen und wirft sich baldmöglichst wieder zum Boden hinab, um laufend weiter zu flüchten. Ihre Sinne, zumal Gesicht und Gehör, dürfen als wohlentwickelt bezeichnet werden; ihr Verstand aber scheint sehr gering zu sein. Man kann sie nicht gerade scheu nennen; furchtsam und ängstlich zeigt sie sich jedoch stets, und wenn sie sich hart verfolgt sieht, läßt sie sich wahre Tollheiten zu schulden kommen, so daß es scheint, als ob sie sich gesichert glaubt, wenn sie nur ihren Kopf verborgen hat. Gesellige Tugenden sind ihr fremd; nur die Not, nicht die Neigung vereinigt sie. Der Hahn verfolgt jeden anderen mit blinder Wut, kämpft mit ihm bis zum letzten Atemzuge und mißhandelt oft auch die Henne, die seine Begierde im allerhöchsten Grade entflammt. Die Henne zeigt sich als gute Mutter und nimmt sich verwaister Küchlein mit warmer Liebe an, wird aber von diesen schnöde verlassen, sobald sie ihrer nicht mehr bedürfen. Um andere Tiere bekümmert sich die Wachtel nur, insoweit sie diese fürchtet; ein geselliges oder freundschaftliches Verhältnis geht sie mit keinem einzigen ein. Solange die Sonne am Himmel steht, hält sie sich möglichst still und verborgen zwischen den Halmen und Ranken der Felder auf; während der Mittagsstunden pflegt sie ein Sandbad zu nehmen, behaglich hingestreckt sich zu sonnen oder auch zu schlafen; gegen Sonnenuntergang wird sie munter und rege. Dann vernimmt man ihren Schlag in fast ununterbrochener Folge und sieht sie laufend oder fliegend außerhalb ihrer Versteckplätze, die sie nunmehr verläßt, um der Nahrung nachzugehen, oder um sich zum anderen Geschlechte zu gesellen und mit einem Nebenbuhler zu kämpfen.

Ihre Nahrung besteht aus Körnern verschiedener Art, Blattspitzen, Blättern und Knospen und zu gleichen Teilen etwa aus allerhand Kerbtieren. Letztere scheinen den Pflanzenstoffen stets vorgezogen zu werden, aber nicht unbedingt notwendig zu sein, da erfahrungsmäßig feststeht, daß sich Wachteln monatelang mit Weizenkörnern ernähren lassen. Kleine Steine, welche die Verdauung befördern, und frisches Wasser zum Trinken sind ihr Bedürfnis; aber es genügt ihr zur Stillung des Durstes schon der Tau auf den Blättern, und deshalb sieht man sie auch nur selten sich an bestimmten Tränkstellen einfinden.

Höchst wahrscheinlich lebt die Wachtel in Vielehigkeit; es deuten mindestens alle Beobachtungen darauf hin, daß an wirkliches Eheleben der verschiedenen Geschlechter nicht gedacht werden kann. Der Hahn übertrifft an Eifersucht womöglich alle Verwandten, versucht, aus seinem Gebiete sämtliche Nebenbuhler zu vertreiben und streitet um die Alleinherrschaft auf Leben und Tod. Gegen die Henne zeigt er sich begehrlich und stürmisch wie kaum ein anderer Vogel, mißhandelt sie, wenn sie sich seinen Anforderungen nicht gutwillig und sofort fügen will, begattet sich sogar mit irgend einem anderen beliebigen Vogel, der hierzu aufzufordern scheint. Naumann sah, daß ein Wachtelmännchen in verliebter Raserei einen jungen Kuckuck, der gefüttert sein wollte, betrat, erwähnt, daß man beobachtet habe, wie ein paarungslustiger Hahn auf tote Vögel sprang und hält deshalb die alte Sage, daß der Hahn sich sogar mit Kröten begatte, wenigstens für erklärlich. Die Henne schreitet erst spät, d. h. kaum vor Anfang des Sommers, zum Nestbaue, scharrt, am liebsten auf Erbsen- und Weizenfeldern, eine seichte Vertiefung, kleidet diese mit einigen trockenen Pflanzenteilen aus und legt auf letztere ihre 8—14 verhältnismäßig großen, durchschnittlich 29 mm langen, 22 mm dicken, birnförmigen, glattschaligen, auf licht bräunlichem Grunde glänzend dunkelgrün oder schwarzbraun gefleckten, in Färbung und Zeichnung vielfach abweichenden Eier. Sie brütet mit Eifer 18—20 Tage lang, läßt sich kaum vom Neste scheuchen und wird deshalb auch oft ein Opfer ihrer Hingebung. Währenddem schweift der Hahn noch ebenso liebestoll wie früher im Felde umher und treibt es mit einer Henne wie mit der anderen, ohne sich wegen der Nachkommenschaft zu sorgen. Die Jungen laufen sofort nach dem Ausschlüpfen mit der Mutter davon, werden von ihr sorgsam geführt und zum Fressen angehalten, anfänglich bei schlechtem Wetter auch gehudert, überhaupt bestens abgewartet, wachsen auffallend rasch heran, achten bald des Lockrufes der Mutter nicht mehr und versuchen nötigen Falles, sich allein durchs Leben zu schlagen. Schon in der zweiten Woche ihres Daseins flattern sie, in der fünften oder sechsten haben sie ihre volle Größe und genügende Flugfertigkeit erlangt, um die Herbstreise antreten zu können.

Nicht selten findet man noch zu Ende des Sommers eine alte Wachtel mit kleinen, unreifen Jungen, denen der herannahende Herbst schwerlich noch genügende Zeit zu ihrer Entwickelung läßt. Solche Bruten gehen wohl regelmäßig zu Grunde. Aber auch diejenigen, welche rechtzeitig dem Eie entschlüpften, haben von allerlei laufendem und fliegendem Raubzeuge viel zu leiden, und jedenfalls darf man annehmen, daß kaum die Hälfte von allen, welche geboren werden, bis zum Antritte der Herbstreise leben bleibt. Die Reise selbst bringt noch größere Gefahren mit sich; denn nunmehr tritt der Mensch als schlimmster aller Feinde auf. Längs der nördlichen, westlichen und östlichen Küste des Mittelmeeres wird mit Beginn dieser Reise ein Netz, eine Schlinge, eine Falle an die andere gestellt. Die Insel Capri ist berühmt geworden wegen der Ergiebigkeit des Wachtelfanges; frühere Bischöfe, zu deren Sprengel das Eiland gehörte, hatten einen bedeutenden Teil ihres Einkommens dem Wachtelfange zu danken. In Rom sollen, wie Waterton berichtet, zuweilen an einem Tage 17,000 Stück unserer Vögel verzollt werden. An der spanischen Küste ist der Fang, der hier übrigens hauptsächlich im Frühjahre stattfindet, nicht minder bedeutend. „In der Maina“, sagt Graf von der Mühle, „zumal aber auf den Inseln, ist während ihres Durchzuges

jung und alt mit der Jagd und Bereitung der Vögel beschäftigt. Man fängt sie mit Fuß- und Halsschlingen, mit Klebe- und Steckgarnen, vorzüglich mit einem Tiraß, der sehr groß und aus Fischernetzen gemacht wird; ja, die Knaben erschlagen sogar die recht fetten und sehr fest liegenden mit Stöcken. Sie werden gerupft, die Köpfe und Füße abgeschnitten, die Eingeweide herausgenommen, auf der Brust gespalten, wie Heringe verpackt und versendet. Diese Erwerbsquelle ist für manche Gegend so bedeutend, daß der ehemalige Minister Coletti, als im Jahre 1834 beim Aufruhr in der Maina aller Pulververkauf dorthin verboten werden sollte, sich im Ministerrate gegen diese Maßregel erklärte, weil dadurch den Einwohnern ihre wichtigste Nahrungsquelle geraubt oder doch geschmälert würde." Erwägt man, daß von denen, die den Menschen und den Raubtieren entrinnen, noch Tausende im Meere ihr Grab finden, so begreift man kaum, wie die starke Vermehrung alle die entstehenden Verluste ausgleichen kann.

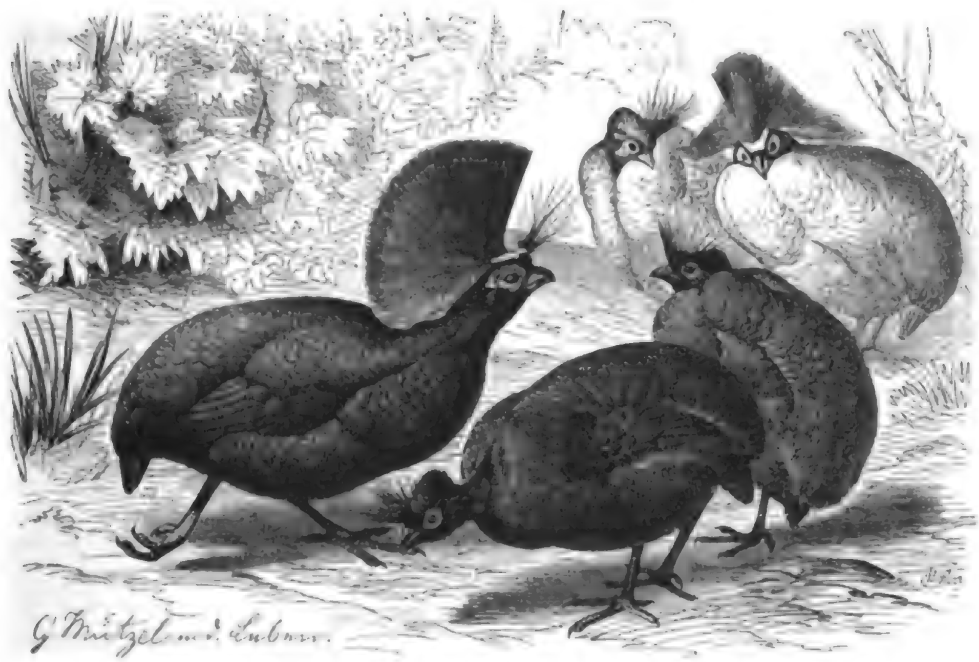
Gefangene Wachteln gelten mit Recht als liebenswürdige Stubengenossen. Sie verlieren mindestens teilweise ihre Scheu, lassen sich leicht erhalten und verunreinigen die Zimmer oder ihr Gebauer nur wenig. Wenn man ihnen die nötigsten Erfordernisse zu behaglichem Leben gewährt, werden sie bald in dem umgitterten Raume heimisch, schreiten auch leicht in ihm zur Fortpflanzung. In den Bauernstuben brüten viele Wachteln, aber nur wenige sehen hier ihre Brut groß werden; in den Gesellschaftsbauern unserer Tiergärten hingegen nisten sie öfter mit bestem Erfolge. Doch gewähren sie hier trotzdem weniger Vergnügen als im Zimmer, wo sie sich durch ihr munteres Wesen, die Vertilgung manches Ungeziefers und ihre Vertraulichkeit gegen Hunde, Katzen und andere Haustiere die ungeteilte Freundschaft der Familie erwerben. Und nicht nur bei uns pflegt und schätzt man den Vogel. „Die Wachtel ist", schreibt Alfred Walter, „wie in Persien so auch bei den Bucharen beliebter Stubenvogel. Bei Tschardshui wurde sie nicht allein zahlreich in Käfigen gehalten, sondern ist auch als lebendiges Spielzeug, das beständig in den Händen getragen und gehätschelt wird, einigen Personen besonders lieb."

*

„Grasflächen von nicht selten meilenweiter Ausdehnung", so schreibt mir von Rosenberg, „bedecken den Boden mancher Gegenden auf Sumatra, zumal solcher des Inneren der großen Insel. Nur längs der Flußufer spärlich bewohnt, mit einzeln stehenden Bäumen und Sträuchern bewachsen, stellenweise größere oder kleinere Waldbestände umschließend, sind diese Flächen ein bevorzugter Aufenthalt von Elefanten, Hirschen, Wildschweinen und Tigern, beherbergen Vögel jedoch nur in geringer Anzahl. Höchstens, daß der Fuß des Jägers oder Wanderers hin und wieder einen Sporenkuckuck, eine kleine Wachtel, einen Ziegenmelker oder auch einen Schwarm kleiner Finken und Webervögel aufstöbert. Nähert er sich aber einem jener Waldbestände, so nimmt er ein viel reicheres Tierleben wahr. Hier ist es, wo eins der schönsten und eigentümlichsten Hühner lebt und haust, von wo es Ausflüge unternimmt in die Graswildnis ringsumher, Ausflüge freilich von so geringer Ausdehnung, daß es bei nahender Gefahr den benachbarten Busch immer noch rechtzeitig erreichen kann."

Die Straußwachtel oder der Rulul der Eingeborenen Sumatras (Cryptonix cristatus, Rollulus coronatus, cristatus und roulroul, Crytonix coronatus und cristatus, Lyponix coronatus) weicht in ihrer ganzen Erscheinung auffällig von den übrigen Erdhühnern ab. Der Schnabel ist kräftig, auf dem Firste stark gebogen, aber stumpfhakig, oben an der Wurzel seitlich zusammengedrückt, der Fuß schlankläufig und kurzzehig, die Hinterzehe nagellos, der Flügel, unter dessen Schwingen die vierte die längste, mäßig zugerundet, der Schwanz kurz, das Kleingefieder reich, auf dem Bürzel sehr entwickelt, auf der Stirn zu starken, nach hinten gerichteten Borsten umgewandelt. Stirn, Vorderkopf,

Hinterhals und die ganze Unterseite sind schwarz, stahlblau schimmernd, die Federn des Scheitels weiß, die dichten, sperrigen, fein verästelten der verhältnismäßig ungemein großen Holle rostbraunrot, die der ganzen Oberseite und des Bürzels düster dunkelgrün, die Schwingen hell nußbraun, auf der Außenfahne zart nußbraun gewellt und gepunktet, die oberen Flügeldeckfedern dunkel erdbraun, die Schulterfedern bläulichgrün, ins Braune ziehend, die Schwanzfedern matt blauschwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel auf dem Firste blauschwarz, seitlich und unten, wie der Fuß und ein großes nacktes Wangenfeld, lebhaft zinnoberrot. Die Länge beträgt etwa 26, die Fittichlänge 14, die Schwanzlänge 6 cm. Beim Weibchen, das keine Holle trägt, sind Kopf und Oberhals dunkelgrau, die kleinen Federn dunkel grasgrün, die Flügeldecken hell nußbraun.



Straußwachtel (Cryptonix cristatus). ⅓ natürl. Größe.

Sumatra und Malaka sind das Vaterland des Rulul. „Sein Verbreitungskreis“, fährt von Rosenberg fort, „reicht nicht über eine Höhe von 1500 m empor, er zählt daher zu den bezeichnenden Erscheinungen des heißen Tieflandes von Sumatra. Auf Java ist er mir niemals zu Gesicht gekommen. Am Tage, und solange er nicht gestört wird, hält sich der Vogel, der in Einehigkeit lebt und daher meist paarweise gefunden wird, auf dem Boden auf, um hier seiner Nahrung nachzugehen, die aus Kerbtieren, Würmern, Schnecken, Sämereien, Beeren, Knospen und jungen Pflanzenstoffen besteht. Seine Haltung ist eine lässige, der Eindruck, den er bei dem Beobachter hinterläßt, aber besonders deshalb eigentümlich, weil er die fast unverhältnismäßig große Krone stets aufrecht trägt, bei ruhigem Gange oder im Stehen das reiche Bürzelgefieder sträubt und den Schwanz gegen die Unterseite des Leibes einbiegt. Nur wenn er eilig läuft und dabei Kopf und Hals vorstreckt, trägt er sich minder aufgebauscht, wogegen er in vollster Ruhe den Kopf zwischen die Schultern zieht und dann eine fast kugelige Gestalt annimmt. Aufgescheucht fliegt er mit kräftigen, rasch sich folgenden Schwingenschlägen unter lautem Schwirren in gerader Richtung

und niedrig über dem Boden weg 30—40 Schritt weit dahin und fällt dann ein, um laufend Rettung zu suchen. Ist die Gefahr glücklich vorübergegangen, so lockt das Männchen sein versprengtes Weibchen mit einem Rufe, den der malayische Name ‚Rulul‘ klangbildlich bezeichnet. Mit einbrechendem Dunkel bäumt das Paar auf einem niedrigen Aste, um hier der Nachtruhe zu pflegen.

„Um den Besitz eines Weibchens finden während der Paarungszeit zwischen den Männchen heftige Kämpfe statt, die mit Schnabel und Fuß ausgefochten werden. Ob der Hahn zeitlebens derselben Henne sich zugesellt, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, halte es jedoch für glaubhaft. In eine flache, notdürftig mit Grashalmen ausgelegte, unter Gebüsch wohlgeborgene Mulde legt das Weibchen 8—10 verhältnismäßig große, gräulich-olivengrün gefärbte Eier und bebrütet sie eifrig, während das Männchen in der Nähe scharfe Wache hält, wie es auch später bei Führung der Jungen seiner Gesellin treu zur Seite steht.

„Den Feinden des Rulul: Schlangen, Raubvögeln und Raubsäugetieren, gesellt sich auch der Mensch zu, der ihm seines wohlschmeckenden Fleisches halber unablässig nachstellt und ihn meist in Schlingen fängt. Ich bekam ihn öfter lebend und hielt ihn bei einem aus Würmern, Heuschrecken und gekochtem Reis bestehenden Futter ziemlich lange in Gefangenschaft.“

In der Neuzeit gelangten lebende Rululs wiederholt auch in unsere Käfige und gaben dadurch Gelegenheit, Rosenbergs treffliche Schilderung, die einzige, die ich kenne, noch zu vervollständigen. „Der Rulul“, so schreibt mir von Schlechtendal, „zählt zu denjenigen Hühnervögeln, deren Haltung in Gefangenschaft mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft ist. Gegen niedrige Wärmegrade äußerst empfindlich, in Bezug auf seine Nahrung wählerisch, zudem auch hinsichtlich des Raumes anspruchsvoll, verursacht er dem Pfleger viel Mühe. Das Scharren im Sande betreibt er mit solcher Leidenschaft und solchem Nachdrucke, daß er im Zimmer kaum geduldet werden kann, da er die ganze Umgebung seines Käfigs besandet. Tierische Stoffe zieht er pflanzlichen bei weitem vor: namentlich frißt er Mehlwürmer und Ameisenpuppen sehr gern; außerdem verzehrt er gekochten Reis und Beeren verschiedener Art, beispielsweise Weinbeeren, während er trockene Sämereien wenig beachtet. Bei geeigneter Behandlung wird er leicht zahm; aber auch bei der sorgfältigsten Pflege dauert er bei uns zu Lande selten lange in der Gefangenschaft aus.“

Den altweltlichen Feldhühnern entsprechen in Amerika die ihnen sehr ähnlichen Baumhühner (Odontophorinae), die man ebenfalls in einer besonderen Unterfamilie zu vereinigen pflegt. Sie sind klein oder mittelgroß, zierlich gebaut; der Schnabel ist kurz, sehr hoch, seitlich zusammengedrückt, an der Schneide des Unterkiefers oft gezahnt, der Fuß hochläufig, langzehig und unbespornt, der Flügel mittellang, aber sehr zugerundet, in ihm die vierte, fünfte oder sechste Schwinge die längste, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz mittellang oder kurz, außen abgerundet. Warzige, lebhaft gefärbte Augenbrauen fehlen den Mitgliedern dieser Familie; eine nackte Stelle ums Auge findet sich bei vielen. Das Gefieder ist reich, bei den meisten Arten nicht besonders lebhaft, bei vielen aber doch sehr schön gefärbt und immer ansprechend gezeichnet.

Mittelamerika ist die Heimat der Mehrzahl von den etwa 50 Arten der Baumhühner; im Süden und im Norden kommen verhältnismäßig wenige Arten vor. Auch sie bewohnen die verschiedensten Örtlichkeiten. Einige leben im Felde und in der Ebene, andere im Gebüsche, einzelne auch im Hochwalde; diese erinnern durch ihre Lebensweise an das Haselwild, jene an die Rebhühner, obwohl hierbei festgehalten werden muß, daß sie sämtlich

ihren Namen verdienen. Wesen und Eigenschaften kennzeichnen den Kern der Unterfamilie als nahe Verwandte der Erdhühner, während diejenigen, welche in ihrer Gestalt an die Haselhühner erinnern, letzteren auch in der Lebensweise ähneln. Alle sind bewegliche Geschöpfe, laufen rasch und gewandt, fliegen leicht, wenn auch nicht ausdauernd, benehmen sich im Gezweige der Bäume mit Geschick, sehen und hören scharf, bekunden verständige Beurteilung wechselnder Verhältnisse, lassen sich deshalb auch ohne besondere Schwierigkeit zähmen. Ihre Anmut und Zierlichkeit wirbt ihnen in jedem, welcher sie kennen lernt, einen Freund; ihre Fruchtbarkeit und Unschädlichkeit hat weitgehende Hoffnungen erweckt. Man versucht diejenigen, welche den Norden Amerikas bewohnen, bei uns und anderswo heimisch zu machen, und hat bereits nennenswerte Erfolge erzielt; andere Arten gereichen einstweilen mindestens unseren Tiergärten zur Zierde. Die Baumhühner erfüllen alle Anforderungen, welche man an derartige Vögel zu stellen berechtigt ist: sie sind anspruchslos wie wenig andere Arten ihrer Familie und belohnen jede auf sie verwandte Mühe reichlich.

*

Ein Baumhuhn, das sich europäisches Bürgerrecht erworben hat, ist die **Baumwachtel**, auch wohl **Colinhuhn** genannt (**Ortyx virginianus** oder virginiana, borealis und castaneus, Tetrao virginianus, marilandicus und minor, Perdix virginiana, marilandica und borealis, Colinia virginiana), Vertreter einer gleichnamigen Gattung (**Ortyx**), die sich durch folgende Merkmale kennzeichnet: Der Schnabel ist kurz, kräftig, stark gewölbt, sein Oberteil hakig übergebogen, die Schneide seines Unterteiles vor der Spitze zwei- oder dreimal eingekerbt, der Fuß mittelhoch, vorn mit zwei Längsreihen glatter Horntafeln, seitlich und hinten mit kleinen Schuppen bedeckt, der Flügel gewölbt, mäßig lang, in ihm die vierte Schwinge die längste, der zwölffederige Schwanz kurz abgerundet; das etwas glänzende Gefieder verlängert sich auf dem Kopfe zu einer kleinen Haube. Alle Federn der Oberseite sind rötlichbraun, schwarz gefleckt, getüpfelt, gebändert und gelb gesäumt, die der Unterseite weißlichgelb, rotbraun längsgestreift und schwarz in die Quere gewellt; ein weißes Band, das auf der Stirn beginnt und über das Auge weg nach dem Hinterhalse läuft, die weiße Kehle, eine über dem lichten Bande sich dahinziehende schwarze Stirnbinde und eine solche, welche, vor dem Auge entspringend, die Kehle einschließt, sowie endlich die aus Schwarz, Weiß und Braun bestehende Tüpfelung der Halsseiten bilden vereinigt einen zierlichen Kopfschmuck; auf den Oberflügeldeckfedern herrscht Rotbraun vor; die dunkelbraunen Handschwingen sind an der Außenfahne lichter gesäumt; die Armschwingen unregelmäßig brandgelb gebändert, die Steuerfedern, mit Ausnahme der mittleren graugelblichen, schwarz gesprenkelten, graublau. Das Auge ist nuß-, der Schnabel dunkelbraun, der Fuß blaugrau. Das Weibchen unterscheidet sich durch blässere Färbung und undeutlichere Zeichnung des Gefieders, hauptsächlich aber durch das Gelb der Stirn, der Brauen, der Halsseiten und der Kehle. Das Geschlecht der Jungen, die dem Weibchen ähneln, läßt sich an der mehr oder minder deutlichen Zeichnung bereits erkennen. Die Länge beträgt 25, die Breite 35, die Fittichlänge 11, die Schwanzlänge 7 cm.

Kanada bildet die nördliche, das Felsengebirge die westliche, der Meerbusen von Mexiko die südliche Grenze des Verbreitungskreises der Baumwachtel. In Utah, auf Jamaika und St.-Croix sowie in England hat man sie eingebürgert, in Westindien mit vollständigem, anderswo mit teilweisem Erfolge. Ihren Stand wählt sie in ähnlicher Weise wie unser Rebhuhn. Sie bevorzugt das Feld, verlangt aber Buschdickichte, Hecken und dergleichen Schutzorte, scheint auch gelegentlich die Tiefe des Waldes aufzusuchen. Im Süden der Vereinigten Staaten ist sie ein Standvogel; im Norden tritt sie im Winter Streifzüge an, die zu förmlichen Wanderungen werden können.

Die Schilderungen der amerikanischen Forscher lassen erkennen, daß die Baumwachtel in ihrer Lebensweise und ihrem Betragen unserem Rebhuhne ähnelt. Der Lauf ist ebenso behende, der Flug wohl noch etwas rascher, die übrigen Begabungen stehen ungefähr auf derselben Höhe, die Stimme aber besitzt mehr Klang und Wechsel als die des Rebhuhnes. Sie besteht aus zwei Lauten, die zuweilen noch durch einen Vorschlag eingeleitet, meist oft nacheinander wiederholt werden und wie „bobweit“ klingen. Diese Laute können leicht nachgeahmt werden und haben der Baumwachtel den volkstümlichen Namen „Bob White“ verschafft. Der Ausdruck der Zärtlichkeit ist ein sanft zwitschernder Laut, der Angstruf ein ängstliches Pfeifen.

Mit Beginn des Frühlings sprengen sich die Schwärme oder Völker, die während des Winters zusammen gelebt hatten. Jeder Hahn erwirbt sich, oft erst nach langem Kampfe, eine Henne und wählt ein passendes Wohngebiet. In diesem geht es jetzt lebhaft zu: denn die Aufregung des Männchens bekundet sich nicht bloß durch fortwährendes Rufen, sondern auch durch Streit mit anderen. Gegen Abend sieht man auf allen Umzäunungen, gewöhnlich auf den höchsten Spitzen der Pfähle, Baumwachteln sitzen, die, von hier aus laut rufend, andere Hähne herbeilocken, mit diesen kämpfen und nach beendigtem Streite wieder auf ihre hohen Sitze zurückkehren. Wenig später, jedoch selten vor Anfang Mai, schreitet die Henne zum Nestbaue. Sie zeigt sich hierin sorgsamer als unser Rebhuhn; denn nicht bloß der Standort des Nestes wird stets mit Vorsicht gewählt, sondern dieses auch mit einer gewissen Kunstfertigkeit in dem Boden ausgescharrt und ziemlich ordentlich mit Gräsern, Halmen und Blättern ausgekleidet. Gewöhnlich ersieht sie sich einen dichten Grasbusch und scharrt in dessen Mitte eine halbkugelige Grube aus, die so tief zu sein pflegt, daß sie den sitzenden Vogel fast vollständig aufnimmt. Wenn das umstehende Gras emporwächst, umhüllt und verdeckt es das Nest in erwünschter Weise und wölbt sich zugleich an der Seite, die zum Aus- und Einschlüpfen benutzt wird, zu einem thorartigen Ausgange. Die Eier, deren Längsdurchmesser etwa 32 und deren Querdurchmesser 24 mm beträgt, sind birnförmig, dünnschalig und entweder rein weiß von Farbe oder mit schwachen lehmgelben Tüpfeln gezeichnet. Ihre Anzahl schwankt zwischen 20 und 24; man hat jedoch auch schon 32 in einem Neste gefunden. Beide Eltern brüten, und das Männchen übernimmt noch außerdem das Amt eines treuen Wächters. Nach 23 Tagen schlüpfen die niedlichen, auf rostbraunem Grunde licht fahlbräunlich längsgestreiften, unten, mit Ausnahme der gelben Kehle, fahlgrauen Jungen aus, und nunmehr teilen sich beide Eltern in deren Leitung und Pflege; wenigstens habe ich an gefangenen beobachtet, daß sich der Hahn vom ersten Tage ihres Daseins an mit ebensoviel Liebe und Zärtlichkeit ihrer annimmt wie die Henne. Beide Alten pflegen sich dicht nebeneinander niederzulassen, gewöhnlich so, daß der Kopf des einen nach dieser, der des anderen nach jener Richtung sieht, und beide zusammen hudern in dieser Stellung die zahlreiche Brut. Wenn die Familie umherläuft, geht der Vater regelmäßig voraus, weil er sich auch jetzt das Wächteramt nicht nehmen lassen will, und die Mutter mit den Kleinen folgt erst in einer gewissen Entfernung. Stolzen Ganges schreitet jener dahin, und unablässig wendet er den Kopf bald nach der einen, bald nach der anderen Seite. Jeder harmlose Vogel, welchen er sieht, flößt ihm jetzt Besorgnis ein; aber sein Mut ist ebenso groß wie seine Vorsorge für das Wohl der Kinder: er stürzt sich auf jeden Gegner, welchem er gewachsen zu sein glaubt, in der Absicht, den Weg frei zu halten. Bei Gefahr gibt sich der Vater dem Feinde preis, und während er ihn beschäftigt, schafft die Mutter die Kinderschar in Sicherheit. Schon in der dritten Woche ihres Lebens vermögen die Baumwachteln sich flatternd zu erheben, und sobald sie dies können, vermindern sich die Gefahren, die sie bedrohen; denn jetzt stiebt beim Erscheinen eines Feindes das ganze Volk auseinander, und jedes einzelne Küchlein rennt und flattert weiter, einem sicheren Zufluchtsorte

zu, während die Eltern nach wie vor ihre Verstellungskünste treiben. Später bäumt die plötzlich erschreckte Familie regelmäßig, sofern Bäume in der Nähe stehen.

Während des Sommers nährt sich die Baumwachtel von Kerbtieren und allerlei Pflanzenstoffen, namentlich auch von Getreidekörnern; im Herbste bilden letztere die hauptsächlichste Speise. Solange die Fluren grün sind, lebt alt und jung herrlich und in Freuden; wenn aber der Winter eintritt, leidet auch dieses Huhn oft bittere Not, und dann geschieht es, daß es sich zum Wandern nach südlicheren Gegenden entschließen muß. Auf solchen Reisen finden viele den Untergang: denn das Raubzeug ist ihnen ununterbrochen auf den Fersen, und der Mensch setzt alle Mittel in Bewegung, um sich des leckeren Wildbrets zu bemächtigen. An den Ufern der großen Ströme siedeln sich schon im Oktober Tausende von Baumwachteln an, alle Gebüsche belebend und tagtäglich von einem Ufer zum anderen schweifend, wobei gar manche in den Wellen ihren Tod findet. Später verlassen sie diese beliebten Zufluchtsorte und kommen auf die befahrenen Straßen, um hier den Mist der Pferde zu durchsuchen, und endlich, wenn tiefer Schnee ihnen draußen überall den Tisch verdeckt, erscheinen sie, getrieben vom Hunger, in unmittelbarer Nähe der Ansiedelungen, ja selbst inmitten des Gehöftes, mischen sich unter die Haushühner, vertrauen sich gleichsam deren Führung an und nehmen die Brosamen auf, die von dem Tische ihrer glücklicheren Verwandten fallen. Gastliche Aufnahme beim Menschen erkennen sie dankbar an.

Die Baumwachtel eignet sich ebensosehr zur Zähmung wie zur Einbürgerung in solchen Gegenden, welche ihre Lebensbedingungen erfüllen. Gefangene und verständig behandelte Baumhühner dieser Art söhnen sich schon nach einigen Tagen mit ihrem Lose aus, verlieren bald alle Scheu und gewöhnen sich in überraschend kurzer Zeit an ihre Pfleger. Noch leichter freilich lassen sich diejenigen zähmen, welche unter dem Auge des Menschen groß geworden sind. Die Amerikaner versichern, daß man zuweilen Baumwachteleier in den Nestern derjenigen Hühner finde, welche außerhalb des Gehöftes brüten, daß solche Eier auch wohl gezeitigt und die jungen Baumwachteln mit den eignen Küchlein der Pflegemutter großgezogen werden. Anfänglich sollen sie sich ganz wie ihre Stiefgeschwister betragen, d. h. jedem Lockrufe der Henne folgen, mit ihr in das Innere des Gehöftes kommen; später aber pflegt doch der Freiheitstrieb in ihnen zu erwachen, und wenn der Frühling kommt, fliegen sie regelmäßig davon. Von zwei Baumwachteln, die auf solche Weise erbrütet worden waren, erzählt Wilson, daß sie, nachdem sie der Stiefmutter bereits entwachsen, eine eigentümliche Zuneigung zu Kühen zeigten. Sie begleiteten diese auf die Weide, und als im Winter die Herde eingebracht wurde, folgten sie ihren Freunden bis in den Stall. Aber auch sie flogen mit Beginn des Frühlings hinaus auf ihre Felder. In unseren Tiergärten brüten Baumwachteln am sichersten, wenn man sich möglichst wenig um sie bekümmert. Ihre erstaunliche Fruchtbarkeit ist der Vermehrung überaus günstig. Wollte man bei uns zu Lande denselben Versuch wagen, den die Engländer bereits ausgeführt haben: es würden 50—100 Paare genügen, um zunächst eine Fasanerie und von dieser aus eine der Vermehrung günstige Gegend mit dem vielversprechenden Wilde zu bevölkern.

Die Jagd der zierlichen Hühner, deren Wildbret für vortrefflich gilt, wird von den Amerikanern gern betrieben, obgleich sie nicht so leicht ist wie die auf unser Rebhuhn. Die Baumwachtel läßt sich nicht vom Hunde stellen, sondern sucht sich, wenn sie Gefahr sieht, laufend zu retten, und steht erst im äußersten Notfalle einzeln, gewöhnlich dicht vor den Füßen des Jägers auf. Noch schwieriger wird die Jagd, wenn ein Volk glücklich den Wald erreicht hat, weil hier alle, welche aufstehen, zu bäumen und auf den starken Ästen platt sich niederzudrücken, somit auch einem scharfen Auge zu entziehen pflegen. Dagegen folgen sie der Locke, und derjenige, welcher den Ruf des einen oder anderen Geschlechtes

nachzuahmen versteht, gewinnt reiche Beute. In Amerika wendet man Netz und Schlinge viel lieber an als das Feuergewehr; namentlich der Garnsack scheint eine hervorragende Rolle zu spielen. Um Baumwachteln zu fangen, zieht man in Gesellschaft zu Pferde durch die Felder, lockt von Zeit zu Zeit, vergewissert sich über den Standort eines Vogels, stellt das Netz und reitet nunmehr, einen Halbmond bildend, lachend und plaudernd auf das Volk zu. Dieses läuft möglichst gedeckt auf dem Boden weg und, wenn geschickt getrieben wird, regelmäßig ins Garn. In dieser Weise fängt man zuweilen 16—20 Stück mit einem Male.

*

Eine zweite Gattung umfaßt die **Haubenwachteln** (**Callipepla**). Ihr Leib ist gedrungen, der Schnabel kurz und kräftig, auf dem Firste scharf gebogen, der Fuß mittelhoch, seitlich ein wenig zusammengedrückt, der Fittich kurz, gewölbt und gerundet, in ihm die vierte und fünfte Schwinge über die übrigen verlängert, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz ziemlich kurz und merklich abgestuft, das Gefieder voll, aber fest anliegend und glänzend. In der Mitte des Scheitels erheben sich 2—10, in der Regel 4—6, Federn, die an ihrer Wurzel sehr verschmälert, an der Spitze aber verbreitert, sichelartig nach vorn übergebogen und, wie zu erwarten, beim Männchen mehr entwickelt sind als beim Weibchen.

Die bekannteste Art ist die **Schopfwachtel** (**Callipepla californica**, **Tetrao californicus, Perdix, Ortyx** und **Lophortyx californica**). Die Stirn ist strohgelb, jede Feder dunkel geschaftet, diese Farbe durch ein Stirnband, das, sich verlängernd, einen Brauenstreifen bildet, begrenzt, der Oberscheitel dunkel-, der Hinterscheitel umberbraun, der Nacken, der von verlängerten Federn bekleidet wird, blaugrau, jede Feder schwarz gesäumt und geschaftet, mit zwei weißlichen Flecken an der Spitze, der Rücken olivenbraun, die Kehle schwarz, ein sie umschließendes Band weiß, die Oberbrust blaugrau, die Unterbrust gelb, jede Feder lichter an der Spitze und schwarz gesäumt, der mittlere Teil des Bauches braunrot und jede Feder ebenfalls dunkel gesäumt, so daß eine schwarze Muschelzeichnung entsteht, das Gefieder der Seiten braun, breit weiß, das Unterschwanzdeckgefieder lichtgelb, dunkel geschaftet; die Schwingen sind braungrau, die Armschwingen gelblich gesäumt, die Steuerfedern rein grau. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß dunkel bleigrau. Das Kleid des Weibchens ist einfacher gefärbt, die Stirn schmutzig weißbraun gestrichelt, der Scheitel braungrau, die Kehle gelblich, dunkler gestrichelt, die Brust schmutzig grau, die übrige Unterseite und die Zeichnung der Federn blässer, schmutziger und minder deutlich ausgesprochen. Die Länge beträgt 24, die Fittichlänge 11, die Schwanzlänge 9 cm.

Das Gefieder der verwandten **Helmwachtel** (**Callipepla gambeli** und **venusta, Lophortyx gambeli**) zeigt eine ähnliche Farbenverteilung; das schwarze Gesichtsfeld ist aber größer, der Hinterkopf lebhaft rotbraun, die Unterseite gelb, ohne Muschelzeichnung, der Bauch schwarz und das Seitengefieder, anstatt auf olivenfarbenem, auf prächtig rotbraunem Grunde lichtgelb in die Länge gestreift, wie überhaupt alle Farben lebhafter und glänzender sind.

Alle mir bekannten Berichte über die Lebensweise der Schopfwachtel sind dürftig. „Dieser prachtvolle Vogel“, sagt Gambel, der das Beste bietet, „so außerordentlich häufig in ganz Kalifornien, vereinigt sich im Winter zu zahlreichen Schwärmen, die zuweilen tausend und mehr Stück zählen, vorausgesetzt, daß die Waldungen geeignet sind, um so

vielen Deckung zu gewähren. Ebenso häufig wie im Walde findet man sie auf den buschigen Ebenen und Gehängen des Hügellandes. Sie bekundet dieselbe Wachsamkeit wie die Baumwachtel, ist aber viel besser zu Fuße und vereitelt die Verfolgung dadurch, daß sie mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit davonläuft und sich verbirgt. Wird sie plötzlich aufgescheucht, so fliegt sie gewöhnlich den Bäumen zu und drückt sich hier auf wagerechten Ästen wie ein Eichhorn nieder; dann erschwert die Ähnlichkeit ihres Gefieders mit der Baumrinde ihre Auffindung sehr. Das Nest wird auf dem Boden angelegt, gewöhnlich am Fuße eines Baumes oder unter dem Gezweige eines Busches; das Gelege pflegt



Schopfwachtel (Callipepla californica). 2/3 natürl. Größe.

zuweilen sehr reichzählig zu sein. In einer seichten Vertiefung, die am Fuße eines Eichbaumes ausgescharrt und mit einigen wenigen Blättern und trockenem Grase belegt, in der Mitte der Mulde aber unbekleidet war, fand ich 24 Eier. Möglicherweise hatten zwei Hennen in dasselbe Nest gelegt, da 15 Eier die gewöhnliche Anzahl des Satzes zu sein scheint." Diese Eier, deren Längsdurchmesser ungefähr 32 und deren Querdurchmesser etwa 24 mm beträgt, sind in der Regel auf gelblichem oder grauweißem Grunde mit dunkelbraunen und braungelben Flecken gezeichnet, ändern jedoch vielfach ab.

Freyberg, der die Schopfwachtel ebenfalls in ihrem Vaterlande beobachtete, sagt, daß sie Standvogel sei oder doch wenigstens nur unbedeutend streiche, von Gras, Sämereien, Zwiebeln, Lauch, Knollengewächsen und ähnlichen Pflanzen, Beeren aller Art sowie von Kerbtieren sich nähre, junge Haue oder überhaupt dichtes Gestrüpp jeder anderen Örtlichkeit vorziehe und sie selten und niemals über 40—50 Schritt weit verlasse, sich also

kaum über den Schatten des Waldes hinaus ins Freie verirre, vor dem Hunde ziemlich lange aushalte, beim Aufstehen unfehlbar dem ersten alten Baume zufliege und hier das Gebaren des Haselhuhnes annehme, im Winter aber sich lange Gänge unter dem Schnee grabe. In Kalifornien schießt man sie mit einer kleinen Büchse von den Bäumen herab, jagt sie aber auch mit Hilfe des Hundes; denn ihr Fleisch ist kostbar und dem des Haselhuhnes bestimmt gleichzustellen.

„Wer die Sitten der Helmwachtel erforschen will“, sagt Coues, dem wir eine treffliche Lebensbeschreibung dieser Art verdanken, „muß alle Bequemlichkeit eines geregelten Lebens hinter sich lassen und von Westen aus gegen tausend Meilen ins Innere wandern. Er gelangt dann in eine wilde Gegend, in welcher der Apache-Indianer noch immer Herr ist, und in welcher der weiße Mann nur durch tagtäglich erneuerte Kämpfe sich zu erhalten vermag. Das Land wird zerrissen von gähnenden Abgründen, tief eingeschnittenen Thälern und Schluchten, neben welchen sich riesige Berge aufbauen, und bedeckt von Lavamassen, die längst verkühlte und unkenntlich gewordene Feuerspeier auswarfen. Flüsse gibt es hier, in deren trockenem Bette der Reisende vor Durst umkommen mag, und weite Ebenen, bestanden mit einem trockenen, scharfen Grase und niederem Buschwerke, die unter beständigem Wassermangel leiden. Aber diese Gegend ist ein Land der Gegensätze und Wunder. Von den wildesten Bergen werden liebliche, feuchte, grüne und fruchtbare Thäler eingeschlossen; weite Waldungen edler Fichten und Kiefern und Cedern wechseln mit dürren und verödeten Lavafeldern ab; die Gehänge der Hügel sind mit der Eiche, der Mezquite und Manzanita bedeckt, während die Ufer der Ströme von Wollpappeln, Weiden und Nußbäumen eingefaßt und durch beinahe undurchdringliche Wälle von Reben, Stachelbeeren, Gründornen, Rosen und, wie es scheint, jeder anderen Art rankender Gewächse eingehegt werden. Tier- und Pflanzenwelt, ja selbst die Felsen zeigen ein fremdartiges, neues Gepräge; sogar die Luft scheint anders als daheim zusammengesetzt zu sein.“ Diese Gegend ist die Heimat unseres Baumhuhnes.

„Schön für das Auge, sanft für das Gefühl, süß duftend für den Geruch und schmackhaft für den Gaumen: in der That, die Helmwachtel ist ein herrlicher Vogel! Seitdem ich sie zum ersten Male sah, vor vielen Jahren, ausgestopft, tölpelhaft aufgenagelt auf ein Brett, um einem Museum als Zierde zu dienen, habe ich sie bewundert; jetzt aber, nachdem ich sie im Leben, in ihrer Heimat beobachtet, mit ihr verkehrt habe, bevor der Glanz ihrer Augen gebrochen war, nachdem ihre Küchlein meine Schoßtiere geworden, bewundere ich sie mehr und meine, daß es kaum einen anderen Vogel in Amerika geben kann, der so schön ist wie sie. Ihre vollen und runden Formen erscheinen keineswegs plump; denn Hals und Schwanz sind lang, der Kopf ist klein, und die zierlich gebogene Feder verleiht eine außerordentliche Anmut. Ihr Lauf sieht leicht und gemächlich aus: es ist ein wundervoller Anblick, einen Hahn zu sehen, wie er stolz dahinschreitet, mit erhobenem Haupte, leuchtenden Augen und schwankender Helmfeder, über den am Boden liegenden Stamm, unter welchem sich seine kleine Familie versteckt hat. Er ist so mutig und so schwach, so willensstark und so unfähig dazu!

„Es war spät im Juni, als ich in meinem Bestimmungsorte, in Arizona, eintraf. Ich erfuhr bald, daß die Helmwachtel überaus häufig ist. Schon beim ersten Jagdausfluge strauchelte ich sozusagen über ein Volk junger Küchlein, die eben dem Eie entschlüpft waren; aber die kleinen behenden Tierchen rannten davon und verbargen sich so wunderbar, daß ich nicht ein einziges von ihnen finden konnte. Ich erinnere mich, daß ich sie mit der Bergwachtel (Callipepla picta) verwechselte und mich wunderte, noch so spät Junge von dieser zu finden. Aber es war noch nicht spät für die Helmwachtel; denn ich traf noch im August viele Bruten, die erst wenige Tage alt waren. Im folgenden Jahre beobachtete ich, daß

die alten Vögel sich Ende April gepaart hatten, und Anfang Juni sah ich die ersten Küchlein. Ich wurde also belehrt, daß das Brutgeschäft dieser Art während der Monate Mai, Juni, Juli und August vor sich geht. Die größte Anzahl der Küchlein einer Brut, die ich kennen lernte, war zwischen 15 und 20, die kleinste 6—8. Am 1. Oktober traf ich zwar gelegentlich auch noch halb erwachsene Küchlein an; die Mehrzahl aber war bereits fast oder ganz so groß wie die Eltern und so flügge, daß sie wohl die Aufmerksamkeit eines ehrlichen Weidmannes auf sich ziehen konnten.

„Solange wie die junge Brut der Vorsorge der Eltern bedarf, hält sie sich in einem eng geschlossenen Volke zusammen, und wenn dieses bedroht wird, rennt jedes einzelne so schnell davon und drückt sich an einem so passenden Orte nieder, daß es sehr schwer hält, sie zum Aufstehen zu bringen. Gelingt es, so fliegt die Gesellschaft in geschlossenem Schwarme auf, fällt aber gewöhnlich bald wieder nieder, in der Regel auf die niederen Zweige von Bäumen oder Büschen, oft aber auch auf den Boden. Hier pflegen die Vögel stillzusitzen, manchmal förmlich auf einem Haufen, und weil sie meinen, gut versteckt zu sein, gestatten sie eine Annäherung bis auf wenige Schritt. Später im Jahre, wenn sie ihre volle Größe erreicht haben, bäumen sie seltener, sind vorsichtiger und lassen sich dann schwer nahekommen. Die erste Andeutung, daß man sich einem Volke genähert hat, gibt ein einziger Laut, der zwei- oder dreimal nacheinander rasch wiederholt wird; ihm folgt ein Rascheln auf den dürren Blättern, und die ganze Gesellschaft eilt so schnell wie möglich davon; noch einen Schritt weiter, und alle erheben sich mit einem schnurrenden Geräusche und zerteilen sich nach den verschiedensten Richtungen hin.

„Mit Ausnahme zusammenhängender Nadelwälder ohne Unterholz bevölkern diese Hühner jede Örtlichkeit, scheinen jedoch dichtes Gestrüpp und namentlich Uferweidicht zu bevorzugen. Hierzulande freilich trifft man sie fast ebenso häufig an den zerrissenen Gehängen zwischen dem Gestrüppe, ja selbst in den Gebüschen der dürren Ebene, und da ich ihnen auf jeder Örtlichkeit begegnet bin, kann ich eigentlich kaum sagen, daß sie einer den Vorzug geben.

„Wie ihre Verwandte nährt sich auch die Helmwachtel vorzugsweise von Sämereien und Früchten, obschon Kerbtiere einen nicht geringen Teil ihrer Äsung ausmachen. Sämereien aller denkbaren Grasarten, Beeren der verschiedensten Art, Trauben und dergleichen, Heuschrecken, Käfer, Fliegen und andere Kerbtiere, alles findet man in ihren Kröpfen, und zweifelsohne werden sie, wenn Arizona angebaut sein wird, Weizen, Roggen und anderes Getreide auch nicht verschmähen. In den ersten Frühlingsmonaten fressen sie gern die Weidenknospen, und dann bekommt ihr Fleisch einen bitteren Beigeschmack.

„Ich habe drei verschiedene Laute von der Helmwachtel vernommen. Der gewöhnliche Ruf, der bei jeder Gelegenheit ausgestoßen wird, ebensowohl um das Volk zusammenzuhalten wie zu warnen, ist ein einfaches, wohllautendes, zuweilen unzähligemal wiederholtes ‚Tsching tsching‘, der zweite Laut, den man während der Paarungszeit, wenn das Männchen um die Gunst des Weibchens wirbt, hört, ein helles, kräftiges Pfeifen, das in meinem Ohre wie die Silben ‚kilink‘ tönte; der dritte Laut, der, wie ich glaube, nur vom Männchen und, meiner Meinung nach, auch bloß dann, wenn das Weibchen brütet oder seine Küchlein führt, namentlich bei Sonnenauf- und Sonnenuntergang, hervorgebracht wird, ist ein auffallend klangloser Laut. Das Männchen pflegt dabei auf den Kronenzweigen eines Eichen- oder Weidenbusches zu sitzen, streckt den Hals lang aus, läßt die Flügel hängen und schreit nun seine rauhen, kräftigen Kehltöne in den Wald hinein.

„Die zierliche Kopfhaube, die so wesentlich zum Schmucke dieser Art beiträgt, bildet sich schon in frühester Zeit aus; denn man bemerkt sie bereits bei Küchlein, die nur wenige Tage alt sind. Bei ihnen besteht sie freilich nur aus einem kleinen, kurzen Busche von

3 oder 4 Federn, die eher braun als schwarz, gegen ihre Spitze nicht verbreitert und gerade aufgerichtet sind. Erst wenn der Vogel vollkommen flügge ist, richtet sie sich vorwärts. Die Anzahl der Federn, aus welcher sie besteht, schwankt erheblich. Zuweilen wird sie von einer einzigen und dann wiederum von 8—10 Federn gebildet. Unmittelbar nach der Fortpflanzung tritt die Mauser ein; sie aber geht so langsam und allmählich vor sich, daß ich höchst selten ein Stück geschossen habe, das zum Ausstopfen unbrauchbar gewesen wäre. Auch die Helmfedern werden nur nach und nach gewechselt, so daß man kaum einen Vogel ohne diesen prächtigen Kopfschmuck findet.

„Die Jagd der Helmwachtel ist schwieriger als die der Baumwachtel. Sie erhebt sich zwar nicht plötzlich, fliegt auch nicht schneller als jene; aber wenn ein Volk aufgestanden ist und 1 oder 2 Stück von ihnen erlegt worden sind, hält es überaus schwer, noch einen dritten Schuß anzubringen. Sie liegen, gewisse Umstände ausgenommen, sehr locker, und wenn sie aufgescheucht wurden und wieder einfallen, drücken sie sich oft, ohne sich wieder aufscheuchen zu lassen, oder laufen so schnell und so weit wie nur möglich, so daß man sie, wenn es überhaupt geschieht, erst in ziemlicher Entfernung von der Einfallsstelle wiederfindet. Ihre Gewohnheit, sich laufend davonzustehlen, ermüdet nicht bloß den Jäger, sondern auch den Hund in so hohem Grade, daß selbst der am besten abgerichtete wenig oder gar nicht nutzen kann. Freilich bietet sich dem Schützen oft Gelegenheit, auf das laufende Huhn einen Schuß anzubringen: aber welcher Weidmann würde wohl in dieser ruhmlosen Weise seine Jagdtasche mit einem so edlen Wilde zu füllen suchen! Der Flug ist überraschend schnell und kräftig, stets eben und geradeaus, so daß es dem geübten Schützen nicht eben schwer fällt, sie zu erlegen.“

Im Jahre 1852 wurden 6 Paare Schopfwachteln von Herrn Deschamps in Frankreich eingeführt. Schon im folgenden Jahre erzielte man von ihnen Nachkommenschaft, und später versuchte man wiederholt, den zierlichen Vogel in Frankreich einzubürgern, ohne jedoch durchgreifende Erfolge zu erzielen. Auch in Deutschland hat man Ähnliches unternommen und Ähnliches erfahren. Die Mitteilungen der verschiedenen Züchter, die mir geworden sind, lauten jedoch nur teilweise ungünstig, und so hege ich die Meinung, daß es gelingen dürfte, den äußerst zierlichen Vogel bei uns heimisch zu machen. Aber hierzu ist vor allem erforderlich, daß die Versuche von sachkundigen Leuten, am rechten Orte und mit genügendem Nachdrucke unternommen werden. Im allgemeinen dürfte man nur in solchen Gegenden auf Erfolg rechnen können, in welchen Fasanen ohne wesentliches Zuthun des Menschen gedeihen. Möglichst gemischte Waldungen mit mehr oder weniger undurchdringlichen, aus dornigem Gestrüpp, Weidicht, hohen Gräsern und rankenden Pflanzen bestehenden Dickichten sind es, die man in das Auge zu fassen hat; aus allen übrigen entweichen die glücklich gezüchteten Schopfwachteln, sobald sie können. Wie A. Philippi berichtet, ist etwa seit Anfang der siebziger Jahre die Schopfwachtel in Chile und zwar in der weiteren Umgegend von Valparaiso heimisch geworden; auch in Neuseeland ist sie mit dem besten Erfolge eingeführt.

Im Käfige legen die Hennen gewöhnlich außerordentlich viele, oft 50—70 Eier, dann aber meist nicht auf eine bestimmte Stelle in ein Nest, sondern an den verschiedensten Orten im Käfige ab. Solche Eier kann man nun zwar durch kleine Zwerghennen ausbrüten lassen, erlebt aber selten Freude an solcher Zucht. Mutterbruten sind allen übrigen vorzuziehen, gewähren dem Pfleger auch das meiste Vergnügen. Beschränkt man die Freiheit der zur Brut bestimmten Paare möglichst wenig, so pflegt das Weibchen, das selbst zu brüten beabsichtigt, vor dem Eierlegen an einer ihm besonders zusagenden Örtlichkeit, in der Regel unter einem dichten Gebüsche, eine seichte Mulde auszugraben, sie mit Würzelchen, Heuhalmen, dürren Blättern und dergleichen auszukleiden, in dieses Nest seine 12 bis

16 Eier zu legen und dann sofort zu brüten. Der Hahn löst die Henne gewöhnlich nicht ab, hält sich jedoch beständig in ihrer Nähe auf und warnt sie bei Annäherung eines Menschen oder Tieres, worauf sie sich schnell erhebt, die Eier mit etwas dürrem Laube überdeckt und verstohlen davonschleicht. Geht sie während der Brutzeit ein, so übernimmt oft der Hahn ihre Pflichten und brütet weiter. Nach 23 Tagen entschlüpfen die Jungen, werden in den ersten Tagen ihres Lebens von der Mutter viel gehudert, zum Füttern angeleitet, sorgfältig überwacht und bei jeder Gefahr ängstlich gewarnt. Wird letztere drohend, so geben sich beide Eltern dem Feinde scheinbar preis und versuchen ihn abzulenken, während sich die Küchlein blitzschnell verstecken und so vortrefflich verbergen, daß auch das schärfste Auge sie nicht wahrzunehmen vermag. Mit dem neunten Tage ihres Lebens sind die Jungen im stande zu bäumen, und von nun an verbringen sie die Nacht stets in der sicheren Höhe auf einem dicken Aste, dicht an oder unter ihre Eltern geschmiegt. Nach Verlauf eines Monates sind sie bereits so selbständig geworden, daß sie auch dann ihren Weg durchs Leben zu finden wissen, wenn die Henne, was vorkommt, zu einer zweiten Brut schreiten sollte. Bis gegen den Herbst hin halten sich die Ketten eng zusammen, äsen, nehmen Futter unten am Boden wie im Gezweige der Bäume, suchen in den Kronen der letzteren bei Gefahr Zuflucht und bergen sich hier mit demselben Geschicke wie Haselhühner. Alles geht gut bis zum Eintritte des Winters, bis zum ersten Schneefalle. Dieser aber bringt auf Alte und Junge oft eine geradezu betäubende oder verwirrende Wirkung hervor, sprengt die Ketten und zerstreut die einzelnen Wachteln in alle Gegenden der Windrose.

Dies sind, in wenige Worte zusammengedrängt, die Erfahrungen, die im Laufe der letzten Jahre gesammelt wurden. Für unbedingtes Gelingen der Einbürgerung sprechen sie nicht, sind aber auch keineswegs so ungünstig, daß sie von ferneren Versuchen zurückschrecken sollten. K. Ruß hält es für verkehrt, die Vögel ohne weiteres auszusetzen; nach ihm sollten die Einbürgerungsversuche damit beginnen, die Vögel in entsprechenden Käfigen und an der Örtlichkeit oder doch in der Nähe, wo sie sich später aufhalten sollen, erst einzugewöhnen und zu züchten.

In der vierten Unterfamilie vereinigen wir die Fasanen (Phasianinae). Auch bei ihnen ist der Leib gedrungen, aber doch gestreckter gebaut als bei den Erdhühnern, der Schnabel mittellang, stark gewölbt, sein Oberkiefer über den unteren herabgebogen, zuweilen auch an der Spitze verlängert und nagelförmig verbreitert, der Fuß mäßig oder ziemlich hoch, langzehig und beim Männchen fast immer bespornt, der Flügel mittellang oder kurz, stark gerundet, der Schwanz gewöhnlich lang und breit, 12—18federig, der Kopf teilweise nackt, oft mit Kämmen und Hautlappen, zuweilen auch mit Hörnern und ebenso mit Federbüschen geziert, das Gefieder farbenprächtig und glänzend, nach Geschlecht und Alter regelmäßig verschieden. Die Wirbelsäule besteht aus 13—14 Halswirbeln, 7 Rücken- und 5—6 Schwanzwirbeln, deren letzter dem starken Schwanze durch seine Form entspricht, indem der sehr lange, spitze Dornfortsatz sich mehr nach hinten als nach oben richtet und oben eine platte, wagerechte Fläche zeigt. Der Oberarmknochen ist so lang wie das Schulterblatt, der Vorderarm etwa halb so lang. Die Seitenfortsätze des Brustbeines sind lang und gerade, die hinteren gabelförmig geteilt; der Körper hat vorn jederseits eine sehr dünne, oft unverknöcherte Stelle. Das Becken ist verhältnismäßig hoch und schmal; der Oberschenkelknochen luftführend. Die Luftröhre besteht aus häutigen Knorpelringen. Der Mastdarm ist lang, die Länge der Blinddärme verschieden.

Alle Fasanen bewohnen bewaldete, mindestens bebuschte Gelände, in welchen sie Deckung finden, die einen aber hohe Gebirge, die anderen das Tiefland. Sie sind Standvögel,

die das einmal gewählte Gebiet nicht verlassen, bei der Wahl aber bedachtsam zu Werke gehen. Alle haben das Bestreben, nach der Brutzeit einigermaßen im Lande umherzuschweifen und dabei Örtlichkeiten zu besuchen, auf welchen man sie sonst nicht findet. Wirkliches Reisen verbietet ihnen die Mangelhaftigkeit ihrer Flügel. Sie gehen gut und können, wenn sie wollen, im schnellen Laufe fast mit jedem anderen Huhne wetteifern, fliegen aber schlecht und erheben sich deshalb auch nur im äußersten Notfalle. Leibliche Anstrengung scheint sie nicht zu vergnügen; selbst während der Paarungszeit benehmen sie sich ruhiger als andere Hühner. Gewöhnlich gehen sie gemächlich und bedachtsam einher, den Hals eingezogen oder geneigt, den schönen Schwanz, ihre hauptsächlichste Zierde, so weit erhoben, daß die Mittelfedern eben nicht auf die Erde schleifen; bei rascherem Laufe beugen sie den Kopf zum Boden herab und heben den Schwanz ein wenig mehr empor, nehmen auch im Notfalle die Flügel mit zu Hilfe. Der Flug erfordert schwere Flügelschläge und bringt deshalb, namentlich beim Aufstehen, polterndes Rauschen hervor; hat jedoch der Vogel erst eine gewisse Höhe erreicht, so flattert er wenig, sondern schießt mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanz in einer schiefen Ebene abwärts rasch dahin. Im Gezweige höherer Bäume pflegt er sich aufrecht zu stellen oder mit gänzlich eingeknickten Beinen förmlich auf den Ast zu legen und das lange Spiel fast senkrecht herabhängen zu lassen. Die Sinne sind wohl entwickelt, die übrigen Geistesfähigkeiten durchschnittlich gering. Unter sich leben die Fasanen, solange die Liebe nicht ins Spiel kommt, in Frieden, Paarungslust aber erregt den männlichen Teil der Gesellschaften ebenso wie andere Hähne auch und verursacht Kämpfe der allerernstesten Art.

Bis gegen die Paarungszeit hin verbergen sich unsere Vögel soviel wie möglich. Sie bäumen, ungestört, nur kurz vor dem Schlafengehen und halten sich während des ganzen übrigen Tages am Boden auf, zwischen Gebüsch und Gras ihre Nahrung suchend, offene Stellen fast ängstlich meidend, von einem Verstecke zum anderen schleichend. Ein Hahn pflegt eine Anzahl von Hennen zu führen; ebenso trifft man aber auch sehr gemischte Völker, d. h. solche, welche aus mehreren Hähnen und vielen Hennen bestehen. Größere Gesellschaften bilden sich nicht, und wenn wirklich einmal solche zusammenkommen, so bleiben sie in der Regel nur kurze Zeit bei einander. Außer der Brutzeit ist das Aufsuchen der Nahrung ihre größte Sorge. Sie fressen vom Morgen bis zum Abend und ruhen höchstens während der Mittagsstunden, wenn irgend möglich in einer staubigen Mulde und unter dem reinigenden Staube halb vergraben, von ihrem Tagewerke aus. Am frühen Morgen und gegen Abend sind sie besonders rege und zum Umherschweifen geneigt; mit Sonnenuntergang begeben sie sich zur Ruhe. Ihre Nahrung besteht in Pflanzenstoffen der verschiedensten Art, vom Kerne bis zur Beere und von der Knospe bis zum entfalteten Blatte; nebenbei verzehren sie Kerbtiere in allen Lebenszuständen, Schnecken, Weichtiere, auch wohl kleine Wirbeltiere und dergleichen, stellen insbesondere jungen Fröschen, Echsen und Schlangen nach.

Die meisten, jedoch keineswegs alle Fasanen, leben in Vielehigkeit. Ein Hahn sammelt, wenn andere es ihm gestatten, 5–10 Hennen um sich. An Eifersucht steht er hinter anderen Hähnen durchaus nicht zurück, kämpft auch mit Nebenbuhlern äußerst mutig und wacker, gibt sich aber keineswegs besondere Mühe, um sich die Gunst der Henne zu erwerben. Wohl tritt auch er auf die Balz und bewegt sich dabei weit lebhafter als gewöhnlich; niemals aber gerät er in jene verliebte Raserei, welche die männlichen Waldhühner so anziehend erscheinen läßt. Er umgeht die Hennen in verschiedenen Stellungen, breitet die Flügel, erhebt Federholle, Federohren und Kragen auf, ebenso den Schwanz etwas mehr als gewöhnlich, bläht dehnbare Hautlappen auf, läßt sich auch wohl herbei, einige tanzartige Bewegungen auszuführen, und kräht oder pfeift unter wiederholtem Zusammenschlagen seiner Flügel. Sofort nach geschehener Begattung bekümmert er sich nicht mehr um

die Hennen, die er überhaupt weniger sucht als sie ihn, sondern streift nach Belieben im Walde umher, gesellt sich vielleicht auch zu anderen Hähnen, kämpft anfänglich noch ein wenig mit dem einen oder dem anderen, lebt jedoch, wenn die männliche Gesellschaft anwächst, mit ihren Teilnehmern in Frieden. Die Henne sucht ein stilles Plätzchen, scharrt hier eine Vertiefung aus, belegt sie nachlässig mit Genist und Blätterwerk und beginnt zu brüten, sowie sie ihre 6—10, vielleicht auch 12 Eier gelegt hat. Die Küchlein sind hübsch gezeichnet, behende und gewandt, wachsen rasch heran, lernen in der zweiten Woche ihres Lebens flattern, bäumen in der dritten und mausern nach Ablauf von 2—3 Monaten, bleiben jedoch bis gegen den Herbst hin unter der Obhut der Alten.

Die Feinde der Fasanen sind dieselben, die auch andere Wildhühner bedrohen. Der Mensch verfolgt des trefflichen Wildbrets halber alle Arten der Unterfamilie, Raubtiere der drei oberen Klassen stellen ihnen nicht minder eifrig nach, und Naturereignisse werden wenigstens vielen von ihnen verderblich. Doch gleicht ihre starke Vermehrung unter günstigen Verhältnissen alle Verluste, welche ihr Bestand erleidet, bald wieder aus.

*

Die bekannteste Gattung bilden die Kammhühner (Gallus), denen wir unser Haushuhn verdanken. Ihr Leib ist kräftig, der Schnabel mittelmäßig lang, stark, sein Oberkiefer gewölbt und gegen die Spitze herabgebogen, der Fuß ziemlich hoch und bespornt, der Flügel kurz und stark gerundet, der Schwanz mittellang, wenig abgestuft und dachförmig, da die 14 Federn, die ihn bilden, in zwei einander berührende Ebenen gegeneinander stehen. Auf dem Kopfe erhebt sich ein fleischiger Kamm; vom Unterschnabel fallen schlaffe, fleischige Hautlappen herab; die Wangengegend ist nackt. Das prachtvolle Gefieder bekleidet in reicher Fülle den Leib; die Bürzel- oder Oberschwanzdeckfedern des Hahnes verlängern sich, überdecken die eigentlichen Steuerfedern und fallen, sichelförmig gebogen, über sie und den Hinterleib herab.

Indien und die malayischen Länder sind die Heimat dieser Hühner. Die sechs bekannten Arten bewohnen den Wald und führen, obgleich alle sich durch ihre Stimme sehr bemerklich zu machen wissen, ein verstecktes Leben.

Die berechtigste Anwartschaft auf die Ehre, Stammart unseres Haushuhnes zu sein, gebührt dem Bankivahuhne oder Kasintu der Malayen (Gallus ferrugineus, bankiva, tahitensis, gallinaceus und gallorum, Tetrao ferrugineus). Kopf, Hals und die langen, herabhängenden Nackenfedern des Hahnes schimmern goldgelb; die Rückenfedern sind purpurbraun, in der Mitte glänzend orangerot, gelbbraun gesäumt; die ebenfalls verlängerten, herabhängenden Oberdeckfedern des Schwanzes ähneln in der Färbung denen des Kragens; die mittleren Deckfedern der Flügel sind lebhaft kastanienbraun; die großen schillern schwarzgrün, die dunkelschwarzen Brustfedern goldgrün; die Handschwingen sind dunkel schwarzgrau, blässer gesäumt, die Armschwingen auf der Außenfahne rostfarben, auf der inneren schwarz, die Schwanzfedern ebenfalls schwarz, die mittleren schillernd, die übrigen glanzlos. Das Auge ist orangerot, der Kopfschmuck rot, der Schnabel bräunlich, der Fuß schieferschwarz. Die Länge beträgt 65, die Fittichlänge 22, die Schwanzlänge 27 cm. Bei der kleineren Henne steht der Schwanz mehr wagerecht, Kamm und Fleischlappen sind eben nur angedeutet, die länglichen Halsfedern schwarz, weißgelblich gesäumt, die des Mantels braunschwarz gesprenkelt, die der Unterteile isabellfarben, Schwingen und Steuerfedern braunschwarz.

Der Verbreitungskreis des Bankivahuhnes umfaßt ganz Indien und die malayischen Länder. Es ist häufig im Osten wie im nördlichen Hügellande der indischen Halbinsel und

gemein in Assam, Silhet, Barma, auf Malaka und den Sunda-Inseln, selten dagegen in Mittelindien. Über seine und aller übrigen Wildhühner Lebensweise liegen auffallenderweise nur dürftige Mitteilungen vor; es mag auch schwierig sein, sie zu beobachten. Der von ihnen bewohnte Wald legt dem Forscher wie dem Jäger oft unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Wenn man durch die Wälder reist, trifft man, laut Jerdon, oft mit Wildhühnern zusammen. Sie halten sich gern in der Nähe der Wege auf, weil sie hier in dem Kote der Herdentiere oder Pferde reichliche Nahrung finden; auch treiben die Hunde, wenn sie seitab von den Wegen umherlaufen, viele von ihnen zu Baume; man sieht sie auf den Feldern, die in der Nähe der Wälder liegen und von ihnen gern besucht werden, oder beobachtet sie endlich gelegentlich der Jagden, zu welchen sie Veranlassung geben. Beide Arten der auf Java lebenden Wildhühner sind, laut Bernstein, sehr scheu und daher im Freien schwierig zu beobachten. Dies gilt zumal für den Gangegar (Gallus varius), da die von ihm bewohnten Dickichte ihn fast stets den Augen des Beobachters entziehen, und er sich außerdem beim geringsten verdächtigen Geräusche sogleich verbirgt oder, ohne aufzufliegen, zwischen den Alang-Alanghalmen dahinläuft. Somit würden die Vögel unbemerkt bleiben, verriete nicht der Hahn oft seine Gegenwart durch seinen Ruf. Trotzdem bekommt man sie, so häufig man sie auch hört, nur selten zu sehen. Am leichtesten glückt dies noch am frühen Morgen, weil sie alsdann, wenn sie sich sicher glauben, die Dickichte verlassen und an offenen Plätzen ihre Nahrung suchen, die in mancherlei Sämereien und Knospen, ganz besonders aber in Kerbtieren besteht. Sehr gern fressen sie Termiten.

Von dem Haushuhne unterscheiden sich die Wildhühner hauptsächlich durch ihre Stimme. Das Krähen des Dschangelhahnes (Gallus stanleyi) klingt, laut Sir Emerson Tennent, wie „George-Joye“, das des Gangegar ist, nach Bernstein, zweisilbig und tönt heiser wie „Kükrüü kukrü“, das des Sonnerathahnes (Gallus sonneratii) ist ein höchst sonderbarer, gebrochener Laut, eine unvollständige, aber unbeschreibliche Art von Krähen. Alle Arten tragen zur Belebung der Wälder wesentlich bei. „Es ist sehr unterhaltend“, sagt von Möckern, „frühmorgens die vielen Hähne krähen zu hören, ihre stolzen Spaziergänge und ihre Gefechte anzusehen, während die Hennen mit ihren Küchlein zwischen Bäumen und Gebüschen umherschweifen.“ Auch Tennent rühmt, daß ein Morgen auf den Waldbergen Ceylons durch das noch in der Nacht beginnende und lange fortwährende Krähen des Dschangelhahnes einen Hauptreiz erhalte. Die Hähne aller Arten sollen ebenso kampflustig, ja noch kampflustiger sein als ihre Nachkommen, deshalb auch von den Eingeborenen gezähmt werden, weil man gefunden hat, daß die Haushähne wohl stärker sein können, aber niemals eine gleichgroße Gewandtheit und ebensoviel Mut besitzen wie sie.

Über die Fortpflanzung liegen mehrere Berichte vor. „Die Bankivahenne“, sagt Jerdon, „legt 8—12 Eier von milchweißer Färbung oft unter einen Bambusstrauch oder in ein dichtes Gebüsch, nachdem sie vorher vielleicht auch einige abgefallene Blätter oder etwas trockenes Gras zusammengescharrt und daraus ein rohes Nest bereitet hatte, und brütet vom Juni bis zum Juli, je nach der Örtlichkeit. Die Sonnerathenne legt 7—10 Eier und brütet etwas später.“ Das Nest der Gangegarhenne hat Bernstein gefunden. „Es stand mitten im hohen Alang-Alang in einer kleinen Vertiefung des Bodens, bestand einfach aus losen trockenen Blättern und Halmen der genannten Grasart und enthielt vier schon etwas bebrütete gelblichweiße Eier.“ Der Hahn bekümmert sich nicht um die Aufzucht der Jungen; die Henne aber bemuttert diese mit derselben Zärtlichkeit wie unsere Haushenne die ihrigen. Jerdon versichert auf das Bestimmteste, daß Vermischungen der nebeneinander wohnenden Hühnerarten nicht selten vorkommen und unterstützt dadurch die Vermutung, daß mehrere der als Arten beschriebenen Wildhühner nur als Blendlinge von vier Hauptarten angesehen werden müssen.

Die Wildhühner werden wenig gejagt, weil ihr Wildbret, das sich vom Fleische des zahmen Huhnes dadurch unterscheidet, daß es bis auf den weißen Schenkelmuskel braun aussieht, nicht besonders schmackhaft sein soll. Dieser Angabe widerspricht Jerdon, der versichert, daß das Wildbret junger Vögel den köstlichsten Wildgeschmack habe. Dieser Forscher rühmt auch die Jagd als höchst unterhaltend und sagt, daß sie hauptsächlich da, wo einzelne Dschangeln zwischen Feldern liegen, sehr ergiebig ist.

Alle Wildhühner lassen sich zähmen, gewöhnen sich aber keineswegs so rasch an die Gefangenschaft, wie man vielleicht annehmen möchte. „Altgefangene", sagt Bernstein, „werden nie zahm, und selbst wenn man die Eier durch Haushühner ausbrüten läßt, sollen die Jungen, sobald sie erwachsen sind, bei der ersten Gelegenheit sich wieder davonmachen. Ob sie sich in der Gefangenschaft fortpflanzen oder mit Haushühnern paaren, kann ich aus eigner Erfahrung nicht mitteilen; man hat mir jedoch von verschiedener Seite versichert, daß jung aufgezogene wiederholt Eier gelegt haben." In unseren Tiergärten pflanzen sich zwar alle Arten fort; niemals aber darf man mit Bestimmtheit darauf rechnen. Es muß uns daher rätselhaft bleiben, wie es der Mensch anfing, die freiheitliebenden Wildhühner zu vollendeten Sklaven zu wandeln. Keine Geschichte, keine Sage gibt uns über die Zeit der ersten Zähmung Kunde. Schon die ältesten Schriften erwähnen das Haushuhn als einen niemand mehr auffallenden Vogel. Von Indien aus wurde es über alle Teile der östlichen Erde verbreitet. Die ersten Seefahrer, welche die Inseln des Stillen Meeres besuchten, fanden es hier bereits vor; in geschichtlicher Zeit wurde es nur in Amerika eingeführt. Besonders beachtungswert scheint mir zu sein, daß es nirgends verwilderte. Man hat versucht, es in geeigneten Gegenden einzubürgern, d. h. Waldungen mit ihm zu bevölkern, um in ihm ein Wild zu gewinnen: die Versuche sind jedoch regelmäßig fehlgeschlagen. In den Steppendörfern Nordostafrikas und selbst um die mitten im Walde gelegenen Hütten lebt das Haushuhn massenhaft, fast ohne Pflege der Menschen, muß sich sein Futter selbst suchen, brütet unter einem ihm passend scheinenden Busche oft in einiger Entfernung von der Hütte seines Besitzers, schläft nachts im Walde auf Bäumen: aber nirgends habe ich es verwildert gesehen. Die verschiedensten Umstände erträgt es mit bewunderungswürdiger Fügsamkeit. Unter einem ihm eigentlich fremden Klima behält es sein Wesen bei, und nur in sehr hohen Gebirgen oder im äußersten Norden soll es an Fruchtbarkeit verlieren; da aber, wo der Mensch sich seßhaft gemacht hat, kommt es wenigstens fort: es ist eben zum vollständigen Haustiere geworden. Auf dieses einzugehen, muß ich mir versagen, darf dies auch thun, da das Haushuhn neuerdings vielseitig so eingehend geschildert worden ist, wie es verdient.

*

Als Verbindungsglieder zwischen den Kammhühnern und Edelfasanen dürfen die Fasanhühner (Euplocomus) gelten. Ihre Merkmale sind gestreckter Bau, ziemlich schwacher Schnabel, mäßig hohe, bespornte Füße, kurze, gerundete Flügel, mittellanger, aus 16 Federn gebildeter, dachartiger Schwanz, nackte, warzige Wangen und ansprechendes Gefieder.

Das Fasanhuhn, Kirrik der Indier (Euplocomus melanotus, Gallophasis melanotus), ist auf der Oberseite glänzend schwarz, auf dem Vorderhalse und der Brust weißlich, auf dem Bauche und den unteren Schwanzdeckfedern düster braunschwarz, das Auge braun, der Schnabel blaß horngelb, das nackte Wangenfeld lebhaft rot, der Fuß horngrau. Die Länge beträgt 60, die Breite 72, die Fittichlänge 22, die Schwanzlänge 26 cm. Die Färbung des etwas kleineren Weibchens ist ein düsteres Umberbraun; jede Feder aber zeigt einen lichtgrauen Schaftstrich und ebensolchen Endsaum. Letzterer ist unten und auf dem Oberflügel breiter und lichter als oben: es entsteht daher dort eine fleckige,

hier eine bindenähnliche Zeichnung. Die Federn, welche die Kehle bekleiden, sind lichtgrau und ungefleckt, die mittleren Steuerfedern auf umberbraunem Grunde lichtgrau marmoriert, die seitlichen grauschwarz, mit grünlichem Schimmer.

Das Wohngebiet des Fasanhuhnes ist der östliche Himalaja. Über sein Freileben wissen wir wenig; dagegen hat „Mountaineer“ einen ihm sehr nahestehenden Verwandten, den Kelitsch der Indier (**Euplocomus albocristatus**), der in Sein und Wesen, mindestens in der Gefangenschaft, sich von ihm nicht wesentlich unterscheidet, mit gewohnter Ausführlichkeit geschildert. „Der wohlbekannte Kelitsch“, sagt er, „ist in dem niederen Gürtel des



Fasanhuhn (Euplocomus melanotus). ⅓ natürl. Größe.

Gebirges sehr häufig. Sein Wohnkreis beginnt am Fuße der Hügel und erstreckt sich bis in eine Höhe von mehr als 2000 m; von hier an wird er seltener, obwohl noch einige wenige in größerer Höhe vorkommen mögen. Er scheint den Menschen weniger zu fliehen als jeder andere Fasan, kommt viel näher an dessen Behausung heran und wird so oft in unmittelbarer Nähe der Ortschaften oder seitlich vom Wege gesehen, daß man ihn für das gemeinste aller Wildhühner hält, obgleich der Monaul in seinem Wohnkreise viel zahlreicher auftritt als er. In dem unteren Gebirge lebt der Vogel in jeder Art von Wald, bevorzugt aber doch Dickichte oder bewaldete Schluchten; im Inneren siedelt er sich in vereinzelten Dschangeln und am liebsten auf früher bebaut gewesenen, aber wieder verlassenen Stellen an; in der Tiefe zusammenhängender und abgelegener Waldungen sieht man ihn selten. Es scheint fast, als ob die Gegenwart des Menschen oder wenigstens dessen hinterlassene Spuren zu seinem Leben notwendige Bedingung seien.

„Der Kelitsch ist nicht gerade gesellig: 3 oder 4 von ihm findet man oft zusammen, und 10 oder 12 bemerkt man wohl auch einmal bei einander; aber jeder einzelne bewegt sich unabhängig von dem anderen. Wenn er aufgescheucht wird, rennt er in der Regel davon, und nur, wenn ihm plötzlich eine Gefahr über den Hals kommt oder wenn er sich durch die Hunde verfolgt sieht, steht er auf; außerdem versucht er sich am liebsten im dichten Gebüsche zu drücken. Er ist niemals scheu, ja, wenn er nicht unaufhörlich von Jägern oder Hirten belästigt wird, so kirre, wie irgend ein Weidmann es nur wünschen mag. Aufgescheucht, fliegt er oft nur bis zum nächsten Baume; hat er sich aber vor dem Aufstehen gedrückt gehabt, so streicht er eine Strecke weit dahin und fällt dann wieder auf den Boden ein. Die Laute, die man von ihm vernimmt, sind entweder ein pfeifendes Glucksen oder eigentümliches Gezirpe. Er schreit zu jeder Tageszeit, obschon nicht eben oft, am häufigsten noch, wenn er aufsteht und bäumt; wird er durch Katzen oder ein anderes kleines Tier aufgeschreckt, so gluckst er besonders laut und anhaltend.

„Höchst kampflustig wie der Kelitsch ist, liegt er mit anderen Hähnen in beständigem Streite. Als ich einmal einen Hahn erlegt hatte und dieser, auf dem Boden liegend, mit dem Tode kämpfte, stürzte sich ein anderer Hahn aus dem Dickicht hervor und griff trotz meiner Gegenwart den sterbenden mit größter Wut an. Während der Paarungszeit verursachen die Männchen oft ein sonderbar dröhnendes oder trommelndes Geräusch mit den Flügeln, nicht unähnlich dem, das man hervorbringt, wenn man steifes Leinen durch die Luft bewegt: es geschieht dies, wie es scheint, um die Aufmerksamkeit des Weibchens auf sich zu ziehen, vielleicht auch, um einen Nebenbuhler zum Kampfe zu fordern. Die Henne legt 9—14 Eier, die denen der Haushenne in Farbe und Größe ähneln; die Küchlein schlüpfen zu Ende Mai aus.

„Die Nahrung besteht in Wurzeln, Körnern, Beeren, Blättern, Schoten und Kerbtieren verschiedener Art. Alt eingefangene lassen sich schwer und auch die Küchlein nicht immer leicht an ein Ersatzfutter gewöhnen."

Mit dieser Behauptung „Mountaineers" stimmen unsere Erfahrungen nicht überein; es mag aber sein, daß erst eine längere Gefangenschaft die Aufzucht junger Fasanhühner erleichtert. In den Tiergärten pflegt man die Eier wegzunehmen und sie durch Haushennen ausbrüten zu lassen. Die Küchlein schlüpfen nach 24—25, nicht selten erst nach 26 Tagen aus, sind äußerst niedliche, behende und gewandte Geschöpfe, benehmen sich im wesentlichen ganz wie die Küchlein der Haushenne, zeigen sich aber einigermaßen wild und scheu. In der dritten Woche ihres Lebens flattern sie, und von nun an pflegen sie oft zu bäumen, auch ihre Nachtruhe auf erhabenem Sitze zuzubringen. Mit 8 Wochen haben sie fast die volle Größe erlangt. Anfang Oktober, in günstigen Jahren vielleicht schon Mitte September, beginnt die Mauser; im November haben sie das Kleid der Alten angelegt. Wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt, verlieren sie ihre Scheu gegen den Pfleger, und wenn man sie mit den Hühnern im Gehöfte umherlaufen läßt, kommen sie nach kurzer Zeit zu den gewohnten Futterplätzen und benehmen sich bald wie Haushühner. Bei von Cornely in Belgien habe ich mehrere von ihnen in voller Freiheit gesehen und die feste Überzeugung gewonnen, daß man diese schönen Vögel ebensogut wie unsere Haushühner auf dem Hofe halten kann. Trotzdem glaube ich, daß sie sich noch besser zur Aussetzung im Walde eignen dürften. Sie besitzen alle guten Eigenschaften des Fasanes, übertreffen ihn aber bei weitem durch Gewandtheit, Klugheit und Fruchtbarkeit, scheinen mir auch für Witterungseinflüsse minder empfindlich zu sein als jener. Ihre Färbung würde zu unserem Walde vortrefflich passen, und die treue Mutterpflege der Henne künstliche Aufzucht der Jungen kaum nötig machen. Einen Versuch wären diese Vögel gewiß wert; ein solcher läßt sich auch um so eher ausführen, als sie in der letzten Zeit infolge ihrer Fruchtbarkeit,

Dauerhaftigkeit und geringen Ansprüche in der Jugend wie im Alter sehr billig geworden sind. Bemerken will ich noch, daß alle Arten, welche man unterschieden hat, mit ihren nächsten Verwandten wie auch mit dem Silberfasane sich paaren und wiederum fruchtbare Bastarde erzielen. Die eine und die andere der sogenannten Arten ist vielleicht nichts anderes als eine Bastardform.

Der Silberfasan (Euplocomus nycthemerus und andersoni, Phasianus und Gennaeus nycthemerus, Nycthemerus argentatus) unterscheidet sich von anderen Fasanhühnern durch langen, aus zerschlissenen Federn bestehenden hängenden Kopfbusch und keilförmig verlängerten dachartigen Schwanz, dessen mittlere Federn sich nicht seitlich hinausbiegen und nur seicht herabkrümmen. Der lange und dicke Federbusch am Hinterkopfe ist glänzend schwarz, der Nacken und der Vorderteil des Oberhalses weiß, die ganze übrige Oberseite weiß, mit schmalen, schwarzen Zickzacklinien quer gewellt, die Unterseite schwarz, stahlblau schimmernd; die Schwingen sind weiß, sehr schmal schwarz quer gesäumt und mit einander gleichlaufenden, breiten Querstreifen gezeichnet, die Schwanzfedern auf weißem Grunde ähnlich gebändert, je weiter nach außen hin, um so dichter und deutlicher, die nackten Wangen schön scharlachrot. Das Auge ist hellbraun, der Schnabel bläulichweiß, der Fuß lack- oder korallenrot. Die Länge beträgt 110, die Fittichlänge 36, die Schwanzlänge 67 cm. Das Gefieder des bedeutend kleineren Weibchens zeigt auf rostbraungrauem Grunde eine sehr feine graue Sprenkelung; Kinn und Wange sind weißgrau, Unterbrust und Bauch weißlich, rostbraun gefleckt und schwarz in die Quere gebändert, die Handschwingen schwärzlich, die Armschwingen der Rückenfärbung entsprechend, die äußeren Schwanzfedern mit schwarzen Wellenlinien gezeichnet.

Wir kennen die Zeit nicht, in welcher die ersten lebenden Silberfasanen nach Europa gelangten, dürfen aber annehmen, daß es nicht vor dem 17. Jahrhundert geschehen ist, da die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, z. B. Gesner, den so schönen und auffallenden Vogel nicht erwähnen. Seine Heimat ist Südchina, nach Norden hin bis Fokien und Tschekiang; er lebt gegenwärtig jedoch nur noch in wenigen Gegenden, wird dagegen in ganz China und in Japan sehr häufig zahm gehalten. In Europa gedeiht er bei einfacher Pflege ausgezeichnet und zwar im Freien ebensogut wie auf dem Hofe oder in einem größeren Gebauer. Daß er noch nicht in unseren Waldungen ausgesetzt worden ist, hat seine guten Gründe. Versucht wurde eine solche Einbürgerung, der Erfolg war aber ungünstig. Das Männchen macht sich wegen seiner weißen Oberseite so bemerklich, daß es dem Raubzeuge mehr ausgesetzt ist als jeder andere Vogel seiner Größe. Aber das ist nicht das einzige Hindernis; ein zweites verursacht der Fasan selber. Unter allen Verwandten ist er der mutigste und rauflustigste. Zwei Männchen, die ein Gebiet bewohnen, liegen miteinander in beständigem Streite; der Silberfasan sucht seine Herrschaft jedoch auch anderen Tieren gegenüber fühlbar zu machen, kämpft mit dem Haushahne auf das äußerste und vertreibt, wenn er im Walde frei umherschweifen kann, jedes andere Wildhuhn, welches hier lebt, zunächst natürlich den gemeinen oder Edelfasan. Und da nun der letztere doch immer noch mehr Nutzen gewährt als er, zieht man es vor, nur ihn zu pflegen.

Hinsichtlich seiner Bewegungsfähigkeit und Beweglichkeit steht der Silberfasan hinter seinen Verwandten zurück. Man ist versucht, ihn einen faulen Vogel zu nennen. Zum Fliegen entschließt er sich nur im Notfalle, und wenn er wirklich aufstand, streicht er höchstens eine kurze Strecke weit und fällt dann wieder auf den Boden ein. Im Laufen fehlt ihm zwar die Gewandtheit und Behendigkeit des Goldfasanes; er steht auch an Schnelligkeit vielleicht hinter dem Edelfasane zurück, übertrifft aber beide durch die Ausdauer dieser Bewegungen. Die Stimme ist nach der Jahreszeit verschieden. Im Frühlinge, während der

Paarung, vernimmt man am häufigsten ein langgedehntes, klangvolles Pfeifen, außerdem meist nur ein dumpfes, gackerndes „Radara dukdukduk“, dem erst, wenn der Vogel in Aufregung gerät, das Pfeifen angehängt wird. In seiner Bewerbung um die Gunst des Weibchens zeigt er sich noch nachlässiger als seine Verwandten. Er ist allerdings auch sehr aufgeregt und im höchsten Grade kampflustig, läßt seinen Mut unter anderem auch an Menschen aus, indem er letztere wütend anfällt und mit Schnabelhieben und Spornstößen zu vertreiben sucht; dem Weibchen gegenüber aber gebärdet er sich keineswegs auffallend.



Silberfasan (Euplocomus nycthemerus). 1/6 natürl. Größe.

Gewöhnlich hebt er nur die Haube, wenn er seine Liebesgefühle ausdrücken will; zu einem Senken des Kopfes, Breiten der Flügel und Spreizen des Schwanzes kommt es schon seltener.

Die Henne legt 10—18 Eier, die entweder gleichmäßig rotgelb von Farbe oder auf weißgelblichem Grunde mit kleinen bräunlichen Punkten gezeichnet sind. Wenn man ihr die Eier läßt, brütet sie selbst und zwar mit großer Hingebung. Nach 25 Tagen schlüpfen die Küchlein aus, kleine, allerliebste Geschöpfe, die das höchst ansprechend gezeichnete Daunengefieder vortrefflich kleidet. Sie wachsen ziemlich rasch so weit heran, daß sie fliegen oder wenigstens flattern können, erlangen aber erst im zweiten Lebensjahre die volle Größe und die Tracht ihrer Eltern. In der frühesten Jugend bevorzugen auch sie Kerbtiernahrung; später halten sie sich hauptsächlich an Grünes der verschiedensten Art; schließlich verzehren sie härtere Fruchtstoffe, namentlich Körner und Getreide. Kohl, Salat, Obst sind Leckerbissen.

Das Wildbret ist ebenso wohlschmeckend wie das eines jeden anderen Fasanes, erreicht seinen Hochgeschmack aber nur dann, wenn man dem Vogel größere Freiheit gewährt und ihm wenigstens gestattet, sich im Hofe und Garten umherzutreiben.

*

Ausgezeichnet durch ihren kräftigen Bau sind die Ohrfasanen (Crossoptilon). Schnabel und Füße sind sehr kräftig, letztere bespornt, die Flügel mittellang und stark gerundet, die mäßig langen, abgestuften Schwanzfedern dachartig gelagert, die vier mittelsten gekrümmt und sperrig verästelt oder zerschlissen, die Wangenfedern aufwärts gerichtet und dadurch zu sogenannten Ohren gestaltet, die kleinen Federn mattfarbig und bis auf wenige glanzlos.

Unsere Kunde der Ohrfasanen schreibt sich von Pallas her, der die wissenschaftliche Welt im Jahre 1811 mit einer der vier bekannten Arten der Gattung, dem Ohrfasan oder Ohrpfau, Maky oder Blauhuhn der Chinesen (Crossoptilon auritus und coerulescens, Phasianus auritus), bekannt machte. Die Länge dieses Vogels beträgt 110, die Fittichlänge 30, die Schwanzlänge 50 cm. Das Kleingefieder ist fast gleichmäßig bläulich-aschfarben; Kehle und Ohrfedern sind weiß; die Schwingen haben schwarze, die an der Wurzel weißen Schwanzfedern stahlblaue Färbung. Das Auge ist braun, das nackte Wangenfeld hochrot, der Schnabel rötlich-hornfarben, der Fuß lackrot. Beide Geschlechter sind gleichfarbig.

Eine zweite, von Swinhoe im Jahre 1862 beschriebene, gleich große, aus dem Petschebygebirge stammende Art, der Mantschurische Ohrfasan (Crossoptilon mantschuricus), gelangte vor etwa einem Vierteljahrhundert lebend in unsere Käfige. Auch dieser trägt ein düsterfarbiges Kleid. Kehle, Gurgel, ein schmales Band, das sich von hier aus seitlich am Kopfe hinaufzieht und zu Ohrbüscheln verlängert, sind weiß, die etwas gesträubten Kopffedern, die des Hinterhalses, Oberrückens und der Brust schwarz, die Mantelfedern licht bräunlichgrau, die Bürzelfedern gelblichweiß, die der Unterseite licht graugelb, die Schwingen und Steuerfedern gelbgrau, auf der Außenfahne dunkel gesäumt, die mittleren überhängenden wie die Rückendeckfedern des Silberreihers zerschlissen und grauschwarz. Das Weibchen unterscheidet sich durch etwas geringere Größe und minder entwickelte Schmuckfedern von dem Männchen.

Prshewalski beobachtete den Ohrfasan im Alaschan- und Gansugebirge. Dort wird er von den Mongolen Charataka oder Schwarzhuhn, hier von den Tanguten Schjarama genannt. Im Alaschangebirge, woselbst er früher sehr häufig gewesen sein soll, ist er infolge des schneereichen Winters von 1869/70 auffallend selten geworden; im Gansugebirge dagegen lebt er noch in namhafter Anzahl und zwar ausschließlich in Gebirgswäldern, die reich an Felsen und Gebüsch sind, bis zu einer Höhe von 3800 m, wie es scheint ausschließlich von pflanzlichen Stoffen, jungen, grünen Knospen, Berberitzenblättern, am häufigsten jedoch von Wurzeln verschiedener Pflanzen sich ernährend. Im Spätherbste und Winter sieht man ihn, gewöhnlich in nicht zahlreichen Gesellschaften, auf Bäumen sitzen; im Frühlinge und Sommer dagegen beobachtet man ihn am Tage ausschließlich auf dem Boden, und nur gegen Abend bäumt er, um in der sicheren Höhe die Nacht zuzubringen. So wenigstens erzählten tangutische Jäger; denn Prshewalski selbst hat niemals einen Schjarama auf einem Baume gesehen. Beim Beginne des Frühlinges lösen sich die Gesellschaften auf, und von nun an hausen die Vögel paarweise in einem bestimmten Gebiete, um zu brüten.

Anfang Mai saßen fast alle von Prshewalski beobachteten Weibchen bereits auf den Eiern. Das Nest steht, nach Angabe der Tanguten, in dichtem Gebüsche, ist mit etwas Gras ausgekleidet und enthält 5—7 Eier. Bei Beginn des Frühlinges, nachdem sich kaum die Gesellschaften aufgelöst haben, beginnen die Männchen zu locken. Ihre überaus unangenehme



Mantschurischer Ohrfasan (Crossoptilon mantschuricus). ⅟₇ natürl. Größe.

Stimme erinnert an das Geschrei des Pfaues, nur daß sie weniger laut und abgerissen ist. Außerdem bringen sie, Prshewalski weiß nicht, ob die männlichen oder weiblichen, noch besondere dumpfe Laute hervor, die teilweise dem Girren der Tauben ähneln. Wird der Schjarama plötzlich heftig erschreckt, so läßt er manchmal noch einen dritten Laut vernehmen. Im allgemeinen schreit das Männchen selten, in unbestimmten Zwischenräumen und gewöhnlich bloß nach Sonnenuntergang, obgleich es sich auch hin und wieder ereignet, daß es schon früher oder wohl am Tage gegen Mittag seine Stimme erschallen läßt. Selbst während der

Paarungszeit, wenn die einander begegnenden Männchen sich sofort heftig bekämpfen, rufen und locken sie nicht so regelmäßig wie ein Waldhuhn oder ein anderer Fasan, im Laufe eines Morgens meist so selten, daß man die Stimme desselben Vogels höchstens 5—6mal vernimmt.

Diese Unbestimmtheit des Lockens und die große Vorsicht des Schjarama erschweren, wenigstens während des Frühjahres, die Jagd ungemein. Die Schwierigkeit wird noch durch das Gepräge der Gegend vermehrt. Dichte Gebüsche an den Nordabhängen, mit Dornen ausgerüstete Sträucher, namentlich Berberitzen, wilde Rosen und dergleichen, an den Südabhängen der Schluchten überall schroffe Felsen, überhängende Abstürze, Wald, in welchem umgestürzte Bäume und Haufen trockenen vorjährigen Laubes liegen, alle diese Eigenheiten seines Wohngebietes bieten für die Jagd so ungünstige Verhältnisse, daß sie als eine der schwierigsten bezeichnet werden darf. Niemand denkt daran, mit einem Jagdhunde auszugehen, da er in einer solchen Gegend durchaus keinen Dienst zu leisten, ja, oft dem Jäger, der Felsen erklettern muß, gar nicht zu folgen vermag; der Jäger ist folglich gezwungen, sich auf das eigne Gehör und Gesicht zu verlassen. Aber beide Sinne helfen wenig; denn der vorsichtige Vogel hört den Jäger fast jedesmal ankommen oder bemerkt ihn von ferne und versteckt sich rechtzeitig. Nur bei seltenen Gelegenheiten, am häufigsten, wenn er plötzlich und unbemerkt überfallen wurde, fliegt er auf; gewöhnlich rettet er sich durch äußerst schnelles Laufen. Manchmal vernimmt man das Geräusch seiner Tritte aus einer Entfernung von wenigen Metern, ohne ihn im Dickicht selbst zu sehen zu bekommen, oder man sieht ihn so schnell erscheinen und wieder verschwinden, daß man nicht Zeit hat, die Flinte an die Schulter zu nehmen. Einen flüchtigen Schjarama auf der Spur zu verfolgen, ist ein Ding der Unmöglichkeit; denn er verschwindet wie ein Stein, der ins Wasser geworfen wird. Dazu kommt, daß dieser Vogel noch obendrein gegen Wunden nicht sehr empfindlich ist, einen Schuß groben Schrotes aus verhältnismäßig geringer Entfernung verträgt und dann noch Kräfte genug hat, um davonzufliegen, oder, wenn nur der Flügel zerschmettert wurde, zu Fuße entflieht und sich im dichtesten Gebüsche verbirgt. Erhebt er sich fliegend, so geschieht dies trotz seiner Größe still und lautlos, so daß man ihn oft nicht wahrnimmt. Er fliegt äußerst ruhig, im allgemeinen ähnlich wie ein Auerhahn, in der Regel aber nicht weit weg, fällt wieder zu Boden herab und eilt laufend weiter. Trotz aller Mühe gelang es Prshewalski und seinen Begleitern binnen 14 Tagen nicht, mehr als zwei unserer Fasanen für die Sammlung zu erlegen. Zwei tangutische Jäger, die zu diesem Zwecke gemietet worden waren, streiften während derselben Zeit Tag für Tag im Gebirge umher, und auch sie erbeuteten nur zwei im Neste überraschte Hennen.

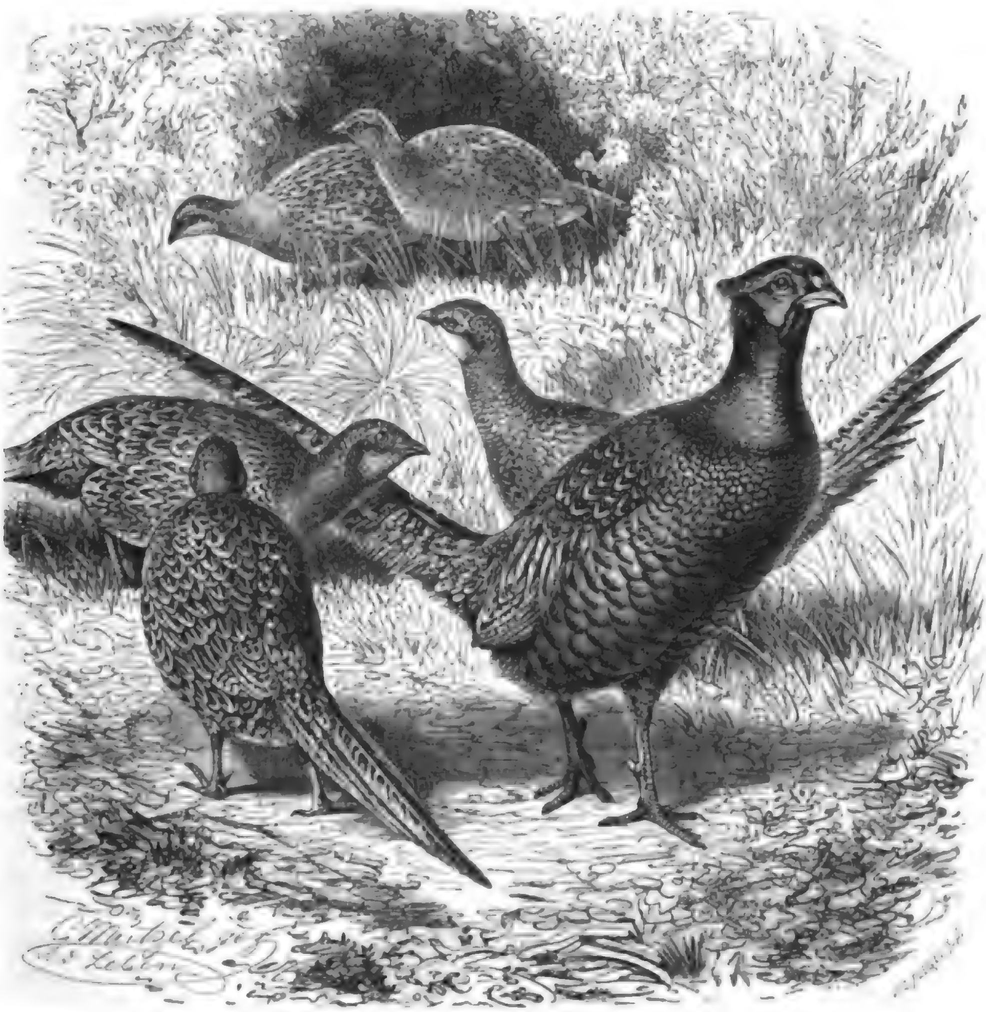
Die tangutischen Jäger erlegen die Ohrfasanen hauptsächlich im Winter, wenn sie auf den Bäumen sitzen, fangen aber weit mehr, als sie mit dem Gewehre erbeuten, in Schlingen. Die Hauptbeute des Jägers bildet der Schwanz, dessen vier lange, zerschlissene Federn als höchster Schmuck für Hüte chinesischer Offiziere gebraucht und schon an Ort und Stelle mit je 20 Pfennig unseres Geldes bezahlt werden.

Gefangene Ohrfasanen sind sanft und zuthulich, gewöhnen sich leicht an Käfig und Pfleger, dauern vortrefflich aus, pflanzen sich ohne sonderliche Umstände fort und vermehren sich so stark, daß auch sie unter die ausgezeichnetsten Käfigvögel gezählt werden dürfen.

*

Als Kennzeichen der Edelfasanen (Phasianus) gelten: dachförmiger, langer Schwanz, dessen Mittelfedern die äußersten um das Sechs- oder Achtfache überragen und dessen verlängerte Oberdeckfedern entweder abgerundet oder zerschlissen sind, und anstatt einer Kopfhaube verlängerte Ohrfedern, die, aufgerichtet, zwei kleine Hörnchen bilden. Im

übrigen ähneln die hierher zu zählenden Mitglieder der Familie den vorher beschriebenen, insbesondere dem Silberfasane. Das Kleid des Männchens prangt in sehr schönen, oft in prächtig schimmernden Farben, das des Weibchens ist auf düsterfarbigem Grunde dunkler gefleckt, gewellt und gestrichelt.



Edelfasan (Phasianus cholchicus). 1/6 natürl. Größe.

Der **Edelfasan** (Phasianus cholchicus und marginatus) ist so buntfarben, daß ich verzichten muß, eine genaue Beschreibung seines Kleides zu geben. Die Federn des Kopfes und Oberhalses sind grün, mit prächtig blauem Metallglanze, die des Unterhalses, der Brust, des Bauches und der Seiten rötlich-kastanienbraun, purpurfarben schimmernd, alle schwarzglänzend gesäumt, die des Mantels vor dem Saume durch weiße Halbmondflecken geziert, die langen, zerschlissenen Bürzelfedern dunkel kupferrot, purpurfarben glänzend, die Schwingen braun und rostgelb gebändert, die Schwanzfedern auf olivengrauem Grunde schwarz gebändert und kastanienbraun gesäumt. Das Auge ist rostgelb, das nackte Augenfeld rot, der Schnabel hell bräunlichgelb, der Fuß rötlichgrau oder bleifarben. Die



Königsfasan (Phasianus reevesii). ⅕ natürl. Größe.

Länge beträgt 80, die Breite 75, die Fittichlänge 25, die Schwanzlänge 40 cm. Beim kleineren Weibchen ist das ganze Gefieder auf erdgrauem Grunde schwarz und dunkel rostfarben gefleckt und gebändert. Auf dem Rücken tritt die dunkle Färbung besonders hervor.

Der Edelfasan bewohnte ursprünglich die Küstenländer des Kaspischen Meeres und Westasien, wurde aber schon in altersgrauer Zeit in Europa eingebürgert. Am Phasis, im Lande Kolchis, fanden die Griechen, die den Argonautenzug unternahmen, den prachtvollen Vogel und führten ihn mit sich in ihr Vaterland. Von hier aus soll er sich über Südeuropa verbreitet haben, oder richtiger, verbreitet und durch die Römer, die sein köstliches Wildbret zu schätzen wußten, auch nach Südfrankreich und Deutschland gebracht worden sein. Im Süden unseres Vaterlandes, namentlich in Österreich und Böhmen, lebt er in einem Zustande vollkommener Wildheit, im Norden Deutschlands unter Obhut des

Menschen in sogenannten wilden oder zahmen Fasanerien. Er ist sehr häufig in Ungarn und Südrußland, seltener schon in Italien, sehr selten in Spanien, geht auch in Griechenland, wo er früher gemein war, seiner Ausrottung entgegen.

Unter den übrigen Arten verdient der Königsfasan, wie ich ihn genannt habe, Djeuki oder Pfeilhuhn der Chinesen (Phasianus reevesii und veneratus, Syrmaticus reevesii), erwähnt zu werden. Er ist der größte aller Fasane, seine Länge beträgt 2,1, die Schwanzlänge 1,6 m. Der Scheitel, die Ohrfedern und ein breites Halsband sind rein weiß, die Kopfseiten und ein vorn sich verbreiterndes Brustband schwarz, die Federn des Mantels, Bürzels und der Oberbrust goldgelb, schwarz gesäumt, die der Unterbrust und Seiten auf dem weißgrauen Mittelfelde mit einem herzförmigen, schmalen, schwarzen Bande geziert und außen breit rostrot gesäumt, die des Bauches braunschwarz, die Oberflügeldeckfedern schwarzbraun, lichter gerandet und diese Ränder rotbraun gesäumt, die Schwingen goldgelb und braunschwarz, die Steuerfedern auf silbergrauem Grunde mit roten, schwarz umsäumten Flecken gebändert und außerdem breit goldgelb gesäumt. Das Auge ist rötlich, der Schnabel wie der Fuß horngelb.

Die Heimatgebiete des Königsfasanes sind die östlich und nördlich von Peking gelegenen Gebirge, ebenso auch die Züge, die Schensi von Honan und Hupe von Setschuan trennen.

Alle Fasanen meiden geschlossenen Hochwald und bevorzugen dagegen Haine oder dichte Gebüsche, die von fruchtbaren Feldern oder Wiesen umgeben werden und nicht arm an Wasser sind. In Livadien und Rumelien überwuchert, wie Graf von der Mühle berichtet, weite Strecken des besten, jetzt aber versumpften Bodens üppiges Gesträuch, namentlich Farnkraut, zwischen welchem sich Brombeeren und andere Schlingpflanzen eingefunden und das Ganze so durchwebt und überrankt haben, daß ein Hund fast gar nicht, ein Mensch nur dann durchkommen kann, wenn er über das Gestrüpp hinwegschreitet. Solche Gegenden sind äußerst beliebte Aufenthaltsorte der Edelfasanen. Den Nadelwald meiden sie. Fruchttragende Getreidefelder scheinen zu ihrem Bestehen zwar nicht unumgänglich notwendig, ihnen aber doch sehr erwünscht zu sein. Während des ganzen Tages treiben sie sich auf dem Boden umher, schleichen von einem Busche zum anderen, durchkriechen Nahrung versprechende Dornhecken, begeben sich auch wohl an die Ränder der Wälder und von diesen aus auf die Felder, um hier, je nach der Jahreszeit, frische Saat oder gereifte Frucht zu äsen, und suchen sich erst mit Einbruch des Abends einen geeigneten Baum zum Schlafen auf. In Strauchwildnissen übernachten sie einfach auf einem niedergetretenen Binsenstrauche oder einem Dornbusche.

In früheren Zeiten glaubte man die Annehmlichkeiten eines den Neigungen des Fasanes im ganzen entsprechenden Waldes dadurch steigern zu können, daß man von Zeit zu Zeit hier räucherte. „Denn diß ist ein Haupt-Fundament bei der Fasanerey", sagte der alte Döbel, „indem man mit dem Rauche die Fasanen zusammenziehen, auch die verflogenen wieder herbeybringen kann. Es nimmt der Fasan den Rauch so gerne an, als ein Fuchs die Witterung, woraus zu schlüssen, daß er einen trefflich starcken Geruch haben muß. Dieweil es aber gleichwohl ein rechtes Geheimnis und etwas Kostbares, auch was sehr Sonderbares ist, die Fasanen mit solchem Rauche zu ergötzen, und damit herbeyzubringen, so will ich hierbey noch mehrere Räuche anführen." Es werden nun verschiedene „Räuche" beschrieben, und wir ersehen zu unserer Verwunderung, daß die Zusammensetzung der Stoffe, die angezündet wurden, eine sehr verschiedenartige war; denn während bei der einen Gersten- und Haferstroh, Hanfspreu, Kampfer, Anis, Widerthon, Weidenholz, gedörrtes Malz und Roßkugeln genügend erschienen, mußten bei einem anderen Weihrauch, Fenchel,

Schwarzkümmel, Ameisenhaufen, Fichtenharz, Stroh von Feldkümmel und Haferstroh, bei einem dritten aber Weihrauch, Myrrhen, wilder Rosmarin, Jungfernwachs, weiße Tollita und Hanfspreu angewendet werden. Diese Räucherungen sind erst in der neuesten Zeit abgekommen: Dietrich aus dem Winckell z. B. hält es in der zweiten Ausgabe seines Handbuches für Jäger, das 1820 erschien, noch für nötig, ihrer zu gedenken, obgleich er bekennen muß, daß er nie Gelegenheit hatte, hierüber Erfahrungen zu machen und nur anführen kann, daß alte, tüchtige Fasanwärter, die er hierüber befragte, einmütig für die Nützlichkeit und Nötigkeit des Rauches stimmten.

Die Begabung der Fasanen ist gering. Der Hahn schreitet allerdings stattlich einher und versteht es, seine Schönheit im vorteilhaftesten Lichte zu zeigen, kann sich aber doch mit dem Haushahne nicht messen. Die Henne scheint anspruchslos zu sein; ihre Haltung ist stets eine bescheidene. Hinsichtlich der Bewegung gilt das weiter oben Gesagte gerade für diese Gruppe in vollem Umfange: der Lauf ist vorzüglich und der Flug schlecht. Die Sinne scheinen ziemlich gleichmäßig entwickelt zu sein; der Verstand aber ist gewiß schwach. Alle Edelfasanen sind gleich beschränkt, gleich unfähig, zu rechter Zeit den rechten Entschluß zu fassen. Unter ihren rühmenswerten Eigenschaften steht die unbegrenzte Freiheitsliebe obenan. Der Fasan gewöhnt sich an eine bestimmte Örtlichkeit, falls sie seinen Wünschen entspricht, liebt es aber, beständig umherzuschweifen. Im Bewußtsein seiner Schwäche und im Gefühle der Unfähigkeit, sich gegen stärkere Tiere zu verteidigen, versteckt er sich soviel wie möglich, entzieht sich deshalb auch gern dem Auge seines Pflegers. Es ist also keineswegs Undankbarkeit gegen alle auf seine Erziehung und Unterhaltung verwandte Sorgfalt, wie Winckell meint, die ihn zu solchem Betragen veranlaßt, sondern einzig und allein Unlust, einen bestimmten Stand zu behaupten, Störrigkeit und Beschränktheit. Der Fasan wird nie eigentlich zahm, weil er seinen Pfleger von einem anderen nicht unterscheiden lernt und in jedem Menschen einen Feind sieht, den er fürchten muß; er hält keinen festen Stand, weil er nicht fähig ist, in einem gewissen Umkreise die für ihn geeignetste Örtlichkeit auszufinden, und er fürchtet beständig Gefahren, weil er nicht Verstand genug besitzt, sich zu helfen, wenn ihm wirklich Unheil droht.

„Schwerlich wird man eine Wildart finden", sagt Dietrich aus dem Winckell mit vollem Rechte, „die so leicht wie diese aus der Fassung gebracht werden kann und dadurch unfähig wird, einen Entschluß zu fassen. Überrascht die Ankunft eines Menschen oder Hundes den Fasan, so scheint er zu vergessen, daß ihm die Natur Flügel verlieh; er bleibt gelassen auf der Stelle, wo er ist, unbeweglich sitzen, drückt sich und verbirgt den Kopf oder läuft ohne Zweck in die Kreuz und Quere herum. Nichts ist seinem Leben gefährlicher als das Anwachsen eines in der Nähe seines Standes vorbeifließenden Gewässers. Befindet er sich an dessen Rande, so bleibt er unbeweglich stehen, sieht unverwandten Blickes gerade hinein, bis das Gefieder durchnäßt ist und dadurch seine Schwere so vermehrt wird, daß er sich nicht zu heben vermag. Als Opfer seiner Dummheit geht er dann recht eigentlich zu Grunde." Ein Fasan, den Winckell unter ähnlichen Umständen beobachtete, suchte sich nicht nur nicht zu retten, sondern watete immer tiefer in den Strom hinein. Als die Füße nicht mehr zureichten und er schon fortgetrieben ward, erwartete er in stiller Ergebung mit ausgebreiteten Flügeln sein Schicksal. Vermittelst eines abgeschnittenen Hakens zog man ihn ans Land und entriß ihn für diesmal der Gefahr. „Seine Furcht", sagt Naumann, „kennt keine Grenzen. Eine vorbeilaufende Maus erschreckt ihn heftig, sogar eine herankriechende Schnecke scheucht die Fasanhenne augenblicklich vom Neste, und beim Eintritte einer wirklichen Gefahr bleibt sie wie tot darauf liegen." Diese Beschränktheit thut seiner Vermehrung und der Verbreitung erheblichen Abbruch. Gegen andere seiner Art zeigt er sich keineswegs liebenswürdig. Er ist ungesellig und unverträglich. Zwei Hähne kämpfen,

sowie sie zusammenkommen, mit Erbitterung, bis die Federn davonfliegen und Blut fließt; ja, der eine bringt den anderen um, wenn er dazu im stande ist. Deshalb darf man auch nie zwei Hähne in demselben Raume zusammenhalten, muß vielmehr entweder einen oder mindestens drei gefangen halten; denn im letzteren Falle stört der dritte jeden Zweikampf und trägt dadurch zum allgemeinen Frieden bei. Um die Henne bekümmert sich der Hahn nur während der Paarungszeit, um die Jungen gar nicht. Er denkt nicht daran, sich um seine Hennen zu sorgen, sondern betrachtet sie als Wesen, die zu seinem Vergnügen dienen.

Die Paarungslust, die Ende März sich regt, verändert auch das Wesen unseres Vogels. Während er sonst sehr schweigsam ist und ungestört höchstens beim Aufbäumen ein lautes, hühnerartig gackelndes „Kukukuk kukukuk" durch den Wald ruft, kräht er jetzt, aber in abscheulicher Weise. Jener Ruf erinnert wohl an das wohlklingende „Kickerikih" unseres Haushahnes, ist aber kurz und heiser, gleichsam unvollständig, erregt also gerade, weil wir ihn mit dem Krähen des Hahnes vergleichen, unser Mißfallen. Vor dem Krähen erhebt er das Spiel, und während des Lautgebens selbst schlägt er, nach Art unseres Haushahnes, mit den Flügeln. Ist eine Henne in der Nähe, so läßt er sich nach dem Krähen auch wohl herab, ihr den Hof zu machen, indem er beide Flügel breitet, den Hals einzieht und zu Boden drückt, selbst einige tanzartige, jedoch niemals gelingende Sprünge versucht. Dann stürzt er sich auf die Henne, und wenn diese sich nicht augenblicklich seinen Wünschen fügt, kratzt und hackt er sie, als sehe er in ihr nicht die erkorene Braut, sondern einen Nebenbuhler, den er mit den schärfsten Waffen zu bekämpfen hat. Nach der Begattung kräht er wieder, und dann dreht er der Henne den Rücken zu. Diese Liebeswerbung pflegt in den Morgenstunden stattzufinden; doch kommt es auch vor, daß ein Fasanhahn gegen Abend nochmals balzt; es geschieht dies namentlich dann, wenn er wenig Hennen um sich hat, so z. B. in den Tiergärten, wo man den einzelnen Hahn höchstens mit 3—4 Hennen zusammensperrt. Mit anderartigen Hennen seiner Vetterschaft paart sich jeder Fasanhahn ohne Umstände, erzielt auch mit allen wiederum fruchtbare Bastarde, mit denen des Buntfasans (Phasianus versicolor) solche von geradezu bestrickender Schönheit.

Die befruchtete Henne sucht sich ein stilles Plätzchen unter dichtem Gebüsche, hoch aufgeschossenen Pflanzen, beispielsweise also im Getreide, in Binsen oder im Wiesengrase, kratzt hier eine seichte Vertiefung, scharrt in diese etwas Genist aus der nächsten Umgebung und legt nun ihre 8—12 Eier ab, regelmäßig in Zwischenräumen von 40—48 Stunden. Nimmt man ihr die Eier weg, so legt sie mehr, selten jedoch über 16 oder 18. Die Eier sind kleiner und rundlicher als die der Haushenne und einfach gelblich-graugrün von Farbe. Sofort, nachdem das letzte Ei gelegt ist, beginnt sie zu brüten und thut dies mit bewunderungswürdigem Eifer. Sie sitzt so fest, daß sie den gefährlichsten Feind sehr nahe kommen läßt, bevor sie sich zum Weggehen entschließt; und auch dann pflegt sie nicht davonzufliegen, sondern in der Regel davonzulaufen. Muß sie das Nest verlassen, so bedeckt sie es leicht mit den Neststoffen oder einigen Blättern und Grashalmen, die sie herbeischafft. Nach 25—26 Tagen schlüpfen die Jungen aus. Die Alte hudert sie, bis sie vollständig trocken geworden sind, und führt sie sodann vom Neste weg und zur Äsung. Bei günstiger Witterung erstarken die kleinen, ziemlich behenden Küchlein innerhalb 12 Tagen so weit, daß sie ein wenig flattern können, und wenn sie erst Wachtelgröße erreicht haben, bäumen sie abends regelmäßig mit der Alten. Letztere sucht sie gegen alle schädlichen Einflüsse möglichst zu schützen, gibt sich auch ihrethalben etwaigen Gefahren rücksichtslos preis, erlebt aber doch nur selten die Freude, sie alle groß werden zu sehen, weil junge Fasanen zu den weichlichsten und hinfälligsten Hühnervögeln gehören. Bis spät in den Herbst hinein halten sich die Jungen bei der Mutter und bilden mit dieser ein Gesperre; dann trennen sich zuerst die Hähne und gegen das Frühjahr hin auch die Hennen, die nunmehr fortpflanzungsfähig geworden sind.

In Mittel- und Norddeutschland überläßt man die wenigsten Fasanen sich selbst, greift vielmehr helfend und oft genug auch hindernd ins Brutgeschäft ein. Für den kundigen Pfleger bietet die Aufzucht der Jungen kaum Schwierigkeiten. Sie erfordert allerdings Aufmerksamkeit und eine sorgfältige Wahl der Nahrungsstoffe, je nach dem Alter der Küchlein, nicht aber so außerordentliche Vorkehrungen und namentlich so wunderbare Futtermischungen, wie einzelne Züchter glauben machen wollen.

Schwerlich gibt es ein anderes Huhn, das so vielen Gefahren ausgesetzt ist wie der Fasan. Er unterliegt weit eher als alle Verwandten Witterungseinflüssen und wird ungleich häufiger als jene vom Raubzeuge aller Art gefangen. Sein ärgster Feind ist der Fuchs, der die Jagd ebenso regelrecht betreibt wie der Mensch, aber noch besser als dieser jede Gelegenheit wahrnimmt, das wohlschmeckende Wild zu berücken. Die jungen Fasanen werden von Mardern und Katzen weggenommen, die Eier im Neste von Igeln und Ratten gefressen. Habicht und Sperber, Weihe und Milan thun auch das Ihrige, und selbst der täppische Bussard oder der Rabe sowie Krähe, Elster, Häher nehmen manches Küchlein weg, überwältigen manchen Alten.

„Trotzdem, daß der Goldfasan seit langer Zeit in Europa bekannt ist“, sagt Bodinus mit vollem Rechte, „wird er von jedem Beschauer mit immer gleichem Entzücken beobachtet. Die Macht der Gewohnheit konnte die Freude an dem prachtvollen Farbenglanze seines Gefieders nicht abstumpfen, und wer ihn zum ersten Male sieht, kann sich kaum von dem herrlichen Anblicke losmachen.“ In der That, der Goldfasan, Kinki oder Goldhuhn der Chinesen (Phasianus pictus, Thaumalea picta, Chrysolophus pictus), wahrscheinlich der Phönix der Alten, darf ein Prachtvogel genannt werden; denn seine Färbung ist ebenso schön, wie seine Gestalt ansprechend. Ein reicher, aus hoch- oder goldgelben, etwas zerschlissenen Federn bestehender Busch deckt den Kopf des Männchens und überschattet einen Kragen, dessen einzelne Federn der Hauptsache nach orangerot gefärbt, aber tief samtschwarz gesäumt sind, so daß eine Reihe gleichlaufender dunkler Streifen entsteht; die von dem Kragen größtenteils bedeckten Federn des Oberrückens sind goldgrün und schwarz gesäumt, also schuppig, die des Unterrückens und der Oberschwanzdeckfedern hochgelb, die des Gesichtes, des Kinnes und der Halsseiten gelblichweiß, Unterhals und Unterleib hoch safranrot, die Deckfedern der Flügel kastanienbraunrot, die Schwingen rötlich-graubraun, rostrot gesäumt, die Schulterfedern dunkelblau, lichter gerändert, die Schwanzfedern auf bräunlichem Grunde schwarz gemarmelt oder netzartig gezeichnet und die verlängerten schmalen Oberschwanzdeckfedern dunkelrot. Das Auge ist goldgelb, der Schnabel weißgelb, der Fuß bräunlich. Die Länge beträgt 85, die Breite 65, die Fittichlänge 21, die Schwanzlänge 60 cm. Beim Weibchen bildet ein trübes Rostrot, das auf der Unterseite in Rostgraugelb übergeht, die Grundfärbung; die Federn des Oberkopfes, Halses und der Seiten sind bräunlichgelb und schwarz, die Oberarm- und mittleren Steuerfedern ähnlich, aber breiter gebändert, die seitlichen Schwanzfedern auf braunem Grunde gelbgrau gewässert, Oberrücken und Brustmitte einfarbig. Die Länge beträgt 63 cm.

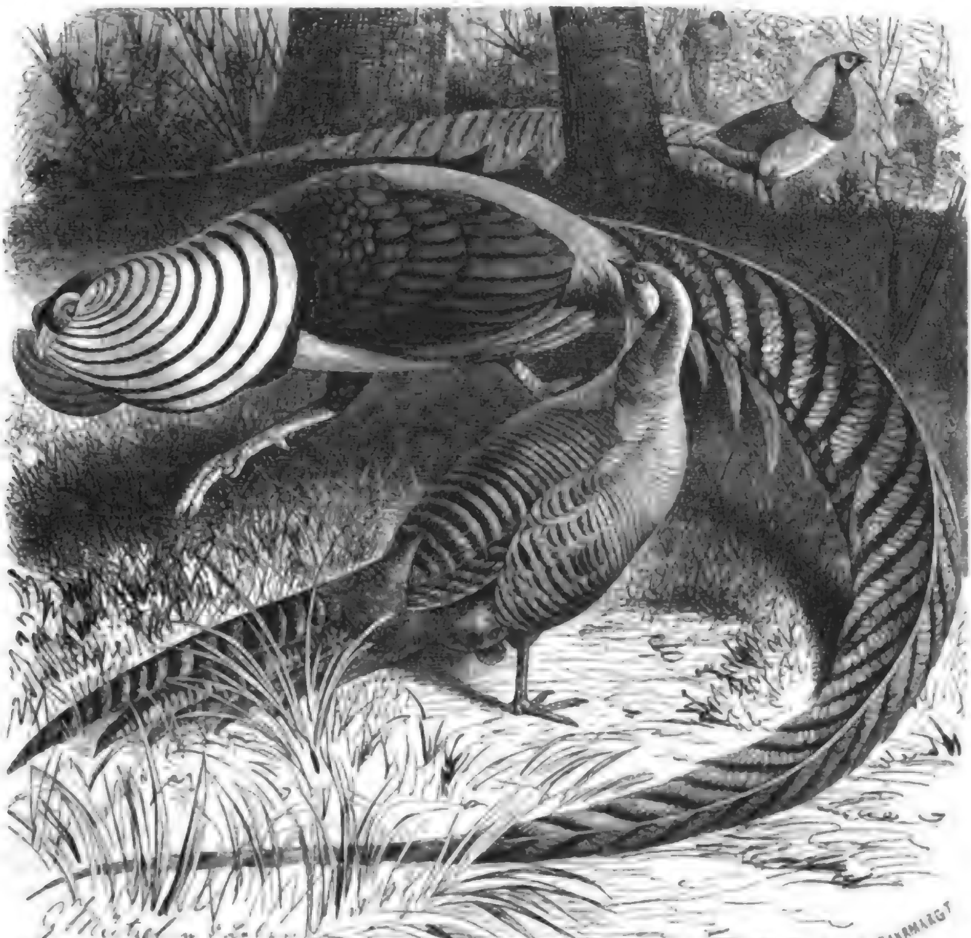
Neuerdings wird eine Rasse des Goldfasanes gezüchtet, die sich durch dunklere Färbung in allen Kleidern und Altersstufen und außerdem dadurch auszeichnet, daß die Schwanzfedern des Männchens bedeutend kürzer sind. Sie hat man unter dem Namen Phasianus obscurus unterschieden.

Der nächste Verwandte des Goldfasanes wurde zu Ehren der Lady Amherst, die ihn zuerst nach Europa brachte, Phasianus amherstiae benannt und mag den deutschen Namen Diamantfasan führen. Nach meinem Geschmacke übertrifft er den Goldfasan an



GOLDFASAN.

Schönheit. Der Federbusch ist auf der Stirn schwarz, im übrigen aber rot; der Halskragen besteht aus silberfarbenen, dunkler gesäumten Federn, das Gefieder des Halses, Oberrückens und der Oberflügeldeckfedern ist hell goldgrün, wegen der dunkeln Vordersäume ebenfalls schuppig, das des Unterrückens goldgelb, dunkel schattiert; die Oberschwanzdeckfedern zeigen auf blaßrötlichem Grunde schwarze Bänder und Flecken, die der Unterseite sind rein weiß,



Diamantfasan (Phasianus amherstiae). ¼ natürl. Größe.

die Schwingen bräunlichgrau, außen lichter gesäumt, die mittleren Steuerfedern weißgrau getüpfelt, schwarz quer gebändert und gelb gesäumt, die übrigen mehr mäusegrau, die seitlichen Oberschwanzdeckfedern wie bei dem Goldfasan lanzettförmig verlängert und korallenrot gefärbt. Das Auge ist goldgelb, das nackte Wangenfeld bläulich, der Schnabel hell-, der Fuß dunkelgelb. Die Länge beträgt 125, die Fittichlänge 22, die Schwanzlänge 90 cm. Das Weibchen ähnelt der Goldfasanhenne.

Transbaikalien und der Osten der Mongolei bis gegen den Amur hin sowie Süd- und Südwestchina und insbesondere die Provinzen Kansu und Setschuan sind die Heimat des

Goldfasanes; Ostsetschuan, Jün-nan, Kuyscho und Osttibet beherbergen den Diamantfasan. Beide bewohnen Gebirge; der Goldfasan lebt jedoch stets in einem niedrig, der Diamantfasan in einem hoch, 2000—3000 m über dem Meere gelegenen Gürtel. Dies behält auch dann Geltung, wenn beide auf demselben Gebirge vorkommen.

Obgleich man zugestehen muß, daß der Goldfasan anderen Arten seiner Familie im wesentlichen ähnelt, darf man ihn doch behender, gewandter, klüger und verständiger als den Edelfasan nennen. Seine Bewegungen sind höchst anmutig. Er ist im stande, Sätze auszuführen, die wegen ihrer Leichtigkeit und Zierlichkeit wahrhaft überraschen, weiß sich durch die dichtesten Verzweigungen mit einer Gewandtheit hindurchzuwinden, die in Erstaunen setzt, erhebt sich auch fliegend mit viel größerer Behendigkeit als andere Fasanen. Die Stimme, die man übrigens selten vernimmt, ist ein sonderbares Zischen. Von hoher Begabung darf man auch bei ihm nicht reden, und insbesondere scheint die in seiner Familie übliche Ängstlichkeit ihm im hohen Grade eigen zu sein; wohl aber kann man behaupten, daß er sich eher als andere in veränderte Verhältnisse fügt und sich leichter zähmen läßt. Jung aufgezogene gewöhnen sich bald an ihren Pfleger und unterscheiden ihn, was andere Fasanen nicht thun, mit untrüglicher Sicherheit von fremden Leuten. Alle diese Vorzüge des Goldfasanes werden dem, der sich mit ihm genauer beschäftigt, sehr bald klar; gleichwohl ist er bei weitem nicht das, was er sein könnte. Es scheint fast, als ob die Liebhaber sich einbilden, daß seine Zucht und Pflege besondere Schwierigkeiten habe, während dies doch durchaus nicht der Fall ist. „In dem ziemlich allgemein verbreiteten Glauben", sagt Bodinus, „daß unser Prachtvogel, aus dem warmen Asien stammend, durchaus nicht die Einflüsse der Witterung unter unserem deutschen Himmel ertragen könne, sperren viele ihn ein, wählen für sein Unterkommen eine Behausung aus, die den Strahlen der Sonne möglichst ausgesetzt ist, vermeiden ängstlich jede Nässe, suchen den Mangel der Sonnenwärme womöglich durch einen heißen Ofen zu ersetzen und geben, um hinreichende Kraft und Körperfülle zu erzielen, viel und schweres Körnerfutter. Bewegung hat der Vogel bloß in geringem Maße; denn ein größerer Raum ist nur mit vermehrtem Kostenaufwande abzusperren, und in einem kleineren wird es eben möglich, die Strahlen der Sonne recht kräftig auf ihn fallen zu lassen. Beobachtet man den Goldfasan jedoch genauer, so wird man bald finden, daß eine solche Behandlung ihm gewiß nicht zusagen kann, daß der trockene, von der Sonne ausgedörrte, heiße Sand, mit welchem man seinen Zwinger füllt, durchaus keinen geeigneten Boden für ihn abgibt." Gewährt man ihm einen verhältnismäßig großen, teilweise mit Rasen belegten und ebenso mit dichtem Gebüsche bepflanzten Raum, und reicht man ihm ein passendes, d. h. möglichst gemischtes, aus tierischen wie pflanzlichen Stoffen bestehendes Futter, so wird man ihn ebenso leicht erhalten und zur Fortpflanzung bringen können wie jeden anderen Fasan.

Der Goldfasan tritt gegen Ende April auf die Balz. Um diese Zeit läßt er öfter als sonst seine zischende Lockstimme vernehmen, zeigt sich beweglicher als je, auch höchst kampflustig, und gefällt sich in anmutigen Stellungen, indem er den Kopf niederbeugt, den Kragen hoch aufschwellt, die Flügel breitet, das Spiel erhebt und Wendungen und Drehungen aller Art mit außerordentlicher Zierlichkeit ausführt. Will er die Henne herbeirufen oder seine Liebesgefühle noch anderweitig kundgeben, so läßt er etwa 3—4mal nacheinander einen kurz abgebrochenen Ruf ertönen, der entfernte Ähnlichkeit mit dem Geräusche des Wetzens einer Sensenklinge hat und mit keiner anderen Vogelstimme verwechselt, aber auch nicht genauer beschrieben werden kann. Da, wo sich die Henne frei bewegen kann, beginnt sie Anfang Mai zu legen, indem sie sich ein wohlverstecktes Plätzchen aussucht und hier nach anderer Fasanen Art ein liederliches Nest zusammenscharrt. Die 8—12 Eier sind sehr klein und ziemlich gleichmäßig hell rostfarben oder gelbrot. In einem engen Gehege brütet die

Henne selten, d. h. nur dann, wenn sie sich gänzlich unbeobachtet glaubt; man läßt deshalb ihre Eier von passenden Haushennen ausbrüten und wählt hierzu am liebsten die zwerghaften Bantams. Nach einer Bebrütung von 23—24 Tagen entschlüpfen die äußerst niedlichen Küchlein. Sie verlangen in den ersten Tagen ihres Lebens, wie alle Fasanen, große Sorgfalt, namentlich trockene Wärme, können aber bei günstiger Witterung bereits nach 2—3 Tagen ins Freie gebracht werden. Nicht immer folgen sie ihrer Pflegemutter, zeigen vielmehr oft Lust, ihr zu entrinnen; doch genügt zuweilen schon ein halber Tag, um sie an die Pflegerin zu gewöhnen. Nach Ablauf der ersten 14 Tage beginnen sie zu bäumen, und wenn sie die Größe einer Wachtel erreicht haben, fragen sie sehr wenig mehr nach der Pflegemutter. Nach etwa 4 Wochen beanspruchen sie keine besondere Pflege weiter, sondern können ganz wie alte Fasanen gehalten werden.

Alles, was man zum Lobe des Goldfasanes anführen kann, läßt sich, jedoch in reicherem Maße, auch vom Diamantfasan sagen. Er ist noch zierlicher, noch gewandter, behender, klüger und, was die Hauptsache, härter, gegen unser Klima weniger empfindlich als der Verwandte, dem er übrigens so nahe steht, daß er sich leicht mit ihm paart und wiederum fruchtbare Bastarde erzielt. Ihm blüht offenbar eine große Zukunft, denn er besitzt alle Eigenschaften, welche den Erfolg der Einbürgerung bei uns zu Lande sichern, soweit dies überhaupt möglich ist.

In einer weiteren Unterfamilie vereinigt man die **Pfauenvögel** (Pavoninae). Ihre Merkmale liegen in dem flach ausgebreiteten Schwanz und den bespornten Läufen der Männchen.

*

Die **Pfauen** (Pavo) unterscheiden sich von sämtlichen anderen Hühnern durch die über alles gewohnte Maß entwickelten Oberschwanzdeckfedern, die demgemäß als ihr wichtigstes Kennzeichen angesehen werden müssen. Sie sind die größten aller Hühner, kräftig gebaut, ziemlich langhalsig, kleinköpfig, kurzflügelig, hochbeinig und langschwänzig. Der Schnabel ist ziemlich dick, auf dem Firste gewölbt, an der Spitze hakig herabgekrümmt, der hochläufige Fuß beim Männchen gespornt, der Fittich, in welchem die sechste Schwinge die anderen überragt, kurz, der aus 18 Federn bestehende Schwanz merklich gesteigert. Das Gefieder bekleidet in reicher Fülle den Leib, ziert den Kopf mit einem aufgerichteten und langen, entweder aus schmalen oder aus nur an der Spitze bebarteten Federn bestehenden Busche, läßt aber die Augengegend frei. Seine Schönheit erreicht es im dritten Jahre des Alters. Das Vaterland der Pfauen ist Südasien.

Der **Pfau** (Pavo cristatus), den wir als den Stammvater des schönsten unserer Hofvögel anzusehen haben, ist auf Kopf, Hals und Vorderbrust prachtvoll purpurblau mit goldenem und grünem Schimmer, auf dem Rücken grün, jede Feder kupferfarbig gerändert und muschelartig gezeichnet, auf dem Flügel weiß, schwarz quer gestreift, auf der Rückenmitte aber tiefblau, auf der Unterseite schwarz; die Schwingen und Schwanzfedern sind licht nußbraun, die Federn, welche die Schleppe bilden, grün, durch Augenflecken prächtig geziert, die 20—24 Federn der Haube tragen nur an der Spitze Bärte. Das Auge ist dunkelbraun, der nackte Ring darum weißlich, der Schnabel und Fuß hornbraun. Die Länge beträgt 110—125, die Fittichlänge 46, die Schwanzlänge 60 cm; die Schleppe mißt 1,2—1,3 m. Beim Weibchen ist der Kopfbusch bedeutend kürzer und dunkler gefärbt als beim Männchen; Kopf und Oberhals sind nußbraun, die Federn des Nackens grünlich, weißbraun gesäumt, die des Mantels lichtbraun, fein quer gewellt, die der Gurgel, Brust und des Bauches



Pfau (Pavo cristatus). ⅑ natürl. Größe.

weiß, die Schwingen braun, die Steuerfedern dunkelbraun mit einem weißen Spitzensaume. Die Länge beträgt etwa 95, die Fittichlänge 40, die Schwanzlänge 33 cm.

Der Pfau bewohnt Ostindien und Ceylon und wird in Assam und auf den Sunda-Inseln, namentlich auf Java, durch zwei verwandte Arten vertreten. Er bewohnt Waldungen und Dschangeln, insbesondere bergiger Gegenden, solche, die von offenem Lande umgeben oder von Schluchten durchzogen werden, häufiger als solche, die mit unserem Hochwalde zu vergleichen sind. Im Nilgiri und an Gebirgen Südindiens steigt er bis in einen Gürtel von 2000 m über dem Meere empor, fehlt jedoch im Himalaja; auf Ceylon findet er sich ebenfalls vorzugsweise im Gebirge. Nach Williamson bilden Waldungen mit dichtem Unterwuchse oder hohem Grase seine Lieblingsplätze, vorausgesetzt, daß es an Wasser nicht fehlt; ebenso gern hält er sich in Pflanzungen auf, die ihm Deckung gewähren und einzelne hohe, zur Nachtruhe geeignete Bäume haben. In vielen Gegenden Indiens gilt er als ein heiliger und unverletzlicher Vogel, dessen Tötung in den Augen der Eingeborenen als Verbrechen angesehen wird und jeden Übertreter in Lebensgefahr bringt. In der Nähe vieler Hindutempel halten sich zahlreiche Herden von halbwilden Pfauen auf, deren Pflege mit zu den Obliegenheiten der Geistlichen gehört, werden sich hier des ihnen

gewährten Schutzes bald bewußt und zeigen, wenigstens dem Hindu gegenüber, kaum größere Scheu als diejenigen, welche auf dem Hühnerhofe erwuchsen.

Sir Emerson Tennent versichert, daß niemand, der den Pfau nicht selbst in seiner einsamen Wildnis sah, eine Vorstellung von seiner Schönheit gewinnen kann. In denjenigen Teilen von Ceylon, welche selten von Europäern besucht werden, und wo der Pfau keine Störung erleidet, ist er so außerordentlich häufig, daß man bei Tage Hunderte zu gleicher Zeit sieht und nachts vor dem fortwährenden und lauten Geschrei nicht schlafen kann. Am prachtvollsten nimmt er sich aus, wenn er gebäumt hat und die lange Schleppe, bald halb von den Blättern verborgen, bald ausgebreitet, dem Baume selbst zu einem wunderbaren Schmucke wird. Williamson behauptet, daß er in einzelnen Teilen Indiens zu gleicher Zeit 1200—1500 Pfauen gesehen, sie aber gewöhnlich in Banden von 30—40 Stück gefunden habe. Am Tage halten sich diese Gesellschaften meist auf dem Boden auf, und nur in den Vormittags- und Abendstunden kommen sie auf die Blößen oder Felder heraus, um hier Nahrung zu suchen. Verfolgt, sucht sich der Pfau solange wie möglich laufend zu retten, und erst wenn er einen gewissen Vorsprung erreicht hat, entschließt er sich zum Fluge. Dieser ist schwerfällig und rauschend. Der Vogel erhebt sich gewöhnlich nicht über Schußhöhe und fliegt selten weit. Williamson meint, daß man glauben werde, ein im Flügel verwundeter Pfau stürze schwer auf den Boden herab; dem aber sei nicht so: der geschädigte raffe sich vielmehr in der Regel sehr bald wieder auf und laufe dann so rasch dahin, daß er unter zehn Fällen neunmal dem Jäger entkomme, wenn dieser ihm nicht unmittelbar folge. Vor einem Hunde oder überhaupt einem größeren vierfüßigen Raubtiere scheut sich der Pfau weit mehr als vor dem Menschen, wahrscheinlich, weil er an Wildhunden und an den Tigern schlimme Erfahrungen gemacht hat. Wird ein Hund auf seine Fährte gebracht, so bäumt er sobald wie möglich, und wenn dies geschehen ist, läßt er sich so leicht nicht vertreiben. In Indien ergraute Jäger schließen da, wo es Tiger gibt, von dem Benehmen der Pfauen mit aller Sicherheit auf das Vorhandensein eines jener Raubtiere.

Als echter Hühnervogel wählt sich der Pfau seine Nahrung ebensowohl aus dem Tier- wie aus dem Pflanzenreiche. Er frißt alles, was unser Huhn genießt, ist aber vermöge seiner Größe und Stärke im stande, auch kräftigere Tiere zu bewältigen, so namentlich Schlangen von ziemlicher Länge, die von ihm teilweise gefressen, mindestens getötet werden. Wenn das junge Getreide schoßt, findet er sich regelmäßig auf den Feldern ein, um hier zu äsen, und wenn die Pipalfrüchte reifen, frißt er davon so viel, daß sein Wildbret einen bitteren Geschmack annimmt.

Je nach der Örtlichkeit brütet der Pfau früher oder später im Jahre, in Südindien gewöhnlich gegen Ende der Regenzeit, im nördlichen Teile des Landes etwa vom April an bis zum Oktober. Nach Irby verliert der Hahn in Audh seine Schleppe im September und hat sie erst im März wieder vollständig erhalten, kann also dann erst an die Paarung denken. Er entfaltet jetzt vor dem Weibchen die volle Schönheit seines Spieles und benimmt sich überhaupt in derselben Weise wie seine gezähmten Nachkommen. Das Nest, das man gewöhnlich auf einer erhöhten Stelle, im Walde unter einem größeren Busche, findet, besteht aus dünnen Ästchen, trockenen Blättern und dergleichen und ist ebenso unordentlich gebaut wie das anderer Hühnervögel. Das Gelege zählt laut Jerdon 4—8 oder 9, laut Williamson 12—15 Eier. Sie werden von der Henne mit großem Eifer bebrütet und nur im äußersten Notfalle verlassen. „Bei verschiedenen Gelegenheiten", sagt der erstgenannte, „habe ich wilde Pfauhennen auf ihrem Neste beobachtet. Falls ich sie nicht störte, rührten sie sich nicht, auch wenn sie mich unzweifelhaft gesehen hatten." Das Jugendleben verläuft wie das anderer Hühner.

Obgleich man nicht sagen kann, daß der Pfau zu dem gesuchten Wilde der indisch-europäischen Jäger gehört, vermag anfänglich doch keiner von ihnen der Versuchung zu widerstehen, einen in der Luft dahinstreichenden Hahn herabzuschießen. Das Wildbret alter Vögel ist zwar nur zur Suppe gut genug, das der halberwachsenen aber ganz ausgezeichnet wegen seiner Weichheit und des vortrefflichen Wildgeschmackes. In Gegenden, wo Pfauen häufig und nicht unverletzlich sind, werden viele von ihnen in Schlingen, Netzen und anderen Fallen gefangen und lebend auf den Markt gebracht. Sie gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft, müssen aber doch schon ein gewisses Alter erreicht haben, weil die Jungen schwer aufzuziehen sind.

Die Zeit, in welcher der Pfau zuerst nach Europa gelangte, ist nicht festgestellt. Alexander der Große kannte ihn als gezähmten Vogel nicht; denn er bewunderte ihn, als er ihn während des Zuges nach Indien zum ersten Male wild sah, und brachte, wie die Sage berichtet, gezähmte mit sich nach Europa. Dennoch war der Prachtvogel schon viel früher westwärts verbreitet worden. „Dort also (in Indien) lebte der Vogel frei in den Wäldern", schreibt V. Hehn, „und von dort gelangte er auf dem Wege des phönicischen Seehandels in das Gebiet des Mittelmeeres, wie nicht bloß ein bestimmtes, auf den Anfang des 10. Jahrhunderts weisendes Zeugnis lehrt, sondern auch die Vergleichung der Namen bestätigt. König Salomos in den edomitischen Häfen ausgerüstete Schiffe brachten von der Fahrt nach und von Ophir neben anderen Kostbarkeiten auch Pfauen mit." Zu Perikles' Zeit soll der Pfau noch so selten in Griechenland gewesen sein, daß Leute aus weiter Ferne kamen, um ihn zu sehen. Aelian erwähnt, daß ein Hahn 1000 Drachmen oder etwa 1400 Mark unseres Geldes wert gewesen sei. Aristoteles, der Alexander nur zwei Jahre überlebte, schildert ihn als einen überall im Lande gewöhnlichen und wohlbekannten Vogel. Bei den Gelagen der römischen Kaiser spielte er bereits eine hervorragende Rolle. Vitellius und Heliogabalus setzten den Gästen gewaltige Schüsseln vor, die aus Zungen und Hirn der Pfauen und den teuersten Gewürzen Indiens bestanden. Zu Samos wurde er im Tempel der Juno gehalten und auf den Münzen abgebildet. In Deutschland und England scheint er im 14. und 15. Jahrhundert noch sehr selten gewesen zu sein, weil englische Barone ihren Reichtum dadurch bewiesen, daß sie bei großen Schmäusen einen gebratenen Pfau auftragen ließen, der mit den eignen Federn geschmückt und mit (damals noch sehr seltenen) Pflaumen umgeben war. Gesner, dessen Naturgeschichte 1557 erschien, kannte ihn sehr genau und gibt bereits eine ausführliche Beschreibung von ihm: „Vnder dem grossen gevögel hat der Pfaw den preiß, an seiner gestalt, am verstand vnd seiner herrlichkeit. Er verwundert sich ob seiner schönen zierde, vnd wenn jhn jemand lobt vnd schön nennet, so streckt er schnell seine geblümbten vnd goldfarbnen Federn auß, vnd erzeigt dieselbigen als einen schönen Blumengarten: schiltet man aber jhn, so verbirgt er seinen Wäbel, vnd bezeuget damit, daß er seinen schmeher hasse. So er gelobt, streckt er seinen Schwantz auß: so bald er aber seine vngestaltete Bein ansiehet, wirt er trawrig, vnd läst jhn widerumb nider. So er zu Nacht erwachet, vnd sich selbst in der Finsternus nicht besichtigen mag, schreyet er gantz forchtsam, vnd vermeint er habe sein schöne verlohren. Der Pfaw weiß nicht allein daß er der schönest ist auß allen Vögeln, sonder er weiß auch, wo die schöne am meisten gelegen ist, darumb richtet er seinen Halß auff, vnd wirt auß seinen Federn, welche jhn dann zieren, sehr stolz und hochmütig, dann damit machte er seine zuseher forchtsam. Wenn er aber einen erschrecken wil, so streckt er seine Federn erstlich auß, darnach knastelt er mit denen, vnd machet mit seinem hohen und stoltzen Haupt als einen dreyfachen Strauß. So er sich erkülen wil, so streckt er allenthalbe die Federn für sich, machet jhm also einen schatten, vnd treibt alle hitz hinweg. Wenn aber jhn hinden ein Wind anbläset, so streckt er allgemach seine Flügel auß, damit jhm die Lufft darein gehe, vnd er also erkület werde.

Lobt man jhn, so erzeigt er seine Hoffart, als ein schön Kind oder ein schön Weib, dann also richtet er nach einer ordnung seine Federn auff, daß sie einem schönen Lustgarten, oder einem vielfältigen Gemähl ähnlich werden. Er stellet sich auch für die Mahler so jhn abconterfeyten wöllen gantz still, damit sie jhn gründtlich besichtigen vnd abmahlen können, als Aelianus aufweiset. Der Pfaw ist gar ein sauberer Vogel, darumb gehet er ordentlich daher, damit er sich nicht verunreinige, vnd dieweil er noch jung, etwan nassz vnd vnfletig wirdt, stirbt er offt darvon, als der nichts vnreines erleiden mag."

Im wesentlichen sind wir noch heute so ziemlich derselben Ansicht wie der alte Gesner. Der hervorstechendste Zug des Pfaues ist allerdings Stolz und Eitelkeit, und er bekundet diese nicht bloß seinem Weibchen, sondern auch dem Menschen gegenüber. Aber er ist außerdem selbstbewußt und herrschsüchtig. Auf dem Hühnerhofe macht er sich oft unleidlich, weil er, ohne erzürnt worden zu sein, schwächere Tiere überfällt und mit hämischer Bosheit mißhandelt oder sogar tötet. Zuweilen läßt er sich freilich auch verleiten, mit Truthühnern anzubinden; dann aber folgt dem frevelhaften Beginnen die Strafe regelmäßig auf dem Fuße nach. Pfauen und Truthühner, die frei umherschweifen, liegen häufig im Streite miteinander. Zuerst kämpfen gewöhnlich zwei Pfauhähne mit großer Erbitterung unter sich; dann pflegt der geschlagene sich auf einen der umherstolzierenden Truthähne zu stürzen. Dieser aber ruft augenblicklich die Gefährten zu Hilfe, der Streit ist sofort beendet, und alle Puterhähne, ja selbst alle Hennen vereinigen sich in dem Bestreben, den stolzen Asiaten zu züchtigen. Dann muß dieser unter allen Umständen Fersengeld geben und wird manchmal arg zerzaust und zerhackt.

Der Winter ficht den Pfau wenig an: er behält, auch wenn er einen warmen Stall hat, selbst bei der strengsten Kälte die erhabenen Schlafplätze bei, die er sich im Sommer wählte, und läßt sich bei Schneefall unter Umständen ruhig einschneien, leidet davon auch keinen Schaden. Wenn er größere Freiheit genießt, zeigt er sich anspruchslos, nimmt mit gewöhnlichem Hühnerfutter vorlieb, sucht sich aber freilich bei seinen Spaziergängen im Hofe und Garten viele Nahrungsmittel selbst. Grünes der verschiedensten Art scheint ihm unentbehrlich zu sein. Die Henne brütet nur dann eifrig, wenn sie sich vollständig ungestört weiß. Sie versteht meisterhaft, einen passenden Platz zum Nisten zu wählen, benutzt hierzu die verschiedensten Örtlichkeiten, verfährt aber stets mit Umsicht. Nach einer 30 Tage währenden Bebrütung schlüpfen die Jungen aus, und wenn die Alte beim Brüten nicht gestört wurde, nimmt sie sich ihrer treulich an, leitet, hudert und verteidigt sie nach besten Kräften, zeigt sich überhaupt sehr besorgt um sie. Wurde sie aber während des Brütens öfters gestört, so nimmt sie in der Regel mehr auf sich als auf die Küchlein Rücksicht und läßt diese namentlich in der Nacht oft in abscheulicher Weise im Stiche, indem sie, unbekümmert um die Hilflosigkeit der Jungen, ihren gewohnten Schlafplatz aufsucht. Die Jungen wachsen günstigen Falles ziemlich rasch heran, lassen sich im dritten Monate ihres Lebens bereits nach dem Geschlechte unterscheiden, erhalten aber die volle Pracht ihres Gefieders und ihre Fortpflanzungsfähigkeit erst im dritten Jahre ihres Lebens.

*

Als eine weitere Gattung der Pfauenvögel sind die Glanzfasanen (Lophophorus) anzusehen. Sie unterscheiden sich durch kurzen, sanft gerundeten Schwanz und sind auf das Hochgebirge Süd- und Hinterasiens beschränkt.

Hoch oben in den Waldungen des Himalaja von den Vorbergen an, die gegen Afghanistan abfallen, bis nach Sikkim und Bhutan, dem äußersten Osten des Gebirges hin, bewohnt die zwischen 2000 und 3000 m über dem Meere liegenden Höhen ein prachtvolles Huhn,

vielleicht der schönste seiner Familie, das Glanzhuhn, von den Bewohnern des Himalaja Monaul oder Monal, von den Forschern gewöhnlich Glanzfasan genannt (Lophophorus impeyanus und refulgens, Phasianus impeyanus, Pavo und Monaulus refulgens, Impeyanus recurvirostris.)

Von der Farbenpracht des Monaul ist schwer eine Beschreibung zu geben. Der Kopf, einschließlich des wie aus goldenen Ähren zusammengesetzten Busches und die Kehle sind metallisch grün, der Oberhals und Nacken schimmernd purpur- oder karminrot, mit Rubinglanz, der Unterhals und Rücken bronzegrün, goldglänzend, der Mantel und die Flügeldeckfedern, der Oberrücken und die Oberschwanzdeckfedern violett- oder bläulichgrün, ebenso glänzend wie das übrige Gefieder, einige Federn des Unterrückens weiß, die Unterteile schwarz, auf der Brustmitte grün und purpurn schimmernd, auf dem Bauche dunkel und glanzlos, die Schwingen schwarz, die Steuerfedern zimtrot. Das Auge ist braun, die nackte Stelle darum bläulich, der Schnabel dunkel hornfarben, der Fuß düster graugrün. Beim Weibchen sind Kehle und Gurgelgegend weiß, alle übrigen Federn auf blaß gelbbraunem Grunde dunkelbraun gefleckt, gewellt und gebändert, die Handschwingen schwärzlich, die Armschwingen und die Steuerfedern schwarz und braungelb gebändert. Die Länge des Hahnes beträgt 65, die Breite 85, die Fittichlänge 30, die Schwanzlänge 21 cm. Die Henne ist merklich kleiner.

Über das Freileben des Monaul, dessen Verbreitungsgebiet sich über den ganzen südlichen Himalaja und Kaschmir erstreckt, haben wir einen ausführlichen Bericht durch „Mountaineer" erhalten, müssen jedoch bedauern, daß dieser treffliche Beobachter mehr den Standpunkt des Jägers als den des Forschers vertritt. „Von dem ersten höheren Kamme über den Ebenen bis zur Waldgrenze hinauf bemerkt man den Monaul in jeder Höhe, und inmitten des Gebirges ist er einer der häufigsten Jagdvögel. Als die Berge in der Nähe von Mussuri zuerst von Europäern besucht wurden, war er auch hier häufig, und noch jetzt kommt er in dieser Gegend wenigstens einzeln vor. Während des Sommers begegnet man ihm selten, weil die üppig grünenden Schlingpflanzen dann das Innere des Waldes dem Auge verschließen; dagegen gewahrt man ihn um diese Zeit in ziemlicher Anzahl in der Nähe der Schneefelder, namentlich morgens und abends, wenn er hier erscheint, um Futter zu suchen. Doch würde niemand im stande sein, von denjenigen, welche er sieht, auf die Anzahl der wirklich vorhandenen zu schließen. Wenn die kalte Jahreszeit heranrückt, die Rankengewächse und die den Boden deckenden Pflanzen verdorren, scheint der Wald von ihnen erfüllt zu sein. Sie schlagen sich jetzt in Ketten zusammen, und in mancher Gegend kann man mehr als hundert im Laufe eines Tages aufjagen. Im Sommer steigen fast alle Männchen und einige von den Weibchen im Gebirge empor; im Herbste wählt alt und jung diejenigen Stellen des Waldes, wo der Boden dick mit abgefallenem Laube bedeckt ist, weil jetzt hier die meisten Larven und Maden gefunden werden. Je mehr der Winter herannaht und das Gebirge mit Schnee bedeckt, um so mehr ziehen sie sich nach unten. In strengen Wintern und bei tiefem Schnee vereinigen sie sich in Waldungen auf südlichen Gehängen des Gebirges, wo der Schnee noch am ersten schmilzt, kommen selbst bis ins Hügelland herab, wo der Schnee nicht so tief liegt oder bald wegtaut, und wo sie im stande sind, unter Büschen oder beschirmten Stellen sich bis zum Boden durchzuarbeiten. Weibchen und Junge verweilen dann gern in der Nachbarschaft von Walddörfern und werden oft haufenweise in den Feldern gesehen; doch bleiben auch viele, aber wohl nur alte Männchen, selbst während des kältesten Wetters, wenn ein Schneefall nach dem anderen den Boden dick belegt hat, in den höheren Waldungen zurück. Im Frühlinge ziehen alle, welche ins Thal herabgedrückt wurden, allmählich, sowie der Schnee schmilzt, wieder nach oben.

„Die Gesellschaften oder Völker, die in den Herbst- und Wintermonaten sich in einem gewissen Teile des Waldes vereinigen, verteilen sich über einen so weiten Raum, daß jeder

Vogel allein zu sein scheint. Zuweilen kann man eine englische Meile weit durch den Wald gehen, ohne einen einzigen zu sehen, und plötzlich trifft man auf eine Stelle, wo in einem Bezirke von einigen hundert Metern Durchmesser mehr als 20 nach und nach aufstehen. Zu anderen Zeiten oder in anderen Strichen haben sie sich über das ganze Gebiet verteilt; man treibt hier einen auf, dort einen anderen, zwei oder drei an einer dritten Stelle, und so kann es meilenweit fortgehen. Die Weibchen bilden geschlossenere Schwärme als die Männchen, gehen auch tiefer in das Gebirge hinab und vertauschen die schützenden Wälder früher mit Plätzen, die den Strahlen der Sonne ausgesetzt sind, oder mit der Nachbarschaft der Dörfer. Beide Geschlechter werden oft getrennt voneinander und dann in namhafter Anzahl gefunden. In größeren Tiefen oder auf getauten Bergseiten trifft man Dutzende von Weibchen und jungen Vögeln ohne ein einziges altes Männchen, während man in der Höhe oder im Walde nur diese sieht. Im Sommer verteilen sie sich mehr, halten sich aber nicht eigentlich paarweise; denn man begegnet auch dann oft mehreren zusammen. Ob diese sich überhaupt gepaart haben, bleibt fraglich; denn das Männchen scheint der Henne, solange sie brütet, keine Aufmerksamkeit zuzuwenden oder sich ebensowenig um die ausgeschlüpften Jungen zu bekümmern, da man es so selten bei ihnen findet.

„Vom April bis zum Beginn der kalten Jahreszeit ist der Monaul sehr vorsichtig und scheu; aber diese Eigenschaften verlieren sich unter dem alles bezähmenden Einflusse der winterlichen Kälte und des die Nahrung bedeckenden Schnees sehr bald, obgleich man auch jetzt eine gewisse Zurückhaltung nicht verkennen kann. Vom Oktober an findet man unseren Vogel schon häufig an Stellen, die frei von Unterholz sind, und er zeigt sich nicht mehr so ängstlich bedacht, der Beobachtung zu entgehen, indem er sich durch das Gras oder die dichteren Gebüsche dahinstiehlt; immerhin aber wird er früher aufmerksam und steht in größerer Entfernung auf als jeder eigentliche Fasan. Im Frühjahre fliegt er, aufgescheucht, oft weit in einem Zuge dahin und läßt sich, wenn er zum zweiten Male aufstand, kaum nahe kommen, während er im Winter nicht selten im Laufen erlegt oder, wenn er sich erhoben und auf einem Baume niedergelassen hatte, ohne große Mühe beschlichen werden kann. Wenn man ihn im Walde auftreibt, erhebt er sich gewöhnlich stumm und ohne auf dem Boden wegzulaufen, wogegen er auf Blößen oder grasigen Gehängen, wenn er sich nicht hart verfolgt sieht, gern davonrennt oder auch davonschleicht anstatt aufzufliegen. Muß er sich zum Aufstehen entschließen, so geschieht dies unter polterndem Geräusche und unter Ausstoßen eines schrillenden und pfeifenden Geschreies, das in rascher Folge und oft bis zum Niedersetzen wiederholt wird, worauf er dann unter Umständen seinen gewöhnlichen klagenden Ruf ertönen läßt und eine Zeitlang fortsetzt. Wenn man im Winter ein oder zwei Monauls aufgetrieben hat, werden alle, welche dies hören, aufmerksam, und wenn jene zu einem Schwarme gehören, erhebt sich dieser in rascher Folge; ist die Gesellschaft mehr vereinzelt, so steht ein Vogel langsam nach dem anderen auf. Der Schrei des ersten, der auffliegt, bewegt einen zweiten, sich zu erheben, und so geht es fort, bis alle in der unmittelbaren Umgebung aufgestanden sind. Im Winter zeigen sie sich weniger abhängig voneinander und, wenn auch scheuer, doch eher geneigt, zu warten, bis sie selbst aufgescheucht werden. Längere Verfolgung macht sie sehr scheu, flüchtig und unstet, zumal im Frühlinge, weil sie dann überall im Walde ohne Mühe hinlängliches Futter finden, während sie im Winter auf ein beschränkteres Gebiet angewiesen sind und zu ihm zurückkehren müssen. Die Weibchen scheinen übrigens jederzeit weniger furchtsam zu sein als die Männchen. Der Flug der letzteren ist eigentümlich. Der Monaul pflegt nämlich, wenn er weitere Strecken durchmessen will, ohne Flügelschlag, aber mit zitternder Bewegung der Schwingen dahin zu schweben. Spielt dann die Sonne auf seinem prachtvollen Gefieder wider, so erscheint er unbedingt als der schönste aller Fasanvögel.

„Den Lockruf, jenes laut klagende Pfeifen, hört man im Walde zwar zu allen Stunden des Tages, am häufigsten aber doch vor Tagesanbruch und gegen Abend. In der kalten Jahreszeit tönt der Wald wider von dem Geschrei der jetzt zahlreich versammelten, insbesondere kurz bevor sie sich auf einzelne hohe Bäume oder auch wohl Felszacken zum Schlafen aufsetzen wollen. Der Monaul nährt sich von Wurzeln, Blättern, jungen Schößlingen, verschiedenen Grasarten und Kräutern, Beeren, Nüssen und anderen Sämereien, aber auch von Kerbtieren aller Art. Im Herbste sucht er letztere unter den abgefallenen Blättern zusammen; im Winter äst er oft in den Weizen- und Gerstenfeldern. Er beschäftigt sich, seinen hierzu besonders geeigneten Schnabel angemessen verwendend, jederzeit eifrig, nicht selten mehrere Stunden nacheinander, mit Graben. In den höher gelegenen Wäldern sieht man zuweilen auf Blößen oder offenen Stellen, die frei von Unterholz sind, Massen von Monauls in voller Arbeit.

„Die Brutzeit beginnt bald nach Eintritt des Frühjahres. Die Henne bereitet ihr Nest unter einem kleinen deckenden Busche oder einem Grasbüschel und legt 5 Eier, die auf düsterweißem Grunde mit rötlichbraunen Punkten und Flecken getüpfelt sind. Die Küchlein entschlüpfen den Eiern Ende Mai."

Manche Jäger achten das Wildbret des Monaul dem Fleische des Truthuhnes an Güte gleich, andere behaupten, daß es kaum eßbar sei; „Mountaineer" versichert, daß namentlich Weibchen und Junge im Herbste und Winter einen ausgezeichneten Braten liefern, während das Wildbret gegen Ende des Winters an Güte verliere. Entsprechend der Jahreszeit bietet die Jagd größere oder geringere Schwierigkeiten; bei der Häufigkeit dieses prachtvollen Wildes erzielt der geschickte Jäger aber doch regelmäßig reiche Beute. Unser Gewährsmann wartete im Herbste, bis die aufgetriebenen oder schlaflustigen Vögel aufgebäumt hatten, beschlich dann den ersten, schoß ihn herab, ging einem zweiten zu, erlegte ihn ebenfalls und konnte mit seiner Jagd oft lange Zeit fortfahren, da die Tiere sich wenig um den Knall des Schusses zu kümmern schienen.

Es ist leicht, alt gefangene Monauls im Käfige zu erhalten; demungeachtet zählt der prachtvolle Vogel in unseren Tiergärten noch zu den Seltenheiten. In Indien kann man geeigneten Ortes so viele gefangene Glanzhühner erhalten, wie man will; die Kinder der luftigen Höhe vertragen aber die Hitze der Tiefe nicht, und die meisten sterben während der Reise. Lady Impey brachte die ersten lebenden Monauls nach England und ließ es sich viel Mühe und Geld genug kosten, sie hier einzubürgern. Sie führen auch in der Gefangenschaft ein möglichst verstecktes Leben, verbergen sich gern vor dem Beobachter, zeigen sich immer etwas ängstlich, graben beständig, bearbeiten die Rasenplätze in ihrem Käfige ohne Unterlaß und verunstalten sehr bald ihr Gebauer. Den Winter überstehen sie ebenso leicht wie unsere Fasanen. In dem Tierparke des Earl of Derby gelang es zuerst, gefangene Glanzhühner zur Fortpflanzung zu bringen; später haben sie auch in den Tiergärten gebrütet. Da man den gefangenen hier die Eier wegnimmt, um diese von Haushennen ausbrüten zu lassen, erzielt man in der Regel 10—14 Eier von einem Paare, selten aber mehr als 5—7 Junge. Die Küchlein ähneln denen anderer Hühner in Gestalt und Färbung, lassen sich aber an ihrer bedeutenden Größe leicht erkennen. Ihr Daunenkleid ist auf dunkelbraunem Grunde lichter gestreift und dunkel gemarmelt; die Unterseite pflegt einfarbig gelblichweiß zu sein. Sie wachsen rasch heran, sind aber zärtlich, und viele gehen während der letzten Mauser zu Grunde.

*

Als die nächsten Verwandten der Glanzhühner sehe ich die Satyrhühner (Ceratornis) an. Der Leib ist gedrungen, der Schnabel sehr kurz und ziemlich schwach, der Fuß niedrig, aber kräftig gespornt, der Flügel mittellang, der aus 18 Federn bestehende

Schwanz kurz und breit. Zwei kleine, hohle, aufrichtbare, fleischige Fortsätze, sogenannte Hörner, erheben sich am hinteren Ende des nackten Augenringes, dessen Fortsetzung sie bilden, und das nackte, ausdehnbare Kehlfeld vergrößert sich seitlich durch zwei Hautlappen. Das Gefieder ist sehr reich, auf dem Hinterhaupte hollenartig verlängert, seine Färbung eine prächtige, seine Zeichnung eine überaus zierliche.

Das Satyrhuhn (Ceratornis satyra, Ceriornis satyra und lathami, Meleagris und Penelope satyra, Phasianus satyrus und cornutus, Tragopan satyrus und lathami, Satyra cornuta, lathami und pennantii, Abbildung S. 600), das den Osten des Himalaja, Nepal und Sikkim bewohnt, ist wohl die prachtvollste Art. Stirn, Scheitel, ein ziemlich breites Band, das über die Schläfe weg zum Hinterhaupte läuft, und ein schmaler Saum, der die Lappen umgibt, sind schwarz, Hinterkopf, Nacken, Oberhals und Flügelbug einfarbig karminrot, Oberrücken, Brust und Bauch auf rotem Grunde mit weißen, schwarz gesäumten, an der Spitze der Federn stehenden Augenflecken gezeichnet. Mantel und Oberschwanzdeckfedern braun, fein schwarz und gelb gebändert und alle Federn an der Spitze ebenfalls mit einem Augenflecken geziert, einige Oberflügeldeckfedern auch rötlich gefleckt, die Schwingen auf dunkelbraunem Grunde schmutzig lehmgelb gesäumt und gebändert, die Steuerfedern schwarz, im Wurzelteile dunkel brandgelb quergestreift. Das Auge ist tiefbraun, die nackte Augengegend, die Hörner, die Gurgel und die Lappen sind tief königsblau, rot und orangegelb gefleckt, die Füße gelbbraun. Die Länge beträgt ungefähr 75, die Fittichlänge 30, die Schwanzlänge 28 cm. Bei dem merklich kleineren Weibchen herrscht ein ansprechendes Braun vor; es ist auf der Oberseite dunkler als auf der Unterseite und wird durch zahlreiche schwärzliche und rötliche Querbänder und Flecken sowie weißliche Schaftstriche und Schaftflecken gezeichnet.

Eine zweite, China entstammende Art, das Hornhuhn (Ceratornis temminckii, Tragopan temminckii), ist viel weniger schön als das Satyrhuhn und unterscheidet sich von ihm hauptsächlich dadurch, daß auch die Federn des Unterrückens rot, und zwar blutrot gefärbt, die gräulichen Augenflecken schwärzlich, aber minder lebhaft umrandet sind und auf der Unterseite allmählich in breite Streifen übergehen, die auf dem Bauche den ganzen Mittelteil der Federn einnehmen und nur noch einen schmalen roten Rand übriglassen.

Über das Freileben der Satyrhühner berichtet „Mountaineer“, und zwar nach Beobachtungen einer im nordwestlichen Himalaja lebenden, dort Jewar genannten Art (Ceratornis melanocephala). „Die gewöhnlichen Aufenthaltsorte dieses Prachtvogels sind dichte und dunkle Waldungen, hoch oben im Gebirge, nicht weit unter der Schneegrenze. Im Winter zieht er sich tiefer herab und siedelt sich dann in den dichtesten Stellen der Eichen-, Walnuß- und Morendawaldungen an, wo Buchsbaum vorherrscht und der Bergbambus unter den höheren Bäumen undurchdringliche Dickichte bildet. Hier begegnet man ihm in Gesellschaften von 2 oder 3 Stück bis zu einem Dutzend und mehr, nicht aber in geschlossenen Völkern, sondern über einen beträchtlichen Teil des Waldes verteilt, obschon ein solches Volk, solange es nicht gestört wird, sich immer noch zusammenhält. Es scheint, daß eine Kette alljährlich dieselbe Örtlichkeit wieder aufsucht oder dort wohnen bleibt, auch wenn der Boden mit Schnee bedeckt ist. Wird ein Volk durch einen heftigen Sturm oder andere Ursachen von seinem Stande vertrieben, so wendet es sich gewöhnlich bewaldeten Thälern, kleinen Wäldchen oder auch Buschdickichten zu.

„Im Winter ist der Jewar, solange er nicht geängstigt wird, durchaus stumm; wenigstens habe ich ihn um diese Zeit aus freiem Antriebe niemals schreien hören. Wird er

aufgescheucht, so stößt er klägliche Schreie aus, die dem Blöken eines jungen Lammes nicht unähnlich klingen und sich durch die Silben ‚wä wä wä‘ ungefähr ausdrücken lassen. Anfänglich folgen sich diese Laute so langsam, daß man sie bestimmt unterscheiden kann; später werden sie rasch nacheinander herausgeschrieen, und unmittelbar darauf pflegt sich der Vogel zu erheben. Da, wo er nicht wiederholt gestört wird, zeigt er sich nicht besonders scheu und steht selten eher auf, als bis sein Verfolger ihm sehr nahe gekommen ist,



Satyrhuhn (Ceratornis satyra). ⅙ natürl. Größe.

kriecht vielmehr lieber langsam durch das Unterholz oder fliegt, wenn er sich erhebt, zu einem Baume empor. Im ersteren Falle schreit er, solange er läuft, in letzterem so lange, bis er sich im Gezweige verborgen hat. Sind mehrere bei einander, so beginnen sie alle zu gleicher Zeit zu schreien und eilen in verschiedenen Richtungen dahin, einige auf dem Grunde fortlaufend, andere zu den Bäumen sich erhebend. Nach dem ersten Aufscheuchen fliegen sie nur bis zum nächsten Baume; werden sie jedoch öfter aufgetrieben, so streichen sie gewöhnlich eine ziemliche Strecke weit weg und dann am liebsten bergab. Ihr Flug zeichnet sich durch Schnelligkeit und durch ein eigentümliches Schwirren aus, so daß man den Jewar, auch wenn man ihn nicht sieht, leicht erkennen und von den anderen Wildhühnern unterscheiden kann. Da, wo seine Aufenthaltsorte oft von Jägern und Eingeborenen besucht

werden, ist er vorsichtiger, und wenn solche Besuche regelmäßig stattfinden, wird er zuletzt so scheu und listig, daß er jeden anderen Vogel übertrifft. Er pflegt unter solchen Umständen, sobald er die Anwesenheit eines Menschen merkt, nach ein- oder zweimaligem Lockrufe, auch wohl ohne solchen, aufzubäumen und weiß sich so geschickt in die dichtesten Laubwerke der Kronen zu verbergen, daß man ihn nicht oder wenigstens nur dann findet, wenn man sich den Zweig, zu welchem er sich erhob, genau merken konnte. Seine Nachtruhe hält er nur auf Bäumen.

„Mit Frühlingsanfang, sobald der Schnee in den höheren Gebirgen zu schmelzen beginnt, verlassen die Satyrhühner ihre Winterherberge, vereinzeln sich nach und nach und verteilen sich in den stilleren und zurückliegenden Wäldern des Gürtels der Birke und weißen Alpenrose, wo sie gewöhnlich die äußerste Grenze des Waldes beziehen. Schon im April paaren sie sich, und jetzt trifft man öfter als je mit den Männchen zusammen. Viele von diesen scheinen auf der Wanderschaft zu sein, wahrscheinlich, um sich eine Gefährtin zu suchen. Sie schreien viel und während des ganzen Tages, setzen sich dabei in die dichten Zweige der Bäume oder auf einen zu Boden gefallenen Baumstamm und scheinen nicht so ängstlich bedacht, sich zu verstecken. Der Paarungsruf ähnelt dem Laute, den man vernimmt, wenn man ein Volk aufscheucht, ist aber viel lauter und besteht nur aus einer einzigen Silbe, einem kräftigen ‚Wä‘, das dem Blöken einer verirrten Ziege sehr ähnlich klingt und mehr als eine englische Meile weit vernommen werden kann.

„Die hauptsächlichste Nahrung des Jewar sind Baumblätter und Knospen, namentlich solche der verschiedenen Eichen und Buchsbaumarten; nebenbei werden aber auch Wurzeln, Blumen, Beeren, Sämereien und Körner und ebenso Käfer und andere Kerbtiere mit aufgenommen, immer aber verhältnismäßig wenige im Vergleiche zu den Blättern.“

Über das Brutgeschäft berichtet unser Gewährsmann nicht; wir kennen es jedoch wenigstens teilweise durch Beobachtungen an gefangenen Satyrhühnern. Sie halten sich leichter als viele ihrer Verwandten im Käfige, ertragen unser Klima recht gut und schreiten bei geeigneter Pflege regelmäßig zur Fortpflanzung. Während der Balz entfaltet der Hahn seine volle, wunderbare Pracht, indem er im Augenblicke des höchsten Entzückens seine Hörner aufrichtet und den Kehllappen entrollt. Außer der Balzzeit gewinnt man von der Farbenpracht der genannten Gebilde keine Vorstellung; denn die Hörner und der Kehllappen sind eingezogen und kaum sichtbar; wenn aber die einen wie der andere durch zeitweise verstärktes Eintreten von Blut geschwellt werden, treten die Hörner aus dem Federschopfe des Hinterhauptes hervor, und die warzige, blaue Haut des Gesichtes, die bis dahin an der Kehle einen krausen Beutel, hinter dem Auge eine herabhängende Falte und zur Seite des Halses einen dicken, eingestülpten, oben mit Federn bekleideten Querwulst bildete, entfaltet sich für Augenblicke zu einem hinter den Augen beginnenden, vorn am Halse herabhängenden, unterseits zweilappigen Schilde von etwa 20 cm Länge und 15 cm Breite, das zwei seitliche und ein mittleres Farbenfeld zeigt. Letzteres tritt (bei dem Hornhuhne) stark gewölbt und spindelförmig hervor, umfaßt von der Kehle an die ganze Innenseite des Schildes, einschließlich der Innenseite der beiden Lappen am Ende, und wird auf tief und saftig kornblumenblauem Grunde durch zahllose tropfenartige, in Größe und Gestalt abändernde, von oben nach unten sich vergrößernde hell kobaltblaue Rund- und Spritzflecken gezeichnet. Die Randfelder des Schildes dagegen tragen auf hell himmelblauem Grunde 8—9 nach unten sich verkleinernde Querflecken von glühend blutroter Färbung, von welchen die obersten vier außen verbunden sind, wogegen die übrigen einzeln stehen.

Den Verlauf des Liebesspieles beschreibt Mützel, dem ich auch vorstehende Farbenschilderung verdanke, wie folgt: „Nach Nahrung suchend, Körner aufnehmend, Halme und junge Blättertriebe abpflückend, schreitet der Hahn in seinem Gehege auf und nieder,

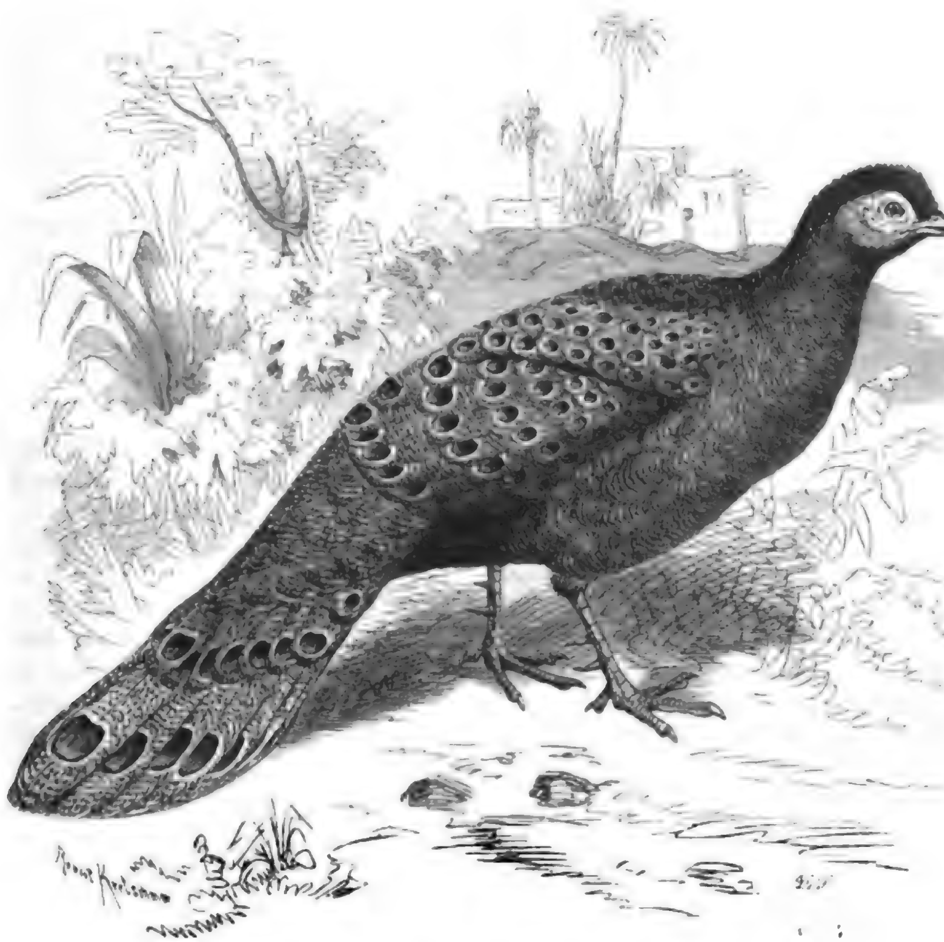
anscheinend ohne sich um die ebensowenig auf ihn achtende Henne zu kümmern. Beider Wege kreuzen sich mitunter; er bleibt, ihr nachblickend, wie sinnend stehen, stößt auch wohl leise Rufe aus, setzt aber seinen Umgang fort, umkreist die Henne mehrmals und nähert sich endlich seinem Lieblingsplatze, geht auch auf ihm noch einige Zeit hin und her, bleibt schließlich auf gewohnter Sitzstelle stehen und nickt in stetig beschleunigter Weise mit dem Kopfe. Langsam heben sich die Hörner, und ruckweise senkt sich, den Zuckungen des Kopfes folgend, die Kehlhaut, und ebenso wie sie sich verlängert, dehnt sie sich in die Breite. Höher schwellen die Wogen der Gefühle. Die Kopfbewegungen arten in wildes Hin- und Herschleudern aus, so daß die jetzt noch schlaffen Kehllappen und die erst halb aufgerichteten Hörner dem Vogel um den Kopf fliegen. Die Flügel werden gelüpft und gestreckt, die Schwanzfedern gesenkt und zu einem mit dem Rande den Boden berührenden Rade geschlagen, die Fersengelenke eingeknickt, so daß der liebesrasende Gesell mit der Brust fast auf dem Boden liegt; unter Fauchen und Zischen werden die Fittiche auf dem Boden geschleift. Da, plötzlich, endet jede Bewegung. Tiefgesenkt, schwer atmend, das Gefieder gesträubt, Fittiche und Schwanz gegen den Boden gedrückt, die Augen geschlossen, verharrt der Vogel regungslos in voller Verzückung. Von seinem Kopfe sieht man nur Schnabel und Stirnschopf noch; nadelgleich, steif und senkrecht aufgerichtet sind die türkisblauen Hörner, geschwellt alle Teile des jetzt zu vollem Umfange entfalteten Schildes; durchschimmerndes Himmelblau, saftiges Kornblumenblau, feurigstes Blutrot strahlt von ihm aus: ein wunderbarer, unbeschreiblich schöner Anblick von blendender Wirkung fesselt und entzückt das Auge. Doch nur wenige Augenblicke währt diese starre, krampfhafte Verzückung. Wiederum fauchend und mit den Füßen scharrend, ruckweise, etwa dreimal die Flügel schlagend und den Schwanz aufwerfend, richtet sich der Hahn bis zur äußersten ihm erreichbaren Höhe empor, verharrt nochmals kurze Zeit bewegungslos in dieser Stellung, zittert, schüttelt sein noch gesträubtes Gefieder, als ob er es dadurch glätten und anlegen wolle, stürzt sich mit halb offenen Flügeln und gebreitetem Spiele von der Höhe herab, eilt, die Hörner noch geschwellt, den Schild gebreitet, auf das Weibchen zu und erscheint, seinen wilden Lauf jählings hemmend in olympischer Herrlichkeit, wie Zeus vor Semele, urplötzlich dicht vor ihm, bleibt hoch aufgerichtet stehen, zischt, zittert, zuckt, und — entschwunden ist die bis jetzt entfaltete Pracht. Das Gefieder glättet sich, der Schild wird zum längsgefurchten Lappen, die Hörner krümmen und verstecken sich zwischen den Federn, und ruhig, als wäre nichts geschehen, geht der Hahn wiederum seinen Geschäften nach. Die Henne aber gebärdet sich während des ganzen Liebesspieles, als ginge sie der balzende Hahn nicht das geringste an, zollt ihm weder Dank noch Bewunderung für seine Huldigung und pflückt während, wie vor oder nach der Balz Halme und Knospen."

Im Käfige legt die Henne selten mehr als 6 Eier nacheinander, wiederholt das Legen aber, wenn man ihr die Eier wegnimmt. Diese sind etwa 60 mm lang, 43 mm dick, echt eiförmig, ziemlich starkschalig und auf bräunlich- oder braungelbem Grunde entweder mit sehr feinen hellbraunen oder mit gröberen dunkelbraunen Flecken gezeichnet. Werden der Henne die Eier gelassen, so brütet sie eifrig, etwa 26 Tage lang, bemuttert und führt auch die Jungen aufs treueste. Letztere legen zum Teil schon im ersten, sicher im zweiten Lebensjahre ihr Prachtkleid an; die Weibchen des Hornhuhnes sind meist schon im nächsten Frühjahre nach ihrer Geburt fortpflanzungsfähig.

*

Die Spiegelpfauen (Polyplectron) dürfen als Verbindungs- oder Mittelglieder zwischen den Pfauenvögeln und den Argusfasanen angesehen werden. Sie sind klein, schlank, ihre Flügel kurz, stark gerundet, unter den Schwingen die fünfte und sechste die längste,

die Oberarmfedern noch bedeutend verlängert, die 16 Schwanzfedern dachförmig gestellt, lang, an der Spitze verbreitert, nach der Mitte zu schwach gesteigert, die Oberschwanzdeckfedern teilweise verlängert und so gestaltet und gezeichnet, daß sie die eigentlichen Steuerfedern in Form, Färbung und Zeichnung gewissermaßen wiederholen, die langen und dünnen Läufe mit 2—6 Sporen bewehrt, die Zehen kurz, die Nägel klein; der Schnabel ist mittellang, dünn, gerade, seitlich zusammengedrückt, oben gegen die Spitze seicht gebogen, an



Spiegelpfau (Polyplectron chinquis). ¼ natürl. Größe.

seiner Wurzel mit Federn bedeckt; das Gefieder des Männchens wird durch Augenflecken, die sich namentlich auf dem Schwanze, sonst noch auf dem Mantel und den Flügeldeckfedern zeigen, außerordentlich geziert.

Bei dem Spiegelpfau oder Tschinquis (Polyplectron chinquis) sind die Kopfseiten und Kehle weiß, der Oberkopf grau, dunkel gewellt; im übrigen ist das Gefieder erdbraun mit kleinen eiförmigen, gelbbräunlichen Flecken, die auf dem Oberrücken und den Flügeln in glänzende, hell umsäumte violette, auf dem Schwanze in blaugrün glänzende Augenflecken übergehen. Die nackte Augengegend ist bräunlich. Die Länge beträgt 60 cm,

wovon 25 cm auf den Schwanz kommen. Das Weibchen unterscheidet sich durch kürzeren Schwanz, schwielige Höcker an Stelle der Sporen und minder glänzende Färbung des Gefieders.

Assam und Barma sind die Länder, in welchen der Tschinquis gefunden wird. Über sein Freileben sind wir nicht unterrichtet. Alle Spiegelpfauen sollen möglichst versteckt in den tiefen Waldungen leben, viel auf dem Boden und hauptsächlich im dichten Gebüsche sich aufhalten, demgemäß auch selten gesehen werden. Inwieweit diese Angaben richtig sind, vermag ich nicht zu bestimmen; wohl aber glaube ich erwähnen zu müssen, daß es nicht besonders schwer halten kann, sie zu fangen und an den Käfig oder an ein passendes Ersatzfutter zu gewöhnen, da man sie nicht eben selten in der Gefangenschaft sieht. Auch in unsere Käfige gelangen sie dann und wann, halten recht gut aus, schreiten jedoch nicht leicht zur Fortpflanzung. Ihr Betragen hat größere Ähnlichkeit mit unseren Haushühnern, namentlich mit Hennen, als mit Pfauen; doch berichtet Haacke, daß das Männchen im Frühlinge, also während der Paarungszeit, Schwanz und Flügel ausbreite und in dieser Stellung sich immer gegen sein Weibchen wende. Die Haltung ist überhaupt eine ebenso zierliche wie anmutige, der Eindruck auf den Beobachter daher ein äußerst günstiger. In einem sehr geräumigen, sonnigen, dicht mit niedrigem Gebüsche bepflanzten und ungestörten Fluggebauer schreitet der Tschinquis zur Fortpflanzung.

Im Jahre 1780 kamen die ersten Bälge eines prachtvollen Vogels, von dessen Dasein man bereits einige Kunde erlangt hatte, nach Europa und erregten hier allgemeine Bewunderung. Wenig später (1785) gab Marsden folgenden Bericht über die Lebensweise „Der Kuau oder berühmte Argusfasan ist ein Vogel von ungewöhnlicher Schönheit und vielleicht der schönste unter allen. Es hält außerordentlich schwer, ihn, wenn man ihn in den Wäldern gefangen hat, einige Zeit lebendig zu erhalten. Ich habe nie gesehen, daß man ihn länger als einen Monat hat erhalten können. Er haßt das Licht von Natur. Wenn er sich an einem dunkeln Orte befindet, so ist er munter und läßt zuweilen seine Stimme hören, von welcher sein Name eine Nachahmung ist, und welche mehr kläglich als so scharf lautet wie die des Pfaues. Bei hellem Tage sitzt er ganz unbeweglich. Sein Fleisch schmeckt völlig wie das Fleisch des gewöhnlichen Fasanes.“ Sir Stamford Raffles sagt, daß der Argus, der in der malayischen Dichtung eine bedeutsame Rolle spielt, in den tiefsten Wäldern Sumatras lebe und gewöhnlich paarweise gefunden werde. Die Eingeborenen behaupten, daß er „Galangan“ spiele, d. h. aufgeblasen umhertanze, nach Art der Pfauen. Salomon Müller erwähnt, daß er die starke Stimme des Vogels zum ersten Male hörte, als er im südlichen Borneo am Sakumbong, 60 m über dem Meere, übernachtete, und daß der Argus bei den Banjerezen, die Südborneo bewohnen, Haruwe, bei den Malayen auf Sumatra aber Kuwau genannt werde. Jardine und Selby berichten, daß er in der Zeit der Liebe seine ganze Schönheit zeige. Er trägt dann den Schweif aufrecht, die Flügel gespreizt. Die Jungen erhalten, wie unser Pfau, ihr Prachtkleid erst nach mehrmaliger Mauser. Die Eingeborenen fangen den Argus in Schlingen, weil er nicht allein außerordentlich scheu und listig ist, sondern sich auch in dem dichten Unterholze der Wälder vortrefflich zu verbergen weiß und infolge der Übereinstimmung seines Gefieders mit der Umgebung selbst dem scharfen Auge der Eingeborenen entrückt wird. Ein alter Malaye, den Wallace aufforderte, einen der Argusfasanen zu schießen, deren Stimme man in den Wäldern Malakas beständig hörte, versicherte, binnen 20 Jahren seines Jägerlebens noch niemals einen erlegt, im freien Walde nicht einmal einen gesehen zu haben. Gefangen



Argusfasan.

aber wird der Vogel, dessen köstliches Wildbret die Malayen nach Gebühr zu schätzen wissen, keineswegs selten. „Zu Padang, an der Westküste von Sumatra“, so schreibt mir von Rosenberg, „wurde mir der Kuau von den Eingeborenen öfters lebend gebracht und gegen Bezahlung von $1^1/_2$—2 Gulden für das Stück überlassen; er muß also in den Gebirgswaldungen der Inseln häufig sein. Im tiefsten Walde, auf trockenen, den Sonnenstrahlen zugänglichen Blößen trifft der Reisende oder Jäger nicht selten auf sorgfältig von Zweigen und Blättern gereinigte Stellen, von welchen aus nach allen Richtungen schmale Wildpfade waldeinwärts laufen. Hier, zumal um die Mittagszeit, findet sich der Arguspfau ein, um zu ruhen, zu spielen, zu kämpfen; hier sieht man ihn nach Hühnerart auf dem von der Sonne durchwärmten Boden liegen und sich im Sande baden, günstigen Falles vielleicht auch spielen und kämpfen, und in die von hier ausgehenden Pfädchen legt der Jäger seine Schlingen. Nach Versicherung der Eingeborenen lebt er in Vielehigkeit. Solange ihn die Liebe nicht erregt, beträgt er sich in Gang und Haltung ganz wie der Pfau: die schönen Flügel werden dem Leibe eng angeschlossen und der Schwanz wagerecht ausgestreckt. Während der Paarungszeit aber sieht man das Männchen mit ausgebreiteten, bis zum Boden niedergedrückten Flügeln auf den Waldblößen balzend umherstolzieren und vernimmt einen eigentümlich schnurrenden Laut, der die Hennen herbeilocken soll und mit dem Rufe ‚Kuau‘, von welchem sein Name ein Klangbild ist, keine Ähnlichkeit hat. Die Henne soll 7—10 weiße, denen einer Gans an Größe etwas nachstehende Eier in ein kunstloses, im dichtesten Gebüsche verborgenes Nest legen; ich selbst habe sie nie gesehen. In der Freiheit nährt sich der Kuau von Kerbtieren, Schnecken, Würmern, Blattknospen und Sämereien. Meine gefangenen Vögel zogen gebrühten Reis jeder anderen Nahrung vor. Das Wildbret ist äußerst schmackhaft.“

Bis in die neuere und neueste Zeit wurde Marsdens Ansicht, daß der Pfauenargus die Gefangenschaft nicht vertrage, von uns geteilt; seit Ende der sechziger Jahre aber gelangte auch dieser stolze Vogel nicht allzu selten lebend nach Europa. Ich habe ihn in mehreren Tiergärten gesehen, auch einigermaßen beobachten können. Seinen Namen „Fasan“ trägt er mit Unrecht: er ist, wie von Rosenberg richtig hervorhebt, in Gang und Haltung, Wesen und Betragen ein Pfau, besitzt auch dessen laute Stimme, ja sogar dessen Gesichtsausdruck. Er hält sich im Sitzen fast wagerecht, trägt sich aber lässig, so daß die Arm- und die Schulterfedern getrennt und letztere tiefer als der Schwanz zu liegen kommen, die Handschwingen schleppen und die Federn der Flügelspitze ebenfalls gesondert auf den Handschwingen liegen, geht mit weiten Schritten und nickt bei jedem mit dem Kopfe, der eingezogen zwischen den Schultern sitzt und nur beim Schreiten vorgeworfen wird, läuft geschickt längs eines Zweiges dahin, springt mit oder ohne Zuhilfenahme der Flügel über sehr weite Entfernungen, fliegt mit schweren Flügelschlägen, bäumt am liebsten auf den obersten Sitzstangen seines Käfiges, im Freileben also offenbar auf hohen Bäumen, schreit sehr laut „huuu auua“ oder „hua auu“, wirft dabei den Kopf in den Nacken, sperrt den Schnabel weit auf und zuckt beim Ausstoßen von jedem der beiden Laute mit dem Kopfe, schlägt dann und wann auch den Schwanz in das Rad: alles, wie der Pfau thut. Leider ist er in der That sehr hinfällig und beschränkt daher die Beobachtung in jeder Beziehung.

Der Argusfasan, richtiger Pfauenargus oder Arguspfau (**Argus giganteus** und pavoninus, Argusanus argus und giganteus), unterscheidet sich von allen bekannten Vögeln dadurch, daß die Federn des Ober- und Vorderarmes außerordentlich verlängert, nach der Spitze zu verbreitert, dabei weichschaftig, aber hartfahnig, die Handschwingen hingegen sehr kurz sind. Er darf deshalb als Vertreter einer eignen Unterfamilie, die der Arguspfauen (**Arginae**), gelten. Der Schnabel ist gestreckt, schwach, an der Spitze sanft gewölbt, seine ganze Wurzelhälfte bekleidet mit einer Wachshaut, in welcher die

geschlitzten, unter einem Deckel verborgenen Nasenlöcher liegen, die Schneide an der Wurzel ausgebuchtet, der Schneidenrand sanft geschwungen, der Unterschnabel im ganzen seicht gewölbt, der Fuß lang, schwach und nicht mit Sporen bewehrt, der Fittich kurz und gerundet, der aus zwölf sehr breiten, dachartig übereinander liegenden Federn gebildete Schwanz ungemein lang und stark abgestuft, weil sich namentlich die beiden mittleren Federn auffallend über die anderen verlängern. Das Gesicht ist nackt, die Kopfmitte, von dem schneppenartig in die Stirn einspringenden Schnabel an, mit einem schmalen und niedrigen, aus samtigen Federn gebildeten Kamme bekleidet, der sich auf der Kopfmitte helmraupenartig nach vorn biegt, der Nacken mit haarigen, zweizeilig geordneten, kurzen Federn bedeckt, das Kleingefieder sehr dicht und locker. Von der eigentümlichen Pracht des Gefieders sieht man am ruhig sitzenden Vogel, mit alleiniger Ausnahme der Augenflecken auf der letzten Armschwinge, gar nichts; sie tritt erst beim Ausbreiten der Flügel und des Schwanzes zu Tage. Die kurzen Scheitelfedern sind samtschwarz, die haarartigen des Hinterhalses gelb und schwarz gestreift, die Nacken- und Oberrückenfedern auf bisterbraunem Grunde lichtgelb geperlt und gestreift, die des Mittelrückens auf gelbgrauem Grunde mit runden dunkelbraunen Tüpfeln gezeichnet, die der Unterseite ziemlich gleichmäßig rotbraun, schwarz und lichtgelb gebändert und gewellt. Auf der Außenfahne der Armschwingen stehen längliche dunkelbraune, von einem lichteren Hofe umgebene Tüpfel in dichter Reihe auf graurötlichem Grunde; der Wurzelteil der Innenfahne ist zunächst dem Schafte auf graurotem Grunde fein weiß gepunktet, im übrigen wie die Außenfahne gezeichnet. Auf den langen Oberarmdeckfedern herrscht ein schönes dunkles Rotbraun als Grundfärbung vor; hell graurötliche Streifen, die rotbraune, von einem dunkeln Hofe umgebene Punktreihen zwischen sich aufnehmen, gelblichweiße Flecken, Linien und Schmitze, bräunlichrote Netzbänder und endlich große schillernde, dunkel begrenzte, licht gesäumte Augenflecken bilden die Zeichnung. Diese Augenflecken stehen hart am Schafte auf der Außenfahne und treten auf den Unterarmfedern deutlicher hervor als auf den Schulterfedern. Die längsten Schwanzfedern sind schwarz, die Schäfte innen aschgrau, außen rotbraun, beide Fahnen mit weißen, von einem schwarzen Hofe umgebenen Flecken geziert; die übrigen Steuerfedern ähneln ihnen, nur daß sich die kleineren Flecken mehr in Reihen ordnen und dichter stehen. Der Augenring ist rotbraun, der Schnabel elfenbeinweiß, das nackte Gesicht hell aschblau, der Fuß hell karminrot. Die Gesamtlänge beträgt 1,7 bis 1,8 m, wovon die Mittelschwanzfedern 1,2 m wegnehmen, die Länge des eigentlichen Fittichs 45, die der längsten Unterarmfedern aber 75 cm. Die Henne ist bedeutend kleiner und viel einfacher gestaltet und gezeichnet. Die Federn des Kopfes sind schwarz und gelb gebändert, die der Oberbrust und des Nackens schön rotbraun und deutlich schwarz gewellt, die der übrigen Oberseite braungelb und schwarz gebändert, die der Unterseite lichtbraun, schwarz und gelb in die Quere gewellt, die Handschwingen auf braunem Grunde schwarz gemarmelt, die Unter- und Oberarmfedern auf schwarzem Grunde mit vielfach verschlungenen und gekrümmten gelben Linien wie mit Schriftzeichen bedeckt, die Schwanzfedern auf dunkel rotbraunem Grunde in ähnlicher Weise mit lichteren Farbentönen gezeichnet.

Die **Truthühner** (*Meleagrinae*), die eine neuweltliche Unterfamilie der Fasanvögel bilden, sind große, schlank gebaute, hochbeinige, kurzflügelige und kurzschwänzige Hühnervögel. Der Schnabel ist kurz, stark, oben gewölbt und gebogen, der Fuß ziemlich hoch und langzehig, der Fittich sehr gerundet, in ihm die dritte Schwinge die längste, der aus 18 breiten, aufrichtbaren Federn gebildete Schwanz ein wenig abgerundet, das Gefieder

reichlich, aber derb, jede einzelne Feder groß und breit, die Färbung eine sehr glänzende. Kopf und der Oberhals sind unbefiedert und mit Warzen bewachsen; von der Oberschnabellade hängt eine zapfenförmige, ausdehnbare Fleischklunker, von der Gurgel eine schlaffe Haut herab. Als besondere Eigentümlichkeit muß noch hervorgehoben werden, daß sich einzelne Federn der Vorderbrust in borstenartige Gebilde umwandeln, die das übrige Gefieder an Länge weit überragen. Die Gruppe verbreitet sich über den Osten und Norden Amerikas.

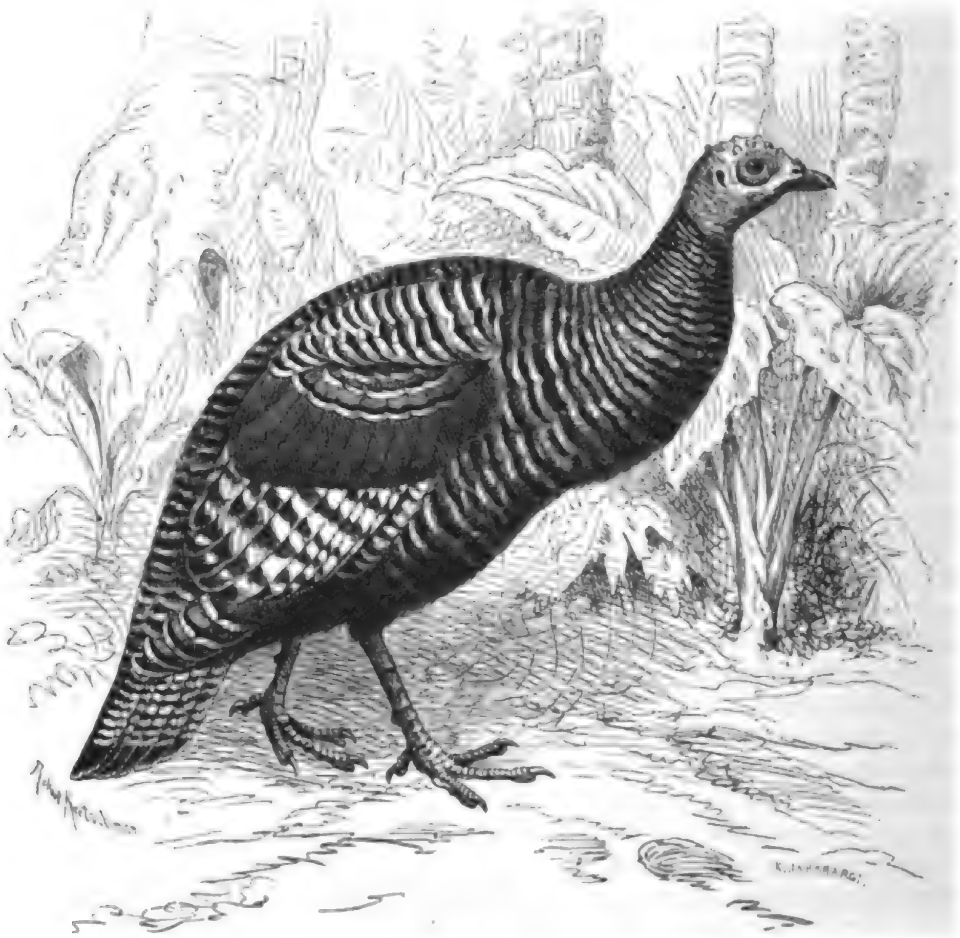
*

Das Truthuhn oder der Puter (Meleagris gallopavo, americana, sylvestris, fera und novae-angliae, Gallopavo sylvestris) ist auf der Oberseite bräunlichgelb, prachtvoll metallisch schimmernd, jede Feder breit samtschwarz gesäumt, auf dem Unterrücken und den Schwanzdeckfedern tief nußbraun, grün und schwarz gebändert, auf der Brust gelblichbraun, seitlich dunkler, auf Bauch und Schenkel bräunlichgrau, in der Steißgegend schwärzlich, die Säumung der Federn minder deutlich; die Schwingen sind schwarzbraun, die Handschwingen gräulichweiß, die Armschwingen bräunlichweiß gebändert, die Steuerfedern auf gleichfarbigem Grunde schwarz gewellt, gebändert und fein gesprenkelt, die nackten Kopf- und Halsteile hell himmelblau, unterhalb des Auges ultramarinblau, die Warzen lackrot. Das Auge ist gelbblau, der Schnabel weißlich hornfarben, der Fuß blaß violett oder lackrot. Die Länge beträgt 100—110, die Breite etwa 150, die Fittichlänge 46, die Schwanzlänge 40 cm. Das Gefieder des Weibchens ist minder schön und lebhaft, dem des Hahnes jedoch ähnlich. Die Länge beträgt 85, die Breite 122, die Fittichlänge 40, die Schwanzlänge 28 cm.

Auf dem Festlande Mittelamerikas wird das Truthuhn durch das etwas kleinere prachtvolle Pfauentruthuhn (Meleagris ocellata und aurea) vertreten, das, wie der Name andeutet, die Schönheit des Pfaues mit der Gestalt des Truthuhnes vereinigt. Sein glänzendes Gefieder ist auf dem Halse, dem Mantel und der Unterseite grün, durch eine schwarze Randlinie und einen goldgrünen Saum gezeichnet, auf Rücken und Bürzel blau, smaragdgrün schillernd, und breiter goldgrün gesäumt, der Saum kupferfarben schimmernd, das Oberschwanzdeckgefieder durch prachtvolle, doppelte, grünblaue Augenflecken geziert, das Oberflügeldeckgefieder smaragdgrün, schmal samtschwarz gesäumt, die Reihe der größten Flügeldecken golden kupferrot, ihr verdeckter Teil smaragdgrün, grau und weiß gezeichnet; die Schwingen sind außen weiß gerandet, innen durch schmale, schiefe, weiße Bänder in die Quere gezeichnet, die Schwanzfedern rötlich braungrau, fein schwarz gemarmelt und am Ende gelb gesäumt, davor ebenfalls mit Augenflecken geschmückt. Das Auge ist rotbraun, der nackte, warzige Kopf veilchenfarben, der nackte Oberhals, auf dessen Kropfteile 5—6 größere Warzen stehen, bläulich, der Schnabel gelb, der Fuß karminrot. Das Weibchen ist ähnlich, aber minder schön gefärbt und gezeichnet.

Über das Freileben des Truthuhnes liegen viele Berichte vor, keiner von ihnen aber übertrifft die Schilderung, die wir Audubon verdanken. Die Wälder der Staaten Ohio, Kentucky, Illinois und Indiana, Arkansas, Tennessee und Alabama beherbergen noch heutigestags Truthühner in namhafter Anzahl. In Georgia und Carolina sind sie minder häufig, in Virginien und Pennsylvanien schon selten, in den dichtbevölkerten Staaten bereits ausgerottet. Sie leben zeitweilig in großen Gesellschaften und treten unregelmäßige Wanderungen an, indem sie weidend die Waldungen durchwandern, bei Tage auf dem Boden fortlaufen und nachts auf hohen Bäumen rasten. Gegen den Oktober hin, wenn noch wenige von den Baumsamen zu Boden gefallen sind, reisen sie dem Tieflande des Ohio und Mississippi zu. Die Männchen vereinigen sich in Gesellschaften von 10—100 Stück und suchen

ihre Nahrung für sich allein; die Weibchen schlagen sich mit ihren halberwachsenen Jungen in fast ebenso zahlreiche Banden zusammen und verfolgen abgesondert denselben Weg. So geht es weiter, immer zu Fuße, solange nicht ein Jagdhund oder ein anderes vierfüßiges Raubtier störend dazwischentritt oder ein breiter Fluß den Weg abschneidet. Gelangt eine Truthuhngesellschaft ans Ufer eines solchen, so sammelt sie sich zunächst auf dem höchsten Punkte und verweilt hier manchmal tagelang, gleichsam beratend, ehe sie sich entschließt,



Pfauentruthuhn (Meleagris ocellata). ¼ natürl. Größe.

überzusetzen. Die Männchen blähen sich auf und kollern, als ob sie sich selbst Mut einzusprechen hätten, und die Weibchen und Jungen ahmen ihnen nach, so gut sie können, bis schließlich bei ruhigem Wetter das Wagestück unternommen und der Strom überflogen wird. Ein einziges „Gluck“ des Leithahnes gibt das Zeichen, und die Flugreise beginnt. Den alten Vögeln wird es nicht schwer überzusetzen, selbst wenn der Fluß eine englische Meile breit sein sollte; die jüngeren und minder kräftigen aber fallen oft unterwegs auf das Wasser hinab und müssen dann versuchen, das Ufer schwimmend zu erreichen. Sie schließen dabei den Flügel fest an den Leib, breiten den Schwanz, strecken den Hals nach vorn und greifen mit ihren Füßen so weit aus, wie sie können, erreichen auch gewöhnlich das feste Land. Hier

aber laufen sie anfänglich wie betäubt umher und vergessen die ihnen sonst eigne Vorsicht oft so, daß sie dem Jäger leicht zur Beute fallen. Wenn die Truthühner in eine nahrungsreiche Gegend kommen, pflegen sie sich in kleinere Gesellschaften zu zerteilen, und nunmehr mischt sich alt und jung untereinander. Dies geschieht gewöhnlich Mitte November. Später kann es vorkommen, daß sie sich, abgemattet von der Wanderung, Bauernhäusern nähern, unter den Hühnerstand mischen und mit ihm in Hof und Stall eintreten.

Um Mitte Februar regt sich der Fortpflanzungstrieb. Die Weibchen trennen sich von den Männchen, und von nun an schlafen die Geschlechter gesondert, jedoch in nicht weiten Entfernungen voneinander. Stößt eins der Weibchen seinen Lockruf aus, so antworten alle Hähne, welche ihn hören, mit schnell aufeinander folgenden rollenden Tönen. Erschallt der Lockruf vom Boden herauf, so fliegen alle sofort hernieder, schlagen in dem Augenblicke des Auffallens, gleichviel, ob ein Weibchen in Sicht ist oder nicht, ein Rad, werfen den Kopf auf die Schulter zurück, schleifen mit den Flügeln und geben die sonderbaren Stellungen, Laute und Geräusche zum besten, die wir bei den gezähmten Nachkommen zu sehen gewohnt sind. Dabei geschieht es nicht selten, daß zwei Männchen miteinander in Streit geraten und so heftig kämpfen, daß einer unter den Schlägen des anderen sein Leben aushauchen muß. Als auffallend hebt Audubon hervor, daß der Sieger seinen getöteten Gegner keineswegs mit Haß betrachtet, sondern sich vor ihm ebenso gebärdet, als ob er eine Henne liebkosen wolle. Hat der Hahn eine solche entdeckt und sich ihr genähert, so ahmt sie, wenn sie älter als ein Jahr ist, seine Stellungen in der Regel nach, naht dann aber ihrerseits, legt sich auf den Boden und fordert ihn so zur Begattung auf. Jüngeren Hennen gegenüber trägt sich der verliebte Hahn weniger pomphaft, bewegt sich mit großer Schnelligkeit, erhebt sich zuweilen vom Boden, fliegt um sie herum, rennt nach dem Auffußen mit aller Macht auf sie zu, verscheucht ihre Furcht durch ein Knurren und erringt sich schließlich auch ihre Willfährigkeit. Es scheint, daß ein Hahn und eine Henne, die sich in dieser Weise vereinigen, während des Sommers in einer gewissen Verbindung bleiben, wenn schon der erstere seine Aufmerksamkeit keineswegs einem einzigen Weibchen widmet. Die Hennen ihrerseits folgen dem bevorzugten Hahne, bis sie zu legen beginnen und nunmehr sich vereinzeln und vor dem Hahne verstecken. Dieser zeigt sich lässig und faul, sobald er seinem Fortpflanzungstriebe genügt hat, unterläßt Kämpfe mit anderen seiner Art, kollert weniger und kümmert sich kaum noch um die Hennen, die nun ihrerseits um den unhöflichen Gemahl stöhnen, ihm um den Bart gehen, ihn liebkosen und alle Mittel in Bewegung setzen, die erstorbene Glut seiner Gefühle wieder anzufachen. Schließlich trennen sich die Hähne gänzlich von den Hennen, und dann werden sie zuweilen so faul, so gleichgültig, daß sie selbst den feindlichen Menschen kaum mehr beachten.

Wenn das Frühjahr trocken ist, sucht sich die Henne um Mitte April einen geeigneten, möglichst versteckten Nistplatz aus. Laut Dodge soll sie diesen auch vor dem Hahne verbergen, weil er die Jungen zu töten pflege. Das Nest besteht aus einer seichten, liederlich mit Federn ausgekleideten Vertiefung; das Gelege zählt 10—15, zuweilen auch 20, auf dunkel rauchgelbem Grunde rot gepunktete Eier. Dem Neste naht sich die Henne stets mit größter Vorsicht und deckt, wenn sie es verläßt, die Eier sorgfältig mit trockenen Blättern zu, so daß es sehr schwer ist, überhaupt ein Nest aufzufinden, wenn man nicht gerade die brütende Mutter davon aufscheucht. Gewahrt diese, während sie brütet, einen Feind, so drückt sie sich nieder und rührt sich nicht, bis sie merkt, daß sie entdeckt wurde. Audubon erzählt, daß er, wenn er sich durch Pfeifen oder lautes Sprechen den Anschein der Unachtsamkeit gab, einem Neste oft bis auf wenige Schritte nahen konnte, ohne die Henne zu verscheuchen, wogegen sie, wenn er vorsichtig hinanschlich, stets in einer Entfernung von wenigstens 20 Schritt aufstand und davonlief. Übrigens verläßt die Alte, die von einem

Menschen gestört wurde, ihr Nest nicht; wohl aber geschieht dies, wenn ein Raubtier ihr einige von den Eiern genommen oder ausgetrunken hat. Wird das Gelege zerstört, so brütet sie zum zweitenmal. Zuweilen geschieht es, daß mehrere Mütter in ein Nest legen: Audubon fand einmal ihrer 3 auf 42 Eiern sitzen. In solchem Falle wird das gemeinschaftliche Nest stets von einem der Weibchen bewacht, so daß keins der schwächeren Raubtiere die Brut gefährden kann. Gegen das Ende der Bebrütung hin verläßt die Henne unter keiner Bedingung ihr Nest, gestattet auch, wie die Auerhenne, daß man einen Zaun darum anbringt.

Audubon war einst Zeuge von dem Ausschlüpfen einer Brut junger Truthühner, deren er sich bemächtigen wollte. Wenige Schritte von dem Neste entfernt lag er beobachtend auf dem Boden. Die Alte erhob sich zu halber Höhe ihrer Füße, schaute ängstlich auf die Eier, gluckste besorgt, entfernte vorsichtig jede Schalenhälfte und liebkoste mit ihrem Schnabel die Küchlein, die taumelnd versuchten, das Nest zu verlassen. Er sah sie alle die Schale verlassen und wenige Minuten später schwankend, rollend und rennend sich vorwärts bewegen. Ehe die Alte das Nest verließ, schüttelte sie sich heftig, ordnete die Federn, nahm eine ganz andere Haltung an, erhob sich, streckte ihren Hals lang aus und sandte ihre Blicke sichernd nach allen Seiten hin, breitete ihre Flügel ein wenig, gluckste zärtlich und bemühte sich, die Küchlein zusammenzuhalten.

Da das Ausschlüpfen gewöhnlich erst gegen Abend geschieht, kehrt die Familie in der Regel zum Neste zurück und verbringt hier die erste Nacht. Hierauf entfernt sie sich auf eine gewisse Strecke und sucht sich das höchste Land der Gegend aus, weil die Mutter mit Recht Nässe als das ärgste Übel für ihre zarten Jungen fürchtet. Schon mit dem 14. Tage ihres Lebens sind die Jungen, die bisher auf dem Boden verharren mußten, fähig, sich zu erheben, und von jetzt an fliegt die Familie gegen Abend stets zu einem niedrigen Zweige auf und verbringt hier, unter den gewölbten Flügeln der Mutter geschützt und geborgen, die Nacht. Noch etwas später verläßt die Alte mit den Küchlein die Wälder während des Tages, um auf Blößen oder Wiesen den Reichtum an verschiedenen Beeren auszunutzen und den wohlthätigen Einfluß der Sonne zu genießen. Von jetzt an wachsen die Jungen außerordentlich schnell. Schon im August sind sie befähigt, sich vor einem Angriffe vierfüßiger Tiere zu schützen; ja, der junge Hahn fühlt bereits männliche Kraft in sich und übt sich in pomphaftem Einherschreiten und Kollern. Um diese Zeit finden sich Alte und Junge wieder zusammen und beginnen ihre Wanderung.

Es geschieht nicht selten, daß wilde Truthähne sich gezähmten zugesellen, mit den Hähnen streiten und um die Liebe der Hennen werben. Von letzteren werden sie mit Freuden empfangen, aber auch von deren Eigentümern gern gesehen, weil die Küchlein, die solchen Besuchen ihr Dasein verdanken, sich sehr zu ihrem Vorteile vor den entarteten Haustruthühnern auszeichnen. Oft legt man auch die im Walde gefundenen Eier zahmen Truthühnern unter und erzielt hierdurch Junge, die zwar noch etwas von den Sitten der wild lebenden beibehalten, aber sich doch bald an die Gefangenschaft gewöhnen und unter Umständen sehr zahm werden. Audubon besaß einen Hahn, der ihm wie ein Hund nachfolgte und sich im wesentlichen ganz wie ein zahmer betrug, aber niemals mit den anderen in den Stall ging, sondern zum Schlafen stets den First des Hauses wählte. Als er älter wurde, flog er tagtäglich in den Wald hinaus, kehrte jedoch mit Sonnenuntergang zurück.

Obgleich das Truthuhn Pekannüsse und die Frucht der Winterrebe bevorzugt und sich da, wo diese Früchte häufig sind, stets in Menge findet, frißt es doch auch Gras und Kräuter der verschiedensten Art, Getreide, Beeren, Früchte und ebenso Kerbtiere, kleine Heuschrecken und dergleichen.

Im Laufen öffnen die Truthühner oft die Flügel ein wenig, als ob ihnen das Gewicht ihres Leibes zu schwer wäre; dann rennen sie auf einige Meter mit weit geöffneten

Schwingen dahin, oder springen zwei- oder dreimal hoch in die Luft und setzen hierauf ihren Weg auf dem Boden fort. Beim Futtersuchen tragen sie den Kopf hoch, als ob sie beständig Umschau halten müßten; währenddem kratzen sie mit den Füßen, halten plötzlich ein und nehmen mit dem Schnabel etwas vom Boden auf, gleichsam, als ob sie das mit den Zehen gefühlt hätten. Während des Sommers begeben sie sich auf die Waldpfade oder Wege, auch wohl auf frisch gepflügte Felder, um hier sich zu paddeln. Im Winter nach längerem Schneefalle und namentlich, wenn der Frost eine harte Kruste auf die Schneedecke gelegt hat, verweilen sie manchmal 3 oder 4 Tage nacheinander auf ihren Schlafplätzen und fasten; sind aber Ansiedelungen in der Nähe, so kommen sie, Nahrung suchend, zu den Ställen oder zu den Kornfeimen. Bei Schneewetter durchlaufen sie, aufgescheucht, sehr bedeutende Strecken und zwar, so ungeschickt dies aussieht, mit solcher Schnelligkeit, daß ihnen ein Pferd manchmal kaum nachkommen kann; dagegen geschieht es im Frühjahre, wenn sie sich durch ihre Liebestollheit abgemattet haben, auch wiederum, daß ein guter Hund sie im Laufen fängt.

Unter den zahllosen Feinden, die ihnen nachstellen, sind nächst dem Menschen die gefährlichsten der Luchs, die Schneeeule und der Uhu. Der Luchs verfolgt alt und jung, säuft auch die Eier aus; die Eulen nehmen namentlich nachts viele von den Bäumen weg; gegen sie aber verteidigen sich die Truthühner oft mit Erfolg. Wird eine lautlos nahende Eule entdeckt, so mahnt ein warnendes „Gluck" die ganze Gesellschaft, auf ihrer Hut zu sein. Sofort erheben sich sämtliche Schläfer und achten auf jede Bewegung der Eule, die schließlich, nachdem sie sich ein Opfer auserſehen, wie ein Pfeil gestrichen kommt, auch den Truthahn unabänderlich ergreifen würde, wüßte dieser nicht auszuweichen. Sobald die Eule heranschießt, beugt er seinen Kopf tief hinab und breitet gleichzeitig seinen Schwanz über den Rücken, verwirrt dadurch den Angreifer, der günstigen Falles ein paar Federn erwischt, wirft sich auch nicht selten auf den Boden hinab und rennt dem ersten besten Busche zu, um sich hier zu verbergen.

Jagd und Fang des Truthuhnes werden überall in Amerika mit Leidenschaft, nicht immer aber auch mit Schonung betrieben. Man erlegt den Hahn besonders gern während der Balz, die er zuweilen auf den Bäumen abhält, und beschleicht ihn dann ganz in derselben Weise wie wir unseren Auerhahn, oder gebraucht Hunde zum Aufstöbern, stellt sich auf den erkundeten Schlafplätzen oder in der Nähe Nahrung versprechender Plätze an ꝛc. Die Jagd erfordert einen ausgelernten Jäger; denn die Scheu dieses Wildes verleidet Sonntagsschützen das Handwerk von vornherein. Viel leichter ist der Fang, der sehr bezeichnend für die Dummheit dieser Vögel ist. In den Waldungen schichtet man Stämme von 2—3 m Länge wie die Balken eines Blockhauses auf, bedeckt das Gebäude oben mit Reisig und sticht einen grabenförmigen Zulauf aus, groß genug, einen starken Hahn durchzulassen, unter einer Seitenwand durch bis in die Mitte der Falle, deckt ihn aber an der inneren Seite ein Stück weit wieder zu. Das Innere der Falle sowie der Zulauf wird mit Mais geködert. Vorübergehende Truthühner finden die erwünschte Speise, folgen ihr, sehen im Inneren der Falle reichliche Nahrung und kriechen durch den vertieften Zulauf hinein; eins folgt dem anderen, und so vereinigt sich zuweilen das ganze Volk in dem geräumigen Inneren und frißt die hier verstreuten Körner auf. Anstatt nun aber wieder von der Mitte des Raumes durch den Zulauf hinauszukriechen, laufen die albernen Vögel stets an den Wänden entlang, wo dieser zugedeckt ist, stecken überall zwischen den Balken die Köpfe durch und mühen sich vergeblich ab, hier ins Freie zu gelangen. Keiner von ihnen findet den Ausweg, und der Fänger holt sich am nächsten Morgen die ganze Gesellschaft heraus. Audubon versichert, daß man oft genug alle verhungert gefunden habe, weil der Fänger, übersättigt von Truthuhnwildbret, es nicht mehr der Mühe wert hielt, die Fallen zu besichtigen.

Eine wenn auch nicht weidmännische, so doch für hungrige Leute und Reisende wichtige Jagdweise ist, nach Pechuel-Loesche, die stattlichen Vögel, nachdem sie für die Nacht aufgebäumt haben, von ihren Sitzplätzen herabzuschießen. Am besten gelingt die Jagd, wenn die Bäume unbelaubt sind, und an Orten, wo das Wild noch nicht häufig gestört worden ist. Nachdem man erkundet hat, an welchen Stellen in den die Gewässer begleitenden Waldstreifen die meisten Truthühner, manchmal Hunderte, zu nächtigen pflegen, schleicht man sich in einer sternenhellen Nacht, mit einem Schrotgewehre bewaffnet, unter den bestbesetzten oder am günstigsten stehenden Schlafbaum und schießt nun den am tiefsten sitzenden Vogel, dann den nächsten 2c. herab. Auf ein wenig Geräusch beim Anschleichen durch den Unterwuchs kommt es nicht an, nur darf man nicht sprechen und muß auch jedes Stück unter Feuer töten, damit es nicht flattere und die anderen verscheuche. Ein einigermaßen geübter Jäger kann auf diese Weise in kürzester Zeit stets mehrere Vögel von einem Schlafbaume herabholen, bevor die anderen unruhig werden oder abstreichen, und gar nicht selten hat ein Schütze schon 6, 8 und 10 erbeutet. Dodge hat selbst einmal 12, und ein Soldat, laut Dodges Angabe, sogar 26 Stück von je einem Baume erlegt, ja, 4 oder 5 andere Soldaten haben, nach demselben Gewährsmanne, an einer Stelle in ein paar Stunden sogar 82 Stück erbeutet.

Das Truthuhn wurde sehr bald nach der Entdeckung Amerikas zu uns herübergebracht. Oviedo ist der erste Schriftsteller, der seiner erwähnt. „In Neuspanien", sagt er, „gibt es große und sehr schmackhafte Pfauen, von welchen viele nach den Inseln und in die Provinz Castilia del Oro geschafft worden sind und daselbst in den Häusern der Christen ernährt werden. Die Hennen sehen schlecht aus; die Hähne aber sind schön, schlagen auch oft ein Rad, obgleich sie keinen so großen Schweif haben wie die Pfauen in Spanien." Es folgt nun eine getreue Beschreibung des Truthahnes und schließlich die Bemerkung, daß das Fleisch dieser „Pfauen" sehr gut und entschieden besser und zarter sei als das der spanischen. Gyllius gedenkt des Truthuhnes als Hausvogel der Europäer; im Jahre 1557 war es aber noch so selten und kostbar, daß der Rat von Venedig bestimmte, auf welche Tafel „indische Hühner" kommen dürften. In England soll es im 15. Jahre der Regierung Heinrichs VIII. oder 1524, in Deutschland ungefähr um das Jahr 1534, in Frankreich noch etwas später eingeführt worden sein. Gegenwärtig ist es als Hausvogel überall verbreitet. Am häufigsten wohl findet man es in Spanien und namentlich in den Gehöften, die fern von den Dörfern inmitten des dürren Campo errichtet wurden. Hier sah ich Herden von mehreren hundert Stück unter der Obhut besonderer Hirten, die sie morgens zur Weide trieben, am Tage zusammenhielten und abends wieder nach Hause brachten. Bei uns zu Lande werden Truthühner immer noch recht selten gehalten, obgleich ihre Zucht sich, wenn sie ins Große getrieben wird, wohl verlohnt. Manche Hofbesitzer achten sie hoch; die meisten Menschen aber mögen sie ihres polternden, jähzornigen und zanksüchtigen Wesens halber nicht leiden. Ihre Dummheit ist erschreckend; Ungewohntes bringt sie gänzlich außer Fassung. „Ein wahrer Jammer ist es", sagt Lenz, „mit anzusehen, wie sie im Sommer, vorzüglich wenn sie Küchlein führen, oft den ganzen lieben Tag gen Himmel blicken und unaufhörlich ein jammerndes ‚Jaub jaub' ausstoßen, als ob sie die Sonne für einen Adler und die Wolken für einen Geier hielten." Lächerlich ist es, füge ich hinzu, wie sie vor einem kleinen Turmfalken angsterfüllt die Flucht ergreifen, als säße ihnen der böse Feind im Nacken. Aber sie haben auch ihre sehr guten Seiten, und namentlich die unter allen Umständen sich gleichbleibende Mütterlichkeit der Henne ist des vollsten Lobes wert.

In neuerer Zeit ist Trutwild auch in Deutschland: in Pommern, Ostpreußen, Hannover 2c., und in Österreich ausgesetzt worden und zwar im allgemeinen mit gutem Erfolge. Man darf behaupten, daß die Einbürgerung dieses wertvollen Wildes überall gelingen wird,

wo die natürlichen Vorbedingungen für sein Gedeihen gegeben sind. Wie in der Jagdzeitung „Der Weidmann“ gemeldet wird, hatte sich z. B. in den Revieren des **Grafen von Breunner** in Niederösterreich im Jahre 1888 der Bestand an Trutwild auf etwa 580 Stück gehoben.

Meleagers Schwestern, untröstlich über den Tod ihres Bruders, wurden in Vögel verwandelt, deren Gefieder wie mit Thränentropfen besprengt erscheint. So berichtet die Sage und belehrt uns dadurch, daß die Alten diese Vögel, welche wir **Perlhühner** nennen, bereits gekannt haben. Verschiedene Schriftsteller des Altertums schildern sie so genau, daß wir wenigstens annähernd die beiden Arten, die sie kannten, bestimmen können. Nebenbei erfahren wir, daß Perlhühner in Griechenland sehr häufig gehalten wurden, so daß arme Leute sie als Opfer darbringen konnten. Nach der Römerzeit scheinen sie wenig beachtet worden oder gar aus Europa verschwunden zu sein; denn erst im 14. Jahrhundert verlautet wiederum etwas über sie. Bald nach Entdeckung Amerikas nahmen die Schiffer die gewöhnlichste Art mit nach der Neuen Welt hinüber, und hier fand sie ein ihr in so hohem Grade zusagendes Klima, daß sie bald verwilderte.

Die Perlhühner (**Numidinae**), welche die letzte Unterfamilie der Fasanvögel bilden, kennzeichnen sich durch kräftigen Leib, kurze Flügel, mittellangen Schwanz, sehr verlängerte Oberschwanzdeckfedern, überhaupt reiches Gefieder, mittelhohe, gewöhnlich sporenlose, kurzzehige Füße, kräftigen Schnabel, mehr oder weniger nackten, mit Federbusch, Holle, Krause, Helm und Hautlappen verzierten Kopf und Oberhals und sehr übereinstimmende Färbung und Zeichnung, die aus einer lichten Perlfleckung auf dunkelm Grunde besteht und, wie die Kopfzierde, beiden Geschlechtern gemeinsam ist.

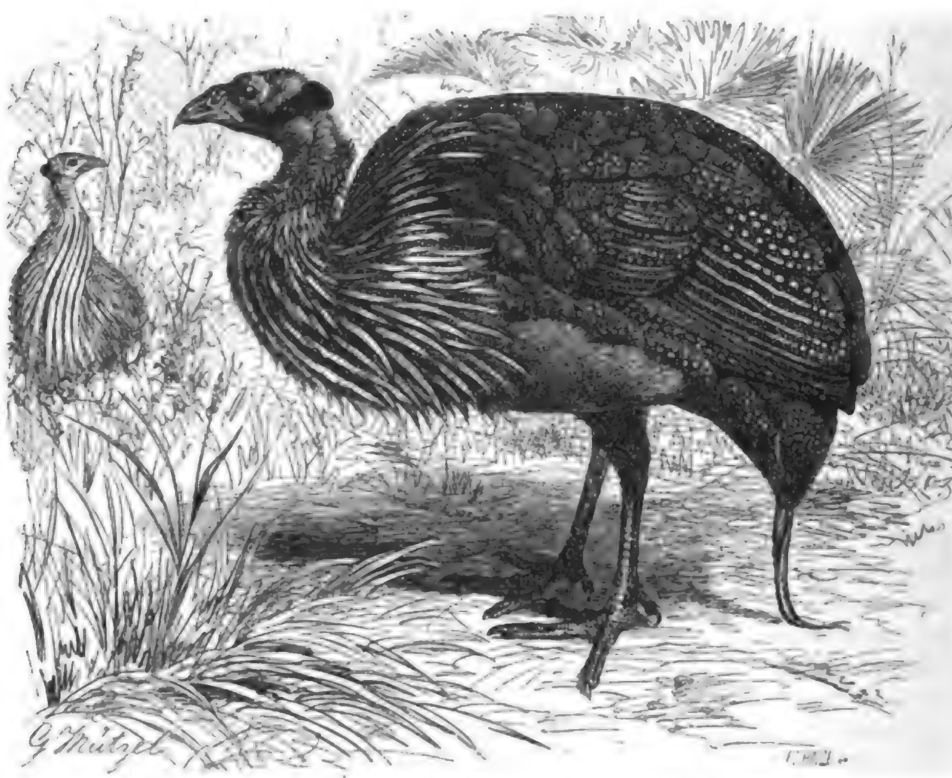
*

Als das edelste Mitglied der Unterfamilie sehe ich das ostafrikanische **Geierperlhuhn** (**Numida vulturina, Acryllium vulturinum**, Abbildung S. 614) an. Der Leib ist gestreckt, der Hals lang und dünn, der kleine Kopf nackt, nur durch eine Krause geschmückt, die sich von einem Ohre zum anderen über den Hinterkopf zieht und aus sehr kurzen samtartigen Federn besteht; die Halsfedern sind lanzettförmig, die Oberarmschwingen beträchtlich über die Handschwingen, die mittleren Steuerfedern über die seitlichen verlängert; der Schnabel ist kräftig, kurz, sehr stark gebogen und der Oberschnabel mit deutlichem Haken übergekrümmt, der Fuß hochläufig und mit einer Sporenwarze ausgerüstet.

Das Gefieder zeigt in seiner Weise dieselbe Pracht wie das Federkleid des schönsten Fasans. Die Krause ist dunkel rotbraun, der Hals ultramarinblau, schwarz und silberweiß in die Länge gestreift, da jede einzelne der schmalen und langen Federn auf schwarzem, fein grau getüpfeltem Felde einen 4 mm breiten weißen Mittelstreifen und breite ultramarinblaue Säume zeigt; auf den kurzen Mittelbrustfedern verliert sich diese Zeichnung, und es tritt dafür ein reines Samtschwarz, auf den Seitenbrustfedern aber ein prachtvolles Ultramarinblau auf; die Oberrückenfedern zeigen noch die lichten Mittelstreifen, nicht aber die blauen Säume; es kommt dafür eine höchst zierliche, aus schwarz- und weißgrauen Wellenlinien und Pünktchen bestehende Zeichnung zur Geltung; das übrige Gefieder ist auf dunkel- oder schwarzgrauem Grunde äußerst fein licht marmoriert und geperlt; jeder einzelne Perlflecken wird von einem schwarzen Hofe umschlossen; auf den Federn der Weichengegend und des Bauches nehmen die Perlflecken an Größe zu, auf denen, die sich über den rein blauen der Seitenbrust finden, wird jeder dunkle Hof noch von lilafarbenen Streifen umgeben, die

sich wie Gitterwerk ausnehmen; auf der Außenfahne der Schulter- und Oberarmfedern fließen die Perlen in schmale weiße Streifen zusammen; die Außenfahnen der ersten 4 oder 5 Oberarmfedern werden aber noch außerdem durch breite lilafarbene Säume, die vereint ein schmales Spiegelfeld bilden, geschmückt. Die Länge beträgt etwa 60, die Fittichlänge 29, die Schwanzlänge 14 cm.

Das Pucheranperlhuhn (Numida pucherani) kennzeichnet sich durch den Kopfschmuck, der aus einem vollen Busche besteht; die Kehllappen fehlen auch ihm; die nackte Halshaut aber bildet unten so tiefe Falten, daß sie hier wie gelappt aussieht. Der Schnabel ist sehr kräftig, der Fuß mittelhoch, der Schwanz kurz und stark nach innen gekrümmt.



Geierperlhuhn (Numida vulturina). ¼ natürl. Größe.

Das Gefieder des „Khanga“ der Bewohner Sansibars ist oben wie unten schön blauschwarz, viel dunkler als bei anderen Perlhühnern; die Perlzeichnung besteht aus sehr kleinen runden oder eiförmigen Flecken, die sich gleichmäßig über das ganze Gefieder verteilen, an der Außenfahne der Oberarmflügeldeckfedern aber zu Bändern verschmelzen; die Handschwingen sind braungrau, fast ungefleckt, die Vorderarmschwingen auf der Außenfahne breit weiß gesäumt, so daß hier ein deutlicher Spiegel entsteht, die Federn des Kopfbusches matt samtschwarz, der Oberkopf und der nackte Vorderhals lackrot, der faltige Hinterhals dunkel grauviolett, das Auge dunkelbraun, der Schnabel horngelb, an der Wurzel bläulich, der Fuß dunkel aschgrau, fast schwarz. Die Länge beträgt etwa 50 cm.

Das Pucheranperlhuhn bewohnt gleichfalls Ostafrika.

Das Gemeine Perlhuhn (Numida meleagris) endlich trägt ein mehr oder minder langes Horn auf der Scheitelmitte und zwei Haut- oder Fleischlappen hinten am Unterkiefer. Bei diesem Stammvater unseres Haustieres sind Oberbrust und Nacken ungefleckt lilafarben, Rücken und Bürzel auf grauem Grunde mit kleinen weißen, dunkler umrandeten Perlflecken



Haubenperlhuhn (Numida cristata) und Gemeines Perlhuhn (Numida meleagris). ¼ natürl. Größe.

besetzt, die auf den Oberflügeldeckfedern größer werden, teilweise auch zusammenfließen und sich auf der Außenfahne der Armschwingen in schmale Querbänder umwandeln, die unteren Teile auf grauschwarzem Grunde ziemlich gleichmäßig mit großen runden Perlflecken geziert, die Schwingen bräunlich, auf der Außenfahne weiß gebändert, auf der inneren unregelmäßig gebändert und getupft, die dunkelgrauen Steuerfedern schön geperlt und nur die seitlichen teilweise gebändert, weil auch hier die Flecken zusammenfließen, die Lappen breit und ziemlich lang. Das Auge ist dunkelbraun, die Wangengegend bläulichweiß, der Kammlappen rot, der Helm hornfarben, der Schnabel rotgelblich hornfarben, die wachshautartige Wulst am Schnabelgrunde rot, der Fuß schmutzig schiefergrau, oberhalb der Einlenkung der Zehen fleischfarbig. In der Gefangenschaft gezüchtete und von früher

gezähmten herstammende Perlhühner unterscheiden sich hauptsächlich durch bedeutendere Größe. Entartungen sind häufig.

Alle Perlhühner gehören ursprünglich Afrika an; die bekannteste Art, das Gemeine Perlhuhn, das in Westafrika heimisch ist, wurde zum Haustiere und verwilderte, wie bemerkt, in Westindien und, Hartlaubs Meinung nach, auch auf den Sunda-Inseln. Der Verbreitungskreis der verschiedenen Arten scheint sich auf gewisse Gegenden zu beschränken. Das Geierperlhuhn bewohnt nur die Küstenländer Ostafrikas und zwar, soviel bis jetzt bekannt, die um den Dschub gelegenen Strecken, deren Küstensaum ungefähr durch die Städte Barawa und Lamu begrenzt werden mag; von der Decken sah, mündlichen Berichten zufolge, die größte Anzahl der prachtvollen Vögel zwischen dem 2. und 4. Grade südlicher Breite und zwar vorzugsweise in Niederungen. Das Haubenperlhuhn (Numida cristata, Abbildung S. 615) ist durch ganz Mittelafrika verbreitet. Auf der Insel Sansibar kommt es nicht vor, auf dem gegenüberliegenden Festlande ist es hier und da gemein. Sir John Kirk beobachtete es in zahlreichen Gesellschaften im Delta des Sambesi bei Dschubanga und im Inneren des Landes, etwa 40 englische Meilen östlich von den Viktoriafällen, und zwar mehr im Walde als andere dort heimische Arten der Gattung.

Es scheint, daß sich die Lebensweise der verschiedenen Arten, von unwesentlichen Lebensäußerungen abgesehen, in hohem Grade ähnelt. Das Perlhuhn bedarf nach meinen Erfahrungen, die sich auf das in Nordostafrika lebende und dort sehr häufige Pinselperlhuhn (Numida ptilorhyncha) beziehen, Gegenden, die von einem dichten Niederwalde bedeckt sind, dazwischen aber freie Blößen haben. Reichbebuschte Thäler der Ebenen, Waldungen, in welchen dichter Unterwuchs den Boden deckt, Steppen, in welchen grasartige Pflanzen nicht allein zur Herrschaft gekommen sind, Hochebenen im Gebirge bis zu 3000 m Höhe und sanft abfallende, mit Felsblöcken übersäete, aber dennoch mit einer üppigen Pflanzendecke überzogene Gehänge genügen allen Anforderungen, welche es an eine Örtlichkeit stellt. In den zackigen und zerrissenen Bergen der Inseln des Grünen Vorgebirges findet es, laut Bolle, ein seiner Natur so vollkommen zusagendes Gebiet, daß es hier massenhaft auftritt; je größer und je wilder die Insel, je tiefer die Einöde ihrer Berggelände, um so häufiger begegnet ihm der Reisende. Es belebt hier alle Höhenzüge in zahlreichen Trupps, vorzugsweise die Buschwälder der baumartigen Euphorbien, die ihm sichere und selten betretene Zufluchtsstätte gewähren. Da die Inseln Westindiens ähnliche Örtlichkeiten besitzen, hat es sich bald der Herrschaft der Menschen zu entziehen gewußt und sich im Freien heimisch gemacht. Schon vor sechs Menschenaltern war es, wie Falconer berichtet, auf Jamaika häufig; gegenwärtig ist es dort so gemein, daß es unter Umständen zur Landplage wird. Auch auf Cuba findet man es an verschiedenen Orten, besonders im östlichen Teile der Insel, weil hier viele Kaffeepflanzungen von den Eigentümern in der Absicht verlassen wurden, neue Pflanzungen an besseren Orten anzulegen. Es blieben dort, wie Gundlach meint, zahme Perlhühner zurück, vermehrten sich und verwilderten vollständig.

Die Perlhühner sind Standvögel, wenn auch nicht im strengsten Sinne des Wortes. Ich erinnere mich, sie zu gewissen Zeiten in Waldungen und Steppengegenden gefunden zu haben, in welchen man sie sonst nicht antrifft, und Kirk sagt mit Bestimmtheit, daß sie sich in Ostafrika, wenn die Regenzeit beginnt, nach dem Inneren des Landes zurückziehen, hier zersprengen und nun zur Fortpflanzung schreiten. Da, wo sie häufig sind, wird man ihrer bald gewahr. Sie verstehen es, sich bemerklich zu machen, und wäre es auch nur, daß sie in den Morgen- und Abendstunden ihre trompetenartige, schwer zu beschreibende, den meisten meiner Leser aber durch unser zahmes Perlhuhn wohl bekannt gewordene Stimme

vernehmen lassen. Ich muß jedoch erwähnen, daß nur die behelmten Perlhühner (Numida meleagris, ptilorhyncha ꝛc.) in dieser Weise schreien, daß ich wenigstens weder vom Geier- noch vom Pucheranperlhuhne jemals einen ähnlichen Ton vernommen habe. Das Geierperlhuhn stößt, wenn es gerade schreilustig ist, einen sonderbaren Ruf aus, der aus drei Teilen besteht und am besten mit dem Quietschen eines in Bewegung gesetzten, aber schlecht geschmierten Schleifsteines oder kleinen Rades verglichen werden kann. Dieser Laut läßt sich durch die Silben „tie ti tiet" wiedergeben. Die erste Silbe wird ziemlich lang gezogen, die zweite kurz ausgestoßen, die dritte wiederum etwas verlängert. Alle drei folgen unmittelbar aufeinander und scheinen niemals verändert zu werden. Es hält deshalb auch nicht schwer, diese Stimme von der jedes anderen Perlhuhnes zu unterscheiden. Das Pucheranperlhuhn schreit wenig; von meinen gefangenen habe ich nur zuweilen ein leises, hochtönendes Gackern vernommen.

Perlhühner fliehen unter allen Umständen bei Annäherung eines Menschen. Sie sind weniger vorsichtig als scheu; eine Kuhherde scheucht sie weg, ein Hund bringt sie förmlich außer Fassung, ein Mensch wenigstens in größere Aufregung. Es ist daher nicht ganz leicht, ihr Treiben zu beobachten; man darf bei der Annäherung mindestens gewisse Vorsichtsmaßregeln nicht aus den Augen lassen. Schleicht man an ein Gesperre, dessen Ruf man vernahm, gedeckt hinan, so sieht man das Volk über die Blöße gehen oder sich zwischen den Felsblöcken dahinwinden oder Gebüsche durchschlüpfen. Wie die Indianer auf ihren Kriegspfaden laufen die Vögel in langen Reihen hintereinander her, und was das eine beginnt, thun die übrigen nach. Einzelne Paare findet man höchst selten, Familien, die aus 15—20 Stück bestehen, schon öfter, gewöhnlich aber sehr zahlreiche Ketten, die unter Umständen aus 6—8 Familien zusammengesetzt sein können. Die Familien halten eng zusammen, und auch die Gesperre bleiben stets im innigsten Verbande. Wird eine Familie, ein Volk oder Gesperre irgendwie erschreckt, so zerteilt es sich, so daß, streng genommen, jedes einzelne sich seinen Weg wählt. Alles rennt, läuft und flüchtet oder fliegt und flattert so eilig wie möglich einem Zufluchtsorte zu; aber sofort nach Eintritt einer gewissen Ruhe lassen die Hähne ihre Trompetentöne erschallen und locken das ganze Volk rasch wieder zusammen. Bloß dann, wenn sie bereits Verfolgungen erfahren haben, versuchen sie, sobald sie aufgescheucht wurden, sich durch Fliegen zu retten; jedoch auch jetzt noch verlassen sie sich, solange es irgend geht, auf ihre behenden Füße. Zuweilen laufen sie mehrere Minuten lang vor dem Jäger her, ehe sie sich erheben; dabei halten sie übrigens immer vorsichtig einen für das Schrotgewehr zu großen Abstand ein, wissen auch jedes Gebüsch, jeden Felsblock vortrefflich zu benutzen. Ein alter Hahn leitet die ganze Gesellschaft. Er ist stets voraus und bestimmt unter allen Umständen die Richtung der Flucht, auch dann noch, wenn diese mit Hilfe der Flügel fortgesetzt wird. Nach einem Schusse stiebt das Volk in verschiedenen Abteilungen auf, und diese wenden sich anfangs nicht gleich nach einer Richtung hin, sondern fallen gewöhnlich noch ein paarmal ein, ehe sie sich anschicken, zum Leithahne zurückzukehren. Er eilt regelmäßig dem geschütztesten Orte zu, sei dieser nun ein undurchdringliches Dickicht oder ein Fels am Gehänge, beginnt sofort nach dem Einfallen laut zu trompeten oder zu schreien und setzt sich dabei auf die höchsten Punkte, z. B. auf Felsblöcke, ganz frei, wie er es sonst nie zu thun pflegt, gleichsam in der Absicht, sich dem zerstreuten Volke zu zeigen. Letzteres läuft und fliegt nun sobald wie möglich wieder zusammen und treibt es wie zuvor.

Anders benehmen sich manche Perlhuhnarten, wenn sie ein Hund oder ein anderes vierfüßiges Raubtier verfolgt. Sie wissen, daß sie es jetzt mit einem Feinde zu thun haben, dem sie laufend ebensowenig entrinnen können wie mit Hilfe ihrer bald ermattenden Flügel. Deshalb bäumen sie so rasch wie möglich, und dann sind sie kaum wieder zum

Abfliegen zu bringen. Es scheint, daß sie über den einen Feind jeden anderen vergessen; denn sie lassen den Menschen, den sie sonst furchtsam flohen, mit einer dummen Dreistigkeit dicht an sich herankommen, sehen dem Schützen mit ängstlichen Gebärden, aber ohne einen Versuch zum Fortfliegen zu wagen, ins Rohr hinein und erheben sich erst, wenn der Knall des Schusses ihr Entsetzen noch steigerte. Aber sie handeln nunmehr ebenso sinnlos wie zuvor. Den Hund im Auge, wagen sie keine längere Flucht, sondern fliegen höchstens bis zu den nächsten Bäumen, setzen sich hier wieder und lassen den Jäger zum zweiten-, dritten- und zehntenmal an sich herankommen. Werden sie von einem harmlosen Reisenden oder beutesatten Jäger aufgescheucht und nicht durch Schüsse aufgeschreckt, so fliehen sie wie sonst, jedoch nicht weit weg, setzen sich auf einen hohen Punkt, blicken den Verfolger neugierig an, werfen den Kopf in sonderbarer Weise vor- und rückwärts, brechen endlich in gellendes Geschrei aus und setzen hierauf die Flucht fort. Zum Schlafen wählen alle Arten erhabene Stellen, die ihnen die größte Sicherheit versprechen. Lieblingsschlafplätze sind hohe Bäume an Flußufern; ebenso steigen sie, wenn der Abend naht, in Gebirgen an Felswänden empor und suchen hier anderen Tieren, wenigstens Raubsäugetieren, unzugängliche Grate und Felsspitzen zum Schlafen aus. „Selbst während der Nacht", sagt von Heuglin, „entgeht ihnen nichts Außergewöhnliches; ist es in der Umgebung ihres Rastplatzes nicht geheuer, so lärmen sie stundenlang. Während unseres Aufenthaltes im Bogoslande zeigten gezähmte, welche die Nacht auf einem taubenhausähnlichen Gerüste verbrachten, uns auf diese Weise die Annäherung von Leoparden, Hyänen, Wildkatzen, Genetten, großen Ohreulen und dergleichen an, und es glückte mir, auf ihren Angstruf hin mehrmals solche Raubtiere mitten in den Gehöften und selbst auf den Strohdächern der Häuser zu erlegen."

Man darf wohl behaupten, daß die Perlhühner den mit niederem Grase bewachsenen oder ganz verdorrten Blößen einen prächtigen Schmuck verleihen. Die dunkeln Vögel verschwinden zwischen den ihnen ähnlich gefärbten Steinen, heben sich aber scharf ab von den grün oder graugelb erscheinenden Grasflächen. Verkennen wird man sie nie: der wagerecht gehaltene Körper, die locker getragenen, wie gesträubt erscheinenden Bürzelfedern und der dachförmig abfallende Schwanz sind für ihre Gestalt so bezeichnend, daß nur der Ungeübte sie mit irgend einem anderen Huhne verwechseln könnte. In der Schnelligkeit des Laufes kommen ihnen die Frankoline freilich gleich; ihr Flug aber ist von dem dieser Verwandten verschieden und ausgezeichnet durch die vielen fast schwirrenden Flügelschläge, auf welche kurzes, schwebendes Dahingleiten folgt.

Die Nahrung wechselt je nach der Gegend und Örtlichkeit oder auch nach der Jahreszeit. Im Frühlinge, wenn die Regen fallen, werden Kerbtiere wahrscheinlich das Hauptfutter bilden: denn ich fand den Kropf zuweilen vollständig mit Heuschrecken angefüllt; später fressen sie Beeren, Blätter, Knospen, Grasspitzen und endlich Körner aller Art. Auf Jamaika kommen sie in den kühleren Monaten des Jahres in zahlreichen Gesperren aus ihren Wäldern hervor, verteilen sich über die Felder und richten hier bedeutenden Schaden an. Ein tiefes Loch wird, wie Gosse erzählt, in kürzester Zeit ausgetieft, die Samenwurzel bloßgelegt und sofort aufgefressen oder wenigstens zerstört. Zur Pflanzzeit der Yams werden sie noch lästiger, weil sie jetzt die Saatwurzeln ausscharren. „Das Korn", versichert Cham, „ist kaum gesäet, so wird es bereits wieder ausgegraben und aufgepickt." Als auffallend hebt Gosse hervor, daß sie süße Kartoffeln hartnäckig verschmähen.

Über die Fortpflanzung habe ich eigne Beobachtungen nicht angestellt, mindestens niemals ein Nest mit Eiern gefunden, Junge unter Führung ihrer Eltern aber oft gesehen. Gerade diese Beobachtungen, die ich an Familien sammelte, bestimmen mich anzunehmen, daß das Perlhuhn in Einehigkeit lebe. Die Nester des Pinselperlhuhnes fand von Heuglin während der Regenzeit meist unter Buschwerk und im Hochgrase. Sie bestehen in einer kleinen

natürlichen oder künstlichen Vertiefung im Boden, um welche etwas dürres Laub oder Steppengras liegt. Das Gelege zählt 5—8, zuweilen auch mehr, schmutzig gelblichweiße, ziemlich glänzende und ungemein hartschalige Eier. Die Brutdauer beträgt 25 Tage. „Hahn und Henne entfernen sich niemals von ihrer Brut und suchen durch Lärmen und hastiges Hin- und Herlaufen die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich zu ziehen.“ Die Küchlein im Flaumkleide gleichen an Ansehen und Wesen jungen Fasanen, werden bald nach dem Ausschlüpfen von den Alten weggeführt, wachsen rasch heran und folgen bereits, wenn sie die halbe Größe der Eltern erreicht haben, diesen auf allen Streifereien, bäumen dann auch schon nachts regelmäßig mit ihnen.

Perlhühner lassen sich leichter eingewöhnen als irgend ein anderes Wildhuhn, werden aber nicht leicht und kaum jemals vollständig zahm, schreiten auch nur dann zur Fortpflanzung, wenn sie weiten Spielraum haben. Dagegen kann man gefangene bald so weit gewöhnen, daß sie in Haus und Hof umherlaufen, oder selbst an einen Reisewagen derart fesseln, daß sie auf dem jedesmaligen Rastplatze umherlaufen dürfen, weil sie sich am Morgen beim Weiterziehen wieder pünktlich beim Wagen einfinden und ohne Umstände von neuem in ihre Käfige sperren lassen. Sie sind zänkisch, liegen mit Haus- und Truthühnern beständig im Streite, werden so bösartig, daß sie Kinder und erwachsene Hähne angreifen, streifen weit umher, verstecken ihr Nest soviel wie möglich, brüten nicht eifrig und können starke Kälte nicht vertragen. Anderseits erfreuen sie durch ihre ewige Rastlosigkeit, ihr hübsches Gefieder und die sonderbaren Stellungen und Bewegungen, die sie beim Laufen annehmen. Das Geierperlhuhn unterscheidet sich, wenn ich von dem von mir beobachteten auf das Betragen anderer schließen darf, sehr zu seinem Vorteile von den übrigen. Es trägt sich zierlicher, erscheint schlanker, weil es den Kopf erhebt, und nimmt selten die eckige Gestalt an, die gerade seine Familienverwandten kennzeichnet. Bemerkenswert scheint mir seine große Gutmütigkeit und Sanftheit zu sein. Eins, das ich pflegte, wurde nach kurzer Zeit ungemein zahm, trat mit seinem Wärter in ein sehr inniges Verhältnis, ließ sich von diesem fangen, ohne sich zu sträuben hin und her tragen, an einen bestimmten Ort setzen und hier so lange festhalten, wie der Wärter für gut befand. Die Wärme liebte es noch mehr als andere Perlhühner. Es erfror in dem einen kalten Winter, aller Vorsicht ungeachtet, in einem wohlgeheizten Zimmer die Füße, wahrscheinlich, weil ihm der Boden noch zu kalt war. Im Sommer sah man es während der Mittagshitze behaglich in den Strahlen der Sonne sich dehnen und recken, während andere Perlhühner zu derselben Zeit unter schattigen Büschen Schutz suchten. Bei heftigem Winde verkroch es sich fast ängstlich an einer geschützten Stelle, verweilte hier während des ganzen Tages oder begehrte selbst an der Thür seines Hauses Einlaß. Gerade das Geierperlhuhn würde unseren Hühnerhöfen zur größten Zierde gereichen; aber freilich scheint es, daß es der Züchtung in der Gefangenschaft noch größere Schwierigkeiten in den Weg legen wird als das Gemeine Perlhuhn, dessen Eier man bei uns nur ausnahmsweise der rechten Mutter überläßt und gewöhnlich Trut- oder Haushühnern zum Brüten unterlegt.

Die Perlhühner haben sehr viele Feinde. Alle Katzen Afrikas, vom Leoparden oder Geparden an bis zum Luchse herab, alle Schakale und Füchse stellen den Alten und Jungen, die Schleichkatzen namentlich den Eiern und Küchlein nach; alle größeren Raubvögel jagen eifrig auf dieses so leicht zu bewältigende Wild, und selbst die Kriechtiere erlangen es nicht selten: wir fanden im Magen einer 2,5 m langen Riesenschlange ein vollständig ausgewachsenes Perlhuhn. Der Mensch jagt sie überall mit einer gewissen Vorliebe, weil sie sich ohne besondere Mühe berücken lassen, obwohl sie, wenn sie Verfolgungen verspüren, bald sehr scheu werden. Dazu kommt nun noch, daß ihre reiche Befiederung die meisten Schüsse unwirksam macht, daß sie selbst das beste Gewehr zu verspotten scheinen. Ganz anders ist es,

wenn man einen guten Hund mit zur Verfügung hat und diesen auf ihre Fährte setzt. Ihre Furcht vor dem Vierfüßer verblüfft sie so, daß sie den gefährlicheren Feind gänzlich verkennen, und nicht selten geschieht es, daß sie sich geradezu mit der Hand wegnehmen oder doch, wenn sie gebäumt haben, ohne alle Umstände vom Aste herabschießen lassen. Im Sudan wendet man einfache Schnellgalgen an, um sie zu fangen, stellt ihnen auch wohl Netze quer durch das niedere Gebüsch und darf in beiden Fällen reichlicher Beute gewiß sein. Die ersteren erinnern an unsere Maulwurfsfallen, bestehen aus einem langen, biegsamen Stocke, der auf der einen Seite in die Erde gesteckt, an der anderen durch einen Faden niedergehalten und mittels eines Stäbchens so befestigt wird, daß er bei der leisesten Berührung nach oben schnellt und dabei eine Schlinge, in deren Berührung das betreffende Wild gekommen sein muß, zusammenzieht. Die Steppenbewohner Kordofans bedienen sich zu ihrer Jagd vorzugsweise ihrer Hunde, jener vortrefflichen, früher geschilderten Windspiele, die laufende Perlhühner regelmäßig fangen, sogar nach den bereits aufgestandenen emporspringen und in vielen Fällen eins von ihnen glücklich erschnappen. Auf Jamaika setzt man ihnen Körner vor, die man in Rum ꝛc. eingeweicht hat; sie fressen davon, berauschen sich, verlieren die Besinnung, taumeln umher, drücken sich endlich an einem Orte nieder, der ihnen Schutz zu gewähren scheint, und lassen sich hier widerstandslos von dem Jäger aufnehmen. Häufig findet man übrigens einen großen Teil von denen, die von den berauschenden Körnern fraßen, verendet.

Die Hokkovögel (Cracidae), eine höchst eigenartige, mehr als 50 Arten umfassende Familie der Hühner bildend, sind groß oder mittelgroß und gestreckt gebaut; der Schnabel ist in der Regel länger als bei den meisten anderen Hühnern, an der Spitzenkuppe gewölbt, am Ende breithakig herabgebogen, hinten mit einer Wachshaut überzogen, die sich über die ganze Nasengrube, gewöhnlich auch über die Zügel und Augengegend erstreckt und den oft sich findenden Höcker auf der Schnabelwurzel überkleidet, der Fuß mittelstark und mittelhoch, lang, dünnzehig und mit langen, ziemlich schmalen, scharf zugespitzten und sanft gebogenen Krallen bewehrt, der Flügel stark abgerundet, weil die 4—5 vordersten Handschwingen stufig gekürzt sind, auch wohl abgesetzt langspitzig, der aus 12 Steuerfedern bestehende Schwanz sehr lang, stark, kräftig, seitlich etwas verkürzt oder ziemlich gleichlang. In dem derben und großfederigen, jedoch nicht dichten Gefieder sind die einzelnen Federn breit und abgerundet, ihre Schäfte aber meist eigentümlich verdickt, von der Wurzel aus angeschwollen und erst gegen die Spitze hin verdünnt und verschmächtigt. Bei einzelnen Arten erscheint diese eigentümliche Bildung so ausgeprägt, daß der Schaft in der Mitte um das Zehn- und Zwanzigfache dicker ist als an der Spitze, um das Sechs- bis Zehnfache dicker als an seiner Wurzel. Mit dieser Verdickung steht die Bebartung im Einklange: der verstärkte Schaft trägt daunige, die verdünnte Spitze geschlossene Fahnen. Am auffallendsten zeigt sich diese Verdickung im Kleingefieder, zumal an den Bürzelfedern, am wenigsten an den Schwingen und Steuerfedern. Düstere Farben sind vorherrschend, lichtere aber nicht ausgeschlossen. Das Gerippe hat mit dem der Fasanvogel manche Ähnlichkeit. Die Wirbelsäule besteht aus 14 Hals-, 7 Rücken- und 6 Schwanzwirbeln; die Platte des Brustbeines ist mäßig ausgerandet, der Kiel sehr hoch; Oberarm und Oberschenkel führen Luft. Ein Kropf ist vorhanden, der Vormagen klein, der Hauptmagen sehr starkmuskelig. Größere Beachtung dürfte die Luftröhre verdienen, weil sie sich nicht bloß durch eigentümliche Gestaltung, sondern auch durch ungewöhnlichen Verlauf auszeichnet, obschon letzteres bei vielen Mitgliedern der nächstverwandten Familie noch ersichtlicher wird. Die Luftröhre tritt

nämlich auf die äußere Seite des Brustkorbes heraus, verläuft hier in einer oder mehreren Windungen und senkt sich nunmehr erst in die Tiefe des Brustkastens ein. Bei einzelnen Arten erweitert sie sich auch wohl zu Taschen oder Buchten ꝛc.

Bei den Hokkos (Crax) ist der Schnabel hoch, auf dem Firste stark gekrümmt, seitlich zusammengedrückt, ausnahmsweise auch auf dem Firste schneidenartig ausgezogen, am Grunde regelmäßig mit einer Wachshaut überkleidet und durch Höcker verziert, die während der Paarungszeit noch bedeutend aufschwellen, bei einer Art aber sich zu einem harten, sehr großen, birnförmigen Knollen umgestalten und bei einer zweiten Art durch ein mehr auf der Kopfmitte stehendes Horn vertreten werden, der Fuß kräftig, mäßig hoch und ziemlich langzehig, der Flügel kurz, in ihm die siebente und achte Schwinge die längsten, der Schwanz ziemlich lang, etwas abgerundet, das Gefieder auf dem Scheitel und Hinterkopfe meist zu einer kammförmigen Haube verlängert, die aus schmalen, steifen, sanft rückwärts, an ihrer Spitze aber wieder vorwärts gekrümmten Federn besteht, auf der Wange, dem Oberhalse und in der Steißgegend weich, fast daunig, auf dem Unterhalse und Rumpfe hart und derb der Zügel mit kleinen Pinselfedern besetzt, die Augengegend nackt.

Der Hokko (Crax alector), dessen Name zur Bezeichnung der Gesamtheit gedient hat, trägt einen gelben Fleischhöcker auf der Wurzel des Schnabels und ist bis auf den weißen Bauch, den Steiß und den Endsaum der Schwanzfedern glänzend blauschwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel an der Wurzel blaß wachsgelb, im übrigen hornfarben, der Fuß fleischrot. Die Länge beträgt ungefähr 95, die Fittichlänge 42, die Schwanzlänge 32 cm. Das Weibchen soll nur am Kopfe, Halse, auf der Brust und auf dem Rücken schwarz, auf dem Bauche rostrot, auf Flügel und Unterschenkel rostrotgelb gewellt sein.

Alle Arten bewohnen Süd- und Mittelamerika, einschließlich des Südens von Mexiko; der Hokko verbreitet sich über das Innere Brasiliens, von Guayana bis Paraguay, und wird dort in allen Wäldern gefunden. Aus den mir bekannten Berichten der Naturforscher, die an Ort und Stelle beobachteten, und den Erfahrungen, die wir an gefangenen Vögeln sammeln konnten, scheint hervorzugehen, daß seine Lebensweise der anderer Arten entspricht; es dürfte daher angemessen sein, ein allgemeines Lebensbild zu zeichnen.

Die Hokkos sind an Bäume gebunden und verlassen den Wald höchstens auf kurze Zeit. Man trifft sie zwar oft auch auf dem Boden an und beobachtet, daß sie hier, falls der Grund eben ist, mit großer Schnelligkeit einherrennen; in der Regel aber sieht man sie im Gezweige der Bäume, während der Brutzeit paarweise, außerdem zu drei, vier und mehr Stück beisammen. Im Gezweige bewegen sie sich langsam, obschon mit verhältnismäßigem Geschicke; der Flug hingegen ist niedrig, geschieht in wagerechter Richtung und hat keine lange Dauer. Sämtliche Arten fallen auf durch ihre Stimme, die immer etwas Eigentümliches hat, aber je nach der Art sehr verschieden ist. Einige brummen, andere pfeifen, andere knurren, andere schreien ein „Hu hu hu hu“ aus tiefer Brust hervor, andere lassen Laute vernehmen, die durch die Silben „racka racka“ wiedergegeben werden mögen. Ihre Stimme vernimmt man am häufigsten während der Paarungszeit und insbesondere in den frühen Morgenstunden, bald nachdem sie aus dem Schlafe erwacht und aus dem Inneren der Waldungen nach den Lichtungen an den Stromufern hervorgekommen sind. Die Indianer aber erzählten Schomburgk, daß eine Art (Crax tomentosa) regelmäßig zu schreien beginne, wenn das Sternbild des südlichen Kreuzes seine größte Höhe erreicht

habe, und Schomburgk fand diese auffallende Angabe bestätigt. Lange hatte er zu dieser Versicherung ungläubig gelächelt, weil er beobachtete, daß das südliche Kreuz gerade dann, um 4 Uhr des Morgens, seine größte Höhe erreichte, wenn der Vogel ohnehin seine dumpfe, klägliche Stimme erschallen läßt. „Am 4. April aber hatte der Anfang des Kreuzes



Hokko (Crax alector). 1/5 natürl. Größe.

25 Minuten nach 11 Uhr nachts eben den Meridian erreicht, und in demselben Augenblicke schallten die hohlen Töne des Hokkos durch die stille Nacht. Nach Verlauf einer Viertelstunde lag wieder tiefe Ruhe auf unserer Umgebung. Da wir während dieser Zeit die Stimme des Vogels niemals gehört hatten, zeigte sich in diesem Falle die Angabe als so sicher und schlagend, daß alle Zweifel an der merkwürdigen Thatsache bei uns verschwanden." (?)

Die Nahrung der frei lebenden Hokkos besteht vorzugsweise, vielleicht ausschließlich, in Früchten. Azara sagt zwar, daß sie sich von denselben Stoffen ernähren, welche die Hühner

fressen, fügt aber ausdrücklich hinzu, daß sie schon Maiskörner nicht verdauen, sondern sie mit ihrem Kote wieder ausscheiden, und alle übrigen Beobachter, mit Ausnahme von von Martius, stimmen darin überein, daß Früchte ihr natürliches Futter sind. „In ihren Magen“, sagt der Prinz von Wied, „fand ich halb und ganz verdaute Früchte und Nüsse, die zum Teil so hart waren, daß man sie mit einem Messer nicht ritzen konnte.“ Schomburgk bestätigt diese Angabe und fügt hinzu, daß ihr Fleisch manchmal, unzweifelhaft infolge einer zeitweilig von ihnen bevorzugten Nährpflanze, einen durchdringenden zwiebelartigen Geruch und gleichzeitig einen erhöhten oder veränderten Geschmack annimmt. „Als die Indianer“, erzählt er, „mit dem Reinigen eines Platzes zum Aufhängen der Hängematten beschäftigt waren und mit dem Waldmesser das im Wege stehende Gebüsch und die Schlingpflanzen niederhieben, traf meine Geruchsnerven jener Geruch in solchem Maße, als wären die Leute in einem Zwiebelfelde beschäftigt. Bei der Untersuchung fand ich, daß dieser Geruch dem Stamme und den Blättern einer Schlingpflanze eigentümlich war. Ohne Zweifel fressen die Hokkos zur Zeit, in welcher ihr Fleisch den beschriebenen zwiebelartigen Geruch und Geschmack annimmt, die Früchte, Samen und Blüten dieser Schlingpflanze.“ Bates hebt besonders hervor, daß die in den Waldungen am Amazonenstrome lebenden Hokkos niemals von den Wipfeln der hohen Waldbäume zum Boden herabkommen, und sagt damit nicht allein, daß sie in den Kronen der Bäume den größten Teil ihres Lebens verbringen, sondern daß sie in ihnen auch ihr Weidegebiet finden. Dafür spricht außerdem eine Erfahrung, die wir in den Tiergärten gewonnen haben. Im Aufsuchen der Nahrung unterscheiden sich die Hokkos und die Schakuhühner von allen ihren sogenannten Ordnungsverwandten; sie scharren nämlich nicht, sondern lesen höchstens auf oder pflücken ab, wie die Tauben thun.

Über die Fortpflanzung wissen wir leider bis jetzt noch sehr wenig, so viel aber doch, daß die Hokkos nicht auf dem Boden, sondern auf Bäumen brüten. „Sie bauen ihre flachen Nester“, sagt von Martius, „aus Reisig in die Winkel der Äste, nicht eben hoch über dem Boden, und das Weibchen legt nach unserem eignen Befunde und der Versicherung der Indianer stets nur 2 weiße Eier, die größer und stärker als unsere Hühnereier sind.“ Schomburgk und Bates stimmen hiermit überein. Die Mitteilungen des Prinzen von Wied, daß der Mutung (Crax carunculata) 4 Eier in sein aus Prügeln und Reisern auf Bäumen erbautes Nest lege, ist damit genügend widerlegt; sie beansprucht aber auch keine Unfehlbarkeit, da der Prinz ausdrücklich bemerkt, daß er selbst niemals ein solches Nest gefunden habe. Über das Jugendleben der Hokkos ist mir keine ausführliche Mitteilung glaubwürdiger Reisender bekannt; gerade dieser Punkt aber würde für die Erkenntnis der Stellung der Vögel von größter Wichtigkeit sein.

Da das Wildbret der Hokkos an Zartheit dem Taubenfleische, an Wohlgeschmack dem des Truthahnes ähnelt, wird ihre Jagd in Südamerika eifrig betrieben, insbesondere zur Zeit der Paarung, während welcher unsere Vögel durch ihre weitschallende Stimme verraten werden. Im tiefen Walde, fern von den Wohnungen, sollen sie kaum Scheu vor den Menschen zeigen. Sonnini erzählt, daß er sich in Guayana oft mitten unter ihnen befunden habe, ohne sie durch seine Erscheinung in die Flucht zu schrecken. Man könne sich ihrer deshalb auch ohne alle Mühe bemächtigen und selbst mehrere nacheinander erlegen, ohne daß die anderen sich entfernen; denn die überlebenden sähen den getöteten Genossen wohl ängstlich nach, flögen aber nur von einem Baume zum anderen. In der Nähe menschlicher Wohnungen hingegen sind die Hokkos sehr scheu und furchtsam; jedes Geräusch ängstigt sie, und die Erscheinung eines Menschen bewegt sie zur eiligen Flucht. Außer dem Fleische der erlegten Vögel benutzen die Indianer ihre starken Schwingen oder Schwanzfedern zur Herstellung von Fächern, sammeln daher auch solche Federn, welche sie im Walde finden, und bewahren sie bis zum Gebrauche in dem röhrenförmigen Scheidenteile eines getrockneten

Palmenblattes auf. Hier und da werden auch die kleineren Federn zu allerlei Schmuck verwendet.

Die gefangenen Hokkos, die man fast in allen Niederlassungen der Indianer findet, werden, laut von Martius, aus den im Walde ausgenommenen, von Hühnern bebrüteten Eiern erzogen; denn die Fortpflanzung gefangener Hokkos soll nur unter besonders günstigen Verhältnissen gelingen. Die Indianer teilten Schomburgk mit, daß sich die Hokkos niemals in der Gefangenschaft fortpflanzen; Bates scheint dasselbe erfahren zu haben, weil er bemerkt, daß es schwer zu sagen sei, warum diese prächtigen Vögel nicht schon längst von den Indianern zu Haustieren gewählt wurden, da sie doch so leicht zahm werden. „Das Hindernis soll darin liegen, daß sie in der Gefangenschaft nicht brüten. Dies mag wohl mit ihrem Baumleben zusammenhängen. Fortgesetzte Versuche würden möglicherweise ein günstigeres Ergebnis zur Folge haben; die Indianer besitzen zu solchen Versuchen aber nicht genügende Geduld und auch nicht hinlängliches Verständnis. Gleichgültig gegen solche Vögel kann man sie nicht nennen; denn das gemeine Truthuhn, das in Südamerika eingeführt wurde, steht bei ihnen in hoher Achtung." Die Annahme der Reisenden ist nicht ganz begründet, dürfte aber dazu beitragen, die Hoffnungen, die einige Tierzüchter auf die Hokkos gesetzt haben, auf das rechte Maß zurückzuführen.

Über die leichte Zähmbarkeit dieser Vögel sind alle Naturbeobachter und ebenso alle Tierzüchter einig. Schon Azara erzählt, daß die Hokkos in den Niederlassungen nicht bloß wie Haushühner leben, sondern förmlich zu Stubentieren werden. Sonnini sah in Guayana Scharen gezähmter Hokkos in den Straßen umherlaufen und sich ohne Furcht vor den Menschen frei bewegen. Sie besuchten die Häuser, in welchen man ihnen Nahrung gegeben hatte, regelmäßig wieder und lernten ihren Pfleger genau kennen. Zum Schlafen erwählten sie sich erhabene Orte, in den Ortschaften also, wie die Pfauen, die Dächer der hohen Häuser. Bates berichtet von einem gefangenen, der sehr vertraut mit seinem Gebieter war, sich selbst als ein Glied der Familie anzusehen schien, bei jeder Mahlzeit einfand, rund um den Tisch lief, von dem einen zum anderen ging, um sich füttern zu lassen und zuweilen den Kopf an Wange oder Schulter seiner Freunde rieb. Nachts erwählte er seinen Schlafplatz neben der Hängematte eines kleinen Mädchens, dem er besonders zugethan war, und dem er bei allen seinen Ausflügen folgte. Solche liebenswürdige Anhänglichkeit sollte, so möchte man glauben, die Hokkos zu allgemeinen Lieblingen stempeln; gleichwohl werden sie nicht von jedermann gern in der Gefangenschaft gehalten. Auch sie haben, abgesehen von ihrer Langweiligkeit, Unarten, namentlich die eine, daß sie alles Glänzende, Goldknöpfe &c., verschlucken und infolge der starken Muskeln ihres Magens verderben.

Temminck bemerkt, daß man in Holland zu Ende des vorigen Jahrhunderts Hokkos gezüchtet habe, diese Zucht aber wieder verloren gegangen sei, erinnert sich dieser Angelegenheit jedoch nur aus seiner Jugendzeit her und kann sich recht wohl geirrt haben. Dafür sprechen die Erfahrungen, die wir neuerdings gelegentlich der mit großer Sorgfalt angestellten Versuche gewannen. Die Hokkos eignen sich, soviel wir bis jetzt erfuhren, in keiner Hinsicht zur Vermehrung im gezähmten Zustande. Schon die Haltung ist schwierig. Alle gewöhnen sich zwar leicht an ein Ersatzfutter und erheben in dieser Hinsicht wenig Ansprüche; aber sie verlangen im Winter einen warmen Stall, weil sie sonst mindestens die Zehen erfrieren oder zu Grunde gehen, zeigen sich auch keineswegs so verträglich, wie man behauptet hat, sondern streiten heftig mit anderen ihrer Art oder mit Hühnern, dürfen also kaum unter gewöhnlichem Hausgeflügel gehalten werden. Zudem sind sie nur, wenn man ihnen einen größeren Spielraum gewährt, einigermaßen anziehend, im engeren Raume jedoch höchst langweilig. Stundenlang sitzen sie auf einer Stelle, fast ohne sich zu rühren, obgleich sie, wenn man sie jagt, eine große Beweglichkeit an den Tag legen. Ihre

Stimme vernimmt man glücklicherweise nur in der Paarungszeit; wäre dies nicht der Fall, so würden sie vollends unerträglich sein; denn weder ihr Brummen, noch das gellende Pfeifen, das sie hören lassen, ist besonders angenehm. Wenn sie pfeifen oder brummen, sitzen sie lange Zeit auf derselben Stelle, pumpen, scheinbar mit Anstrengung, eine Menge Luft in die Lunge und lassen sie nun stoßweise wieder ausströmen, wobei eben der sonderbare Laut erzeugt wird. Man bleibt im unklaren, ob man das Brummen als Liebesruf zu deuten habe oder nicht; denn von einer Balz ist bei ihnen keine Rede, und der seinen Gesang hervorwürgende Hahn scheint sich nicht im geringsten um die Henne und diese sich nicht um ihn zu bekümmern.

Hokkos, die ich längere Zeit pflegte, haben zwar wochenlang gebrummt, geknurrt und gepfiffen, niemals aber auch nur versucht, sich zu paaren. Nun haben wir allerdings verschiedene Berichte über gelungene Züchtung dieser Vögel erhalten, sogar erfahren, daß ein Hokkoweibchen 15 Eier gelegt und erbrütet habe: alle derartigen Berichte aber sind unwahr. Beachtenswert scheint mir nur ein einziger zu sein. „Ich besaß", so erzählt Pomme, „sechs weibliche Hokkos und nur vier Männchen. Dieses Mißverhältnis hat mir den Beweis geliefert, daß der Vogel in Einweibigkeit lebt. Die nicht gepaarten Weibchen legen zwar dennoch und suchen die Liebkosungen des ersten besten Männchens, das ihnen in den Weg kommt; aber sie gehen in den Geschlechtsverrichtungen nicht weiter, bauen keine Nester, sondern legen ihre Eier, wohin sie gerade kommen, meist abends, wenn sie sich schon aufgesetzt haben. Diejenigen dagegen, welche Männchen haben, legen immer in ein Nest und zwar in ein solches, welches von den letzteren errichtet worden ist; denn bei diesen Vögeln baut das Männchen. Ich muß zugleich bemerken, daß die Hokkos, in Frankreich wenigstens, sehr selten brüten; von allen, welche ich bekommen konnte, hat nur ein einziges Neigung hierzu gezeigt. Fünf Stück haben Eier gelegt, das sechste war mehrere Tage lang gepaart und suchte das Männchen auf; aber es hat nie gelegt. Die neu angekommenen Weibchen bleiben während des ersten Jahres ihrer Einführung kalt und gefühllos; im zweiten Jahre paaren sie sich, aber sie legen nicht oder nur schalenlose Eier; im dritten Jahre ist Schale daran, sie ist jedoch zerbrechlich und unvollkommen, und erst im vierten Jahre verschwindet auch dieser Mangel. Jedes Weibchen legt, wenn es nicht brütet, nur einmal und zwar gegen Ende April oder zu Anfang Mai. Die Brütezeit dauert 31 bis 32 Tage. Bei mir wurden jedesmal 2, manchmal, aber selten, 3 Eier gelegt. Fast alle Eier, welche ich bekam, waren befruchtet; aber bei fast allen starb das völlig entwickelte Junge in der Schale ab, als ob ihm die Kraft zum Ausschlüpfen gefehlt hätte. Es kommt dies in unseren Gegenden bei einheimischen Vögeln oft vor, wenn die Mutter während des Legens nicht ganz gesund ist. Dreimal konnten indessen die jungen Hokkos die Schwierigkeiten beim Ausschlüpfen überwinden; aber, obwohl sie ganz kräftig waren, lebten sie doch nur 3—4 Tage. Sie fraßen nichts und starben ohne Zweifel Hungers. Gegen die Truthenne, die sie ausgebrütet hatte, zeigten sie Abneigung und hielten sich immer von ihr entfernt. Diese Beobachtung brachte mich auf die Vermutung, daß die Mutter eine erste Nahrung im Kropfe bereite, wie die Tauben, und solche den jungen Hokkos in den ersten Tagen unumgänglich notwendig sei. Um mich hiervon zu überzeugen, gab ich einem Hokkohuhne zwei Eier von Schakuhühnern. Sie wurden so eifrig bebrütet, daß am 29. Tage die Pflegemutter mit ihren zwei Pfleglingen im Garten umherspazierte. Das Männchen bekümmerte sich nicht um die Jungen; aber das Weibchen zog sie recht gut auf, und jetzt sind sie völlig aufgewachsen."

„Um die Aufzucht der Hokkos", schreibt Bodinus, „bin ich auf eine sehr ärgerliche Weise gekommen. Längere Zeit hatte ich bemerkt, daß das sehr bissige Männchen sein Weibchen heftig verfolgte und dieses, um sich zu retten, genötigt war, sich zu verbergen.

Das Männchen flog auf die Spitze eines dürren Baumes, stellte sich auf einen der höchsten Äste; hier ein eigentümlich schallendes Pfeifen ausstoßend, übersah es seine ganze Umgebung und flog nach einiger Zeit herab, vermutlich um das Weibchen zu betreten, ein Akt, den ich jedoch nicht beobachtete, weil jenes das etwas sehr ungestüme Annähern des Gemahles zu unpassender Zeit fürchtete. So wunderte ich mich nicht, als ich eines Tages bemerkte, daß das Weibchen in einem für Mandarinen-Enten bestimmten Häuschen saß, und erst, als ich mehrere Tage hintereinander das Tier immer in derselben Stellung, Steiß und Schweif außerhalb besagten Kästchens, fand, stieß mir der Gedanke auf, daß der Vogel sich festgekrochen habe und nicht wieder zurückkommen könne. Es schien mir fast unmöglich und wenigstens unglaublich, daß ein Häuschen, gerade genügend, eine brütende Mandarinen-Ente aufzunehmen, von einem großen Hokko freiwillig zu einem angemessenen Aufenthaltsorte gewählt werden könne. In der bangen Sorge, daß das Tier sich festgekrochen habe und wohl gar tot sei, stieg ich auf einer Leiter bis zum Häuschen empor, ergriff jenes, um es hervorzuziehen, und als es nicht folgen wollte oder konnte, freute ich mich, daß ich ihm zur rechten Zeit zur Hilfe geeilt sei. Plötzlich bei einer Bewegung hörte ich es krachen und — o Jammer! nun erst nahm ich wahr, daß der Vogel auf einem mächtig großen Eie brütete. Mein Verdruß war groß; allein das Unglück war geschehen, und wenn für diesmal die Aufzucht von Hokkos mißlungen ist, so habe ich doch wichtige Fingerzeige für die Zukunft erhalten, die ich benutzen werde. Vielleicht hätte ich noch in demselben Sommer ein günstiges Ergebnis erzielt, wäre nicht um die Mitte des Juli entsetzlich kaltes Wetter eingetreten. Bald, nachdem nämlich das Hokkohuhn um sein Ei gekommen, stand der Hahn wieder pfeifend auf der Spitze eines Baumes, und eines schönen Tages nahm ich auch wahr, wie er in eins der an der Wand hängenden Entenhäuschen gekrochen war, ein ganz leises, gedehntes Pfeifen hören ließ und dabei sich mit den im Häuschen befindlichen Niststoffen zu schaffen machte, während das Weibchen sein altes, daneben hängendes Häuschen wieder aufsuchte, vor meinen Augen hineinkroch und — ich mochte den Augen kaum trauen — mit unglaublicher Gewandtheit sich darin umdrehte! Hätte ich früher nicht an dem vorhandenen Ei gesehen, daß das Tier im Häuschen wirklich gelegt haben mußte, ich hätte dies nicht für möglich gehalten, weil es sich nach meinem Dafürhalten nicht umdrehen konnte. Jetzt war mir alles klar. Das Tier hatte sich beim Legen mit dem Kopfe nach der Öffnung gedreht, notwendig hätte das Ei sonst außerhalb des Häuschens auf die Erde fallen müssen, denn letzteres ist bedeutend kürzer als der Vogel selbst. Hieraus schließe ich, daß der Mutung nicht frei auf Bäumen, sondern in Höhlen sein Nest anlegt und, weil er die kleinsten benutzt, keine große Anzahl von Eiern legt, wie denn auch unsere Henne nur ein einziges gelegt hat. Zu letzterem Schluß komme ich um so mehr, als das Ei im Verhältnis zur Größe des Tieres unförmlich groß ist, größer als das stärkste Pfauenei. Von Farbe ist es weiß und der Gestalt nach gleichmäßig und rundlich eiförmig; nur ganz wenig ist das eine Ende spitzer als das andere."

„Die jungen Hokkos", bemerkt Aquarone, der ebenfalls glückliche Zuchtergebnisse erzielt zu haben versichert, „nehmen in den ersten 14 Tagen wenig Nahrung zu sich, und man muß ihnen oft etwas anbieten, um sie zum Fressen zu reizen. Sie lassen sich auch nicht gern beim Fressen zusehen, da sie sehr mißtrauisch sind, und verstecken sich entweder hinter die Henne oder verwenden keinen Blick von dem Zuschauer. Wenn sie sich zur Ruhe setzen wollen und die Anwesenheit eines Menschen merken, fliegen sie gegen das Gitter und hören nicht auf den Ruf der Henne. Selten verkriecht sich ein junger Hokko unter die Flügel der Alten, bäumt vielmehr von dem ersten Tage seines Lebens an. Ist keine Vorrichtung vorhanden, daß er sich auf einen erhöhten Standpunkt setzen kann, so ist er die ganze Nacht unruhig und stößt sich gegen das Gitter. Man darf deshalb die Jungen

höchstens 2—3 Tage im Brutkasten halten und setzt sie lieber in einen Käfig von einem Meter ins Geviert, mit einer in einer Höhe von 40—50 cm angebrachten Stange, auf welcher sie dann die ganze Nacht und manchmal selbst am Tage zu sitzen pflegen. Sie haben vom ersten Tage ihres Lebens an gern einen großen Raum zur Benutzung, um in ihm zu laufen und zu springen. Ihre Zehen sind sehr zart; läßt man sie 1 oder 2 Tage länger in dem Brutkasten, so verkrümmen sich diese; gibt man ihnen Stangen, so biegen sie sich zum natürlichen Zustande zurück. Der kleine Käfig, in welchem man sie zuerst hält, muß sich nach Süden öffnen und mit feinem Sande bedeckt sein; denn sie liegen gern nach dem Fressen in der Sonne und baden sich im Sande. Wenn sie 8 Tage alt sind, kann man sie füglich mit der Henne ausgehen lassen; sie bleiben bei ihr und fressen Gras aus Nachahmungstrieb. Nur muß man sie vor Hunden und Katzen hüten; denn sie sind so feig und gewöhnen sich so schwer an diese Tiere, daß sie vor Entsetzen leicht ihrer Mutter entrinnen und sich verlaufen.

„Wenn man vergißt, sie in ihren Käfig zu bringen, setzen sie sich, auch wenn sie noch jung sind, möglichst hoch auf einen Baum, jedoch in die Nähe der Henne. Sie gewöhnen sich sehr schwer daran, das Futter aus der Hand zu nehmen, und selbst nach 2—3 Monaten geschieht dies noch mit der größten Vorsicht und mit offenbarem Mißtrauen. Niemals lassen sie sich in die Hand nehmen wie die Küchlein unserer Hühner. Mit letzteren und mit Fasanen leben sie gesellig, und wenn sie einmal eins dieser Tiere verfolgen, so geschieht es aus Spielerei. Ihrer Pflegemutter beweisen sie innige Anhänglichkeit und fliegen, wenn sie von ihr getrennt sind, über die Mauer, um ihr einen Besuch abzustatten. Sie sind nicht empfindlich gegen die Kälte, ein wenig gegen starken Wind, sehr gegen die Nässe, am meisten gegen Schnee. Den ganzen Tag über laufen sie im Garten herum und suchen selbst gegen Abend keinen Schutz, falls das Wetter kalt und trocken ist, während sie bei feuchtem Wetter oder bei Regen oft den ganzen Tag über im Käfige verweilen und sich abends beizeiten zurückziehen. An solchen Tagen lassen sie wohl auch die Henne, die sie bei klarem Wetter nicht aus den Augen verlieren, allein ausgehen. Sie erhalten dieselbe Nahrung wie junge Fasanen: am ersten Tage harte Eier mit Salat und Brotkrume gemischt, später eine Mischung von Hanf, Reis, Gerste und Rübsen oder anderen Samen. Ameiseneier sind eine Leckerei, die sie nicht nötig haben. Nach 4—5 Tagen fressen sie alle möglichen kleinen Tiere, wie Heuschrecken, Mücken, Ameisen, Mehlwürmer, Mehlkäfer, mit Vorliebe solche, welche hart sind; so ziehen sie die gelben Mehlwürmer den weißen vor. Regenwürmer beachten sie kaum; 14 Tage später fressen sie alle Tiere, bis auf die Regenwürmer, diese erst, nachdem sie selbst einen Monat alt geworden und auch dann nur, wenn sie solche selbst gesucht haben; im späteren Alter aber nehmen sie diese Würmer sehr gern. Brot in Milch getaucht, lieben sie auch, falls nur das Brot nicht zu sehr erweicht ist. Überreste von Krabben und Krebsen behagen ihnen, und diese Nahrung ist ihnen auch sehr zuträglich. Kleine Schnecken fressen sie, doch erst nachdem sie deren Schale zerbrochen haben, während Fasanen und Enten sie ganz verschlucken. In den ersten 2—3 Monaten wachsen sie nicht sichtlich; aber nach einem Monate entwickeln sie sich sehr rasch. Nach der ersten Mauser verändert sich das Gefieder nicht mehr. Das Auge beider Geschlechter ist kurz nach der Geburt kastanienbraun; diese Färbung bleibt bei den Weibchen, während sie bei den Hähnen dunkler wird; nach Verlauf eines Monats ist sie braun, nach Verlauf von 4 Monaten dunkelbraun und, wenn sie erwachsen sind, fast schwarz."

*

Die Schakuhühner (Penelope) unterscheiden sich von den Hokkos durch ihren gestreckten Leib, schlanken und niedrigen, am Grunde mit einer breiten Wachshaut bekleideten

Schnabel, niedrigen Fuß, verhältnismäßig langen, stark gerundeten Schwanz, eine nackte Stelle um das Auge, fast nackte, d. h. nur sparsam mit kurzen Pinsel- oder langen Haarfedern besetzte Kehle und die Beschaffenheit des Gefieders, das sich auf dem Kopfe wohl auch zu einer Holle oder Haube, niemals aber zu einem haubenartigen Kamme verlängert. Die Farbe des Gefieders stimmt insofern überein, als auf der Oberseite düsteres metallisches Grün, Braun &c. vorherrschend wird und auf der Unterseite, zumal auf der Brust, viele Federn hell gesäumt sind.

Das Gerippe ähnelt dem der Hokkos. Unter den Weichteilen ist die Luftröhre, zwar nicht bei allen, aber doch bei vielen Arten und namentlich bei den Männchen, ausgezeichnet. Wenn sie im Halse herabgestiegen ist, wendet sie sich auf die linke Seite des Kropfes, tritt dann auf die äußere Brust heraus, läuft über den Vorderteil des linken Schlüsselbeines, zwischen den beiden Schenkeln des Gabelknochens hindurch über den Kamm des Brustbeines weg, biegt sich um, geht abermals zwischen den Gabelknochen durch, biegt sich über das linke Schlüsselbein und tritt nun erst in die Brusthöhle ein. Auf den Brustmuskeln ist sie mit Zellgeweben befestigt; an den oberen Enden der Biegungen befindet sich ein starker Muskel, der mehrere Ringe der Luftröhre umfaßt, gegen den Kamm des Brustbeines ansteigt und an dessen oberem Ende sich in zwei Schenkel teilt, die sich mit Zellgeweben an den Brustbeinkamm heften, mit den Brustmuskeln aber nicht vereinigen.

Die Schakupemba (Penelope superciliaris und jacupemba) kennzeichnet sich durch verhältnismäßig bedeutende Größe, mittellangen Schwanz, an der Spitze stark verschmälerte Vorderschwingen, weiches Gefieder, mittellange Kopfhaube, nackte Stirn, Kopfseiten und Kehle. Das Gefieder ist auf Oberkopf, Nacken, Hals und Brust schieferschwarz, grau überlaufen, jede Feder weißlich gerändert, auf dem Rücken, Flügel und Schwanz erzgrün, weißgrau und rostrotgelb gesäumt, auf Bauch und Steiß rostgelbrot und braun quer gewellt oder braun und rostgelbrot gesäumt; die Schwingen sind fein graugelb gerändert; ein weißlichbrauner Streifen verläuft über dem Auge. Dieses ist braun, die es umgebende nackte Stelle schwarz, die nackte Kehle dunkel fleischrot, der Schnabel horngraubraun, der Fuß gräulich-fleischbraun. Die Länge beträgt 62, die Fittichlänge 26, die Schwanzlänge 27 cm. Das Weibchen unterscheidet sich durch minder deutliche Brauenstreifen und verwaschene Federsäume, der junge Vogel durch graubräunliche Färbung, rostrotgelben Augenstreifen und feinere Wellenzeichnung auf dem Brust-, Steiß- und Schenkelgefieder.

Mittel- und Südamerika, von Südtexas an bis Paraguay und Chile, sind die Heimat der Schakuhühner, hochstämmige Waldungen ihr Aufenthalt. Die einzelnen Arten leben gewöhnlich neben-, zuweilen aber auch untereinander, diese an der Küste, andere in bergigen Gegenden, einige auch in Hochgebirgen bis zu 2000 m über dem Meere. Die Schakupemba bewohnt Waldungen der Ostküste von Brasilien. Alle größeren Arten halten sich einzeln, die kleineren gewöhnlich in starken Flügen zusammen, die bis zu hundert und mehr Stück anwachsen können. Solchen Gesellschaften pflegt dann ein Männchen vorzustehen und der ganze Flug ihm Gehorsam zu leisten: A. von Humboldt sah am Magdalenenflusse einen Schwarm, der wenigstens 60—80 Stück zählen mochte, auf einem einzigen dürren Baume sitzen. Gewöhnlich verstecken sich die Schakuhühner in den dichten Baumkronen, achten vorsichtig auf alles, was um sie her vorgeht, und lassen sich deshalb nicht immer ohne Umstände beobachten oder jagen. Der Prinz von Wied und Burmeister stimmen darin überein, daß sie in der Regel nicht sehr hoch in die Bäume gehen, sich vielmehr besonders in dem dunkeln Gebüsche des Unterholzes aufhalten. Hier bewegen sie sich recht geschickt, während ihr Flug nur höchst mittelmäßig und ihr Lauf

auf der Erde ebensowenig ausgezeichnet ist. Humboldt erzählt, daß ein Schwarm in der Nähe seines Nachtlagers sich zusammengefunden hatte, um an dem nahen Flusse zu trinken. Nachdem die Vögel ihren Durst gelöscht hatten, versuchten sie, an dem abschüssigen Ufer emporzukommen; dies aber wurde ihnen so schwer, daß die Reisenden sie vor sich herjagen konnten wie Schafe. Schomburgk berichtet dagegen, daß die Schakuhühner, wenn sie sich in den Wipfeln der Bäume befinden und hier verfolgt sehen, mit ungemeiner Schnelligkeit von Ast zu Ast eilen und der dicht belaubten Krone eines Baumes zustreben, um sich hier zu verbergen oder von Wipfel zu Wipfel weiter zu fliegen. Über das Betragen der Mitglieder eines Schwarmes gegeneinander finde ich in den mir bekannten Werken der Reisenden keine Angabe; an gefangenen aber habe ich beobachtet, daß sie unter sich im tiefsten Frieden leben und nicht daran denken, sich nach Art der Fasanvögel zu befehden.

Dem ausgezeichneten Baue der Luftröhre entspricht die sonderbare Stimme, von welcher alle Reisenden zu erzählen wissen. Die Schakuhühner verkünden, eher als andere Vögel, durch ihr Geschrei den kommenden Tag, lassen sich aber auch später oft genug vernehmen. Das Geschrei klingt unangenehm, kann auch nicht gut mit Silben ausgedrückt werden; doch darf man sagen, daß die Namen „Schaku", „Guan", „Parraqua", „Apeti" und „Aburri" nicht übelgewählte Klangbilder der Stimme sind. Owen erzählt, daß einzelne Arten den Reisenden mit ihrem Lärme fast betäuben. Ein Mitglied des Trupps beginnt mit einigen zirpenden Lauten, die übrigen fallen nach und nach ein, der Lärm wächst immer mehr, bis er endlich eine für das Ohr der Menschen fast unerträgliche Höhe erreicht. Hierauf vermindert er sich wieder und verstummt endlich, wenn auch nur auf kurze Zeit, gänzlich. Die Stimme der Schakupemba ist kurz und rauh, wird aber oft wiederholt. Gefangene schreien zuweilen ohne Unterbrechung 5 Minuten lang in widerwärtiger, gleichmäßiger Weise, da sie ewig nur die zwei verschiedenen Laute hervorstoßen, die man ebensowohl durch „Guan" wie durch „Schaku" übertragen kann. Beide Laute klingen heiser und tonlos, werden auch nur auf eine kurze Strecke hin vernommen. Der sogenannte Parraquasfasan erfüllt den Wald mit seinem einförmigen Geschrei, das von Humboldt durch die Silben „katakras katakras" wiederzugeben versuchte; verwandte Arten lassen ähnliche und gleich unangenehme Laute hören.

Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Baumfrüchten und Beeren. Der Prinz von Wied fand in dem Magen der von ihm Getöteten stets auch Überreste von Kerbtieren.

Über die Fortpflanzung liegen mehrere Angaben vor; Ausführliches aber wissen wir noch nicht. Alle Schakuhühner errichten ihre Nester im Gezweige der Bäume und wohl nur ausnahmsweise auf dem Boden. Das Nest besteht aus dürren oder belaubten Zweigen und ist ziemlich locker gebaut. Das Gelege bilden 2—3, auch wohl 4—6 große, weiße Eier. Ob das Weibchen allein brütet oder vom Männchen unterstützt wird, scheint noch nicht festgestellt zu sein; die Beobachter, und unter ihnen namentlich Bajon, berichten nur, daß die Jungen von der Mutter geführt und eine Zeitlang im Neste geatzt werden, sobald sie der Eierschale ledig sind, auf den Zweigen des Unterholzes umherklettern, nach und nach zum Boden hinabsteigen und hier der Alten folgen, wie Küchlein der Henne. Später führt sie jene in den Morgenstunden auf Waldblößen, wo junges Gras wächst; sobald aber die Sonne kräftiger scheint, kehrt alt und jung zum Walde zurück. Einzelne Arten sollen erst nach 10—12 Tagen vom Neste niedersteigen. Mit dem Flüggewerden verlassen die Jungen ihre Mutter, und diese brütet sodann vielleicht noch einmal.

Jung aus dem Neste genommene Schakuhühner werden bald zahm und lassen sich ohne sonderliche Mühe an eine bestimmte Örtlichkeit gewöhnen. Wo sie erzogen worden sind, gehen sie ab und zu wie Haushühner, finden sich auch oft nach längerer Zeit wieder ein, fehlen deshalb den Ansiedelungen der Indianer selten und gehören überall zu

deren beliebtesten Hausvögeln, weil sie die wenigste Mühe verursachen. Nur in einer Hinsicht lassen sie sich nicht gern bevormunden. Es hält schwer, sie daran zu gewöhnen, ihre Nachtruhe in einem Stalle oder überhaupt in einem verschließbaren Raume zu nehmen, weil sie lieber auf den Hausdächern oder benachbarten Bäumen nächtigen. Gibt man sich mit ihnen ab, so kann man sie, wie Sonnini berichtet und ich selbst erfahren habe, förmlich zu Schoßtieren machen. Sie lieben es, wenn man ihnen schmeichelt, gestatten es, daß man dicht an sie hinantritt, sie auf eine Hand setzt und mit der anderen sanft über das Rückengefieder streicht, fordern förmlich zu Liebkosungen heraus und bezeigen ihre Freude, wenn man sie ihnen gewährt. Ungeachtet dieser liebenswürdigen Eigenschaften dürften sie sich doch kaum zur Einbürgerung eignen, weil sie in der Gefangenschaft nur in seltenen Ausnahmefällen Eier legen, sich deshalb auch, soviel mir bekannt, im Käfige noch nirgends fortgepflanzt haben. Hierzu kommt, daß sie sich ebensowenig wie die Hokkos mit unserem Klima befreunden können, vielmehr dessen Rauheit schwer empfinden und auch wirklich schwer büßen müssen.

Das Wildbret vieler Schakuhühner soll vorzüglich sein; einzelne Arten wurden daher in gewissen Gegenden gänzlich ausgerottet, andere wenigstens sehr vermindert. Fortgesetzte Verfolgung macht die Gesellschaften sehr scheu. Schomburgk erzählt, daß die in Guayana lebenden Arten äußerst vorsichtig sind und eigentlich nur wenn sie fressen beschlichen werden können. Gelingt es dem indianischen Jäger, einem Trupp nahe zu kommen, so richtet er gewöhnlich arge Verheerungen unter ihnen an; denn er kann 3—4 Stück mit dem Blasrohre herabschießen, bevor es die übrigen bemerken und die Flucht ergreifen. Der von dem geräuschlosen Pfeilchen getroffene Vogel fällt vom Baume, ohne daß die übrigen ihr Geschäft anders unterbrechen, als daß sie dem verschwindenden Gefährten mit langgestreckten Hälsen nachsehen und sich scheu nach der Ursache umschauen. Derselbe Forscher berichtet übrigens noch, daß das Wildbret der alten Schakuhühner nur dann zermalmbar und zu genießen sei, wenn sie mit dem Urarigifte geschossen worden sind, weil dieses das zähe Fleisch vollkommen zart und mürbe machen soll.

Großfußhühner oder Wallnister nennt man Hühnervögel, die Ozeanien und insbesondere Australien bewohnen und sich durch das Brutgeschäft nicht bloß von allen ihren Verwandten, sondern von allen Vögeln der Erde unterscheiden. Alle Wallnister nämlich bringen ihre ungewöhnlich großen Eier in einem aus Erde und Blättern zusammengescharrten Nesthügel unter, in welchem sich durch Gärung der Pflanzenstoffe so hohe Wärme erzeugt, daß das Ei zur Entwickelung gelangt. Ihm entschlüpft das Junge vollständig befiedert und so selbständig, daß es fähig ist, sich ohne Hilfe der Eltern zu erhalten.

In ihrem Baue sind die Wallnister (Megapodiidae), von welchen man 28 Arten kennt, den Fasanvögeln verwandt, während sie, wenigstens einige von ihnen, in der Bewegung und namentlich in der Art zu fliegen, den Rallen ähneln. Sie sind mittelgroß und besonders durch die hohen, langzehigen, mit starken Krallennägeln bewehrten, also in jeder Beziehung entwickelten Füße ausgezeichnet. Ihr Gerippe weicht nur in Einzelheiten von dem anderer Hühnervögel ab; namentlich fällt die Weite des Beckens auf, die mit dem ungewöhnlichen Umfange der Eier in Verbindung zu stehen scheint. Die geringe Größe ihres Gehirnes wie ihr auffallendes Brutgeschäft deuten auf einen niedrigen Grad der Entwickelung.

Die Hurbelwallnister oder Großfußhühner (Megapodius) im engeren Sinne haben gewisse Ähnlichkeit mit Rallen oder Wasserhühnern. Ihr Leib ist schlank, der Hals mittellang, der Kopf groß, der Schnabel meist kürzer als der Kopf, gerade, vor der Spitze gewölbt, der Flügel breit abgerundet, in ihm die dritte bis fünfte Schwinge gleich lang und zugleich die längsten, der Schwanz, der aus zehn Federn besteht, kurz und abgerundet, der Lauf sehr stark und noch etwas länger als die lange, kräftige Mittelzehe, die wie alle anderen mit kräftigen, langen, aber wenig gebogenen Nägeln bewehrt wird. Das Gefieder pflegt reichlich zu sein, auf dem Hinterkopfe sich zu verlängern; der Augenkreis, die Kehle und der Hals aber, auch wohl ein großer Teil des Kopfes, bleiben regelmäßig nackt.

„Man findet", so berichtet schon Pigafetta im Jahre 1520, „hier, auf den Philippinen, schwarze Vögel von der Stärke einer Henne, die wohlschmeckende Eier von bedeutender Größe legen. Es wurde uns gesagt, daß das Weibchen diese Eier in den Sand lege, und daß die Sonnenwärme hinreiche, sie auszkriechen zu lassen." Carreri vervollständigt diesen ersten Bericht, sieht aber das von ihm und Pigafetta beobachtete Großfußhuhn als Meervogel an. Er erzählt, daß dessen Eier, die an Größe Gänseeiern gleichkommen, in sandigen Gegenden in ein von ihm ausgescharrtes Loch gelegt und mit Sand bedeckt werden. Dies geschehe im März, April und Mai, zur Zeit, wenn das Meer am ruhigsten ist, die Wogen das Ufer nicht übersteigen und die Eier nicht ersäufen. Die Matrosen suchen gierig die Nester an dem Strande des Meeres und wissen, daß da, wo die Erde umgearbeitet ist, Eier verborgen wurden.

Das Großfußhuhn (Megapodius tumulus und duperreyi) ist etwa ebenso groß wie ein weiblicher Fasan. Die Federn des Kopfes sind dunkel rotbraun, die des Rückens und der Flügel zimtbraun, die Ober- und Unterschwanzdeckfedern dunkel kastanienbraun, die Schwingen und Schwanzfedern schwärzlichbraun, die des Hinterhalses und der ganzen Unterseite grau. Das Auge ist hell rötlichbraun, der Schnabel ein wenig dunkler, der Fuß hochorangefarbig.

Gilbert und M'Gillivray haben uns die Lebensweise des Vogels kennen gelehrt. „Bei meiner Ankunft zu Port Essington", so berichtet der Erstgenannte an Gould, „zogen viele sehr große Erdhaufen meine Aufmerksamkeit auf sich. Es wurde mir gesagt, daß sie Grabhügel der Eingeborenen seien; letztere hingegen versicherten mich, daß sie das Großfußhuhn zur Bebrütung seiner Eier erbaut habe. Aber diese Angabe klang so auffallend und schien so sehr im Widerspruche zu stehen mit den Gewohnheiten anderer Vögel, daß niemand in der Ansiedelung an deren Wahrheit glaubte, obwohl auch niemand so viel Teilnahme zeigte, um die Sache zu prüfen. Dazu kam, daß die Zweifel vermehrt wurden durch die Größe der Eier, welche die Eingeborenen brachten und als jenen Vögeln angehörig bezeichneten. Da ich jedoch wußte, daß die Eier des Taubenwallnisters in ähnlicher Weise gezeitigt werden, beschloß ich, mein möglichstes zu thun, um über das Thatsächliche klar zu werden, und nachdem ich mir die Hilfe eines gewitzten Eingeborenen verschafft hatte, begab ich mich am 16. November nach Crockers Bai, einem wenig bekannten Teile von Port Essington, der von solchen Vögeln bewohnt wurde." Gilbert erzählt nun, wie er verschiedene Haufen im Dickichte fand, sie untersuchte und schließlich zu der Überzeugung gelangte, daß die Eingeborenen der Wahrheit gemäß berichtet hatten.

Etwas später beobachtete M'Gillivray das Großfußhuhn auf Nogo in der Endeavourstraße. Er war während seines längeren Aufenthaltes so glücklich, Männchen und Weibchen zu erlegen, und fand auch mehrere Wälle mit Eiern auf. „Wenige Vögel", sagt er, „sind so scheu und so schwierig zu erlegen wie das Großfußhuhn. Es bewohnt das Gestrüpp, das die Ufer der Buchten und überhaupt den Küstensaum bedeckt; wenigstens fand

ich seine Wälle niemals weiter als 100 m vom Meere entfernt. Wenn es aufgescheucht wird, erhebt es sich selten mit einem Male, rennt vielmehr eine Strecke weit auf den Boden hin und steht nun erst auf. Der Flug ist schwerfällig, aber nicht von dem Geräusche begleitet, das die wahren Hühner, wenn sie fliegen, verursachen. Selten fliegt der Vogel weit in einem Zuge dahin, setzt sich vielmehr baldmöglichst auf einen Baum nieder, verweilt hier kauernd mit ausgestrecktem Halse, beobachtet jede Bewegung seines Verfolgers und fliegt weiter, wenn dieser naht. Bloß die sorgfältigste Berücksichtigung aller Deckungen macht es dem Jäger möglich, bis auf Schußweite hinanzukommen. Um zu beweisen, wie scheu er ist, will ich erwähnen, daß eine Jagdgesellschaft von drei Leuten, die sich in einem kleinen Dickichte auf Rogo zerstreut hatten, in der Absicht, Großfußhühner zu schießen, nicht ein einziges zu sehen bekamen, obgleich sie mehrere von ihnen aufstörten. Zu Port Essington erlegte ich eins in den Manglegebüschen, deren Wurzeln bei Hochwasser von den Wellen bespült werden, und Kapitän Blackwood tötete ein anderes, während es auf dem Schlamme dahinlief. In beiden Fällen waren die Vögel in der Nähe ihrer Hügel." Auch Gilbert bestätigt, daß das Großfußhuhn ausschließlich in den verschlungensten Dickichten unmittelbar am Meeresufer sich aufhält und nicht weit ins Innere geht. Es lebt paarweise oder einzeln und nährt sich am Boden. Seine Nahrung besteht in Wurzeln, die es ohne Mühe mit Hilfe seiner kräftigen Klauen hervorscharrt, auch wohl in Sämereien und Kerbtieren, besonders in großen Käfern. Die Stimme soll wie das Glucksen des Haushuhnes klingen und mit einem Rufe endigen, der an den des Pfaues erinnert.

Die Nesthaufen sind sehr verschieden nach Gestalt und Größe wie auch nach Bestandteilen. Die meisten stehen nächst dem Wasserrande und bestehen aus Sand und Muscheln; einige enthalten Schlamm und vermodertes Holz. Die Nesthaufen der Großfußhühner in Neuguinea bestehen nach Haacke durchweg aus Laub. Gilbert fand einen, der fast 5 m hoch war und beinahe 27 m im Umfange hielt, einen zweiten, der einen Raum bedeckte, dessen Umkreis ungefähr 50 m betrug; M'Gillivray spricht von ebenso großen und hohen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die gewaltigsten dieser Hügel das Werk mehrerer Geschlechter sind und alljährlich benutzt und vergrößert werden. Zu der Zeit, wo dieses geschieht, ist nach Haackes Beobachtungen in den Urwäldern am Fly- und Stricklandflusse in Neuguinea der Waldboden ringsum auf eine weite Strecke hin von dürrem Laube gesäubert. Die eigentliche Nisthöhle beginnt entweder am Innenrande des Gipfels und fällt schief abwärts nach dem Mittelpunkte zu, oder auf dem Gipfel selbst und wendet sich dann nach dem äußeren Abhange hin. Die Eier liegen 2 m tief unter der Spitze, 60—90 cm von der Seite entfernt. Eingeborene erzählten Gilbert, daß die Vögel nur ein einziges Ei in eine Höhle legen und, nachdem es dort untergebracht ist, die Höhle mit Erde ausfüllen, auch die obere Mündung glätten und abrunden. An den frischen Fußtritten auf der Höhe und an den Seiten des Hügels erkennt man leicht, daß ein Großfußhuhn neuerlich eine Höhle ausgegraben hat. Die Erde, die diese deckt, ist dann so locker, daß man mit einer dünnen Rute einbohren und so den Verlauf der Höhle erforschen kann: je leichter die Rute sich einschieben läßt, um so kürzere Zeit verfloß seit dem Ablegen des Eies. Es erfordert eine gewisse Übung und namentlich große Ausdauer, um die Eier selbst zu erhalten. Die Eingeborenen graben mit der Hand und heben nur so viel Sand aus, als unbedingt nötig ist, um ihren Körper einschieben und die Stoffe zwischen ihren Beinen durchwerfen zu können. Ihre Geduld wird aber oft auf eine sehr harte Probe gestellt; denn sie graben manchmal bis zu 2 m tief, ohne Eier zu finden, und werden währenddem von der Hitze und von Millionen Sand- und Stechfliegen fürchterlich gequält. Die Eier stehen immer senkrecht, das dicke Ende nach oben, sind in der Größe ziemlich verschieden, ähneln sich aber in der

Gestalt. Ihr Längsdurchmesser beträgt ungefähr 9, ihr Querdurchmesser 6 cm. Die Färbung wechselt je nach der Beschaffenheit der Stoffe, die sie umgeben: diejenigen, welche in schwarzer Erde liegen, sind regelmäßig dunkel rötlichbraun, diejenigen, welche in Sandhügel abgelegt werden, schmutzig gelbweiß. Die Farbe hängt aber nur mit einem das Ei dünn bedeckenden Häutchen zusammen. Sprengt man dieses, so findet man, daß die Schale eigentlich weiß aussieht. Nach Versicherung der Eingeborenen werden die Eier nachts und in Zwischenräumen von mehreren Tagen abgelegt.

Das Ausschlüpfen der Jungen wurde weder von Gilbert noch M'Gillivray beobachtet, ersterer fand aber in einer Höhlung von 60 cm Tiefe einen jungen Vogel, der auf einigen dürren Blättern lag und nur wenige Tage alt zu sein schien. Gilbert wandte alle Sorgfalt an, um ihn aufzuziehen, und setzte ihn in eine mäßig große Kiste, die er zum Teil mit Sand anfüllte. Er fraß ohne sonderliche Umstände gequetschte Körner, und sein Pfleger gab sich deshalb schon der besten Hoffnung hin. Allein der Vogel war so wild und unbändig, daß er die Gefangenschaft nicht ertragen wollte und freigelassen werden mußte. Solange er in der Kiste steckte, kratzte er den Sand unaufhörlich auf Haufen, indem er ihn aus der einen Ecke des Kastens in die andere warf. Dies geschah mit überraschender Schnelligkeit und unverhältnismäßig großer Kraft; denn der kleine Gesell hatte eben die Größe einer Wachtel. Zum Scharren im Sande gebrauchte er nur einen Fuß; mit ihm faßte er eine gewisse Menge von Sand und warf sie ohne anscheinende Anstrengung hinter sich. Diese Arbeitslust scheint auf angeborener Unruhe begründet zu sein und mehr das Verlangen, die kräftigen Beine zu beschäftigen, auszudrücken, als mit der Ernährung im Zusammenhange zu stehen. In der Nacht war er so unruhig und gab sich so große Mühe, zu entfliehen, daß sein Pfleger vor dem von ihm verursachten Lärme nicht schlafen konnte.

Ich weiß nicht, ob man erwachsene Großfußhühner jemals in Gefangenschaft hielt und längere Zeit beobachtete, habe auch nirgends gehört oder gelesen, daß einer dieser merkwürdigen Vögel lebend nach Europa gekommen wäre.

*

Ein zweites Mitglied der Familie, das Hammerhuhn (Catheturus rubripes, Megacephalon rubripes und maleo), kennzeichnet sich besonders durch einen harten, rundlichen Höcker, der über den Nasenlöchern beginnt, die ganze Stirn bedeckt und noch über den Hinterkopf hervortritt. Der starke Schnabel ist auf dem Firste kantig, an der Schneide des Unterschnabels fast gerade oder mäßig lang, der Flügel muschelförmig, in ihm die dritte Schwinge die längste, der 18federige Schwanz abgerundet, der Fuß stark, kräftig und verhältnismäßig kurzzehig. Das Gefieder der Oberseite und ein ziemlich breites Hals- oder Brustband, die Aftergegend und die Weichen sind schwarzbraun, die Brust und der Bauch blaß rosenrot. Das Auge ist gelb, der Kopf, so weit er nackt, weißlich, der Höcker blau, der Schnabel und Vorderfuß hornfarben. Die Länge beträgt über 60, die Fittichlänge 29, die Schwanzlänge 21 cm.

Das Freileben des auffallenden Vogels ist meines Wissens nur von Wallace und von Rosenberg beobachtet worden. „Das Hammerhuhn“, sagt der Erstgenannte, „soviel mir bekannt, auf die nördliche Halbinsel von Celebes und hier auf den Küstenteil beschränkt, scheint besonders häufig zu sein in den Wäldern, die das Kalabitgebirge umgeben, und nährt sich ausschließlich von abgefallenen Früchten.“ Hinsichtlich der Heimat stimmt von Rosenberg mit Wallace überein, gibt aber genauere Mitteilungen. Die Aufenthaltsorte des Hammerhuhnes sind stets sehr, zuweilen auf einzelne Küstenstriche und Inselchen, beschränkt. Während es hier in großer Anzahl vorkommt, sucht man es anderswo

vergebens. Ein Haupterfordernis des Standes scheint zu sein, daß der Boden mit niederem Strauchwerke bewachsen ist; denn auf dem Boden hält sich der Vogel hauptsächlich auf, und auf ihm sucht er seine Nahrung, die in allerlei kleinen Tieren und Früchten besteht: alle erlegten hatten Überbleibsel von Landschnecken, Kerbtieren und Früchten, gemengt mit Schlamm und Steinchen, im Magen. „In den Monaten August und September, der Zeit, in welcher es hier nicht oder nur wenig regnet", berichtet Wallace weiter, „steigt das Hammerhuhn zum Strande hernieder, um seine Eier abzulegen. Zu diesem Endzwecke erwählt es gewisse Buchten, die möglichst fern von menschlichen Wohnungen liegen. Sind



Hammerhuhn (Catheturus rubripes). ¼ natürl. Größe.

solche günstig, so dienen sie allen Vögeln eines ausgedehnten Landstriches, und man sieht sie hier täglich zu Dutzenden und Hunderten. Ich habe die berühmteste dieser Buchten, aber leider zu spät in der Jahreszeit, besucht und deshalb nicht so viele gesehen, wie es sonst wohl der Fall gewesen sein möchte; demungeachtet fand ich Gelegenheit, einige wichtige Beobachtungen zu sammeln.

„Der Platz besteht aus einem steilen Küstensaume von ungefähr einer englischen Meile Länge, der sehr tief mit losem, grobem, vulkanischem Sande oder Kiese überdeckt ist und sich kaum begehen läßt. Er wird jederseits von einem kleinen Flüßchen, hinten aber vom Walde begrenzt. Unmittelbar über der Hochwassermarke sieht man eine Anzahl von Höhlen, die 1—1,5 m im Durchmesser haben, und in ihnen oder rund um sie her findet man in einer Tiefe von 30—60 cm die Eier unseres Wallnisters, zuweilen nur 1 oder 2, manchmal auch 7 oder 8 in einer Höhle, sie aber stets in einer Entfernung von 15—20 cm

voneinander. Die Vögel kommen oft aus einer Entfernung von 10—15 englischen Meilen paarweise zum Strande, wählen entweder einen neuen Platz oder eine alte Höhle und scharren abwechselnd, bis sie die genügende Sandmenge zusammen haben. Hierauf legt das Weibchen ein Ei, bedeckt es mit Sand, und das Paar kehrt in den Wald zurück. Wie ein Eingeborener versicherte, kommt das Paar nach 13 Tagen wieder an den Strand, um ein zweites Ei zu legen. Diese Behauptung scheint sich auf Beobachtung zu gründen, möglicherweise auf die eines verstümmelten oder sonstwie gezeichneten Vogels, und ich glaube, daß sie so ziemlich der Wahrheit entsprechen wird, da bei allen Weibchen, welche ich schoß, bevor sie ihr Ei gelegt hatten, dieses die Bauchhöhle so vollständig füllte, daß es die Eingeweide außer Thätigkeit zu setzen schien, gleichwohl aber der Eierstock noch 8 oder 10 bis zur Größe kleiner Bohnen entwickelte Eierchen enthielt, deren größtes bis zu seiner vollen Entwickelung ungefähr die angegebene Zeit brauchen mochte. Die Färbung der Eier ist ein blasses Braunrot; ihre Länge beträgt 12, ihre Breite 6 cm. Ganz frisch bilden sie ein außerordentlich schmackhaftes Gericht; die Eingeborenen kommen deshalb mehr als 50 Meilen weit herbei, um sie zu suchen. Die Eltern bekümmern sich nach dem Legen nicht mehr um sie, und die Jungen arbeiten sich, wenn sie einmal ausgeschlüpft sind, ohne jegliche Hilfe durch den Sand und laufen dem Walde zu."

Besonders häufig fand von Rosenberg die Vögel auf einer kleinen Insel des Boneflusses, die von den Radschas von Bone als Eigenbesitz angesehen, durch besonders angestellte Dienstleute bewacht und zur Brutzeit der Vögel ausgebeutet wird. Denn die höchst schmackhaften Eier werden so gesucht, daß ihretwegen der Name des Vogels jedem Einwohner der Insel geläufig ist, wie denn auch jeder Schlecker Gorontalos das Ei gern mit 12—15 Cents bezahlt. Jagd und Fang der Erzeuger einer so nutzbringenden Ware sind also streng verboten, und der betreffende Wächter hat noch außerdem die Verpflichtung, den Warneidechsen ihre Gelüste nach den Eiern zu verleiden. Von einem dieser Wächter erfuhr unser Forscher etwa Folgendes:

Die Henne gräbt, meist an der Wurzel eines Baumes oder Strauches, nicht selten jedoch auf nacktem Boden, ein Loch von 60 cm Durchmesser und 1,5—2 m (?) Tiefe in die Erde. Es läuft mehr oder weniger schief nach unten zu und fällt auf der Seite, auf welcher der Vogel scharrend die Erde hinter sich wirft, allmählich, übrigens aber steil, zur Tiefe ab. Ist der Vogel nun in die gehörige Tiefe gekommen, so lockert er den Boden der Grube noch etwas auf und läßt hierauf das Ei in dieses lose Bett fallen. Das Ei sinkt durch die eigne Schwere in senkrechter Richtung ein und bleibt so stehen; die Henne wirft die Grube mit der ausgegrabenen Erde lose zu und bekümmert sich fortan nicht mehr um Nest und Ei. In zwei Brutlöchern, die von Rosenberg öffnete, zeigte der Wärmemesser 44,4 Grad Celsius, während die Luftwärme nur 27,3 Grad betrug. Jedes Brutloch enthält nur ein Ei, dessen Zeitigung 26—28 Tage beansprucht. Die Jungen kommen vollständig entwickelt aus ihrer Erdmulde zum Vorschein und suchen vom ersten Tage ihres Lebens an ihre Nahrung selbst.

„Die Hammerhühner", schließt Wallace, „nehmen sich, wenn sie auf dem Sande dahinlaufen, sehr hübsch aus. Die Farben ihres Gefieders, der behelmte Kopf und der aufgerichtete Schwanz geben ihnen ein eigentümliches Ansehen; der langsame, bedächtige Gang macht sie noch bemerkenswerter. Nähert man sich ihnen, so laufen sie sehr schnell davon; überrascht man sie, so fliegen sie bis zu den niederen Zweigen des nächsten Baumes empor. Zwischen den Geschlechtern bemerkt man kaum einen Unterschied; doch ist beim Männchen der Höcker etwas größer und das Rosenrot des Gefieders etwas lebhafter als beim Weibchen. Aber diese Merkmale scheinen keineswegs beständig und auffällig genug zu sein, um Hahn und Henne zu unterscheiden."

Gefangene benehmen sich in ähnlicher Weise wie die Verwandten, sind aber keineswegs besonders anziehend, haben sich auch, soviel mir bekannt, in den Tiergärten nicht fortgepflanzt.

Mit dem Namen Buschhuhn oder Buschtruthuhn (Catheturus lathami und australis, Alectura oder Alectrorura und Talegallus lathami, Meleagris lindesayii) bezeichnen die Ansiedler Australiens denjenigen Wallnister, welchen sie am besten kennen gelernt haben. Er kennzeichnet sich durch kräftigen Bau, mittellangen Hals, großen Kopf, kräftigen, auf dem Firste scharf gebogenen Schnabel, starke, verhältnismäßig noch kurzzehige Füße, kurze, gerundete Flügel, mittellangen, aus 18 Federn gebildeten Schwanz und reiches, aus großen, breitfahnigen Federn und weichem, wolligpelzigem Flaume bestehendes Gefieder, das auf Kopf und Hals nur durch wenige haarartige Gebilde vertreten wird, so daß diese Teile nackt erscheinen. Bezeichnend ist außerdem ein am Vorderhalse lang herabhängender Hautwulst. Das Gefieder ist auf der Oberseite schön schokoladenbraun, auf der Unterseite hellbraun, silbergrau gerändert oder gebändert, das Auge hellbraun, die Haut des nackten Kopfes und Halses scharlachrot, die herabhängende Klunker hochgelb, der Schnabel bleigrau, der Fuß hell schokoladenbraun. Die Länge beträgt 80, die Fittichlänge 31, die Schwanzlänge 25 cm. Das Weibchen unterscheidet sich durch geringere Größe und minder entwickelten Halsschmuck vom Männchen.

„Wie weit sich der Verbreitungskreis dieses Vogels ausdehnt", sagt Gould, „ist noch nicht hinlänglich ermittelt. Man kennt ihn aus verschiedenen Teilen Neusüdwales vom Kap Howe bis zur Moretonbai; M'Gillivray versicherte mich auch, daß er ihn an der östlichen Küste bis Port Molle hin erlegt habe; die häufigen Jagden in den Wäldern von Illawarra und Maitland haben ihn aber schon so vermindert, daß er möglicherweise jetzt hier bereits ausgerottet ist. Am häufigsten, vermute ich, hält er sich in den dichten und noch wenig betretenen Buschhölzern des Manning und Clarence auf. Zuerst glaubte ich, daß das Land zwischen dem Gebirge und der Küste seine einzige Heimat sei und war daher nicht wenig überrascht, ihn in den buschigen Schluchten und auf kleinen Hügeln zu treffen, die von dem großen Gebirgszuge des Inneren ausgehen.

„Der merkwürdigste Umstand in der Lebensweise des Buschhuhnes besteht darin, daß es seine Eier nicht nach Art anderer Vögel bebrütet. Mit Beginn des Frühlinges scharrt sich der Vogel einen sehr großen Haufen aus abgestorbenen Pflanzenteilen zur Unterlage seiner Eier zusammen und überläßt die Entwickelung seiner Jungen der Wärme, welche die Zersetzung jener Pflanzenstoffe hervorbringt. Der zu diesem Zwecke aufgeschichtete Haufe wird mehrere Wochen vor der Legezeit errichtet, ist breit kegelförmig, schwankt jedoch in der Größe so, daß er von 2—4 Karrenladungen enthält; dasselbe Gebäude scheint aber, falls man von seiner Größe und der vollkommenen Zersetzung der Stoffe des Unterteiles folgern darf, mehrere Jahre nacheinander benutzt und nur durch Zuthat neuer Stoffe wieder brauchbar gemacht zu werden. Der Hügel wird aufgehäuft, indem die Vögel eine gewisse Menge Baustoff mit dem Fuße losscharren und hinter sich nach einem Mittelpunkte werfen. Sie reinigen dabei den Boden ringsum so vollständig, daß kaum ein Blatt oder Grashalm liegen bleibt. Wenn nun der Haufe seine genügende Größe erreicht und sich hinlängliche Wärme in ihm entwickelt hat, werden die Eier hineingelegt und zwar in einem Kreise in seiner Mitte, in einer Entfernung von 25—30 cm voneinander, etwa armtief, aber so, daß sie mit dem breiten Ende nach oben aufrecht stehen, hierauf mit Blättern überdeckt und der Entwickelung überlassen. Mir ist von Eingeborenen wie von glaubwürdigen Ansiedlern versichert worden, daß man aus einem Haufen zuweilen einen Scheffel Eier ausnehmen kann, und ich selbst habe eine Frau gesehen, die halb so viele,

in einem benachbarten Dickichte von ihr gefundene nach Hause trug. Einige von den Eingeborenen behaupten, daß das Weibchen sich beständig in der Nähe des Haufens aufhält, um die entblößten Eier wieder zu bedecken und den ausgekrochenen Jungen beizustehen, während andere angeben, daß die Eier eben nur abgelegt würden, und die Jungen ihren



Buschhuhn (Catheturus lathami). ¼ natürl. Größe.

Weg ohne jegliche Hilfe fänden. Ein Punkt ist vollständig aufgeklärt worden, nämlich daß die Jungen von dem Augenblicke ihres Ausschlüpfens an mit Federn bekleidet sind, genügend entwickelte Flügel besitzen, die sie befähigen, auf die Zweige der Bäume zu fliegen, daß sie sich ebenso auf ihre Beine verlassen können, ganz wie ein eben der Puppe entschlüpfter Schmetterling, nachdem er seine Flügel getrocknet hat."

„Das männliche Buschhuhn", sagt Sclater, „beginnt, wenn die Brutzeit herannaht, innerhalb seines Geheges alle vorhandenen Pflanzenstoffe zusammenzuscharren, indem es sie nach hinten wirft, immer einen Fuß voll auf einmal. Da es seine Arbeit stets am äußeren Rande des Geheges anfängt, wird die Masse nach innen in den sich umschließenden Kreis geworfen und mehr und mehr zum Haufen aufgetürmt. Sobald dieser eine Höhe von ungefähr 1,5 m erreicht hat, machen sich beide Vögel daran, ihn zu ebenen, und wenn dies geschehen, höhlen sie im Mittelpunkte eine Vertiefung aus. In letzterer werden zu bestimmten Zeiten die Eier abgelegt und ungefähr 40 cm unter dem Gipfel in einem Kreise geordnet. Das Männchen beaufsichtigt den Hergang der Entwickelung und namentlich der Wärme des natürlichen Brütofens sehr sorgfältig. Es bedeckt gewöhnlich die Eier und läßt nur eine runde Öffnung, durch welche die nötige Luft nach unten gelangt, und durch welche übermäßig gesteigerte Wärme Abfluß findet; bei heißem Wetter aber nimmt es zwei- oder dreimal täglich fast die ganze Decke weg.

„Das ausgeschlüpfte Junge verweilt mindestens 12 Stunden im Inneren des Hügels, ohne die geringste Anstrengung zum Hinauskriechen zu machen, und wird während dieser Zeit vom Männchen ebenso tief vergraben wie der Rest der Eier. Am zweiten Tage kommt es hervor und zwar mit wohlentwickelten Federn, die beim Ausschlüpfen noch in einer bald platzenden Hülle stecken. Es scheint jedoch keine Neigung zu haben, diese Federn zu gebrauchen, sondern bewegt sich ausschließlich mit Hilfe seiner kräftigen Füße. Nachmittags zieht es sich nach dem Bruthaufen zurück und wird von dem besorgten Vater wieder vergraben, obschon in geringerer Tiefe als früher; am dritten Tage ist es zum Fliegen vollständig befähigt: eins von denen, die im Garten groß wurden, drängte sich um diese Zeit durch die Maschen des Netzes, welches das Gehege überdeckte." Die Eier sind 95 mm lang, 65 mm dick und rein weiß.

Sclaters Angaben sind durch wiederholt in verschiedenen Tiergärten angestellte Beobachtungen durchaus bestätigt, neue Thatsachen aber nicht erkundet worden.

In seinen heimischen Waldungen lebt das Buschhuhn gesellig, gewöhnlich in kleinen Trupps, nach Art anderer Hühnervögel. Solche Gesellschaften pflegen scheu und mißtrauisch zu sein, solange sie auf dem Boden dahinlaufen, während sie die äußerste Sorglosigkeit bekunden, sobald sie gebäumt haben. Beim Laufen durch die Waldungen lassen sie oft einen laut glucksenden Ton vernehmen. „Aufgescheucht", fährt Gould fort, „vereitelt das Buschhuhn die Verfolgung durch die Leichtigkeit, mit welcher es durch das verworrene Buschwerk rennt. Wird es hart bedrängt oder von seinem ärgsten Feinde, dem Wildhunde, angefallen, so springt es zum niedersten Zweige eines benachbarten Baumes empor und von Zweig zu Zweig immer höher, bis es den Wipfel erreicht hat, um hier sitzen zu bleiben oder von hier aus nach einem der anderen Bäume des Waldes zu fliegen. Auch pflegt es im Gezweige Schutz vor der Mittagssonne zu suchen und führt dadurch oft seinen Untergang herbei, da es sich dann dem Schützen als sicheres Ziel bietet. Ist es in kleinen Gesellschaften vereinigt, so kann der Jäger eins nach dem anderen von ihnen herabschießen und die ganze Gesellschaft nach Hause bringen. Ohne besondere Mittel für ihre Erhaltung muß diese Fahrlässigkeit der Vögel ihre Ausrottung zur Folge haben. Dies aber würde zu beklagen sein, da ihr Wildbret ein ausgezeichnetes Gericht ist.

„Meine Aufmerksamkeit", erzählt Schomburgk, „wurde durch ein auffallend heiseres Geschrei und Gekrächze rege gemacht, das mir aus dem bewaldeten Ufersaume entgegenschallte. Als ich mich vorsichtig der Stelle näherte, sah ich eine ungeheure Herde großer

Vögel. Es waren Schopfhühner, ‚Stinkvögel‘ der Ansiedler. Obschon die deutsche Benennung, der langen Kopffedern wegen, bezeichnend genug ist, so hebt doch der Name der Ansiedler mit noch mehr Recht eine der hervorragendsten Eigenschaften dieser Vögel hervor; denn ohne sie zu sehen, wird man bereits aus ziemlicher Entfernung, wenn auch nicht auf die angenehmste Art, von ihrer Nähe unterrichtet. Der Geruch ist so unangenehm, daß selbst die Indianer das Schopfhuhn, ungeachtet seines Muskelreichtums, um keinen Preis essen würden. Er hat viel Ähnlichkeit mit frischem Pferdedünger und ist so durchdringend, daß ihn selbst der Balg noch jahrelang beibehält. Die Herde zählte gewiß Hunderte, die sich teils sonnten, teils in dem Gebüsche herumjagten, teils von dem Erdboden aufflogen. Es schien eben Paarungszeit zu sein. Ein Schuß unter die fröhliche Gesellschaft tötete mehrere zugleich. Bei den alten Vögeln waren die langen Schwanzfedern abgerieben: ein Beweis, daß sie häufig auf dem Boden herumlaufen, um dort ihre Nahrung zu suchen, wobei die langen Schwanzfedern den Boden berühren."

Verführt durch eine gewisse Ähnlichkeit mit den Pisangfressern, haben einige Naturforscher, nach dem Vorgange von Nitzsch, geglaubt, das Schopfhuhn genannten Vögeln beizählen zu müssen; „es bedurfte aber", wie Desmurs hervorhebt, „eines übermenschlichen Aufgebotes der Einbildungskraft oder eines wirklichen Abscheues gegen einfache, leicht begreifliche Thatsachen", um dieses Verfahren zu rechtfertigen. Allerdings steht das Schopfhuhn auch unter den Hühnervögeln sehr vereinzelt da, ähnelt diesen, insbesondere den Schakuhühnern, sicherlich aber mehr als den Pisangfressern. Einzelne Vogelkundige wollen in ihm das Urbild einer besonderen, nur aus ihm selbst bestehenden Ordnung sehen; wir lassen es wenigstens als Vertreter einer eignen Sippschaft (Opisthocomi) und Familie (Opisthocomidae) gelten.

Das Schopf- oder besser Zigeunerhuhn (Opisthocomus cristatus und hoazin, Phasianus und Orthocorys cristatus) ist schlank gebaut, der Hals mittellang und dünn, der Kopf klein, der Schnabel dem eines Hokkos ebenso ähnlich wie dem eines Schakuhuhnes, an der Spitze sanft herabgebogen, am unteren Kinnwinkel eckig vorspringend, sein Hinterteil von einer Wachshaut überkleidet, die Schneide fein gekerbt, der Fuß kurzläufig und langzehig, auch mit langen, starken, ziemlich gebogenen und scharf zugespitzten Krallen bewehrt, der Flügel ziemlich lang, zusammengelegt, bis über die Schwanzmitte herabreichend, in ihm die fünfte Schwinge die längste, die erste ziemlich klein, der Schwanz aus zehn langen, mäßig breiten Federn gebildet, die seitlich etwas verkürzt und an der Spitze sämtlich abgerundet sind. Das Gefieder verlängert sich auf dem Ober- und Hinterkopfe zu einer aus schmalen, spitzigen Federn bestehenden Haube; die Federn des Halses sind lang, schmal und spitzig, die des Rumpfes groß und abgerundet, die des Bauches weich, fast daunig, die des Rückens aber derb. Nacken, Rücken, Flügel, Hinterhälfte der Armschwingen und Schwanz sehen braun aus; die großen Hinterarmschwingen schillern erzgrün, die Schwanzfedern bräunlich, die des Halses und Oberrückens zeigen einen weißgelben Schaftstreifen, die Schulterfedern weißgelbe Säume, die kleinen Deckfedern eine weißliche Außenfahne; Kehle, Vorderhals und Brust sind weißlich, Bauch, Unterschenkel, Steiß, die Handschwingen und die vordere Hälfte der Armschwingen hell rostrot, die Federn der Kopfhaube weißgelb, die hintersten schwarz gesäumt. Das Auge ist hellbraun, das Gesicht, soweit es nackt, fleischrot, der Schnabel hornbraungrau, an der Spitze blässer, der Fuß fleischbraun. Die Länge beträgt 62, die Fittichlänge 34, die Schwanzlänge 29 cm.

Man nimmt an, daß Hernandez unter dem Namen „Hoactzin" unser Zigeunerhuhn geschildert hat und gebraucht deshalb häufig noch jenen Namen zu seiner Bezeichnung;

die Beschreibung ist jedoch so unklar, daß auf diese Meinung nicht viel Gewicht gelegt werden darf. Dagegen beschrieb Sonnini unter dem Namen „Sasa“ unseren Vogel, und seine Schilderung ist bis auf Schomburgk, Desmurs und Bates die einzige gewesen, die Glaubwürdigkeit beanspruchen konnte. Sonnini fand diese Hühner nie in großen Waldungen oder an hohen Orten, sondern immer nur auf überschwemmten Savannen, den Tag über auf Zweigen am Rande der Gewässer stillsitzend, morgens und abends auf Nahrung ausgehend. Sie lassen sich leicht beschleichen, sind überhaupt gar nicht scheu, wahrscheinlich, weil man sie ihres schlechten Fleisches wegen wenig beunruhigt, sie auch außerdem in Gegenden sich aufhalten, die von Menschen selten besucht werden. Niemals sollen sie auf den Boden herabkommen, sondern sich immer nur auf Bäumen und Gebüschen umhertreiben. Letztere Angabe steht mit dem von Schomburgk Mitgeteilten in Widerspruch, wird aber auch von Bates aufrecht erhalten; es scheint also, daß das Baumleben die Regel, ein Herabkommen auf den Boden die Ausnahme ist. Am oberen Amazonenstrome ist das Zigeunerhuhn außerordentlich häufig und unter dem Namen „Zigeuner“ jedermann bekannt. Es lebt, laut Bates, auf den niederen Bäumen oder in Büschen, welche die Ströme und Seen umsäumen, und nährt sich von verschiedenen wilden Früchten, insbesondere von einer saueren Guayave. Die Eingeborenen behaupten, daß es die Frucht eines baumartigen Arums, der auf den schlammigen Bänken kleine Dickichte bildet, vorzugsweise aufsuche, und daß sein Fleisch deshalb den unangenehmen Geruch bekomme. Letzteres bezweifelt Schomburgk, weil dieser Geruch gar keine Ähnlichkeit mit den Arumblättern habe; doch scheint mir dieser Grund nicht ausreichend zu sein, um die Angabe der Eingeborenen zu widerlegen. Bates ist übrigens auch der Ansicht, daß jener Geruch als der beste Schutz des Huhnes angesehen werden müsse, da weder der Mensch noch ein Raubtier auf den stinkenden, ungenießbaren Vogel Jagd mache. Die rauhe, widrige Stimme soll man besonders dann vernehmen, wenn das Schopfhuhn, aufgescheucht durch ein vorüberfahrendes Boot oder einen sich nähernden Menschen, entflieht. Es pflegt dann die ganze Bande laut aufzuschreien, während sie schwerfällig von einem Baume zum anderen fliegt.

Bates hält das Zigeunerhuhn für einen in Vielehigkeit lebenden Vogel, bleibt uns aber den Beweis dafür schuldig. G. Wallis teilt mir hierüber Folgendes mit: „Das Zigeunerhuhn baut ein kunstloses, flaches, etwa 35 cm im Durchmesser haltendes Nest aus trockenen Reisern, die, kreuz und quer übereinander gelegt, schwach verflochten und ärmlich ausgefüttert werden. Da diese Nester meist zahlreich nebeneinander auf niedrigen Bäumen oder Sträuchern an den Ufern der Flüsse stehen, entdeckt man sie leicht, um so mehr, als die Vögel bei Annäherung eines Bootes ein ohrbetäubendes Geschrei erheben und einem so dicht um den Kopf schwirren, daß man Mühe hat, bis zu dem Neste zu gelangen, obgleich man, im Boote sich aufrichtend, vom Flusse aus meist hineinsehen kann. Ich fand in allen Nestern ein einziges Ei, das auf rostgelbem Grunde mit schokoladenbraunen Flecken gezeichnet war, nach Versicherung meiner eingeborenen Begleiter soll der Vogel auch niemals mehr als eins legen.

Die zweite Unterordnung der Hühnervögel bilden die Steißhühner (Crypturiformes). Ihr Leib ist wegen der sehr entwickelten Brustmuskeln kräftig, der Hals dagegen lang und dünn, der Kopf klein und platt, der Schnabel lang, dünn, gebogen, ohne kuppig abgesetzten Hornnagel an der Spitze, vielmehr mit einer Hornmasse überzogen, die sanft und allmählich in die übrige häutige Bedeckung übergeht, der Fuß hochläufig, sehr rauhsohlig, die stets kleine, hoch angesetzte Hinterzehe bei einzelnen so verkümmert,

daß nur die Kralle übrigbleibt; die kurzen runden Flügel reichen nur bis auf den Unterrücken, und ihre stark abgestutzten Handschwingen, unter welchen die vierte oder fünfte die längsten, sind schmal und spitzig; der Schwanz besteht aus 10—12 kurzen und schmalen Federn, die unter dem langen Deckgefieder gänzlich verschwinden, kann aber auch so verkümmern, daß alle Steuerfedern fehlen. Das Gefieder ist am Kopfe und Halse gleichfederig, weswegen diese Teile schwach erscheinen, auf dem Rumpfe voll, stark und großfederig. Bei einigen Arten entspringen zwei Kiele aus einer Wurzel, bei anderen sind die Kiele, namentlich die der Rücken- und Bürzelfedern, breit, glatt und gewölbt, gegen das Ende der Feder plötzlich verdünnt, unten mit einer tiefen Rinne versehen. Beide Geschlechter tragen dasselbe Kleid, unterscheiden sich überhaupt äußerlich nicht.

Die Steißhühner verbreiten sich über einen großen Teil Südamerikas und bewohnen die verschiedensten Örtlichkeiten, einige Arten stets offene Gegenden, andere nur das Dickicht der Wälder, diese die Ebene, jene das Gebirge; einzelne kommen nur in Höhen von 4000 m vor. Sie sind an den Boden gebunden, fliegen selten, laufen vielmehr eilig im Gebüsche oder im hohen Grase nach Art unserer Wachtel fort, thun dies aber stets mit etwas eingeknickten Hacken und mehr oder minder ausgestrecktem Halse, so daß sie schon durch diese Stellung kenntlich werden, drücken sich in der Angst platt auf den Boden nieder oder verbergen sich in einem Grasbusche, und bloß diejenigen Arten, welche im Walde groß wurden, suchen hier nachts auf den unteren starken Ästen Schutz. Leibliche und geistige Begabungen sind gering. Sie laufen ungemein schnell, fliegen aber schwerfällig und ebendeshalb ungern, verlieren bei Gefahr geradezu die Besinnung, scheinen überhaupt äußerst beschränkt zu sein. Ihre Stimme besteht aus mehreren aufeinander folgenden höheren oder tieferen Pfiffen, die zuweilen in einem regelmäßigen Tonfalle einander folgen und sich überhaupt so von den Stimmlauten anderer Vögel unterscheiden, daß die Aufmerksamkeit des Fremden wie des Eingeborenen sofort durch sie erregt wird. Einige Arten schreien namentlich bei Einbruch der Nacht, besonders nachdem sie eben auf dem bestimmten Ruheplatze angekommen sind, und ebenso am Morgen, bevor sie ihn verlassen; andere vernimmt man auch im Laufe des Tages. Sämereien, Früchte, Blattspitzen und Kerbtiere bilden die Nahrung. Gewisse Samen verleihen dem sonst ausgezeichneten Wildbrete zuweilen einen unangenehm bitteren Geschmack. Manche sollen in der Frucht des Kaffeebaumes, einiger Palmen und dergleichen ihr hauptsächlichstes Futter finden. Über die ehelichen Verhältnisse ist man noch nicht bei allen Arten im reinen, die meisten scheinen jedoch paarweise zu leben. Alle brüten auf dem Boden, scharren sich zu ihrem Neste eine seichte Mulde aus und legen eine erhebliche Anzahl eintöniger, aber schön gefärbter, prachtvoll glänzender Eier. Die Jungen werden eine Zeitlang geführt, verlassen aber bald die Mutter, zerstreuen sich und gehen dann ihre eignen Wege.

Als Jagdgeflügel vertreten die Steißhühner in Südamerika die Stelle unserer Feldhühner, werden auch geradezu „Rebhuhn“ oder „Wachtel“ genannt und eifrig gejagt. Alle Raubtiere, die laufenden wie die fliegenden, wetteifern hierin mit dem Menschen; selbst der Jaguar verschmäht es nicht, ihnen nachzustellen; ja sogar einige Kerbtiere, beispielsweise die Ameisen, die in dichten Haufen umherziehen, werden den Jungen gefährlich. Man gebraucht das Feuergewehr, stellt Fallen, jagt sie zu Pferde, mit der Wurfschlinge oder setzt Hunde auf ihre Spur. Tschudi erzählt, daß die Indianer ihre Hunde zu solchen Jagden vortrefflich abgerichtet haben. Wenn ein Steißhuhn aufgespürt wird, fliegt es fort, setzt sich aber bald wieder zu Boden; der Hund jagt es zum zweiten Male auf; beim dritten Male springt er zu und beißt es tot. Mittels gut abgerichteter europäischer Hunde erbeutet man sie selten; die indianischen Hunde hingegen, die nur darauf ausgehen, sie zu töten, erreichen sie fast immer. Gefangene Steißhühner sieht man sehr oft bei den Indianern,

einzelne kommen auch nach Europa herüber. Sie gehören nicht zu den Tieren, die zu fesseln wissen, müssen vielmehr als langweilige Geschöpfe bezeichnet werden. Die Unterordnung umfaßt nur eine Sippschaft (Crypturi) und Familie (Crypturidae).

Eine der häufigsten Arten der Familie, der Inambu (Rhynchotus rufescens und fasciatus, Tinamus rufescens und guazu, Crypturus rufescens, Nothura maculosa), vertritt die Gattung der Straußhühner (Rhynchotus) und kennzeichnet sich durch



Inambu (Rhynchotus rufescens). ¼ natürl. Größe.

bedeutende Größe, kräftigen Leib, ziemlich langen Hals, kleinen Kopf, kopflangen, sanft gebogenen, am Ende stumpf abgerundeten Schnabel, hoch- und starkläufige Füße mit langen Vorderzehen und wohlentwickelter Hinterzehe, kurzgewölbten Flügeln mit zugespitzten Handschwingen, deren erste sehr verkürzt und deren vierte die längste ist, und eine aus eigentümlichen, kleinen Federn bestehende Bekleidung der Wangen und Zügel. Das Gefieder ist rostrotgelb, in der Kehlgegend weißlich, auf dem Oberkopfe schwarz gestreift, auf den Rücken-, Flügel- und Schwanzdeckfedern breit schwarz gebändert, indem jede Feder vor dem schmalen, gelben Endsaume zwei breite schwarze Binden übereinander trägt, von welchen die obere, zunächst der Spitze jederseits noch einen hell rostgelben Seitenstreifen zeigt; die Handschwingen sind einfarbig und lebhaft rostgelbrot, die Armschwingen auf bleifarbenem Grunde schwarz und grau in die Quere gewellt. Das Auge ist rostgelbbraun, der Schnabel braun, am Grunde des Unterkiefers blaß gelbbraun, der Fuß fleischbraun. Die Länge beträgt 42, die Fittichlänge 21, die Schwanzlänge 5 cm.

Der Inambu ist im Camposgebiete des mittleren Brasilien, besonders in den Provinzen Minas Geraes und Goyaz zu Hause, kommt aber auch in den argentinischen Ländern häufig vor, „begleitet hier", wie Döring sich ausdrückt, „den Reisenden im ganzen Gebiete der Ebene, in den Waldungen ebensowohl wie in den Pampas, und erhebt sich dicht hinter ihm". Er lebt nie in Völkern, sondern immer einzeln, stellenweise aber in großen Mengen, ist allbekannt, das Lieblingswild des Jägers, einer beständigen Verfolgung ausgesetzt und deshalb sehr scheu und vorsichtig. Bei Annäherung eines Menschen läuft er im hohen Grase davon, gebraucht aber nur im äußersten Notfalle seine Schwingen. Darwin erzählt, daß er auf der einförmigen Ebene von Val Donado Hunderten dieser Vögel begegnete, die sich, durch die Annäherung der zahlreichen Gesellschaft von Reisenden erschreckt, ganz gegen ihre Gewohnheit zu Ketten vereinigten, aber vollständig in Verwirrung gebracht wurden, wenn man sie zu Pferde in einem immer enger werdenden Kreise umritt. Der hart verfolgte Vogel wagte zuletzt nicht einmal mehr in gerader Linie zu entfliehen, sondern drückte sich platt auf den Boden nieder. Die Unbehilflichkeit des Inambu ist den dortigen Eingeborenen wohl bekannt. Schon die Knaben jagen ihn und erbeuten viele mit einer höchst einfachen Wurfschlinge. Das Fleisch gehört zu dem besten Wildbraten, den der Reisende in Brasilien oder in den argentinischen Ländern vorgesetzt erhält. Nach Burmeister streift der Inambu nur in der Dämmerung nach Nahrung umher. Das Nest steht am Boden in einem dichten Busche und enthält 7—9 dunkelgräuliche, violett überflogene Eier, deren Oberfläche auffallend glänzend ist und wie poliert aussieht.

Gefangene Inambus gelangen zuweilen in unsere Käfige, dauern vortrefflich aus, zeigen sich anspruchslos und schreiten, entsprechend gepflegt, auch wohl zur Fortpflanzung.

Die Schnepfenstrauße (Apterygiformes), welche die letzte Unterordnung bilden, haben äußerlich wenig Ähnlichkeit mit anderen Hühnervögeln. Ihr Leib ist verhältnismäßig gedrungen, der Hals kurz, aber dick, der Kopf nicht besonders groß, der Schnabel lang und dünn, der Fuß verhältnismäßig kurz und vierzehig, der Flügel so verkümmert, daß er eigentlich nur im Gerippe sichtbar wird, da sich im Gefieder bloß kurze Stummel auffinden lassen, die einige unvollkommene, aber starke Kiele tragen; der Schwanz fehlt gänzlich. Das Gefieder besteht aus langen, lanzettförmigen, lose herabhängenden Federn, die vom Halse abwärts an Länge zunehmen und etwas zerfaserte Fahnen und seidenartigen Glanz haben. Der Schnabel mag, oberflächlich betrachtet, mit dem eines Ibis verglichen werden, unterscheidet sich aber von diesem und jedem anderen Vogelschnabel überhaupt durch die Stellung der Nasenlöcher an der Spitze. Am hinteren Ende liegt eine Wachshaut, und von dieser aus verlaufen Furchen bis gegen die Spitze hin. Die Beine sind sehr stark und kurz, die vorderen Zehen lang und stark, mit kräftigen Grabekrallen bewehrt, wogegen die hintere, dickere und kürzere, die fast senkrecht gestellt ist und beim Auftreten den Boden nicht berührt, eine noch stärkere Kralle trägt und eher dem Sporne eines Haushahnes als einer Zehe gleicht; harte, netzförmige Schilde bekleiden die Läufe, Schuppen die Mitte der seitlichen, mit schmalen Häuten besäumten Zehen. Der Bau des Gerippes ähnelt dem der Strauße. Wie bei diesen fehlen die Schlüsselbeine, sind die Halswirbel sehr zahlreich, die Rückenwirbel zu einem festen Körper verwachsen und die Flügelknochen so verkümmert, daß der Oberarm bloß 3, der Unterarm nur 2, die ganze Hand kaum 1 cm mißt, von denen auf das einzige krumm- und krallenartige Fingerglied noch die Hälfte kommt.

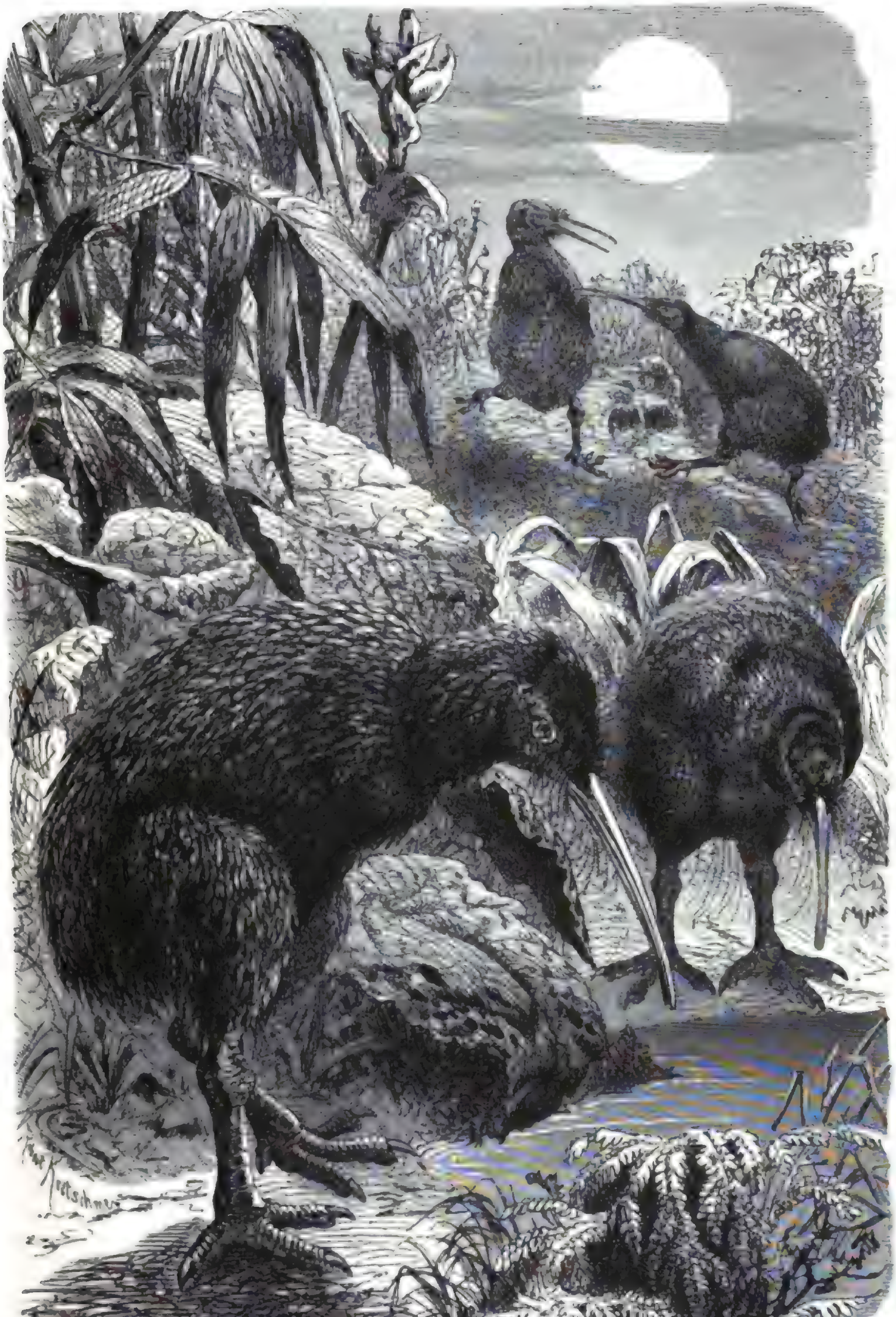
Die Unterordnung umfaßt nur eine Sippschaft (Apteryges), Familie (Apterygidae) und Gattung (Apteryx). Diese zählt vier etwa haushahngroße neuseeländische Arten.

Der erste Schnepfenstrauß, der nach Europa kam, erhielt den Namen Apteryx australis. Der betreffende Vogel war angeblich in den Waldungen der Dusky Bai, an der Südwestküste der Südinsel Neuseelands, erlegt worden. Fast alle diejenigen Stücke, welche man gegenwärtig in den Sammlungen sieht, stammen von der Nordinsel und gehören einer zweiten Art (Apteryx mantelli) an, für welche ich den Namen der Eingeborenen, Kiwi, beibehalten will. Dieser Schnepfenstrauß unterscheidet sich von jenen schon dadurch, daß er etwas kleiner ist, hat aber auch verhältnismäßig längere Läufe, kürzere Zehen und Krallen und zeichnet sich am Kopfe durch lange, borstige Haare sowie endlich durch dunklere und mehr rötliche Färbung aus.

Der Kiwi lebt in den unbewohnten, waldreichen Gegenden der Nordinsel heute noch, ist aber in den bewohnten Gegenden gänzlich ausgerottet und nicht so leicht zu bekommen, wie man denkt. Schon Dieffenbach beklagt, während eines Aufenthaltes von 18 Monaten in Neuseeland trotz der Belohnungen, die er den Eingeborenen überall versprach, nur einen einzigen Balg erlangt zu haben. „Ebenso“, sagt Ferdinand von Hochstetter, „ist es mir ergangen. Ich habe manche Gegend auf der Nordinsel durchwandert, auf welcher nach der Aussage der Eingeborenen der Vogel bisweilen noch vorkommt, konnte aber trotz aller Bemühungen mir kein Stück verschaffen. Als Gegenden, in welchen der Kiwi noch häufig sein soll, wurden mir Little Barrier-Eiland, eine kleine, dicht bewaldete, gänzlich unbewohnte Insel im Hauraki Golfe bei Auckland, und die waldigen, wenig bewohnten Bergketten zwischen Kap Palliser und dem Ostkap an der Südostseite der Nordinsel angegeben. Jene Insel, welche aus einem etwa 700 m hohen Berge besteht, ist nur bei ganz ruhiger See zugänglich, und das Vorhandensein des flügellosen Vogels auf ihr beweist, daß sie einst mit dem gegenüberliegenden Lande in Verbindung stand. Eingeborene, die ich in Collingwood an der Golden Bai traf, gingen gegen ein Versprechen von 5 Pfund Sterling für mich auf den Fang aus und brachten mir auch schon nach drei Tagen zwei lebende Schnepfenstrauße (Apteryx oweni), Männchen und Weibchen, die sie nahe am Ursprunge des Rocky- und Slaterivers in einer Höhe von ungefähr 1000 m über dem Meere gefangen hatten. Als Skeet im Jahre 1861 das Gebirge zwischen dem Takaka- und Bullerflusse in der Provinz Nelson untersuchte, fand er auf dem grasigen Bergrücken an der Ostseite des Owenflusses die Kiwis so häufig, daß er mit Hilfe von zwei Hunden jede Nacht 15—20 Stück fangen konnte. Er und seine Leute lebten von Kiwifleisch.

„Was man von der Lebensweise des Kiwi weiß, gilt wohl für alle Schnepfenstrauße. Sie sind Nachtvögel, die sich den Tag über in Erdlöchern, am liebsten unter den Wurzeln großer Waldbäume, versteckt halten und nur nachts auf Nahrung ausgehen. Diese besteht in Kerbtieren, Larven, Würmern und den Samen verschiedener Gewächse. Sie leben paarweise und können außerordentlich rasch laufen und springen. Hunde und Katzen sind nächst dem Menschen ihre gefährlichsten Feinde. Die Eingeborenen wissen sie, natürlich bei Nacht, indem sie ihren Ruf nachahmen, heranzulocken und durch Fackelschein verwirrt zu machen, so daß sie die Vögel dann entweder mit der Hand fangen oder mittels eines Stockes erschlagen können; auch Hunde werden zur Jagd abgerichtet. Diesen Nachstellungen ist es zuzuschreiben, daß der Kiwi in bewohnten Gegenden längst nicht mehr gefunden wird.“

Eingehendere Nachrichten verdanken wir Sir Walter Buller. Dem Kiwi ersetzt die Schnelligkeit seiner Füße in gewissem Grade den Verlust seiner Flügel. Im vollen Laufe eilt er mit weiten Schritten dahin und trägt dabei den Leib in schiefer Lage und den Hals weit



Schnepfenstrauß.

vorgestreckt. Während des Zwielichtes der Nacht bewegt er sich vorsichtig und so geräuschlos wie eine laufende Ratte, an welche er in gewissem Grade erinnert. Steht er still, so zieht er den Hals ein und erscheint dann vollkommen rund. Zuweilen unterstützt er sich in dieser Stellung, indem er mit der Spitze des Schnabels den Boden berührt. Stört man ihn während des Tages, so gähnt er häufig und sperrt dabei die weit geöffneten Kiefer in höchst absonderlicher Weise; wird er herausgefordert, so richtet er den Leib auf, hebt einen Fuß bis zur Brust empor und schlägt mit ihm, seiner einzigen, aber nicht ganz bedeutungslosen Verteidigungswaffe, ebenso rasch wie gewandt nach vorn aus. Die Geschichte, daß er mit den Füßen auf den Boden klopfe, um die Regenwürmer zur Oberfläche emporzulocken, ist ebensowenig glaublich wie die Behauptung eines Berichterstatters, daß er im stande sei, gefährliche Schläge auszuteilen, selbst einen Hund zu töten. Während er seiner Nahrung nachgeht, verursacht er beständig ein schnüffelndes Geräusch durch die Nasenlöcher, als ob er winden wolle; man bleibt jedoch im Zweifel, ob ihn hierbei der Sinn des Gefühles oder des Geruches leitet, und neigt sich eher der Meinung zu, daß beide Sinne in Mitleidenschaft gezogen werden. Daß der Tastsinn sehr entwickelt ist, darf mit Sicherheit angenommen werden, da der Vogel, auch wenn er nicht schnüffelt, stets jeden Gegenstand mit der Spitze des Schnabels berührt, und dies sowohl dann thut, wenn er frißt, als auch, wenn er den Boden untersucht. In einen Käfig oder ein Zimmer gesperrt, vernimmt man während der ganzen Nacht, wie er leise die Wände berührt, das schnüffelnde Geräusch dagegen nur, wenn er Beute sucht oder frißt. Buller hat jedoch zuweilen beobachtet, daß gefangene Kiwis den Boden in unmittelbarer Nähe eines von ihnen verlorenen Wurmes untersuchten, ohne den Bissen wiederzufinden, und ebenso bemerkt, daß sie auch im stande sind, einen Wurm oder ein Stück Fleisch vom Boden eines mit Wasser gefüllten Gefäßes aufzunehmen, niemals aber früher, als bis sie es mit der Schnabelspitze berührt hatten. Somit erscheint es unserem Gewährsmanne wahrscheinlich, daß ein sehr feiner Tastsinn den hoch entwickelten Geruch unterstütze. Einen Kiwi im Freien auf seiner Jagd nach Würmern, dem Hauptfutter, zu beobachten, ist höchst unterhaltend. Der Vogel bewegt sich hierbei sehr wenig, stößt aber seinen langen Schnabel fortwährend in den weichen Boden, ihn meist bis zur Wurzel einsenkend, und zieht ihn entweder unmittelbar darauf mit einem in der Spitze festgeklemmten Wurme hervor, oder durch langsames Bewegen des Hauptes, ohne daß der Leib irgendwie in Mitleidenschaft gezogen wird, langsam wieder zurück. Niemals reißt er den gefangenen Wurm mit einem raschen Zuge aus seinem Versteckplatze hervor, gebraucht vielmehr alle Vorsicht, um ihn nicht zu zerstückeln. Hat er ihn endlich auf den Boden gelegt, so wirft er ihn mit jähem Rucke in den Schlund und verschlingt ihn. Nebenbei verzehrt er auch verschiedene Kerbtiere, einzelne Beeren und nimmt außerdem kleine Steine auf.

Über die Fortpflanzung der Schnepfenstrauße waren lange Zeit wundersame Berichte in Umlauf, und erst Beobachtungen an gefangenen haben uns aufgeklärt. Am richtigsten dürfte Webster das Brutgeschäft geschildert haben. „Vor ungefähr 14 Jahren“, so schreibt er an Layard, „fand ein Eingeborener ein Kiwi-Ei in einer kleinen Höhle unter dem Gewurzel eines kleinen Kauribaumes und zog, nachdem er das Ei weggenommen, aus der Tiefe der Höhle auch den alten Vogel heraus. Der Neuseeländer, der den Kiwi zu kennen schien, versicherte, daß er stets nur ein Ei lege, und daß das Nest immer eine von ihm ausgegrabene Höhle sei, die in der Regel in trockenem Grunde unter Baumwurzeln angelegt wird. Das Ei selbst soll mit Blättern und Moos bedeckt werden, und die Gärung dieser Stoffe genügende Wärme hervorbringen, um es zu zeitigen, der Hergang aber 6 Wochen währen. Wenn das Junge ausgekrochen, soll die Mutter zu seiner Hilfe herbeikommen.“

Glücklicherweise sind wir im stande, diese Angaben bis zu einem gewissen Grade durch Beobachtungen, die an den Schnepfenstraußen des Londoner Tiergartens gesammelt

wurden, zu bestätigen. Seit dem Jahre 1852 hat man hier wiederholt einen oder mehrere dieser absonderlichen Vögel gepflegt. In einer Ecke seines dunkeln Käfigs hat man einige Garben zusammengestellt. Zwischen ihnen verbirgt sich der Schnepfenstrauß während des Tages. Nimmt ihn der Wärter aus seinem Verstecke heraus, so rennt er sobald wie möglich dem letzteren wieder zu und verkriecht sich rasch zwischen dem Strohe. Nach Sonnenuntergang wird er munter, rennt lebhaft hin und her, durchsucht jeden Winkel, jede Ecke und sticht mit seinem langen Schnabel nach Art der Schnepfen in den weichen Boden. Man ernährt ihn mit fein geschnittenem Hammelfleische und mit Würmern. Von ersterem verzehrt er täglich 250 g; letztere sind Leckerbissen für ihn. Das zuerst angekommene Weibchen legte wiederholt Eier, eins ungefähr drei Monate nach dem anderen, versuchte mehrmals sie auszubrüten und ließ sich nur schwer von ihnen vertreiben. Im Jahre 1865 erhielt das Weibchen männliche Gesellschaft, und im Jahre 1867 bekundeten beide die Absicht, sich zu paaren. Hierauf wurde man durch den lauten Ruf des Männchens, auf welchen das Weibchen mit einem kürzeren und leiseren Tone antwortete, zuerst aufmerksam. Beide waren den Tag über ruhig, in der Nacht aber teilweise sehr laut. Am 2. Januar legte das Weibchen das erste Ei und blieb einen Tag oder etwas länger auf ihm sitzen. Als es das Nest verlassen hatte, nahm das Männchen seine Stelle ein und brütete fortan ununterbrochen. Am 7. Februar legte jenes ein zweites Ei und verließ das Nest, sobald dies geschehen war. Beide Vögel nahmen nun zwei gegenüberliegende Ecken ihres Wohnraumes ein: das Männchen saß auf den beiden Eiern unter seinen Strohgarben, das Weibchen nach wie vor in der von ihm zum Schlafplatze erwählten Ecke. Beide verstummten mit Beginn der Bebrütung vollständig. Bartlett, dem wir vorstehende Angaben verdanken, fand die Eier in einer auf dem Boden und im Strohe ausgehöhlten Vertiefung, dicht nebeneinander liegend, und beobachtete, daß das Männchen nicht der Länge, sondern der Quere nach auf ihnen saß; sein schmaler Leib würde sonst auch nicht hingereicht haben, die großen Eier, deren Spitzen man hervorstehen sah, zu bedecken. Eifrig brütend verblieb es bis zum 25. April in derselben Stellung; endlich verließ es sehr entkräftet das Nest. Die Eier waren faul. Sie sind unverhältnismäßig groß; denn ihr Gewicht beträgt fast den vierten Teil von dem des weiblichen Vogels.

Fünfte Ordnung.

Die Rallenvögel (Phalaridornithes).

Zwischen Kranich- und Hühnervögeln steht nach Fürbringer die Ordnung der Rallenvögel, deren zwei Sippschaften mit je zwei Familien nur eine einzige Unterordnung (Ralliformes) bilden. Außer der artenreichen Familie der Rallen gehören zu dieser die artenarmen der Binsenhühner, Stelzenrallen und Laufhühner. Die beiden ersteren vereinigt Fürbringer zur Sippschaft der Rallenartigen (Fulicariae).

Unsere Wasserralle gilt als Urbild der über die ganze Erde verbreiteten Familie der Rallen (Rallidae), zierlicher Sumpfvögel, die sich kennzeichnen durch hohen, seitlich stark zusammengedrückten Leib, mittellangen Hals, kleinen Kopf, verschieden gestalteten, seitlich zusammengedrückten, selten mehr als kopflangen Schnabel, hohe, langzehige Füße mit stets entwickelter Hinterzehe, ziemlich kurze, abgerundete Flügel, welche die zusammengelegte Schwanzspitze nicht erreichen, langen, zugerundeten, aus zwölf Federn bestehenden Schwanz und reiches, jedoch glatt anliegendes Gefieder. Der Schädel ist rundlich und schön gewölbt, das Hinterhauptloch ansehnlich, die Augenscheidewand durchbrochen, das Thränenbein mittelmäßig, der Kopf überhaupt dem der Kraniche sehr ähnlich. Die Wirbelsäule besteht aus 13 schlanken Hals-, 10 unverschmolzenen Brust- und 8 schwachen Schwanzwirbeln; der letzte von diesen pflegt, dem schwachen Schwanze entsprechend, verkürzt zu sein; das Brustbein ist ziemlich lang, aber sehr schmal, sein Kamm beträchtlich groß; nach hinten findet sich jederseits ein längerer, schmaler Fortsatz, der jederseits spitzwinkelige, tiefgehende Hautbuchten einschließt. Fast alle Knochen sind mit Mark angefüllt. Die Zunge ist ziemlich lang und zugespitzt, der Schlund weit und faltig, der Vormagen länglich, der Muskelmagen sehr stark und kräftig ꝛc.

Die Rallen sind Weltbürger und leben in sumpfigen oder doch feuchten Gegenden, einige in wirklichen Brüchen oder schilfreichen Teichen und Seen, andere auf Wiesen und den Getreidefeldern, einzelne auch im Walde. Sie führen ein verborgenes Leben, lassen sich sowenig wie möglich sehen, entschließen sich nur hart bedrängt zum Auffliegen, verstehen aber meisterhaft, sich zwischen ihren Wohnpflanzen zu verbergen. Alle sind vortrefflich zu Fuße, einzelne schwimmen recht leidlich, andere tauchen sogar; sämtliche Arten aber gehören zu den schlechtesten Fliegern. Bemerkenswert ist ihre laute, in den meisten Fällen höchst eigentümliche Stimme, die man in den Abend- und Morgenstunden, dann aber zuweilen lange Zeit ohne Unterbrechung vernimmt. Ihre Sinne sind wohl entwickelt, ihre

geistigen Fähigkeiten ausreichend, ihre Eigenschaften ansprechend. Unter sich leben die wenigsten Arten gesellig; außer der Brutzeit kommt es jedoch vor, daß einzelne sich zu kleinen Flügen vereinigen, längere Zeit sich gemeinschaftlich an einem Orte aufhalten oder wohl auch zusammen auf die Reise begeben. Um andere Vögel oder Tiere überhaupt bekümmern sie sich wenig, obgleich sie sich in deren Gesellschaft nicht ungern zu befinden scheinen. Ihre Nahrung entnehmen sie ebensowohl dem Pflanzen- wie dem Tierreiche. Sie verzehren viele Sämereien, aber auch sehr gern und zeitweilig wohl ausschließlich Kerbtiere, deren Larven, Schnecken, Würmer, Eier anderer Vögel oder selbst kleine Nestvögel. Die größeren Arten der Familie sind wahre Raubvögel, die sogar ausgewachsenen kleinen Wirbeltieren den Garaus machen. Das Nest wird nahe am Wasser, oft über diesem im Binsicht, Riede und Schilfe angelegt, ist ein ziemlich gutes Geflecht, in welches das Wasser nicht eindringen kann, und enthält im Frühjahre der betreffenden Länder 3—12, auf bleichem Grunde dunkler gefleckte und gepunktete Eier, die von beiden Eltern bebrütet werden. Die wolligflaumigen Jungen sind vollendete Nestflüchter und deshalb außerordentlich schwer zu beobachten; doch weiß man, daß sie sich sehr bald selbständig machen, und daß die Eltern im Laufe des Sommers auch wohl zu einer zweiten Brut schreiten. Alle Rallen werden nicht eigentlich gejagt, weil die Jagd nur mit Hilfe eines guten Stöberhundes einigen Erfolg verspricht, aber gelegentlich mit erlegt, da das Fleisch mancher Arten wohlschmeckend ist. Größeres Vergnügen als ihre Jagd gewährt ihr Gefangenleben. Sie gehören ausnahmslos zu den anmutigsten Vögeln, die man halten kann, verlangen jedoch ein geräumiges Gebauer und ziemlich sorgfältige Pflege, wenn sie gedeihen sollen.

Durch kurzen Lauf und gleich tiefe Einlenkung der Zehen kennzeichnet sich die Unterfamilie der **Wasserhühner** (Gallinulinae), deren Arten schilfreiche Seen, größere Sümpfe und Brüche, Teiche und pflanzenbedeckte Flußufer, immer aber süße Gewässer bewohnen. Sie treiben sich viel im Schilfe und noch mehr auf dem pflanzenbedeckten Wasserspiegel umher, sind im Laufen weniger geschickt als im Schwimmen und Tauchen und haben einen schwerfälligen, wankenden und ermüdenden Flug. Sie gehören nicht zu den verträglichen Vögeln, sondern behaupten eifersüchtig das einmal gewählte Gebiet, vertreiben aus ihm alle anderen ihrer Art, wenn sie können, auch andere Vögel überhaupt, und beweisen dabei einen mit ihrer geringen Größe außer allem Verhältnis stehenden Mut. Kleine Vögel fallen sie mörderisch an, und den Bruten werden sie sehr schädlich. Dagegen zeigen sie sich äußerst zärtlich gegen ihren Gatten und die Eltern ungemein anhänglich und hingebend gegen die Brut. Ihr aus Schilf- und Rohrblättern kunstlos zusammengebautes Nest legen sie stets im oder wenigstens in der Nähe von Schilf an, oft so, daß es auf dem Wasserspiegel schwimmt. Das Gelege besteht aus 4—12 glattschaligen, gefleckten und gepunkteten Eiern. Die Jungen kommen in einem äußerst zierlichen, dunkel gefärbten Daunenkleide zur Welt. Nach der Brutzeit verlassen alt und jung gemeinschaftlich die Heimat und wenden sich entweder südlicheren oder in anderer Hinsicht günstigeren Gegenden zu.

Da die Nahrung der Wasserhühner zum größten Teile aus Pflanzenstoffen besteht, lassen sich alle Arten leicht an ein Ersatzfutter gewöhnen und mit diesem jahrelang erhalten, werden ungemein zahm, gewöhnen sich zum Aus- und Einfliegen, gehen oder folgen ihrem Pfleger bei dessen Ausflügen auf dem Fuße nach und belästigen nur dadurch, daß sie, wenigstens die größeren Arten, nach Raubvogelart junges Geflügel überfallen und töten.

Das Wildbret steht an Wohlgeschmack dem anderer Sumpf- und Wasservögel zwar bedeutend nach, gibt aber, gehörig zubereitet, immerhin ein leibliches Gericht. Dazu kommt,

daß einzelne da, wo sie massenhaft auftreten, wirklichen Schaden anrichten und schon deshalb auch die Verfolgung durch den Menschen rechtfertigen. Außerdem haben diese Vögel viel von den Nachstellungen des Raubzeuges, insbesondere der Falken, zu leiden, obgleich sie sich durch geschicktes Tauchen oder Verbergen im Schilfe ihren Feinden oft zu entziehen wissen.

*

Durch die mit Lappenhäuten versehenen Zehen unterscheiden sich die **Wasserhühner** (**Fulica**) von allen anderen Rallenvögeln. Ihr Leib ist kräftig, seitlich wenig zusammengedrückt, der Hals mittellang, der Kopf ziemlich groß, der Schnabel ein zusammengedrückter Kegel, mit scharfer, etwas gezähnelter Schneide, die für die Familie bezeichnende Stirnschwiele groß, der Fuß ziemlich hoch, stark, seitlich zusammengedrückt und durch die mit Lappen bekleideten langen Zehen besonders ausgezeichnet, der Flügel mittellang, in ihm die zweite und dritte Schwinge die längste, der aus 14—16 Steuerfedern bestehende Schwanz sehr kurz, unter den Deckfedern versteckt, das Kleingefieder außerordentlich dicht.

Allbekannter Vertreter dieser Gattung ist das **Bleßhuhn**, auch **Wasser**- und **Böllhuhn**, **Hurbel**, **Plärre**, **Kritschene**, **Lietze**, **Pfaffe**, **Zoppe**, **Bölle** ꝛc. genannt (**Fulica atra**, aterrima, aethiops, major, pullata, nipalensis, leucoryx, cinereicollis, australis und platyura). Die vorherrschende Färbung seines Gefieders ist ein ziemlich gleichmäßiges Schieferschwarz, das an Kopf und Hals dunkler, auf Brust und Bauch lichter als der Rücken erscheint. Der Augenstern ist hellrot, der Schnabel, einschließlich der Stirnplatte, blendend weiß, der Fuß bleifarben, an der Ferse rotgelblichgrün. Im Jugendkleide ist das Gefieder der Unterseite wegen der breiten, weißlichen Federränder lichtgrau und schwarz gemischt und der Mantel zeigt einen ölfarbenen Anflug. Die Länge beträgt 47, die Breite 78, die Fittichlänge 23, die Schwanzlänge 8 cm.

In Europa und Mittelasien kommt das Bleßhuhn überall vor; außerdem hat man es in ganz Afrika, Südasien und Australien in der Winterherberge angetroffen.

In Südeuropa, zumal in Spanien und Portugal, sowie in Nordwestafrika vertritt es das **Kammbleßhuhn** (**Fulica cristata** und mitrata, Lupha cristata). Es unterscheidet sich vom Wasserhuhne, dem es in der Färbung gleicht, durch einen niedrigen, doppelten, spitzwinkelig von vorn nach hinten zusammenlaufenden, mit nackter Haut bekleideten Kamm, der die Mitte des Vorderscheitels einnimmt und die nackte Stirnplatte umfaßt. Die Länge beträgt 43, die Breite 77, die Fittichlänge 22, die Schwanzlänge 8 cm.

In Deutschland fehlt das Wasserhuhn keinem geeigneten Gewässer. Es meidet Ströme und Flüsse, ebenso das Meer und siedelt sich am liebsten an Seen und Teichen an, deren Ränder mit Schilf und hohem Rohre bewachsen sind. In der Winterherberge bezieht es die Strandseen und die wasserreichen Sümpfe Südeuropas, Nord- und Mittelafrikas, gleichviel, ob deren Wasser süß oder salzig ist. Bei uns zu Lande erscheint es im Frühjahre nach der Schnee- und Eisschmelze, also bald früher, bald später, verweilt während des ganzen Sommers an demselben Orte, beginnt im Herbste zu streichen, sammelt sich auf größeren Gewässern, im Gegensatze zu seinen Verwandten, zu starken Scharen an, wandert im Oktober und November nach Süden hinab und überwintert da, wo es offene Gewässer findet, unter Umständen auch in Deutschland.

Entsprechend seinen Schwimmfüßen, treibt sich das Wasserhuhn mehr auf dem Wasser als auf dem Lande umher. Letzteres betritt es nicht selten, namentlich in den Mittagsstunden, um hier sich auszuruhen und das Gefieder zu putzen. Es läuft noch ziemlich gut

auf ebenem Boden dahin, obgleich die ungefügen Füße sich dazu nicht besonders eignen, schwimmt aber doch viel öfter und länger. Seine Füße sind vortreffliche Ruder, denn was den Schwimmlappen an Breite abgeht, wird durch die Länge der Zehen vollständig ersetzt. Im Tauchen wetteifert es mit vielen Schwimmvögeln, steigt in bedeutende Tiefen hinab und rudert mit Hilfe seiner Flügel auf weite Strecken hin unter dem Wasser fort. Der Flug ist etwas besser als der des Teichhuhnes, aber immer noch schlecht genug; deshalb entschließt es sich selten zum Fliegen und nimmt, ehe es sich erhebt, einen langen Anlauf, indem es flatternd auf dem Wasser dahinrennt und mit den Füßen so heftig aufschlägt, daß man das Plätschern, das es verursacht, auf weithin vernehmen kann. Seine Stimme ist ein durchdringendes „Köw“ oder „Küw“, das im Eifer verdoppelt und verdreifacht wird und dann dem Bellen eines Hündchens nicht unähnlich klingt; außerdem hört man ein kurzes, hartes „Pitz“ und zuweilen ein dumpfes Knappen.

In seinem Wesen unterscheidet es sich von dem verwandten Teichhuhne in mancher Hinsicht. Es ist ebensowenig scheu wie dieses, jedoch vorsichtig und prüft erst lange, bevor es zutraulich wird, lernt seine Leute kennen und unterscheiden, siedelt sich deshalb auch nicht selten in unmittelbarer Nähe von Wohnungen, namentlich von Mühlen, an, meidet aber im allgemeinen die Nachbarschaft des Menschen mehr als jenes. Während der Brutzeit hält jedes Pärchen ein bestimmtes Gebiet fest und duldet darin keine Mitbewohnerschaft; sofort nach Beendigung des Brutgeschäftes aber schlagen sich die Familien in Vereine zusammen, und diese wachsen nach und nach zu unzählbaren Scharen an, die in der Winterherberge zuweilen buchstäblich unabsehbare Strecken der nahrungsreicheren Seen bedecken. Aber auch hier mögen diese Gesellschaften andere Schwimmvögel nicht gern unter sich leiden und suchen namentlich die Enten wegzujagen.

Wasserkerfe, deren Larven, Würmer, kleine Schaltiere und allerhand Pflanzenstoffe, die sie im Wasser finden, bilden die Nahrung des Wasserhuhnes. Ob es ebenso wie die Verwandten der Brut kleiner Vögel nachstellt, ist zur Zeit noch nicht erwiesen, jedoch nicht unwahrscheinlich. Seine Nahrung sucht es schwimmend und tauchend, indem es sie von der Oberfläche abliest oder vom Grunde hervorholt. Im Süden soll es zuweilen vom Wasser aus nach den benachbarten Getreidefeldern gehen, um hier zu äsen: diese Annahme erscheint glaubhaft nach Beobachtungen an gefangenen; denn letztere lassen sich bei Körnerfutter lange Zeit erhalten und betrachten es, auch wenn man ihnen Fische reicht, immer als hauptsächlichste Nahrung.

Da, wo das Bleßhuhn sich auf kleineren Teichen angesiedelt hat, beginnt es sofort nach seiner Ankunft mit dem Nestbaue; auf größeren Gewässern, wo mehrere Pärchen leben, hat es erst mancherlei Kämpfe auszufechten, bevor es sich ein bestimmtes Gebiet erobert. Wo viele zusammenwohnen, nimmt, wie Naumann sagt, das Jagen, Herumflattern, Plätschern und Schreien kein Ende. Die Nachbarn überschreiten sehr oft die Grenzen, und der Inhaber eines Gebietes eilt dann augenblicklich mit Wut herbei, um den Eindringling zu verjagen. In gebückter Stellung, mit dem Schnabel knappend und ins Wasser schlagend, schwimmen die Kämpfer aufeinander los, erheben sich plötzlich und wenden nun jede Waffe an, welche sie besitzen, den Schnabel zum Hacken, die Flügel zum Schlagen, die Füße zum Treten, bis einer den Rückzug antritt. Das Nest steht regelmäßig auf der Wasserseite im oder am Schilfe, oft auf umgeknickten Rohrhalmen und dergleichen, ebenso oft aber auch schwimmend auf dem Wasserspiegel selbst. Seine Grundlage bilden alte Rohrstoppeln und Halme, die obere Lage dieselben etwas besser gewählten Stoffe, Wasserbinsen, dünne Halme, Grasstöckchen und Rispen, die zuweilen sorgsam verarbeitet werden. Um die Mitte des Mai findet man die 7—15 großen, durchschnittlich 53 mm langen, 36 mm dicken, festen und feinschaligen, glanzlosen, auf bleich lehmgelbem oder blaß gelbbraunem Grunde

äußerst zart mit dunkel aschgrauen, dunkel und schwarzbraunen Pünktchen und Flecken gezeichneten Eier vollzählig im Neste; 20 oder 21 Tage später schlüpfen die zierlichen, mit Ausnahme des brennend roten Kopfes schwarzdaunigen Jungen aus den Eiern, werden nach dem Abtrocknen sofort auf das Wasser geführt, von beiden Eltern geatzt, zuweilen gehudert, bei Gefahr gewarnt, gegen schwächere Feinde auch mutvoll verteidigt, überhaupt höchst sorgfältig behandelt. Anfangs halten sie sich viel im Rohre und ebenso auf gesicherten Stellen des Festlandes auf; des Nachts kehren sie gewöhnlich in das Nest zurück; später entfernen sie sich mehr und mehr von den Alten, und ehe sie noch flügge sind, haben sie sich bereits selbständig gemacht.

Obgleich das Fleisch des Bleßhuhnes noch schlechter schmeckt als das der Verwandten, wird es hier und da doch eifrig gejagt. „Wenn zu Ende September“, erzählt Naumann, „Tausende von diesen Vögeln sich auf großen, von Rohr und Schilf freien Teichen versammelt haben, verteilen sich eine Anzahl Schützen auf 12—20 Kähne und lassen diese in bester Ordnung langsam gegen die schwarze Schar rudern. Anfänglich flattert nur hin und wieder ein einzelnes Wasserhuhn ein Stück auf dem Wasserspiegel fort; bald aber, wenn sich der Schwarm in die Enge getrieben sieht, wird die Gesamtheit unruhig, die Bewegung allgemeiner; endlich erhebt sich alles zum Fliegen, und das diesem vorhergehende sich durchkreuzende Geplätscher gibt ein Getöse, das an das eines entfernten Wasserfalles erinnert. Da sie sich nicht entschließen können, über Land zu fliegen, ziehen sie einzeln über die Kähne weg, und was hierbei vom Jäger nicht herabgeschossen wird, fällt 300—400 Schritt von den Kähnen wieder auf der Mitte des Wasserspiegels ein. Es werden nun die erlegten aufgelesen und die Kähne zum neuen Jagdzuge geordnet, bis endlich die erschreckten Vögel hoch aufsteigen und sich entfernen. Für Schützen, die Freude an vielem Knallen und Töten haben, ist diese Jagd ein köstliches Vergnügen.“ Im Mansfelder See füllen die Fischer das Boot mit einem Haufen Steine, bewaffnen sich mit Knütteln und rudern nun langsam auf die Wasserhühner los, bis diese unruhig werden, verfolgen sie hierauf, ängstigen sie durch Steinwürfe, so oft sie auftauchen, zwingen sie dadurch zu beständigem Untertauchen und ermatten sie schließlich so, daß sie das Boot nahe an sich herankommen lassen und mit einem Knüttelschlage getötet werden können. In Italien stellt man ihnen Netze unter dem Wasser auf und fängt auf diese Weise Tausende, um sie auf den Markt zu bringen.

Für die Gefangenschaft eignet sich das Wasserhuhn bloß dann, wenn man ihm ein größeres Wasserbecken oder einen Teich anweisen kann. Auf solchem ist es sehr unterhaltend, weil es sich beständig etwas zu schaffen macht und seine fortwährende Regsamkeit, Kampflust, sein Mut größeren Vögeln gegenüber jedermann anzieht. Wenn man es gewähren läßt, entschließt es sich auch zur Fortpflanzung, und man hat dann das Vergnügen, das Jugendleben der niedlichen Küchlein mit aller Bequemlichkeit beobachten zu können.

*

Der kegelförmige, seitlich zusammengedrückte Schnabel mit Stirnschwiele und scharfer, fein gezähnelter Schneide, die großen Füße mit langen, an der Sohle breiten und belappten Zehen, die stumpfen, breiten Flügel, deren dritte Schwinge die längste, der kurze, zwölffederige Schwanz und das reiche, dichte Gefieder kennzeichnen das Teichhuhn oder Rotbleßchen (Gallinula chloropus, orientalis, galeata, parvifrons, minor, orientalis, ardesiaca und pyrrhohoa, Stagnicola chloropus, minor, parvifrons, brachyptera, meridionalis und septentrionalis, Fulica chloropus und albiventris, Crex galeata), das Urbild einer gleichnamigen Gattung (Gallinula), ein trotz seines einfachen Kleides höchst zierliches Geschöpf. Das Gefieder ist auf Mantel und Unterrücken dunkel ölbraun, im übrigen dunkel schiefergrau, in den Weichen weiß gefleckt und am Steiße rein

weiß. Das Auge hat um den Stern einen gelben, sodann einen schwarzgrauen und außerhalb einen roten Ring; der Schnabel ist an der Wurzel lackrot, an der Spitze gelb, der Fuß gelbgrün. Die Länge beträgt 31, die Breite 60, die Fittichlänge 20, die Schwanzlänge 6 cm.

Das Teichhühnchen, ein in allen Erdteilen heimischer, obwohl in ständigen Unterarten auftretender Vogel, ist in Europa, mit Ausnahme des hohen Nordens, überall gemein, in Deutschland Zugvogel, der zu Ende März erscheint und erst im Oktober wegzieht, wahrscheinlich in Paaren und wohl größtenteils zu Fuß wandert, zuweilen auch bei uns zu Lande überwintert. Im Frühjahre kommen gewöhnlich beide Gatten in einer Nacht auf ihrem Brutteiche an, ausnahmsweise beide bald nacheinander. Naumann, der ein Pärchen jahrelang von seinem Garten aus beobachten konnte, bemerkte manchmal das Männchen, manchmal das Weibchen zuerst. Einmal aber erschien das Weibchen allein, suchte vergeblich ein vorüberziehendes Männchen herbeizulocken und verschwand nach zweiwöchigem Harren und sehnsüchtigem Rufen wieder. Ein andermal kam das Männchen allein, lockte Tag und Nacht ohne Unterlaß, mischte oft so klägliche Töne unter sein Gelock, daß man es ohne Mitleid nicht anhören konnte, bis endlich in der fünften Nacht die ersehnte Gattin eintraf. Wenn das Paar von einem Teiche Besitz genommen hat, beachtet es den Ruf der in der Luft dahinziehenden Artgenossen nicht mehr; ist aber nur erst der eine Gatte da, so antwortet er dem oben fliegenden und ladet ihn durch ähnliche Töne ein, zu ihm herabzukommen.

Kleine Teiche, die am Rande mit Schilf oder Ried bewachsen, wenigstens durch Rohr und Gebüsch bedeckt und teilweise mit schwimmenden Wasserpflanzen überwuchert sind, bilden die bevorzugten Aufenthaltsorte des Teichhuhnes. Jedes Pärchen liebt es, einen Teich für sich allein zu besitzen, und nur auf größeren Wasserflächen siedeln sich mehrere Pärchen an, von welchen dann jedes sein Gebiet streng festhält. Liegen mehrere Teiche nebeneinander, so besuchen sich die rauflustigen Männchen gegenseitig, um einen Strauß auszufechten, werden aber stets wieder zurückgeschlagen, da sich jedesmal beide Gatten vereinigen, um den frechen Eindringling zu züchtigen.

„Erscheint", sagt Liebe, „der Schwan als Sinnbild stolzer Majestät, so ist das Teichhühnchen das anmutiger Beweglichkeit. Begabt wie kaum ein anderer Vogel, taucht das rotstirnige Hühnchen mit derselben Geschicklichkeit, mit welcher es im Rohre und Schilfe umherflattert. Am Tage schwimmt es leicht und zierlich, fast wie eine Möwe, mit dem kurzen Schwanze aufwärts wippend, zwischen den Blättern der Teichrosen und Froschkräuter dahin, bald rechts, bald links ein kleines unbekanntes Etwas erhaschend, taucht dazwischen einmal hinab und holt einen Bündel Horn- oder Tausendblatt vom Grunde herauf, um dann die Oberfläche nach Erbsenmuscheln und Wasserkerfen abzusuchen; abends und nachts steigt es gern im Rohre empor und weiß dies, indem es mit den langen Zehen drei oder vier Stengel zugleich erfaßt, so geschickt zu bewerkstelligen, daß man das verursachte Geräusch kaum zu vernehmen im stande ist. Zur Paarungszeit versteigt es sich gern in die Köpfe der Weiden, die den Weiher umgeben, und treibt sich hier stundenlang umher. Erschreckt, läuft es flatternd über die schwimmenden Blätter der Wasserpflanzen hinweg oder taucht unter und ist scheinbar vom Teiche verschwunden." Bei Gefahr rudert es mit Hilfe seiner Flügel eilig zwischen dem Grunde und der Oberfläche fort, kommt zum Atemholen einen Augenblick empor, streckt aber bloß den Schnabel hervor und rudert weiter. Der Flug ist matt, schwerfällig flatternd, nicht schnell, geht fast geradeaus, gewöhnlich tief auf dem Wasser hin; denn erst, wenn es eine gewisse Höhe erreicht hat, fliegt es leichter; Hals und Beine werden dabei gerade ausgestreckt.

„Eine besondere Geschicklichkeit", sagt mein Vater, „besitzt es, sich zu verbergen. Da, wo nur wenig Schilf ist, verkriecht es sich so gut, daß es unmöglich ist, es aufzufinden.

Es taucht dann mit dem Körper unter das Wasser und versteckt den Kopf zwischen dem Schilfe. Nähert sich ihm ein Hühnerhund, dann taucht es völlig unter und ist vor jeder Gefahr sicher. Einstmals jagten wir ein Teichhuhn, das plötzlich verschwand. Ich wußte die Stelle, wo es sich versteckt hatte, ganz genau, und als ich sorgfältig suchte, bemerkte ich es so gut unter das Ufer gedrückt, daß nur das Rot am Schnabel durchschimmerte. Ein anderes Mal schoß ich in einem mit nur wenigen Grasbüscheln besetzten Teiche, der kaum 12 Schritt im Durchmesser hielt, ein Teichhuhn an. Es verschwand auf den Schuß augenblicklich. Wir ließen von einem guten Jagdhunde den kleinen Teich zu wiederholten Malen absuchen, aber umsonst. Endlich entkleidete sich ein mich begleitender Jäger, durchforschte mit Händen und Füßen den kleinen und flachen Teich, konnte aber keine Spur vom Teichhuhne entdecken. Ein anderes, auf welches ich schoß, tauchte ebenfalls sofort unter und kam nicht wieder herauf. Ein Freund von mir holte eine Stange und störte mit ihr überall da, wo es unter das Wasser gefahren war, auf dem Grunde herum. Jetzt erschien es und wurde erlegt. Ein anderes, das ebenso verschwand, sahen wir nach langem Suchen auf dem Grunde des Wassers, wo es sich mit den Füßen unten am Grase festhielt. Wir ergriffen es mit der Hand." Auf einen seiner feinsten Kunstgriffe machte mich Liebe aufmerksam. „Nimmt man", so erzählte er mir, „den Zeitpunkt wahr, wenn Teichhühnchen im freien Wasser in der Nähe eines hohen Teichdammes sich aufhalten, beschleicht man sie, klettert man an dem Damme behutsam hinauf und springt man zuletzt plötzlich auf dessen Bekrönung, so tauchen die erschrockenen Teichhühnchen sofort unter und lassen sich nicht wieder erblicken. Sucht man jetzt die Oberfläche des Wassers sorgfältig mit dem Auge ab, so sieht man, und zwar oft in einer Entfernung von nur wenigen Schritten, das Blatt einer Teichlilie oder Seerose ein wenig gehoben und darunter das schwarze Auge des Teichhühnchens, das, ohne sich zu regen, den Blattstiel umfaßt hält und unter dem Schutze des Blattes eben nur einen Teil des Kopfes über den Wasserspiegel erhebt. Wiederholt man den Versuch öfter, dann kann man auch die leise Bewegung des Blattes sehen, an dessen Stiele das Hühnchen emporklettert und den Augenblick abwarten, in welchem es die Blattteile vorsichtig emporhebt." Ich habe Liebes Anleitung befolgt und dasselbe gesehen wie er. Die Stimmlaute unseres Hühnchens sind laut und kräftig. Der Lockruf klingt wie „terr terr", der Warnungsruf wie „kerr tett tett" oder, wenn er den Jungen gilt, leise wie „gurr gurr". Außerdem vernimmt man ein scharfes Krächzen oder ein starkes „Kürg", das Furcht auszudrücken scheint, und auf dem Zuge ein hell tönendes, weit schallendes „Keck keck".

Das Teichhühnchen ist schon am frühen Morgen wach und rege und geht erst spät zur Ruhe. Auf Teichen, die dem menschlichen Verkehre fern liegen, verbirgt es sich am Tage im Schilfe und kommt nur morgens und abends auf das offene Wasser heraus, fliegt auch bei Ankunft eines Menschen, so schnell es kann, seinem Versteckplatze zu; da hingegen, wo es sich an den Menschen gewöhnt hat und weiß, daß dieser es schützt, wird es ungemein kirre. Das Pärchen, das den Teich neben Naumanns Garten bewohnte, war so zahm wie Hausgeflügel, unterschied jedoch fremde Leute augenblicklich von seinen Bekannten und konnte auch von diesen nicht leiden, wenn es starr angesehen wurde. Selbst Kränkungen, die es erfahren mußte, vergaß es bald wieder. Einer oder der andere der Gatten wurde gefangen und wieder freigelassen, hatte aber doch die verdrießliche Störung nach einigen Tagen verziehen. Mit anderen Tieren verkehrte es nicht gern; fremde Hunde floh es ängstlich; aber auch Gänse und Enten waren ihm unangenehm. Enten werden oft fortgejagt und Gänse wenigstens angegriffen; kommen letztere aber öfters und in Mehrzahl, so müssen die Teichhühnchen, wie Naumann sagt, „mit verbissener Wut Frieden halten; aber ein solcher Zwang ist ihnen dann sehr unangenehm".

Im Frühjahre hat jedes Pärchen längere Kämpfe mit anderen zu bestehen, die sich erst einen Standort suchen müssen. Naht ein fremdes Teichhuhn, so fährt das Männchen mit aufgesträubten Flügeln, niedergedrücktem Kopfe, halb schwimmend, halb auf dem Wasser laufend, gegen den Eindringling los, hackt und kratzt mit Schnabel und Füßen, schlägt auch mit den Flügeln und ruft, wenn jener nicht weichen will, die Gattin zu Hilfe, bis der Gegner vertrieben ist. Solche Kämpfe werden auch dann noch ausgefochten, wenn bereits der Bau des Nestes in Angriff genommen wurde. Dieses steht gewöhnlich in einem Schilfbusche auf den niedergeknickten Blättern oder zwischen mehreren Büschen auf der Oberfläche des Wassers selbst, seltener auf einem trockeneren Hügelchen im Schilfe. Holzstückchen, Bretter, Entenhäuschen und dergleichen werden gern benutzt, vorausgesetzt, daß sie im Wasser schwimmen. Beide Gatten bauen gemeinschaftlich, zuweilen sorgfältig, gewöhnlich aber liederlich. Schilfblätter, trockene wie frische, werden übereinander geschichtet und oben korbartig ineinander geflochten. Die Mulde ist tief napfförmig. Sobald der Bau vollendet ist, beginnt das Weibchen zu legen. Die 7—11 Eier sind verhältnismäßig groß, etwa 47 mm lang, 29 mm dick, festschalig, feinkörnig, glatt, glanzlos und auf blaß rostgelbem Grunde mit vielen violettgrauen und aschblauen Punkten, zimt- und rotbraunen Pünktchen, Fleckchen und Klecksen bestreut. Beide Geschlechter brüten 20—21 Tage lang, das Männchen aber nur so lange, wie das Weibchen nach Nahrung sucht. Mein Vater erhielt ein Nest mit elf gepickten Eiern, in welchen man die Jungen schon piepen hörte, ließ aus Mitleid das Nest wieder an den Ort setzen, wo es gestanden hatte, und das alte Weibchen nahm die Eier, obgleich sie ihm 3 Stunden lang entzogen worden waren, doch sofort wieder an und brütete sie wirklich aus. Die ausgekrochenen Jungen bleiben ungefähr 24 Stunden im Neste, werden dann auf das Wasser geführt und vom Männchen freudig begrüßt.

„Eine Familie dieser Vögel", sagt mein Vater, „gewährt eine angenehme Unterhaltung. Die Jungen schwimmen neben und hinter den Alten her und geben genau Achtung, wenn diese ein Kerbtier oder einen Wurm für sie aufgefunden haben. Sie eilen dann herbei, um die Speise möglichst schnell in Empfang zu nehmen. Nach wenigen Tagen lernen sie ihre Nahrung selbst suchen und werden von den Eltern bloß noch geführt, gewarnt und geschützt. Auf den ersten Warnungsruf hin verbergen sie sich augenblicklich. Nach ein paar Wochen sind sie im stande, sich selbst zu ernähren. Dann beginnen die Alten Anstalt zur zweiten Brut zu machen." Ist auch diese glücklich entschlüpft, so wird das Schauspiel noch anziehender. „Wenn die Jungen der zweiten Brut auf dem Wasserspiegel erscheinen", schildert Naumann, „kommen die nun mehr als halbwüchsigen der ersten Brut herbei, zeigen sich freundlich und zuvorkommend gegen ihre jüngeren Geschwister und helfen den Alten, diese führen. Groß und klein, alt und jung ist sozusagen ein Herz und eine Seele. Die großen Jungen teilen mit ihren Eltern die Erziehung der jüngeren Geschwister, nehmen sich dieser Kleinen mit Liebe und Sorgfalt an, suchen ihnen Nahrungsmittel und bringen sie ihnen im Schnabel oder legen sie ihnen vor, ganz so, wie es die Alten ihnen früher thaten und jetzt wieder den Neugeborenen thun. Ein unvergleichlich anmutiges Bild gibt eine solche Doppelfamilie, wenn sie sich furchtlos auf einem kleinen Wasserspiegel ausgebreitet hat und in voller Thätigkeit ist. Jedes der erwachsenen Jungen ist eifrig bemüht, einem seiner kleinen Geschwister das, was es als Nahrungsmittel aufgefunden, darzureichen, weshalb diese Kleinen bald einem von jenen, bald einem der Eltern nachschwimmen und mit verlangendem Piepen ihre Eßlust andeuten, gleich zufrieden, wer sie zuerst stillt. Da gewöhnlich die Anzahl der Jungen zweiter Brut kleiner ist als die von der ersten, auch noch die Eltern bei der Pflege der Kinder keineswegs müßig sind, so kommen nicht selten zwei von den Jungen erster Brut auf eins von der zweiten, dessen

Führer sie nun abgeben. Dieses schwimmt dann gewöhnlich in ihrer Mitte und wird wechselseitig von beiden geliebkost und gefüttert. Auch bei vorkommenden Gefahren warnen die großen recht altklugerweise die kleinen Jungen, wie es ihnen sonst die Alten thaten."

Obgleich das Teichhühnchen seine Nahrung mehr dem Tier- als dem Pflanzenreiche entnimmt und hauptsächlich Käfer, Libellen, Eintagsfliegen, Wasserwanzen und andere Kerbtiere, Wasserschnecken und dergleichen verzehrt, läßt es sich doch leicht in Gefangenschaft halten und an einfaches Ersatzfutter gewöhnen. Es ergibt sich bald in sein Schicksal, befreundet sich mit seinem Pfleger und wird fast ebenso zahm wie ein Purpurhuhn. Wir haben mehrere gehalten, die unter Hühnern unseres Gehöftes umherliefen, zuweilen in die Zimmer kamen, auf den Ruf hörten, kurz, sich ganz wie Hausgeflügel betrugen. Eins blieb während des ganzen Winters in unserem Gehöfte, besuchte von hier aus die benachbarten Teiche, erwarb sich endlich eine Gefährtin und siedelte sich mit dieser in dem ihm am meisten zusagenden Teiche an, um zu brüten.

In Deutschland jagt man das Teichhühnchen nicht, weil seine anmutige Erscheinung jedermann für sich einnimmt und sein Fleisch so moorig schmeckt, daß es verwöhnten Gaumen nicht zusagt; in Südeuropa dagegen kennt man auch ihm gegenüber keine Schonung.

*

Sehr große Stirnschwielen kennzeichnen die Sultanshühner (Porphyrio), deren in Europa lebendes Mitglied von den alten Römern und Griechen in der Nähe der Tempel unterhalten und gleichsam unter den Schutz der Götter gestellt wurde. Die Arten dieser Gattung sind zumeist mittelgroße, kräftig gebaute Vögel mit starkem, hartem, dickem, sehr hohem, fast kopflangem Schnabel und ausgedehnter Stirnschwiele, langen, starken Füßen mit großen, ganz getrennten Zehen, mäßig langen Flügeln, unter deren Schwingen die vierte die längste, kurzem, aber für die Familie langem Schwanze und glatt anliegendem, durch prachtvolle Färbung ausgezeichnetem Gefieder.

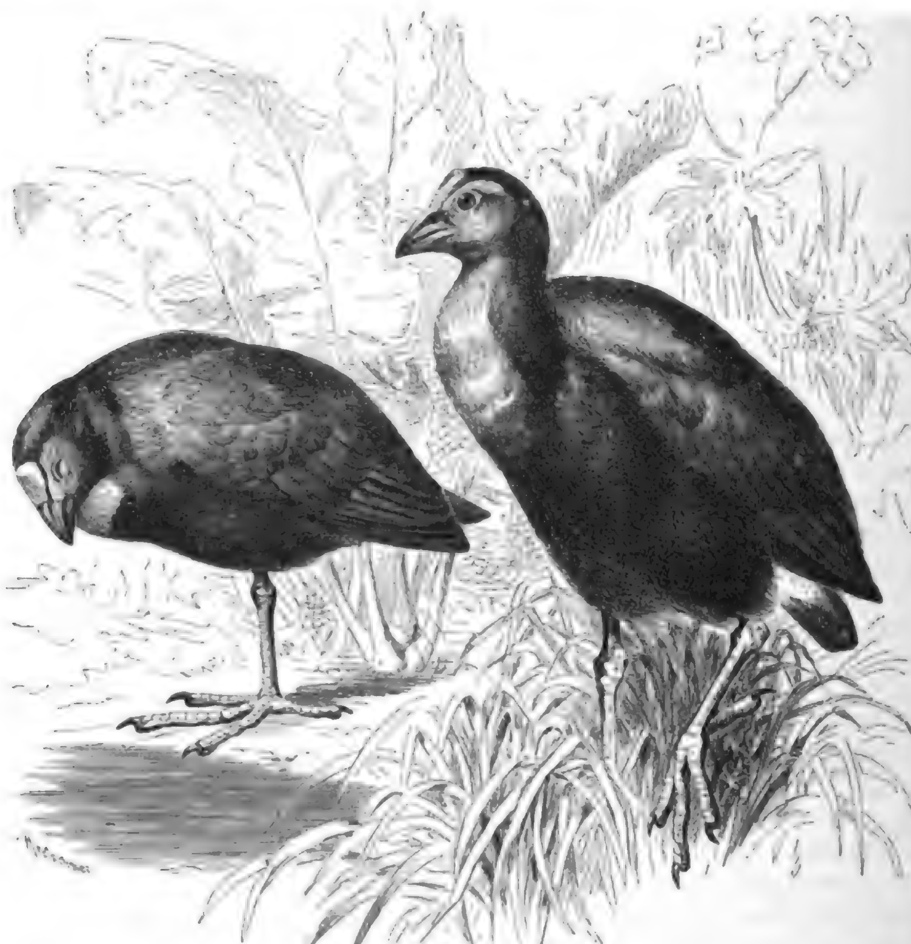
Das Purpurhuhn (Porphyrio hyacinthinus, veterum, antiquorum und caesius, Fulica coerulea) ist im Gesichte und am Vorderhalse schön türkisblau, auf Hinterhaupt, Nacken, Unterleib und Schenkeln dunkel indigoblau, auf der Unterbrust, dem Rücken, den Deckfedern der Flügel und den Schwingen ebenso, aber lebhafter gefärbt, in der Steißgegend weiß. Das Auge ist blaßrot, ein schmaler Ring darum gelb, der Schnabel nebst der Stirnplatte lebhaft rot, der Fuß rotgelb. Junge Vögel sind oben graublau und unten weiß gescheckt. Die Länge beträgt 47, die Breite 83, die Fittichlänge 24, die Schwanzlänge 10 cm.

Das Purpurhuhn lebt in sumpfigen und wasserreichen Gegenden Italiens, Spaniens, Portugals, Südrußlands, Nordwestafrikas und Palästinas, verfliegt sich nicht selten nach Norditalien und Südfrankreich, ist auch schon wiederholt in Großbritannien und einmal, im Jahre 1788, bei Melchingen im Sigmaringischen erlegt worden. Strenge Winter verbringt es in Südspanien und Nordwestafrika; bei milder Witterung verweilt es jahraus jahrein in seinem Brutgebiete.

In Ostafrika vertritt es das gleich große Sultanshuhn, Dickme der Araber (Porphyrio smaragdonotus, chloronotus, erythropus, aegyptiacus und madagascariensis, Fulica und Gallinula porphyrio). Sein Gefieder ist auf dem Hinterhalse und Vorderflügel indigoblau, auf dem Vorderhalse türkisblau, auf der Brust indigoblau, welche Färbung nach und nach ins Schieferschwarze des Bauches übergeht; der Mantel dagegen hat dunkelgrüne Färbung. Das Auge ist gelblichbraun, der Schnabel blutrot, der Fuß ziegelrot.

Im Gegensatze zu der erstgenannten Art wandert die Dickme regelmäßig. An den unterägyptischen Seen erscheint sie Anfang April, brütet und verläßt die Heimat wieder, um den Winter in Mittel-, West- und Südafrika zu verbringen. Angeblich hat sich diese Art auch nach Europa, und zwar nach Sardinien und Südfrankreich, verflogen.

Ebenso darf das in Mittel-, West-, Ost- und Südafrika heimische, auch schon in Marokko vorkommende Zwergpurpurhuhn (Porphyrio alleni und minutus, Gallinula alleni



Purpurhuhn (Porphyrio hyacinthinus). ¼ natürl. Größe.

und mutabilis, Hydrornia porphyrio) einer Aufzählung der Europa besuchenden Vögel nicht fehlen, da ein Junges, laut Bolle, im Jahre 1857 bei Lucca, ein anderes, nach uns gegebener Versicherung Guiraos, einige Jahre früher an der Albufera bei Valencia erbeutet wurde. Kopf, Kinn, Schenkel und Steißgegend sind schwarz, Mantel, Schultern und Flügeldecken bräunlich-ölgrün, Bürzel und Oberschwanzdecken dunkel olivenfarben, Hals, Brust und Bauch dunkel kobaltblau, die Schwingen olivenbraunschwarz, grünlich gerandet, die mittleren Schwanzfedern bräunlich-olivengrün, die übrigen schwärzlichen ebenso gerandet, die Unterschwanzdecken weiß. Das Auge ist ziegelrot, der Schnabel korallenrot, die

Stirnplatte braungrün, der Fuß dunkel rosenrot. Junge Vögel sind oberseits bräunlich, auf dem Oberflügel grün, hier wie dort durch gelbbraune Federränder gezeichnet, unterseits bräunlichgelb, an der Kehle heller, in der Weichengegend kobaltblau, auf dem Bürzel schwärzlich. Die Länge beträgt 26, die Fittichlänge 14, die Schwanzlänge 6 cm.

Alle Sultanshühner bewohnen vorzugsweise Sümpfe, in deren Nähe Getreidefelder liegen, oft auch die Reisfelder selbst, die ja beständig überschwemmt gehalten werden und deshalb wahre Sümpfe sind. In ihrem Betragen erinnern sie am meisten an unser Teichhühnchen, tragen sich aber stolzer und schreiten würdevoller dahin. Ihr Gang ist abgemessen, jedoch zierlich. Ein Bein wird bedachtsam vor das andere gesetzt, beim Aufheben der Fuß zusammengelegt, beim Niedersetzen aber wieder so ausgebreitet, daß die Zehen eine verhältnismäßig bedeutende Fläche einnehmen, jeder Schritt außerdem mit einem Wippen des Schwanzes begleitet. Übrigens ist das Sultanshuhn ebenso wie das Teichhühnchen fähig, halb flatternd, halb laufend über eine schwankende Decke von schwimmenden Pflanzen wegzurennen. Das Schwimmen versteht es sehr gut, geht nicht bloß gezwungen, sondern, wie das Teichhühnchen, oft und gern ins Wasser, liegt leicht auf den Wellen und rudert mit anmutigem Neigen des Hauptes dahin. Im Fluge zeichnet es sich bloß durch seine Schönheit, nicht aber durch die Leichtigkeit der Bewegung vor den Verwandten aus. Es erhebt sich ungern in die Luft, flattert unbehilflich eine Strecke fort und fällt dann rasch wieder auf den Boden, am liebsten in hohes Schilf, Ried oder Getreide, um sich hier zu verbergen. Seine langen, roten Beine, die es, wenn es fliegt, herabhängen läßt, zieren es übrigens sehr und kennzeichnen es von weitem. Die Stimme erinnert an das Gackern oder Glucksen der Hühner, aber auch an die unseres Teichhühnchens, nur daß sie stärker und tiefer klingt. Über die geistigen Fähigkeiten lautet das Urteil der Beobachter verschieden. Eigentlich scheu kann man die Purpurhühner nicht nennen; vorsichtig aber sind sie doch, und Verfolgung macht sie bald ungemein ängstlich. Temminck erzählt, einen Bericht Cantraines wiedergebend, daß das Purpurhuhn, wenn es sich bedroht sieht, seinen Kopf in den Sumpf stecke und sich dann geborgen wähne: alle übrigen Forscher wissen hierüber nichts, und auch die Araber, denen dieses Betragen gewiß aufgefallen sein würde, haben mir etwas Ähnliches nicht mitgeteilt. Auf meine Beobachtungen gestützt, kann ich nur sagen, daß die Dickme auch in ihrem Wesen dem Teichhühnchen ähnelt, wie dieses paarweise zusammenhält, Gesellschaft mit anderen ihrer Art aber meidet und deshalb sich stets ein bestimmtes Gebiet abgrenzt, innerhalb dessen sie kein anderes Pärchen duldet. Das Purpurhuhn wird sich wohl auch nicht anders betragen.

Zeitweilig fressen die Sultanshühner nur Pflanzenstoffe, und zwar frisch aufsprossendes Getreide oder Grashalme überhaupt, Blätter und verschiedene Sämereien, vorzugsweise Reis; während der Brutzeit aber schleichen sie beständig im Sumpfe umher, suchen Nester auf, plündern diese, begnügen sich keineswegs mit den Bruten schwächerer Vögel, sondern rauben selbst die Gelege stärkerer, werden also dadurch sehr schädlich. In allen Sümpfen, welche Purpurhühner beherbergen, findet man beim Nachsuchen Massen von zerbrochenen Eierschalen, und an gefangenen Sultanshühnern beobachtet man sehr häufig Raubgelüste der verschiedensten Art. Wie die Raubvögel lauern sie auf Sperlinge, die von ihrem Futternapfe naschen wollen, und wie eine Katze vor den Löchern der Mäuse. Ein einziger Hieb des kräftigen Schnabels genügt, dem Opfer den Garaus zu machen; dann wird es mit einem Beine gepackt, festgehalten, zerrissen und die Bissen mit dem Fuße zum Munde gebracht. Fische verzehren sie mit Begierde.

Vor der Brutzeit halten sich die Purpurhühner am liebsten in Reisfeldern auf, während der Nistzeit selbst siedeln sie sich, wo sie können, im Röhricht oder Schilficht an. Das

Nest steht ziemlich verborgen, in der Regel auf dem Wasserspiegel selbst, ist von dürren Gras- und Reisstengeln, Schilf und Rohrblättern errichtet, etwas liederlich zusammengebaut, dem unseres Wasserhuhnes entfernt ähnlich, und enthält im Mai 3—5 Eier. Letztere sind durchschnittlich 55 mm lang, 38 mm dick, haben eine schöne, längliche Eigestalt, glatte, aber wenig glänzende Schale und tragen auf dunkel silbergrauem, fleischfarbigem oder rotgrauem Grunde violettgräuliche Unter- und rotbraune, sehr einzeln stehende Oberflecken. Die Jungen entschlüpfen in einem schwarzblauen Daunenkleide, lernen bald schwimmen und untertauchen, werden von beiden Eltern geführt, mit warmer Zärtlichkeit überwacht und bei Gefahr gewarnt. An Sultanshühnern, die ich pflegte, beobachtete ich, daß beide Geschlechter bauen, abwechselnd brüten und gemeinschaftlich die Jungen führen. Doch hütet das Männchen nur so lange das Nest, wie das Weibchen bedarf, um sich zu sättigen, hält dafür aber, während dieses brütet, treue Wacht und greift jeden gefiederten Ankömmling, am heftigsten seinesgleichen an. Nach einer 28 Tage währenden Bebrütung entschlüpfen die Jungen, bedürfen jedoch noch mehrtägiger Pflege im Neste, bevor sie es verlassen können, und werden bis dahin von der Mutter gehudert und sorgfältig mit den Stoffen geatzt, die das Männchen für sie und die Gattin herbeibringt. Später nimmt auch der Vater an der Atzung teil, faßt, wie er es der Mutter abgesehen, ein Bröcklein Nahrung so behutsam mit der Schnabelspitze, daß es an dieser nur zu kleben scheint, beugt sich nach unten und hält den Jungen so lange den Bissen vor, bis diese sich entschließen, ihn vom Schnabel abzupicken. Erst am achten Tage ihres Lebens verlassen die Küchlein das Nest, beginnen, holperig trippelnd, umherzulaufen, lernen nach und nach gehen, endlich laufen, lassen sich nun entweder von der Mutter allein, oder teils von dieser, teils vom Vater führen, entschließen sich aber erst sehr spät, selbst Futterstoffe aufzunehmen. Ihr bis auf den lebhaft rostroten Flügelrand und einige zimtrote Stellen auf dem Kopfe kohlschwarzes Daunenkleid lichtet sich zuerst auf dem Bauche und wird dann allmählich durch das Jugendkleid ersetzt, das auf der Oberseite dem Alterskleide ähnelt, auf der Unterseite aber bräunlich fahlgrau aussieht und ohne Federwechsel sich zum Alterskleide ausfärbt. Gleichzeitig werden auch der hellblaue Schnabel samt Kopfplatte und die schwarzblauen Füße allgemach rot. Im Dezember tritt die erste Mauser ein, und nach ihr sind die Jungen von den Alten nicht mehr zu unterscheiden.

Alle Sultanshühner lassen sich leicht zähmen, gewöhnen sich bald an allerlei Futter, an die Hausgenossen, leben friedlich mit den Hühnern, vorausgesetzt, daß diese erwachsen sind, treiben sich, wenn man ihnen größere Freiheit gibt, in Hof und Garten oder auf der Straße umher, kommen in die Zimmer, betteln bei Tische und werden dann wirklich zu einer wahren Zierde des Gehöftes, dauern auch lange Jahre aus und schreiten bei geeigneter Pflege leicht zur Fortpflanzung.

Von den Wasserhühnern unterscheiden sich die Sumpfrallen (Rallinae) durch längeren Lauf und höhere Einlenkung der Hinterzehe.

*

Die zierlichen Sumpfhühnchen (Ortygometra) kennzeichnet hauptsächlich der kurze, seitlich zusammengedrückte Schnabel und die lange Hinterzehe.

Unter den drei europäischen Arten ist das Tüpfelsumpfhühnchen, auch Grashuhn, Mathühnchen, Heckenschnarre, Eggascher, Winkernel, Matkern, Maknetzel,

Makosch genannt (Ortygometra porzana, arabica und maruetta, Gallinula porzana, maculata, punctata und leucothorax, Porzana maruetta, Octogometra, Maruetta, Rallus, Crex und Zapornia porzana), das größte. Seine Länge beträgt 21, die Breite 40, die Fittichlänge 12, die Schwanzlänge 6 cm. Stirn und Vorderscheitel, Kehle, Kropf und Oberbrust sind schieferblaugrau, letztere Teile sanft olivenbraungrau abschattiert und weiß getüpfelt, die Zügel auf weißem Grunde bräunlichweiß, aschfarben gepunktet und ober= wie unterseits durch einen schmalen weißen und schwarzen Saum begrenzt, die Federn des Oberkopfes und Nackens olivenbraun, breit schwarz geschaftet und weiß gefleckt, Mantel und Schultern dunkel olivenbraun, durch breite schwarze Schaftflecken und sehr viele weiße, eckige, halbmondförmige, oft schwarz gesäumte oder umsäumte Tüpfel, Flecken und Strichelchen gezeichnet, Unterrücken und Bürzel schwarz, ölbraun gefleckt und spärlich weiß bespritzt, die Weichenfedern mit breiten olivenbraunen, schwarz schattierten und schmäleren wellenförmig zackigen Querbinden geziert, Brust= und Bauchmitte weiß, Steiß= und Unterschwanzdeckfedern dunkel rostgelb, die Schwingen und Schwanzfedern, mit Ausnahme der ersten, außen weiß gesäumten Handschwinge, dunkel olivenbraun, die Unterflügeldeckfedern schwarz und weiß gebändert. Das Auge ist dunkel rotbraun, der Schnabel an der Wurzel orangerot, im übrigen bis gegen die schmutzig gelbliche Spitze zitrongelb, der Fuß gelblichgrün. Das etwas kleinere Weibchen ist matter gefärbt als das Männchen; das Herbstkleid unterscheidet sich vom Frühlingskleide dadurch, daß Olivenbraun vorherrscht und die weißen Tüpfel minder schön sind; das Jugendkleid ist durch stärkere weiße Tüpfelung ausgezeichnet, das Nestkleid schwarz.

Ganz Europa, Mittel= und Nordasien bilden das Brutgebiet, Südeuropa, Nord= und Mittelafrika sowie Südasien die Winterherberge unseres Sumpfhühnchens. In den wasserreichen Ebenen Norddeutschlands ist es in allen Sümpfen und auf allen nassen Wiesen häufig; im Hügellande tritt es seltener, im Gebirge nur an sehr wenigen geeigneten Stellen auf. Es erscheint nicht vor der Mitte, meist erst in den letzten Tagen des April am Brutplatze und beginnt schon Ende August wieder südwärts zu wandern, reist ebenfalls des Nachts, soviel wie möglich zu Fuße, und wird bei dieser Gelegenheit auch in Gegenden bemerkt, wo es während der Brutzeit gänzlich fehlt. Seinen Sommerstand nimmt es am liebsten auf nassen, mit vielen Gräben durchzogenen und mit Seggengras bestandenen Wiesen, kaum minder gern im eigentlichen Sumpfe oder Bruche, niemals aber an freien Wasserflächen.

Im Schutze der bergenden Gräser führt es sein verstecktes Leben. Am Tage regt es sich wenig; gegen Abend ermuntert es sich, und während der ganzen Nacht ist es in voller Thätigkeit. Ist man im stande, es zu belauschen, so sieht man, daß es sich im wesentlichen ganz nach Art des Wiesenknarrers bewegt, sich wie dieser im Stehen hält, wie dieser geht, läuft, watet und fliegt, bei Gefahr mit dem Schwanze wippt rc. Nur in einer Beziehung scheint es den Verwandten bei weitem zu übertreffen: es schwimmt und taucht ausgezeichnet, ebenso gern wie anhaltend, das Schwänzchen gestelzt, bei jedem Ruderstoße mit dem Kopfe nickend, erscheint daher gerade in dieser Beziehung höchst anmutig. Sein Lockton ist ein zwar hell tönender, aber mehr quietschender als pfeifender Laut, der Ausdruck der Zärtlichkeit, der beiden Geschlechtern eigen zu sein scheint, ein kurzes „Uit“, dem Geräusche, das ein fallender Tropfen in einem gefüllten Gefäße hervorbringt, vergleichbar, der Angstruf ein quakendes Geschrei. Im Vertrauen auf seine unvergleichliche Fertigkeit, sich zu verbergen, ist es durchaus nicht scheu, läßt den nahenden Hund oder Menschen im Gegenteile oft so dicht an sich herankommen, daß dieser wie jener es ergreifen kann, wird auch durch Verfolgungen kaum gewitzigt, beweist aber durch leichte Zähmbarkeit und innige Anhänglichkeit dem Pfleger gegenüber, daß es lernt und demnach als bildungsfähig bezeichnet werden muß. Um andere harmlose Vögel bekümmert es sich, dem Anschein nach, nicht, dürfte jedoch

angesichts eines Nestes kleiner Sumpfvögel die Raubgelüste seiner Familie schwerlich verleugnen; denn seine Nahrung ist im wesentlichen genau dieselbe, die der Wiesenknarrer genießt.

Das Nest, ein loses, grobes Geflecht aus Schilf- und Seggenblättern oder Binsen, Grashalmen und anderen feineren Stoffen, welche die innere Auskleidung bilden, steht regelmäßig an wenig zugänglichen, oft rings vom Wasser umgebenen, in keiner Weise dem Blicke auffallenden Stellen des Brutgebietes, auf und zwischen Seggenblättern oder Halmen, und wird im Laufe der Zeit durch beständiges Nieder- und Gegeneinanderbeugen der umstehenden Halme vom Weibchen absichtlich noch besser verborgen, so daß selbst das scharfe Auge des Weihen den unter der grünen Kuppellaube brütenden Vogel nicht zu sehen vermag. Zu Ende des Mai oder in den ersten Tagen des Juni pflegt das aus 9—12 Eiern bestehende Gelege vollzählig zu sein. Die Eier, deren Längsdurchmesser etwa 33 und deren Querdurchmesser 24 mm beträgt, sind länglich eiförmig, glattschalig, feinkörnig, glänzend und auf licht rostgelbem Grunde mit vielen feinen, dunkleren Pünktchen, violettgrauen Unter- und, zumal am stumpfen Ende, scharf umrandeten, großen rotbraunen Oberflecken gezeichnet. Das Männchen scheint am Brutgeschäfte wenig Anteil zu nehmen, sich auch um die Jungen nicht zu kümmern und alle Sorgen der Mutter zu überlassen. Nach dreiwöchiger, hingebender Bebrütung zeitigt diese die Küchlein, die im schwarzwolligen Daunenkleide dem Eie entschlüpfen und unmittelbar nach dem Abtrocknen mit ihr davonlaufen, vom ersten Tage ihres Lebens an gleich den Eltern sich benehmen, gewandt wie Mäuse durch das Gras huschen, ohne Bedenken ins Wasser gehen, schwimmen und tauchen, bei Gefahr sich aber so geschickt verbergen und drücken, daß nur die unfehlbare Nase eines Raubsäugetieres sie aufzufinden vermag. Noch ehe sie ausgefiedert sind, vereinzeln sie sich, verlassen die Mutter und nehmen auf eigne Gefahr den Kampf um das Dasein auf.

Viele Feinde stellen dem wehrlosen Vogel, noch mehr den Eiern nach, so daß seine bedeutende Vermehrung eben ausreicht, die Verluste zu decken. Erlegt wird er selten und meist nur zufällig gelegentlich der Heerschnepfenjagd gefangen, zum Bedauern aller Liebhaber, welche ihn pflegten oder doch kennen, noch seltener.

Noch niedlicher und anmutiger als das Tümpelsumpfhühnchen sind seine beiden unter sich im wesentlichen übereinstimmenden Verwandten, das **Bruchhühnchen** und das **Zwergsumpfhühnchen**. Ersteres (*Ortygometra parva*) wird auch **Meerhühnchen** und **Sumpfschnerz** genannt. Seine Länge beträgt etwa 20, die Breite 32, die Fittichlänge 11, die Schwanzlänge 5 cm. Oberkopf, Nacken, Mantel und Flügel sind auf olivenbraunem Grunde mit mehr oder minder deutlich hervortretenden tiefschwarzen Schaftflecken und einzelnen rundlichen weißen Fleckchen gezeichnet, Gesicht und ganze Unterseite aschgraublau, die Weichen- und Unterschwanzdeckfedern aber dunkel aschgrau, durch breite weiße Querbinden gezeichnet, die Schwingen schwärzlichbraun, olivenbraun gekantet, die Unterflügeldeckfedern schwarzgrau, die Schwanzfedern schwarz, ölbraun gesäumt. Das Auge ist brennend rot, der Schnabel an der Wurzel hochrot, in der Mitte grün, an der Spitze gelb, der Fuß lebhaft grün. Beim Weibchen ist die Oberseite, mit Ausnahme der schwarzen, weiß gefleckten Rückenmitte, olivenbraungrau, die Kehle weiß, die Brust rostgelblichgrau. Die Jungen sind auf der hellbraunen Oberseite mit weißen Längsflecken, auf den braunen Bauchseiten mit weißen Querbändern gezeichnet, Vorderhals und Oberbrust aber gräulichweiß.

Das der eben beschriebenen Art sehr ähnliche **Zwergsumpfhühnchen** oder **Zwergrohrhühnchen** (*Ortygometra pusilla*) unterscheidet sich vom Bruchhühnchen, abgesehen von seiner geringen Größe, dadurch, daß im Frühjahre beide Geschlechter annähernd dasselbe Kleid tragen, bei beiden mindestens Kehle, Vorderhals und Brust gleich, und zwar

graublau gefärbt, die Federn der Oberteile des Männchens auf schwarzem Grunde nicht allein breit ölbraun gesäumt, sondern auch dicht mit feinen weißen Spitzflecken, Schmitzen, Punkten und Kritzeln, die Seitenfedern der Unterseite, Bauch- und Unterschwanzdeckfedern endlich auf mattschwarzem Grunde mit 2—3 weißen Querbinden gezeichnet sind. Der Schnabel ist grün, der Fuß blaßrot. Die Länge beträgt etwa 19, die Breite 30, die Fittichlänge über 8, die Schwanzlänge 5 cm.

Zur Zeit läßt sich weder das Brutgebiet noch der gesamte Verbreitungskreis beider in Sein und Wesen, Sitten und Gewohnheiten so nahe verwandten Sumpfhühnchen mit einiger Sicherheit umgrenzen. Beide leben so versteckt, daß sie wahrscheinlich weiter verbreitet sind und innerhalb der uns bekannten Grenzen viel häufiger auftreten, als wir glauben. Das Bruchhühnchen bewohnt von Südskandinavien an ganz Europa, ebenso Mittelasien, vom Ural an bis Sind, und besucht auf dem Zuge andere Länder, in welchen es nicht brütet. In Deutschland ist es unzweifelhaft häufiger, als wir annehmen, in Schlesien wie in den Rheinlanden, in Schleswig-Holstein wie in Bayern heimisch, mit einem Worte überall beobachtet worden, wo ein Vogelkundiger geeignete Brutorte genau durchforschte. Das Zwergsumpfhühnchen, das sich von Großbritannien aus südlich über alle Länder Mittel- und Südeuropas, ebenso über Mittelasien vom Ural bis China verbreitet und Südasien wie Afrika bis zum Kaplande durchzieht, scheint in Deutschland seltener aufzutreten als der Verwandte, ist jedoch ebenfalls im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen, an den Grenzen wie im Herzen unseres Vaterlandes beobachtet worden. Beide Arten erscheinen, einzeln und des Nachts wandernd, bei uns zu Lande erst im Mai, gewöhnlich nicht vor der Mitte des Monats, beziehen ruhige, wasserreiche Brüche oder ungestörte, mit Schilf umsäumte und mit Seggengras umgebene, an Wasserrosen reiche Seen, auch wohl tote Flußarme, Sümpfe und Sumpfwiesen, leben still und versteckt, zeigen sich bei Tage seltener als in den Abend- und Nachtstunden, lassen sich auch schwer auftreiben, treten endlich bereits im August, spätestens im September, ihre Winterreise an und entziehen sich so der Beobachtung mehr als jede andere Art ihrer Familie.

Alle Beobachter, welche so glücklich waren, die eine oder andere Art im Freien zu belauschen, sind des Lobes voll. Ebenso, wie beide das Tüpfelsumpfhühnchen an Schönheit übertreffen, überbieten sie es auch an Anmut, so ähnlich sonst auch alle ihre Bewegungen, alle Sitten und Gewohnheiten dem Gebaren jenes sind. Sie laufen, schwimmen und tauchen ebenso hurtig und behende, fliegen ebenso schlecht, matt, niedrig und kurz, flatternd und mit herabhängenden Beinen, wissen sich ebenso gewandt zu verbergen wie das Tüpfelhühnchen, zeigen sich aber doch öfter als dieses frei, zuweilen in förmlich herausfordernder Weise. Namentlich gilt dies vom Bruchhühnchen, das in Naumann und Kutter treffliche Beobachter gefunden hat. „Zuweilen“, sagt der Altmeister, „kommt das harmlose Geschöpf, wenn es Menschen nahe am oder auf dem Wasser laut verkehren hört, aus seinem Verstecke hervor, stellt sich, gewöhnlich auf der Wasserseite, auf schwimmende Seerosenblätter oder ein anderes schwimmendes Inselchen keck ins Freie und begrüßt jene mit gellender Stimme.“ Auch Kutter hebt die geringe Scheu oder auffallende Zuversicht dieser Art bei Schilderung seiner Beobachtungen eines von ihm belauschten Pärchens hervor. „Bald“, sagt er, „lief das Weibchen in geduckter Stellung pfeilschnell auf den Seerosenblättern und der den Wasserspiegel überziehenden dünnen Pflanzendecke dahin, hier und da ein Wasserkerbtier erhaschend, bald schwamm es mit zierlichem Kopfnicken hurtig zwischen den Blättern einher. Auch das Männchen sah ich häufig, und beide kamen bei ihren Jagden und Spielen so in meine unmittelbare Nähe, daß sie mich gewahren mußten; aber stören ließen sie sich nicht. Nur eine plötzliche Bewegung von mir war geeignet, sie sofort zu erschrecken: blitzschnell tauchten sie

in das schützende Element und waren dann für längere Zeit unsichtbar." Die Stimme beider Arten ist hoch und gellend, mehr quiekend als pfeifend, die der einen Art der der anderen so ähnlich, daß sich kaum Unterschiede angeben lassen; den Lockton bezeichnet Naumann als ein hellpfeifendes „Küihk", den herausfordernden Laut, angesichts herannahender Menschen, als ein kurzes, oft wiederholtes, rasch aufeinander folgendes, dem Lockrufe des Mittelspechtes gleichendes „Kik kik kik" 2c.

Allerlei im oder am Wasser lebende Kerbtiere oder deren Larven, z. B. Lauf- und Rohrkäfer, Hafte, Fliegen, Mücken und Spinnwanzen, kleine Heuschrecken, auch Spinnen und Schnecken bilden die Nahrung beider Sumpfhühnchen. Zarte Pflanzenteile scheinen sie zufällig mit zu verschlucken, Sämereien nur im Notfalle zu genießen. Gefangene, die ich pflegte, in jeder Beziehung reizende Geschöpfe, gewöhnten sich bald an ein reichlich mit Ameisenpuppen und Mehlwürmern gewürztes Mischfutter.

Ende Mai oder Anfang Juni schreiten beide Arten zur Fortpflanzung. Zum Standorte ihres Nestes wählen sie einen dichten Erlen-, Weiden- oder Seggenbusch im Wasser selbst oder doch in dessen unmittelbarer Nähe, am liebsten einen rings umflossenen, knicken einige Seggenstengel übereinander oder benutzen einen passenden Strauchzweig und errichten auf dieser unsicheren Unterlage ihren aus zerschlissenen trockenen Schilfblättern bestehenden, sorgfältig verflochtenen, napfförmigen Bau. Das Gelege zählt beim Bruchhühnchen 8—10, beim Zwergsumpfhühnchen 7—8 glattschalige und feinkörnige, aber glanzlose Eier, die bei ersterem einen Längsdurchmesser von 32, bei letzterem einen solchen von 26, bei jenem einen Querdurchmesser von 22, bei diesem von 20 mm haben, bei jenem auf schwachem und trübem, braun- oder lehmgelbem Grunde mit vielen gelbgrauen und gelblichbraunen Punkten bestreut, bei diesem auf graugelblichem Grunde mit aschgrauen Unter- und rotbraunen Oberflecken gezeichnet sind. Die Weibchen brüten sehr eifrig und führen die Jungen, sobald diese abgetrocknet, vom Neste aus in den Sumpf oder Bruch, unter Umständen weit vom Neste weg. Das schwarzwollige Daunenkleid der Küchlein geht binnen 3 Wochen in das Jugendkleid über, und damit ist für das kleine Volk der Zeitpunkt gekommen, die Mutter zu verlassen.

Dieselben Feinde, die das Tüpfelsumpfhuhn bedrohen, gefährden auch dessen zwerghafte Verwandten; die Eier namentlich werden von Wasserratten oft gefressen, auch die Jungen oder brütenden und führenden Weibchen, die, jenen zu Liebe, bei Gefahr sich preisgeben, von laufendem oder fliegendem Raubzeuge weggefangen.

*

An schönen Maiabenden vernimmt man von Wiesen und Feldern her einen sonderbar schnarrenden Laut, der klingt, als ob man mit einem Hölzchen über die Zähne eines Kammes streicht. Dieser Laut ertönt mit wenigen Unterbrechungen bis tief in die Nacht hinein und vom frühesten Morgen an bis nach Aufgang der Sonne, selten von einer Stelle, vielmehr bald von hierher, bald von dorther, obschon innerhalb eines gewissen Gebietes. Der Vogel, der das Knarren hervorbringt, ist der Wiesenknarrer, auch Wiesenschnarcher, Wiesenschnärper, Knarrer, Schnarker, Schnerper, Schnarrichen, Schnarper, Schnarf, Schnärz, Schrecke, Schryk, Arpschnarr, Grössel, Kreßler, Grasrutscher, Grasrätscher, Heckenschär, Feldwächter, Wachtelkönig genannt (Crex pratensis, herbarum und alticeps, Rallus, Gallinula und Ortygometra crex), Vertreter der Wiesenrallen (Crex). Ihn kennzeichnen der hohe, seitlich stark zusammengedrückte Leib, der mittellange Hals und ziemlich große Kopf, der kurze, starke, hochrückige, zusammengedrückte Schnabel, der mittellange, fast bis auf die Ferse befiederte Fuß, die muldenförmigen Flügel, in welchen die zweite Schwinge die längste ist, der kurze, schwache, im Deckgefieder

fast verborgene Schwanz und das glatte, jedoch nicht besonders dichte Gefieder. Dieses ist oberseits auf schwarzbraunem Grunde ölgrau gefleckt, weil die einzelnen Federn breite Säume tragen, unterseits an Kehle und Vorderhals aschgrau, seitlich braungrau, mit braunroten Querflecken, auf den Flügeln braunrot, durch kleine, gelblichweiße Flecken geziert. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel rötlich-braungrau, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 29, die Breite 47, die Fittichlänge 14, die Schwanzlänge 2 cm. Beim Weibchen ist die Färbung minder lebhaft.

Der Wiesenknarrer verbreitet sich über Nordeuropa und einen großen Teil Mittelasiens. Südeuropa berührt er regelmäßig auf dem Zuge, scheint jedoch daselbst nur ausnahmsweise zu brüten, kommt selbst während seines Zuges nur einzeln in diesem Lande vor. Zu meiner nicht geringen Überraschung traf ich ihn einmal in den Urwaldungen Mittelafrikas zwischen dem 13. und 11. Grade nördlicher Breite. Das Volk glaubt, daß er die Wachteln beherrsche oder führe; auch die griechischen Jäger versichern mit Bestimmtheit, daß jedem Wachtelfluge ein Wachtelkönig vorstehe. Wie das Volk zu diesem Glauben gekommen ist, bleibt fraglich, da der Vogel in seinem Wesen nichts mit den Wachteln gemein hat, ja nicht einmal genau zu derselben Zeit wie diese wandert. Er erscheint bei uns im Mai und beginnt seine Rückwanderung Ende August, nachdem er die Mauser vollendet hat, kommt jedoch einzeln noch Mitte Oktober vor. Seinen Weg legt er des Nachts zurück, und wahrscheinlich durchmißt er den größeren Teil laufend.

Hinsichtlich seines Aufenthaltes richtet sich der Wiesenknarrer nach den Umständen. Er bewohnt fruchtbare Gegenden, insbesondere Ebenen, ohne jedoch das Hügelland zu meiden, bezieht am liebsten Wiesen, die von Getreidefeldern umgeben werden oder in deren Nähe liegen, liebt aber ebensowenig sehr feuchte wie sehr trockene Lagen und scheint oft lange suchen zu müssen, ehe er die rechte Örtlichkeit findet. Nach der Mahd begibt er sich in das Getreide und bei der Ernte von diesem in das Gebüsch, thut dies jedoch nicht eher, als bis die Sense ihn dazu zwingt.

Auch er ist mehr Nacht- als Tagvogel, schweigt wenigstens in den heißen Stunden gänzlich und läßt sich, mit Ausnahme der Mitternachtsstunden, die ganze Nacht hindurch hören. Aber er verbirgt sich bei Tage wie bei Nacht. „Um recht versteckt sein zu können", sagt mein Vater, „macht er sich im tieferen Grase besondere Gänge, in welchen er mit der größten Leichtigkeit, und ohne daß sich nur ein Grashalm rührt, hin und her läuft. Daraus läßt sich auch erklären, daß man ihn bald da und, kurz darauf, bald dort schreien hört, sein vielfaches Umherlaufen auch nicht an den Bewegungen des Grases bemerken kann. Schmale Gräben, die durch die Wiesen gezogen sind, benutzt er ebenfalls zu solchen Gängen. In ihnen ist er, da sie oben durch überhängendes Gras völlig geschlossen sind, vor den Nachstellungen der Raubvögel und vieler Raubtiere gesichert. Beim Laufen, das mit ungeheurer Geschwindigkeit von statten geht, drückt er den Kopf nieder, zieht den Hals ein, hält den Leib wagerecht und nickt bei jedem Schritte mit dem Kopfe. Wegen seines ungewöhnlich schmalen Körpers ist es ihm auch da, wo er keine Gänge hat, möglich, im dichten Grase und Getreide schnell umherzulaufen, da er sich überall leicht durchdrängen kann. Er fliegt schnell, geradeaus, mit schlaff herunterhängenden Beinen niedrig über dem Boden weg und nur kurze Strecken durchmessend, ist aber sehr schwer zum Auffliegen zu bringen. Sehr wohl weiß er, daß er unter dem dichten Grase weit sicherer als in der freien Luft ist, und deswegen bringt ihn gewöhnlich auch nur der Hühnerhund zum Auffliegen. Vor dem Menschen sucht er sich fast immer zu retten. Eine besondere Geschicklichkeit hat er, sich zu verbergen; er verkriecht sich nicht nur unter dem Grase, im Getreide und Gebüsche, sondern sogar unter den Schwaden und Gelegen und wird gewöhnlich erst bemerkt, wenn er davoneilt." Vor dem Hunde hält er oft so lange aus, daß es ersterem nicht selten gelingt,

ihn beim Auffliegen wegzuschnappen, und wenn er sich wirklich erhebt, flattert er mehr, als er fliegt, wie ein junger Vogel, der seine Flugwerkzeuge zum ersten Male versucht, fällt auch sobald wie möglich wieder auf den Boden herab.

So schmuck und nett er aussieht, so unfreundlich ist sein Wesen anderen seiner Art oder schwächeren Tieren gegenüber. Auch er gehört zu den Raubvögeln und ist wahrscheinlich einer der schlimmsten Nestplünderer. Schon Naumann beobachtete an gefangenen Wachtelkönigen Bissigkeit und Herrschsucht, erfuhr auch, daß sie kleine Sänger oder finkenartige Vögel hackten oder selbst totbissen und dann das Gehirn verzehrten, fand selbst getötete Mäuse, die sie beim Futternapfe ergriffen hatten. Graf Wodzicki hatte Gelegenheit, diese Raubsucht in ausgedehnterem Maße kennen zu lernen. In einem Gesellschaftsbauer lebten viele kleine Vögel froh und in Eintracht, bis ein Wiesenknarrer zu ihnen gesetzt wurde. Von dieser Zeit an fand man täglich getötete und teilweise verzehrte Vögel, und zwar nicht nur von den kleineren Singvögeln, sondern zuweilen auch solche bis zur Größe einer Drossel. Es wurden Eisen und Fallen gestellt, auch alle Öffnungen zugemacht; aber nichts konnte die Vögel schützen, weil niemand auf den Gedanken kam, daß der Feind eben der Wiesenknarrer war. Ein glücklicher Zufall lehrte, daß der Mörder sich in dem Gesellschaftsbauer selbst befand: man vergaß nämlich einmal, den Vögeln Wasser zu geben. „Als wir nach Hause kamen, fanden wir die armen Geschöpfe traurig und mit aufgesträubtem Gefieder sitzen, ließen daher gleich das Trinkgefäß füllen und belustigten uns darüber, wie zuerst die größeren, dann die kleineren ihren Durst stillten. Der Wiesenknarrer war der erste; als er sich satt getrunken hatte, lief er zunächst fröhlich umher mit aufgehobenem Schwanze und heruntergelassenen Schwingen; dann wurde sein Schritt langsamer, er beugte den Körper hernieder, schlich in dieser Stellung sacht an das Trinkgefäß und hieb mit dem Schnabel nach einem Rotkehlchen. Als der Vogel umfiel, ergriff er ihn mit den langen Zehen und verzehrte vor unseren Augen seine, wie es schien, alltägliche Beute. Wir ließen den Räuber noch einige Tage in dem Gesellschaftsbauer, um uns zu überzeugen, wie viele Vögel er täglich zu seiner Nahrung brauche, und fanden am anderen Morgen wieder Federn auf dem Boden." Dies brachte Graf Wodzicki auf den Gedanken, daß der Wiesenknarrer wohl der Zerstörer der vielen Erdnisterbruten auf nassen Wiesen oder im Sumpfe, deren ausgetrunkene Eier man häufig findet, sein müsse. Zwei Wiesenknarrer, die in einem Gesellschaftskäfige des Frankfurter zoologischen Gartens leben, sind dagegen, nach Haacke, friedfertige Vögel.

Abgesehen von solchen Übergriffen, empfiehlt sich der Wiesenknarrer sehr für die Gefangenschaft. Er ist einer der drolligsten und unterhaltendsten Vögel, die man halten kann. „Anfangs", sagt mein Vater, der ihn vortrefflich beschrieben hat, „läuft er ungemein schnell hin und her und ist sehr ungestüm; nach kurzer Zeit aber wird er zahm, und dann nimmt er die sonderbarsten Stellungen an. Bald steht er aufgerichtet wie ein Mensch, mit weit vorstehendem Schienbeine und ganz ausgezogenem Halse: dabei drückt er die Federn so an, daß er ganz schlank aussieht; bald geht er geduckt und macht einen großen Katzenbuckel. Ich hatte einen mit einem Teichhuhne zusammen in einem Behälter. Er hielt dieses in gehöriger Achtung, sträubte, wenn es auf ihn zukam, die Federn und fuhr mit dem Schnabel so nach ihm, daß es in Furcht geriet und die Flucht ergriff. Nun ging er stolz hin und her und schien sich seines Sieges zu freuen. Den Hals zog er unaufhörlich aus und ein und brachte dadurch eine ungewöhnliche Abwechselung in seinen Stellungen hervor. Gewöhnlich läuft er in der Stube umher und nickt dabei mit dem Kopfe, trägt aber den Schwanz wagerecht. Oft verkriecht er sich in einen Winkel und fährt, wenn er sich entdeckt oder nahe bedroht sieht, plötzlich heraus. Außerordentlich groß ist seine Furcht vor Katzen und Hunden. Bei Annäherung einer Katze fliegt er gerade in die Höhe; da aber die Richtung

seines Fluges, zumal im Zimmer, nicht in seiner Gewalt steht, so kann er sich nicht auf den hohen, gegen die Katzen sichernden Ofen setzen, sondern fällt geradezu in einem Winkel wieder nieder. Abends ist er ungewöhnlich unruhig, fliegt an die Fenster und scheint sich in dem spärlichen Lichte gütlich zu thun. Die Wärme liebt er sehr; während des Winters ist er oft hinter dem Ofen, und sowie die Sonne dann in die Stube scheint, stellt er sich mit hängenden Federn hin und läßt sich ihre Strahlen behagen. Wasser zum Baden und Trinken ist ihm Bedürfnis; doch muß es frisch sein: einige Stunden abgestandenes verachtet er gänzlich. Er trinkt, indem er jedesmal einen Schnabel voll Wasser nimmt und dieses verschluckt, als wäre es ein fester Körper. Beim Baden taucht er den Unterkörper in das Wasser, bespritzt mit dem Schnabel den Oberkörper, stellt sich dann in die Sonne und schüttelt die Federn. Er ist so zahm, daß er einige Male in den Hof gelaufen und von freien Stücken zurückgekehrt ist, daß er nicht nur das ihm vorgeworfene Futter auffrißt, sondern sich sogar, wenn die Leute in der Gesindestube essen, dem Dienstmädchen auf den Schoß setzt und seinen Anteil an der Mahlzeit verlangt. Auf dem Tische läuft er sehr oft herum. Er frißt alles, was ihm vorgeworfen wird und von ihm verschluckt werden kann, namentlich allerhand Sämereien, Hanf, Rübsen, Gras- und andere Samen, Hirse, Reis und dergleichen, außerdem Brotkrumen, in Wasser oder Milch geweichte Semmel, gekochte Nudeln, Reis- und Hirsenkörner und ähnliche Dinge. Gekochtes oder gebratenes klein geschnittenes Fleisch, hart gesottene Eier, Klümpchen Fett, Regenwürmer, Larven und Maden der Fleischfliegen, Käferchen, alle Arten Fliegen 2c. liebt er besonders. Das Futter liest er lieber vom trockenen Boden als aus dem Wasser auf, woraus man deutlich sieht, daß er mehr auf trockenen als auf nassen Stellen seine Nahrung zu suchen beliebt. Sind die Brocken so groß, daß er sie nicht verschlucken kann, dann zerstückelt er sie durch Hacken mit dem Schnabel, was schnell von statten geht. Er frißt in kleinen Zwischenräumen während des ganzen Tages und nicht wenig. In der letzten Hälfte des März mauserte er sich und zwar so schnell, daß er fast alle Federn auf einmal erneuerte und in 3 Wochen den ganzen Federwechsel überstanden hatte: als er in der Mauser war, sah er wie gerupft aus; dennoch befand er sich dabei wohl."

Sofort nach seiner Ankunft denkt der Wiesenknarrer an die Fortpflanzung, und deshalb eben läßt er sein „Errp errp errp" oder „Knerrp knerrp" fast ununterbrochen vernehmen. Durch ein zärtliches „Kjü kjo kjä" kost er mit seinem Weibchen, das die Liebeswerbung in ähnlicher Weise erwidert. Überschreitet ein anderes Männchen die Grenzen seines Gebietes, so wird es sofort unter häßlichem Geschrei angegriffen und wieder zurückgescheucht. Mit dem Baue des Nestes beginnt das Pärchen, wenn das Gras eine bedeutende Höhe erreicht hat, in manchen Jahren also nicht vor Ende Juni. Es erwählt einen trockenen Ort inmitten seines Gebietes und kleidet hier eine ausgescharrte Vertiefung kunstlos mit trockenen Grashalmen, Grasblättern, Moos und feinen Wurzeln aus. Die Anzahl der Eier schwankt in den meisten Fällen zwischen 7 und 9, kann jedoch bis auf 12 steigen. Sie sind verhältnismäßig groß, 37 mm lang, 26 mm dick, schön eigestaltig, festschalig, aber feinkörnig, glatt, glänzend und auf gelblichem oder grünlichweißem Grunde mit feinen, lehm- und bleichroten, rotbraunen und aschblauen Flecken spärlicher oder dichter überstreut. Das Weibchen brütet 3 Wochen so eifrig, daß es sich unter Umständen mit der Hand vom Neste wegnehmen läßt, nicht einmal vor der Sense die Flucht ergreift und oft ein Opfer seiner Treue wird. Die schwarzwolligen Jungen laufen bald davon, werden von der Mutter zusammengehalten, antworten piepend auf deren Ruf, versammeln sich oft unter ihren Flügeln, stieben bei Überraschung auseinander, huschen wie Mäuse über den Boden dahin und haben sich im Nu so geschickt verkrochen, daß es recht schwer hält, sie aufzufinden. Wenn sie etwas herangewachsen sind, suchen sie auch rennend zu entkommen und zeigen dann im Laufen ebensoviel Geschicklichkeit wie vorher im Verstecken.

In Deutschland erlegt man den Wiesenknarrer zufällig mit; in Spanien und Griechenland wird er häufiger geschossen und regelmäßig auf den Markt gebracht, weil man sein Fleisch zu dem schmackhaftesten Wildbret zählt.

*

Die Wasserralle oder Tauschnarre, auch Asch-, Sand- und Riedhuhn genannt (Rallus aquaticus, sericeus, indicus, germanicus, minor und fuscilateralis, Scolopax obscura, Aramus aquaticus), Vertreterin der Schilfrallen (Rallus), kennzeichnet sich durch mehr als kopflangen, geraden oder sanft gebogenen, seitlich zusammengedrückten Schnabel, ziemlich hohen Fuß, gewölbte, kurze, stumpfe Flügel mit weichen Schwingen, unter welchen die dritte und vierte die längsten sind, unter den Deckfedern verborgenen, sehr kurzen, schmalen, aus zwölf schwachen, gewölbten, spitz zugerundeten Federn bestehenden Schwanz und sehr reiches, wasserdichtes Gefieder. Der Oberkörper des alten Männchens erscheint auf gelbem Grunde schwarz gefleckt, weil alle Federn ölbraune Ränder zeigen; die Kopfseiten und der Unterkörper sind aschblaugrau, in den Weichen schwarz und weiß gebändert, Bauch und Steiß rostgraugelb, die Schwingen matt braunschwarz, olivenbraun gerändert, die Steuerfedern schwarz, ölbraun gesäumt. Das Auge ist schmutzig hellrot, der Schnabel auf dem Firste braungrau, am Kieferrande wie der Unterschnabel mennigrot, der Fuß bräunlichgrün. Die Länge beträgt 29, die Breite 39, die Fittichlänge 12, die Schwanzlänge 6 cm. Das Weibchen ist kleiner, dem Männchen aber ähnlich gefärbt und gezeichnet. Die ausgefiederten Jungen sind auf der Unterseite rostgelblichgrau, durch schwarzgraue und schwarzbraune Spitzenflecken geziert.

Nord- und Mitteleuropa sowie Mittelasien, nach Osten bis zum Amur hin, sind das Heimatgebiet der Wasserralle; Südeuropa und Nordafrika, ebenso auch Indien, besucht sie auf ihrer Wanderung, gehört aber schon in Ägypten zu den seltenen Wintervögeln. Ihr Zug fällt in den Oktober und in den März; doch begegnet man ihr mitten im Winter, um dieselbe Zeit, in welcher sie in Südeuropa häufig ist, einzeln auch noch in Deutschland. Auffallend ist, daß sie trotz ihres sehr schlechten Fluges regelmäßig auch auf einzelnen Inseln des Nordens, beispielsweise auf den Faröer und auf Island, erscheint, oder von hier aus gar nicht wegwandert, sondern, oft recht kümmerlich, während des Winters ihr Leben an den heißen Quellen zu fristen sucht. Ihre Wanderung legt sie jedenfalls größtenteils zu Fuße zurück, dem Laufe der Flüsse folgend.

Die Aufenthaltsorte der Ralle sind, wie Naumann sagt, „unfreundliche Sümpfe, die der Mensch nur ungern betritt, die nassen Wildnisse, wo Wasser und Morast unter dichten Pflanzen versteckt und diese mit Gebüsch vermischt sind, oft in der Nähe von Waldungen gelegene oder selbst von diesen umschlossene schilf- und binsenreiche Gewässer, Erlenbrüche und solche Weidengebüsche, welche mit vielem Schilfe und hohen Gräsern abwechseln, viel Morast und Wasser haben oder von Schilf- oder Wassergräben durchschnitten werden“. Auf dem Zuge wählt sie sich allerlei passende Örtlichkeiten, die sie verbergen, läßt sich in Waldungen nieder, verkriecht sich in Hecken, Ställen 2c.

Sie ist mehr Nacht- als Tagvogel und in der Dämmerung am muntersten. Den Tag verlebt sie im stillen, teilweise wohl schlafend. In ihrem Betragen ähnelt sie den kleinen Sumpf- oder Rohrhühnern sehr, trägt sich auch, den Rumpf meist wagerecht, den Hals eingezogen, den Schwanz hängend, so wie diese. Erblickt sie etwas Auffallendes, so reckt sie den Hals etwas empor, legt die Flügelspitze über den Bürzel und wippt wiederholt mit dem Schwanze. Beim Umherschleichen biegt sie Hals und Kopf herab, so daß die ganze Gestalt sich erniedrigt; die Schritte werden größer, folgen schneller, und wenn sie in vollen Lauf gerät, ist sie in wenigen Augenblicken dem Beobachter entschwunden und hat sich auf weithin

entfernt. „So zierlich und behende sie einherschreitet", schildert Naumann, „so schnell und leicht sie über alles hinwegrennt, was ihr nicht erlaubt, darunter wegzukriechen, wie über flüssigen Schlamm, über schwimmende Blätter und Stengel, über aufliegende, dichte Zweige, so behende schlüpft sie auch durch die engen Zwischenräume und Gäßchen, welche die Halme und Stengel der dicht stehenden Sumpfpflanzen bilden. Hierbei kommt ihr der schmale Körper so außerordentlich zu statten, daß sie sogar in dichten Schilfgräsern fast nie anstößt und die Richtung ihres Laufes niemals durch die Bewegung der Halme und dergleichen zu erkennen gibt. Wer sie in solchen Lagen zufällig überrascht, wird eher der Meinung sein, eine Ratte dahinlaufen und ebenso schnell verschwinden gesehen zu haben als einen Vogel. Ist man zufällig und ohne Geräusch an den Aufenthaltsort gekommen, und verhält man sich auf längere Zeit ganz ruhig, so kann man zuweilen das Vergnügen haben, ihrem stillen, geschäftigen Treiben in der Nähe zuzuschauen. Es sind uns selbst Fälle bekannt, daß der harmlose Vogel wenige Schritte von den Füßen des stillstehenden und sitzenden Lauschers ohne Scheu seinem Geschäfte nachging, als wenn er diesen gar nicht sähe oder für ein lebloses Geschöpf hielt. Dann zeigt sich die Ralle auch in den lieblichsten Stellungen und Bewegungen, zumal wenn sie endlich anfängt, Verdacht zu schöpfen, sich schlanker macht, lebhaft mit dem Schwanze wippt und sich anschickt, sich in das Verborgene zurückzuziehen. Sie schwimmt mit Leichtigkeit und Anmut, auch ohne Zwang, geht deshalb den tieferen Stellen des Sumpfes, auf welchen ihre Beine den Grund nicht mehr erreichen, nicht aus dem Wege, vermeidet aber stets, über etwas große, freie Flächen zu schwimmen. Wird sie dabei überrascht, so flieht sie schnell, halb fliegend, halb laufend, über die Wasserfläche hin, dem nächsten Dickicht zu. Heftig verfolgt und in höchster Not, sucht sie auf tieferem Wasser sich auch wohl durch Untertauchen zu retten."

Ihr Flug ist schlecht, anstrengend, erfordert starke Schwingenschläge, geschieht niedrig und nie weit in einem Zuge. Sie streckt dabei die Flügel weit von sich und bewegt sie in kurzen, zappelnden Schlägen, so daß es aussieht, als ob eine Fledermaus dahinflöge. Während des Sommers nimmt sie übrigens nur, wenn ihr Gefahr droht, zu den Schwingen ihre Zuflucht; dann aber kann es geschehen, daß sie sich unsinnigerweise mitten im freien Felde oder sogar auf Bäumen niederläßt. Die gewöhnliche Lockstimme, die man abends am häufigsten vernimmt, ist ein scharfer Pfiff, der, wie mein Vater sagt, klingt, als ob jemand eine Rute schnell durch die Luft schwinge, also durch die Silbe „wuitt" ausgedrückt werden kann. Im Fluge, namentlich während der Wanderung, vernimmt man ein hohes, schneidendes, aber angenehm klingendes „Kriel" oder „Kriep". Sie gehört nicht zu den geistig begabten Arten ihrer Familie, obwohl man immerhin noch einen gewissen Grad von Verstand bei ihr bemerkt. Naumann sagt, daß sie bei dem unwiderstehlichen Hange, sich den Augen ihres Verfolgers, namentlich des Menschen, zu entziehen, viel List und Verschlagenheit zeige, ihr das immerwährende Versteckenspielen zur anderen Natur geworden sei, und sie, darauf fest vertrauend, des Menschen, der sich still verhält, gar nicht achte; andere Beobachter bemerken, daß sie, sobald etwas Ungewöhnliches über sie kommt, jederzeit die Besinnung verliere und sich wirkliche Thorheiten zu schulden kommen lasse. „Ein Bekannter von mir", erzählt mein Vater, „traf jagend in einer kleinen Schilfstrecke eine Wasserralle an, die durch Laufen zu entkommen suchte. Er schoß nach ihr, fehlte sie aber gänzlich. Jetzt flog sie auf und fiel nicht weit davon auf einem Acker nieder. Der Jäger ging ihr nach, eilte auf sie zu, holte sie ein und ergriff sie ohne Umstände mit der Hand. Ich stopfte sie später aus und fand nicht die geringste Verletzung an ihr. Drei andere meiner Sammlung sind ebenfalls mit der Hand ergriffen worden. Die Wasserralle, die immer versteckt lebt und durch das Schilf geborgen ist, scheint wirklich, wenn sie auf einem freien Platze durch einen Menschen überrascht wird, von einem wahren

Entsetzen ergriffen zu werden und so die Fassung zu verlieren, daß sie vergißt, das Fliegen zu versuchen. Sie könnte sich gewöhnlich vor den sie verfolgenden Menschen retten; aber in der Ungewißheit, was sie beginnen soll, geht sie zu Grunde." Mit ihresgleichen verkehrt sie wenig, scheint vielmehr zu den ungeselligsten Vögeln zu gehören; denn sie vereinigt sich auch nicht einmal auf dem Zuge mit anderen ihrer Art.

Gefangene Rallen gewöhnen sich bald an den Verlust ihrer Freiheit und an den Käfig. Anfänglich suchen sie sich freilich beständig zu verstecken; nach kurzer Zeit aber werden sie zutraulich und zuletzt so zahm, daß sie ihrem Pfleger Futter aus der Hand nehmen, sich sogar streicheln lassen. Ein Arzt in Saalfeld hatte eine Ralle so gezähmt, daß sie ihm im Hause nachlief wie ein Hund, auf seine Gebärden achtete und im Winter mit ihm das Bett teilte, d. h. wirklich unter die Bettdecke kroch, um hier sich zu wärmen. Das muntere Wesen, die mannigfaltigen Stellungen und solche Zutraulichkeit gewinnen ihr jeden Liebhaber zum Freunde.

In der Freiheit nährt sich die Ralle hauptsächlich von Kerbtieren, deren Larven, Würmern und Weichtieren, später auch von Samen, insbesondere Gras- und Schilfsämereien. Wahrscheinlich verschmäht sie ein Vogelei ebensowenig wie ihre nächsten Verwandten.

Das Nest, ein loses Geflecht aus trockenen Schilfblättern, Binsen und Grashalmen von tief napfförmiger Gestalt, steht im dichten Grase oder Schilfe sehr verborgen und wird selten entdeckt, obgleich die Alten seinen Standort durch ihre Abendmusik anzeigen. Gewöhnlich findet man es am Rande eines Wassergrabens, bald unter Weidengesträuch, bald auch in weniger dichten Schilfgräsern, sehr selten in etwas kurzem Grase. Das Gelege zählt 6—10, zuweilen noch mehr, schön gestaltete, fest- und glattschalige, feinkörnige Eier, die etwa 35 mm lang, 25 mm dick, auf blaßgelbem oder grünlichem Grunde ziemlich spärlich mit violetten und aschgrauen Unter- und rötlichen oder zimtbraunen Oberflecken gezeichnet sind. Die Jungen tragen ein schwarzes Daunenkleid, verlassen sofort nach dem Ausschlüpfen das Nest und laufen wie Mäuse durch das Pflanzengestrüpp, schwimmen im Notfalle auch recht gut. Ihre Mutter hält sie durch einen sanften Lockton zusammen, bis sie erwachsen sind.

In Südamerika, West-, Ost- und Südafrika leben kleine, sonderbare Vögel, über deren Stellung die Forscher noch heutigestags sich nicht geeinigt haben, deren innerer Leibesbau aber namentlich durch die Anlage des Knochengerüstes die innigste Verwandtschaft mit den Rallen beweist. Sie, die **Binsenhühner** oder Saumfüße (**Heliornithidae**), eine nur fünf Arten zählende Familie bildend, sind klein, schlank gebaut und starkleibig; der kopflange Schnabel ist dünn und niedrig, hinten auf dem Oberfirste abgerundet, ohne Stirnschwiele; die Beine sind sehr kurz, bis zu den Fersen befiedert, die Zehen länger als der Lauf und sämtlich mit breit gelappten Hautfalten besetzt, die zwischen den Vorderzehen zu einer kurzen Schwimmhaut sich verbinden; nur die kleine Hinterzehe trägt keine Haut; im Flügel sind die zweite und dritte Schwinge die längsten; der kräftige und starke Schwanz wird aus 18 Federn gebildet, die sich sanft abrunden.

Beim **Taucherhühnchen** oder der **Picapare** der Brasilier (**Heliornis fulica**, fulicarius und surinamensis, Plotus und Podoa surinamensis) sind Kopf und Oberhals schwarz, der Rücken, die Flügel und der Schwanz braun, ein Augenbrauenstreifen, die Kehle und der Vorderhals weiß, Brust und Bauch gelblichweiß. Das Auge ist braun, der Schnabel

blaß horngelb, im Alter rot, auf dem Firste vom Grunde an gebräunt, gegen die Spitze hin schwarz gefleckt, der Fuß gelbrötlich, der Lauf auf der Innen- und Hinterseite schwarz, jede Zehe auf jedem Gelenke schwarz gebändert. Die Länge beträgt 31, die Breite 82, die Fittichlänge 14, die Schwanzlänge 8 cm.

Über die Lebensweise berichtet ziemlich ausführlich der Prinz von Wied. „Die Picapare“, sagt er, „lebt in Brasilien und Paraguay, geht, laut Azara, bis zum 25. Grade südlicher Breite hinauf und ist daher über einen großen Teil von Südamerika verbreitet. Sie ist auf allen Flüssen des östlichen Brasilien nicht selten und hält sich daselbst im dunkeln Schatten der die Ufer bedeckenden Gebüsche und Wasserpflanzen auf. Wo Ruhe und Einsamkeit herrscht, da wird man sie gewiß finden. Oft sitzt sie auf einem dünnen Aste im Wasser und macht Bücklinge. Sie nährt sich von Wasserinsekten und Sämereien, nach welchen sie auch mit dem Vorderteile des Körpers untertaucht; doch thut sie dies nicht oft. Ihre Stimme besteht aus einigen lauten, geradehin ausgehaltenen Kehltönen, die in der Ferne wie das Bellen eines kleinen Hündchens klingen.

„Seine beiden Jungen bringt dieser Vogel in der heißen Zeit aus. Sie sind anfänglich nackt und verbergen sich unter den Flügeln der Eltern, wo sie sich mit dem Schnabel festhalten. Ich schoß einst im Dezember einen solchen männlichen Vogel, welcher unter dem Flügel ein eben ausgekommenes, noch völlig nacktes Junges trug. Sind die Jungen schon etwas stärker, so sieht man sie beide auf dem Rücken der Mutter sitzen und selbst mit ihr untertauchen. Bemerkt dieser Vogel Gefahr, und kommt man ihm zu nahe, so fliegt er auch auf, wenn er keine Jungen bei sich hat, und fällt gewöhnlich bald im Schatten der dichten Gebüsche des Flußufers wieder ein; wird er noch mehr eingeengt, so verbirgt er sich in dem dichten Gesträuche des Ufers, geht auch gewöhnlich schnell auf das Land, um sich bis nach Vorübergang der Gefahr zu verbergen. Tauchen sieht man ihn nur im Notfalle, besonders wenn er angeschossen ist; alsdann kann er lange unter Wasser bleiben, erreicht indessen in der Tauchfertigkeit bei weitem nicht die Schlangenhalsvögel und Steißfüße. Ich habe diese Vögel selbst in Flüssen im Inneren der Urwälder gefunden.“

Prinz Lucien Bonaparte und Gray sehen in einer Familie höchst zierlicher und in vieler Hinsicht auffälliger Vögel nahe Verwandte der Rebhühner und Wachteln; andere Naturforscher sind geneigt, sie mit den südamerikanischen Steißhühnern zu vereinigen; Gould, der viele von ihnen beobachtete, meint, daß sie in ihrer äußeren Erscheinung allerdings an Wachteln und Rebhühner erinnern, daß aber eine wirkliche Ähnlichkeit zwischen beiden Gruppen doch nicht stattfinde, ebensowenig wie er zwischen ihnen und den Steißhühnern irgend welche Verwandtschaft entdecken könne, daß unsere Hühnchen vielmehr gewissermaßen als Übergangsglieder von den Hühnervögeln zu den Regenpfeifern und Strandläufern anzusehen wären. Fürbringer, dem wir folgen, vereinigt sie mit der nur aus einer madagassischen Art bestehenden Familie der Stelzenrallen (Mesitidae) zur Rallenvogelsippschaft der Laufhuhnartigen (Turnices).

Die Laufhühner (Turnicidae) kennzeichnen sich durch geringe Größe, gestreckten Leib, mittellangen, dünnen, geraden, zusammengedrückten, auf dem Firste erhabenen, gegen das Ende leicht gebogenen Schnabel, dessen Nasenlöcher seitlich liegen und zum Teil durch einen kleinen, nackten Hautschild bedeckt werden, langläufige, schwache Füße mit drei, ausnahmsweise auch vier Zehen, mittellange, abgerundete Flügel, in welchen entweder die erste Schwinge alle übrigen überragt oder die drei ersten unter sich ziemlich gleich lang

sind, und kurzen, aus 10—12 schwachen Federn bestehenden und zwischen den Deckfedern fast gänzlich verdeckten Schwanz.

Unsere Hühnchen, von welchen man etwa 24 Arten unterschieden hat, verbreiten sich über alle Teile der Osthälfte der Erde, fehlen aber der Westhälfte gänzlich. Australien scheint die Hauptherberge der Familie zu sein: hier finden sich mehr Arten als in den übrigen Erdteilen zusammengenommen; hier bewohnen sie, laut Gould, nicht allein alle Teile des Festlandes, welche man bis jetzt entdeckt hat, sondern dehnen ihre Verbreitung über die Inseln aus, die der Küste oder selbst Tasmanien nahe liegen. Einzelne Arten kommen im Osten und Westen des Festlandes vor, während andere sehr beschränkte Gebiete bewohnen. Hier, wie überall, wählen sie Ebenen und steinige, dicht mit Gestrüpp und Gräsern bewachsene Thalwände und Gehänge zu ihrem Aufenthalte; ihre Lebensweise ist aber eine so verborgene, daß man sie außer der Brutzeit nur gelegentlich wahrnimmt, falls man nicht darauf ausgeht, sie zu jagen. In ihren Bewegungen, in ihrem Wesen und in ihren Sitten unterscheiden sie sich beträchtlich von den Wachteln und kommen eher mit den Strandläufern oder Regenpfeifern überein. So lange wie irgend möglich suchen sie sich in ihren Graswäldern zu verstecken; werden sie aufgescheucht, so erheben sie sich, dicht vor den Füßen des Störenfriedes auffliegend, nur in geringe Höhe, streichen in dieser gerade und pfeilschnell auf ungefähr 100 m weit dahin und werfen sich plötzlich wieder zum Boden hinab.

Um die Fortpflanzungszeit werden sie lebendiger, lassen sich jedoch auch jetzt nur hören, nicht sehen. Die Paarungslust erregt beide Geschlechter aufs höchste und treibt sie an, mit anderen ihrer Art auf Tod und Leben zu kämpfen; das Sonderbare dabei ist aber, daß nicht bloß die Männchen streiten, sondern auch die Weibchen erbitterte Zweikämpfe führen, ja, bei einigen Arten die alleinigen Kämpfer zu sein scheinen. Wenn die Brutzeit herannaht, vernimmt man an geeigneten Orten fortwährend den schnarrenden Ruf der Henne des auf Java häufigen Streitlaufhuhnes; denn sie ist es, die gleichgesinnte Schwestern zum Kampfe fordert. Alle Weibchen, so erzählt Jerdon von einer verwandten Art, sind im höchsten Grade kampflustig, und diese Eigentümlichkeit wird im Süden Indiens zu ihrem Verderben wohl benutzt. Man steckt eine zahme Henne in einen kleinen Fangbauer, setzt diesen an einer geeigneten Stelle auf den Boden nieder; die gefangene beginnt zu locken, und jedes Weibchen, welches dies vernimmt, rennt eilig herbei, in der Absicht, mit der aufdringlichen Nebenbuhlerin eine Lanze zu brechen, betritt den gefährlichen Teil des Bauers, schnellt in der Hitze des Gefechtes das Stellholz weg und sieht sich plötzlich allseitig von Gitterwerk umschlossen. Ein Glöckchen, das nur durch das Zuschlagen der Fallthür geläutet wird, setzt den Fänger in Kenntnis; er eilt herbei, nimmt die Gefangene aus dem Käfige und stellt den Bauer von neuem auf; eine zweite, dritte Henne kommt herzu, und der Fänger kann, wenn er glücklich ist, im Laufe des Tages bis 20 Stück der eifersüchtigen Vögel erlangen. Alle Laufhühnchen, welche in dieser Weise erbeutet werden, sind Weibchen und in den meisten Fällen solche, welche ein legreifes Ei bei sich tragen. „Mehr als einmal", sagt Jerdon, „habe ich erfahren, daß von 8 oder 10 auf diese Weise gefangenen Hennen Eier gelegt wurden, noch ehe sie der Fänger bis nach Hause gebracht hatte."

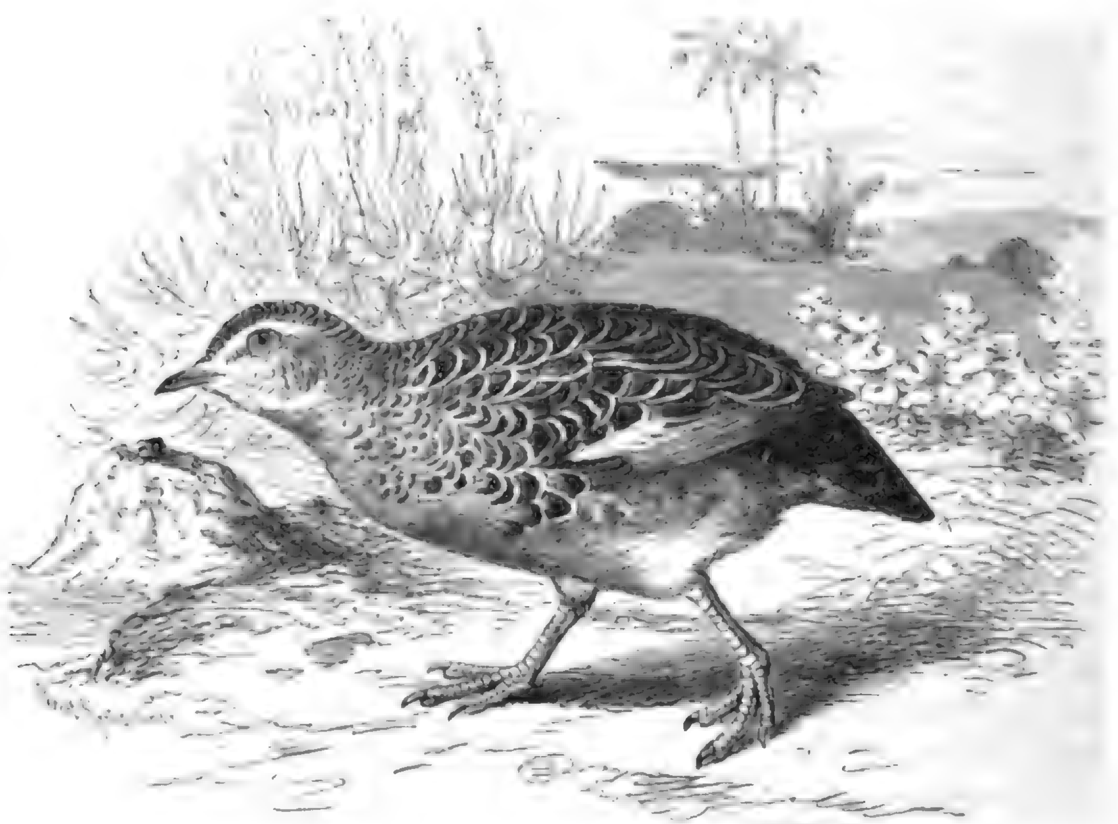
Man hat früher angenommen, daß die Laufhühnchen in Vielehigkeit leben; alle neueren Beobachter erfuhren jedoch das Gegenteil, und einzelne schildern unsere Vögel als sehr treue Gatten. Zur Anlage des Nestes, das aus einer einfachen Lage von trockenen Halmen und Grasblättern besteht, benutzt das Weibchen eine kleine Vertiefung des Bodens in versteckter Lage. Das Gelege besteht aus 4—7 Eiern. Ob beide Geschlechter brüten, oder ob dem Weibchen allein diese Last zufällt, weiß man nicht; wohl aber steht so viel fest, daß sich das Männchen an der Führung der Jungen beteiligt. „Am 14. Mai", so

erzählt Swinhoe, „störte ich ein Laufhühnchen auf, das durch sein eigentümliches Betragen kundgab, daß ich es entweder von den Eiern oder von seinen Jungen vertrieben haben mußte. Ich sah nach und bemerkte bald ein Küchlein, später auch die drei übrigen, die sich unter dürrem Laube verborgen hatten. Eins von den Jungen steckte ich in den Fangbauer und befahl einem chinesischen Knaben, darauf zu achten. Der alte Vogel entdeckte das Küchlein bald, wollte jedoch nicht in den Käfig laufen. Als das Junge schrie, antwortete ein ärgerlich knurrender Laut von dem benachbarten Gebüsche her, und bald darauf eilte, glucksend wie eine Henne, der alte Vogel herbei. Er kam bis zum Käfige heran, wollte aber auch jetzt noch nicht eintreten, sondern lief unter beständigem Locken rückwärts und vorwärts, nach den Büschen zu. Wenn mein Gehilfe ihn mit seinem Hute zu überdecken versuchte, kroch er förmlich auf dem Boden dahin; aber nur selten entschloß er sich, zu fliegen. Es wurde endlich dunkel, und ich mußte ihn, um ihn nicht zu verlieren, töten. Zu meiner größten Verwunderung fand ich bei der Zergliederung, daß ich ein Männchen erlegt hatte. Es war das einzige von den beiden Eltern gewesen, und so kann ich nur annehmen, daß das Weibchen entweder zu Grunde gegangen oder beschäftigt sein mußte, ein zweites Gelege zu brüten; denn die erwähnten Jungen waren bereits fast vollständig ausgefiedert."

Ihrer außerordentlichen Kampflust wegen werden Laufhühnchen von den Asiaten schon seit uralter Zeit im Käfige gehalten und zu Kampfspielen benutzt. Auch alt eingefangene gewöhnen sich leicht an den Verlust ihrer Freiheit und nehmen ohne sonderliche Umstände geeignetes Futter an. In Süd- und Ostasien ernährt man die Gefangenen hauptsächlich mit gekochtem Reis, thut jedoch wohl, tierische Stoffe ihnen nicht gänzlich vorzuenthalten, da sie in der Freiheit ebensowohl verschiedene Sämereien wie Kerbtiere verzehren und durch ihre Gier auf letztere beweisen, wie notwendig ihnen diese zum Leben sind.

Das Laufhühnchen, Torillo der Spanier, Semmana der Araber und Serkil der Mauren (Turnix sylvatica, africana, gibraltarica, andalusica und albigularis. Tetrao sylvaticus, gibraltaricus und andalusicus, Perdix gibraltarica und andalusica, Ortygis gibraltarica und andalusica, Hemipodius tachydromus und lunatus), gehört zu den größeren Arten seiner Familie. Die Länge des Männchens beträgt 15, die des merklich größeren und um ein Drittel schwereren Weibchens 19, die Fittichlänge jenes 8, dieses 9, die Schwanzlänge 4 cm. Beide Geschlechter unterscheiden sich nicht durch die Färbung. Die Federn des Oberkopfes sind dunkelbraun, durch licht rötliche Ränder und breite dunkle Schaftstriche gezeichnet, die der Kopfmitte, einen Längsstreifen bildend, fahl grauweißlich, die Mantel- und Schulterfedern auf dunkelbraunem Grunde in der Mitte äußerst fein, aber unregelmäßig gewellt und zickzackförmig hellbraun oder bräunlichgelb quer gebändert, seitlich durch breite schwarze Längsstreifen und meist auch durch licht fahlgelbe Ränder gezeichnet, die Federn des Unterrückens und Bürzels sowie die Oberschwanzdeckfedern ganz ähnlich gefärbt und geschmückt, die der Wangen und der Kehle auf gelblichweißem Grunde durch schmale, die der ganzen Seiten vom Halse an bis zu den Weichen auf blaß rostgelblichem Grunde durch mehr und mehr sich verbreiternde, halbmondförmige schwarze Endflecken geziert, die der Kehle ähnlich geschuppt, die der Kropfmitte einfarbig rostgelb, die der übrigen Unterseite blaß rostisabell, die Unterschwanzdeckfedern ockergelb, die Schwingen- und Schwanzfedern braun, auf der Außenfahne schmal gelblichweiß gesäumt. Das Auge ist licht gelblichbraun, der Schnabel schmutzig fleischfarben an der Wurzel, schwärzlich an der Spitze, der Fuß lichtbraun.

Über den ganzen Nordwesten Afrikas, von den Grenzen Ägyptens bis zum Adriatischen Meere und von der Straße von Gibraltar bis zum Senegal, vielleicht noch weiter südlich, verbreitet sich der noch heutigestags wenig bekannte Vogel, und von hier aus erstreckt sich sein Wohngebiet auf Spanien und auf Sizilien. Weiter nach Norden hin hat man ihn zwar ebenfalls, jedoch nur als Irrgast gefunden. So soll er nicht allzu selten in Südfrankreich vorkommen und so einmal in Oxfordshire erlegt worden sein. Südspanien und Portugal bewohnt er vielleicht in größerem Umfange, als man bis jetzt feststellen konnte, und auch auf Sizilien tritt er, soviel bis jetzt bekannt, in verschiedenen Gegenden auf. Über seinen Bestand kommt man nie ins klare; denn er lebt so versteckt und läßt sich so schwer



Laufhühnchen (Turnix sylvatica). ⅔ natürl. Größe.

auffinden, daß man so leicht nicht sagen kann, ob er selten oder häufig ist. Man weiß nicht einmal, ob er wandert oder nicht. Letzteres glauben die englischen Forscher, die in Spanien beobachtet haben, ersteres behaupten die Andalusier, freilich mit dem Hinzufügen, daß das Laufhühnchen den Wachteln als Führer diene, sie nach Afrika geleite und für deren Wanderung von solcher Bedeutung sei, daß der Tod des Führers die Wachteln verhindere, überhaupt nach Afrika zu reisen. Derartige Angaben sind selbstverständlich als gänzlich aus der Luft gegriffen zu bezeichnen; sie beweisen aber, daß die Spanier über die Lebensweise unseres Vogels nicht viel wissen. Nach den verläßlichen Beobachtungen Irbys ist das Laufhühnchen in der Nähe von Gibraltar nur sehr lückenhaft verbreitet und nirgends gemein; doch mag es sein, daß es häufiger vorkommt, als man glaubt. Zu seinen Wohnsitzen wählt es am liebsten wüste, mit Zwergpalmengestrüpp dicht bedeckte Ländereien, gleichviel, ob sie unmittelbar an der Seeküste oder tiefer im Lande oder am Gebirge gelegen sind, und diese Wohnplätze entsprechen auch vollständig den Sitten und Gewohnheiten, wie sie in Afrika beobachtet worden sind. Lord Lilford glaubt, daß die hauptsächlichste Herberge

unseres Hühnchens innerhalb der europäischen Grenze auf Sizilien zu suchen sei, weil ihm Doderlein mitgeteilt habe, daß er in der Nachbarschaft von Alicata, Girgenti und Sciacca 10—15 Stück im Laufe eines Tages erlegen konnte. Doderlein selbst bemerkt, daß es vorzugsweise im Süden vorkomme und im September und Oktober in Gesellschaften, im Laufe des übrigen Jahres einzeln gefunden werde und auch hier unbebaute, wellenförmig bewegte, mit dichtem, filzigem, niedrigem Gestrüpp bestandene Örtlichkeiten bewohne.

Seine Lebensweise schildert am besten Loche, der als langjähriger Bewohner Algeriens die meiste Gelegenheit hatte, das Vögelchen zu beobachten. Auch hier bewohnt das Laufhühnchen dicht bebuschte Örtlichkeiten. Jedes Paar lebt nur für sich und vereinigt sich nie mit anderen seinesgleichen; wenigstens sieht man es in der Regel allein. Scheu und vorsichtig, versucht es, ihm geltenden Nachstellungen immer rechtzeitig zu entrinnen, bedient sich jedoch hierzu im äußersten Notfalle seiner Schwingen und läuft so lange, wie es vermag, zuletzt einem so gut wie undurchdringlichen Gebüsche zu, in welchem es, namentlich wenn es bereits einmal aufgetrieben wurde, so fest liegt, daß es sich von der Hand oder einem geschickten Hunde ergreifen läßt. Kerbtiere und Sämereien in annähernd gleicher Menge bilden seine Nahrung. Loche fand in vielen von ihm zergliederten Stücken Sämereien und sonstige Pflanzenstoffe, Überbleibsel von Ameisen und anderen Kerfen und kleine Kiesel in buntem Durcheinander. Sein Nest legt das Weibchen in einem Grasbüschel oder einem dichten Busche an. Es ist nichts anderes als eine kleine Vertiefung im Boden, die mit trockenem Grase, zuweilen auch gar nicht ausgelegt, immer aber in einem so vortrefflichen Verstecke angebracht wird, daß man es nur selten findet. Wie es scheint, brütet das Paar zweimal im Jahre; ältere Weibchen legen, nach Loches Ansicht, zuerst im Mai und das zweite Mal im August, jüngere im Juni und im September. Das Gelege besteht aus 4—5 Eiern von durchschnittlich 24 mm Längs- und 18 mm Querdurchmesser, gräulich- oder gelblichweißer Grundfärbung und ziemlich dichter blaßpurpurner oder dunkelbrauner Fleckenzeichnung. Beide Geschlechter wechseln im Brüten ab, und wenn das Weibchen getötet wird, übernimmt das Männchen allein die mütterlichen Sorgen. Sobald die Jungen selbständig geworden sind, wandeln sie ihre eignen Wege, und die Eltern schreiten zur zweiten Brut. Wie die meisten Rallenvögel, entlaufen sie dem Neste, nachdem sie trocken geworden sind, und ebenso wie ihre Verwandten werden sie anfänglich mit zärtlichster Sorge von beiden Eltern behütet und durch ein sanftes „Kru" zusammengerufen. Abgesehen von diesem Stimmlaute vernimmt man, namentlich in der Morgen- und Abenddämmerung, einen höchst eigentümlichen, tiefen, dröhnenden Laut, den man mit dem bekannten brüllenden Schrei der Rohrdommel vergleichen kann, nur daß er bei weitem schwächer und leiser ist. An Gefangenen beobachtete Loche, daß sie beim Ausstoßen des letzterwähnten Lautes den Bauch ein- und den Kopf zwischen die Schultern ziehen und nunmehr, ohne den Schnabel zu öffnen, nach Art eines Bauchredners den Laut ausstoßen.

Gefangene Laufhühnchen, die zuweilen, obwohl recht selten, auch in unsere Käfige gelangen, dauern bei einigermaßen entsprechender Pflege vortrefflich darin aus und schreiten in ihm, wie Loche erfuhr, selbst zur Fortpflanzung.

Sechste Ordnung.

Die Kranichvögel (Geranornithes).

Die nur eine Unterordnung bildenden und nach Fürbringer in die beiden Sippschaften der Kranichartigen und Sonnenrallenartigen zerfallenden Kranichvögel (Gruiformes) stehen nach des genannten Forschers Untersuchungen in der Mitte zwischen Rallen-, Such- und Stoßvögeln und sind über die ganze Erde verbreitet.

Als die edelsten Mitglieder der Sippschaft der Kranichartigen (Grues) haben wir die Kraniche im weiteren Sinne (Gruidae) anzusehen. Ihre Merkmale sind: verhältnismäßig langer, fast walzenförmiger, aber kräftiger, seitlich nicht zusammengedrückter Leib, langer, schmächtiger Hals, kleiner, schön gestalteter Kopf, mittelmäßig starker, gerader, seitlich etwas zusammengedrückter, stumpfrückiger, spitziger Schnabel, der dem Kopfe an Länge gleichkommt oder ihn etwas übertrifft, an seiner Wurzelhälfte weich, an der Spitze jedoch hart ist, sehr lange, starke, weit über die Ferse nackte Beine und vierzehige Füße, deren kleine, kurze Hinterzehe sich so hoch einlenkt, daß sie beim Gehen den Boden nicht berührt, deren äußere und mittlere Vorderzehe durch eine dicke, bis zum ersten Gelenke reichende Spannhaut verbunden werden, und deren Krallen kurz, flach gebogen und stumpfkantig sind, große, lange, breite Flügel, in welchen die dritte Schwinge die längste, und deren letzte Oberarmfedern sich über alle übrigen verlängern, auch wohl sichelförmig biegen, überhaupt durch eigentümliche Gestaltung auszeichnen, aus zwölf Federn gebildeter, ziemlich kurzer oder zugerundeter Schwanz und dicht anschließendes, derbes, jedoch reiches Kleingefieder, das oft einen Teil des Kopfes und des Halses freiläßt oder hier sich zu schönen Schmuckfedern umgestaltet, bei einzelnen sich auch am Vorderhalse verlängert und verschmächtigt. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht merklich durch die Färbung, wohl aber durch die Größe; die Jungen legen nach der ersten Mauser ein den Alten ähnliches Kleid an, erhalten jedoch die Schmuckfedern in ihrer Vollendung erst später.

Der Schädel ist schön gewölbt und abgerundet, oben vorspringend; über dem Hinterhauptloche finden sich ein Paar Fontanellen; die Scheidewand der Augen ist zum Teil durchbrochen; dem unteren Keilbeinflügel fehlt die dritte Gelenkung. Die Wirbelsäule besteht aus 17 Hals-, 9 Rücken- und 7 Schwanzwirbeln. Das Brustbein, der merkwürdigste Teil des Gerippes, ist lang und schmal, zeigt weder die sogenannten oberen Handgriffe, noch die unteren Fortsätze und fällt auf wegen seines starken und dicken, am Rande flach gewölbten Kieles, der teilweise eine Kapsel für die Luftröhre bildet. Die beiden Äste der

Gabel verschmelzen mit der vorderen Spitze des Brustbeinkieles; die Schulterblätter sind schmal und verhältnismäßig kurz, die lufthaltigen Oberarmknochen fast so lang wie die Vorderarmknochen, die Oberschenkelbeine nicht lufthaltig. Die Zunge ähnelt der eines Huhnes, ist mäßig lang und breit, der Schlund ziemlich weit, ohne Kropf, der Vormagen im Verhältnisse zu dem kräftigen, großen und starken Muskelmagen klein, der Darmschlauch ungefähr neunmal länger als der Rumpf. Höchst merkwürdig ist der Verlauf der Luftröhre, die bei beiden Geschlechtern eine ähnliche, aber doch nicht übereinstimmende Bildung zeigt. Sie besteht aus mehr als 300 knöchernen Ringen, läuft am Halse gerade herab und tritt durch eine derbe, die beiden Äste der Gabeln verbindende sehnige, dichte Haut an der Verbindungsstelle der Gabeläste in den Kiel des Brustbeines, biegt sich beim Weibchen hinter der Mitte des Brustbeines in einem Bogen um, steigt wieder nach oben, biegt sich nach unten zurück bis in die erste Windung hinein, geht dann hinter dem ersten absteigenden Teile nochmals nach oben und steigt nun zwischen den beiden Schlüsselbeinen in die Brusthöhle; diese Windung beträgt ungefähr die Hälfte der ganzen Länge. Beim Männchen läuft sie dicht hinter dem Kiele bis zu dessen Ende und biegt sich nahe am Hinterrande in einem spitzen Winkel in den aufsteigenden Teil um, der in einer Vertiefung an der hinteren Brustbeinfläche emporsteigt. Daß die starke Stimme der Kranichvögel mit diesem Baue in Verbindung steht, unterliegt keinem Zweifel

Jeder Erdteil beherbergt besondere Arten von Kranichen, Asien die meisten. Ausgedehnte Sümpfe und Moräste bilden ihre Wohnsitze; solche, welche an bebautes Land grenzen, scheinen bevorzugt zu werden, da sie ebensogut im Sumpfe wie auf den Feldern Nahrung suchen. Sie gehen mit abgemessenen Schritten, jedoch zierlich einher, gefallen sich in anmutigen tanzartigen Sprüngen, bewahren stets eine gewisse Würde, waten ziemlich tief ins Wasser, sind auch im stande, zu schwimmen, fliegen leicht, schön, oft schwebend und große Kreise beschreibend, mit gerade ausgestrecktem Halse und Beinen, meist in hoher Luft dahin, haben eine laute, durchdringende Stimme, sind klug und verständig, gewöhnlich auch heiter, necklustig, aber ebenso kampfmutig und selbst mordsüchtig, zeigen sich gegen ihresgleichen äußerst gesellig und nehmen auch gern Familienverwandte unter sich auf, bekümmern sich sonst aber wenig oder nicht um andere Tiere oder maßen sich, wenn sie es thun, die Oberherrschaft über diese an. Ihre Thätigkeit währt vom frühen Morgen bis zum späten Abend; doch widmen sie nur wenige Morgenstunden dem Aufsuchen ihrer Nahrung, die übrige Zeit der Geselligkeit. Auf ihrem Zuge, der sie bis in die Wendekreisländer bringt, reisen sie fast ununterbrochen, bei Nacht wie bei Tage, legen deshalb auch ihre Wanderungen in überraschend kurzer Zeit zurück.

Alle Kraniche nehmen zwar gelegentlich auch Kerbtiere und Würmer, einen kleinen Lurch oder ein Fischchen mit auf, plündern zuweilen ebenso ein Vogelnest aus, scheinen aber doch tierische Nahrung nur als Leckerei zu betrachten. Körner verschiedener Art, insbesondere Getreide, außerdem Knospen, Blätterspitzen, Wurzeln oder Knollengewächse bilden ihre Nahrung. Da, wo sie häufig auftreten, können sie durch Räubereien im Felde lästig werden; bei uns zu Lande wird man jedoch den Schaden nicht hoch anschlagen dürfen, da ihre Anzahl von Jahr zu Jahr abnimmt.

Das Nest steht in tiefliegenden oder doch in sumpfigen Gegenden; zwei länglichrunde, auf grünlichem Grunde braun gefleckte Eier bilden das Gelege. Beide Gatten brüten abwechselnd und atzen anfänglich die Jungen, die wahrscheinlich während der ersten Tage im Neste verweilen und dann erst ausgeführt werden.

Die Kraniche haben wenige Feinde. In ihrer Winterherberge werden einzelne, wie ich aus Erfahrung weiß, von Krokodilen weggeschnappt: andere Tiere, die ihnen gefährlich werden könnten, sind mir nicht bekannt. Der Mensch verfolgt sie hier und da ihres Fleisches

wegen oder nimmt die Nestjungen aus, um sie groß zu ziehen. Sie gewöhnen sich leicht an die Gefangenschaft, treten mit ihrem Pfleger in ein inniges Freundschaftsverhältnis und erfreuen durch die Zierlichkeit ihrer Bewegungen, die Anmut ihres Wesens und ihre erstaunliche Klugheit. Es hält nicht schwer, sie an das Aus- und Einfliegen zu gewöhnen und ebenso, sie in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu bringen. In Japan und China gilt einer, unzweifelhaft seiner ansprechenden Eigenschaften halber, als heiliger oder mindestens als allgemein geachteter Vogel.

Der **Kranich** (Grus communis, cinerea, vulgaris, longirostris und cineracea, Ardea grus), für uns das Urbild der Familie und der Vertreter einer gleichnamigen Gattung (Grus), ist aschgrau, in der Kehlgegend und auf dem Vorderscheitel schwarz, an den Halsseiten weißlich; die Schwungfedern sind schwarz. Das Auge ist braunrot, der Schnabel an der Wurzel rötlich, an der Spitze schwarzgrün, der Fuß schwärzlich. Die Länge beträgt 140, die Breite 240, die Fittichlänge 65, die Schwanzlänge 21 cm.

Ein breiter Gürtel der Alten Welt, vom Osten Mittelsibiriens an bis nach Skandinavien und von der niedrigen Tundra an bis zur Breite Mitteleuropas, ist die Heimat des Kranichs; von hier aus wandert er durch China bis Siam und Indien oder bis Mittel- und Westafrika. In Deutschland liegen seine Brutplätze wohl nur östlich von der Elbe.

Ihm gesellt sich in Ostasien der prachtvolle **Mönchs- oder Schneekranich** (Grus leucogeranus, leucogerana und gigantea, Ardea gigantea, Antigone leucogeranos, Leucogeranos giganteus), der einigemal auch in Europa erlegt wurde. Er ist bis auf die schwarzen Steuerfedern blendend weiß, der nackte Kopf blutrot, das Auge hellgelb, der Schnabel blaßrot, der Fuß hell karminrot. Seine Länge beträgt etwa 120 cm, die Breite das Doppelte.

Ebenso zählt man den **Antigonekranich** (Grus antigone, torquata und orientalis, Ardea antigone) aus Transbaikalien unter den europäischen Vögeln auf, weil er in den südrussischen Steppen erlegt wurde. Er unterscheidet sich von unserem Kraniche durch die große Ausdehnung des nackten Kopffeldes und den gerundeten Schwanz. Sein Gefieder ist mit Ausnahme der dunkel schieferfarbenen Schwingen und Schwanzfedern fast gleichmäßig bräunlich aschgrau, das Auge orangerot, der Schnabel grün an der Wurzel, bräunlich schwarz an der Spitze, der Fuß blaß rosenrot. Die Länge beträgt 136, die Breite 240, die Fittichlänge 66, die Schwanzlänge 23 cm.

Öfter als die beiden vorhergenannten Arten besucht der in den mittelasiatischen Steppen heimische, bis Südindien, Mittel- und Südafrika wandernde, ungemein zierliche **Jungfernkranich** (Grus virgo und numidica, Ardea und Anthropoides virgo) unseren heimatlichen Erdteil. Er unterscheidet sich von seinen beschriebenen Verwandten durch den kurzen, runden Schnabel, den ganz befiederten, hinten mit zwei langen Federzöpfen gezierten Kopf, das verlängerte Gefieder des Unterhalses und die nicht zerschlissenen und aufgekrempten, sondern nur verlängerten, aber die anderen weit überragenden Oberflügeldeckfedern. Das Gefieder, das sich durch Zartheit auszeichnet, ist licht bleigrau, der Vorderhals und sein herabwallender Schmuck tief schwarz, die zopfartige Kopfzierde rein weiß; die Schwingen sind grauschwarz. Das Auge ist hoch karminrot, der Schnabel an der Wurzel schmutzig grün, gegen die Spitze hin hornfarben, an ihr blaßrot, der Fuß schwarz. Dem jungen Vogel fehlen die Schmuckfedern am Kopfe und Unterhalse. Die Länge beträgt 85, die Breite 166, die Fittichlänge 45, die Schwanzlänge 16 cm.



Jungfern- und Pfauenkranich.

Unser deutscher Kranich, auf dessen Lebensschilderung ich mich beschränken muß, erscheint im Sudan scharenweise im Oktober und bezieht hier größere Sandbänke in den Strömen, die über den Wasserspiegel hervorragen. In Indien trifft er ebenfalls zu derselben Zeit in namhafter Anzahl ein und bewohnt dann ähnliche Örtlichkeiten. Durch Deutschland sieht man ihn Anfang Oktober und Ende März regelmäßig in zahlreichen Gesellschaften, die in hoher Luft fliegen, die Keilordnung streng einhalten und nur zuweilen kreisend in wirre Flüge sich auflösen, vielleicht auch hier und da auf den Boden herabkommen, nirgends aber längere Zeit verweilen, seines Weges dahinziehen. Diese Züge halten eine gewisse Richtung, vor allem die bekannten Heerstraßen der Vögel, alljährlich ein und lassen sich nur durch ungewöhnliche Erscheinungen ablenken: so beobachtete mein Vater, daß ein Kranichzug durch das brennende Dorf Ernstroda in Thüringen herbeigelockt wurde und längere Zeit über den Flammen kreiste, durch lautes Geschrei das Rufen der Arbeiter, die Klagen der Abgebrannten, das Brüllen des Viehes, das Prasseln des Feuers und das Krachen der Gebäude noch übertönte und in der Seele des damaligen Knaben einen Eindruck zurückließ, der in der Erinnerung des Greises noch in voller Frische stand. Vor dem Herbstzuge gesellen sie sich, wie die Störche, auf bestimmten Örtlichkeiten, von welchen sie sich eines Tages unter großem Geschrei erheben, und fliegen nun rastlos, Tag und Nacht reisend, ihrer Winterherberge zu. Hier angelangt, senken sie sich tief hinab und suchen nun nach einer ihren Anforderungen entsprechenden und von anderen Wanderzügen noch nicht besetzten Insel. Solange ihr Aufenthalt in der Fremde währt, halten sie sich stets in zahlreichen Scharen zusammen und nehmen auch verwandte Arten, in Afrika die Jungfernkraniche, in Indien die Antigone-, in Südchina und Siam außer letzteren auch die Weißnacken- und Schneekraniche, unter sich auf. Mit ihnen fliegen sie gemeinsam jeden Morgen auf die Felder hinaus, um hier Nahrung zu suchen, kehren in den Vormittagsstunden zurück und verweilen nun Tag und Nacht auf den Inseln, zeitweilig sich mit verschiedenen Spielen vergnügend und beständig im Gefieder putzend und ordnend, da die jetzt stattfindende Mauser derartige Sorgfalt nötig macht. Scharenweise brechen sie auch auf, und noch vereinigt kommen sie in der Heimat an; hier aber lösen sich die Heere allmählich in kleinere Trupps und diese in Paare auf, und jedes Paar bezieht nun eine zur Fortpflanzung geeignete Örtlichkeit, die sich von der Winterherberge wesentlich unterscheidet. In Indien oder im Sudan ist der Kranich Strandvogel, im Norden Europas oder Asiens wird er zum vollendeten Sumpfvogel. Er bezieht hier die großen Brüche oder Sümpfe der Ebene und wählt in den Morästen diejenigen Stellen aus, welche mit niedrigem Seggengrase oder Riede bewachsen sind, ihm aber unter allen Umständen weite Aussicht gestatten. Sie werden zu seinem Brutgebiete, und von ihnen fliegt er hinaus auf die Felder, wo er während des Sommers seine Nahrung sucht. Brüche, Sümpfe oder Moräste, in welchen viel Buschwerk oder hohes Röhricht wächst, liebt er nicht, es sei denn, daß ihre Ausdehnung die Annäherung eines Menschen erschwere und ihm die nötige Sicherheit verbürge.

Jede Bewegung des Kranichs ist schön, jede Äußerung seiner höheren Begabungen fesselnd. Der große, wohlgebaute, bewegungsfähige, scharfsinnige und verständige Vogel ist sich seiner ausgezeichneten Fähigkeiten wohl bewußt und drückt solches durch sein Betragen aus, so verschiedenartig dieses auch sein mag. Mit leichten, zierlichen, aber doch abgemessenen Schritten, gewöhnlich ruhig und würdevoll, nur im Falle der Not eilend und rennend, geht er seines Weges dahin; ohne Mühe erhebt er sich nach einem oder nach zwei Sprüngen vom Boden, mit wenigen, weit ausholenden Schlägen der kräftigen Flügel gewinnt er die nötige Höhe, und nunmehr fliegt er, Hals und Beine gerade von sich gestreckt, stetig und ohne Eile zu verraten, aber doch schnell und fördernd dahin, mit Entschiedenheit einem bestimmten Ziele zustrebend. Aber derselbe Vogel ergötzt sich auch, wenn

ihn die Laune anwandelt, durch lustige Sprünge, übermütige Gebärden, sonderbare Stellungen, Verneigungen des Halses, Breiten der Flügel und förmliches Tanzen oder dreht sich fliegend in prachtvollem Reigen längere Zeit über einer Stelle umher. Wie im Übermute nimmt er Steinchen und Holzstückchen von der Erde auf, schleudert sie in die Luft, sucht sie wieder aufzufangen, bückt sich rasch nacheinander, lüftet die Flügel, tanzt, springt, rennt eilig hin und her, drückt durch die verschiedensten Gebärden eine unendliche Freudigkeit des Wesens aus: aber er bleibt immer anmutig, immer schön. Wahrhaft bewunderungswürdig ist seine Klugheit. Überraschend schnell lernt er die Verhältnisse beurteilen oder würdigen und richtet nach ihnen seine Lebensweise ein. Er ist nicht scheu, aber im allerhöchsten Grade vorsichtig und läßt sich deshalb sehr schwer überlisten. Der einzelne denkt stets an seine Sicherheit; eine Herde stellt regelmäßig Wachen aus, denen die Sorge für die Gesamtheit obliegt; die beunruhigte Schar sendet Späher und Kundschafter, bevor sie den Ort wieder besucht, auf welchem sie gestört wurde. Mit wahrem Vergnügen habe ich in Afrika beobachtet, wie vorsichtig die Kraniche zu Werke gehen, sobald sie auch dort die Tücke des Menschen kennen gelernt haben: wie sie zunächst einen Kundschafter aussenden, dann mehrere, wie diese sorgsam spähen und lauschen, ob sich noch etwas Verdächtiges zeige, wie sie sich erst nach den eingehendsten Untersuchungen beruhigen, zurückfliegen, die Gesamtheit benachrichtigen, dort noch immer nicht Glauben finden, durch Gehilfen unterstützt werden, nochmals auf Kundschaft ausfliegen und nun endlich die ganze Schar nach sich ziehen.

Auf Bäume pflegen sich die Kraniche nicht zu setzen; Pechuel-Loesche hat indessen schon einigemal einzelne und mehrere auf hohen, dürren Zacken von Waldbäumen stehen sehen. Im Notfalle schwimmen sie auch geschickt.

Eigentlich lernt man den Kranich während seines Freilebens nie vollständig kennen, muß ihn vielmehr zum Gesellschafter erworben haben, wenn man über ihn urteilen will. So vorsichtig er dem Menschen ausweicht, solange er frei ist, so innig schließt er sich ihm an, wenn er in dessen Gesellschaft kam. Mit Ausnahme der klügsten Papageien gibt es keinen Vogel weiter, der in gleicher Weise wie er mit dem Menschen verkehrt, jede menschliche Haltung verstehen und begreifen lernt und sich so gut, wie es ihm möglich, verständlich und nützlich zu machen weiß. Er sieht in seinem Gebieter nicht bloß den Brotherrn, sondern auch den Freund und bemüht sich, dies kund zu geben. Leichter als jeder andere Vogel gewöhnt er sich an das Gehöft, an das Haus seines Pflegers, lernt hier jedes Zimmer, jeden Raum kennen, die Zeit abschätzen, die Verhältnisse würdigen, in welchen andere Leute oder Tiere zum Gastfreunde stehen, bekundet bewunderungswertes Verständnis für Ordnung, duldet auf dem Geflügelhofe keinen Streit, hütet, ohne dazu aufgefordert zu werden, gleich dem verständigsten Hunde das Vieh, straft durch scheltendes Geschrei oder empfindliche Schnabelhiebe und belohnt durch freundliches Gebaren, Verneigungen und Tanzen, befreundet sich mit wohlwollenden Menschen und drängt sich in deren Gesellschaft, läßt sich aber nichts gefallen und trägt ungebührliche Beleidigungen monate-, ja jahrelang nach. Es liegen über seinen Verstand so viele Beobachtungen vor, daß ich kein Ende finden könnte, wollte ich sie hier anführen.

Mit anderen Mitgliedern der Familie, auch wohl mit verwandten Vögeln, lebt der Kranich in gutem Einvernehmen; in ein Freundschaftsverhältnis tritt er aber nur mit ebenbürtigen Geschöpfen. Geselligkeit scheint ihm Bedürfnis zu sein; aber er wählt sich seine Gesellschaft. Dem Gatten gegenüber beweist er unwandelbare Treue; gegen seine Kinder bekundet er die wärmste Zärtlichkeit; gegen seine Art-, Sippschafts- und Familienverwandten legt er eine gewisse Hochachtung an den Tag. Demungeachtet kommt es vor, daß sich Kraniche in Sachen der Minne während des Zuges oder gelegentlich anderer Zusammenkünfte erzürnen und wütend bekämpfen. Man hat beobachtet, daß mehrere über einen

herfielen und ihm durch Schnabelhiebe so zusetzten, daß er zur Weiterreise unfähig ward, ja, man will gesehen haben, daß solche Missethäter wirklich umgebracht wurden; wir haben außerdem in Tiergärten mehr als einmal erfahren, daß verschiedenartige Kraniche sich mit bitterem Hasse befehdeten, und daß einer den anderen tötete. Doch gehören solche Vorkommnisse zu den Ausnahmen, denn eigentlich sind die Kraniche wohl neckluſtig und mutig, nicht aber boshaft, tückisch und hinterlistig. Ihre Stimme ist sehr laut, gewöhnlich ein schmetterndes, bald jauchzend, bald schnarrend ausgestoßenes „Gru", „Kurr" oder „Kürr"; im Sumpfe oder auf Lichtungen im Walde hört man sie auch Laute von sich geben, die den Uneingeweihten erschrecken können, weil sie manchmal täuschend einem entsetzlichen Hilfegeschrei gleichen.

Unser Kranich frißt Getreide und Saat, Grasspitzen und Feldpflanzen, sehr gern Erbsen, nimmt auch einzelne Früchte auf oder erbeutet Würmer und Kerbtiere, insbesondere Käfer, Heuschrecken, Grillen und Libellen, fängt auch ab und zu einen Taufrosch oder einen anderen Lurch. Die erwähnten Scharen, die im Sudan überwintern, fliegen kurz vor Sonnenaufgang in die Durrhafelder der Steppe hinaus, füllen Magen und Speiseröhre bis zum Schlunde mit Körnern an, kehren zum Strome zurück, trinken und verdauen nun die eingenommene Nahrung im Laufe des Tages. Der geringsten Schätzung nach verbrauchen die am Weißen und Blauen Nil überwinternden Kraniche gegen 100,000 hl Getreide. Dieser Verbrauch fällt dort keineswegs ins Gewicht, und wohl niemand mißgönnt den Vögeln das Futter; anders dagegen ist es in dem dicht bevölkerten Indien, wo das gereifte Korn höheren Wert hat: hier werden die überwinternden Kraniche mit vollem Rechte als sehr schädliche Vögel betrachtet und demgemäß mit schelen Augen angesehen, auch nach Kräften verfolgt und vertrieben. In der Gefangenschaft gewöhnt sich der Kranich an die verschiedensten Nahrungsstoffe, läßt sich aber mit dem einfachsten Körnerfutter jahrelang erhalten. Er zieht Erbsen und Bohnen dem Getreide vor, sieht im Brote einen Leckerbissen, nimmt aber auch gern gekochte Kartoffeln oder klein geschnittene Rüben, Kohl, Obst und dergleichen zu sich, verschmäht ein Stückchen frisches Fleisch keineswegs, läßt auch keine Gelegenheit vorübergehen, Mäuse und Kerbtiere zu fangen.

Sofort nach seiner Ankunft in der Heimat nimmt das Kranichpaar Besitz von dem Sumpfe, in welchem es zu brüten gedenkt, und duldet innerhalb eines gewissen Umkreises kein zweites Paar, obwohl es jeden vorüberreisenden Zug mit lautem Rufen begrüßt. Erst wenn die Sümpfe grüner werden und das Laub der Gebüsche ausschlägt, beginnt es mit dem Nestbaue, trägt auf einer kleinen Insel oder Seggenkufe, einem niedergetretenen Busche oder einem anderen erhabenen Orte dürre Reiser zusammen und schichtet auf ihnen bald mehr, bald weniger trockene Halme und Rohrblätter, Schilf, Binsen und Gras zusammen, ohne sich dabei sonderliche Mühe zu geben. Auf die seicht vertiefte Mitte dieses Baues legt das Weibchen seine 2 großen und gestreckten, etwa 94 mm langen, 61 mm dicken, starkschaligen, grobkörnigen und fast glanzlosen Eier, deren Grundfarbe bald graugrün, bald bräunlich, bald hellgrün ist, und deren Zeichnung aus grauen und rotgrauen Unterflecken, rotbraunen und dunkelbraunen Oberflecken, Tüpfeln und Schnörkeln besteht, aber vielfach abändert. Beide Geschlechter brüten abwechselnd und verteidigen gemeinschaftlich die Brut gegen einen nahenden Feind, falls derjenige, welcher gerade nicht brütet, aber die Wache hält, allein nicht fertig werden sollte. An gefangenen Kranichen, die brüten, kann man beobachten, daß der Wächter mit Wut auf jedes Tier stürzt, das sich dem Neste nähert und, da er an den Anblick des Menschen gewöhnt ist, diesen ebenfalls rücksichtslos angreift; die frei lebenden hingegen fliehen letzteren, ihren schlimmsten Feind, auch während sie brüten, ängstlich. Ihr Nest verraten sie nie, bethätigen im Gegenteil bewunderungswürdige Geschicklichkeit, sich während der Brutzeit dem Auge des Beobachters zu entziehen.

„Der auffallende, große Vogel“, sagt Naumann, „läßt den Beobachter nur ahnen, in dem Sumpfe müsse er irgendwo sein Nest haben; aber die Stelle selbst weiß er jenem dadurch stets zu verbergen, daß er sich von weitem her jederzeit nur zu Fuße in gebückter Stellung und unter dem Schutze hoher Pflanzen und des Gebüsches nähert, daß der auf dem Neste sitzende bei annähernder Störung sich ebenso versteckt davonschleicht und weit vom Neste aus dem freien Sumpfe erst auffliegt und sichtbar wird, oder auch wohl, wenn ihm der Lärm nicht gar zu nahe kommt, gar nicht herausfliegt. Es läßt sich daher das Plätzchen so schwer ausmitteln, wie es, wenn dies durch besonderen Zufall geglückt wäre, mühsam ist, sich ihm des tiefen Morastes wegen zu nähern.“ Gleichzeitig gebraucht der Kranich noch ein anderes Mittel, um sich unkenntlich zu machen. „Eines Tages“, erzählt E. von Homeyer, „lag ich in sicherem Verstecke neben einem Moore, in welchem ein Kranichpaar seinen Stand hatte, und beobachtete die beiden klugen Vögel und ihre anmutigen Bewegungen, als das Weibchen, sich ganz unbeachtet wähnend, die doppelte Scheu des Vogels und des Weibes beseitigend, begann, seine Putzkünste zu entwickeln. Es nahm von der Moorerde in den Schnabel und salbte damit den Rücken und die Flügeldecken, so daß diese Teile das schöne Aschgraublau verloren und ein düsteres erdgraubraunes Ansehen erhielten. Der Wissenschaft zuliebe erlegte ich das schöne Tier und fand das Gefieder des Oberkörpers gänzlich von dem Farbstoffe durchdrungen, so daß ich außer stande war, ihn bei der sorgfältigsten Waschung wieder zu entfernen; so fest, vielleicht durch den Einfluß des Speichels, hatte er sich mit dem Gefieder vereinigt.“ — „Hiermit“, fügt Homeyer später hinzu, „war in einem Augenblicke erklärt, wonach ich jahrelang getrachtet: die eigentümliche Färbung des Kranichs während der Brutzeit. Nur während dieser nimmt der Vogel diese Umfärbung vor; denn späterhin ausfallende und nachwachsende Federn behalten ihre natürliche Färbung, woher es kommt, daß wir unter all den nordischen Kranichen, welche durch Deutschland ziehen, keinen Rost sehen. Sie haben bereits das Kleingefieder vermausert.“ Diese Beobachtungen E. von Homeyers wurden durch chemische Untersuchung, die Mewes anstellte, durchaus bestätigt.

Wie lange die Brutzeit dauert, weiß ich nicht; wohl aber sind wir über das Jugendleben der ausgeschlüpften Kraniche einigermaßen unterrichtet. An gefangenen Geschwistern hat man beobachtet, daß sie sich zuweilen wie Tauben schnäbeln, und deshalb angenommen, daß die Jungen anfänglich wohl von den Alten geatzt werden mögen; sehr junge Kraniche aber, die ich erhielt, pickten ohne weiteres das ihnen vorgehaltene Futter aus der Hand und benahmen sich so geschickt und selbständig, daß ich sie unbedingt für entschiedene Nestflüchter halten muß. Trotz ihrer dicken Beine laufen sie sehr gut und wissen sich in dem dichten Riede oder Binsicht vortrefflich zu verbergen. Die Alten verraten sich nicht, beschäftigen sich nur, wenn sie sich ganz unbeachtet glauben, mit ihnen und führen sie, falls sie Gefahr befürchten, oft weit weg, beispielsweise auf Felder hinaus, um sie hier im Getreide zu verstecken. Aber sie behalten sie fortwährend im Auge und sehen auch dann noch nach ihnen, wenn sie gefangen und in einem der Brutstelle nicht sehr entlegenen Gehöfte untergebracht wurden. Unangenehm werden die niedlichen Tiere durch das ununterbrochen wiederholte Ausstoßen der einzelnen Silbe „piep“; diese Untugend legen sie auch erst ab, wenn sie vollkommen erwachsen sind. Wer aber in dem Kraniche nicht bloß einen unterhaltenden Hofvogel, sondern einen wahren Freund, ich möchte sagen, einen gefiederten Menschen erziehen will, muß wohl oder übel jene Unannehmlichkeiten ertragen; denn nur derjenige Vogel, welcher von Jugend auf in der Gesellschaft des Menschen lebte, bekundet später die Bildungsfähigkeit seines Geistes.

Alte Kraniche werden nur von einem früher vorbereiteten, den Vögeln also nicht mehr auffallenden Verstecke aus mit einiger Sicherheit erlegt, im übrigen bloß durch Zufall

erbeutet, vorausgesetzt, daß nicht besondere Umstände, beispielsweise drückende Hungersnot, sie das ihnen sonst eigne Wesen vergessen lassen. Wie vorsichtig sie sind, habe ich am besten in der Winterherberge erfahren, in welcher doch alle Vögel leichter als sonst erlegt werden können. Nur wenn wir uns nachts auf die Sandinseln begaben, dort ruhig niederlegten, das Boot wieder wegfahren ließen und so den Vögeln glauben machten, daß die Störung eine zufällige gewesen sei, durften wir auf ein günstiges Jagdergebnis rechnen. Sonst brachte bloß die weittragende Büchse einen oder den anderen in unsere Gewalt, und dies auch bloß dann, wenn wir uns von einem Ufer aus im Walde bis auf Schußweite anschleichen konnten. Eine Störung, und noch mehr der Verlust eines Gefährten, macht die übrigen dem Jäger geradezu unnahbar. Das Fleisch haben wir gern gegessen, gewöhnlich aber zur Bereitung einer vortrefflichen Suppe benutzt. In früheren Zeiten schätzte man es höher: Kranichwildbret durfte bei großen Gastmählern auf den Tafeln der reichen Jagdherren nicht fehlen. Übrigens schmeckt ein junger Kranich gebraten durchaus nicht übel; alte kann man als ungenießbar bezeichnen. In Asien beizt man die dortigen Arten mit Falken und verfolgt sie auch in anderer Weise eifrig, um ihre Federn zu verwenden.

Den **Pfauenkranich** (Grus pavonina und balearica, Balearica pavonina, Ardea, Anthropoides und Geranarchus pavonina) kennzeichnen kräftiger Leib, mittellanger Hals, großer Kopf, mittellanger, kräftiger, kegelförmiger, längs dem Firste sanft gerundeter Schnabel, langläufige und langzehige, ziemlich stark bekrallte Füße, sehr breit zugerundete Flügel, in welchen die vierte Schwinge die längste ist, kurzer, gerade abgeschnittener Schwanz und reichhaltiges Gefieder, das auf dem Vorderscheitel einen samtartigen Busch bildet, sich am Hinterkopfe zu borstenartigen, von der Wurzel an schraubenförmig gewundenen, nach oben strahlig sich ausbreitenden Gebilden umwandelt, am Halse und auf der Vorderbrust sich verlängert, auf den Flügeldecken sich zerschleißt und die dickwulstigen Wangen sowie die Kehle unbekleidet läßt. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig durch die Größe, die Jungen durch die unreinen, jedoch im wesentlichen gleichartigen Farben. Das Gefieder ist schwarz, die Krone goldgelb und schwarz gemischt; die Flügeldeckfedern sind rein weiß, die Oberarmschwingen rostbraun, die letzten goldgelb. Das Auge ist weiß, die Wange oben licht fleischfarben, unten hochrot, der Schnabel schwarz, an der Spitze weißlich, der Fuß schwarzgrau. Im Leben liegt ein bläulicher Duft über dem Gefieder, weshalb dieses gräulich erscheint. Die Länge beträgt 99, die Breite 188, die Fittichlänge 51, die Schwanzlänge 22 cm.

Die Alten nannten den Pfauenkranich balearischen Vogel oder Kranich, und die neueren Naturforscher glaubten deshalb annehmen zu dürfen, daß er auf gedachter Insel gefunden wird; einzelne, z. B. Degland, geben auch Sizilien und insbesondere die Insel Lampedosa als Fundorte an. Ich bezweifle die Richtigkeit der letzteren Angabe, obgleich ich mir wohl bewußt bin, daß der gewissenhafte Tristram einmal zwei Pfauenkraniche in der nördlichen Sahara beobachtet hat. Die Heimat des Vogels ist Mittelafrika, ungefähr vom 16. Grade nördlicher Breite an nach Süden und vom Atlantischen bis zum Indischen Weltmeere. In Südafrika wird er durch eine nahe verwandte Art vertreten. Er ist häufig im Westen und gehört im Osten, wenigstens vom 15. Grade an nach Süden hin, zu den regelmäßigen Erscheinungen. Hier bewohnt er nach meinen Beobachtungen paar- oder gesellschaftsweise die mit Gebüsch bedeckten flachen Ufer der Ströme oder die dünner bestandenen Waldungen, kommt aber täglich auf die Strominseln, um hier zu trinken und zu tanzen. Während der Regenzeit begegnet man ihm paarweise, sonst in Gesellschaften, die zuweilen mehr als 100 Stück zählen. Diese Schwärme gesellen sich auch wohl zu den im Sudan überwinternden Scharen unseres deutschen und des Jungfernkranichs, treten aber nie in engere

Verbindung mit ihnen und scheinen von diesen Verwandten zwar geduldet, kaum aber gern gesehen zu werden.

Der Pfauenkranich geht aufrecht; der Rücken wird dabei wenig gekrümmt, die Krone aufgerichtet. In der Regel geht er langsam; geängstigt aber kann er, wie mich flügellahm geschossene belehrten, so schnell laufen, daß ein Mensch sich sehr anstrengen muß, wenn er ihn einholen will. Vor dem Aufstehen rennt er mit geöffneten Flügeln ein Stück auf dem Boden dahin und erhebt sich erst dann in die Luft. Sein Flug ist langsam; die Flügel werden in gemessenen Schlägen bewegt; der Hals wird weit vorgestreckt, die Krone nach hinten zurückgelegt. Aber gerade der fliegende Pfauenkranich zeigt sich in seiner vollen Pracht, weil die beiden Hauptfarben, Schwarz und Weiß, jetzt zur Geltung kommen. Verwechseln kann ihn derjenige, welcher ihn einmal sah, mit keinem anderen Sumpfvogel. Auch der laufende Pfauenkranich ist eine anziehende Erscheinung, namentlich wenn er sich auf einer grünen Fläche oder zwischen grünem Gebüsche bewegt. Höchst eigentümlich sind die tanzartigen Bewegungen, die er bei jeder Erregung zum besten gibt. Pfauenkraniche, die auf einer Sandfläche stehen, beginnen zu tanzen, so oft eine ungewöhnliche Erscheinung sie beschäftigt, so oft einer zu dem großen Haufen stößt ꝛc. Der Tänzer springt in die Höhe, nicht selten meterhoch vom Boden auf, breitet dabei die Flügel ein wenig und setzt die Füße tanzend nieder, nicht immer beide gleichzeitig, sondern zuweilen einen um den anderen. Ob beide Geschlechter tanzen, weiß ich nicht, glaube jedoch annehmen zu dürfen, daß nur das Männchen sich in dieser Weise belustigt. Die Stimme ist ein lauter Ruf, der durch den arabischen Namen des Vogels, „Rharnuk“, ein Klangbild des Geschreies, ziemlich richtig wiedergegeben wird; man vernimmt sie im Walde auf eine Entfernung von 2 km. Die Nahrung besteht fast ausschließlich aus Sämereien, während der Reife des Getreides nur aus Durrha oder Kafferhirse, sonst aus verschiedenen Körnern, insbesondere aus den Samen einiger Grasarten; nebenbei nimmt der Vogel Baumknospen, Grasspitzen, Früchte und Kerbtiere, ausnahmsweise vielleicht auch Muscheln und kleine Fischchen zu sich, ohne jedoch Entbehrung zu bekunden, wenn diese Nahrung ihm fehlt.

Das tägliche Leben des Pfauenkranichs ist sehr geregelt. Von dem Schlafplatze aus zieht er mit Sonnenaufgang in die Steppe hinaus, verweilt hier, Futter suchend, ungefähr 2 Stunden, erscheint sodann auf den Sandbänken im Strome, trinkt, putzt sich das Gefieder und vergnügt sich in der angegebenen Weise. Zuweilen wird in den Nachmittagsstunden ein kurzer Ausflug gemacht; in der Regel jedoch genügt die Morgenmahlzeit für den ganzen Tag. Gegen Abend teilen sich die Herden in kleinere Trupps, und diese fliegen nun gemeinschaftlichen Schlafplätzen zu. Am Blauen Nil belehrten mich die Pfauenkraniche, daß sie nur im Walde übernachten. Einige Vorüberziehende zeigten mir die Richtung des Weges, und nachdem ich einige Minuten weit gegangen war, vernahm ich auch die Trompetentöne der schreienden Schlafgesellschaft. Es ging sehr laut zu auf dem Versammlungsorte; aber die Töne klangen so schwach zu mir herüber, daß ich bald einsah, er müsse noch in weiter Ferne sein. In der That hatte ich noch eine gute Viertelstunde zu gehen, bevor ich den Schlafplatz erreichte. Zu meiner nicht geringen Überraschung fand ich 30—40 Pfauenkraniche auf den Bäumen eines kleinen, rings von der Steppe umgebenen Wäldchens sitzen, keinen einzigen auf der Erde. Diese Wahrnehmung, die ich später wiederholt machte, bestimmte mich zu glauben, daß die Pfauenkraniche auch auf Bäumen und nicht auf dem Boden nisten. Über die Fortpflanzung selbst habe ich eigne Beobachtungen leider nicht sammeln können.

Schon seit längerer Zeit wird der schöne und auffallende Vogel von den Westafrikanern gezähmt und demgemäß auch oft nach Europa gebracht. Mein Bruder Reinhold sah ihn in Lissabon als halbes Haustier, wie es schien, ohne alle Aufsicht in den Spaziergängen und

Straßen der Stadt frei umherlaufen. Vorübergehende warfen ihm Brot und dergleichen zu, und er hatte sich auch an die mildthätigen Gaben so gewöhnt, daß er sie förmlich beanspruchte. Mit Hühnern oder Stelzvögeln vertragen sich die Gefangenen vortrefflich; ihren Gebieter bewillkommnen sie bei Gelegenheit durch ihre lustigen Tänze. In den Tiergärten ziehen sie die Besucher lebhaft an, weil sie in der Regel auch zu tanzen beginnen, wenn sie Musik vernehmen.

Alle gefangenen Pfauenkraniche, welche zu uns gelangen, werden jung aufgezogen, obgleich es vielleicht nicht allzu schwer sein dürfte, auch alte auf den gewöhnlichen Schlafplätzen zu berücken. Die Jagd ist ziemlich schwierig, weil der Pfauenkranich überall sehr scheu ist. Er weicht dem Reiter oder einem Schiffe vorsichtig aus, sieht überhaupt in allem Ungewohnten Gefahr. Wir mußten uns entschließen, Erdhütten zu bauen, um uns der Pfauenkraniche zu bemächtigen; diese Hütten aber erwiesen sich ihnen gegenüber immer nur wenige Tage als brauchbar, weil alle Gesellschaften, aus deren Mitte ein oder zwei Stück gefallen waren, fortan die betreffende Insel mit den Hütten sehr sorgsam mieden. Ergiebig war der Anstand unter den Schlafplätzen; aber das Anstehen in Afrika hat Schattenseiten, an welche man, ohne sie kennen gelernt zu haben, nicht denkt.

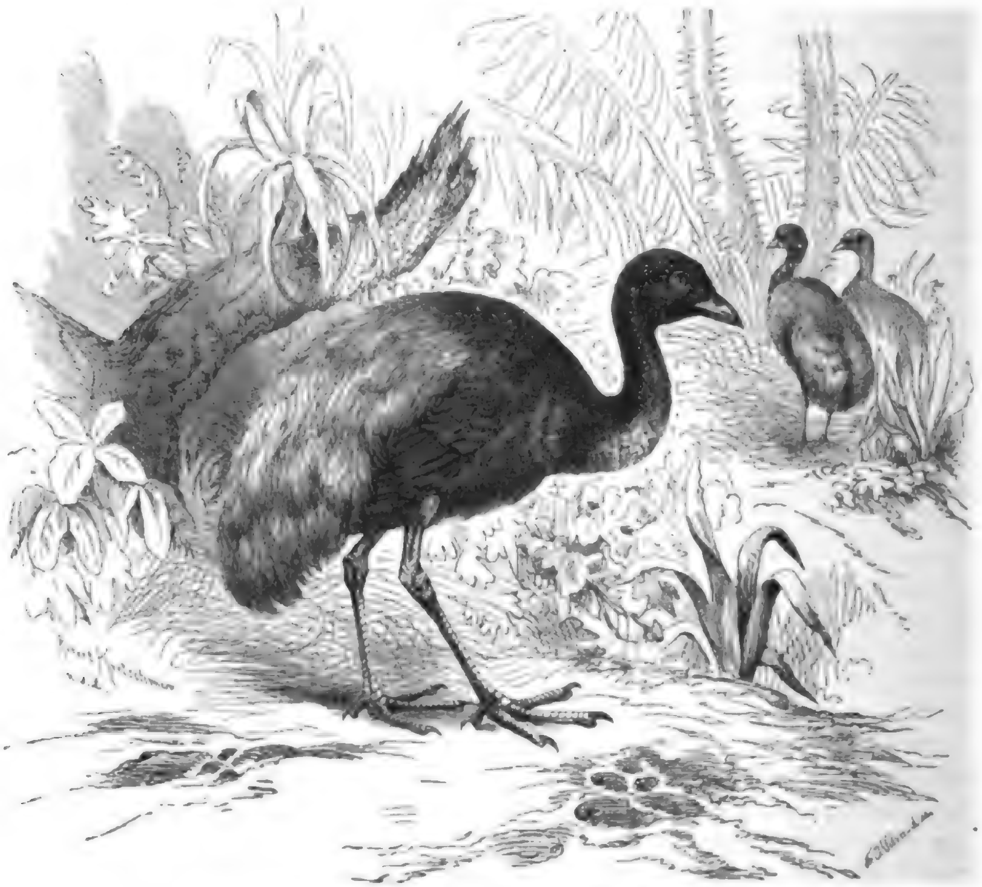
Die Trompetervögel (Psophiidae), welche die zweite Familie der Kranichartigen und eine gleichnamige Gattung (Psophia) bilden, erscheinen gewissermaßen als Verbindungsglieder zwischen den Schlangenstörchen und Kranichen. Ihr Leib ist kräftig, der Hals mittellang, der Kopf mäßig groß, der Schnabel kurz gewölbt, auf dem Firste gebogen, an der Spitze herabgekrümmt, seitlich etwas zusammengedrückt, der Fuß hoch, langläufig und kurzzehig, mit gebogenen, scharf zugespitzten Krallen bewehrt, die äußere Zehe mit der mittleren durch eine kurze Spannhaut verbunden, der Flügel, unter dessen Schwingen die vierte die längste, kurz und gewölbt, der Schwanz kurz und schwachfederig, das Kleid im übrigen sehr großfederig, an Kopf und Hals samtig, auf der Unterseite daunig.

*

Beim Agami (Psophia crepitans, buccinator, leucoptera und viridis) sind Kopf, Hals, Oberrücken, Flügel, Unterbrust, Bauch und Steiß schwarz, die Federn am Buge purpurschwarz, blau oder grünlich schillernd, die Achselfedern in der Jugend ölbraun, im Alter blei- oder silbergrau, Unterhals und Oberbrust stahlblau, erzfarben schillernd. Das Auge ist rotbraun, der nackte Augenring fleischfarben, der Schnabel grünlichweiß, der Fuß gelblich fleischfarben. Die Länge beträgt 52, die Fittichlänge 29, die Schwanzlänge 3 cm.

Südamerika nördlich des Amazonenstromes ist die Heimat des Agami; jenseits des gewaltigen Stromes wird er durch Verwandte vertreten. Er lebt nur im Walde, hier aber überall und in zahlreichen Scharen, laut Schomburgk, in solchen von 100—200 Stück zusammen. Diese Herden schreiten, so lange sie nicht gestört werden, langsam und würdevoll einher und vergnügen sich durch lustige und lächerliche Sprünge, können aber sehr schnell laufen und sind auch auf diese Bewegung angewiesen. „Ihre Flugkraft“, sagt Schomburgk, „ist so schwach, daß, wenn die Herden einen irgend bedeutenden Fluß überfliegen, gewöhnlich mehrere das jenseitige Ufer gar nicht erreichen können und in den Strom fallen, sich dann aber durch Schwimmen retten.“ Vor dem Jäger flieht eine solche Herde ängstlich dahin, aber freilich niemals weit in einem Zuge; denn die schwerfälligen Vögel setzen sich bald wieder auf den Boden nieder oder flattern zu niedrigen Ästen der Bäume empor und lassen sich von hier leicht herabschießen. Erschreckt, geben sie ihre sonderbare Stimme zu hören:

zuerst einen scharfen, wilden Schrei und dann ein dumpfes, trommelndes Geräusch, welches mit geschlossenem Schnabel hervorgebracht wird, eine Minute lang fortdauert, mehr und mehr sich abschwächt und deshalb aus immer weiterer Entfernung herzutönen scheint, aber nicht unangenehm klingt; hierauf folgt eine Pause von wenigen Minuten und dann von neuem das Schreien und Bauchreden. Die Indianer glauben, daß letzteres im Unterleibe entstehe, und ihre Auffassung erklärt sich dem, der den Vogel beim Schreien beobachtet.



Agami (Psophia crepitans). ¼ natürl. Größe.

Nach eignen Wahrnehmungen klingen die lauten, langgezogenen Töne wie „zeterret burretetet turrrre“ und werden beim Einatmen hervorgebracht; unmittelbar darauf folgen dann ungemein tiefe, unbeschreibliche Brummlaute. Mit Recht schreibt man die absonderliche Stimme der eigenartigen Bildung der Luftröhre zu. „Die an ihrer oberen Hälfte einem Schwanenkiele gleiche Luftröhre“, sagt Pöppig, „verengert sich, sobald sie in den Brustkasten eintritt, und steht nach beiden Seiten mit zwei häutigen, halbkugeligen Säcken in Verbindung, von welchen der rechte, größere in 3 oder 4 Kammern zerteilt erscheint. Mittels der Muskelthätigkeit des Brustkastens wird die Luft durch enge Öffnungen in jene zusammengesetzten Säcke gezwängt und bringt bei dem Durchgange das erwähnte sonderbare Geräusch hervor.“ Bei jeder Erregung schnellt der Agami außerdem seine Flügel hervor, um sie sodann schirmförmig auszubreiten. Dies geschieht oft 5—6mal nacheinander.

Früchte, Körner und Kerbtiere bilden die Nahrung. Die Jungen bevorzugen Würmer und Kerse; die Alten gewöhnen sich an Getreide aller Art und Brot.

Der Agami nistet an der Erde, scharrt hier, wie die Hühner, am Fuße eines Baumes eine seichte Vertiefung und legt 10 oder mehr hellgrüne Eier. Die Jungen sind vollendete Nestflüchter, verlassen also sofort nach dem Trockenwerden mit den Eltern die Brutstätte, tragen aber den sehr dichten, langen und weichen Nestflaum mehrere Wochen.

Man findet den Agami, laut Schomburgk, in allen Indianerniederlassungen in einem Zustande vollkommener Freiheit, gewöhnlich als Wächter und Beherrscher des übrigen Geflügels. Er lernt die Leute, die sich mit ihm abgeben, kennen und lieben, gehorcht der Stimme seines Herrn, folgt ihm wie ein Hund, geht vor ihm her oder umtanzt ihn in erheiternden Sprüngen, zeigt lebhafte Freude, wenn der Gebieter nach längerer Abwesenheit wieder zurückkommt, und ist eifersüchtig auf andere Tiere, welche die Liebe des Herrn mit ihm teilen. Für Liebkosungen zeigt er sich sehr empfänglich, duldet es zum Beispiel, daß man ihm an Kopf und Hals kraut, fordert sogar zu der anderen Vögeln höchst unangenehmen Berührung förmlich auf. Bekannten des Hauses erweist er Ehrerbietung, Fremde betrachtet er mit Abneigung und gewisse Personen mit Haß. Seine Herrschsucht bethätigt er übrigens nicht bloß an dem Hausgeflügel, sondern auch an Hunden und Katzen, denen er kühn zu Leibe geht, wahrscheinlich weil er für seine Untergebenen fürchtet. Ein gefangener Agami des Akklimatisationsgartens in Paris führte eine Schar Hühner, als ob er deren Herr wäre, rief sie herbei und gluckste. Einzelne sollen, wie Kraniche, selbst Schafherden auf der Weide bewachen. In den Straßen der Ortschaften von Guayana sieht man oft welche frei umherlaufen; denn sie finden sich, auch wenn sie sich weit vom Hause entfernen, regelmäßig wieder ein. Nach Schomburgk pflanzen sie sich in der Gefangenschaft zuweilen fort.

Die dritte Familie (Dicholophidae) umfaßt die Schlangenstörche (Dicholophus), höchst eigentümlich gestaltete Vögel, die in vieler Hinsicht an den Kranichgeier erinnern und früher mit ihm in einer Familie vereinigt wurden. Der Leib ist schlank, der Hals lang, der Kopf ziemlich groß, der Schnabel etwas kürzer als der Kopf, schlank, gestreckt, mäßig zusammengedrückt, an seinem Wurzelteile gerade, am Vorderteile oder gegen die Spitze hin gebogen und hakig, einem gestreckten Raubvogelschnabel nicht unähnlich, der Fuß sehr hoch, weit über die Ferse hinauf unbefiedert, langläufig und kurzzehig, besonders ausgezeichnet noch durch die dicken, stark gekrümmten und zugespitzten Krallen, also an den Fang eines Raubvogels erinnernd, der Flügel kurz, aber hart und kräftig, unter seinen Schwingen die vierte und fünfte die längste, das Armgefieder so verlängert, daß es den ruhenden Flügel von oben bedeckt, der aus zehn Federn bestehende Schwanz lang und stark abgerundet, das Gefieder des Kopfes lang, schmal zugespitzt und weichlich, das der Stirn vom Schnabelgrunde an zu einem aufrechtstehenden Schopfe verlängert, das des Bauches und Steißes weich und daunig, das die Nasengrube und den Mundrand umgebende borstig; ein Zügelflecken bleibt unbefiedert. Der innere Bau ähnelt dem der Kraniche, in gewisser Hinsicht aber auch dem der Rallen. Die Wirbelsäule besteht aus 14 Hals-, 7 Rücken-, 13 Becken- und 7 Schwanzwirbeln; das Brustbein trägt einen hohen Kiel und ist am Hinterrande nicht ausgebuchtet; die Zunge ist halb so lang wie der Unterkiefer, flach, glatt, ganzrandig, ihre Spitze eine glatte, dünne Hornplatte; der dickwandige Schlund geht durch einen kleinen Vormagen in den dehnbaren häutigen Magen über.

*

Das Gefieder der Seriema (Dicholophus cristatus, saurophagus und margravii, Cariama cristata und saurophaga, Palamedea und Sariama cristata, Microdactylus und Lophorhynchus cristatus) ist grau, jede Feder mit feineren, helleren und dunkleren, quer stehenden Zickzackwellenlinien gezeichnet, die auf der Vorderbrust die Schaftgegend frei und daher einen Schaftstreifen hervortreten lassen; die des Unterbauches haben keine Zeichnung; die verlängerten des Kopfes und Halses sind schwarzbraun, die Schwingen braun, an der Innenfahne abwechselnd weißlich quer gebändert, die Handschwingen auch weiß an



Seriema (Dicholophus cristatus). ⅙ natürl. Größe.

der Spitze, die beiden mittleren Schwanzfedern einfarbig graubraun, die übrigen auf der Mitte schwarzbraun, an der Wurzel und am Ende weiß. Das Auge ist hell schwefelgelb, der Zügel gräulich fleischfarben, der nackte Augenring bläulich, der Schnabel korallenrot, der Fuß vorn rötlichbraun, seitlich ziegelrot. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch das kürzere Nackengefieder und den gelbgrauen Grundton seiner Färbung. Das Junge ähnelt dem Weibchen in allen wesentlichen Punkten. Die Länge beträgt 82, die Fittichlänge 37, die Schwanzlänge 31 cm.

Über die Lebensweise der Seriema haben uns der Prinz von Wied und Burmeister sehr ausführlich unterrichtet, und ihre Mitteilungen sind neuerdings durch A. von Homeyer, der einen gefangenen Vogel beobachten konnte, wesentlich bereichert worden, so daß wir uns gegenwärtig einer genügenden Kunde des sonderbaren und vielen Forschern rätselhaft

erscheinenden Geschöpfes rühmen dürfen. Die Seriema ist über einen großen Teil Südamerikas verbreitet und lebt in den großen, offenen Triften des inneren Brasilien, wo sanfte, mit Gras bewachsene Höhen oder Ebenen mit einzelnen Gesträuchen abwechseln. Man beobachtet sie paar- oder nach der Brutzeit familienweise zu 3 oder 4 zusammen, bekommt sie aber nur da zu sehen, wo sie sich nicht im Grase verstecken kann. Ihre Färbung kommt ihr, laut Burmeister, in den dürren Steppen sehr zu statten. Sie duckt sich, wenn sie Geräusch hört, hebt nur dann und wann den Kopf ein wenig und läuft hierauf rasch zwischen den Halmen fort, ohne sich zu zeigen. „Obgleich ich den Vogel täglich in den Campos gehört habe und namentlich auf meinem Lager in früher Morgendämmerung, habe ich ihn doch nie zu Gesichte bekommen. Dicht neben mir hörte ich oftmals einen Ton, und wenn ich hinritt, war alles still, kein Halm, viel weniger ein Vogel regte sich." Auch der argentinische Verwandte, „Tschunja" genannt, läßt sich öfter hören als sehen; doch gelang es Burmeister, seiner zweimal ansichtig zu werden. Der Prinz von Wied sagt, daß der Lauf dem eines Truthahnes ähnele; Burmeister fügt dem hinzu, daß er schneller dahinrenne, als ein Pferd zu traben vermöge, und nur im Galopp eingeholt werden könne. A. von Homeyer bemerkt, daß der laufende Vogel sich vorn sehr überbiegt, und daß der Leib wie der zusammengelegte Schwanz eine wagerechte Haltung annehmen. Die Flügel werden dabei dicht angelegt, nicht gelockert. In der Ruhe ist der Hals eingezogen, der Vorderteil des Leibes erhoben und der Schwanz geneigt. Während des Tages sieht man die Seriema selten ruhig; sie steht, geht oder läuft beständig umher und gibt sich niemals einer Träumerei hin, wie der Kranich es oft thut. Die Brasilier erzählten dem Prinzen von Wied, daß man die Vögel zuweilen auch auf der Spitze eines Strauches oder eines mäßig hohen Baumes sitzen sähe, daß sie sich jedoch, sobald Gefahr nahe, sofort auf die Erde herab begäben, und sich nur durch Laufen, nicht durch Fliegen, vor einem Verfolger zu retten suchten. A. von Homeyer beobachtete, daß die Seriema die Nacht stets auf einem Baume, niemals auf der Erde zubrachte, beim Bäumen sich ungeschickt zeigte und oft lange Zeit brauchte, bevor sie ihren bestimmten Platz erreicht hatte. Auf diesem zog sie dann die Beine und den Hals ein und verbrachte so die Nacht in kauernder Stellung. Auch Burmeister sagt, daß sie die Nacht in den Kronen mäßig hoher Bäume verbringe. In der Freiheit wie in der Gefangenschaft vernimmt man oft die laute, weithinschallende Stimme. Sie klingt, nach Burmeisters Meinung, wie das Gebelfer und Gekläff eines jungen Hundes, nach Homeyers Angabe raubvogelstimmig und ungemein kreischend. Auch der schreiende Vogel sitzt am liebsten etwas erhöht, schreit wenigstens, so lange er auf dem Boden umherläuft, minder laut und anhaltend. „Springt die Seriema auf einen ihrer Baumstümpfe, so mögen sich alle Nervenschwache möglichst weit entfernen; denn es beginnt jetzt im wahren Sinne des Wortes ein Schreikonzert. Beim ersten Teile nimmt der Musiker eine aufrechte Haltung an, sieht gen Himmel und schreit mit sehr heller, gellender Stimme überraschend laut: ‚ha hahahahi hihihi hiel hiel hi-el', worauf eine kleine Pause von 4—5 Sekunden eintritt und sodann ein kurzer Nachruf, ungefähr wie ‚hak' klingend, erfolgt. Beim Ausstoßen jeder einzelnen Silbe wird der Kopf wechselweise eingezogen und gehoben, wodurch eine eigentümliche Bewegung des Vorderteiles entsteht; dann wird der Kopf vollkommen hintergeworfen und der zweite Teil herausgeschrieen. Dieser beginnt noch viel lauter als der erste, klingt ungefähr: ‚hahiel hahiel hiel il ilk ilk ilk ack' und endet, nach und nach schwächer werdend. Zuweilen schreit der Vogel eine halbe Stunde lang."

Die Nahrung besteht vornehmlich in den Kerbtieren der Campos; doch vertilgt die Seriema auch viele Schlangen, Eidechsen und dergleichen. In den Augen der Brasilier ist sie deshalb ein allgemein geachtetes Tier, und das Gesetz verbietet, sie zu töten. Der Prinz von Wied fand ihren Magen gänzlich mit Heuschrecken vollgepfropft; Burmeister gibt auch

noch saftige Beeren als Futter an. Gefangene fressen Fleischstücke, Brot, Kerbtiere und dergleichen, bekunden übrigens wirkliche Raubgelüste, so oft sie können. „Sperlinge, junge Ratten und Mäuse", sagt von Homeyer, „die sich dem Futterkasten nähern, werden oft, indem sich der Vogel im schnellsten Laufe auf sie stürzt, mit unendlicher Geschicklichkeit gefangen und, nachdem sie erst im Wasser vollkommen eingeweicht und mundgerecht gemacht worden sind, mit Haut und Haaren verschluckt. Das Einweichen geschieht vorzugsweise bei größeren Arten, wie Ratten und Sperlingen, seltener bei kleineren, z. B. den Mäusen." Eine, die Burmeister beobachtete, nahm nur kleine Fleischstückchen auf, ließ aber größere Bissen, Gedärme des Hausfederviehes, liegen, sammelte dagegen Knochen oder selbst aus Knochen gearbeitete Gegenstände und schlug sie so lange auf einen Stein, bis sie zersprangen, unzweifelhaft in der Absicht, Kerbtiere, Maden oder Würmer, die im Inneren der Markröhre leben, oder das leckere Mark selbst zu erbeuten. Schlangen tötet die Seriema nach Haackes Beobachtungen in Frankfurt, indem sie sie so lange mit dem Schnabel ergreift und schnell zu Boden schleudert, bis sie sich nicht mehr regen.

In der Paarungszeit streiten sich die männlichen Seriemas heftig um die Weibchen. Hiervon war der Prinz von Wied im Monat Februar Augenzeuge. „Sie verfolgten sich in dem dichten Nebel des Morgens und kamen uns dann zufällig so nahe, daß wir sie im schnellen Laufe mit weitgeöffnetem Schnabel erblickten." Auch von Homeyer gedenkt der Rauflust des Vogels und beschreibt die Kampfstellungen, die er annimmt. „Kommt die Seriema in Streit", sagt er, „so macht sie tolle Sprünge, sträubt das Halsgefieder, bläht sich raubvogelartig auf und breitet den Schwanz während eines Sprunges in der Luft fächerförmig aus, nebenbei auch vielleicht, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, den einen oder den anderen Flügel. So wird bald springend, bald laufend der Gegner unter den drolligsten Gebärden angegriffen und verfolgt. Der Schnabel ist als die eigentliche Waffe zu betrachten, mit welcher die Seriema gelegentlich einen glücklichen Griff thut und dem Gegner viele Federn ausrupft, während der oft vorgeschnellte Fuß nie krallt, sondern nur Stöße und Fußtritte gibt. Übrigens sind diese Zwistigkeiten zwischen den Seriemas oder ihnen und anderen Vögeln überhaupt nie von langer Dauer, nehmen auch nie einen bösartigen Charakter an."

Das Nest wird auf einem niedrigen oder mäßig hohen Baume angelegt. Eins, das der Prinz von Wied fand, konnte mit der Hand erreicht werden. Es bestand aus dürren Reisern, die unordentlich quer über die Zweige gelegt waren; eine Schicht von Letten oder Kuhmist bildet die Mulde. In ihr findet man 2 weiße, spärlich rostrot getüpfelte Eier, die Pfaueneiern in der Größe ungefähr gleichkommen, und später die in dichte, rostgelbe, grauschwarzbraun gewellte Daunen gekleideten Jungen, die einige Zeit im Neste zubringen, dann aber von den Alten ausgetrieben werden sollen. Ihrer leichten Zähmbarkeit halber hebt man sie, wenn sie halbwüchsig sind, aus, um sie im Gehöfte aufzuziehen. Sie gewöhnen sich, laut Burmeister, schon nach zweitägiger Pflege so an den Menschen, daß sie auf seinen Ruf herbeieilen, um ihre Nahrung von ihm zu empfangen. „Ich sah zwei solcher Vögel, welche frühmorgens zusammengekauert um das Feuer standen und sich wärmten, unbekümmert um eine Anzahl von Kindern und Erwachsenen, die aus demselben Grunde dicht neben ihnen lagerten. Angestoßen und von der Stelle vertrieben, gaben sie einen kurzen Laut des Unmutes von sich und nahmen sogleich dieselbe Stellung an der anderen Seite des Feuers wieder ein." Nachdem sie erwachsen sind, spielen die Jungen den Meister des übrigen Geflügels auf dem Hühnerhofe, leben jedoch mit ihm ziemlich in Frieden. Nachts schlafen sie stets auf erhabenen Standpunkten, am liebsten auf den aus Reisern geflochtenen Dächern der Sonnenschauer. Man gewährt ihnen vollkommene Freiheit; sie laufen weit umher, kehren aber immer wieder zurück und benehmen sich ganz wie Haustiere.

„Obgleich das Fleisch dieser Vögel weiß und wohlschmeckend wie Hühnerfleisch ist", fährt der Prinz von Wied fort, „so werden sie doch nur selten gejagt. Da sie sehr schüchtern sind, ist es nicht leicht, ihnen mit der Flinte beizukommen; selbst meine bei den Nestern verfolgenden Jäger waren nicht so glücklich, die Alten zu überlisten. Sobald die Seriema etwas Fremdartiges bemerkt, verstummt ihre Stimme sogleich, und im nächsten Augenblicke hört man sie schon in weiter Entfernung; alsdann pflegt sie sich auch in dem Gebüsche zu verbergen. Die beste Art, diesen Vogel zu jagen, ist, wenn man ihn zu Pferde im Trabe verfolgt und nicht aus dem Auge läßt; denn, anhaltend in weitem Kreise von dem Gebüsche abgeschnitten und immer schneller laufend, ermüdet er endlich. Sowie der Jäger dies bemerkt, reitet er auf den Vogel zu, der jetzt kleine Wendungen macht, und man wirft ihm nun entweder eine Schlinge um den Hals oder schießt ihn von einem Baume herab, auf den er sich nach kurzem, niedrigem Fluge gesetzt hatte. Gewöhnlich drückt er sich übrigens auf den Boden nieder, und man ergreift ihn lebend mit der Hand. Ich hatte lange vergebens mit meinen Jägern nach diesen Vögeln das Campo durchstrichen, bis ein rüstiger Pflanzer aus der Nachbarschaft sich zufällig auf seinem raschen Hengste bei mir einfand. Er versprach, mir sogleich den Anblick einer Seriemajagd zu verschaffen, ritt nach dem Vogel, dessen Stimme man eben hörte, hin und jagte ihn auf. Mit Vergnügen sahen wir, wie der Reiter in raschem Trabe unausgesetzt dem schnellen Vogel über Höhen und Rücken, durch sanfte Thäler und Ebenen folgte, ihn höchst geschickt vom Gebüsche abschnitt und endlich die schöne Beute uns lebend überbrachte."

Zur zweiten Sippschaft der Kranichvögel, zu den Sonnenrallenartigen (Eurypygae), gehören neben den Rallenkranichen zwei der eigenartigsten, eine besondere Familie bildenden Vögel Südamerikas. Die Sonnenrallen (Eurypygidae) kennzeichnen sich durch geringe Größe, schmächtigen Leib, ziemlich langen, dünnen Hals, reiherähnlichen Kopf, langen, geraden, starken, harten und spitzigen, seitlich zusammengedrückten, auf dem Firste sanft gewölbten Schnabel, hohe, schlanke Füße mit ziemlich entwickelter Hinterzehe, sehr breite, große Flügel, unter deren Schwingen die dritte die längste, auffallend langen, aus großen und breiten Federn gebildeten Schwanz und reiches, locker anliegendes, äußerst buntfarbiges Gefieder.

Kopf und Nacken der Sonnenralle (Eurypyga helias, solaris und phalenoides, Helias oder Heliornis solaris) sind schwarz, ein Augenbrauenstreifen und ein zweites Band, das vom Schnabelwinkel nach dem Hinterhalse verläuft, Kinn und Kehle weiß, die Federn des Rückens, der Schultern und die Oberarmfedern auf schwarzem Grunde roströtlich quer gestreift, die Bürzel- und oberen Schwanzdeckfedern schwarz und weiß, die Halsfedern braun und schwarz gebändert, die der Unterteile gelblich- oder bräunlichweiß, die Schwingen hellgrau, weiß und schwarz gemarmelt und braun gebändert, die Schwanzfedern ähnlich gezeichnet und durch die schwarze, nach der Wurzel zu braun gesäumte, breite Endbinde noch besonders geziert. Eine genauere Beschreibung des Gefieders läßt sich, ohne sehr weitschweifig zu werden, wegen der Mannigfaltigkeit der Zeichnung und Färbung nicht geben. Das Auge sieht rot, der Schnabel wachsgelb, der Fuß strohgelb aus. Die Länge beträgt ungefähr 42 cm.

Erst durch die neueren Reisenden haben wir einiges über das Freileben der Sonnenralle erfahren, durch die Tiergärten zu London und Amsterdam auch das Gefangenleben genauer kennen gelernt. Der Vogel, der nicht ganz mit Unrecht mit einem großgefiederten

Schmetterlinge verglichen wurde, lebt im nördlichen Südamerika von Guayana bis Peru und von Ecuador bis zur Provinz Goyaz in Mittelbrasilien, an der Meeresküste oder an Flußufern, besonders häufig am Orinoko, Amazonenstrome und den Flüssen Guayanas. „Das reizende, grau, gelb, grün, schwarz, weiß und braun gemischte Gefieder", sagt Schomburgk, „macht die Sonnenralle zu einem der schönsten dieser an glänzenden Vögeln so reichen Gegend, namentlich wenn sie Flügel und Schwanz, gleich einem Truthahne, ausbreitet und in den Sonnenstrahlen spiegeln und schillern läßt. Sie kommt in den Wäldern an sonnigen



Sonnenralle (Eurypyga helias). ¼ natürl. Größe.

Stellen, besonders aber an den Ufern der Flüsse, doch immer nur einzeln, seltener paarweise vor. Ihre Nahrung bilden Fliegen und andere Kerbtiere, die sie mit solcher Gewandtheit verfolgt, daß sie ihr selten entfliehen. Immer in Bewegung und den Kopf nach allen Seiten wendend, sucht sie auf dem Boden und auf den Blättern des niedrigen Gesträuches ihre Beute. Hat ihr scharfes Auge ein Kerbtier entdeckt, dann zügelt sie augenblicklich ihren Schritt, schreitet langsam hinan und dehnt plötzlich den Hals zu solcher Länge aus, daß sie schnell das ihre Nähe kaum ahnende Tier ergreift und verschluckt." Nach Bates soll der Vogel am Amazonenstrome häufig sein, aber nicht oft bemerkt werden, weil es schwierig ist, ihn in dem buntfarbigen Gelaube zu entdecken und man nur durch seinen Lockton, ein sanftes, lang getragenes Pfeifen, zu ihm hingeleitet wird. Auch Webdell sagt, daß man ihn nicht oft zu sehen bekäme, aber nicht, weil er selten, sondern weil er sehr scheu wäre.

Wer seine Stimme nachzuahmen versteht, lockt ihn bis tief ins Innere der Wälder. Am häufigsten begegnet man ihm, nach Goudot, in der Dämmerung; denn erst um diese Zeit wird er lebendig. Diese Angabe steht mit den vorher angegebenen Berichten im Widerspruche, erscheint mir jedoch begründet.

Castelnau schildert die Sonnenralle als wild und bösartig, in Wesen und Sitten also den Reihern ähnlich. Wenn man sich ihr naht, lüftet sie die Flügel und legt sich zur Verteidigung aus, springt auch wohl wie eine Katze auf die Maus gegen den Feind los. Trotzdem muß sie sich leicht fangen und zähmen lassen, da man sie in allen Niederlassungen der Indianer und auch auf den Höfen der in ihrer Heimat angesessenen Europäer gezähmt findet und als besonderen Liebling hochachtet. Am Amazonenstrome nennt man sie „Pavaone“ oder Pfau und gebraucht dieses Wort auch als Rufnamen; denn einen solchen erhält die gefangene, weil sie ihrem Gebieter wie ein Hund folgen lernt. Plaza sah in Sarayacou eine, die 22 Jahre in der Gefangenschaft gelebt hatte, und Schomburgk und Bates berichten übereinstimmend, daß man gerade der leichten Zähmbarkeit und Ausdauer halber diesen Vogel so gern hält. Die meisten Gefangenen laufen frei umher, mischen sich nach Belieben unter das Geflügel des Hofes, verkehren ohne Furcht mit den Hunden, unterscheiden aber sehr wohl zwischen fremden Tieren und ziehen sich auch vor unbekannten Leuten scheu zurück. Mit Vergnügen sieht man, wie sie in Flur und Zimmer, vor und auf dem Hause ihrer Kerbtierjagd obliegen. Bates versichert, daß sie sich zum Spielzeuge der Kinder hergeben, wenn man sie ruft, antworten und herbeikommen, um das ihnen durch das Rufen angezeigte Futter aus der Hand zu nehmen.

Die gefangenen Sonnenrallen, die ich in den Tiergärten zu London und Amsterdam sah, machten einen durchaus eigenartigen Eindruck auf den Beschauer. In mancher Hinsicht erinnern sie allerdings an die Reihervögel, im allgemeinen aber mehr an die Rallen; doch gleichen sie weder den einen noch den anderen. Bei ruhigem Gange tragen sie den Leib wagerecht, den Hals zusammengezogen und die Flügel etwas gelüftet, bei schnellerem Laufe legen sie das Gefieder so glatt an, wie es ihnen möglich ist. Der Gang ist schleichend und äußerst bedächtig, der Flug weich und sonderbar flatternd, dem eines langsamen Schmetterlinges wirklich nicht unähnlich, dem eines bei Tage aufgescheuchten Ziegenmelkers ebenfalls vergleichbar. Die Schwingen und das Steuer scheinen für die Last des Leibes viel zu groß zu sein, daher die Weichheit der Bewegung. Keiner der mir bekannten Reisenden spricht sich ausführlich über den Flug aus; demungeachtet glaube ich, nach dem, was ich beobachtet habe, mit Sicherheit schließen zu können, daß die Sonnenralle nicht im stande ist, in hoher Luft dahin zu fliegen, daß jeder heftige Luftzug sie auf den Boden herabschleudern muß.

Über die Fortpflanzung berichtet zuerst Goudot. Das Nest steht stets über der Erde, auf Bäumen, in einer Höhe von 2 m über dem Boden; 2 Eier, die auf blaß mennigrotem Grunde mit mehr oder weniger großen Flecken und einzelnen Punkten von dunkelbrauner Färbung gezeichnet sind, bilden das Gelege. Die Jungen verlassen das Nest im August. Zur allgemeinen Freude der Naturkundigen gaben die Gefangenen des Londoner Gartens im Jahre 1865 Gelegenheit, Genaueres festzustellen. Ein Paar dieser Vögel wurde im September 1862 gekauft und gewöhnte sich leicht an die veränderten Verhältnisse. Im Mai des erstgenannten Jahres zeigte es Lust zum Brüten, indem es Stöcke, Wurzeln, Gras und andere Stoffe umhertrug. Dabei sah man beide häufig rund um das Trinkbecken gehen, augenscheinlich in der Absicht, hier Neststoffe zu suchen oder gefundene einzuweichen. Dies brachte Bartlett auf den Gedanken, ihnen Lehm und Schlamm zu geben. Sie bemächtigten sich sofort dieser Stoffe, erwählten einen Baumstrunk von ungefähr 3 m Höhe über dem Boden, auf welchem ein altes, künstliches Strohnest befestigt war, und trugen nun den mit Stroh, Wurzeln und Gras vermischten Lehm dahin, pflasterten das Innere des Nestes aus

und erhöhten seine Seitenwände. Eines Morgens brachte der Wärter die Bruchstücke eines Eies, die er am Boden unter dem Neste gefunden hatte und der Sonnenralle zuschrieb. **Bartlett** fand zu seiner Überraschung, daß sie den Eiern eines Teichhuhnes oder der Waldschnepfe ähnlich waren, und glaubte, weil ein Purpurhuhn mit jenem in demselben Käfige lebte, die Richtigkeit der Aussage des Wärters bezweifeln zu können, nahm jedoch das Purpurhuhn weg und überließ die Sonnenrallen sich selbst. Anfang Juni lenkte der Wärter die Aufmerksamkeit seines Vorgesetzten auf ein anderes Ei, das im Neste lag; **Bartlett** besichtigte es und sah, daß es mit jenen Stücken durchaus übereinstimmte. Beide Alten zeigten sich sehr besorgt um das Ei und brüteten abwechselnd 27 Tage lang. Am 9. Juni schlüpfte das Junge aus; am folgenden Tage wurde es besichtigt und eine Zeichnung von ihm genommen. Es blieb im Neste sitzen und wurde abwechselnd von beiden Eltern mit Kerbtieren und kleinen lebenden Fischen geatzt, und zwar ganz in derselben Weise wie junge Ibisse. Am zweiten Tage seines Lebens war es so weit flügge, daß es bis auf den Boden herabflattern konnte, und nunmehr blieb es hier, ohne jemals ins Nest zurückzukehren. Sein Wachstum geschah so schnell, daß es bereits nach 2 Monaten von den Alten nicht mehr unterschieden werden konnte. Im August begannen die alten Vögel das Nest wieder herzurichten, indem sie eine frische Schicht von Schlamm und Lehm auftrugen; Ende August legte das Weibchen ein anderes Ei. Diesmal unterzog sich das Männchen dem Geschäfte der Bebrütung mit größerer Sorgfalt und regerem Eifer als seine Gattin, die immer noch mit der Ernährung des ersten Jungen zu thun hatte. Am 28. September entschlüpfte das zweite Junge. Doch schienen nunmehr beide Alten dem ersten größere Sorgfalt als dem Nachgeborenen zuzuwenden, so daß der Wärter, fürchtend, der kleine Bursche möge unter der Vernachlässigung leiden, zu Hilfe kommen mußte. Der Nestling gewöhnte sich auch bald an den menschlichen Pflegevater, und es gelang, ihn ebenfalls groß zu ziehen. Aus der von **Bartlett** gegebenen Abbildung ersieht man, daß das Daunenkleid auf der Oberseite braunrostfarben und gelblichweiß längs und quer gestreift und gefleckt, auf der Unterseite hingegen bis auf wenige weiße und braune mondförmige Flecken einfarbig ist.

Ein auf Neucaledonien heimischer Vogel, der **Kagu** (**Rhinochetus jubatus**), bildet als einzige Art die Gattung der **Rallenkraniche** (**Rhinochetus**) und die gleichnamige Familie (**Rhinochetidae**). Seine Gestalt ist gedrungen, sein gerader Schnabel mäßig lang. Jederseits des Schnabels liegt in einer tiefen Furche eine kurze, nach vorn sich öffnende Hornröhre, in welcher das Nasenloch gelegen ist. Der Lauf ist dick und erreicht nahezu die zweifache Länge der Mittelzehe; die Vorderzehen sind gespalten, die kurze Hinterzehe ist hoch eingelenkt. Sein weiches Gefieder, das am Hinterkopfe aus langen, zerschlissenen Federn gebildet wird, ist grau, am Unterkörper hell rostbraun. Der am Grunde grüne Schwanz ist an der Spitze rotbraun, die Schwingen zeigen schwarze und weiße, schwarz marmorierte, zum Teil schwach rostbraune Querbinden.

Der Kagu führt eine nächtliche Lebensweise und nährt sich nur von Tieren, insbesondere von Schnecken und Würmern.

Sach-Register.

B.

H.

J (i).

J (j).

K.

L.

M.

N.

T.

Autoren-Register.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Verlags-Verzeichnis

des

Bibliographischen Instituts

in Leipzig und Wien.

März 1894.

Encyklopädische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Konversations-Lexikon, *fünfte, neubearbeitete und vermehrte Auflage.* Mit ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 950 Tafeln, darunter 152 Farbendrucktafeln und 260 Kartenbeilagen. (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. — Geheftet, in 34 Halbbänden zu je 4 Mk. Gebunden, in 17 Halblederbänden . . . . je	10	—
Wandregal zu »Meyers Konversations-Lexikon«, V. Auflage.		
In Eiche 30 Mk. (einschließlich Verpackung) — in Nußbaum 36 Mk. (einschließlich Verpackung).		
Meyers Kleines Konversations-Lexikon, *fünfte Auflage.* Mit 135 Illustrationstafeln, Karten und erläuternden Beilagen.		
Geheftet, in 66 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	8	—
Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens, *fünfte Auflage.*		
Gebunden, in Halbleder	10	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Der Mensch, von Prof. Dr. ***Joh. Ranke.*** *Zweite Auflage.* Mit 1000 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Farbendrucktafeln. (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	15	—
Völkerkunde, von Prof. Dr. ***Friedr. Ratzel.*** Mit 1120 Abbildungen im Text, 5 Karten und 30 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 42 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . je	16	—
Brehms Tierleben, *dritte Auflage.* Mit 1910 Abbildungen im Text, 12 Karten und 99 Tafeln in Farbendruck und 80 in Holzschnitt.		
Geheftet, in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 10 Halblederbänden . . . . je	15	—
(Bd. I—III »Säugetiere« — Bd. IV—VI »Vögel« — Bd. VII »Kriechtiere und Lurche« — Bd. VIII »Fische« — Bd. IX »Insekten« — Bd. X »Niedere Tiere«.)		

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe für Volk und Schule. *Zweite Auflage* von *R. Schmidtlein.* Mit 1200 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 53 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . je	10	—
Die Schöpfung der Tierwelt, von Prof. Dr. ***Wilh. Haacke.*** (Ergänzungsband zu »Brehms Tierleben«.) Mit 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 1 Karte.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Erdgeschichte, von Prof. Dr. ***Melchior Neumayr.*** Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . je	16	—
Pflanzenleben, von Prof. Dr. ***A. Kerner von Marilaun.*** Mit 2100 Abbildungen im Text und 40 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 30 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . je	16	—

Geschichtliche und geographische Werke.

	M.	Pf.
Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Politische Geschichte Deutschlands von 1871 bis 1890. Von Dr. ***Hans Blum.*** Mit 1 Porträt.		
Geheftet 6 Mk. — Gebunden, in Halbleder	7	50
Afrika, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 10 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	12	—
Asien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 160 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Amerika, in Gemeinschaft mit Dr. *E. Deckert,* Prof. Dr. *W. Kükenthal* herausgegeben von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 201 Abbildungen im Text, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—

Europa und ***Australien*** erscheinen, von Prof. Dr. *Wilh. Sievers* herausgegeben, Ende 1894 und 1895.

Geographische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Kleiner Hand-Atlas. Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen.		
Geheftet, in 17 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in Halbleder	10	—
Eine Weltreise, von Dr. ***Hans Meyer.*** Mit 120 Abbildungen u. 1 Karte.		
Gebunden, in Leinwand	6	—
Neumanns Ortslexikon des Deutschen Reichs. *Dritte Auflage.* Mit 35 Karten und Plänen und 275 Wappenbildern. (Im Erscheinen.		
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in Halbleder	15	—

Meyers Klassiker-Ausgaben.

In Leinwand-Einband; für feinsten Halbleder-Einband sind die Preise um die Hälfte höher.

Deutsche Litteratur.

	M.	Pf.
Arnim, 1 Band, herausg. von *J. Dohmke* .	2	—
Brentano, 1 Band, herausg. von *Demselben*	2	—
Bürger, 1 Band, herausg. von *A. E. Berger*	2	—
Chamisso, 2 Bände, herausg. von *H. Kurz*	4	—
Eichendorff, 2 Bände, herausg. von *R. Dietze*	4	—
Gellert, 1 Band, herausg. von *A. Schullerus*	2	—
Goethe, 12 Bände, herausg. von *H. Kurz* .	30	—
Hauff, 3 Bände, herausg. von *M. Mendheim*	6	—
Heine, 7 Bände, herausg. von *E. Elster* . .	16	—
Herder, 4 Bände, herausg. von *H. Kurz* .	10	—
E. T. A. Hoffmann, 2 Bde., herausg. von *Dems.*	4	—
H. v. Kleist, 2 Bde., herausg. von *Demselben*	4	—
Körner, 2 Bände, herausg. von *H. Zimmer*	4	—
Lenau, 2 Bände, herausg. von *C. Hepp* . .	4	—
Lessing, 5 Bde., herausg. von *F. Bornmüller*	12	—
Novalis u. Fouqué, 1 Bd., herausg. v. *J. Dohmke*	2	—
Schiller, 6 Bände, herausg. von *H. Kurz* .	15	—
— 8 Bde. (vollständigste Ausgabe), *Desgl.*	20	—
Tieck, 3 Bände, herausg. von *G. L. Klee* .	6	—
Uhland, 2 Bände, herausg. von *L. Fränkel*	4	—
Wieland, 3 Bände, herausg. von *H. Kurz* .	6	—

Englische Litteratur.

	M.	Pf.
Altenglisches Theater, v. *Robert Prölß*, 2 Bde.	4	50
Burns, Lieder und Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Ausgewählte Werke, *Strodtmann*sche Ausgabe, 4 Bände	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller* .	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *Demselben*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Dingelstedt*sche Ausgabe mit Biogr. von *R. Genée*, 9 Bände	18	—
— Leben und Werke, v. *R. Genée*	4	—
Shelley, Ausgew. Dichtungen, v. *A. Strodtmann*	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, v. *K. Eitner*	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Gedichte, von *Ad. Strodtmann* .	1	25

	M.	Pf.
Amerikan. Anthologie, von *Ad. Strodtmann*	2	—

Italienische Litteratur.

	M.	Pf.
Ariost, Der rasende Roland, v. *J. D. Gries*, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie, von *K. Eitner* .	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling* . .	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde.	3	50

Spanische und portugiesische Litteratur.

	M.	Pf.
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner* . .	1	25
Cervantes, Don Quichotte, von *E. Zoller*, 2 Bde.	4	—
Cid, Romanzen, von *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, von *Rapp* u. *Kurz*, 3 Bde.	6	50

Französische Litteratur.

	M.	Pf.
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt*	1	—
Chateaubriand, Erzählungen, v. *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, v. *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, v. *Ad. Laun*	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Demselben*	1	75
Rabelais, Gargantua, v. *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, v. *L. Schücking*, 2 Bde.	3	50
— Briefe, von *Wiegand*	1	—
Saint-Pierre, Paul und Virginie, v. *K. Eitner*	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen, v. *Aug. Cornelius*	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	2	—
Töpffer, Rosa und Gertrud, von *K. Eitner*	1	25

Skandinavische und russische Litteratur.

	M.	Pf.
Björnson, Bauern-Novellen, von *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, v. *Demselben*	2	—
Die Edda, von *H. Gering*	4	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bände	4	—
Puschkin, Dichtungen, von *F. Löwe* . . .	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, von *H. Viehoff* . .	1	—

Orientalische Litteratur.

	M.	Pf.
Kalidasa, Sakuntala, von *E. Meier* . . .	1	—
Morgenländische Anthologie, von *Demselben*	1	25

Litteratur des Altertums.

	M.	Pf.
Äschylos, Dramen, von *A. Oldenberg* . .	1	—
Anthologie griechischer u. römischer Lyriker, v. *Jakob Mähly*, 2 Teile in 1 Bd. geb.	2	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, v. *J. Mähly*	1	50
Homer, Odyssee, von *F. Ehrenthal* . . .	1	50
— Ilias, von *Demselben*	2	50
Sophokles, Dramen, von *H. Viehoff* . . .	2	50

	M.	Pf.
Geschichte der antiken Litteratur, von *J. Mähly* . . .	3	50

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.